Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Sechster Jahrgang.
1856.

Juli — December.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Deutsches Museum.

Zeitschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Sechster Jahrgang.

1856.

Juli — December.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.

Inhalt.

Literatur und Kunst.

Seite

Correspondenzen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 27.** 1. Juli 1856.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Friedrich der Große und die Markgräfin von Baireuth.

Von

Eduard Cauer.

I.

Das Leben und Wirken Friedrich's des Großen bietet der Betrachtung so mannichfaltige Gesichtspunkte und einen so unerschöpflichen Stoff dar, daß es sich immer wieder der Mühe verlohnen würde, darauf zurückzukommen, auch wenn dieser Stoff selbst in neuerer Zeit keine Veränderung und Erweiterung erfahren hätte. Um wie viel mehr liegt dazu die Veranlassung, ja ich möchte beinahe sagen, die Pflicht vor, da sich uns durch neue Veröffentlichungen in den jüngsten Tagen ganz frische Quellen der Erkenntniß für jene große Epoche erschlossen haben. Die schöne Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen, welche auf Befehl des regierenden Königs von Preußen seit 1846 erscheint, bringt in ihren beiden letzten im

Laufe des verflossenen Jahres ausgegebenen Bänden Friedrich's Familiencorrespondenz. Die Schätze zu heben, welche in diesen Bänden im Gebiete des Staats- und Kriegslebens niedergelegt sind, wird die Aufgabe eingehenderer Forschungen sein. Die folgende Darstellung hält sich in bescheidenern Grenzen, indem es dem Verfasser nur darauf ankam, den Lesern dieser Blätter einen Blick in des Königs Familienbeziehungen selbst zu öffnen, und zwar von der Seite, wo sie sich am schönsten, innigsten und reichsten darstellen, nämlich in dem Verkehr mit seiner vor Allen geliebten Schwester Wilhelmine, der Markgräfin von Baireuth. Der Herausgeber der Werke Friedrich's theilt mit, daß dem Drucke der zahlreichen Briefe, welche den Inhalt der beiden letzten Bände bilden, bis vor kurzem an höchster Stelle mancherlei Bedenken entgegengestanden haben, deren endliche Beseitigung der Vermittelung Alexander's von Humboldt zu danken ist. Wenn unter diesen Bedenken auch das war, daß Uebelwollende aus diesen Veröffentlichungen Stoff zu gehässigen Auffassungen und Darstellungen nehmen möchten, so findet eine solche Sorge wenigstens auf die Briefe, die den Gegenstand meiner heutigen Mittheilungen bilden sollen — sie füllen den größten Theil des letzten Bandes —, sicher keine Anwendung. Sie können nur dazu dienen, unsere Meinung von dem persönlichen Werthe des fürstlichen Geschwisterpaars zu erhöhen. Friedrich, in dem man neben dem Staatsmanne und dem Kriegshelden wol den Philosophen, aber kaum das Familienhaupt zu sehen gewohnt ist, zeigt uns hier einen Familiensinn, eine brüderliche Zärtlichkeit, eine Innigkeit und Weichheit der Empfindung, die besser als Alles, was sonst von ihm oder über ihn geschrieben worden ist, beweisen, daß er trotz aller französischen Bildung, die er zur Schau trug, nicht verlernt hatte deutsch zu denken und zu fühlen, und daß man ihm sehr unrecht thut, wenn man ihm die Fähigkeit abspricht, die edlern Seiten der weiblichen Natur zu würdigen und sich zu ihnen in Beziehung zu setzen. Die Markgräfin aber, für deren Beurtheilung wir bisher fast allein auf ihre eigenen Memoiren angewiesen waren, stellt sich uns hier im Verkehre mit dem Bruder vollends von einer ganz neuen Seite dar. In ihrer Selbstbiographie, die durch und durch den Stempel der aigrirten und aufgeregten Stimmung trägt, in der sie geschrieben ist, erscheinen nicht blos alle Personen und Verhältnisse, die berührt werden, carikirt, sondern vor allem auch ihre eigene Natur. Sie war besser, als sie sich in diesen Aufzeichnungen gegeben hat, und wenn ihr nicht ohne Grund vorgeworfen worden ist, daß sie das Andenken fast aller Derer, mit denen sie in Berührung gekommen ist, durch üble Nachrede befleckt hat, so ist dieses Unrecht dadurch gebüßt, daß sie durch alle ihre Worte Niemanden mehr als sich selbst hat schaden können. Mit ihrer bis zum Uebermaß nervösen und reizbaren

Natur war sie in ihren Empfindungen durchaus von den Umgebungen und Zeitumständen abhängig, unter denen sie lebte. Ihre Seele glich einem zartbesaiteten Instrumente, welches von jedem rauhen Luftzuge verstimmt wird und dann Mißklänge der widerwärtigsten Art hören läßt, welches aber, wenn der rechte Meister darüber kommt, der anmuthigsten wie der erhabensten Töne fähig ist. Friedrich war der Meister, der ihr solche Töne zu entlocken verstand. Alle wahrhaft edeln und energischen Naturen adeln auch Die, mit welchen sie in Berührung treten; sie zwingen durch ihre geistige Ueberlegenheit einen Jeden, der in ihre Nähe kommt, seine besten Seiten herauszukehren und heben ihn so gleichsam über sich selbst hinaus. Diese segensreiche Wirkung hat die Markgräfin von Baireuth in hohem Grade durch den Verkehr mit ihrem Bruder erfahren. Ihm gegenüber schwingt sie sich zu einer Hoheit der Gedanken und Entschlüsse auf, in denen man die auf ihren Rang eifersüchtige Fürstin kaum wiedererkennt, die sich mit ihrer Schwester von Ansbach in die erbärmlichsten Etikettestreitigkeiten verliert. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern bitte meine Leser, mit mir zunächst einige Augenblicke bei dem Jugendleben Friedrich's und seiner Schwester zu verweilen, durch welches jener innige Seelenbund gegründet wurde, den nachher erst der Tod zu lösen vermocht hat.

Wilhelmine und Friedrich waren die beiden ältesten Kinder Friedrich Wilhelm's I., Jene am 3. Juli 1709, Dieser am 24. Januar 1712 geboren; sie waren die einzigen unter ihren Geschwistern, die noch vor der Thronbesteigung des Vaters in die Welt traten. Wilhelmine hatte durch ihre schnelle körperliche und geistige Entwickelung noch die letzten Lebenstage ihres Großvaters Friedrich's I. erheitert und hatte dann mit ihrem Bruder zusammen den Segen des sterbenden Königs empfangen. Die ersten Jahre der Kindheit verstrichen dem Geschwisterpaare friedlich unter gemeinschaftlichen Spielen und Beschäftigungen. Durch ein reizendes Gemälde, welches sich in dem Schlosse zu Charlottenburg befindet, sind diese schönen Tage verewigt. Es stellt Friedrich im Alter von drei Jahren dar, wie er in martialischer Haltung die Trommel schlägt und seine Schwester danach marschiren läßt. Die beiden Kinder sind von einem Neger begleitet, der auf der linken Faust einen Papagai trägt. Die Stürme und Bedrängnisse, welche früh genug diesen Frieden der Kindheit zerstörten, knüpften das Band nur fester, welches die Gewohnheit der ersten Lebensjahre geknüpft hatte. Friedrich und Wilhelmine wurden bald der gemeinschaftliche Gegenstand des väterlichen Zorns. Ich werde in die genauere Darlegung der Zerwürfnisse, welche den Hof und das Familienleben Friedrich Wilhelm's I. zerrütteten, hier umsoweniger eingehen, da diese Zustände zur Genüge bekannt und selbst durch Roman

und Drama der Gegenwart mehrfach nahegebracht sind. Nur Einen Punkt, der bisher weniger als recht ist Beachtung gefunden hat, möchte ich hervorheben. Der tiefste Grund jener Zerwürfnisse lag ohne Zweifel in dem Gegensatze der Naturen und der Bildungsweise, der in diesem Fürstenhause mit seltener Schroffheit ausgeprägt war. Der König, rauh und hart, dabei von aufrichtiger, mit den Vorschriften der Kirche durchaus in Uebereinstimmung bleibender Frömmigkeit, erfüllt von den strengen Begriffen deutscher Familienzucht aus der guten alten Zeit, mit seinem ganzen Sinne auf das unmittelbar Nützliche und Praktische gerichtet, sparsam beinahe bis zum Geiz, Soldat vom Scheitel bis zur Zehe; — die Kinder lebhaften Geistes, voll jugendlichen Uebermuthes, beinahe leichtfertig, prachtliebend, mit einer Neigung für Musik, schöne Künste und Literatur, für die der Vater kein Verständniß hatte und haben wollte, ergriffen von dem sich eben damals über Deutschland ausbreitenden Voltairianismus: wie hätte es den würdigen Mann nicht aufs tiefste kränken sollen, wenn sie bei den kirchlichen Hausandachten, die er selbst Nachmittags mit den Seinigen zu veranstalten pflegte, in Lachen ausbrachen? Indessen bei alledem hätten diese Misverhältnisse sich nimmermehr zu der beinahe tragischen Höhe steigern können, die sie erreicht haben, hätte nicht die Mutter, deren Aufgabe es gewesen wäre, hier ausgleichend und vermittelnd einzuwirken, es vielmehr in ihrem Interesse gefunden, die Kluft zwischen den Kindern und dem Vater geflissentlich tiefer und größer zu machen. Die Königin Sophie Dorothea, die Tochter des Kurfürsten von Hannover, der dann als Georg I. den englischen Thron bestieg, war in hohem Grade stolz, herrschsüchtig und intriguant, eine Frau von Welt, aber ohne Herz. Dieser Mangel an wahrer Herzensgüte tritt namentlich im Gegensatze zu dem Könige sehr unvortheilhaft hervor, der trotz seines heftigen aufbrausenden Naturells, das ihn zuweilen zu wirklichen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten fortreißen konnte, doch im Grunde gutmüthig, wohlwollend und zum Verzeihen geneigt war. Ein herzliches Einvernehmen war zwischen zwei so verschiedenen Naturen nicht möglich; sie standen sich in allen ihren Interessen entgegen, von den kleinen Gewohnheiten des täglichen Lebens an bis zu den höchsten Fragen der Politik. Sie stand dem preußischen Herrscher, der keine andere Sorge kannte als das Wohl seines Landes und seines Hauses, immer als Fremde, als Hannoveranerin, gegenüber. Der Plan, ihre beiden ältesten Kinder mit den Kindern Georg's II. zu vermählen, lag ihr darum so sehr am Herzen, weil er in das System ihrer Familienpolitik gehörte. Sie verfolgte ihn mit aller der Hartnäckigkeit, deren die Frau nur fähig ist, wo sie in der Erreichung eines Zieles einen persönlichen Triumph sieht. Da sie nicht wagen konnte, ihrem Gemahl einen offenen Widerspruch entgegenzustellen, so umgab sie

ihn mit einem Netz von Intriguen und setzte alle Künste der Arglist gegen ihn in Bewegung. Die Kinder betrachtete sie als ihr ausschließliches Eigenthum und wachte mit eifersüchtiger Sorge über jede Annäherung derselben an den Vater, während Wilhelmine, ehe sie noch die Kinderschuhe ausgezogen hatte, schon in alle Pläne der Mutter eingeweiht war. Da sie dabei Fehler über Fehler beging, so steigerte sie die Erbitterung des Königs, ohne doch ihren Lieblingsplan verwirklichen zu können. Bei Friedrich Wilhelm's Charakter war es natürlich, daß sein Zorn mehr die Werkzeuge dieses Plans traf als die Urheberin. Was die Markgräfin von den einzelnen Ausbrüchen dieses Zorns erzählt, ist sicherlich sehr übertrieben, wenn auch hinter den Mauern der Paläste von Berlin, Potsdam und Wusterhausen Scenen vorgefallen sein mögen, die unserm verfeinerten Zeitalter wie Unmöglichkeiten erscheinen. Für die gemeinschaftlichen Leiden suchten die verfolgten Geschwister auch gemeinschaftlichen Trost. Friedrich brachte alle Nachmittage bei der Schwester zu, dann musicirten sie oder lasen und schrieben zusammen. Kein Wunder, wenn sie sich in diesen vertrauten Stunden durch beißende Satiren für die Unbill schadlos zu halten suchten, die sie erdulden mußten. Da wurden dann die Figuren aus Scarron's „Komischem Roman" auf ihre Umgebungen übertragen; Grumbkow, Seckendorf und andere Freunde und Rathgeber des Königs mußten besonders herhalten, aber auch der Vater selbst wurde nicht geschont. Inzwischen bereitete sich die Katastrophe vor, durch die beide Geschwister voneinander und von dem älterlichen Hause losgerissen wurden. Friedrich hatte 1728 als 16jähriger Jüngling seinen Vater zu einem Besuche an den dresdener Hof begleitet. Er fand an den sinnlichen Genüssen Geschmack, die ihm dort in der verführerischsten Gestalt entgegentraten, und stürzte sich nun mit dem ganzen Feuer seiner Seele, welches er später auf edlere Ziele gewandt hat, in ein so ausschweifendes und sittenloses Leben, daß eine minder großartig angelegte Natur darin hätte zugrunde gehen müssen. Sein damaliges Treiben erinnert lebhaft an die durch Shakspeare unsterblich gewordene Jugend Heinrich's V. Es liegt nahe, diese Parallele zwischen beiden Fürsten auch durch ihr ferneres Leben durchzuführen und Friedrich würde dabei gegen Shakspeare's Lieblingshelden nicht verlieren. Aber von Friedrich Wilhelm wird man eine solche Auffassungsweise nicht erwarten. Erst gegen das Ende seines Lebens scheint er des Sohnes Werth geahnt zu haben. Damals hatte er mehr als je Ursache mit ihm unzufrieden zu sein und ließ ihn das härter als je empfinden. Wiederholt kam es bis zu Stockschlägen. Friedrich's Lage wurde zuletzt so unleidlich, daß er jenen unglücklichen Fluchtversuch wagte, der beinahe ihm das Leben und dem Jahrhundert seinen größten Mann gekostet hätte. Die schweren Folgen der That trafen nicht nur ihn selbst und seine Freunde, sondern

auch die Schwester, von deren Mitschuld der König fest überzeugt war, obgleich sie versichert, den Bruder wiederholt von seinem Beginnen abgemahnt zu haben. Während er zu Küstrin die Behandlung eines Staatsverbrechers erfuhr, wurde auch sie in ihrem Zimmer im berliner Schlosse in einer Art von Gefangenschaft gehalten und war mit peinlichem Verhör und noch Schlimmerm bedroht. Aus dieser trüben Zeit rührt der erste Brief Friedrich's an seine Schwester her, welcher die ganze Sammlung eröffnet. Er ist im Gefängniß zu Küstrin mit Bleistift geschrieben und trägt das Datum des 1. November 1730. Durch die Vermittelung heimlicher Freunde ist er in die Hände der Prinzessin gelangt.

„Welches Vergnügen", schreibt der Gefangene, „daß weder Riegel noch Gitter mich hindern können, dir meine vollkommene Freundschaft zu bezeugen... Ja, meine theure Schwester, wenn ich dich glücklich weiß, so wird mir das Gefängniß zu einem Aufenthalt der Glückseligkeit und Befriedigung werden... O daß wir doch jene glücklichen Tage wiedersähen, wo dein principe und meine principessa sich küssen werden." Diese letzten Worte enthalten eine Anspielung auf Friedrich's Flöte und die Laute der Schwester, deren Töne wieder wie ehemals ineinanderklingen sollten.

Aber dieser Wunsch ist unerfüllt geblieben. Zwar stand der König von den harten Strafen ab, mit denen er in der ersten Zornesaufwallung seine ungehorsamen Kinder bedroht hatte; aber er war entschlossen, den englischen Heirathsintriguen, die er nicht ohne Grund als den Quell alles Unheils ansah, ein- für allemal ein Ende zu machen. Dies war nur dadurch möglich, daß er seine Tochter und seinen Sohn durch andere Ehebündnisse versorgte. Zuerst mußte die Prinzessin placirt werden, was um so nöthiger schien, als schon im vorhergehenden Jahre ihre jüngere Schwester Friederike dem Markgrafen von Ansbach die Hand gereicht hatte. Der König hatte früher für seine älteste Tochter an den Herzog Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels gedacht. Aber die Königin hatte diese Heirath dadurch zu hintertreiben gewußt, daß sie den König von Polen, das Familienhaupt des sächsischen Hauses, gewann, der einer Verbindung seine Genehmigung versagte, durch welche der Nebenlinie Weißenfels eine Bedeutung gegeben worden wäre, die ihm unbequem hätte werden können. Nun bot sich in der Person des jungen Erbprinzen Friedrich von Baireuth, der eben von seinen Reisen durch Italien und Frankreich in die Heimat zurückkehrte, ein anderer passender Freier dar. Zwar widerstrebte die Königin auch ihm aufs äußerste, da sie immer noch an den Prinzen von Wales dachte und sich von der Hoffnung nicht lossagen wollte, ihre Tochter dereinst auf dem englischen Thron glänzen zu sehen. Indessen diesmal setzte der König seinen Willen durch, hauptsächlich — so erscheint es wenigstens nach den Memoiren der Markgräfin — durch Einschüchterung der Tochter und

dadurch, daß in ihr der Glaube erweckt wurde, sie rette durch ein solches Opfer ihrem gefangenen Bruder das Leben. Am 20. November 1731 fand im berliner Schlosse unter großem Gepränge die Vermählung statt. Bei den Festlichkeiten, die sich daran anschlossen, durfte Friedrich, den der König heimlich von Küstrin hatte kommen lassen, zum ersten male wieder bei Hofe erscheinen. Zu allgemeiner Ueberraschung trat er am 23. während eines Balles in die hell erleuchteten Säle im bürgerlichen lichtgrauen Rocke: denn noch war er in der Armee nicht rehabilitirt, der er seit seiner Desertion (nämlich als solche faßte der König seinen Fluchtversuch auf) nicht mehr angehörte. Bald darauf wurde er vollkommen wieder begnadigt. Er erhielt ein Regiment, bequemte sich zu der Verlobung mit der Tochter des Herzogs von Braunschweig-Bevern, Elisabeth Christine, und wurde mit ihr am 12. Juni 1733 vermählt. Der König verlieh ihm Rheinsberg. Dort und in Ruppin, wo sein Regiment stand, hat er bis zu seines Vaters Tode gelebt.

So waren denn also die Lebenswege beider Geschwister, die sich von Jugend auf gewöhnt hatten, Leid und Freud miteinander zu theilen, für immer voneinander getrennt, und wie verschieden haben sie sich gestaltet! Friedrich's Laufbahn, die ihn von Siegen zu Siegen führte und ihn in kurzem zu dem gefeierten Helden des Jahrhunderts machte, gehört der Weltgeschichte an. Der Markgräfin Loos verlangt eine kurze Schilderung. Es hatte anfangs ein sehr unerfreuliches Ansehen. Zwar ihr eheliches Leben kann man, besonders in Erwägung der Zeit und der Verhältnisse, kein unglückliches nennen. Ihr Gatte, obgleich er ihr fast aufgedrungen war, wußte ihr Achtung und selbst Liebe abzugewinnen. Aber bis zum Tode seines Vaters, des regierenden Markgrafen, der 1735 erfolgte, lebte sie mit ihm in Baireuth unter schweren äußern Bedrängnissen. Der Schwiegervater, ein beschränkter, bigoter, an Geist und Herzen verödeter Greis, trat ihr und dem Sohne, dem er seine Popularität beneidete, mit entschiedenem Uebelwollen entgegen. Es fehlte am Nöthigsten. Gegen die Misère dieser ersten baireuther Jahre gehalten, mußte ihr das Leben am Hofe des Vaters wie eine untergegangene Herrlichkeit erscheinen. Jetzt war auch dort für sie wenig Trost. Seit sie sich dem Willen des Vaters gefügt, hatte sich die Königin in Zorn und Verachtung von ihr abgewandt. Bei ihrem ersten Besuche in Berlin empfing sie sie mit eisiger Kälte. Der König war zwar für sie voll wohlwollender Theilnahme. Er unterließ es nicht, sie in ihrer neuen Heimat zu besuchen und begegnete ihr mit recht väterlicher Herzlichkeit; aber im Geldpunkte wurde der alte Herr von Jahr zu Jahr unzugänglicher. Seit des Schwiegervaters Tode änderte sich ihre äußere Lage natürlich vollkommen. Sie stand nun selbst mit ihrem Gemahle an der Spitze des Staats. Selten ist mit einem Regierungswechsel eine so

vollständige Umkehr aller Verhältnisse verbunden gewesen wie damals in Baireuth. Die Einfachheit und fast klösterliche Stille des vorigen Hofes wurde durch ein buntes, glanzvolles, man muß sogar sagen verschwenderisches Treiben verdrängt. „Ueberall sah man neue und prachtvolle Bauten entstehen; denn Baireuth sollte den schönsten Residenzen Deutschlands gleichkommen. Parks und Lustschlösser aller Art belebten die Umgebung der Stadt. Bei dem Dorfe Zwernitz entstand Sanspareil mit seinem Felsenhaine, seinem Belvedere, seiner Dianenallee, seiner Mentorsgruppe, seinem Aeolusthurme und seinen geheimnißvollen Höhlen des Vulcan und der Kalypso.“ Die Markgräfin wandte ihre persönliche Sorgfalt besonders der Eremitage zu, die ihr von ihrem Gemahl als Landsitz angewiesen worden war und „deren Prachtgärten mit den schnurgeraden Alleen und hohen ausgeschnittenen Hecken, den Eremitenklausen, dem Sonnentempel, den künstlichen Ruinen, Bergen, Grotten und Wasserfällen, den Statuen von Göttern, Heroen, Nymphen und Tritonen das ganze baireuther Land in Staunen und Bewunderung versetzten“. Wenn man die genaue Beschreibung liest, die die Markgräfin selbst von allen den Anlagen gibt, die sie in diesem ihrem Lieblingsaufenthalte ausführen ließ, so lernt man die Anschauungen kennen, von denen Jean Paul die landschaftliche Scenerie seiner Romane entlehnte.

Neben dieser Baulust gewährte die Markgräfin besonders ihren musikalischen Neigungen den freiesten Spielraum. Eine glänzende Oper wurde geschaffen; man zahlte einer italienischen Sängerin ein Jahrgehalt von 6000 Gulden. Auch eine Universität durfte nicht fehlen. Erlangen wurde ihr Sitz und — charakteristisch genug — ein Franzose, Monsieur de Superville, hat sie eingerichtet und war ihr erster Kanzler.

Bald übte denn auch Baireuth seine Anziehungskraft aus auf das Heer von fremden heimatlosen Abenteurern und Schmarotzern, die im 18. Jahrhundert von Hof zu Hof zogen und überall gern gesehen waren, weil sie den Glanz und das Leben vermehrten. Es wimmelte dort von Franzosen, die die versailler Sitten mitbrachten. Prachtvolle Festlichkeiten jagten einander, ausgestattet mit all dem mythologischen und allegorischen Pomp, den der Geschmack jener Zeit verlangte. Die Markgräfin besaß eine wahre Virtuosität in solchen Arrangements. Es schien, als wäre sie nun so recht in ihrem Elemente. Und auch außerhalb des eigenen Landes boten sich mancherlei Gelegenheiten zu heiterm Lebensgenusse dar. Der markgräfliche Hof stattete dem benachbarten Bischof von Bamberg und Würzburg, einem Grafen Schönborn, seinen Besuch ab, wobei es an Unterhaltungen, aber freilich auch an ärgerlichen Etikettestreitigkeiten nicht fehlte. Die Krönung Karl's VII. in Frankfurt veranlaßte eine Reise dorthin, wo mehre Wochen unter rauschenden Vergnügungen verlebt wurden. Der dortige Aufenthalt führte zu einer

Scene, die zu ergötzlich ist, als daß ich sie meinen Lesern vorenthalten dürfte. Es wurde im Interesse des Markgrafen nöthig gefunden, daß seine Gemahlin der neugekrönten Kaiserin ihre Aufwartung mache. Die Markgräfin erklärt sich dazu bereit, im Falle sie bei der Zusammenkunft ebenso wie die Kaiserin im Fauteuil sitzen dürfte, worauf sie als Königstochter einen Anspruch zu haben glaubte. Von Seiten der Kaiserlichen wurde das verweigert. Einen ganzen Tag wurde über diese Schwierigkeit verhandelt. Endlich fand man eine Ausgleichung darin, daß die Kaiserin in einem sehr kleinen Fauteuil, die Markgräfin aber auf einem großen Stuhle mit hoher Rücklehne saß. In dieser Form fand die Entrevue statt. Man wird fast irre an der Schwester Friedrich's des Großen, wenn man liest, mit welchem Ernst sie von solchen Quisquilien zu schreiben vermag. Aber man würde ihr sehr unrecht thun, wenn man meinte, daß dergleichen Dinge ihre Seele ausgefüllt hätten. Sie gehörte zu den liebenswürdigen und reichbegabten weiblichen Naturen, in denen die größten Interessen und die kleinsten friedlich nebeneinander Raum haben. Man konnte sie, wie es ihr Bruder selbst am Schlusse eines seiner Briefe ausdrückt, von Allem, von der Ceder bis zum Ysop unterhalten und mit ihr von der erhabensten Philosophie zu der Geschichte des Haarputzes übergehen. Friedrich wußte das nicht blos, er handelte auch danach. Dem Briefe, in dem er mit ihr über die Natur der Seele disputirte, hatte er ein Collier beigelegt; „denn", schrieb er, „wie sehr du auch Philosophin bist, du wirst doch nicht umhinkönnen, täglich eine Stunde bei deiner Toilette zuzubringen". Es ist wahr, daß das Leben der Markgräfin obenhin betrachtet als ein ewiger Wechsel zerstreuender Vergnügungen und aufreibender körperlicher Leiden erscheint. Aber ebenso wahr ist es auch, daß die einen so wenig vermochten ihren Geist zu verflachen wie die andern ihn zu erschöpfen. Daß sie sich trotz aller dieser feindseligen Einflüsse immer den Sinn frisch und für die höchsten Interessen offen erhielt, davon ist eben der ununterbrochene geistige Verkehr mit ihrem großen Bruder ebenso die Ursache wie die Folge. Ich will nun den Versuch machen, diesen 26jährigen Verkehr, wie er jetzt in einer Reihe von 347 Briefen uns urkundlich vorliegt, in seinen verschiedenen Wandelungen kurz zu charakterisiren.

In den ersten Jahren nach der Trennung wurde zwischen den beiden Geschwistern häufig noch der etwas leichtfertige Ton angeschlagen, an den sie sich durch die gemeinschaftlichen Leiden im älterlichen Hause gewöhnt hatten. Es zieht sich, solange der Vater lebt, namentlich durch Friedrich's Briefe eine Art von oppositioneller Stimmung. Von dem König wird nicht immer mit der gebührenden Ehrerbietung gesprochen. Friedrich muß einmal einige Zeit in Wusterhausen am königlichen Hoflager zubringen und bittet nun seine Schwester, sie solle für ihn beten

wie für eine Seele, die im Fegefeuer schmachte. Er seufzt über die Langeweile, die er zu Ostern in Potsdam ausgehalten hat, wo er zehn oder zwölf Predigten hat mit anhören müssen. „Wenn es mir das Leben kosten sollte, ich könnte dir nicht sagen, was sie enthalten haben", fügt er hinzu. Noch im Jahre 1739 klagt er über die Bitterkeiten, die er sechs Wochen lang vom Könige zu hören bekommen habe. Er schreibt: „Solche Reden sind vergiftet durch die Würde Dessen, der spricht und durch den boshaften und schmeichlerischen Beifall Derer, die zuhören und die immer weit mehr bemüht sind, nach Höflingsart in die Meinung des Herrn einzustimmen, als mit Freimuth und Aufrichtigkeit die falsch angeklagte Unschuld zu vertheidigen." Doch man nimmt zugleich wahr, wie Friedrich's Geist sich namentlich während seines Aufenthalts in Rheinsberg mehr und mehr abklärt. Die Mittheilungen über sein dortiges Treiben bilden zu den eben vernommenen Klagen ein erfreuliches Gegenstück. Er erwähnt seine Bauten, seine Gartenanlagen, macht die geliebte Schwester mit den Freunden bekannt, die er hier um sich versammelt, und schildert das anmuthige und heitere Leben, das er mit ihnen führt. „Wir kümmern uns nicht um die Dinge, die das Leben unangenehm machen und die uns unsere Genüsse verbittern könnten. Wir spielen Komödie, wir haben Ball, Maskerade und Musik in jeder Manier. Daneben geht die Philosophie immer ihren Gang, denn das ist die sicherste Quelle, aus der wir unser Glück schöpfen können."

In einem andern Briefe heißt es: „Ich für meine Person habe den ganzen Tag die Nase über den Büchern; die Andern spielen, scherzen, schlafen, tanzen und unterhalten sich, ein Jeder auf seine Art." Zuweilen schickt er der Schwester auf ihr Verlangen etwas von seinen Versen, ohne sich aber durch ihre Anerkennung über deren Werth irgendwie täuschen zu lassen. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit sagt er von seinen poetischen Versuchen: „Es ist eine Unterhaltung, welche mir sehr süße Momente verschafft. Aber Alles, was ich machen kann, läßt sich mit den Werken der großen Dichter nicht vergleichen; bei ihnen ist es ein Beruf, für mich ist es nur eine Unterhaltung." Und in einem andern Briefe: „Ich liebe die Verse leidenschaftlich, und obgleich ich schlechte mache, so kann ich doch davon nicht lassen. Ich bin darin unverbesserlich. Aber ein Jeder hat seine Fehler in dieser Welt und ich wollte, dies wäre der größte den ich habe."

Das heitere und sorglose Behagen, welches sich in allen diesen Aeußerungen kundgibt, wurde seit dem Anfang des Jahres 1740 zerstört durch den körperlichen Zustand des Königs, welcher dessen nahe Auflösung mit Sicherheit erwarten ließ. Die Markgräfin, welche durch ihren Bruder von dem Verlaufe der Krankheit genau unterrichtet war, schreibt ihm in Bezug darauf: „Der Zustand des Königs macht

mir den größten Kummer. Die Natur spricht und am Ende hat er mir doch trotz Allem tausenderlei Gutes erwiesen. Ich hätte wol gewünscht, ihn noch vor seinem Ende wiederzusehen; aber da es nicht sein kann, so muß ich mich in die Beschlüsse der Vorsehung finden. Es ist ein Trost für mich, daß er sich meiner in der traurigen Lage erinnert hat, in welcher er sich befindet. Ich halte sie für eine solche, sowol körperlich als geistig, daß er sehr leiden wird unter der schweren Nothwendigkeit, diese Welt zu verlassen; und, was auch die Philosophen davon sagen mögen, das ist ein Schritt, der viel kostet. Gott wolle ihm beistehen und seine Leiden abkürzen und die Königin aufrechthalten, die trotz ihrer Festigkeit sehr erschüttert sein wird von dieser herben Prüfung." Das sind Worte, die dem Herzen der Markgräfin alle Ehre machen und die einen um so größern Werth haben, als der ganze Charakter dieses Briefwechsels beweist, wie weit sie und ihr Bruder davon entfernt waren, gegeneinander Gefühle zu heucheln, die sie nicht wirklich in sich fanden. Am 31. Mai trat die erwartete Katastrophe ein. Friedrich meldet es seiner Schwester mit den wenigen würdigen Worten: „Gott hat gestern um 3 Uhr über unsern theuern Vater verfügt. Er ist mit einer engelgleichen Festigkeit gestorben und ohne viel zu leiden. Ich kann dir den Verlust, der dich betroffen hat, nicht anders ersetzen als durch die vollkommene Freundschaft und aufrichtige Zärtlichkeit, mit der ich mein ganzes Leben lang bin dein treuer Bruder Friedrich." Und wirklich setzte sich der Verkehr in den nächsten Jahren, so sehr sich auch Friedrich's Lage umgewandelt hatte, ganz in der alten freundschaftlichen Weise fort. Das Ceremoniell, mit dem sich die Markgräfin in den ersten Briefen umgibt, in denen sie den Bruder mit Sire anredet, beseitigt der junge König durch wiederholte Protestationen, indem er sie versichert, daß er mehr Werth darauf lege, ihr Bruder zu heißen als auf den Titel eines sehr christlichen oder sehr katholischen Königs oder eines Vertheidigers des Glaubens. Auf den Huldigungsreisen, die ihn gleich im ersten Sommer seiner Regierung nach Preußen und an den Rhein führten, vergißt er der Schwester ebenso wenig wie zuvor in seinem rheinsberger Stilleben; von Königsberg und von Wesel aus gibt er ihr Nachricht und er findet trotz dieser Reisen Zeit, sie schon im August durch einen dreitägigen Besuch in der Eremitage zu erfreuen, ein Besuch, den sie ihrerseits im Winter durch einen längern Aufenthalt in Berlin erwidert, wo sie noch verweilte, als der König im December zur Eroberung Schlesiens aufbrach.

Die Schamröthe.

Von

Dr. J. Goldschmidt.

Jede Einwirkung auf die leiblichen Organe ruft eine Aenderung geistiger Zustände hervor und wiederum tritt nach jeder Aenderung im Geistesleben eine Aenderung körperlicher Zustände ein. Im gewöhnlichen ruhigen Gange des Lebens treten, abgesehen von den willkürlichen Bewegungen, die körperlichen Ausdrucksweisen veränderter geistiger Zustände weniger auffällig in die Erscheinung. Wenn aber in uns eine Vorstellung erweckt wird, durch die wir uns in unsern Wünschen und Strebungen gehemmt oder ungewöhnlich gefördert fühlen, so knüpfen sich augenblicklich an diese eine Reihe der verschiedensten körperlichen Erscheinungen. Ein plötzliches Zusammenziehen oder ein Erschlaffen verschiedener Muskelgruppen (die krause Stirn des Zorns, der herabfallende Arm des Schrecks), ein Verengen oder Erweitern der Blutgefäße (Erröthen, Erblassen), tragen die Kunde von Dem, was in uns vorgeht, nach außen hin.

Wie sich dieser Zusammenhang der geistigen Thätigkeiten mit den leiblichen vermittelt, das zu erforschen ist nicht die Aufgabe der Physiologie. Es ist dies eine von den Fragen, die der alte Fallstaff als „nicht aufzuwerfende" bezeichnet. Wir müssen es als Thatsache hinnehmen, daß eine feste Harmonie zwischen diesen beiden Seiten des menschlichen Seins besteht. Wie der Physiker sich nicht müht, das Wesen der Elektricität zu ergründen, sondern sich begnügt, die Gesetze zu erforschen, unter denen sie in die Erscheinung tritt, so begnügt sich auch der Physiologe, die Gesetze zu ergründen, unter denen die körperlichen Ausdrucksweisen verschiedener geistiger Zustände in die Erscheinung treten. Das Auffinden dieser Gesetze hat überdies schon Schwierigkeit genug; denn an keiner Stelle hüllt sich das Leben tiefer in seinen Schleier ein als da, wo geistige mit körperlichen Thätigkeiten zusammenfallen. In der neuern Zeit sind einige Thatsachen aufgefunden, die diese dunkeln Partien einigermaßen aufzuhellen versprechen.

Hoffentlich gewinnt die vorliegende kleine Abhandlung dadurch einiges Interesse, daß der Gegenstand derselben erfodert, einige wenig gekannte wichtige Entdeckungen der Neuzeit auf diesem Gebiete der Physiologie zu besprechen.

Wenn im physiologischen Experimente das Rückenmark eines Thiers nach abgehobener Knochendecke freigelegt wird und nun an das obere Ende desselben ein elektrischer Strom oder sonst ein mechanischer oder chemischer Reiz gebracht wird, so tragen die von der gereizten Stelle ausgehenden Nerven den empfangenen Impuls zu den Muskeln, in

welche sich die Nerven verästeln, und bewirken ein Zusammenziehen derselben. Ist die Reizung eine sehr leichte, so werden nur die naheliegenden Nervenäste gereizt und nur die Muskeln des Gesichts ziehen sich zusammen. Ist der angebrachte Reiz intensiver, dann werden vom Kopfe abwärts immer mehr Muskelgruppen in die Bewegung gezogen, bis endlich ein stärkerer Schlag alle Muskeln des ganzen Körpers in Thätigkeit setzt. Ist ein elektrischer Schlag, an einer Stelle des Rückenmarks angebracht, übermäßig heftig, so wirkt er lähmend ein. Die Muskeln, an die sich die Nervenästchen ausbreiten, welche von der betroffenen Stelle des Rückenmarks ausgehen, verlieren die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, für immer oder für eine Weile. Aehnlich treten die Erscheinungen im Affecte auf. Wie dort der Galvanismus nach Art seiner Einwirkung bald Contraction, bald Erschlaffung der Muskel hervorbringt, so bewirkt hier die deprimirende oder aufregende Vorstellung dasselbe. Hat eine solche Vorstellung nur geringe Intensität, so werden nur diejenigen Nervenfasern von derselben getroffen, die dem Theile des Gehirns nahe liegen, auf dem die materiellen Veränderungen vorsichgehen, die mit dem Entstehen und Vergehen der Vorstellungen gleichzeitig auftreten und verschwinden; es werden nur die Muskelgruppen des Auges und des Gesichts zusammengezogen oder erschlafft. Der Zorn, der nur die Stirn runzelt, nicht die Hand ballt oder den Fuß stampft, sowie die Ueberraschung, in der nur der Unterkiefer und nicht der Arm schlaff herabhängt, ist nur leichter Art. Tritt aber eine Vorstellung auf, durch die der Mensch gewaltsam aus dem gewohnten ruhigen Gange des Lebens herausgerissen wird, dann werden je nach der Intensität derselben mehr Muskelgruppen vom Kopfe abwärts in erhöhte Spannung oder in Unthätigkeit versetzt. Im heftigen Zorn sind fast alle Muskeln des Körpers in kräftiger Zusammenziehung, wie sie im heftigen Schreck sämmtlich ihre Dienste versagen. Eine plötzlich auftauchende Vorstellung kann eine so gewaltsame Erschütterung in dem Theile des Gehirns bewirken, in dem die materiellen Veränderungen stattfinden, von denen die geistigen Thätigkeiten begleitet sind, daß Bewußtlosigkeit, Ohnmacht, ja der Tod die augenblicklichen Folgen derselben sind.

Aehnlich, wie die äußern Muskeln wird auch das Herz, welches ganz aus Muskelsubstanz besteht, im Affecte zu beschleunigter oder verminderter Thätigkeit bestimmt. Bei stärkerer Intensität des Affects wird das Blut in raschern und vollern Pulsen in alle Adern des Leibes getrieben und durch die größere Menge des zuströmenden Blutes, welches vor allen die Quelle und der Träger der thierischen Wärme ist, wird die Haut röther und wärmer. In andern Affecten wird der Herzschlag verlangsamt, stockend oder statt des regelmäßigen Ticktacks stellt sich eine zitternde Bewegung ein, bei der das Herz sich zur Aufnahme der nöthi-

gen Menge Blut nicht gehörig erweitert und sich nicht kräftig wieder zusammenzieht, sodaß dem Leibe nicht soviel Blut zugeführt wird, als er zum gesundheitsmäßigen Functioniren bedarf und es erfolgen Blässe und Kälte des Gesichts und des Leibes.

War die Vorstellung, die dem Affecte zum Grunde liegt, nicht so eingreifend, so bleibt das Herz unberührt; ihre Wirkung beschränkt sich auf die Blutgefäße des Kopfs, deren ungewöhnliche Erweiterung oder Verengerung das Erröthen und Erblassen des Gesichts bewirken, ohne daß die Oberfläche des übrigen Körpers daran theilnimmt.

Noch vor wenigen Jahren war in der Physiologie die Ansicht allgemein geltend, daß die Blutgefäße sich nicht selbständig auf verstärktes Gereiztwerden der Nerven zusammenziehen könnten und daß ihnen gleich leblosen elastischen Schläuchen, die mit einem Pumpwerk in Verbindung stehen, keine andere Weise der Bewegung verstattet sei als die Erweiterung, die das vom Herzen zuströmende Blut bewirkt (der Puls), und die Verengerung, die vermöge der Elasticität der Gefäßhäute beim Abfließen desselben entsteht. Erst in der letzten Zeit ist es der experimentirenden Physiologie gelungen, nachzuweisen, daß die Blutgefäße, außer der Erweiterung und Verengerung, welche die natürliche Folge des zu- und abströmenden Blutes sind, auch noch einer andern selbständigen Bewegung fähig sind.

Die Wandungen der Blutgefäße bestehen zum Theil aus Muskelfasern, in die sich eine Menge feiner Nervenästchen verzweigen. Solange diese Nervenästchen mit den Centraltheilen des Nervensystems, dem Gehirn und dem Rückenmark, in Verbindung stehen, wirken diese belebend, einer galvanischen Batterie ähnlich, auf die Nervenästchen ein und erhalten durch ihren Einfluß die Wandungen der Blutgefäße in der zum normalen Functioniren nothwendigen Spannung. Trifft nun im physiologischen Experiment ein galvanischer Reiz den Nervenstamm (die Anatomen nennen ihn: sympathischer Nerv), aus dem die kleinen Nervenzweige hervorgehen, welche sich an die Blutgefäßwandungen des Gesichts verästeln, so ziehen sich diese ähnlich andern Muskeln zusammen; das Blut, welches sie enthalten, wird dadurch stärker ausgetrieben und das Gesicht erkaltet und erblaßt. Wird dagegen in diesem Experiment der betreffende Nervenstamm durchschnitten und er dadurch seiner belebenden Verbindung mit den Centraltheilen des Nervensystems beraubt, so verlieren die Blutgefäßwandungen, welche aus dem durchschnittenen Nervenstamme mit leitenden Nervenästchen versorgt werden, ihre normale Spannung. Das Blut, welches durch die Thätigkeit des Herzens, dessen Kraft unverändert ist, in gleicher Menge zugeführt wird, dehnt die erschlafften Wandungen stärker wie im normalen Zustande aus. Die

Gefäße nehmen eine größere Menge Blut in sich auf und die Wangen und Ohren werden röther und wärmer.

Im ruhigen Gange des Lebens genügt die Thätigkeit des Herzens, das als Pump- und Saugwerk wirkt; das Zu- und Abfließen des Blutes durch den ganzen Körper zu unterhalten und die durch gesteigerten oder verringerten Nerveneinfluß bewirkte selbständige Bewegung der Blutgefäße trägt zu der Unterhaltung des Blutumlaufs nichts bei. Selbst örtlich beschränkte Blutanhäufungen in leidenschaftlichen und krankhaften Zuständen, wie z. B. die Röthe des Zorns oder die Gesichtsröthe nach körperlichen Anstrengungen, entstehen ohne Beihülfe der von der Thätigkeit des Herzens unabhängigen Bewegung der Arterien.*) Die verstärkte Herzthätigkeit, verbunden mit der gleichzeitigen Hemmung des Blutlaufs in den Venen**), welche durch Athemstörung veranlaßt ist, genügt, um das Zustandekommen derselben zu erklären.

Bei andern Gemüthsbewegungen aber, z. B. bei plötzlichen Ueberraschungen, kommen ganz locale Blutansammlungen vor, die ihres hellen Colorits wegen und da sie so rasch auftreten und so rasch verschwinden, nicht aus der Hemmung, die das dunkle Venenblut in seinem Rückfluß zum Herzen erfährt, erklärt werden können. Dahin gehört nun vor allem die Schamröthe. Alle Versuche, deren recht viele angestellt sind, das Zustandekommen dieser Erscheinung zu erklären, sind bisher gescheitert. Erst das seit kurzem erkannte physiologische Gesetz, daß die Arterien des Kopfs ohne Zuthun des Herzens sich erweitern, wenn die Einwirkung ihrer Nerven geschwächt oder ganz aufgehoben ist, gibt eine Handhabe, das Entstehen derselben zu deuten.

Mit dem Namen „Schamröthe" bezeichnen wir eine helle Röthe, die plötzlich dann das Gesicht, besonders Wangen und Ohren überzieht, wenn in uns eine Vorstellung auftaucht, durch die unser Selbstgefühl verletzt wird, sodaß wir uns Andern gegenüber erniedrigt fühlen. Beim Eintreten des Erröthens empfinden wir sofort eine gesteigerte Wärme in den gerötheten Theilen, da das in größerer Menge zugeführte arterielle Blut eine höhere Wärme mit sich bringt, als die Stellen der Haut besitzen, die der Abkühlung durch die atmosphärische Luft ausgesetzt sind.

Die Vorstellung, welche die Schamröthe hervorruft, wirkt so niederdrückend und lähmend ein, daß der Mensch die Kraft verliert, gegen die Hemmungen, die seinem Streben in den Weg treten, zu reagiren. Der Affect der Beschämung, der ganz im Individuum verläuft, raubt ihm die Fähigkeit, nach außen hin mit Wort und That abwehrend einzuwir-

*) Die Blutgefäße, die das Blut vom Herzen in alle Theile des Körpers führen.

**) Diejenigen Gefäße, die das Blut, nachdem es seine Dienste im Körper gethan hat, wieder zum Herzen zurückführen.

ken und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Zorn. Mit dem Misbehagen erwacht hier gleichzeitig das Streben, gegen die ursächlichen Momente dieses Misbehagens kräftig zu reagiren. Es ziehen sich die Muskeln lebhafter zusammen, die Stirn wird kraus, das Auge blickt stier, die Stimme wird kreischend, da sich die Stimmritze wegen der starken Muskelcontraction nicht weit genug öffnen kann. Kurz Alles deutet darauf hin, daß im Zorn, wie in vielen andern Affecten, die Nerventhätigkeit gesteigert sei, während im Schamgefühl dieselbe sichtlich geschwächt oder gehemmt ist. Wird nun im oben angeführten physiologischen Experiment einem lebenden Thiere an der einen Seite in der Nähe des Rückenmarks der sympathische Nerv durchschnitten, aus dem die Leitungsäste der Arterien einer Kopfhälfte entspringen, so steigert sich in dieser Kopfhälfte die Röthe und Wärme, ohne daß die Thätigkeit des Herzens gesteigert ist. Auf ähnliche Weise können wir uns das Zustandekommen der Schamröthe erklären. Was dort die mechanische Trennung des Nerven leistet, indem sie die Leitung aufhebt, die den von den Centraltheilen des Nervensystems (die, wie schon bemerkt, in mancher Beziehung gleich einer galvanischen Batterie wirken) ausgehenden belebenden Einfluß vermittelt, der nöthig ist, um die Arterienwände in normaler Spannung zu erhalten, das leistet in diesem Falle die Vorstellung. Sie wirkt störend in das Stoffliche desjenigen Theils des Gehirns ein, von dem der sympathische Nerv seinen Ursprung nimmt. Durch die Erschütterung, welche die Vorstellung bewirkte, verliert dieser Theil des Gehirns vorübergehend die Fähigkeit, normal zu functioniren und die Arterien des Gesichts, des belebenden Einflusses der Centraltheile des Nervensystems beraubt, erweitern sich und nehmen das Blut in größerer Menge auf. Die Arterien ziehen sich erst dann wieder gehörig zusammen und geben dem Gesicht das normale blässere Colorit wieder, wenn das Gehirn, von dem lähmenden Einflusse der niederdrückenden Vorstellung befreit, wieder normal functionirt; ähnlich wie im physiologischen Experimente die erweiterten Blutgefäße sich wieder verengen, wenn das Kopfende des sympathischen Nervs ein galvanischer Reiz trifft, der die durch die Trennung aufgehobene Einwirkung der Centraltheile des Nervensystems ersetzt.

Die Schamröthe beschränkt sich nicht auf die Wangen. Wenn das ursächliche Moment derselben, die deprimirende Vorstellung, stärker eingreifend wirkt oder länger andauert, dann werden mehr Nervenfasern ihres belebenden Einflusses beraubt. Stirn, Ohren, Nacken überziehen sich mit Röthe, selbst die mit Kleidung bedeckten Theile, Schultern und Brust bleiben nicht frei, wie wir an der überflutenden Wärme gewahren. Häufig bedecken sich auch die gerötheten Hautstellen mit einer schweißähnlichen Feuchtigkeit, da die erschlafften Wände der Blutgefäße

den flüssigen Theil des in größerer Menge vorhandenen Bluts leichter austreten lassen.

Wenn das veranlassende Moment der Schamröthe noch tiefer einwirkt, dann werden die Centraltheile des Nervensystems in noch größerm Umfange erschüttert, dann werden nicht allein die Gefäßnerven, sondern auch die Nerven, welche die Muskeln in normaler Spannung erhalten, in ihrer Thätigkeit gehemmt. So versagen in der Scham die Muskeln, welche die Stimmritze verengen, ihren Dienst und die Sprache wird stockend; die Muskeln, die den Kopf aufrecht tragen, büßen an Kraft ein und vermöge seiner Schwere neigt er sich sanft nach vorn. Aus demselben Grunde senkt sich das obere Augenlid und schließt in geringem Grade das Auge. Das Herz, welches im leichten Affecte der Beschämung in seiner Thätigkeit nicht alterirt wird, treibt in raschern Schlägen schneller und stärker das Blut in alle Theile des Körpers und erhöht die Wärme seiner ganzen Oberfläche, wenn das Gehirn, durch die Einwirkung der Vorstellung noch tiefer erschüttert, seines belebenden Einflusses beraubt wird; denn Minderung und Aufhebung der normalen Nervenwirkung und nicht Steigerung der Nervenerregung, wie der Laie gewöhnlich glaubt, ist meistens die Ursache des stark beschleunigten Herzschlags. Eine physiologische Entdeckung der jüngsten Zeit erklärt diese auffallende Erscheinung. Dieser Entdeckung zufolge wird das Herz mit Aesten aus zwei verschiedenen Nervenstämmen versorgt, von denen jedem eine besondere Function obliegt. Die eine Reihe der Nervenzweige erweckt die Thätigkeit des Herzens und erhält dasselbe in ununterbrochener Bewegung bis zum letzten Athemzuge; die Nerven aus dem andern Stamme haben die Bewegung des Herzens zu hemmen, zu regeln und dadurch im Einklange mit der Function der andern Organe zu erhalten. Durchschneidet man an einem lebenden Thiere den Nervenstamm (nervus vagus nennen ihn die Anatomen), aus dem die zuletzt genannten Zweige entspringen, so verlieren diese durch die aufgehobene Verbindung mit dem Rückenmark die Fähigkeit zu functioniren. Die Bewegung des Herzens wird dann eine ungemein beschleunigte, ähnlich einem Uhrwerk, welches rasch abläuft, wenn der hemmende Sperrhaken ausgehoben ist. Der stark beschleunigte Puls, den wir bei den meisten Schwerkranken und Sterbenden, also bei zerfallendem Organismus antreffen, verdankt dem gehemmten Nerveneinfluß sein Entstehen. Was nun dort die mechanische Trennung des nervus vagus vom Nervencentrum, hier die zerfallende Organisation dieses letztern leistet, Dasselbe bewirkt unter Umständen vorübergehend die Vorstellung, welche die Schamröthe hervorruft, durch ihre lähmende Einwirkung aufs Gehirn.

In andern heftigen Affecten wird gleichzeitig mit dem nervus vagus, dessen Aufgabe es ist, den Herzschlag zu verlangsamen, die Nervenpartie

gehemmt oder gelähmt, die das Herz in Thätigkeit erhält. Infolge dessen wird der Herzschlag zitternd oder stockt gänzlich und die entfernten Arterien werden nicht gehörig mit Blut erfüllt. So wird im Schreck das Gesicht bleich, wenn auch die kleinen Arterien desselben durch die Lähmung der Gefäßnerven erweitert sind, da diesen zu wenig Blut zugeführt wird.

Das Erröthen der Scham hat ein viel helleres Colorit als die Röthe aus jeder andern Ursache. Die Röthe des Zorns oder diejenige, welche infolge körperlicher Anstrengung auftritt, ist viel dunkler, gesättigter. Denn wenn auch das hellrothe Blut der Arterien, das hier durch die verstärkte Thätigkeit des Herzens dem Gesichte in größerer Menge zuströmt, etwas zum Entstehen der Röthe in den beiden letztgenannten Fällen beiträgt, so ist die Röthe doch in diesen Zuständen nicht einzig und allein durch das helle Blut der Arterien, wie bei der Schamröthe, bewirkt; denn die Venen, so heißen diejenigen Blutgefäße, die das dunklere, kohlenstoffreiche Blut aus dem Körper zu der Brusthöhle zurückführen, tragen hier zu der Entstehung der Röthe nicht wenig bei. Sie schwellen bei körperlichen Anstrengungen und in vielen Affecten mächtig an, da die hier eintretende Störung im normalen Gange des Athmungsprocesses den Abfluß des Blutes vom Kopfe hemmt. Bei der Schamröthe finden sich deshalb keine Zornesadern, das sind die angeschwellten Venen, die im Affecte des Zorns wie dunkelblaue Stricke in den Schläfen und auf der Stirn hervortreten. Die Scham ist eine von den wenigen Affecten, in denen das Gesicht nicht verhäßlicht, sondern eher verschönt wird. Denn die schöne helle Röthe der Scham, welche schon die Alten die schönste Farbe nannten und die der lieblichen weißen Rose mit hellrothem Schimmer ihren Namen gab (maidenblush), verleiht dem Gesichte einen eigenen Reiz. Hierzu kommt noch, daß die Muskeln, die in andern Affecten stark zusammengezogen oder gänzlich erschlafft sind und dadurch dem Gesichte das Verzerrte oder Hängende geben, hier fast immer ihre normale Spannung behalten oder doch sehr wenig davon einbüßen.

Der Mensch gewinnt erst dann eine richtige Schätzung seines eigenen Werthes, wenn er sich in Andern anschaut. Das Benehmen Anderer gegen ihn ist der Spiegel, in welchen hineinschauend er erst ein klares Bild seiner eigenen Persönlichkeit gewinnt. „Der Mensch erkennt sich nur im Menschen"; das Benehmen Anderer gegen ihn ist sein nach außen gesetztes Gewissen, das ihn über seinen Werth oder Unwerth, oft genug wider seinen Willen, gehörig aufklärt. Verstößt er nun oder fürchtet er durch Wort und That gegen Das zu verstoßen, was gleichzeitig von ihm und Andern als feststehendes Gesetz aller seiner Handlungen erkannt ist, so verdammt eine Stimme in ihm seine Absicht oder sein Thun und Lassen und gleichzeitig erwacht in ihm die Vorstellung,

die ihn das Hervortreten der Misbilligung seiner Umgebung erkennen oder fürchten läßt. Das Niederdrückende, Lähmende, das wir, durch solche Vorstellungen veranlaßt, in uns empfinden, nennen wir das Schamgefühl. Haben diejenigen Persönlichkeiten, denen wir in solcher Lage gegenüberstehen, die Fähigkeit oder den Willen, auf unser Wohl fördernd oder hemmend einzuwirken, uns zu lohnen oder zu strafen, sind wir von vornherein uns unserer Schwäche ihnen gegenüber bewußt, dann tritt das Schamgefühl vorzugsweise leicht ein und wirkt tief und lähmend. Vor unsern Dienern und überall vor Personen, die von uns abhängig sind, erröthen wir nicht leicht; ebenso wenig wie vor Individuen, die uns ganz fremd und gleichgültig sind, denen wir keinen Einfluß auf unsere Interessen zuschreiben.

Solange der einzelne Mensch der unbelebten Natur gegenübersteht, wird niemals in ihm ein Schamgefühl erweckt. Die großartigen, überwältigenden Erscheinungen in derselben können sein Staunen und seinen Schrecken erregen, er kann sich ihnen gegenüber unendlich klein erscheinen, aber beschämend wirken sie nie auf ihn ein. Nur dem Menschen gegenüber kann sich der Mensch wahrhaft erniedrigt fühlen, mit allen andern Objecten in der ihn umgebenden Welt kann er sich nicht vergleichen, da es ganz von ihm verschiedene Größen sind, die keinen Maßstab abgeben, nach dem er seinen eigenen Werth abmessen kann. Erst im Verkehr mit Menschen entwickelt sich das Schamgefühl, welches entsteht, wenn wir uns im Verhältniß zu Andern erniedrigt fühlen, die Misachtung Anderer bemerken oder fürchten.

Im Alleinsein überzieht uns nur selten und zwar nur dann eine Schamröthe, wenn wir uns lebhaft in Beziehung zu andern Menschen denken und uns nicht Zeit bleibt, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß wir unbewacht sind. Nur das fromme, gläubige Gemüth, das sich Gott vermenschlicht, das sich von ihm, Gedanken und Handlungen menschlich billigend oder misbilligend, überwacht weiß, kann in der Einsamkeit wahrhaft erröthen. „Wird man wol vor Scham roth im Dunkeln?" Diese Frage hätte der alte Lichtenberg nicht aufgeworfen, wenn ihm in spätern Jahren nicht die Erinnerung an seine Jugendzeit verlorengegangen wäre. Jeder von uns hat wol einmal in seinem Leben in geeigneten Lagen an der plötzlich aufsteigenden Glut der Wangen empfunden, daß man auch im Dunkeln roth werden kann. Doch die Röthe hält nicht lange an; kaum haben wir uns in der Situation orientirt, kaum sind wir sicher, daß Niemand unser Erröthen bemerkt und unserer Haltung ansieht, daß wir uns gedemüthigt wissen, dann gewinnen wir sofort unsere Selbstherrschaft wieder und die Wärme der Wangen verliert sich rasch.

Je größer die Zahl der Augen ist, die unser Thun mit Spannung

überwachen, je leichter tritt das Schamgefühl ein: denn jede Demüthigung trifft uns um so empfindlicher, je mehr Menschen es sind, denen gegenüber wir uns erniedrigt fühlen. Das geringfügigste Motiv, ja schon die Furcht, daß ein solches eintreten könnte, weckt das lähmende Schamgefühl, wenn wir uns handelnd den Blicken einer größern Menge von Individuen ausgesetzt wissen, besonders wenn sie für uns Autoritäten sind. Aber auch eine größere Versammlung, deren einzelnen Gliedern wir kaum ein Urtheil über unser Thun zutrauen, imponirt durch ihre Masse und wirkt niederdrückend auf Den ein, der ihr einzeln gegenübertritt. Die Schamröthe verdient ihren Namen: „die Farbe der Tugend", wahrlich nicht immer, es sind nicht immer sittliche Motive, die das Erröthen veranlassen, sondern gerade umgekehrt vermag in einer schlechten Gesellschaft ein streng-sittliches Thun unsere Wangen roth zu färben, wenn wir gewahren, daß dasselbe unserer Umgebung lächerlich oder verkehrt erscheint.

Die äußern Momente, die das Schamgefühl veranlassen, sind bei verschiedenen Menschen nach ihrer Individualität, Alter, Geschlecht u. s. w. durchaus verschieden. Denn die Richtschnur, nach der ein Mensch sein Thun und Treiben zu bemessen hat, um nicht bei seiner Umgebung anzustoßen oder mit ihr zu zerfallen, wird in jedem Kreise, in dem er sich zu bewegen hat, eine andere. Wer im Lande der Hinkenden nicht hinkt, wer in einem friesischen Landstädtchen auf „Tönkes danzt" (auf den Zehen tanzt), wird erröthen, wenn er gewahr wird, daß alle Welt sein Thun belacht. Die Engländerin erröthet, wo die Französin ganz unbefangen bleibt und das Bauermädchen hat ganz andere Motive zum Erröthen wie die Städterin. Unter Umständen färbt selbst ein Lob, das man uns spendet, die Wangen roth, da dasselbe oft den niederdrückenden Gedanken weckt, daß wir dasselbe nicht ganz verdienen. Oft trifft uns auch das Lob unvorbereitet; es wirkt dann hemmend, wie eine Ueberraschung, deren Erröthen ursächlichen Momenten seine Entstehung verdankt, die denen ganz ähnlich sind, auf denen die Schamröthe beruht.

Wir sind gewöhnt, das Lachen für ein ganz unschuldiges Ausdrucksmittel einer frohen heitern Laune zu halten: aber mit Unrecht. Das Lachen ist fast niemals ganz unschuldiger Natur, ihm liegt fast immer ein Selbstüberheben zum Grunde. Fragen wir nur Den, der durch seine unfreiwillige Komik den Anlaß zum Lachen gibt, ob ihm dasselbe als der Ausdruck reiner Freude erscheint. Der Verlachte fühlt es nur zu deutlich, daß sich der Lacher über ihn erhebt. Das Gefühl der Erniedrigung, das im Lächerlichwerden und in der Furcht vor demselben liegt, ist eine der häufigsten Veranlassungen, wodurch die Schamröthe hervorgerufen wird. Der junge Mann, der zum ersten male in der Gesellschaft auftritt und der Redner, der seine Jungfernrede hält, erröthet aus

Furcht, etwas Ungeschicktes zu thun und dadurch anzustoßen und lächerlich zu werden. Kinder, die unbefangen spielen, erröthen, wenn sie sich von Erwachsenen belauscht sehen, da sie fühlen, daß diesen ihr kindisches Spiel lächerlich erscheint. Die körperliche und geistige Anlage, leicht von dieser Art von Schamgefühl ergriffen zu werden, die Kindern und jungen Leuten ältern, ihnen fremden Personen und Individuen aus den untern Volksclassen höhergestellten Personen gegenüber eigen ist, nennen wir Blödigkeit.

Oft tritt ein Erröthen ein, ohne daß wir etwas Unrechtes oder Ungeschicktes gethan haben oder zu thun beabsichtigen, wenn wir dem scharfblickenden Auge einer gegenüberstehenden Autorität anmerken, daß wir in den Verdacht einer verkehrten Handlung gerathen sind. In dem strengen, mistrauischen Blicke eines Menschen, dem wir in Liebe zugethan sind oder der Gewalt über uns hat, lesen wir schon unser Verdammungsurtheil. Wir fühlen uns ebenso tief gedemüthigt, als hätten wir die verkehrte Handlung begangen, deren uns der verdammende Blick mit Unrecht züchtigt. Empfinden wir nun unsere Wangen erglühen, während das richtende Auge noch an uns haftet, so verknüpft sich mit dieser Empfindung das Bewußtsein, daß der uns Gegenüberstehende unsere gedemüthigte Stellung gewahrt. Der lähmende Eindruck der ersten Vorstellung wird dadurch ungemein gesteigert und ohne daß wir uns einer verkehrten Handlung bewußt sind, verbreitet sich die Röthe und Wärme tiefer abwärts und es schließen sich endlich alle die Erscheinungen an, die wir früher als die Folgen eines gesteigerten Schamgefühls kennen lernten. Es ist deshalb oft sehr voreilig, die eintretende Schamröthe für das Geständniß eines begangenen Unrechts zu halten.

Wir erröthen nicht allein über unser eigenes Thun, sondern auch über Anderer ungeschicktes und unsittliches Benehmen; wenn diese Andern als Freunde und Genossen uns nahestehen, ein Stück von uns selbst sind, wenn wir in der sie treffenden Misachtung uns mitgetroffen fühlen.

Das neugeborene Kind fühlt nur körperliches Behagen und Misbehagen; erst vom dritten Lebensmonate an zeigt sich das Geistesleben soweit entwickelt, daß auf reingeistige Incitamente körperliche Bewegungen eintreten. Es jauchzt dann das Kind, wenn es die Mutter sieht, es lächelt, wenn man Verstecken spielt; aber zum Zustandekommen des Schamgefühls bedarf es einer viel höhern Entwickelung des Geisteslebens. Ehe es das Gefühl der Erniedrigung in seinem Verhältniß zu andern Menschen haben kann, muß es sich ganz unterschieden fühlen von der Außenwelt und muß ihm seine Stellung zur Umgebung klar geworden sein. Ist aber einmal in dem Kinde das Selbstbewußtsein klar erwacht, fühlt es sich bestimmt als Persönlichkeit Andern gegenüber, dann

ziehen bei der großen Reizbarkeit des kindlichen Organismus die Vorstellungen, die seinen Wünschen hemmend oder fördernd sind, viel schneller den Leib mit in die Bewegung hinein, als dies bei Erwachsenen der Fall ist. So treten bei Kindern die körperlichen Ausdrucksweisen des Neides und des Zorns viel leichter und öfter in die Erscheinung als im spätern Alter. Doch vor allem ist es die Schamröthe, die in dem heranreifenden Kinde leicht und oft erweckt wird. Eine Erscheinung, die wie diese die Folge einer gehemmten Nerveneinwirkung ist, muß beim Kinde leichter eintreten, da hier dem leiblichen Organismus die Energie und die Widerstandskraft fehlt, die dem Erwachsenen eigen ist, und überdies ist ja das Kind, seiner Umgebung gegenüber, sich stets seiner Ohnmacht bewußt.

Wegen seiner viel zartern Organisation, seiner höhern Reizbarkeit und seiner ohnmächtigen gesellschaftlichen Stellung ist auch das Weib viel mehr zum Erröthen disponirt wie der Mann, dessen Bestimmung es ist, männlich zu handeln und der vermöge seiner derbern Organisation allen Eindrücken, die von außen und innen auf ihn einstürmen, einen kräftigen Widerstand entgegenzustellen vermag.

In keinem Alter aber erglühen beim Weibe die Wangen so häufig als in dem Zeitabschnitte, in dem sich das Mädchen zur Jungfrau erschließt. Die Entwickelung des Organismus führt eine ganze Welt von Empfindungen mit sich, die ihm bis dahin ganz fremd waren. Diese erwecken ein Heer von Vorstellungen, die sich nicht abweisen lassen, die sich mit mächtiger Gewalt aufdrängen und seinem Streben und seinen Wünschen die Richtung vorschreiben. Die Stellung des Weibes in der Gesellschaft und die Sitte fodern gebieterisch, daß es dem spähenden Auge verbirgt, was in ihm vorgeht. Erwachen nun in der aufknospenden Jungfrau im Verkehr mit Andern Vorstellungen, die sie in sich selbst als unsittlich, ja sündhaft verdammt, die zu verrathen die Sitte verbietet, so fühlt sie sich beengt. Der Kampf, der sich in ihr auskämpft zwischen Sitte, Pflicht und Neigung, raubt ihr die volle Herrschaft über sich selbst. Die Furcht, Das zu verrathen, was in ihr vorgeht, und so gegen die Sitte anzustoßen, wirkt lähmend auf ihren sympathischen Nerv und die dadurch erweiterten Blutgefäße der Wangen geben wider ihren Willen Kunde von Dem, was in ihr vorgeht. Erst allmälig, wenn im häufigern und längern Verkehr mit dem Herrn der Schöpfung die Vorstellungen, die sich auf diesen Zwiespalt beziehen, die Macht der Neuheit verlieren, gewinnt das Weib die vollkommene Herrschaft über sich und sein Gesicht ist nicht mehr der stete durchsichtige Spiegel seiner Seele.

Doch nicht allein das Mädchen, auch der Jüngling, dem sein gutes Geschick die Reinheit der Sitte bewahrt hat, erröthet in ähnlichen Le-

benslagen. „Erröthend folgt er ihren Spuren!“ Im kräftigen Mannesalter erröthet der Mann seltener. Seine derbere Organisation widersteht den auf ihn eindringenden Stürmen mit größerer Kraft. Die Zahl der Vorstellungen, die mit Unlust verknüpft sind und lähmend auf ihn einwirken, wird mit jedem Jahre kleiner. In Lebenslagen, in denen des Jünglings Wangen die ohnmächtige Röthe der Scham überzieht, färbt das Gesicht des Mannes die kräftige Röthe des Zorns. Nur der „tenera frons“, der zarten Stirn des Jünglings steht es wohl an, leicht zu erröthen. Beim Manne verräth die häufige Schamröthe etwas Weibisches, eine geistige und leibliche Schwäche. Der Mann soll stets die Situation beherrschen, sein Gesicht darf nicht verrathen, daß er sich gedemüthigt fühlt. Sulla war, wie Seneca erzählt, vor allem grausam gegen Diejenigen, die ihn schamroth gesehen. „Daß du ihn schwach gesehen, vergibt er nie!“ In den spätern Lebensjahren wird die Schamröthe noch seltener, da im langen Gange des Lebens alle äußern Eindrücke durch Gewöhnung den größten Theil ihrer Macht verloren haben. Nur wenn ein ungewohnter geistiger Impuls sich einstellt, dann vermag er noch seinen lähmenden Einfluß geltend zu machen. Männer, deren Alter sie vor der Macht der Liebe schützen sollte, denen Niemand dergleichen Jugendlichkeiten mehr zutraut und die sich selbst längst sicher glaubten, erröthen leicht, wenn es der Zufall an den Tag bringt, daß sie von Amor's Pfeilen getroffen sind.

Das wohlerzogene Weib, dem die Sitte verbietet, nach außen hin thatkräftig abwehrend sich zu verhalten, das seine unkräftige Organisation und seine gesellschaftliche Stellung zwingt, Dulderin zu sein, erröthet vor Scham, wenn es verletzt wird, da, wo der Mann vor Zorn erröthend kräftig handelt und dreinschlägt. Schön und bezeichnend ist die Mythe, die das abgeschlagene Haupt der Charlotte Corday vor Scham erröthen läßt, als der Henker ihm einen Backenstreich gibt. Das Weib darf das ganze Leben hindurch die Fähigkeit zu erröthen nicht verlieren: denn „wenn seinem Gesicht die Schamröthe entweicht, dann füllen es rasch die Furien an“:

„Cessit ab ore pudor, propriorque implevit Erinnys!“

Literatur und Kunst.

Eine Mandel deutscher Lyriker.

Zweite Hälfte.

Wir führen heute unsere neulich begonnene Uebersicht über einige der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Lyrik zu Ende. Das letzte Werk, das wir neulich besprachen, war „Der Traum vom Himmel“ von Eduard Schmidt: ein nicht ganz gelungener Versuch, die Schrecken des Todes und den Schmerz der Trennung von einem geliebten Weibe poetisch zu verklären. Desto glücklicher ist ein anderer Dichter, dessen Muse sich, unbekümmert um Grab und Tod, in vollen frischen Zügen dem Leben zuwendet: „Gedichte von Karl Preser“ (Fulda, Maier). Soviel wir uns erinnern, ist es hier zum ersten mal, daß dieser Name uns begegnet; aber wenn es gestattet ist, aus einem ersten glücklichen Auftreten auf eine ebenso glückliche Fortentwickelung zu schließen, so möchten wir diesem Namen noch seine reiche und glückliche Zukunft prophezeien. Der Dichter ist offenbar noch sehr jugendlich; seine Empfindungen sind nicht immer ganz abgeklärt, und auch die schwerste Kunst des Anfängers, eine Kunst, ohne die kein Meister denkbar ist und die doch von manchem bejahrten und gepriesenen Dichter niemals erlernt wird, die Kunst der Selbstkritik, hat er sich noch nicht völlig zueigen gemacht. Eine größere Strenge in der Auswahl der einzelnen Stücke würde das Bändchen zwar noch dünner, dafür aber den Eindruck, den die Sammlung selbst hervorbringt, um so reiner und vollständiger gemacht haben. Namentlich gilt dies von den Liebesliedern, welche die letzte Abtheilung des Büchleins bilden; hier ist neben einzelnem tief Empfundenen und glücklich Ausgedrückten auch Vieles, was die herkömmliche Durchschnittslinie dilettantischer Liebesdichtung nicht übersteigt und was der Dichter daher ohne Zweifel besser für sich behalten hätte. Dagegen enthält der epische Theil, also gerade diejenige Gattung, welche unsern jungen Dichtern am schwersten zu fallen pflegt, während sie doch der eigentliche Prüfstein des Talents ist, manches Vortreffliche; es ist in der Mehrzahl dieser Gedichte ein frischer, energischer, echt jugendlicher Zug, der Dichter weiß seine Figuren klar und sicher hinzustellen, der Handlung ist das poetische Moment glücklich abgelauscht und auch die Form ist, mit wenigen Ausnahmen, so rund und prall, wie wir es heutzutage, wo das Verschwommene und Nebelhafte wieder über Gebühr grassirt, nur noch bei wenigen Dichtern, jüngern wie ältern, finden.

Dieselbe jugendliche Energie und Frische begegnet uns auch in den „Gedichten von Karl Siebel“ (Leipzig, O. Wigand): nur daß sie hier noch mit größerer Gedankentiefe verbunden ist und sich an größern, objectiv wichtigern und inhaltvollern Stoffen offenbart. Der Dichter gehört jenem wupperthaler Kreise an, von dem in diesen Blättern schon einige mal die Rede war; gleich seinen Genossen wendet er sich mit Vorliebe den socialen Fragen der Gegenwart zu und nicht selten gelingt es ihm, denselben einzelne recht poetische Momente abzugewinnen. Die ganze erste Abtheilung des Buchs „Aus dem Leben“ gehört hierher. Einzelnes zwar, wie gleich das Anfangsgedicht „Der Holzhacker“, ist zu skizzenhaft geblieben, die Mehrzahl

aber gibt uns glücklich abgerundete plastische Bilder in festen, anschaulichen Zügen und einer Beleuchtung, der, bei aller Tageshelle, doch auch der versöhnende Abglanz eines höhern ewigen Lichts nicht fehlt. Diesen letzten Umstand glauben wir besonders hervorheben zu müssen. Die meisten unserer jungen Dichter, welche die socialen Misstände der Gegenwart zum Stoff ihrer Dichtungen wählen, gehen dabei von der Ansicht aus, als ob es die Aufgabe des Poeten sei, diese Misstände mit möglichst schonungsloser Hand aufzudecken, sie in möglichst crassen, grellen Farben abzuspiegeln. Es bedarf nicht erst des Beweises, wie verkehrt dies Beginnen ist und wie weit unsere Dichter sich damit von der wahren Aufgabe der Kunst entfernen, deren göttliche Mitgift es ja im Gegentheil ist, über jeden Schmerz noch einen leisen Hauch der Versöhnung, über jede Nacht noch eine leise Ahnung künftigen Morgenroths zu breiten. Karl Siebel verschmäht diese billigen Effecte; eben weil er ein Dichter ist und weil das Bewußtsein des Göttlichen und damit auch die Gewißheit einer endlichen Versöhnung aller Widersprüche in ihm lebt, begnügt er sich nicht, die Dissonanzen nur grell gegeneinanderklingen zu lassen, sondern er läßt sie in einer höhern Einheit melodisch verhallen. Vorzüglich gelungen sind dem Dichter einige Schilderungen aus dem Familienleben, namentlich aus dem Verhältniß zwischen Mann und Frau, zwischen Aeltern und Kind; er erinnert hier sowol durch die Feinheit der Beobachtung wie durch die Kraft und Sicherheit der Zeichnung an seine berühmte, leider zu früh geschiedene Landsmännin Annette von Droste-Hülshof. Doch ist es eine Erinnerung, die seiner Selbständigkeit keinen Eintrag thut. Als solche besonders gelungene Stücke bezeichnen wir namentlich „Die zweite Frau", „Ein Witwer", „Großmütterlein", „Ein einsam Kämmerlein", „Das unglückliche Kind", „Haß und Liebe" 2c.; wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir wenigstens eins davon hier einschalten, es ist jedenfalls die wirksamste Empfehlung, die wir dem Buche überhaupt mitgeben können. Wir wählen, weil es eins der kürzesten ist, das erstgenannte:

Die zweite Frau.

„Er hat geweint! Er hat geklagt!
Unheilbar schien sein tiefer Schmerz!" —
Es haben sie zu mir gesagt. —
„O Gott! wie ist mir weh ums Herz!
Weiß selbst und kann's vergessen nimmer —
Ich sah die Thräne ja genau,
Als er mich führte in sein Zimmer,
Mir zeigt' das Bild der ersten Frau."

Das Nähgeräth — es ruht schon lang,
Fiel unbemerkt zur Erde hin.
Sie stiert es an und seufzet bang:
„Und doch könnt' nie ich lassen ihn!"
Dann mild sich ihre Blicke heben:
„Du thöricht Herz! warum so trüb?
Mag er dein Zweifeln dir vergeben —
Ich weiß! ich weiß! er hat dich lieb!"

„Still! hört' ich nichts!?" Sie schaut umher, —
Halb offen ist des Zimmers Thür. —
„Es war sein Schritt! Wo bleibet er!?
Sonst kam er immer gleich zu mir,
Sank an das Herz mir liebetrunken!" —
Sie stehet auf. Zur Thüre schau'!
Ihn sieht sie, wie er still versunken
Steht vor dem Bild der ersten Frau.

Er sieht sie nicht. Er merkt sie nicht,
Ihr Auge starrt. Ihr Herz ist schwer
Und leichenblaß ihr Angesicht.
Stumm zu dem Bilde blicket er,
Sie schleicht zurück. Sie setzt sich nieder:
„O Gott! er liebt sie mehr wie dich!
Zu ihr hin treibt's ihn immer wieder!
Unglücklich er! Unglücklich ich!"

Sie schreckt empor. Die Diele kracht,
Sie stiert ihn an, so kalt, so hohl. —

„Was hat dich denn so bleich gemacht,
Mein liebes Weib? Dir ist nicht wohl!
Mein liebes Kind, was macht dir Schmerzen?“
Sie schaut ihn stumm und fragend an,
Ruht schluchzend dann an seinem Herzen:
„O du mein einz'ger, einz'ger Mann!“

Der übrige Inhalt des Buchs ist minder bedeutend. Doch gibt sich überall ein frisches tapferes Streben kund, dem es, wenn der Verfasser auf dieser Bahn beharrt, auch gewiß nicht an äußern Erfolgen fehlen wird.

Dasselbe günstige Prognostikon dürfen wir auch den „Vaterländischen Gedichten von Heinrich von Treitschke“ (Göttingen, Wigand) stellen. Dieser Dichter ist in der That ein weißer Rabe in dem Schwarm unserer poetischen Jugend: nämlich ein Dichter, dessen Erstlinge ausschließlich epischer Natur sind und der sich von früh an statt die Freuden und Leiden seines Herzchens, die Sonnen und Wonnen seines eigenen kleinen Daseins zu besingen, sich gedrungen fühlt, die großen Schicksale der Völker, die glorreichen Erinnerungen der Vergangenheit, ihre Kämpfe um Recht, Freiheit und nationale Selbständigkeit zu verherrlichen. Mit wenigen Ausnahmen (und diese Ausnahmen, wie z. B. „Horatius Cocles“ gehören unsers Bedünkens gerade zu den wenigst gelungenen Stücken der Sammlung) ist es die deutsche Geschichte, die Geschichte unserer Hoffnungen und Kämpfe, unserer Verluste und Niederlagen gewesen, welche ihm den Stoff zu seinen Dichtungen geboten hat; in starken, echt männlichen Zügen, in einer volltönenden gedrungenen Sprache singt er uns den trotzigen Mannessinn der alten Hansa, die verwegenen Entwürfe eines Wullenweber, die kühne That der kölner Overstolzen oder jene berühmten Schlachten, durch welche die Dithmarschen ihren Namen unsterblich gemacht haben. Immer steht der Dichter auf der Seite des unterdrückten Rechts, immer gilt seine Theilnahme nur Denen, die sie wahrhaft verdienen, immer ist sein Patriotismus einsichtsvoll, klar und selbstbewußt; da ist kein müßiges Nebeln und Schwebeln, kein Sporenklirren, kein Renommiren mit politischen Phrasen und Schlagwörtern, sondern überall, trotz der Jugend des Verfassers, tritt uns ein männlich reifer und gebildeter Geist entgegen, der das Vaterland nur darum so innig liebt, weil er es so gründlich kennt und seine Schicksale und Bedürfnisse, seine Vergangenheit und Zukunft in sinnigem Geiste sorgsam und parteilos erwogen hat. Auf einen solchen Dichter zu treffen, wäre unter allen Umständen erfreulich, doppelt erfrischend aber ist diese Begegnung in einer Zeit wie die unsere, wo sich Abspannung und Verdrossenheit und Feilheit und Knechtsinn überall so breit machen und wo es selbst schon bei Denen, die sich übrigens für die letzten Stützen der Freiheit halten, zum guten Tone gehört, am Vaterlande zu verzweifeln. Unser Dichter kennt diese Verzweiflung nicht — und wie sollte er auch, da er ja eben ein Dichter ist?! So tief er die Schmach der Gegenwart empfindet und so lebhaft sein Mitgefühl ist für die Leiden und Erniedrigungen unsers Volks, so fest hält er doch den Glauben an eine bessere glücklichere Zukunft:

Sie kommen noch, die gold'nen Tage,
Die wir in Zorn und Gram ersehnt,
Wo nur, wie eine finst're Sage,
Die Mär' der deutschen Schande tönt.

Und ernten auch erst ferne Zeiten
Das Glück von uns gesäet schon:
Die wir im rechten Kampfe streiten,
Wir fragen nicht nach unserm Lohn.
Wol herrlich ist's am warmen Frieden
Sich weiden, an des Sieges Lust: —
Dem Kämpfer auch ist Heil beschieden,
Der Frieden in der braven Brust.

Dieses kurze Bruchstück, dem „Schlußgesang" entnommen, mag hier umsomehr genügen, als der Dichter unsern Lesern ja schon von früherher kein Unbekannter mehr ist. Es ist nämlich derselbe talentvolle Verfasser, von dem wir im Laufe des vorigen Jahres zwei Gedichte in diesen Blättern mittheilten: „Ambrosius Dalfinger" und „Die Stedinger Ketzer"; beide finden sich auch in der vorliegenden Sammlung wieder, die wir unsern Lesern hiermit ebenfalls aufs angelegentlichste empfohlen haben wollen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz gegen diese Dichter des Lebens und der rasch bewegten, historischen That bildet eine andere Gruppe von überwiegend reflectirendem innerlichen Charakter. Doch befinden sich auch darunter vortreffliche Sachen; die Verfasser sind größtentheils Dichter, welche sich bereits durch ihre frühern Leistungen die allgemeine Anerkennung erworben haben und die daher unserer Empfehlung nicht mehr bedürfen, sodaß also wenige Worte über sie an dieser Stelle genügen werden. Auch haben wir sie zum Theil schon früher und ausführlich besprochen; so namentlich die „Gedichte von Bauernfeld" (Leipzig, F. A. Brockhaus), die vor etwa zwei Jahren zuerst erschienen und von denen jetzt die zweite vermehrte Auflage vorliegt. Die Bauernfeld'schen Gedichte sind wesentlich reflectirenden Inhalts; es sind Lehrgedichte, nur daß sie ohne die ernste Miene und den faltenreichen Talar des Lehrgedichts von ehedem auftreten. Im Gegentheil, die Mehrzahl dieser Gedichte sieht sehr keck und lustig in die Welt hinein, recht wie es den lyrischen Ergüssen eines Autors geziemt, den das Publicum vorzugsweise als Lustspieldichter kennt und schätzt und auch die Philosophie selbst, die er lehrt, ist eine heitere, klare Weltweisheit, so vertraut mit den Schwächen der Menschen und so nachsichtig gegen sie, wie wir es eben wiederum von dem echten Lustspieldichter erwarten. Und so bildet der Lyriker Bauernfeld in der That erst die rechte Ergänzung des Lustspieldichters, der uns dadurch erst recht verständlich und schätzenswerth wird. Kein echter Scherz ohne einen Hintergrund tiefen sittlichen Ernstes. Man hat den Bauernfeld'schen Lustspielen wol zuweilen vorgeworfen, daß sie der Mode des Tags mehr als billig fröhnen und bei allem Reichthum der Erfindung und aller plastischen Kraft des Dichters doch jenes ethischen Mittelpunktes entbehren, der dem komischen Dichter so nöthig ist wie dem tragischen. Was die einzelnen Stücke, besonders aus der jüngsten Zeit des Dichters angeht, so mag hier unerörtert bleiben, wie weit der Vorwurf begründet ist oder nicht; daß er aber den Dichter im Ganzen nicht trifft und daß er keineswegs ohne jene höhere Weihe fester sittlicher Grundsätze und Ziele ist, das setzen diese Gedichte außer Zweifel. Ergötzt uns der Lustspieldichter durch eine fast Proteische Gestaltungsfähigkeit und eine Kenntniß des äußern Treibens, die mit leichter, aber sicherer Hand die mannichfachsten Erscheinungen von der Oberfläche abschöpft, so zeigt der Dichter sich in diesen seinen lyri-

schen Producten als eine vorwiegend innerliche sinnige Natur; der Weltlauf, den er uns in seinen Komödien mit so lachendem Munde schildert, entfaltet hier zugleich seine ernste nachdenkliche Seite, es ist gleichsam die Moral zu seinen Lustspielen, die er hier niederlegt, und daß auch diese Moral noch meistentheils in buntem flüchtigen Gewande auftritt und daß der Dichter auch hier bei allem Ernst und allem sittlichen Gewicht seiner Aussprüche noch dasselbe muntere und lachende Gesicht zeigt, das wir von der Bühne her zu sehen gewohnt sind, kann die Wirkung dieser Aussprüche selbst natürlich nur erhöhen und ihrer Verbreitung nur förderlich sein. Es ist hauptsächlich das „Poetische Tagebuch (in zahmen Xenien) von 1825—50“, was wir dabei im Sinne haben; dasselbe bildet, nach unserm Geschmack wenigstens, nicht nur die interessanteste und reichhaltigste Partie des Buchs, sondern auch diejenige, in der die Eigenthümlichkeit des Dichters sich am deutlichsten und glücklichsten ausspricht. Sie haben wirklich ein Recht, sich „zahme Xenien“ zu nennen, diese leichtfüßigen muntern Libellen, die so zierlich dahertanzen und ihren Stachel so geschickt zwischen den goldschimmernden Flügelchen zu verbergen wissen: denn es ist in der That etwas darin von Goethe'scher Klarheit und Geistesfreiheit, verbunden mit Goethe'scher Anmuth und Durchsichtigkeit der Form. Auch hier wieder sei es uns verstattet, unser Urtheil durch einige Proben zu bestätigen; wir wählen sie buntdurcheinander, didaktisch und kritisch, ästhetisch und politisch, wie sie uns beim Durchblättern des Buchs eben in die Hand fallen.

Wer sich nicht jung erhält
Im Alter,
Der bete den Psalter,
Der male keine Welt.

* * *

Was Gott am nächsten ist?
Ein Herz, das überfließt
Und demuthsvoll genießt.

* * *

Sie sprechen immer von Gesinnung,
Sie meinen: ihre Innung.

* * *

Der Kern sei derb,
Die Schale herb.

* * *

Was ist denn unser Lebenslauf?
Womit du anfängst, hörst du auf.

* * *

Erziehung, Bildung früh und spat —
Die Prügel sind das Surrogat.

* * *

Ob Brutus oder Cäsar, gilt mir gleich!
Schaff' Einer erst ein tüchtig Reich.

* * *

Wie sie nur siegten bei Marathon,
Es ist den Wundern gleich!
Ohne Monturscommission
Und ohne Zapfenstreich!

Du bist mir auch von den Rechten!
Ein Knecht, befiehlst andern Knechten.

* * *

Sie wundern sich, daß sie frieren,
Und heizen mit ihren Zimmerthüren.

* * *

Wundert's dich, daß du vergessen bist,
Und daß sie dir nicht mehr Vivat schrei'n?
Wenn jeder Einzelne undankbar ist,
Wie soll ein ganzes Publicum dankbar sein!

* * *

Die Ideen sind Goldbarren,
Waren sonst in festen Händen,
Jetzt besitzen sie die Narren,
Sie als Kleingeld zu verschwenden.

* * *

Das Junge Deutschland konnte nie
Einen klingenden Vers gestalten!
Sie nannten sich die junge Poesie,
Und waren älter als die Alten.

* * *

Ein bunter Teppich ist die Despotie,
Die Kehrseite ist Anarchie.

* * *

Die Sache war verloren
In allem Anfang gleich:
In Deutschland durch die Professoren,
Durch die Studenten in Oesterreich.

Einen Landsmann von Bauernfeld lernen wir kennen in „Himmel und Erde“, Gedichte von Karl Ziegler (Carlopago)“ (Wien, Grund). Doch

scheint, nach dieser Probe zu urtheilen, der östreichischen Muse der lachende Humor des Weltweisen besser zu Gesicht zu stehen als das Pathos des Hymnendichters. Der Dichter, um sich von dem Trübsinn zu befreien, in den ihn das Scheitern unserer politischen Hoffnungen und Entwürfe versenkt hat, flüchtet sich zur Poesie und sucht die gepreßte Seele an den ewigen Gewalten der Natur, des eigenen Herzens und des Göttlichen wieder aufzurichten. Ein sehr lobenswerthes Beginnen: wenn nur das Resultat auch in poetischer Hinsicht etwas glücklicher ausgefallen wäre! Der Dichter hat starke und lebhafte Empfindungen, aber sein Talent scheint nicht auszureichen, diesen starken und lebhaften Empfindungen einen entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu geben; der Flug seiner Seele geht höher, als die Schwinge seines Talents ihn zu tragen vermag, seine Muse wählt sich die erhabensten und großartigsten Gegenstände, aber die Form, in welcher sie dieselben darstellt, entbehrt theils der künstlerischen Geschlossenheit und Rundung, theils streift sie nicht selten an das Triviale und das gibt denn in beiden Fällen einen Widerspruch, der, so geneigt wir auch sind, die edeln und hochstrebenden Absichten des Verfassers anzuerkennen, uns doch in Hinsicht auf die poetische Wirkung nothwendig unbefriedigt läßt. Auch sind die Veranlassungen, an welche der Dichter seine Dithyramben anknüpft, wol nicht immer wichtig genug, um ein solches Uebermaß der Begeisterung zu rechtfertigen; im Gegentheil, sie sind zum Theil recht hausbacken, wodurch denn das überschwängliche Pathos, in welchem der Verfasser sich gefällt, nur um so empfindlicher wird. So z. B. fühlt er sich in der Abtheilung „Gott“ durch „die Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1842“ in eine Begeisterung versetzt, die sich endlich in folgendem Ergusse Luft macht:

Doch jetzo, vereint
Fallen wir nieder,
Zu preisen den Herrn,
Der uns gewürdigt
Zu schauen
Sein herrlichstes Wunder! —
Natur, orgle voran!

Die Riesenpfeifen gellen,
Gewitter, Windsbraut, Meer.
Ihr Lieben, zittert nicht!
Tretet vor!
Sie soll begleiten unser Jubellied;
Wir führen den Gesang.

Sie preise Gott im Donnergloria,
Sie preise Gott im Gloria des Sturms,
Im Schaumgebrüll des wilden Wogenthurms,
In uns'rer Menschheit steh'n wir da;
Kein Auge trocken, das ihn heute sah.
Die stumme Thräne jauchzt sein lautes Gloria!
Herrgott, wie bist du groß,
Unnennbar, grenzenlos!
Sieh uns im Staube hier!
Herrgott, dich loben wir!
Halleluja!

Wir wollen Jedermann seine Empfindungen lassen und seine Entzückungen nun erst recht: aber daß der Kunst mit diesem phrasenhaften Gestammel, diesem längst veralteten Klopstock'schen Hallelujarufen gedient sei, das will uns nicht zu Sinn.

Noch ein anderer östreichischer Dichter hat sich ebenfalls im Hymnenton versucht: „Hymnen von Adolf Pichler“ (Innsbruck, Wagner). Dieser Dichter, der schon durch eine frühere Sammlung Proben seines anmuthigen

und liebenswürdigen Talents gegeben hat, ist dem Verfasser von „Himmel und Erde" denn allerdings weit überlegen, sowol an Klarheit und Tiefe der Gedanken als auch an künstlerischer Durchbildung und Würde der Form. Dennoch glauben wir nicht, daß dieser Versuch, eine Gattung herzustellen, für die übrigens sowol im modernen Leben wie in der modernen Literatur alle Bedingungen fehlen, ein ganz glücklicher ist, noch scheint uns gerade das Talent dieses Dichters zu einem solchen Versuche geeignet und berufen. Selbst die Platen'schen Oden, die denn doch für immer als das Höchste dastehen, was einem modernen Dichter in dieser Gattung zu erreichen möglich, sind nur zur Hälfte Werke des Genius, während der andern Hälfte der mühselige philologische Schweiß, dem sie ihre Entstehung verdanken, nur allzu deutlich anhaftet. Und doch wohnt Platen selbst in den wenig gelungensten seiner Oden noch immer eine Fülle und Neuheit der Gedanken, eine Originalität und Kühnheit des Ausdrucks, endlich eine Meisterschaft der Form bei, auf welche die bescheidene Muse unsers tiroler Dichters gewiß selbst keinen Anspruch erheben wird. Es ist ein Experiment und als solches so wohl gelungen, wie es sich von einem Mann von dem Geschmack und der Bildung des Verfassers nur immer erwarten läßt. Doch wünschten wir in seinem eigenen Interesse nicht, daß er diese Art des Experimentirens fortsetzte; seine Muse, wie wir sie früher kennen gelernt haben, ist ein Landkind, von rüstigen ungeschmückten Gliedern, einfach und derb, vertraut mit der Sprache des Volks — und das ist denn doch bei Lichte besehen eine Sprache, die unendlich poetischer und auch unendlich wirksamer ist als alle noch so künstlichen Nachahmungen antiker Maße, für deren eigenthümliche strenge Schönheit der Verfasser überdies nicht jenes wachsame Ohr zu besitzen scheint, durch das Platen so unvergleichlich dastand und durch das er, trotz der philologischen Elemente seiner Dichtung, ja eben wegen ihrer, so heilsam auf unsere verwilderte Literatur eingewirkt hat.

Um so einfacher und anspruchsloser treten die „Naturbilder. Gedichte von Adolf Bube" auf, von denen unlängst die dritte vermehrte Auflage (Gotha, Stolberg) erschienen ist. Auch diesen Dichter haben wir früher schon mehrfach besprochen und auf seine liebenswürdige Einfachheit, seine Anmuth und Natürlichkeit aufmerksam gemacht; seine Gedanken sind weder besonders neu noch besonders tief, seine Bilder weder sehr glänzend noch ist seine Sprache durchweg correct, aber die Reinheit und Liebenswürdigkeit der Gesinnung, die sich in seinen Dichtungen ausspricht, sowie die innige aufrichtige Begeisterung, mit der er sich in die Natur und ihr unerschöpfliches Leben und Weben versenkt, entschädigt uns hinlänglich und erfüllt uns mit inniger Hochachtung vor einem Dichter, der, wenn er auch nicht den höchsten Lorber anstreift, seine Kunst doch jederzeit nur im Namen des Guten und Edeln, des Großen und Würdigen geübt hat und der daher auch die gerechtesten Ansprüche auf die Theilnahme aller Guten und Edeln besitzt.

Wir schließen mit den „Gedichten des Mirza-Schaffy. Von Friedrich Bodenstedt" (Berlin, Decker), von denen kürzlich die vierte vermehrte Auflage versandt wurde. Auch Mirza-Schaffy ist ein alter Bekannter. Wir haben seiner erst neulich bei der Nachricht von seinem Tode gedacht; doch beeilten wir uns gleich damals hinzuzusetzen, daß dieser poetische Mirza-Schaffy, den Bodenstedt uns geschaffen, unsterblich ist, ein eigener

bei aller Fremdartigkeit des Costüms doch durchaus deutscher Charakter, der nun auch unserer Literatur für alle Folgezeit als eigenthümlicher Typus angehören wird. Daß dies keine Prophezeiung ins Blaue, beweist der dauernde Erfolg, den Mirza-Schaffy sich unter uns errungen und der sich denn auch in der immer wachsenden Zahl der Auflagen zu erkennen gibt. Möge das auch ferner so bleiben! Mirza-Schaffy mit seiner heitern, klaren Lebensweise, seinem milden, duldsamen Sinn, seinem Haß gegen alle Heuchelei und Lüge ist ein gutes Gegengift gegen die pietistische Süßlichkeit und Unwahrheit, die unsere Poesie übrigens mehr und mehr zu überwuchern droht. Doch *hat* es damit keine Noth, solange Mirza-Schaffy's fröhliche Weisheit noch *ihre* Andächtigen um sich versammelt; Wahrheit und edle Menschlichkeit sind *allemal* mächtiger als Lüge und knechtische Verdumpfung und so wird es den Feinden der Freiheit auch nicht gelingen, die Schönheit in Fesseln zu legen. Die neuen Stücke, um welche diese vierte Auflage vermehrt ist, sind des übrigen wohlbekannten Inhalts ganz würdig; für die Leser unsers Blattes sind sie noch im speciellen Sinne alte Bekannte, da es uns vergönnt war, dieselben zuerst in unserer Zeitschrift mitzutheilen. R. P.

Neue Psychologie.

Nicht allein die Natur mit ihren äußern Schätzen ist es, in welche uns die steigende Wissenschaft unserer Tage immer tiefer einführt, sondern sie führt uns auch tiefer in die Schätze unsers eigenen Innern. Die Psychologie macht von Tage zu Tage größere Anstrengungen, hinter den Fortschritten anderer Wissenschaften nicht zurückzubleiben und es ist dabei höchst dankenswerth zu nennen, wenn diese tiefer steigenden Forschungen sich nicht blos in die Wände der Hörsäle einschließen, sondern auch dem größern Leben von ihren Resultaten und gewonnenen Vortheilen etwas mitgönnen. Zwar wird die Tiefe der Wissenschaft, ihr eigentlicher Calcul, wegen der Schwierigkeit ihrer Aneignung immer etwas Esoterisches und Ausschließliches an sich behalten, dagegen können die wirklich gediegenen, in der Anstrengung der Schulgymnastik gewonnenen Resultate ebenso sehr darauf rechnen, in einem jeden offenen und für Wahrheit empfänglichen Gemüthe einen unmittelbaren Anklang zu wecken und fruchtbare Samenkörner des Nachdenkens auszustreuen.

Als eine solche sowol anregende als lehrreiche Lectüre für jeden Gebildeten ist die unlängst bei H. Schindler in Berlin erschienene Schrift von Dr. M. Lazarus: „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze“, zu empfehlen. Diese Monographien wirken auf Den, der sich mit ihnen näher befaßt, in ähnlicher Art aufklärend, wie man im Alterthum von den Gesprächen des Sokrates zu rühmen pflegte. Wir Alle z. B. sprechen täglich von Bildung und gehen mit diesem Begriffe als mit etwas Bekanntem um. Haben wir uns wol gefragt, was wir unter Bildung eigentlich denken, woran wir den Gebildeten vom Ungebildeten unterscheiden? Die Frage könnte manchen auch sonst wohlgeübten Denker in einige Verlegenheit setzen. Auch wird sie von Verschiedenen vielleicht verschieden beantwortet werden. Und dennoch wird Niemand es ertragen, daß man ihm ein so großes Gut, als die Bildung ist, durch Unterscheidung bloßer Dressur, Virtuosität, Gelehrsamkeit und dergl. verunstalte und verunglimpfe.

Jedermann weiß ebenso leicht, einem ganz natürlichen Instincte folgend, hier alles Falsche abzulehnen, als es schwer ist zu sagen, was das Richtige sei.

Und was ist denn endlich Bildung? Wir wollen es hier nicht verrathen, um dem Leser nicht den Genuß zu verderben, selbst an der Hand eines so geistvollen Führers zu der heitern Aussicht emporzuklimmen, welche er ihn langsam und umsichtig, manchmal durch scheinbar verschlungene Pfade und Irrgewinde, emporführt. Denn der hauptsächliche Reiz bei allen solchen Wahrheiten, welche sich nicht äußerlich anlernen, sondern nur selbstthätig aus dem eigenen Innern entwickeln lassen, ist eben das Durchmachen der Methode, welche uns zu ihrer Entdeckung im eigenen Innern führt. Soviel größer das Vergnügen ist, welches der Besitz eines selbsterworbenen Capitals gewährt in Vergleich mit einem geschenkten oder ererbten, soviel größer ist das Vergnügen und die Befriedigung, welche uns der Schriftsteller verschafft, welcher uns selbst Neues finden lehrt in unserm eigenen Innern, wenn wir ihn mit dem vergleichen, welcher uns blos mit den Resultaten neuer Forschungen, und sei es in noch so verschwenderischem Maße, überschüttet und gleichsam zudeckt.

In letzterer Weise verfährt der Verfasser nicht. Er führt im Gegentheil den Leser selbst ins Nachdenken über „Bildung und Wissenschaft". Denn so lautet das Thema der ersten Abhandlung oder Monographie. Die Unterschiede der Bildung des Alterthums und der Neuzeit, die Stellung der Frauen zur Bildung in beiden Zeiten, das Verhältniß der Bildung zur Sittlichkeit, zur Schönheit, und vieles Aehnliche kommt dabei zur Sprache. Ein besonders interessanter Punkt ist das Maß und die Beschaffenheit der Kenntnisse, welche zur Bildung gehören. „Es ist ganz unleugbar, daß Derjenige, welcher von der Umdrehung der Erde und ihrer Bewegung um die Sonne wie von den Bewegungen der übrigen Planeten eine einigermaßen klare Anschauung hat, über den ganz ungebildeten Menschen, welcher glaubt, daß die Sonne nicht größer als ein Mühlrad und die Sterne nur dauernde Funken sind, ganz ebenso erhaben ist wie der vollkommen ausgebildete und gelehrte Astronom. Wenn wir auf das Wissen von genauen astronomischen Thatsachen, auf die Kenntniß und Angabe von Zahlen und mathematischen Formeln sehen, dann wird unser Gebildeter dem völlig Ungebildeten wol gleich oder doch sehr nahe stehen; blicken wir aber auf die Art der Naturbetrachtung, auf die Einsicht in das Wesen und Gesetz der Dinge, nicht auf die Breite, sondern Höhe der Intelligenz, sozusagen auf die allgemeine psychologische Qualität des Geistes, so werden wir jenen Gebildeten neben dem gelehrtesten Astronomen finden." Damit wäre denn schon etwas vom Geheimniß verrathen, was freilich für sich allein noch nicht viel hilft. Denn was ist „Höhe der Intelligenz" im Unterschiede von bloßer Breite derselben und Summe von Kenntnissen? Was ist „allgemeine psychologische Qualität des Geistes" im Unterschiede von bloßer wissenschaftlicher Gelehrsamkeit und Schulweisheit? Wer es versteht, über diese Fragen nach der Anleitung und an der Hand des Verfassers nachzudenken, wird sich bereichert finden.

Die beiden andern Monographien, nämlich 1) „Ueber Ehre und Ruhm", 2) „Ueber den Humor als psychologisches Phänomen", haben sich bereits einen Leserkreis und in ihm Anerkennung und Beifall erworben; sie er-

schienen beide bereits früher im „Morgenblatt“ und werden hier in revidirter und erweiterter Gestalt wiedergegeben.

Der Verfasser gehört in seinen wissenschaftlichen Grundansichten der Herbart'schen Schule an. Von Herbart ist ein neuer Aufschwung in der psychologischen Forschung ausgegangen. Eine neue Betrachtungsart der Seele als eines Uhrwerks oder Mechanismus von durchaus gesetzmäßigem Gange, obgleich durch Selbstbestimmung und bewußte Freiheit modificirbar, ist durch ihn angebahnt worden. In diesem Uhrwerke gibt es zwar keine Räder, Walzen und Spiralen, wol aber Vorstellungen, welche einander hemmen und fördern, ineinanderschmelzen und sich auseinandersondern nach Gesetzen der Anziehung und Abstoßung, welche jedes innerhalb seiner Sphäre ebenso regelmäßig wirken wie die Gesetze in der Chemie oder Physik. Nach dieser neuen Wissenschaft erscheint uns die eigene Seele ebenso dunkel, aber auch ebenso erhellbar und genau durchforschbar wie ein tiefes Bergwerk, wo die Schöpfräder in ewiger Bewegung sind, die wilden Wasser aus der Tiefe zu pumpen, wo die Eimer in unaufhörlichem Zuge auf- und niedergehen, die edeln Erze der Gedanken und Entschlüsse an das Tageslicht zu fördern, und wir erfahren hier mit Verwunderung, daß kein Gegenstand der Natur dem Geiste des Menschen bisher so fremd geblieben ist als eben dieser Geist selbst. Daher ermahnt ein naturphilosophischer Dichter unserer Tage mit Recht:

> Erforsche erst dich selbst und deines Innern Hallen,
> Hier treibt ein Räderwerk, hier dreht sich ein Magnet,
> Und tausend Spindeln sind, als willige Vasallen,
> Dem Meister zu Gebot, der an dem Webstuhl steht.

Das Seltsame, was anfangs bei solcher Betrachtungsweise in Verwirrung setzen kann, ist dieses, daß sich einerseits in diesem seelischen Maschinenwesen ein ebenso sicheres und strenggeregeltes Ineinandergreifen ewiger Gesetze bekundet als in den Processen der körperlichen Welt, während doch auf der andern Seite die Gesetze, welche hier sowol unter sich selbst als mit den Gesetzen der Körperwelt auf harmonische Art ineinandergreifen, mit den Gesetzen der körperlichen Natur schlechterdings nicht auf demselben Boden der Erfahrung stehen und dem allergrößten Theile nach mit ihnen nicht die mindeste Aehnlichkeit haben. Hier ist daher noch ein weitläufiges und überaus reiches Terrain innerer Erfahrung und Beobachtung, dessen wissenschaftliche Beleuchtung einen vorzüglichen Theil der philosophischen Bestrebungen der Gegenwart ausmacht, und eine nicht gering anzuschlagende Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtskreises nach seiner wichtigsten Seite hin bietet. Daß dieses dem Menschengeiste aufgegangene vermehrte Licht über sich selbst nicht blos auf Kathedern und in Hörsälen scheine, sondern auch das weitere Leben aller gebildeten Kreise durchdringe, ist ein nothwendiger Wunsch, besonders bei der großen Verwirrung der Ansichten, welche durch das Umsichgreifen der materialistischen Denkweise einerseits, wie des als ihre natürliche Reaction eingetretenen Wunderglaubens andererseits hereingebrochen ist.

Es ist daher die Fortsetzung dieser für weitere Kreise verständlichen Monographien über das Leben der Seele, welche Hr. Dr. Lazarus als ein in die strenge Wissenschaft vollkommen Eingeweihter, aber mit Zurücklassung alles Formelwesens der Schule, unternommen hat, sehr zu wünschen, damit auch sie das Ihrige dazu beitragen, uns der Erfüllung der gewichtigen Worte

immer näher zu rücken, mit denen Herbart den ersten Theil seines großen psychologischen Werks schließt: „Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen; darum wird er sie erkennen; alsdann werden die Wege des Lebens sich erhellen; der Mensch wird wissen, was er thut; er wird seine Kräfte nutzen und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören.“ C. F.

Correspondenz.

Aus Paris.

Mitte Juni 1856.

K. S. Wenn es auch nicht viel Geist verräth, seine Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen, so gibt es doch Zeiten, wo Niemand diesem Schicksale entgeht. Die Pariser haben bekanntlich seit jeher mit ihrem milden Klima renommirt; allein seitdem ich Paris kenne, sind die Winter unausstehlich durch ein ewig wechselndes Schmuzwetter in allen Farben, sind die Sommer drückend heiß, die Frühlinge regnerisch und nur der Herbst ist hier, wie überall, schön, doch wie alles Schöne von kurzer Dauer. In jeder Jahreszeit aber hört man von den Parisern sagen, daß sie diesmal ganz ausnahmsweise schlecht sei. Die Londoner im Gegentheil sind hypochondrisch bescheiden; stopften sie ihre 100,000 Rauchfänge zu, so hätte London ein köstliches Klima. Aber was thut's! Die Natur ist im Grunde nur ein Vehikel für die menschliche Stimmung: für den Pariser ist sein Zuhause nur ein Obdach, eine Nothdurft, seine Heimat ist auf den Boulevards und sein Himmel spiegelt sich in den Toiletten der dortigen Venus vulgivaga. Der Londoner im Gegentheil eilt nach vollbrachtem Tagewerk im Sturmschritt nach Hause, seinem kleinen, niedlichen Cottage im Westend zu, wo die Theekanne summt, das trauliche Weib seine Pantoffeln bereithält, und da ist ihm, in gemüthlicher Langeweile, stets zu Muthe, als ob es draußen stürme und tose!

Daß uns Jupiter pluvius seit fünf Wochen überdiemaßen mishandelt hat, kann sogar der optimistische „Moniteur“ umsoweniger leugnen, als die Börse selbst den Kopf darüber verloren hatte und plötzlich, an der Ernte verzweifelnd, ihrem Schooskinde, dem Crédit mobilier, den Credit aufkündigte. Das war vor wenig Tagen, als die großen Ueberschwemmungen die äußerste Höhe erreicht hatten; zum Glück brachte einige Tage später St.-Médard, der Provinzialheilige mit den nassen Füßen, der Wetterprophet, dauernd gutes Wetter. Das kam noch gerade zu rechter Zeit, um die Ernte zu retten, die in einigen Provinzen und in Algerien vortrefflich stehen soll. Die Ueberschwemmungen, welche vom Süden nordwärts bis zum Herzen Frankreichs vordrangen, brachten nicht blos in ihren furchtbaren materiellen Wirkungen, sondern auch in ihrem Einflusse auf die Gemüther den ganzen Ernst großer Naturgewalten zur Erscheinung. Die pariser Gesellschaft, aus den frivolsten Beschäftigungen herausgerissen, sieht eine neue Sündflut vor den Thoren; der Hunger, die Sorge, das Elend, der Typhus klopfen almosenflehend an. Die Bewegung des Erbarmens war allgemein, war hinreißend; vor den

Bureaux des „Siècle“ harrte, drängte sich das Volk der Arbeiter, Queue machend wie an den Theatern, um seine sauer erworbenen Pfennige für die Ueberschwemmten beizusteuern. Das Volk ist bei solchen Gelegenheiten immer voran, wie auch bei den kühnen Rettungsversuchen in der Gefahr selbst. Es werden Millionen zusammenkommen, aber es sind Milliarden untergegangen. Auch in England wird unter des Lordmayors Mr. Salomon Initiative lustig gesammelt, die City von London will sich die Befestigung der französisch-englischen Allianz gern etwas kosten lassen, und hat seit jeher lieber Geld als Blut geopfert. Daß einige Pfaffen die große Calamität der vernachlässigten Sonntagsfeier zuschreiben würden, ließ sich, nach so vielen Präcedentien, voraussagen; aber daß ein Mann wie Cardinal Bonald daraus den Text eines Mandements gemacht hat, mußte doch überraschen. Die „Presse“ ist das einzige Journal, welches keine Subscription in seinen Bureaux eröffnet hat, weil Hr. E. de Girardin der Ansicht ist, daß nicht durch freiwillige Sammlungen, sondern durch die Assecuranz des Staates einem solchen Uebel vorgebeugt werden müsse. Das ist nun im gegenwärtigen Augenblicke eine ganz absurde Principreiterei! Die freiwilligen Beiträge ergeben allerdings nicht viel, aber doch immer etwas. Und Girardin's Verfahren ist ebenso logisch, als wollte man einem Ertrinkenden eine Vorlesung über die beste Schwimmethode halten. Daß Privatassecuranzen gegen Calamitäten von solcher Ausdehnung unmöglich sind — denn alle Assecuranzcompagnien würden im Jahre 1856, wie im Jahre 1846, brankbrüchig geworden sein — bedenkt Girardin nicht. Freilich verlangt er eine Staatsversicherungsanstalt; aber das gäbe doch nur eine andere vielleicht gerechtere Form der Steuer, und die beste Versicherung bestünde immerhin in guten Dämmen und Deichordnungen. Und die werden gewiß bald organisirt werden.

Die am 14. Juni stattfindende Taufe des Enfant de France wird, trotz alles Landesunglücks, nicht wenig glänzend ausfallen. Man sagt, daß bei Hofe schon seit dem „ondoiement“ der feierliche Kirchenzug entworfen, in Scene gesetzt, einstudirt und probirt wird. Nicht umsonst hat der Cardinal Patrizi eine Menge von Priestern in den mannichfachsten Costümen mitgebracht, die Geistlichen werden morgen viel zu thun haben: denn von all den Kindern, deren Pathe der Kaiser am Geburtstage seines Thronerben geworden, ist die Mehrzahl auf morgen verspart worden. Ueber 3600 lebendige Gevatterschaften: das setzt, mit den todtgeborenen, fast 5000 Geburten an einem Tage und also, nach bekannten statistischen Grundsätzen, fast eine Bevölkerung von 50 Millionen voraus, während man Frankreich bisher bekanntlich nur circa 36 Millionen gab. Aber freilich seit den letzten fünf Jahren sind fast alle officiellen Chiffern hierzulande etwas metaphorisch zu verstehen. Auch möchte ein simpler Privatmann bei den heuer gesteigerten Ansprüchen der Geistlichkeit sich nur schwer entschließen, die Garantie für die Rechtgläubigkeit von 3600 neuen Seelen zu übernehmen.

Wie finde ich den Uebergang von der kaiserlichen Kindtaufe zu der allgemeinen Ausstellung der „animaux reproducteurs“? Sagen wir denn ohne Uebergang, daß dieselbe das allgemeinste Interesse verdient und erregt hat. Die Freunde des Pittoresken wie die Anhänger des Positiven, der dicke Landwirth, der Maler wie der Naturforscher fanden bei dieser außerordentlichen Zusammenstellung ihre Rechnung, und selbst der Tourist, der

Ethnograph konnte die Viehtreiber mit ihren koketten Nationaltrachten studiren. Der Grisettenwitz übte sich an den ungeheuern Hörnern der ungarischen Ochsen und der hörnerlosen Race von Angus in Schottland, an den guten, wenngleich polygamischen Ehen des Hühnergeschlechts und an einer gewissen, längst constatirten Aehnlichkeit des Dr. Véron mit einem Thiere, dessen Ruf sich bei dieser Ausstellung bedeutend gebessert hat. Ein französischer Landwirth pflegte zu sagen, ein wohlerzogenes Schwein sei von hausaus viel reinlicher als der Schweinemetzger und Wursthändler. Heute bieten alle Restaurants Filets von Preisochsen aus, aber trotz dieser kolossalen Ueberschwemmung des Marktes steigen die Fleischpreise noch immer. Wenig Stiere sah man unter diesen Reproducteurs; die Yäcks, die Büffel und die Pferde waren ebenso wenig vertreten als die Bienen. Wir erlauben uns diesen Wink für die nächstjährige Ausstellung. Sie sehen, der Kaiser ist ein vortrefflicher Impresario, er kennt sein Volk, er läßt es seinen Parisern niemals an neuen Zerstreuungen fehlen. Und selbst der Sommer ist keine todte Saison mehr. So verzweigt sich das Tagesinteresse nach allen Richtungen von der Politik ab, und ein Hauptableiter ist namentlich die Börse. Das neue, dem englischen nachgebildete Commanditegesetz, welches die leichtsinnige oder betrügerische Gründung von Actiengesellschaften verhindern soll, wird schwerlich durchgreifend wirken. Denn das Uebel sitzt tiefer, wie auch Montalembert in einer schönen, vom Zaun gebrochenen Kammerrede dargethan hat. Er ist dabei wol mehr in seiner Rolle, als wenn Granier aus Cassagnac bei den Budgetverhandlungen die Gleichheitsprincipien von 1789 vindicirt, wenn ein Hr. Königswärter den Socialismus (natürlich den wahren, sittlichen Socialismus) heraufbeschwört, oder wenn Dr. Véron, der ehemalige Operndirector, gegen die Unsittlichkeit der neuern Theaterstücke eifert. Aber auf solche Abwege verirren sich berathende Versammlungen gewöhnlich, wenn ihnen das Bewußtsein ihrer Macht und Wichtigkeit abgeht.

Mehr Eindruck als Baroche's Gesetzentwürfe und Montalembert's Kapuzinaden muß der skandalöse Bankrott eines Directors des Crédit mobilier machen, der an Schamlosigkeit und erschwerenden Nebenumständen eben nur in Paris seines Gleichen findet. Freilich, wo gehauen wird, fallen Späne! Und die großen Diebe dieser Art werden nicht nur nicht gehängt, ihre Gaunereien werden sogar sorgfältig vertuschelt, kein einziges französisches Journal hat auch nur die Flucht und Verhaftung des Hrn. Place erwähnt. Gegenwärtig munkelt man von der Veruntreuung ungeheurer Summen durch einen Agenten religiöser Genossenschaften, wobei die Jesuiten und Benedictiner viele Millionen verlieren sollen. Die Ausschließung der Oeffentlichkeit erzeugt natürlich eine Menge Gerüchte und muß für die Länge nachtheilig auf den öffentlichen Credit zurückwirken. Viele kleinere Gesellschaften bilden sich hier und da, gleichsam als Opposition gegen den großen Leviathan des Crédit mobilier. Sogar Rothschild sagt nicht mehr: „Der Starke ist am mächtigsten allein!" Bemerkenswerth ist noch nebenbei die massenhafte Theilnahme ehemaliger Journalisten bei allen diesen Unternehmungen; man wird hier bald die Redensart hören: „Reich wie ein abgedankter Journalist." Auch Mirès, der Neubegründer von Marseille, ist dem Journalismus nahe verwandt. Die Charlatane in den Champs-Élysées sehen mit eifersüchtigem Neide an diesen Parvenus herauf; vor einigen Jahren ist bekanntlich den

Zahnreißern das Handwerk gelegt worden, dafür handeln sie unter Musik und abenteuerlichen Costümen mit Bleistiften und dergl. mehr. Einer derselben, der bekannteste und wichtigste, Namens Mengin, sagte jüngst: „Ich sehe mit Bedauern, daß meine Zeitgenossen Kretinen sind. Sie zögern, für meine ausgezeichneten Bleistifte einige Sous zu erlegen. Aber wenn ich einen Verwaltungsrath einsetzte und Actien ausgäbe, würden Sie sich herbeidrängen, um mir 50,000 Francs dafür anzubieten!“ In diesen Worten liegt mehr Moral als in Ponsard's Lustspiel und Lacordaire's Fastenpredigten.

Ich muß noch einmal auf Augustin Thierry zurückkommen. Leider kann seit längerer Zeit kein großer Mann in Frankreich sterben, ohne daß sein Leichenbegängniß Anlaß zu einigem Skandal gibt. Bald ist es die Polizei, welche Manifestationen der politischen Sympathien verhindern will, bald sind es die Brüder einer dunkeln Genossenschaft, welche wie die Raben niedersteigen und den großen Todten für sich, als einen der Ihrigen, vindiciren. Seit Talleyrand ist es Sitte geworden, von jedem berühmten Ketzer zu behaupten, er sei bußfertig gestorben, er habe in das Herz irgendeines vertrauten Geistlichen seine Reue und Bekehrung niedergelegt. Da steht der Geistliche denn am offenen Grabe und berichtet mit stolzer Bescheidenheit, wie es mit der göttlichen Hülfe seiner schwachen Kraft gelungen sei, das verhärtete Herz des Verstorbenen zu rühren. Wer will, wer kann, wer darf ihm widersprechen! Den Blutsverwandten, die nicht immer Geistesverwandte sind, geschieht oft ein Dienst damit. Und so kommt es, daß bornirte Kapuziner sich der geistigen Ueberlegenheit über die ersten Denker der Nation rühmen dürfen. Um Lamennais' Todtenbett entspann sich ein fast brutaler Kampf, auch bei Augustin Thierry fehlte es nicht an Belästigungen. Jetzt beutet man gegen ihn Geschichten aus, die, in ihrer wahren Deutung, zu seiner größten Ehre gereichen. Folgende z. B. In der Zeit, als sich um Thierry's irrige und von ihm selbst später widerrufene Ansicht von Thomas a Becket's keltischer Abkunft eine Polemik entspann, schrieb ein niederer Geistlicher eine ziemlich verständige und gelehrte Kritik seiner Abhandlung. Thierry, der Widerspruch sehr gut vertragen konnte, dachte an keine Replik, war erstaunt über das Wissen dieses katholischen Landpfarrers und empfahl denselben, welcher zu der Diöcese des Thierry befreundeten Bischofs von Bayeux gehörte, diesem zum Avancement. Dieser schöne Zug wird nun ausgebeutet, als habe die Gläubigkeit des Dorfpfaffen das weltliche Wissen des Akademikers überwunden!

Alle diese Gerüchte werden in dem nächstens im „Journal des Débats“ erscheinenden Nekrolog aus der Feder eines dem Verstorbenen nahe Befreundeten, des geistreichen und gelehrten Denkers Ernest Renan, ihre Würdigung finden. Von demnächst zu erwartenden Schriften, die ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, nenne ich zuerst Alexis' von Toqueville „Geschichte der Institutionen von 1789“; der erste Band dieses auf zwei Bände berechneten Werks ist unter der Presse. Ein ähnliches Thema behandelt Edgar Quinet's nächstes Buch. Man begegnet hier überall der Tendenz, dem 18. Jahrhundert vor dem 19. den Vorzug zu geben, was für Frankreich mehr Sinn hat als für Deutschland. Während die französischen Historiker allmälig auf die rechte Bahn der unparteiischen Analyse einlenken, bemerken wir in den neuesten juristischen Schriften (des jüngern Salvandy, Troplong und Anderer

mehr) eine immer klarer hervortretende Zuneigung zu unfreien und selbst mittelalterlichen Institutionen. Der Stockjurist findet seine Rechnung dabei und die Geistesarmuth versteckt sich hinter positivem Formelkram. In einem andern Gebiete muß die Aufmerksamkeit gelenkt werden auf Oberst Bazancourt's Geschichte des neuesten Krieges, welche, obwol im „Moniteur" jede Verantwortung dafür abgelehnt wird, doch einen officiösen Charakter trägt; die Engländer kommen schlecht darin weg. In der schönen Literatur wie in der bildenden Kunst macht sich immer mehr eine Richtung geltend, welche von den Häuptern (Courbet und Champfleury) als die realistische bezeichnet wird. Alphonse Karr, Edmond About sind talentvolle Mitglieder dieser unglückseligen Verbrüderung, welche Platitude mit Realität verwechselt, weil für sie nichts Höheres wirklich ist. Was ist Wahrheit? Sie antworten: Das Gemeine. Daneben kommt (z. B. in Barbara's „Rührenden Geschichten", in L. Ulbach's Romanen) ein gewisser Sentimentalismus auf, der das Verdienst hat, das Einfache zu suchen und die psychologischen Probleme ernst zu nehmen, der aber zuweilen an die schwächlichen, religiösen Tendenzen des heutigen Frankreich anklingt.

Aus Genf.

Mitte Juni 1856.

Hg. „Fast lächerlich ist das Lob schweizerischer Sitteneinfalt, seitdem ein großer Theil der Hirten und Bauern des Landes Manufacturisten und Fabrikanten und ein Theil seiner Städtebewohner reiche Kaufleute geworden; seitdem französische Sprache und Lebensweise dort so allgemein eingeführt worden; seitdem die Sieger von Granson und Murten, wie ehedem an der Beute des besiegten Burgunderheeres, an der gesammten Verfeinerung Europens theilnahmen." So schrieb im Jahre 1800 D. Jenisch in seinem wol gänzlich in Vergessenheit gerathenen „Geist und Charakter des 18. Jahrhunderts". Und so sehr auch heute noch alljährlich Tausende von Touristen aus allen civilisirten Ländern der Welt in der Schweiz das Land der Idylle zu finden bemüht sind, so ist von dieser in der That doch fast nur der landschaftliche Hintergrund übriggeblieben, und vortreffliche statistische Arbeiten, wie z. B. die Franscini's, und die officiellen Berichte der letzten Pariser Ausstellung beweisen, wie sehr die Ansichten des deutschen Gelehrten im Laufe eines halben Jahrhunderts ihre Bestätigung gefunden haben, wenn wir für die „gesammte Verfeinerung Europas" nur deren nächstliegende Ursache, den materiellen Fortschritt, substituiren. Die materiellen Interessen beherrschen in der Schweiz die Situation und selbst die Politik dürfte im Laufe der Zeiten auch in den aufgeregtesten unserer kleinen Demokratien dem Alles regierenden Gott der Gegenwart das Feld überlassen oder doch mindestens überall mit ihm theilen müssen. Wer daran noch zweifeln sollte, der komme nach Genf, diesem einstigen Eldorado aller Revolutionäre; der sehe James Fazy, diesen Mann, der noch vor wenigen Jahren die bête noire aller Demagogenriecher war, mit dem sich mehr als eine diplomatische Note beschäftigte, und der heute — der Eckstein großer Hoffnungen zahlreicher pariser, londoner und turiner Bankiers geworden ist. James Fazy hat — so scheint es fast — der Politik entsagt, um seine volle Thätigkeit, seine

reichen Fähigkeiten und Kenntnisse ausschließlich der Förderung der materiellen Interessen seiner Vaterstadt zuzuwenden und den reichen industriellen und productiven Hülfsquellen seines Heimatsländchens eine Entwickelungsmöglichkeit zu eröffnen, die es nicht nur hinter keinem der andern Schweizercantone zurückstehen läßt, sondern ihm auch seine Bedeutung dem Auslande gegenüber sichert. Wer die Dinge in der Nähe betrachtet hat, für den kann diese Entpuppung des einstigen Revolutionsmannes nicht sehr auffallend sein, und wir selbst haben uns bereits vor einem Jahre, als Fazy durch die für ihn ungünstigen Wahlen von der Leitung der Staatsgeschäfte entfernt war, in diesem Sinne im „Deutschen Museum" ausgesprochen. James Fazy ist eben nicht Der, wofür ihn das Ausland und selbst ein großer Theil der Schweiz, ja selbst die Mehrzahl seiner Partei in Genf genommen haben: er ist mehr Diplomat, der die Umstände zu benutzen weiß, als Revolutionär; mehr radicaler Nationalökonom als Radicalpolitiker; was natürlich nicht hindert, daß er auch seiner Zeit mit Glück Revolution zu machen wußte, sowie daß er als Politiker sicherlich kein kleines Licht in der Schweiz ist. Seit 1851 weiß indessen Fazy, was es mit dem fait accompli für eine Bewandtniß hat, und daß die Umstände und gegebenen Verhältnisse in der Politik gewöhnlich schwerer wiegen als Doctrinen und Theorien: diese Lehren sind an ihm gewiß nicht spurlos vorübergegangen. Seine Parteistellung gegenwärtig unter irgendeine bestimmte Rubrik bringen, ihn einer kategorisch ausgesprochenen Richtung bei- oder gar unterordnen zu wollen, hieße diesen immerhin merkwürdigen und für die neuere Geschichte nicht nur Genfs, sondern auch der ganzen Schweiz bedeutenden und einflußreichen Charakter jedenfalls viel zu einseitig auffassen, ihn ungenügend beurtheilen. James Fazy hat einen Theil seiner politischen Schule bekanntlich unter den Journalisten von Paris durchgemacht: dieser Umstand dürfte für eine dereinstige Charakteristik des genfer Staatsmanns manche wesentliche Anhaltspunkte bieten.

Doch kommen wir endlich zu diesen höchst wichtigen Finanzmaßregeln selbst, welche seit dem Amtsantritt Fazy's im November vorigen Jahrs zur Ausführung gebracht wurden. Die radicale Regierung hatte durch die Wahlen vom November die Macht factisch zurückerhalten. Diese Macht aber zu befestigen, die zahlreichen auf sie gesetzten Hoffnungen zu erfüllen, dazu fehlte ihr jenes wichtige Mittel, welches nach einem bekannten Ausspruch zur Kriegsführung drei mal nothwendig sein soll, aber auch den demokratischen Regierungen demokratischer Länder und Ländchen eine höchst wesentliche, fast unentbehrliche Stütze verleiht: das Geld. Auch manche Anhänger der jetzt herrschenden Partei haben über bedeutende Vermögen zu verfügen; doch diese Capitalien stecken größtentheils im Handel, in der Uhren- und Bijouteriefabrikation und können nicht flüssig gemacht werden. Das Capital dagegen, das bewegliche, jeden Augenblick verfügbare Capital in Genf ist in den Händen der Aristokratie, und dieser wird es nicht allzu sehr zu verargen sein, wenn sie ihren Reichthum einer Partei gegenüber zurückhält, welche zwar für das allgemeine Wohl des Landes unbestreitbar viel gethan, aber auch die persönlichen Interessen, ja selbst Gefühle ihrer Gegner oft mehr als nöthig verletzt, sich in politischer Beziehung streng exclusiv gezeigt hat. Geld aber war nöthig, um sowol den kleinen industriellen Handelsstand zu heben, mehr aber noch, um zu den großartigen Bauunternehmungen u. s. w.,

welche zum Theil noch ihrer Ausführung harren, leichter zugängliche Fonds zu verschaffen; und endlich, um eine ganze Reihe staatlicher Neubauten zu vollenden und den schwebenden Theil der Staatsschuld zu consolidiren. Als Mittel zur Erreichung des ersten Zweckes verfügte die Regierung schon im December 1855 — freilich nicht ohne heftigen Widerspruch ihrer Gegner —, daß sich die Amortisationskasse als Staatsinstitut mit einer bedeutenden Summe bei der Actienzeichnung für die Caisse d'Escompte, die besonders der Hebung der national-industriellen Interessen dienen soll, betheiligte. Und zur Erreichung des zweiten Zweckes wußte James Fazy der Banque générale suisse de crédit foncier et mobilier eine Ausdehnung zu geben, welche dieselbe zu einem der bedeutendsten Creditinstitute nicht nur der Schweiz, sondern auch der uns im Westen und Süden zunächst angrenzenden Landestheile erhebt. James Fazy hauptsächlich ist es gelungen, einige bedeutende londoner und pariser Bankhäuser sowie große Capitalisten und hochgestellte Personen für das Institut zu gewinnen, und so war es möglich, das Capital der Bank auf 60 Millionen festzusetzen. Schon die Thatsache, daß bei der ersten Subscription, welche Ende April schloß, in London und Paris statt der verlangten 20 Millionen 40 Millionen gezeichnet wurden, mag beweisen, welches Vertrauen das englische und französische Capital in die Prosperität der genfer Unternehmungen setzt. In Genf selbst wurde dagegen nur wenig über 1 Million gezeichnet, ein neuer Beleg, daß die großen genfer Capitalisten alle diese neuen Unternehmungen mit nicht allzu günstigen Augen betrachten und zwar — wie gesagt — aus reinpolitischen Gründen. Die reiche Aristokratie begibt sich dadurch freilich immer mehr jeglichen Einflusses und schadet somit sich selbst am meisten. Diese Leute, die wirklich nicht nur im Besitze des Reichthums, sondern auch vorwiegend der höhern Bildung und Intelligenz sich befinden, zeigen gleichwol eine große Kurzsichtigkeit und Beschränktheit in Auffassung der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Schweiz überhaupt. Die Zeit der altconservativen Partei dürfte hier für immer vorübersein; bedauern muß man aber, daß so viele intellectuelle und materielle Kräfte zum großen Theil durch die Hartnäckigkeit ihrer Träger dem Lande verlorengehen. Die dritte wichtige Finanzmaßregel ist der von der Gesetzgebenden Versammlung genehmigte Abschluß einer Staatsanleihe von sechs Millionen, deren Negociation die neugegründete schweizer Generalbank soeben übernommen hat. Etwa ein Drittheil dieser Anleihe ist zur Ausführung einer ganzen Reihe öffentlicher Arbeiten bestimmt, worunter sich auch eine neue Rhônebrücke (Genf hat deren jetzt schon zwei größere und vier kleinere) und einige akademische Bauten befinden.

Ein zweites Drittheil der Anleihe ist zur Consolidirung eines schwebenden Theils der Staatsschuld, und das letzte zu der der Genf-Lyoner Eisenbahn verwilligten Subvention ausgesetzt. So wären wir denn bei den Eisenbahnen angelangt, und diese bilden wieder einen Hauptzweig der Fazy'schen Thätigkeit.

Tausende jener Gigantenmaulwürfe unserer Zeit, der Eisenbahnarbeiter, sind gegenwärtig daran, der nordwestlichen Seite unserer Stadt, dort, wo der Genf-Lyoner Schienenweg in einem großartigen Bahnhofe ausmünden wird, eine ganz veränderte Gestalt zu geben. Manche der schönen „Campagnen" jener Gegend, der prächtigen Tusculana der genfer Aristokratie,

der stillen Sitze seinen Lebensgenusses ebenso wohl wie calvinistisch-frommer Beschaulichkeit, haben jetzt hohen Viaducten, gewaltigen Dämmen, tiefen Erdeinschnitten weichen müssen, die jene nivellirenden Wühler, im Schweiße ihres Angesichts in ihrer Weise mitwirkend am „sausenden Webstuhl der Zeit“, dort ausführten mit Hacke, Schaufel und Spaten. Rastlos wird gearbeitet hier und an der ganzen Linie, Tag und Nacht, und ehe noch ein Jahr vergeht, werden wir, von schnaubendem Dampfroß gezogen, mit der raschen Welle der Rhône um die Wette dem Mittelmeere zueilen können.

Ein weiteres Unternehmen, dessen Ausführung nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte, ist eine Schienenverbindung zwischen Genf und Sallenches, beziehungsweise dem Chamounythal. Was die Romantik dagegen einwenden könnte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; wer will überhaupt noch darauf hören in einer Zeit, wo die tapfersten Ritter des Mittelalters und Feudalismus, wie man aus Preußen schreibt, selbst unter die Eisenbahnbeamten gegangen sind? Die Speculation hat ausgerechnet, daß schon jetzt während der Sommermonate gegen 18,000 Reisende per Achse von Genf nach dem Chamounythal geschafft werden, und man wird vielleicht noch hinter der Wahrheit zurückbleiben, wenn man annimmt, daß diese Zahl sich mindestens verzehnfachen wird, wenn es eine Eisenbahn auch den genfer Geschäftsleuten und Ouvriers möglich machen wird, an Sonn- und Festtagen statt wie bisher einen Ausflug auf die Salève oder den südlichen Jura, eine billige Reise ins Chamounythal, an den Fuß des Königs der Alpenwelt, zu machen. Nicht minder wichtig wird diese Eisenbahn für die industriellen Bezirke an der Arve, Cluses, Sallenches u. s. w. Dort hat sich die Uhrenindustrie seit etwa 20 Jahren eingebürgert und man muß es der sardinischen Regierung nachrühmen, daß sie diesen wichtigen Erwerbszweig im wohlverstandenen Interesse der savoyischen Bevölkerung nach Kräften zu fördern bemüht war, wie sie denn z. B. vor einigen Jahren in Bonneville eine eigene Uhrmacherschule gegründet hat. Sehr wichtig aber ist für diese Bezirke eine Schienenverbindung mit Genf schon des Materialbezugs und des Absatzes wegen, da viele genfer Häuser dort arbeiten lassen. Eine dritte Eisenbahn, zu welcher kürzlich Vorarbeiten gemacht wurden, hat mehr locale Bedeutung: es ist dies ein Schienenweg zwischen Genf und Carouge, dessen Rentabilität jedoch trotz des außerordentlich starken Verkehrs zwischen diesen beiden Orten wegen des übermäßig hohen Preises des Bauterrains noch in Zweifel gezogen wird.

Wer könnte heute aus dem Rhônethal schreiben, ohne nicht auch der merkwürdigen, gänzlich exceptionellen Witterungsverhältnisse des Monats Mai zu gedenken? Die Geschichte der Schreckenstage von Lyon am Ausgang des vorigen Monats ist Ihren Lesern hinlänglich aus den Zeitungen bekannt; wir führen deshalb nur noch an, daß nach amtlichen meteorologischen Aufzeichnungen im Monat Mai in Genf die Menge des gefallenen Regens = 297,8 Millimeter betrug, eine in der That beispiellose Regenmasse in Genf für die Dauer eines Monats. Nur eine annähernde Ziffer weist der Mai 1827 auf, nämlich 247,9, während sonst die Durchschnittsmenge des Regens im Mai in unsern Gegenden nur 80 Millimeter beträgt. Der in Frankreich in den Thälern der Rhône, Saône und Loire angerichtete Schaden dürfte sich erst nach Monaten ganz übersehen lassen. Es handelt sich

dort um eine wahre Landescalamität, und die Besorgnisse der Regierung in Betreff nicht nur der materiellen, sondern auch der moralischen Folgen derselben haben leider eine allzu wohlbegründete Basis.

In unserer literarischen Welt sind jetzt, nachdem bereits im März und April die meisten der Vorträge über allgemein interessante Gegenstände, unter denen sich besonders die des Pfarrers Gaberel über „Voltaire in Genf" auszeichneten, geschlossen wurden, Sommerferien eingetreten. Professor E. H. Gauilleur, der uns am Anfang dieses Jahres mit „Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse française, particulièrement dans la seconde moitié du 18me siècle", einem recht zweckmäßigen Buche, beschenkte, hält jetzt in einigen waadtländischen Städten Vorlesungen über die Literatur der französischen Schweiz, ein um so dankenswertheres Unternehmen, als das Interesse für die vaterländische Literaturgeschichte, nach Gauilleur's eigener Klage, noch sehr zu schlummern scheint. — In den Tagen vom 9.—12. Juli wird sich der große schweizerische Musikverein zum „helvetischen Concert" in unsern Mauern versammeln. Die Stadt trifft großartige Anstalten, ihre sang- und klangreichen Gäste würdig zu empfangen und wir unsererseits dürfen bei dem alten wohlbegründeten Rufe des Vereins einen schönen Kunstgenuß erwarten. Auch viele fremde Mitwirkende und Kunstfreunde werden erwartet. — Endlich sei hier noch erwähnt, daß die schweizerischen Kunstvereine nach langen Verhandlungen sich zu einer gemeinschaftlichen Kunstausstellung geeinigt haben, und daß dieselbe vom 23. Juli bis 20. August in Lausanne, vom 25. August bis 22. September aber in Genf stattfinden wird.

Das ungünstige Wetter hat bisjetzt auch einen nachtheiligen Einfluß auf den Fremdenverkehr geäußert, der bisher sehr spärlich war. Doch dürfen wir wol auch an den Ufern des Genfersees auf eine glänzende Saison rechnen, da in der That eine Menge Wohnungen, vorzüglich für Russen, Deutsche und Engländer bereits bestellt sind.

Aus Konstantinopel.

Mitte Mai 1856.

O. F. In meinem vorigen Briefe habe ich Sie in eine griechische Kirche geführt, wo eben das Osterfest gefeiert ward, von da zu einem Volksfeste. Der Platz, auf dem das letztere stattfand, ist zugleich der gewöhnliche Vergnügungsort der Peroten. Setzen wir unsern Weg dann weiter fort, indem wir jene breite, schön chaussirte Straße verfolgen, die einzige dieser Art in ganz Konstantinopel, den Verbindungsweg der kaiserlichen Residenzen Tschiragan und Dolma-bagdsche ausgenommen; dieselbe führt uns unmittelbar vom großen Campo nach Pera.

Pera ist jetzt passirbar, wir sehen es an den Füßen der lustwandelnden Perotinnen: es fehlen die großen, stelzfußartigen Stiefeluntersätze, ohne welche es ihnen im Winter unmöglich ist, auch nur den Fuß aus dem Hause zu setzen. Ja die Stadt sieht jetzt ordentlich freundlich aus und man möchte sie fast um Verzeihung bitten, daß man sich oft geneigt gefühlt hatte, den Titel, mit welchem noch vor nicht allzu langer Zeit die Türken dieses Viertel beschenkten, als Franke ebenfalls anzuwenden, wenn auch im andern Sinne. Aber einladend und traulich ist es auch jetzt nicht und ist es überhaupt nie

in Pera. Zwar mit den engen, winkligen Straßen, den hohen Häusern, ja selbst mit den vorspringenden, sich nicht selten fast berührenden Fensterbauten (der häßlichsten Verunstaltung unserer schönen mittelalterlichen Erker) befreundet man sich im Orient bald, nämlich so wie man durch die südliche Sonne von der Nothwendigkeit dieser Bauart belehrt worden ist. Auch das übrige Aussehen der Stadt hat nichts besonders Abschreckendes; es gibt gewiß unzählige ganz ähnliche Städte, in denen es sich doch ganz angenehm lebt. Was aber das heutige Pera jedem Fremden so unbehaglich macht, während es doch eben das Charakteristische der Stadt ist, das ist das unruhige, hastige Treiben und Jagen nicht seiner Bewohner, sondern seiner Gäste, das durcheinanderstürmende Gewühl von Menschen, welche kein anderes Band verknüpft als lediglich die Gewinnsucht und die daher auch ebenso rasch auseinandergetrieben werden, wie der Zufall sie zusammengeführt hat. Man hat bekanntlich die ganze europäische Türkei mit einem Feldlager, Konstantinopel selbst, mit seinen zahllosen, bunt durcheinandergewürfelten Holzbaracken, mit einer Meßstadt verglichen; etwas Aehnliches läßt sich auch von Pera trotz seiner Steinhäuser behaupten. Ganz Pera ist nur Ein großer Gasthof, das allgemeine Absteigequartier von ganz Konstantinopel. So ist es von den Genuesen gegründet worden, so ist es für alle folgenden Zeiten gewesen, als Residenz aller Gesandtschaften; so ist es noch in diesem Augenblick und wird *so bleiben*, bis ans Ende der Tage — es ist und bleibt eben Pera, d. h. die Jenseitige (πέρα). Hochoben auf steilem Berge, fast unzugänglich und ohne Wasser, im Winter eine einzige große Pfütze, im Sommer der Glut der Sonne preisgegeben, war es stets nur ein Nothbehelf, ein angewiesenes Quartier. Schon jetzt haben die meisten der fränkischen Kaufleute ihre Waarenlager und Contore in Konstantinopel, ihre Wohnungen aber am Bosporus und in seiner Umgebung; eine Menge von Dampfschiffen dienen einzig dazu, Morgen für Morgen und Abend für Abend Tausende von Geschäftstreibenden aller Art zur Stadt hin- und wieder zurückzuführen, denn noch immer liegt der Schwerpunkt des ganzen Verkehrs in dem eigentlichen Stambul, so leer und todt seine Straßen auch zuweilen erscheinen verglichen mit dem Gewühl von Pera und Galata, und dies Uebergewicht wird sich immer mehr befestigen, je mehr seit den letzten Reformen mit den Schranken, welche den Muselman bisher vom Rajah und Franken trennten, auch diejenigen gefallen sind, durch welche die Letztern noch in mancher Beziehung bisher von der eigentlichen „Haupt"stadt ausgesperrt waren; das Konstantinopel der Zukunft, welches sein Aussehen auch übrigens sein wird, kann doch immer nur an der Stelle liegen, wo es einst die „sehend gewordenen" Megarer gründeten.

So ist denn das Gewühl, das sich uns auf einem so kleinen Raume in *fast nur* einer langen Straße sogleich beim Eintritt entgegenwälzt, allerdings außerordentlich; kaum an den frequentesten Passagen der größern Städte kann das Gedränge größer sein. Auch ist es dasselbe zu allen Tageszeiten, an Werkeltagen wie an Festtagen. Gleichwol rührt es nur zum geringsten Theil vom Verkehr der Bewohner her, zum bei weitem größten Theil wird es durch den Zusammenfluß fremder Besucher hervorgebracht. Und so macht diese Masse denn trotz ihres heimatlichen Anstrichs und trotz des *europäischen* Costüms, in welchem der Hut häufiger erscheint als der

Fez, während der Turban nur vereinzelt auftaucht, beinahe einen fremdern Eindruck als das bunte orientalische Treiben am Goldenen Horn, wo die Masse als solche uns zwar ferner steht, aber doch einer Nation angehört. Was wir am Goldenen Horn sehen, ist ein wirkliches Volk; die Tausende, die sich in Pera durcheinanderdrängen, sind alle nur vom Zufall zusammengewürfelt und zwar von allen Enden der Welt. Da sind erstlich die Gäste der Hôtels, welche sämmtlich auf diesem Punkte zusammengedrängt liegen und als die einzigen von ganz Konstantinopel stets überfüllt sind, in allen Spielarten und mit Schildern in allen Sprachen; da ist ferner die Menge der Durchpassirenden sowol wie Einheimischen, die täglich die Palais der Gesandtschaften mit ihren Kanzleien, Büreaus und Posten aufsuchen; da sind Militärs aller Nationen und Gattungen, besonders Offiziere, welche hier theils einquartiert sind, theils mit Frau und Kind sich eingemiethet haben; da ist endlich die Unzahl von Käufern und Verkehrtreibenden aus der ganzen Gegend, welche hier die Artikel der feinern europäischen Civilisation aufsuchen, die in den mehr auf orientalischen Geschmack berechneten Bazars des eigentlichen Konstantinopel nicht zu finden sind. Diese Läden, in denen man nichts von Dem vermißt, was Luxus und Mode in Paris oder London an Spielereien irgend hervorgebracht haben, wol aber sehr oft das Nöthigste vergeblich verlangt, bilden neben den schon erwähnten Gasthäusern und den gesandtschaftlichen Gebäuden den Hauptbestandtheil in dem bunten Gemälde des heutigen Pera.

Im Uebrigen aber mangelt hier Alles, was sonst in Städten als Zeichen geselligen, behaglichen Zusammenlebens gilt. Zwar Kaffee- und Weinhäuser gibt es auch hier genug; allein im schneidenden Gegensatz zu dem behaglichen Kef, dem faulen dolce far niente, dem die Gäste der türkischen Cafés sich hinzugeben lieben, drängt auch hier Alles wild durcheinander, füllen und leeren sich die Räume in einer und derselben Minute. Von Concerten hört man nur, wenn französisches und englisches Militär oder auch die deutsche Legion deren veranstalten. Doch soll auch in diesen Fällen die Theilnahme sich nur sehr lau zeigen, und auch der Mangel eines geeigneten Locals ist ein Uebelstand, der Manche von dem Besuch dieser Concerte abhält. Die Theaterzettel an den Ecken verkünden freilich noch immer in sechs Sprachen, daß heute diese italienische Oper, jenes französische Vaudeville gegeben wird: allein wir wissen bereits, daß das Alles nur Nachklänge aus der Wintersaison sind und daß auch das Theater Mühe hat, sich hier zu behaupten, selbst in der günstigsten Jahreszeit.

Aber wie könnte es anders sein? In ganz Pera ist kein Band der Vereinigung; ohne auch nur äußerlich durch eine gemeinsame Behörde, eine gemeinsame städtische Verwaltung verbunden zu sein, existiren hier ebenso viel verschiedene Colonien, wie es Nationalitäten gibt. Eine jede richtet sich nach Gutdünken ein, völlig ungenirt von Polizei oder ähnlichen Erfindungen europäischer Civilisation; man sieht es an den Straßenecken: wo die Franzosen die Mehrzahl bilden, liest man französische, wo die Deutschen deutsche, hier und da auch englische Namen. Unter diesen Umständen gelangt denn auch der Einzelne hier nicht zu jenem Heimatsgefühl, das sonst mit der Absicht, sich eine neue Heimat zu gründen, sich doch über kurz oder lang einzustellen pflegt. Denken doch auch in der That die Wenigsten daran, ihr

Leben hier zu beschließen; die Meisten betrachten den Aufenthalt in Konstantinopel nur als ein Californien, das sie baldmöglichst verlassen, sobald sie ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben. Kurz, es bleibt dabei: ganz Pera ist nur ein einziger Gasthof und so unbehaglich es ist, fortwährend im Gasthof zu leben, unter dem ewigen Ab- und Zufluß fremder Gesichter mit gleichgültigen Mienen, so unbehaglich muß auch Derjenige sich fühlen, den sein Schicksal dazu verurtheilt hat, sein Leben in Pera zu verbringen.

Notizen.

In Kopenhagen starb der berühmte Mathematiker Ramus, noch nicht 50 Jahre alt, in München der bekannte Theaterdichter J. von Plötz, geboren 1786. J. von Plötz ist der Verfasser zahlreicher gerngesehener Lustspiele, von denen einige (wir erinnern nur an den „Verwunschenen Prinzen" und die „Abenteuer einer Sylvesternacht") seit Jahren auf allen Bühnen gegeben werden und sich noch jetzt der allgemeinsten Gunst erfreuen. Nichtsdestoweniger ist das Alter des Dichters keineswegs sorgenfrei gewesen — deutsche Theatermisère!

Von Friedrich Halm bringen die Gutzkow'schen „Unterhaltungen am häuslichen Herd" eine Novelle „Die Marzipan-Lise"; soviel uns bekannt, ist es der erste Versuch, den Friedrich Halm auf dem Gebiet der Novelle macht. Oskar von Redwitz soll eine neue Tragödie „Thomas Morus" vollendet haben. Von Otto Müller's Roman „Der Stadtschultheiß von Frankfurt", der zuerst im „Frankfurter Museum" veröffentlicht wurde, ist jetzt ein besonderer Abdruck (Stuttgart, Cotta) erschienen. Zur Vollendung eines andern, seit längerm angekündigten Romans „Olympia" dagegen will der Verfasser noch erst eine Studienreise nach Oberitalien machen.

Als nahe bevorstehend wird der Briefwechsel Immermann's mit Heinrich Heine angekündigt. Derselbe befand sich bisher in den Händen von Immermann's Witwe; die Herausgabe hat G. von Putlitz übernommen, von dem bekanntlich auch schon Immermann's Theaterbriefe herausgegeben wurden. Wir sind begierig auf den Inhalt des Briefwechsels, können jedoch kaum glauben, daß er viel Neues und Wichtiges für die Charakteristik der beiden Dichter bringen wird, die ja doch wol zu entgegengesetzte, ja principiell feindselige Naturen waren, um sich wirklich mit völliger Innigkeit aneinander hinzugeben. Desto pikanter dürften die Memoiren sein, welche der kürzlich verstorbene Detmold hinterlassen haben soll. Doch soll es noch ungewiß sein, ob dieselben überhaupt an die Oeffentlichkeit gelangen werden.

Julius von Rodenberg, der noch immer in Marburg verweilt, beabsichtigt demnach eine größere Reise nach Schottland und Irland anzutreten. Vorher werden noch seine Erinnerungen aus Paris unter dem Titel „Pari-

ser Bilderbuch" (Braunschweig, Vieweg) erscheinen. Auch hat er eine Novelle „Manfred. Geschichte eines Sängers" vollendet. Geibel wird den Sommer über in seiner Vaterstadt Lübeck verweilen. Theodor Mügge hat eine Reise nach Skandinavien angetreten, das er schon früher besuchte und von wo er bekanntlich die Staffage seiner Romane seit einer Reihe von Jahren mit Vorliebe entlehnt; ebenso Friedrich von Raumer. Bodenstedt soll mit einer neuen dramatischen Arbeit, Freytag mit einem neuen Roman beschäftigt sein.

Von der neulich erwähnten (dritten) umgearbeiteten, verbesserten und vermehrten Auflage des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände", kam soeben das erste Heft zur Versendung. Dasselbe bringt außer den Vorreden zu den beiden frühern Ausgaben ein ausführliches Vorwort zu der gegenwärtigen, aus Welcker's Feder: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt Deutschlands in dem politischen Entwickelungskampf des Jahrhunderts"; ferner eine umfangreiche Einleitung: „Systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften oder allgemeine Begründung, Uebersicht und Eintheilung derselben", ebenfalls von Welcker, sowie die fünf ersten Bogen des eigentlichen Lexikon, die Artikel „A b c (politisches)" bis „Absolutismus" enthaltend. Die Mehrzahl dieser Artikel ist theils ganz neu bearbeitet, theils durch zweckmäßige Nachträge und Zusätze dem Bedürfniß der Gegenwart angepaßt; auch begegnen uns unter den Mitarbeitern verschiedene neue Namen, von denen wir hier nur W. Schulz-Bodmer, K. Mathy (der dem Werk eine besonders lebhafte Theilnahme zuzuwenden scheint) und A. von Rochau nennen. Eine eingehendere Besprechung des interessanten und wichtigen Unternehmens werden wir in einer unserer nächsten Nummern liefern. — Ein anderes bekanntes Werk, das ebenfalls auf den Titel eines Nationalwerks Anspruch hat, nähert sich seinem Abschluß, nämlich: Schlosser's „Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter Mitwirkung von K. G. L. Kriegk" (Frankfurt, Sauerländer). Von den 35 Lieferungen, aus denen das Ganze bestehen soll, wurde kürzlich die 34. versandt und auch die Schlußlieferung wird in wenigen Wochen nachfolgen, sodaß dann das gesammte Werk, das nicht nur zu den gediegensten und geistvollsten, sondern auch zu den verbreitetsten und beliebtesten Erscheinungen unserer historischen Literatur gehört, vollendet vorliegen wird.

Schleich's „Die letzte Hexe", die in München als Fastnachtsstück soviel Glück machte, hat auf dem Kroll'schen Theater in Berlin nur eine laue Aufnahme gefunden. Dagegen soll im Hoftheater zu Koburg ein Oratorium „Judas Ischarioth" von dem dortigen Concertmeister A. Späth mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden sein.

Professor Burmeister in Halle beabsichtigt eine neue Reise über den Ocean anzutreten. Sein nächstes Ziel wird Buenos-Ayres sein, von wo aus er das übrige Südamerika durchstreifen wird; auch Australien liegt im Plan der Reise, die auf eine längere Dauer berechnet ist. Hr. Burmeister gedenkt Deutschland zu Anfang Septembers zu verlassen; doch wird vorher

von den „Zoonomischen Briefen“ (Leipzig, O. Wigand), deren wir kürzlich erwähnten, noch ein zweiter Band erscheinen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch auf einen Aufsatz aufmerksam machen, welchen der berühmte Verfasser der „Geschichte der Schöpfung“ neuerdings gegen das Unwesen gerichtet hat, das von buchhändlerischer Speculation und feiler Lohnschriftstellerei unter dem jetzt so beliebten Aushängeschild der populären Naturwissenschaften getrieben wird; der Aufsatz steht in der „Gartenlaube“ wie auch in den „Wigand'schen Jahrbüchern“ und ist mit all der Schärfe und Eindringlichkeit geschrieben, an die man von diesem Autor gewöhnt ist.

Den zahlreichen Freunden, welche die Bremer'schen Romane noch immer unter uns zählen, wird es angenehm sein zu hören, daß soeben ein neues Product der fruchtbaren Verfasserin die Presse verläßt; dasselbe heißt „Hertha“ und erscheint mit Zustimmung der Dichterin zuerst in englischer und deutscher Uebertragung (letztere im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig), während das Original selbst erst später in die Oeffentlichkeit gelangen wird. Von sonstigen literarischen Neuigkeiten der letzten Wochen nennen wir: „Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld“ (den Verfasser des „Erbförster“ und der „Makkabäer“) und „Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus“, beide bei Meidinger Sohn und Compagnie in Frankfurt am Main; „Welt und Einsamkeit. Novellen von Auguste Linden“ (Göttingen, Wigand), einer talentvollen kurhessischen Schriftstellerin, die der Literatur leider durch einen frühen Tod entrissen ward; „Die Lichtfreunde. Eine Thierkomödie von Th. Meyer Merian“ (Berlin, Springer); „Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. Von E. Heusinger“ (Leipzig, Kollmann), Demselben, dem wir die vortrefflichen „Achtundvierzig Jahre. Aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers“ verdanken; „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer von Dr. Ernst Meier“ (Leipzig, Engelmann). Von dem bekannten „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade“ (Hannover, Rümpler) erschien soeben das 2. Heft des IV. Bandes, mit Beiträgen von O. Schade, K. J. Schröer, H. Deinhardt und R. Köhler. In demselben thätigen und gediegenen Verlag, der sich besonders die Pflege der Literaturgeschichte zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, sind gleichzeitig noch einige andere wichtige Werke erschienen, als: „Glossarium Belgicum. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben“; „Niederländische Volkslieder, gesammelt und erläutert von Demselben“ (zweite Ausgabe); „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Oskar Schade. Erster Band“ und „Des Gervasius von Tilbury Otia Imperialia. In einer Auswahl neu herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Felix Liebrecht“.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 28.** 10. Juli 1856.

Das Rotteck-Welcker'sche Staats-Lexikon.

Es war unter den Nachwehen der Julirevolution, daß der Plan des Rotteck-Welcker'schen „Staats-Lexikon" gefaßt wurde; die ersten Hefte erschienen im Jahre 1834 und zehn Jahre später lag das Werk vollendet vor. Man kann diese zehn Jahre von Mitte der dreißiger bis Mitte der vierziger Jahre als die eigentliche Blütezeit Desjenigen bezeichnen, was man heutzutage wol mit verächtlichem Seitenblick den Altliberalismus nennt. Freilich reicht dieser Altliberalismus, dessen Eigenthümlichkeit hauptsächlich darin beruht, daß er das Volk frei und selbständig machen will, ohne die Throne umzustoßen, mit seinen Wurzeln noch ungleich weiter zurück. Er wurzelt in der humanen Aufklärung des 18. Jahrhunderts überhaupt; die ersten und glänzendsten Acte der Französischen Revolution von 1789, dieselben Acte, durch die der Revolution selbst die Sympathien der gesammten gebildeten Welt gewonnen wurden, sind von seinem Geist erfüllt; an seinen Ideen, wie an den Säulen schützender Götterbilder, richtete sich das durch die Schlacht von Jena vernichtete Preußen empor; die Verwirklichung seiner Foderungen war es, die den gebildetsten und einsichtsvollsten Kämpfern der Freiheitskriege als das eigentliche Ziel des Kampfes vorschwebte und auch jene Abspannung und Verdrossenheit, jene Oede und Hoffnungslosigkeit, die sich des deutschen Lebens unmittelbar nach den Befreiungskriegen bemächtigte

stammt hauptsächlich daher, daß eben diese liberalen Ideen, durch die Preußen sich von seinem schmählichen Sturz erhoben hatte und die von den Machthabern selbst im Beginn des Kampfes eifrigst genährt worden waren, nach dem Siege wiederum geächtet und unterdrückt sein sollten.

Aber man konnte sie nur ächten, nicht unterdrücken; gleich einem verborgenen Feuer glimmten sie unter der Asche fort, von den Kathedern vertrieben, verbannt aus den censirten Zeitungen, flüchteten sie sich in Poesie und Belletristik — bis endlich der Blitz der Julirevolution herniederfuhr und die geheime Glut in hellen Flammen emporschlug. Die Julirevolution schien der vollständigste Triumph der liberalen Ideen; jene repräsentativen Formen, in denen der Altliberalismus das ausschließliche Heil der Staaten erblickte, schienen in dem Bürgerkönigthum Ludwig Philipp's ihre wahrhaft classische Verkörperung gefunden, die Geschichte selbst schien den Beweis geführt zu haben, daß nur auf dem Wege, welchen die damaligen Liberalen anstrebten und nur innerhalb der Form, welche sie als die schlechthin mustergültige aufstellten, das Heil der Staaten zu finden sei und daß jedes Mehr oder Weniger nur zum Verderben führen könne und müsse. Sie war gefunden, die große Zauberformel, alle Uebel mit Stumpf und Stiel auszurotten, an denen die menschliche Gesellschaft krankte: macht Verfassungen, umgebt den Thron mit constitutionellen Formen, schreibt parlamentarische Versammlungen aus, haltet Kammerreden und laßt die gehaltenen drucken — und wessen Wünsche dann noch nicht befriedigt sind, der ist ein zudringlicher Mensch und verdient keine weitere Beachtung! Namentlich in den kleinern deutschen Staaten nahm dieser Wunderglaube an die alleinseligmachende Kraft der constitutionellen Regierungsform stellenweise höchst abenteuerliche Formen an; man glaubte, die ganze Welt müsse aufhorchen, ja die Geschichte selbst müsse einen andern Gang einschlagen und Asträa, die lang entflohene, müsse vom Himmel zurückkehren, wenn der Führer der Opposition in Flachsenfingen eine Rede gehalten oder wenn die siebentehalb Deputirten von Kuhschnappel einem emeritirten Nachtwächter die von der Regierung proponirte Pension mit Stimmeneinigkeit verweigert hatten.

Dem Rausch folgt der Katzenjammer, das ist nun einmal nicht anders in dieser unvollkommenen Welt, die bei alledem für uns die beste der Welten ist, und auch für unsere constitutionelle Fetischanbeter sollten die Tage kommen, von denen sie sagen mußten, sie gefallen uns nicht. Die ersten Symptome dieser Wendung zeigten sich, wie schon erwähnt, bereits Mitte der vierziger Jahre. Man hatte vergessen, daß auch die an sich beste und vollkommenste Form nichts nützt, wenn der Inhalt nichts taugt oder wenn die Form selbst auf ungeschickte und unwahre Weise ins Werk gesetzt wird; man hatte außer Acht gelassen, daß die

wissenschaftliche Einsicht einiger Gebildeten und das politische Bewußtsein einer Nation noch zwei sehr verschiedene Dinge sind und daß die Bildung zwar das Leben beherrschen soll, daß sie es aber nur dann wirklich beherrschen kann, wenn sie einerseits in die Masse des Volks selbst gedrungen ist und andererseits seine Empfindungen und Anschauungen, seine Hoffnungen und Bedürfnisse in sich aufgenommen hat. Die Thatsachen verfehlten nicht, diesen Irrthum aufzudecken; der gepriesene Bürgerkönig Frankreichs erniedrigte die Panacee der constitutionellen Monarchie zu einem ordinären Wiener Tränkchen, mit dem er Alles, was ihm im Staatskörper Frankreichs lästig oder bedenklich erschien, glimpflich wegpurgiren wollte. Die kleinen deutschen Staaten mußten sich überzeugen, daß ihre parlamentarischen Debatten und Beschlüsse für die Entwickelung des Gesammtvaterlandes, ja für ihre eigenen Zustände, soweit dieselben irgend von dem Gesammtvaterlande beeinflußt wurden, das heißt also in allen wirklich praktischen und wesentlichen Stücken, nicht mehr zu bedeuten hatten als die Fliege, die sich auf den von vier starken Rossen gezogenen Heuwagen setzt. Am allermeisten aber trug Preußen dazu bei, das constitutionelle System und damit überhaupt die altliberalen Ideen zu discreditiren, indem hier schon damals jener verhängnißvolle Weg eingeschlagen ward, auf dem man seitdem so munter weiterschreitet: nämlich die constitutionellen Formen und Einrichtungen zu einem bloßen Scheinwesen herabzusetzen und sie somit, alles wahren Inhalts entkleidet, zu einer Caricatur ihrer selbst, einem bloßen Strohmann zu machen, mit dem man dann freilich keinen Hund mehr vom Ofen locken kann. Dazu kam die sociale Frage, die seit Mitte der vierziger Jahre (ins Jahr **1844**, das Jahr des Tschech'schen Attentats, fällt der schlesische Weberaufstand) plötzlich auch bei uns ihr schlangenumwundenes Haupt emporstreckte; man mußte sich überzeugen, daß der Magen der Hungernden so wenig mit Kammerreden und Parlamentsbeschlüssen zu beschwichtigen sei wie mit Kanonenkugeln — dies Letztere ein Cur, die man dann später ebenfalls versucht und die wenigstens den Vorzug hat, bei gleicher Erfolglosigkeit weniger langwierig zu sein — und daß es also im Völkerleben doch noch gewisse Punkte geben müsse, an welche die künstlich gewundene Leiter des Constitutionalismus nicht heranreichte, ja daß der Mensch überhaupt nicht dazu da sei, diese oder jene politische Form auszufüllen, sondern dazu ist er da, glücklich zu sein.

Was sich im Laufe der vierziger Jahre vorbereitet, das kam dann im Jahre **1848** zu einem Ausbruch, an dessen verheerenden Wirkungen wir noch jetzt zu leiden haben; denn wer Revolutionen macht, der muß auch die Reaction, die unvermeidliche, mit in den Kauf nehmen. Die Discreditirung der altliberalen Ideen und des constitutionellen Systems,

die schon einige Jahre zuvor begonnen hatte, vollendete sich in dieser Zeit — weniger, glauben wir, durch die Unzulänglichkeit oder den bösen Willen der dabei betheiligten Persönlichkeiten (obwol wir weder die eine noch den andern in Abrede stellen wollen) als erstlich dadurch, daß sich bei dieser Gelegenheit erst recht zeigte, welche Kluft zwischen unsern sogenannten gebildeten Classen und der Masse des Volks lag, ferner daß diese Bildung selbst in den meisten Fällen nur eine vollkommen äußerliche, von allen höhern sittlichen Motiven verlassene war und endlich auch dadurch, daß man, Kind in der politischen Praxis wie man war, versäumt hatte, den Boden, auf dem man das neue Gebäude constitutioneller Freiheit errichten wollte, vorher gründlich zu reinigen und umzubrechen.

Und doch, so wenig man einzelnen Persönlichkeiten die Niederlage zuschreiben darf, die unsere Hoffnungen betroffen, ebenso kurzsichtig wäre es auch, wollte man einzelne Systeme und Ideen dafür verantwortlich machen. Vielmehr ist die Schuld eine allgemeine, es ist gesündigt worden hüben und drüben, von Groß und Klein, in Thaten und Gedanken, in Worten und Werken. Jeder Boden kann nur die Frucht tragen, die in ihn gesäet ist; wie hätte denn dem so lange so schmählich vernachlässigten, mit Thorheit und Kurzsichtigkeit angefüllten Boden unsers Volkslebens etwas Anderes entwachsen können als Thorheit und Kurzsichtigkeit?!

Am wenigsten aber ziemt es sich, den Altliberalismus und seine Ideen für das Unheil in Anspruch zu nehmen, das uns betroffen hat. Die Schuld, die er begangen, nämlich daß er im Rausch der Siegesfreude, zunächst nach der Julirevolution, sich für unfehlbar hielt und alle sonstigen Richtungen und Bedürfnisse vornehm ignoriren zu dürfen meinte — diese Schuld, die zugleich eine so allgemein menschliche, in der Schwäche unserer Natur so tief begründete ist, hat er durch seine eigenen schmerzlichen Erfahrungen hinlänglich gebüßt. Was aber die Ideen anbetrifft, die ihm zugrunde liegen und die den Kern seines Wesens bilden, so sind dieselben von solcher innern Wahrheit und darum auch von solcher Dauerhaftigkeit, daß keine augenblicklichen Niederlagen sie vernichten können. Es ist ein alter Spruch, daß man von seinen Feinden lernen soll und so darf auch der gleichmäßige Haß, welcher den liberalen Ideen und ihren Vertretern von den beiden extremen Seiten her gezollt wird, als eine Bestätigung dafür betrachtet werden, daß in diesen angeblich überlebten, ohnmächtigen, verkommenen Ideen in der That noch ein großer und fruchtbarer Keim der Zukunft liegt. Erst kürzlich, wie uns aus guter Quelle versichert ward, soll ein erlauchter Mund, dessen beredten Worten Deutschland in frühern Jahren mit einem Gemisch von Hoffnung und Zweifeln horchte, von dem jetzt freilich nichts mehr übriggeblieben ist, nicht einmal mehr die letztern — erst kürzlich, sagen wir, soll ein erlauchter Mund den Altliberalismus als

die wahre Pest unserer Zeit bezeichnet haben; mit Allen könne man fertig werden, selbst mit den Demokraten, von denen doch ein guter Theil seinen Irrthum eingesehen und sich gebessert habe, nur nicht mit den Altliberalen; der Altliberalismus sei wie die Rückenmarkschwindsucht, wen die einmal ergriffen, der sei auch verloren für immer. Wir haben keinen Anspruch, noch liegt es in unserer Absicht, uns hier als Wortführer des Altliberalismus zu geriren, unser Standpunkt ist überhaupt nur der einer historischen Betrachtung; dennoch fürchten wir auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn wir behaupten, daß dieser erlauchte Ausspruch eins der glänzendsten und wichtigsten Zeugnisse ist, die dem Liberalismus jemals ausgestellt worden und daß eine Partei, die an so erhabener Stelle so gründlich gehaßt wird, unmöglich so bedeutungslos und abgethan sein kann, wie uns die Ultras von Rechts und von Links überreden möchten.

Und so sind auch die Zeitumstände, unter denen die dritte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage des Rotteck-Welcker'schen „Staats-Lexikon" soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ihre Laufbahn beginnt, keineswegs so ungünstig, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Im Gegentheil, wir betrachten die Erneuerung dieses Werks, über dessen hohe politische und culturgeschichtliche Bedeutung wir uns schon neulich flüchtig äußerten, gerade im gegenwärtigen Augenblick als ein höchst glückliches Ereigniß und sind überzeugt, daß die politische Entwickelung unserer Zeit davon den wesentlichsten Nutzen haben wird. Das wissenschaftliche Ansehen des „Staats-Lexikon" steht fest begründet; die ersten wissenschaftlichen und politischen Autoritäten der Nation haben ihm ihre Theilnahme, ihre Anerkennung geschenkt. Das Werk selbst ist seit mehr denn 20 Jahren in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet und auch die gegenwärtige neueste Auflage zählt unter ihren Mitarbeitern eine Reihe der verdientesten und bewährtesten Namen. Das „Staats-Lexikon" hat die doctrinäre Ueberhebung der constitutionellen Partei, die sich hauptsächlich nach ihm gebildet, ja die es zum Theil selbst erst geschaffen hat, niemals getheilt, seine Devise ist jederzeit diejenige des Maßes, der Besonnenheit und der gründlichen wissenschaftlichen und sittlichen Bildung gewesen. Auch hat es diese Bildung nicht nach der sonstigen Weise deutscher Gelehrten selbstgenügsam aufgespeichert und von der Berührung mit dem Volke abgeschlossen, sondern vielmehr hat es derselben in der populären Form eines Wörterbuchs und durch klare, lichtvolle, allgemein verständliche Sprache eine möglichst weite Verbreitung zu geben gesucht. Sollte ihm aber bei alledem im Laufe der Zeit etwas von den Schwächen und Irrthümern derselben angeweht sein, so liefert eben die vorliegende, gänzlich umgearbeitete, dem veränderten Standpunkte der Gegenwart angepaßte Ausgabe den Beweis, daß auch

für den körperlich und geistig noch immer jugendfrischen Mitbegründer und gegenwärtigen alleinigen Herausgeber des „Staats-Lexikon" die Erfahrungen der letzten Jahre, an denen er ja selbst einen so lebhaften Antheil genommen, nicht verlorengegangen sind und daß auch den constitutionellen Ideen eine Fähigkeit der Entwickelung und Fortbildung innewohnt, von der freilich die Extreme, die mit Allem fertig sind und nichts anerkennen als sich, nichts ahnen noch wissen. Das „Staats-Lexikon", in dieser erneuten, wahrhaft verjüngten Gestalt, mit seinem reichen Schatz von Belehrung und historischem Wissen, mit seinem edeln, gediegenen Freimuth, seiner männlichen Wahrheitsliebe, wird der politischen Abspannung und Verzweiflung unserer Tage noch einmal kräftig entgegenarbeiten; es wird die Geister aufklären und die Herzen erwärmen, und wird solchergestalt soviel an ihm ist unserm Volke beistehen, die schweren Tage zu überdauern, welche der Zorn der Götter, der von uns nur allzu sehr verschuldete, über uns verhängt hat.

Doch ist es nicht der Zweck dieser Zeilen, noch würde es sich für diesen Ort geziemen, das „Staats-Lexikon" mit Lobeserhebungen zu überschütten, die ein Werk von diesem geschichtlichen Namen füglich entbehren kann, und ziehen wir es daher statt dessen vor, zum Schluß dieses Aufsatzes einige charakteristische Bruchstücke aus der neuen Bearbeitung des Buchs selbst hinzuzufügen. Wir wählen dazu das von Welcker geschriebene „Vorwort" und zwar heben wir daraus diejenigen Partien aus, in denen er sich über die Stellung der constitutionellen Partei zur Gegenwart und die Berechtigung ausspricht, die derselben auch nach den Erfahrungen des Jahres 1848 und trotz der augenblicklichen Abspannung des Publicums noch immer zukommt; selbst Denjenigen, welche den Welcker'schen Standpunkt im Uebrigen nicht theilen, muß es ja, wie uns dünkt, von Interesse sein zu hören, wie der berühmte Vorkämpfer des Altliberalismus gegenwärtig über diesen Gegenstand denkt und was er — nicht für seine Partei, wol aber für das gesammte Vaterland zu erkämpfen und zu erstreben hofft.

„Es ist fürs Erste", heißt es a. a. O., S. XXII, „unser Panier und das Bestreben, von den bestehenden Verhältnissen aus und mit allen in ihnen möglichen Mitteln für wesentliche Reformen die öffentliche Meinung der Nation zu vereinigen, auch jetzt noch die Grundbedingung des größtmöglichen patriotischen Zusammenwirkens aller Wohlgesinnten aus verschiedenen Parteien, also die Bedingung für Kraft und dauernden Erfolg — denn diese ruhen nur in der möglichst großen Vereinigung der wohlgesinnten Bürger. Auch Diejenigen, welche jetzt weiter gehen in ihren politischen Idealen, welche alle constitutionell-monarchische Verfassung aufgaben, oder welche, gänzlich an den Persönlichkeiten verzweifelnd, deshalb auf friedlichem Wege das Endziel für unmöglich halten, dürften

nimmer übersehen, daß, wie auch die letzten französischen und deutschen Geschichten beweisen, von extremen Parteien ausgehende Revolutionen für Verfassungsideale, an welchen der Kern und die Macht der Nationen, ihr Mittelstand oder die Besitzenden, nicht theilnehmen, entweder gar nicht gelingen, oder nach zufälligem Siege, wie in Frankreich, nicht dauern. Sie müssen vollends erwägen, daß zumal im deutschen Volke in keinem andern Fall eine für die Freiheit siegreiche Revolution denkbar wäre, als wenn, nach bewirkter Einigung und Bestrebung des Volks für gesetzliche Freiheit, die Regierungen durch rechtswidrige Unterdrückungen die Revolution selbst begännen, oder wenn dieselbe ohne vorherige Plane, unwillkürlich aus einem Acte der Verzweiflung oder der gerechtesten Empörung des Volks hervorginge und dann auch schnell das ganze Volk für sich gewänne. Revolutionen von oben oder von unten sind selbst da, wo sie als unvermeidliche rettende Fiberkrisen eines tödtlich erkrankten Staatslebens erscheinen können, stets mit den vielfachsten und größten sittlichen, politischen und ökonomischen Gefahren und Uebeln verknüpft. Kein Bürger hat Vollmacht, sie herbeizuführen und seinerseits den gemeinsamen rechtlichen Weg zu verlassen. Die eigenwillig und rechtswidrig unternommenen, die nicht allgemein als absolut unentbehrlich und gerechtfertigt anerkannten, die gemachten Revolutionen haben auch nie rettenden Erfolg. Jene neuesten leichtfertigen jakobinischen Revolutionsdictate vollends, welche das Volk aus sittlicher Misbilligung derselben oder aus Furcht vor den angedrohten Gräueln, statt zur Revolution, vielmehr zum Anschluß an den Schutz seiner Regierung bestimmen, gehen sogar in das Tragikomische über. Auch jener Pessimismus, welcher wähnt, man müsse, um das Volk zur Revolution zu erheben, ihm vorangehen im Politischstillsitzen und so, während der Absolutismus sich befestigt und das Volk an sich gewöhnt, ruhig zuwarten, bis dann diese von den Freiheitsfeinden und dem Volk selbst verschuldete despotische Regierungsmacht dasselbe urplötzlich zur Revolution vereinige, auch dieser gehört zu offenbar in das Bereich der politischen Kindheit, um ernstlich besprochen zu werden. Und kaum weniger schwach erscheint die Meinung, man dürfe für eine politische Einigung den jetzigen Hauptweg politischer Wirksamkeit, den ländständischen, vernachlässigen, oder man müsse denselben als particularistisch wirkend verdammen. Ist doch die ganze politische Bestrebung und Bildung in Deutschland und auch der soeben wieder aus allen deutschen Ständekammern erneuerte Ruf nach deutscher Nationalrepräsentation wesentlich das Werk deutscher landständischer Thätigkeit. Diese erzeugt bei uns am ersten praktische politische und vaterländische Bildung und Gesinnung und die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit deutscher politischer Einigung."

„Es befinden sich heute alle deutschen Freiheitsfreunde in ähnlicher

Lage wie vor der Rettung des Vaterlandes von der allgewaltigen Napoleonischen und Rheinbundsunterdrückung. Sowie damals alle verschiedenen patriotischen Parteien sich unter sich und sogar mit den Russen vereinten, nicht um sich mit diesen oder untereinander zuvörderst über bestimmte Verfassungsplane besprechen und sicher dann leichter verun- einigen als vereinigen zu wollen, sondern um mit allen möglichen gegebenen Mitteln die Unterdrückung des Vaterlandes zu bekämpfen und die Nation und ihre Stimme frei zu machen, damit sie sich ihre Verfassung erwerben könne: ähnlich müssen auch jetzt alle wirklich patriotischen Parteien im vereinten Kampfe alle und jede geistige, materielle und politische Volksunterdrückung bekämpfen und dafür wirken, daß die ganze Nation für ihre Ehre und ihr Recht sich einige, stärke und erhebe, die nöthige politische Bildung und freie Sprache erwerbe. Die Nation selbst, sobald sie kräftig und geeinigt ist, und dann in ihr die überwiegende Mehrheit, im Verein etwa mit rettenden Fürsten oder Führern, oder eine göttliche Fügung müssen alsdann den Ausschlag geben für die bestimmte Form. Wie die Armee im Kriege nur durch Disciplin, also durch Verzicht auf eigenmächtige Kriegsplane jedes Einzelnen zusammengehalten und zum Sieg geführt werden kann, gerade so können im bürgerlichen Reformkampfe die Bürger nur durch den rechtlichen Weg auf der bestehenden Grundlage zusammengehalten und zu jenem Hauptsiege der Kräftigung, Einigung und Befreiung des Nationalwillens geführt werden. Sollten nun auf diesem friedlichen constitutionellen Wege die Weiterstrebenden mit uns Constitutionellen sich bleibend einigen, oder auch eine friedliche Befestigung der Nationaleinheit und Nationalfreiheit sich als sicher erreichbar darstellen, nun dann müßten ja auch jene früher zu Revolution und Republik Hinneigenden bei den durch unsere Zersplitterung verzehnfachten Gefahren, Uebeln und Schwierigkeiten revolutionärer und republikanischer Unternehmungen dieses für ein Glück ansehen. Würde aber der so geeinigten, politisch gebildeten Nation statt ihres Rechts und ihrer Ehre hartnäckig Unterdrückung derselben geboten, alsdann wäre ja für diese Partei auf diesem Wege die einzige Möglichkeit des Erfolgs gekommen, während sie, ohne dieses abzuwarten, so wie 1848 und 1849, nur ihr Vaterland in Entzweiung und Unglück stürzen, die starke öffentliche Nationalmeinung für die Freiheit zum Vortheil der Feinde vernichten und das Vaterland der Reaction, dem Zwiespalt, vielleicht den Fremden preisgeben würde."

„Der zweite Hauptgrund für unser Festhalten an der repräsentativen Monarchie besteht darin, daß auch in Beziehung auf dieses System unsere frühere Ansicht über Sachen und Personen nicht aufgehoben wurde. Es konnten natürlich weder die despotischen noch die revolutionären Misbräuche des Repräsentativsystems unsern Glauben an seine Güte schwä-

chen. Selbst die Franzosen unter Ludwig Philipp bei ihrer Wahl- und Gemeindeordnung und nach dem völligen Sieg des schändlichen Corruptionssystems hatten gar kein wahres Repräsentativsystem. Wir Deutschen vollends, bei dem Mangel an fast allen Lebenselementen dieses Systems, an der wirklichen Preß- und Wahlfreiheit und der Ministerverantwortlichkeit, bei der Abhängigkeit der einzelnen Staaten, ihrer Fürsten und Minister von den freiheitfeindlichen Gewalten der Heiligen Allianz und des Bundes, welcher zum Schutz der Volksrechte ungeeignet organisirt ist, bisher auch nur den Gegnern des Repräsentativsystems Hülfe lieh und nach der merkwürdigen Erfindung und Benutzung des «monarchischen Princips» sie auch gesetzgeberisch lähmte — wir besaßen nur Fragmente und Keime dieses Systems. Wir müssen es auch jetzt mit Verwunderung sehen, wie selbst in einem deutschen Großstaate eine höchst bedenkliche Politik mit der beschworenen Repräsentativverfassung fast dieselben traurigen, Moral und Rechtlichkeit untergrabenden Experimente macht, die für den Thron Ludwig Philipp's und das französische Volk so unheilvolle Folgen hatten. Nach solchen Erfahrungen aber dürfen wir dieses System nicht beurtheilen. Wir schätzen es nach Dem, was es seiner wahren Natur nach ist, und nach Dem, was es wirkt, wo man es nicht corrumpirte, wie in Belgien, Norwegen, Sardinien, wo es die glücklichsten Früchte trug, und bei den Briten, die es zu der größten, mächtigsten und reichsten Nation der Welt machte. Wir beurtheilen und schätzen es selbst nach so vielem Guten, welches es sogar noch in seiner Verstümmelung in deutschen Staaten wirken, und vorzüglich nach dem vielen Bösen, welches es verhindern konnte. Wir sehen es vollends nach seiner wahren Natur als das auf unserer heutigen Culturstufe historisch gegebene, völlig unvermeidliche an."

„Noch weniger als an dem Systeme selbst konnten wir irre werden an unserm Volke und seiner Fähigkeit für dasselbe. Trotz jener angedeuteten unseligen Verstümmelungen des Systems, trotz aller Bedrängnisse der deutschen Volksstämme und Bürger, die es ehrlich und seiner Natur gemäß anwenden und durchführen wollten, und trotz unserer geringen politischen Uebung hatte es jene wohlthätigen Wirkungen. Seine Nachtheile und Gefahren fielen nur der rechtswidrigen Verstümmelung zur Last. Kein anderes Volk der Erde hatte dabei solche Proben zu bestehen als die armen Deutschen. Sie hatten bei ihren Verfassungskämpfen meist zu fürchten, daß, wenn sie auch dieselben gegen alle denkbaren Schwierigkeiten im unmittelbaren Vaterlande und in der würdigsten, maßvollsten Weise siegreich durchgeführt hätten, sie dennoch, wie neulich die Kurhessen, durch auswärtige Militärmacht niedergeworfen würden."

„Hierbei schienen dann freilich wiederholt auf sehr bedenkliche Weise

die bewundernswertheste Loyalität und Mäßigung in Durchführung eines nur gesetzlichen Widerstandes zum Triumph der Revolutionären durch jene traurigen einseitigen Gewaltmittel fast unwirksam gemacht zu werden. Dennoch aber muß diese stille, unerschütterliche, unbestechliche Beharrlichkeit und Opferbereitwilligkeit der Kurhessen, der Schleswig-Holsteiner und jetzt auch der Hannoveraner, welche gegen alle Mittel und alle Listen äußerer und innerer Gewalt, gegen alle Volksverführung und Einschüchterung ihr gutes Recht vor Gott und der öffentlichen Meinung festzuhalten wissen, allen würdigen Staatsmännern und Patrioten Bewunderung und Hochachtung und das Vertrauen auf die Tüchtigkeit des deutschen Volkes einflößen. Mit der gleichen politischen Tugend würden jene jetzt vereinzelten Volksstämme, wenn sie nur einigermaßen die Größe selbständiger Staaten hätten, ihre Freiheit gegen eine halbe Welt siegreich vertheidigt haben. Gewiß, unsere Nation hat wegen ihres Mangels an Einheit eine viel schwierigere Arbeit für ihre höchste politische Aufgabe als andere Völker. Aber wer sie für dieselbe unfähig halten wollte, müßte sie für sittlich verkommen, gegen ihre eigene Ehre und Existenz unwürdig gleichgültig und mit ihrem Wohlstande und ihrer Cultur ihrem Untergang verfallen erklären. Denn dieses war und ist stets das unvermeidliche Schicksal der Völker, welche, innerlich krank und faul und ehrloser Selbstsucht und Genußsucht preisgegeben, sich untüchtig und abgeneigt zeigen für ihre im allgemeinen Culturgange bestimmte naturgemäße höchste Aufgabe. Innerlich faul aber erscheint die deutsche Nation nicht! Auch die übrigen deutschen Volksstämme sind von keinem unedlern Stoffe als die Kurhessen, Schleswig-Holsteiner und Hannoveraner und würden bei gleicher Veranlassung und Berufung an ihre patriotische Tugend dieselbe in gleicher Weise bewähren, ebenso wie alle Deutschen im vereinten Kampfe gegen die Napoleonische Unterdrückung 1813, 1814 und 1815 sie bewährten. Die Veranlassung für die Erhebung aber, wenn die politische Bildung und das allgemeine Bedürfniß der zeitgemäßen politischen Entwickelung hinlänglich gereift sind, wird in dem lebenskräftigen Volke und mitten in dem bewegten Europa ebenso wenig fehlen als der Anstoß, welcher die gereifte Frucht vom Stamme ablöst. Ist erst die praktische Auffoderung zur That gegeben, dann wird auch mit einem male jene scheinbare politische Gleichgültigkeit verschwinden, welche den Bürger in seinem täglichen Geschäft solange von der Politik abwendig macht, als er in ihr nichts wirken kann, und nicht minder auch jene so wohl ausgebeutete, aber schon gesunkene Furcht vor radicalen Gräueln."

„Bei allen diesen Gründen für unser zuversichtliches Vertrauen auf den endlichen Sieg unserer nationalen Entwickelung müssen wir doch offen gestehen, daß wir jetzt weniger als früher die letzten Mittel und

Wege und die Formen unsers nationalen Aufbaus zum voraus bezeichnen könnten.... Ich weiß in Beziehung auf das Endziel nur das Eine: die Ehre und Existenz der Nation und für dieselben die staatsbürgerliche nationale Einheit und Freiheit müssen und werden gerettet und behauptet werden, und kein Fürst und kein Bürger darf sich und seinen Vortheil heiliger halten als das Vaterland und seine Ehre! Aber ich weiß nicht, ob die deutschen Regierungen jene oben angedeuteten Kränkungen der Nationalehre in solcher Weise tilgen wollen und werden, wie es mir für ein *friedliches* vertrauensvolles Zusammenwirken der Nation und der Fürsten in der nächsten unvermeidlichen politischen Krise unentbehrlich scheint. Für mich also ruht es in Gottes Hand, ob jene Lebensbedingungen unserer Nation so, wie ich erstrebe, friedlich oder durch Revolution errungen werden, ob nach meinem Staatsideal moralisch oder ob republikanisch, ob in nationaler Bundes- oder in Einheitsverfassung, ob unter Oestreich oder Preußen, oder unter ihrer 1848 von mir vorgeschlagenen Wechselregierung."

„In Beziehung auf den Weg der Erstrebung des Endziels steht mir *nur dieses* fest: jedes würdige und tüchtige politische Leben und Streben der Einzelnen wie der Völker muß an den ewigen Grundlagen der Religion, Moral, an der Gerechtigkeit und ihrem rechten Maße festhalten. Es muß auch in dieser Beziehung sich anschließen an die echte Lehre unserer heiligen Religion, die überall und so auch in Beziehung auf Freiheit und gesetzliche Ordnung das Höchste und Tiefste lehrend, die untergeordneten scheinbaren Gegensätze zu vereinigen weiß und so mehr als irgendeine Lehre der Welt die Revolutionen beseitigt und doch mehr als jede andere die höchste gesellschaftliche Freiheit heiligt und fördert."

Friedrich der Große und die Markgräfin von Baireuth.

Von

Eduard Cauer.

II.

Auch die Kriegsjahre, welche demnächst folgten, brachten keine Unterbrechung in dem innigen Verkehre zwischen den fürstlichen Geschwistern hervor. Von Allem, was sich im Felde irgend Wichtiges zutrug, gab Friedrich der Schwester eigenhändig Nachricht; wie denn überhaupt unter der großen Masse von Briefen, die er an sie gerichtet hat, nur äußerst wenige von der Hand des Secretärs geschrieben sind. Nach dem Ab-

schluß des Breslauer Friedens verräth sich in Allem, was der König sagt, die heiterste Laune. Er läßt der Markgräfin eine Sendung Ungarwein zukommen; und da sie daran Gefallen findet, erklärt er, er werde mit diesen Lieferungen fortfahren und in Zukunft an die Spitze seiner langen Titelreihe stellen: „Friedrich von Gottes Gnaden, Commissionär der Markgräfin von Baireuth." In einem andern Briefe schreibt er mit Bezug auf die eben gegründete Universität Erlangen: „Es freut mich sehr, daß deine Universität dir Vergnügen gemacht hat. Ich zittere schon im voraus vor allen den Gelehrten, die von da ausgehen werden; und wenn sie anfangen über die Theilbarkeit der Materie zu disputiren, was werden wir ihnen nicht für Fortschritte verdanken!"

Dergleichen leichter Spott wurde bei weitem aufgewogen durch die wesentlichen Dienste, die der König seiner Schwester leistete. Diese hatte ein einziges Kind, eine Tochter Friederike. Er war es, der deren Verheirathung mit dem jungen Herzog von Würtemberg zustande brachte, dessen Erziehung unter seinen Augen in Berlin vollendet worden war, und der seiner Nichte eine anständige Mitgift auszahlte. In einem Briefe vom 22. Februar 1744 erkennt es die Markgräfin noch mit der größten Liebe und Hingebung an, daß sie dem Bruder allein das zufriedenstellende Arrangement dieser Angelegenheit zu danken habe. Doch nur sechs Wochen später wurde durch ihre Schuld das gute Einvernehmen auf eine sehr ernste Weise gestört. Sie verheirathete nämlich ihr Hoffräulein, die älteste Tochter des preußischen Generals von Marwitz, wider den ausdrücklichen Willen des Vaters und des Königs mit dem Grafen Burghaus. Der König empfand diese Eigenmächtigkeit seiner Schwester um so übler, als der Graf Burghaus in östreichischen Diensten stand. Ihre Versuche ihn zu begütigen wies er mit großer Schroffheit und Kälte zurück; ein altes Sprichwort sage, daß wir die Menschen nach ihren Handlungen und nicht nach ihren Worten beurtheilen; sie könne daher denken, was er von ihr halten müsse. Seine Briefe aus den nächsten beiden Jahren stehen durch ihre abgemessene Kürze und die Bitterkeit, die sich an vielen Stellen in ihnen Luft macht, in einem merkwürdigen Contrast zu allen übrigen Stücken der Sammlung. Eine Aussöhnung lag in dieser Zeit um so ferner, als das Verhalten der Markgräfin und ihres Gemahls während des zweiten Schlesischen Krieges, der in diese Jahre fällt, dem Könige noch zu mancherlei andern Beschwerden Veranlassung gab. Die in Erlangen fast unter den Augen seiner Schwester und seines Schwagers erscheinende Zeitung griff Friedrich und die preußische Politik auf das rücksichtsloseste an. Ein Corps von der östreichischen Rheinarmee rückte unter General Grünne durch Franken gegen Norddeutschland vor, um Berlin, welches fast ohne Deckung war, zu überfallen. Friedrich erhielt von Baireuth aus, wo man über die Be-

wegungen dieses Corps genau unterrichtet sein mußte, keine Warnung wegen der Gefahr, von der seine Hauptstadt bedroht war und sah in diesem Schweigen einen Beweis entschiedener Feindseligkeit, wie er denn überhaupt den Markgrafen geradezu der Parteinahme für Oestreich und seine Schwester einer persönlichen Vorliebe für Maria Theresia anklagte. Bis zu welchem Grade sich seine Verstimmung während des Kriegs gesteigert hatte, davon gibt der Brief ein merkwürdiges Zeugniß, in dem er der Markgräfin den Abschluß des Dresdener Friedens meldete. Er schreibt: „Die Theilnahme, die du für Alles hast, was die Königin von Ungarn betrifft, verschafft mir die Gelegenheit, dir zu melden, daß wir soeben miteinander Frieden geschlossen haben. Ich schmeichle mir, meine liebe Schwester, daß dir dies um so angenehmer sein wird, als deine Vorliebe für diese Fürstin nun nicht mehr in Collision kommen kann mit einem Rest alter Freundschaft, den du mir vielleicht erhalten hast." Wie sehr auch die Markgräfin ihrerseits damals ihren Bruder verkannte, beweisen am besten ihre Memoiren, die zum größten Theile eben in dieser Zeit des Zerwürfnisses entstanden sind und die auf Kosten Friedrich's Ungerechtigkeiten und offenkundige Unwahrheiten enthalten, welche sich nur aus der krankhaften Reizbarkeit der Verfasserin erklären lassen.

Wie dieser gegenseitige Groll allmälig wich und einer versöhnlichern Stimmung Platz machte, das läßt sich durch die Briefe der folgenden Jahre hindurch genau verfolgen, die von dem größten psychologischen Interesse sind. Das Meiste war schon gewonnen, als man sich von beiden Seiten entschloß, freimüthig und ohne Bitterkeit auszusprechen, was man gegeneinander hatte. Durch diese rückhaltlose Aufrichtigkeit von zwei edeln Seelen mußten die bösen Geister des Mistrauens und der Zwietracht bald verscheucht werden. Ein freundschaftlicher Besuch, welchen die Markgräfin im Sommer 1747 ihrem Bruder abstattete, brachte sie vollends wieder auf den alten Fuß mit ihm, und seitdem leuchtet aus den von Beiden gewechselten Briefen nicht blos ganz wieder die frühere Vertraulichkeit hervor, sondern ihr Verhältniß gewinnt sogar mit jedem Jahre an Herzlichkeit und Innigkeit und nimmt in den letzten Lebensjahren der Markgräfin unter der Einwirkung welterschütternder Ereignisse auf beiden Seiten einen beinahe schwärmerischen Charakter an. Friedrich stand in den Jahren, die jenem gewaltigen siebenjährigen Kampfe um die Existenz vorhergingen, so recht auf der Mittagshöhe seines Lebens. Im Besitze der vollen Kraft seiner Mannheit verstand er es, die unermüdliche Thätigkeit, mit der er die Geschicke eines großen, durch ihn in die Reihe der Weltmächte eingeführten Reiches leitete, mit der beschaulichen Ruhe eines Weisen zu verbinden. Auch der Markgräfin Sinn war damals weniger unstet und aufgeregt als früher. Die Lust an rauschenden Vergnügungen und einer zerstreuenden Lebensweise

wich einer gesammeltern Stimmung und dem Geschmack für stillere und einfachere Genüsse. Von schweren Schicksalsschlägen blieben beide Geschwister in jener Zeit verschont. So herrschte denn in ihnen ein Gefühl des Insichselbstbefriedigtseins vor, welches in den zwischen ihnen gewechselten Briefen zur schönsten Aussprache kam. Sie enthalten einen solchen Reichthum an Gemüth, Witz und Tiefe, daß es unmöglich ist, ihn an dieser Stelle auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Aber einzelne Züge mögen hier Platz finden, damit doch wenigstens hervortrete, wie verschiedene Töne in diesen Briefen bei aller Einheit der Grundstimmung angeschlagen werden. Zu den Eigenthümlichkeiten, welche beide Geschwister miteinander gemein hatten, gehörte auch ihre Vorliebe für Hunde, die von der Mutter auf sie übergegangen war. Friedrich's Lieblingshund war in jener Zeit Biche, der der Markgräfin Folichon. Nun schreibt diese im Namen Folichon's einen Brief an Fräulein Biche, der eine förmliche Liebeserklärung enthält und von einem Polster und einem Napfe begleitet ist. Dieser Brief ist voll von anmuthigen Scherzen über die Menschen, welche sich über die Hunde erhaben dünkten und doch im Grunde viel weniger Tugenden besäßen als diese. Der König geht mit der liebenswürdigsten Laune auf den Spaß ein. Er läßt Biche antworten und in die Verachtung des Menschengeschlechts einstimmen; nur eins kann sie nicht billigen, daß Folichon seine Herrin nicht von der Verurtheilung ausgenommen habe. Sie erwidert seine Liebe und bricht in das Lob der Leidenschaften aus, „ohne die unser Leben ein beständiger Tod sein würde. Wir würden in der Welt vegetiren wie die Pflanzen, die ohne Genuß leben und ohne Schmerz sterben.“ Auch an einem Gegengeschenke fehlt es nicht: „denn“, sagt Biche, „sollen wir ebenso thöricht sein wie die Menschen? Sie nähren sich von Wünschen, sie sättigen sich mit Hirngespinnsten, und während sie ihre Zeit mit nichtigen Entwürfen verlieren, ergreift sie unversehens der Tod und führt sie mit allen ihren Plänen hinweg. Wir wollen weiser sein und nicht einem Schatten nachlaufen, sondern den Gegenstand ergreifen.“

Friedrich kommt oft in Scherz und Ernst auf diesen und verwandte Grundsätze seiner Lebensweisheit zurück, die er selbst als Epikureische bezeichnet. An den stoischen Selbstbetrachtungen des Marc Aurel findet er keinen Geschmack. Er sagt, dieser Fürst behandle die Menschen, als hätten sie in ihrer Natur kein thierisches Element, und er entbehre die Heiterkeit des echten Weisen. Auf die häufigen Fragen seiner Schwester über allerlei Gegenstände der Speculation, über das Verhältniß von Leib und Seele, über Liebe, Freundschaft, Treue geht er fast immer mit Ernst und Gründlichkeit ein. Aber nicht blos mit seinem Rathe steht er ihr zur Seite; wo sich die Gelegenheit dazu bietet, ist er auch thatsächliche Hülfe zu leisten auf das angelegentlichste und zarteste be-

müht. Im Januar 1753 verbrannte das baireuther Schloß. Die kranke Markgräfin wurde in ihrem Bette aus den Flammen getragen; an Sachen konnte fast nichts gerettet werden. „Wir sind von Grund aus ruinirt“, schrieb sie in der größten Aufregung dem Bruder. Da ist es wahrhaft rührend zu sehen, wie dieser auf jede Weise durch kleine und große Gaben und das liebevollste Eingehen auf die Bedürfnisse der Seinigen das Ungemach zu erleichtern und wiedergutzumachen sich beeifert. Dem Markgrafen schaffte er Ersatz für seine verbrannten Instrumente und Musikalien. „Wenn ich die Leier des Amphion hätte“, schreibt er dabei seiner Schwester, „so würde ich sie dem Markgrafen sogleich schicken, damit er sich mit Hülfe ihrer harmonischen Töne sein Schloß wieder aufbauen könnte. Statt dessen schicke ich ihm, was ich habe, eine Flöte, welche die Kraft besitzt, den Kummer zu versüßen und uns in dem Unglück, welches uns zustößt, zu zerstreuen. Ich habe in der Eile sieben Concerte genommen, welche ich beifüge und werde fortfahren, jeden Posttag Euch die andern zu schicken.“ Aus den folgenden Briefen geht hervor, daß er Wort gehalten hat; aber er dachte zugleich auch an hunderterlei andere Bedürfnisse. Dem Markgrafen schickte er zum Ersatze für seine verlorene Wäsche ein Stück feiner schlesischer Leinwand, die Schwester versorgt er mit Geld. Durch den Schloßbrand scheint auch das markgräfliche Theater Verluste erlitten zu haben; der König bietet zur Beseitigung jeder Verlegenheit die reichen Vorräthe seiner Operngarderobe an. Für den Neubau des Schlosses ist er zu einer Anleihe behülflich und erklärt sich zu jeder weitern Unterstützung bereit. „Den Staatsschatz“, schreibt er, „kann ich allerdings nicht anrühren. Seit dem Tode meines Vaters habe ich niemals für meinen Gebrauch auch nur einen Pfennig verwendet, der dem Staate gehörte; aber was zu meiner Verfügung ist, soll auch zu der Eurigen sein; ich erwarte nur Eure Pläne, um mich meinerseits daran zu betheiligen.“

Nachdem das Schloß wieder aufgebaut, unternahm die Markgräfin (Herbst 1754) eine Reise nach dem südlichen Frankreich und Italien, die sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit schon bei Lebzeiten ihres Vaters beabsichtigt hatte, die aber damals an mancherlei Hindernissen gescheitert war. Ihre Correspondenz mit Friedrich wurde dadurch nicht unterbrochen, sondern gewann fast noch an Lebhaftigkeit, und des Königs Briefe zeigen, wie unablässig er im Geiste die Schwester begleitete durch Länder, die er selbst nie betreten hatte und mit deren Eigenthümlichkeiten er doch eine bewundernswerthe Vertrautheit verräth. Er gibt der Schwester in bescheidener gefälliger Form lehrreiche Winke über Das, was sie sehen, worauf sie vorzugsweise achten soll. Für die Kunstschätze Italiens, vor allem für die gewaltigen Werke der Römer legt er eine vom Herzen kommende Bewunderung an den Tag. Er würde eine Rippe

darum geben, wenn es ihm vergönnt wäre, sich auf der Via Appia herumstoßen zu lassen und jenes irdische Paradies zu sehen. Dagegen von dem gegenwärtigen Zustande des Landes und seiner Bewohner spricht er mit der gründlichsten Verachtung. „Was würde Julius Cäsar sagen", ruft er aus, „wenn er wieder auf die Welt käme, diese Irokesen im Besitze seines Vaterlandes zu finden." Und in einem andern Briefe schildert er die Italiener seiner Zeit mit diesen Worten: „Schlechte Musiker, erbärmliche Maler, Bildhauer noch unter diesen, kleine schwache Staaten, viel Schlauheit, wenig Geist, eine Nation, geschaffen das Joch des ersten besten Eroberers zu tragen, ein göttliches Klima, schlechte Gesellschaft, viel Reichthümer in den Händen von Geizigen, Mönche und Priester aller Arten, viel Kirchlichkeit, keine Religion, viel Unwissenheit und viel Vorurtheile; — mit Einem Worte, das gegenwärtige Zeitalter Italiens ist mit dem des Cäsar oder Augustus nicht mehr zu vergleichen, und wenn man es mit dem Leo's X. vergleicht, so erscheint es wie eine schlechte Bleistiftzeichnung nach einem schönen Gemälde von Guido." Nachdem der König so sein Herz recht ausgeschüttet hat, fügt er mit graziöser Selbstironie hinzu: „Vielleicht geht es mir wie dem Fuchs, der die Trauben sauer fand, weil er sie nicht erlangen konnte, oder wie jenem Sträfling, der, da er sich daran gewöhnt hatte, auf seiner Galeere zu rudern, die Menschen mit Verachtung ansah, die ihre Freiheit genossen."

Die Markgräfin ihrerseits vergaß unter allen den neuen und gewaltigen Eindrücken, denen sie sich hingab, nicht der fernen Heimat und des geliebten Bruders. Bei Neapel am Grabe Virgil's pflückte sie einen Lorberzweig und übersandte ihn dem Könige gleichsam im Namen des Dichters, dessen Stimme sie aus dem Grabe vernommen habe und von dem ihr der Auftrag geworden sei, den Größten der Sterblichen damit zu bekränzen. Man kann nicht zweifeln, daß es eine aufrichtige Bewunderung für Friedrich ist, die sich hierin ausspricht. Aber nicht minder aufrichtig ist die bescheidene Zuversicht, mit der dieser eine solche Auszeichnung von sich ablehnt. Er schreibt: „Wenn etwas im Stande wäre, mein armes Hirn zu verrücken, so wären es die verbindlichen Dinge, die du mir sagst. Aber ich habe mich bald wieder in meine natürliche Gemüthsverfassung gesetzt, indem ich bedachte, daß der Schatten Virgil's alt genug sei, um zu faseln, und daß man in der französischen Küche die Ehre des Lorbers den Schinken ebenso gibt wie den Helden." „Wenn ich in mich selbst einkehre", fügt der große Mann dann mit tiefem Ernste hinzu, „so finde ich nichts als ein armes Individuum, zusammengesetzt aus einer Mischung von Guten und Bösem, oft sehr unzufrieden mit sich selbst und das gern mehr Verdienste haben möchte als es hat, geschaffen, um als Privatmann zu leben, gezwungen zu repräsentiren, Philosoph aus Neigung, Staatsmann aus Pflicht, mit

Einem Worte ein Mann, der genöthigt ist Alles zu sein, was er nicht ist, und der kein anderes Verdienst hat als eine gewissenhafte Hingebung an seine Pflichten." Friedrich ahnte wol kaum, als er diese Worte schrieb, auf eine wie harte Probe diese seine Hingebung kurz darauf gestellt werden sollte. Die Markgräfin war kaum von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt, als sich zuerst im fernen Westen in der Neuen Welt das Kriegsunwetter zusammenzog, welches sich dann in seinen schwersten Schlägen über Friedrich's Haupt entlud. Schon im September 1755, als die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich wegen ihrer amerikanischen Colonien begonnen hatten, hatte die besorgte Schwester gegen Friedrich ihre Befürchtungen wegen des Kriegs laut werden lassen. Dem Könige aber erschien die Gefahr damals noch nicht so nahe. „Es ist sehr weit vom Ohio bis zur Spree", schreibt er, „und von dem Fort Beau-Séjour bis Berlin. Der Krieg reist wie eine vornehme Dame. In Amerika hat er angefangen, jetzt ist er im Ocean und im Kanal angelangt. Noch hat er sich nicht ausgeschifft, und wenn er im künftigen Frühling das Festland betritt, so wird er vielleicht zur größern Bequemlichkeit in einer Sänfte einherziehen, sodaß man ihn von weitem wird kommen sehen." Das waren nicht leere Worte, zu oberflächlicher Beschwichtigung hingeworfen; Friedrich hatte damals noch ein Recht so zu denken. Denn während des Jahres 1755 schwankten die Beziehungen der europäischen Staaten noch ungewiß hin und her und das Ereigniß, welches den Krieg für ihn zu einer Nothwendigkeit machte und ihm seine furchtbare Bedeutung gab, der Bund zwischen Frankreich und Oestreich, der bourbonischen Macht und der habsburgischen, die seit Jahrhunderten in einem fast ununterbrochenen Kampfe miteinander gelegen hatten, diese allen Ueberlieferungen des europäischen Staatensystems widersprechende Verbindung war damals noch nicht zu einer vollendeten Thatsache geworden. Und auch als im folgenden Jahre der große europäische Bund gegen Friedrich sich bereits consolidirt hatte, lag ihm die Erhaltung des Friedens am Herzen. Er schrieb am 28. Juli 1756 seiner Schwester: „Ich habe eine Unterhandlung mit meinen Feinden angeknüpft; ich will, daß sie ihre Absichten erklären und daß dadurch mein Verhalten im Angesicht der ganzen Welt gerechtfertigt sei. Wenn sie sich gegen diese Versuche unzugänglich zeigen und in ihrer Trunkenheit taub sind gegen die Stimme der Vernunft, dann werde ich thun, was Jeder an meiner Stelle thun würde, aber mit einem reinen Gewissen und mit einem vollen Vertrauen in die Gerechtigkeit meiner Sache. Laß dich durch die Zukunft nicht beunruhigen, liebe Schwester, sie ist ungewiß, sie ist glücklicherweise unsern Augen verhüllt. Die Ereignisse sind unabhängig von unsern Hoffnungen und Befürchtungen; als Menschen sind wir für das Glück und für das Un-

glück geboren; wir müssen uns vorbereiten, mit gleichem Antlitz anzunehmen, was uns Jupiter aus seinen beiden Urnen spenden will.“ .

Einen Monat nachdem diese Worte geschrieben waren rückten die preußischen Truppen in Sachsen ein und es begann jener siebenjährige Riesenkampf, der nach den ersten glücklichen Erfolgen Friedrich's für ihn seit der Niederlage von Kollin im Sommer 1757 eine so verzweifelte Wendung nahm, daß er nach menschlicher Berechnung verloren schien und sich selbst dafür hielt. Auch in dieser Zeit der entsetzlichsten Bedrängniß entschwand ihm seine Schwester nicht aus den Augen. Er hielt sie für würdig, sie in die innersten Falten seines Herzens blicken zu lassen. Man kann die Briefe, die er während der Krisis des Jahres 1757 an sie gerichtet hat, nicht lesen, ohne aufs tiefste von der Gewalt jenes Moments und von der Seelengröße ergriffen zu werden, mit der Friedrich selbst dem von allen Seiten auf ihn hereinbringenden Unheil die Stirn bot. Ich hebe nur Weniges aus dem kostbaren Vermächtnisse des großen Mannes heraus. In einem Briefe vom 13. Juli unterrichtet er seine Schwester zuerst von der ganzen Größe der Gefahr. „Glücklich der Augenblick“, schreibt er, „in dem ich mich mit der Philosophie befreundet habe. Nur sie vermag die Seele in einer solchen Lage wie die meinige aufrechtzuhalten. Beträfe es nur mich persönlich, so würde meine Seele nicht erschüttert sein. Aber ich muß über das Heil und das Glück eines Volks wachen, welches mir anvertraut ist. Das ist der große Punkt, und ich werde mir den geringsten Fehler vorzuwerfen haben, wenn ich durch Zögern oder Uebereilung den geringsten Unfall veranlasse, umsomehr, als in dem gegenwärtigen Augenblicke alle Fehler tödtlich sind. Die Freiheit Deutschlands und die des Protestantismus, für den soviel Blut geflossen ist, diese beiden großen Interessen stehen auf dem Spiele und die Krisis ist so stark, daß eine unglückliche Viertelstunde für immer im Reiche die tyrannische Herrschaft des Hauses Oestreich begründen kann.“ Nachdem er dann seinem Ingrimm gegen die Mächte Luft gemacht hat, die ihn überfallen haben wie Räuber einen friedlichen Reisenden, um sich in die Beute zu theilen, fährt er so fort: „Glücklich, meine liebe Schwester, der unbekannte Mann, dessen verständiger Sinn von Jugend auf auf jede Art des Ruhms verzichtet hat, der keine Neider hat, weil er im Dunkel lebt und dessen Glück nicht die Begehrlichkeit der Verbrecher reizt. Aber diese Betrachtungen sind unnütz. Wir müssen sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns macht, indem wir in die Welt eintreten. Ich habe geglaubt, daß, da ich König bin, es mir zukomme, königlich zu denken, und ich habe es mir zum Grundsatze gemacht, daß der Ruf eines Fürsten ihm theurer sein müsse als das Leben.“ Der Gedanke, welcher in diesen Schlußworten auftaucht, einen freiwilligen Tod der Unterwerfung vorzuziehen,

wurde in Friedrich mehr und mehr zum festen, wohlüberlegten, unerschütterlichen Entschlusse. Er hat ihn mehrfach und unter verschiedenen Formen in jener Zeit ausgesprochen. In einer poetischen Epistel vom August 1757 kündigt er der Markgräfin diesen Entschluß an. Sie antwortete darauf mit folgenden Worten: „Welche furchtbaren Entschlüsse! Großer Gott! Ach mein theurer Bruder, du sagst, daß du mich liebst, und du stößst mir den Dolch ins Herz! Ueber deiner Epistel habe ich einen Strom von Thränen vergossen. Jetzt schäme ich mich so großer Schwäche. Mein Unglück würde so groß sein, daß ich eine würdigere Auskunft finden werde. Dein Geschick wird über das meinige entscheiden. Ich werde dein Verderben und das meines Hauses nicht überleben. Du kannst darauf zählen, daß dies mein fester Entschluß ist." Diesen Entschluß, mit ihrem Bruder zu sterben, spricht die Markgräfin auch in einem wenige Tage vor dem eben mitgetheilten geschriebenen Briefe an Voltaire aus. Und es hatte den Anschein, als wollte das Schicksal die Festigkeit desselben auf die Probe stellen. Denn Friedrich's Lage verschlimmerte sich von Tage zu Tage. Am 17. September schreibt er aus der Gegend von Erfurt seiner Schwester darüber Folgendes:

„Es scheint, daß das Schicksal seine ganze Wuth und seinen ganzen Zorn gegen den armen Staat entladen will, den ich zu regieren gehabt habe. Die Schweden sind in Pommern eingedrungen; die Franzosen sind in vollem Marsch, um die Gebiete von Halberstadt und Magdeburg zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich von Tage zu Tage die Nachricht von einer Schlacht; das Zahlenverhältniß ist 25,000 (der Unserigen) gegen 80,000 Russen. Die Oestreicher stehen in Schlesien. Von den thüringischen Bergen her droht die Reichsarmee. Ich bin fest entschlossen, mich auf dasjenige aller feindlichen Heere zu stürzen, welches mir am nächsten kommen wird, werde daraus was da wolle. Ich will den Himmel noch für seine Milde segnen, wenn er mir die Gnade zugesteht, mich mit dem Degen in der Hand untergehen zu lassen. Wenn diese Hoffnung mir fehlschlägt, wirst du mir zugeben, daß es zu hart sein würde, zu den Füßen von Verräthern zu kriechen, deren glückliche Verbrechen ihnen den Vortheil verschaffen, mir Gesetze vorschreiben zu können... Wie kann ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, seinen eigenen Ruf überleben? Soll die Freiheit, dieses kostbare Vorrecht, im 18. Jahrhundert einem Herrscher weniger theuer sein, als sie es den Patriziern von Rom war? Wo ist es gesagt, daß Brutus und Cato die Großherzigkeit weiter treiben müßten als Fürsten und Könige? Die Festigkeit besteht darin, daß man sich dem Unglück entgegenstellt; aber nur die Feigen beugen sich unter das Joch, nehmen geduldig ihre Ketten auf sich und ertragen ruhig die Unterdrückung. Niemals, meine theure Schwester, werde ich mich zu dieser Schmach entschließen können. Die

Ehre, die mich getrieben hat, hundert mal mein Leben im Kriege aufs Spiel zu setzen, hat mich um geringerer Ursachen willen dem Tode ins Angesicht schauen lassen, als diese sind..... Ich bin fest entschlossen, noch gegen das Unglück anzukämpfen, aber ebenso entschlossen bin ich auch, meine Schande und die Schmach meines Hauses nicht zu unterzeichnen."

„Was dich betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, dich von deinen Entschlüssen abzubringen. Wir denken gleich und ich kann in dir die Empfindungen nicht verdammen, die ich an mir selbst alle Tage erfahre. Das Leben ist uns von der Natur verliehen als eine Wohlthat; sobald es aufhört, das zu sein, erlischt der Vertrag, und jeder Mensch ist Herr darüber, sein Unglück in dem Augenblick zu endigen, den er dazu passend findet. Man zischt einen Schauspieler aus, der auf der Bühne bleibt, wenn er nichts mehr zu sagen hat. Die Unglücklichen beklagt man in den ersten Augenblicken, das Publicum wird bald seines Mitgefühls müde; sie unterliegen einer übelwollenden Kritik, man findet, daß sie sich selbst Alles zugezogen haben, was sie betroffen hat; man wird sie verurtheilen und zuletzt verachten. Wenn ich dem gewöhnlichen Laufe der Natur folge, so werden der Kummer und meine schlechte Gesundheit meinen Tagen in kurzem ein Ziel setzen. Das hieße mich selbst überleben und feige hinnehmen, was ich in meiner Gewalt habe zu vermeiden. Du allein bist in der Welt noch übrig, um mich an das Leben zu fesseln. Meine Freunde, meine theuersten Verwandten sind im Grabe; ich habe Alles verloren. Wenn du den Entschluß fassest, den ich gefaßt habe, so endigen wir gemeinschaftlich unser Unglück und unser Misgeschick, und Diejenigen, welche in der Welt bleiben, mögen dann den Sorgen begegnen, mit denen sie belastet sein werden, und die Last tragen, die wir solange ausgehalten haben. Das sind, meine angebetete Schwester, traurige Betrachtungen, aber sie passen zu meinem gegenwärtigen Zustande. Wenigstens wird man nicht sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe und von meinem Tode wird man die Tyrannei des Hauses Oestreich datiren."

Nach dieser ausführlichen Mittheilung scheint die Markgräfin längere Zeit ohne Nachricht von ihrem Bruder geblieben zu sein. Fast einen Monat später, am 15. October, richtet sie an ihn einige Zeilen, die den Stempel der furchtbarsten Aufregung tragen:

„Der Tod und tausend Martern kommen dem entsetzlichen Zustande nicht gleich, in dem ich bin. Es laufen Gerüchte um, die mich schaudern machen. Man sagt dich gefährlich verwundet, Andere krank. Vergebens habe ich mich gequält, um Nachrichten von dir zu erhalten; ich habe nichts erfahren können. Ach mein theurer Bruder, was dir auch

zustoßen möge, ich werde dich nicht überleben. Wenn ich noch länger in der grausamen Ungewißheit bleibe, in der ich bin, so erliege ich ihr, und dann werde ich glücklich sein. Um Gottes Willen, laß mir ein Wort schreiben. Ich weiß nicht, was ich geschrieben habe. Mein Herz ist zerrissen und ich fühle, daß durch Unruhe und Aufregung mein Geist irre wird. O mein theurer, angebeteter Bruder, habe Mitleid mit mir... Möchte ich doch hundert mal zu Grunde gehen. Wenn du nur lebst und glücklich bist. Ich kann nichts mehr sagen, der Schmerz erstickt mich, und ich kann dir nur versichern, daß dein Loos das meinige sein wird."

Aber nicht blos mit Thränen, Klagen und Entschlüssen der Verzweiflung betheiligte sich die Markgräfin an dem Schicksale ihres Bruders. Sie handelte auch für ihn mit den Mitteln, die ihr, der Frau, zugebote standen. Sie benutzte ihre Verbindungen in Frankreich, um diese Macht wo möglich von der feindlichen Coalition abzuziehen. Sie suchte Voltaire dafür zu interessiren, dessen Unzuverlässigkeit und Falschheit sie freilich besser hätte kennen sollen. Sie schickte einen Hrn. von Mirabeau, der sich an ihrem Hofe aufhielt, mit Aufträgen nach Paris. Friedrich wußte um diese Sendung und hatte die Markgräfin autorisirt, der Marquise Pompadour für den Frieden 500,000 Thaler anbieten zu lassen, und wenn sich noch weitere Vortheile erlangen ließen, noch weit mehr aufzuwenden. Diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Zwar erklärte sich Frankreich bereit, auf gewisse Bedingungen hin Frieden zu machen. Aber diese Bedingungen, die wir nicht kennen, waren der Art, daß der König es nicht für vereinbar mit seiner Ehre hielt, sie anzunehmen. Wahrscheinlich sollte er den Frieden entweder auf Kosten der deutschen Interessen oder Englands, seines einzigen Bundesgenossen, erkaufen. Am 17. October schreibt er von Eilenburg aus in Bezug auf diese französischen Anerbietungen seiner Schwester: „Es gibt keine Krone und keinen Thron, den ich durch eine Niedrigkeit erkaufen möchte. Lieber hundert mal zugrunde gehen, als mich auch nur Einer solchen während meines Lebens schuldig machen. Wenn denn die Franzosen so stolz sind, so überlasse ich sie ihrer Verkehrtheit, und ich bin jetzt in vollem Marsche, um zwischen hier und dem December das Geschick zu zwingen, daß es mir ein anderes Gesicht zeige. Die Franzosen werden meinen Namen nicht mehr nennen hören, aber ich rechne darauf, zu ihnen in solcher Art durch Handlungen zu reden, daß sie zu spät ihre Unverschämtheit und ihren Stolz bereuen werden." Friedrich hat Wort gehalten. Weniger als drei Wochen liegen zwischen diesen Zeilen und dem Tage von Roßbach. Von diesem herrlichen Siege gibt er der Schwester noch am Tage der Schlacht selbst, am 5. November, Nachricht. „Nach so vieler Noth, Dank dem Himmel, endlich eine günstige Wendung. Nun wird

man doch sagen, daß 20,000 Preußen 50,000 Franzosen und Reichstruppen geschlagen haben. Jetzt werde ich in Frieden ins Grab steigen, seitdem der Ruf und die Ehre meines Volks gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein."

Auch der Siege von Leuthen und Zorndorf konnte sich die Markgräfin noch mit dem geliebten Bruder freuen. Aber lange war es ihr nicht mehr gegönnt, sich in dessen wiedergekehrtem Glücke zu sonnen. Ihr von jeher so zarter und gebrechlicher Körper war durch die entsetzlichen Aufregungen jener Jahre vollends zerstört worden. Am 14. October 1758, in der Nacht des Ueberfalles von Hochkirch, ist sie gestorben. Sie hatte noch nicht ihr 50stes Lebensjahr erreicht. Der König, welcher durch ihre zunehmende Schwäche auf diese Katastrophe vorbereitet sein mußte — seit mehr als acht Monaten hatte sie das Bett nicht mehr verlassen und die letzten Briefe an den Bruder hatte sie nicht mehr mit eigener Hand schreiben können — wurde dennoch durch die Thatsache selbst aufs tiefste erschüttert. Man fand ihn, als er die Todesbotschaft empfangen hatte, bei verschlossenen Fensterladen in einem fast ganz dunkeln Zimmer seinen trüben Gedanken nachhängend. Durch die Lectüre ernster Bücher, wie der „Leichenreden" von Bossuet, der „Nachtgedanken" von Young, suchte er sich dann wieder aufzurichten. Schnell genug machte das Leben wieder seine Rechte an den König geltend; aber das Andenken an die geliebte Schwester ist ihm in guten wie in bösen Tagen nahe geblieben. Vielfach hat er in seinen Schriften in Prosa und in Versen ihrer gedacht. Was sie ihm gewesen, das drückt er am einfachsten und kräftigsten in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" aus, wo er an die Erwähnung ihres Todes folgende Charakteristik ihrer Person und seines Verhältnisses zu ihr knüpft: „Ihr Geist war gebildet und geschmückt durch die schönsten Kenntnisse; sie hatte Anlagen zu Allem und ein vorzügliches Talent für alle Künste. Diese glücklichen Gaben der Natur waren aber der geringste Theil Dessen, was man zu ihrem Lobe sagen konnte. Ihre Herzensgüte, ihre Neigung zum Wohlthun, der Adel und die Hoheit ihrer Seele, die Sanftheit ihres Charakters vereinigten in ihr die glänzenden Vorzüge des Geistes mit einem Kerne solider Tugend, die sich nie verleugnete. Die zarteste und festeste Freundschaft vereinigte den König mit dieser würdigen Schwester. Diese Bande hatten sich seit ihrer ersten Kindheit gebildet; dieselbe Erziehung und dieselben Empfindungen hatten sie fester gezogen; eine unerschütterliche Treue von beiden Seiten machte sie unauflöslich. Sie nahm sich die Gefahren, welche ihre Familie bedrohten, so zu Herzen, daß sie vor diesem Grame zugrunde gegangen ist." Diese schlichten Worte ehren die fürstliche Frau besser, die trotz aller Schwächen doch eine von Grund aus edle Natur hatte, als die prunkvolle aber herzlose Ode, die Voltaire auf Verlangen

des Königs ihrem Andenken gewidmet hat. Friedrich selbst hat, um seiner Liebe auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben, zehn Jahre nach dem Tode der Schwester ihr zu Ehren in dem Park von Sanssouci den Tempel der Freundschaft bauen lassen, der eine sitzende Marmorstatue der Markgräfin umschließt und der noch heute Zeugniß ablegt für einen Seelenbund, welcher durch die Personen, zwischen denen, und die Umstände, unter denen er bestand, gewiß eine Stelle in der Geschichte verdient.

Gedichte.

I. Gedichte.

Von

J. M. Hutterus.

1. Maid von Juda, dein mit Wehe.

Maid von Juda, dein mit Wehe
Muß ich denken spät und früh,
Seit dein Auge mich getroffen
Wie ein Blitz vom Sinai.

Denn dies Auge, wie es wettert,
Hat auch einen milden Strahl,
Und auf seinem Grunde blühen
Süße Märchen sonder Zahl.

Märchen aus dem Morgenlande,
Würzig wie der Myrrhe Laub,
Farbenbunt wie Falterschwingen,
Zart wie Lilienblütenstaub.

Lämmer weiden auf den Triften,
Lieblich schallt des Hirten Rohr,
Aus den Hütten an den Bergen
Wallt der blaue Rauch empor.

Tauben girren in den Klüften,
Quellen rauschen von den Höh'n,
In den Palmenwipfeln flüstert's
Leis' wie Engelflügel weh'n.

Fromme Sänge, Harfenklänge
Ziehen durch die stille Nacht,
Ueber dunkeln Cederwäldern
Steht der Mond in lichter Pracht.

Langsam durch die stumme Wüste
Wallt ein Karavanenzug,
Schleier flattern, Spangen blitzen,
Drüber rauscht des Geiers Flug.

Maid von Juda, dein mit Wehe
Muß ich denken spät und früh,
Seit dein Auge mich getroffen
Wie ein Blitz vom Sinai.

2. Du bist wie eine wilde Rose.

Du bist wie eine wilde Rose
So düftevoll, so dornenreich,
Ob ich dir zürne, mit dir kose,
Du bist wie eine wilde Rose,
Mein Leid und meine Lust zugleich.

Ich fliehe dich zu dieser Stunde,
Und kann doch ohne dich nicht sein,
Ich grolle dir und unserm Bunde,
Ich fliehe dich zu dieser Stunde,
Und alles Grollen ist nur Schein.

O Liebchen, laß uns Frieden schließen,
Das Leben ist voll Kampf und Streit
Und macht genug der Thränen fließen;
O Liebchen, laß uns Frieden schließen,
Es liebt sich wol nicht ohne Leid.

3. Nun laßt mich geh'n.

Nun laßt mich geh'n, wohin ich mag,
Und forscht nicht meinen Wegen nach,
Ach gegen Tod und Liebesleid
Wächst doch kein Kräutlein weit und breit.

Ich grub deinen Namen in einen Stein
Und warf ihn in die Flut hinein,
Der Stein, der ruhet tief im See,
Doch mir im Herzen blieb das Weh.

Die mir zuerst umstrickt den Sinn,
Deine Locke warf ich den Flammen hin,
Die Flammen haben die Locke verzehrt,
Doch meine Liebe blieb unversehrt.

Da warf ich die Blätter in den Wind,
Drauf deine Schwüre geschrieben sind,
Die Blättlein flogen von dannen schnell,
Die Liebe wich nicht von der Stell'.

Nun laßt mich geh'n, wohin ich mag,
Und forscht nicht meinen Wegen nach,
Ach, gegen Tod und Liebesleid
Wächst doch kein Kräutlein weit und breit.

II. Sehnen.

Von

Richard Kunisch.

Seit Gott aus seinen Paradiesen
Das erste Menschenpaar gewiesen,
Singt Sehnsucht ihre Trauerweisen,
Das Glück, das ferne Glück zu preisen.

Denn aus den ersten Schmerzensthränen,
Geweint von Paradieses-Sehnen,
Ward Poesie der Welt geboren,
Ein Abglanz Dessen, was verloren.

Es klinget fort die alte Weise,
Der singt sie wild, der träum'risch leise, —
Sie weilten all' in Paradiesen,
Sie wurden alle fortgewiesen.

Denn alle Paradieseswonnen
Und aller Welten Feuersonnen
Sind todtes Licht, sind todt Getriebe,
Durchhaucht sie nicht der Kuß der Liebe.

Und Alles, was in Eden prangte,
Das Höchste, was ein Herz verlangte,
Was nur als Traum es ließ erbeben,
Das Alles kann die Liebe geben.

Und noch weit mehr — ihr Alle wißt es,
Die ihr geliebt, ihr Alle mißt es, —
Und darum greift ihr in die Saiten,
Durchrauscht vom Wahn entschwund'ner Zeiten.

Und jeder Ton, der euch entklinget,
Stets nur die eine Weise singet, —
Der singt sie wild, der träum'risch leise,
So klinget fort die alte Weise.

So rauscht das hohe Lied der Liebe,
Es klagt der Schmerz: ach, wenn sie bliebe!
So singen rastlos fort die Einen,
Die Andern lauschen, jubeln, weinen.

III. Nixenkönigs Trost.

Von

Kurt Oswalt.

Des Pfarrers Kinder hüpfen fort
Rasch zu des Wettersees Gestaden;
Des Nixen Kindlein sitzen dort
Und harren ihrer Spielkam'raden.

Die nahen lärmend; Arm in Arm
Sieht man die Kinder sich umschlingen,
Den drollig kleinen Nixenschwarm
Mit Christenkindern lustig springen.

Sie tummeln froh auf grünem Plan,
Feldblumen winden sie zum Kranze
Und lachen sich gar herzig an
Und reihen sich zum Ringeltanze.

Da sieh' — der Nixenkönig hold
Beginnet aus der Flut zu steigen,
Er rührt der Harfe Zaubergold
Frohlockend zu der Kinder Reigen.

Keck trat der Knabe Nils herzu
Und rief mit spöttischen Geberden:
„Geh, alter Nix! was willst denn du?
Du kannst ja nimmer selig werden.“

Da füllt' ein Weheruf die Luft,
Die Saiten hört man springend gällen;
Wie eine Leiche in die Gruft
So sank der Nix in dunkle Wellen.

Die Nixenkinder hielten sich
In unbewußter Furcht umschlungen
Und weinten laut und bitterlich;
Die Andern sind voll Angst entsprungen.

Nur Bolla blieb zurück am Strand,
Zum Trost für die verlass'nen Kleinen;
Sie legte betend Hand in Hand
Und mußte selbst herzinnig weinen.

Die Andern trieb es wie ein Fluch,
Es wußte Keines sich zu rathen;
Der Pfarrer saß beim Bibelbuch,
Als jammernd seine Kinder nahten.

Erschrocken hört' er ihre Mär',
Den Knaben schalt er um sein Höhnen,
Zum See dann eilend wandelt' er,
Den Schwergekränkten zu versöhnen.

Zur Flut sich neigend rief er laut:
„Klag' nicht, denn wisse, wer hienieden
Unsträflich wandelnd Gott vertraut,
Dem spendet Gott auch seinen Frieden."

Da war's, als ob ein Zaubersang
Den geisterhaften See belebte;
Die Flut im vollsten Ton erklang,
Daß Berg und Hain und Flur erbebte.

Der Nixenkönig aber ließ
Noch lang sich hören am Gestade;
Er griff in's gold'ne Spiel und pries
Mit lautem Ton die ew'ge Gnade.

Literatur und Kunst.

Karl August von Weimar.

Daß unsere Goethe- und Schiller-Literatur, trotz ihrer fast sprichwörtlich gewordenen Ueberfülle und wiewol der Bienenfleiß unserer Sammler, berufener und unberufener, noch tagtäglich beschäftigt ist, neues Material herbeizuschaffen, doch im Einzelnen noch Lücken darbietet, welche die genauere Erforschung gewisser Partien bisher unmöglich machen und infolge deren daher auch der Ueberblick des Ganzen noch sehr erschwert ist, das weiß Jeder, der sich mit diesem Gegenstande überhaupt etwas eindringlicher beschäftigt hat. Eine der empfindlichsten unter diesen Lücken ist jedenfalls der Mangel einer nur einigermaßen vollständigen und anschaulichen Biographie Karl August's, des Unvergeßlichen. Wäre Karl August auch nichts weiter gewesen als nur ein kunstsinniger Fürst und hätte er nichts Größeres gethan, als daß er das Modell geliefert zu jenem Mäcenatenthume, mit dem auch heutigentags wieder soviel Versuche angestellt werden, ohne doch recht damit zustande kommen zu können, so würde schon dies allein hinreichen, ihn, und wäre es nur aus culturgeschichtlichem Standpunkt, der aufmerksamsten Betrachtung werth zu machen. In der That jedoch war er noch weit mehr und hat noch weit Größeres geleistet; der poetisch-ästhetische Glanz, der seine Hofhaltung umgibt, ist nur eine Seite seiner vielfach verzweigten, rastlosen Thätigkeit, und auch dieser Glanz ist kein erborgter, er ging nicht blos von den großen Namen aus, welche Karl August um sich versammelte, sondern er selbst mit seiner großartigen, echt genialen Persönlichkeit war der eigentliche Lichtkern, die ernährende und belebende Sonne seines Hofes. Karl August ist der eigentliche humane Fürst unserer classischen Zeit, er ist der eigentliche Mensch des 18. Jahrhunderts auf dem Throne: einem Throne, nicht groß genug, um von ihm aus in die Geschicke der Welt selbstthätig einzugreifen, immerhin aber genügend, um Das, wonach die Edelsten und Besten seiner Zeit strebten und rangen, auf kleinem Raume zu verwirklichen und in den engen Grenzen des ererbten Landes einen Musterstaat im Sinne der damaligen Zeit herzustellen. Jenes reine Menschenthum, diese erhabenste Blüte, zu der unsere classische Bildung heranreifte und die namentlich Goethe dichterisch darstellte — eben dies reine, freie, unbefangene Menschenthum wird von Karl August praktisch dargestellt; er ist das Ideal eines Fürsten, der, indem er scheinbar nur sich und seinen persönlichen Neigungen, seiner Kunstliebe, seinem Wissenstriebe ꝛc. lebt, zugleich in und bei Allem, was er treibt, das Wohl seines Ländchens im Auge hat und es kräftig befördert. Seines Ländchens sagen wir mit Absicht: denn um jenes Ideal verwirklichen zu können, bedurfte es ohne Zweifel gerade dieser engen Grenzen und dieser von dem eigentlichen Weltgetriebe entfernten politischen Stellung, während ein größeres Reich auch nothwendig größere Pflichten und damit auch Conflicte herbeigeführt hätte, unter denen jene glückliche Vermittelung des Privatmanns und des Fürsten nicht mehr möglich gewesen wäre. Und so war es auch keineswegs Zufall oder gar — wie wir das wol heutzutage hier und da sehen — das gelungene Product fürstlicher Reflexion, sondern vielmehr ein Zug innerer ge-

schichtlicher Nothwendigkeit, ein Zug wahlverwandter Naturen war es, daß sich gerade um Karl August die ersten Geister unserer classischen Zeit versammelten. Denn auch in diesem Reich der Geister war Karl August ein wahrhafter Fürst unter seinen Pairs, der Erste unter den Gleichstehenden; der Herrscherstab aber, durch den er diese belebte Flut der Geister lenkte und friedlich zusammenhielt, war nichts Anderes als die unbedingte und ungestörte Freiheit, die er jedem Einzelnen von ihnen verlieh und jene wahrhaft erhabene Resignation, mit der er darauf verzichtete, von den Bäumen, denen er Luft und Boden gönnte, gerade die Früchte zu ernten, die etwa seinem Geschmack am besten mundeten. Wie viel schrieb und trieb Goethe zu Zeiten, wozu Karl August sarkastisch den Mund verzog! Wie widerstrebend im Grunde war seiner praktischen, sinnlich derben Natur der Schiller'sche Idealismus! Und doch ließ er den Einen wie den Andern, er ließ überhaupt mit echt fürstlichem Sinne Jeden gewähren, der in seine Nähe kam, gleichviel was dabei herauskam, wenn es nur überhaupt etwas Tüchtiges und Honettes war, etwas, woran ein gesunder Geist seine Freude haben, was er in seiner Art respectiren konnte und mußte, auch wenn es übrigens nicht auf dem Wege lag, den seine Natur zu gehen gewöhnt und geneigt war. Auch von den berühmten Namen, die sich um Karl August versammelt hatten und die den Stolz des damaligen Deutschland bildeten, wollte er weder Glanz noch Ehre vor der Welt, er erließ keine planmäßigen Berufungen, diese oder jene Richtung zu heben oder zu stürzen, er wollte auch kein literarisches Weimar gründen, keine neue Dichterschule stiften: sondern, wiewol Fürst, wollte er doch nur als Mensch mit Menschen genießend, schaffend, duldend, ja selbst, wenn es sein mußte, irrend und fehlend zusammenstehen, er wollte nur Leben und Bewegung um sich haben, wollte nur Keime streuen — Gott ist ein mächtiger Mann, er wird schon dafür sorgen, daß aus der guten Saat auch was Gutes hervorwächst!

Und zur Kenntniß dieses Fürsten nun, so interessant und bedeutend durch seine Persönlichkeit, so wichtig durch die Einflüsse, die er geübt und die Entwickelungen, die sich an seinen Namen knüpfen, besitzen wir trotz des reichen und erschöpfenden Materials, das ohne Zweifel vorhanden ist, bisjetzt nichts als die allgemeinsten Umrisse; weder die fleißige Compilation, die Wachsmuth in seinem Buche über „Weimars Musenhof" geliefert, noch der wohlgemeinte, aber wegen allzu mangelhafter Beschaffenheit der benutzten Quellen unzulängliche Versuch einer Biographie Karl August's, den Professor Wegele in Jena vor einigen Jahren gemacht hat, sind geeignet, das Andenken dieses wahrhaft außerordentlichen Mannes, eines der größten und besten die gelebt, so lebendig zu erhalten und seine charakteristische Gestalt der Nachwelt so nahe zu rücken, wie er es verdient und wie es das tiefere Verständniß unserer classischen Epoche überhaupt erfodert. Hier liegt noch ein Schatz, der gehoben, hier ist noch eine Schuld, die abgetragen werden muß. Man errichtet den großen Männern aus Weimars Glanzzeit Denkmäler und schmückt mit ihren Standbildern die Gassen und Plätze, wo sie ehedem gewandelt; auch von einem Denkmal für Karl August war vor kurzem in den Zeitungen die Rede. Das Alles ist vortrefflich und soll von uns gewiß nicht unterschätzt werden. Wol aber scheint es uns wünschenswerth, daß man über diesen Denkmälern und Standbildern nicht des Größern vergesse: nämlich

des geistigen Denkmals, das man Karl August schuldig ist und zu dem er selbst durch sein eigenes Leben und Wirken die Bausteine so vollständig geliefert hat, daß es nur einer ordnenden Hand bedarf und das Denkmal ist fertig. Der verstorbene Kanzler von Müller, der, wie man weiß, der weimarischen Glanzzeit noch persönlich nahe genug gestanden, um die schriftlichen Documente durch die Unmittelbarkeit des Selbsterlebten zu ergänzen, versicherte den Verfasser dieser Zeilen schon vor zehn Jahren, daß er ein Werk über Karl August unter der Feder habe und daß dasselbe der Vollendung nahe, ja daß es zum Theil schon gedruckt sei; was ist daraus geworden? Was wird aus dem ausgebreiteten Briefwechsel, den Karl August fast zwei Menschenalter hindurch mit den interessantesten und ausgezeichnetsten Persönlichkeiten seiner Zeit führte und von dem doch in Weimar gewiß noch bedeutende Ueberreste vorhanden sind? Wo bleibt namentlich sein Briefwechsel mit Goethe, der, ebenfalls nach der Versicherung des verstorbenen Kanzlers von Müller, schon vor Jahren zum Druck bereitliegen sollte? Das sind Fragen, die vielleicht sehr vorlaut klingen und die doch in Wahrheit Jedem zustehen, der nicht ganz ohne Empfindung für den Glanz und die Ehre des deutschen Namens ist. Was haben wir denn noch viel in der Geschichte unsers Volks, worauf wir stolz sein könnten, als das bischen Literatur und Kunst? Wie viel solcher großartigen Persönlichkeiten, so ganz aus Einem Guß, so klar und kräftig, so menschlich frei und wahr, so unverdrossen im Streben und dabei so glücklich im Erringen, wie Karl August, hat unsere Vergangenheit noch aufzuweisen? Wahrlich man thut nicht recht, mit diesen Erinnerungen so überdiemaßen haushälterisch umzugehen; sie sind kein persönliches Besitzthum, sie sind, wie alles geschichtlich Große und Folgenreiche, das Eigenthum der gesammten Nation und welche Gründe man auch zu haben glaubt, ihr dieselben vorzuenthalten, so können sie doch gegenüber den Foderungen der Geschichte, der Wissenschaft, ja des Patriotismus unmöglich stichhaltig sein.

Einstweilen, bis man für gut finden wird, diese und ähnliche Fragen zu beantworten — und zwar mit der einzigen Antwort, die hier überhaupt am Orte ist: nämlich indem man das Verlangen, das sie aussprechen, gewährt, vollständig und ohne Rückhalt gewährt —, einstweilen sage ich, haben wir mit Dank jeden wenn auch noch so kleinen Beitrag entgegenzunehmen, der dazu dient, unsere Kenntniß jenes unvergleichlichen Fürsten zu erweitern und neue Seiten seines Charakters oder seiner Thätigkeit aufzudecken. Als einen solchen, wenn auch dem Umfang und vielleicht auch dem positiven Werth nach nur untergeordneten, dennoch unter den obwaltenden Umständen höchst schätzenswerthen Beitrag begrüßen wir die unlängst bei Böhlau in Weimar erschienenen „Briefe des Großherzogs Karl August und Goethe's an Döbereiner. Herausgegeben von Oskar Schade.“ Johann Wolfgang Döbereiner, der berühmte Chemiker, Physiker und Technolog, der seinen Namen durch eine Menge sinnreicher und nützlicher Erfindungen unvergeßlich gemacht und mit dessen im Jahre 1849 erfolgtem Tode die Universität Jena eine ihrer größten Zierden verloren hat, wurde 1780 zu Hof im damaligen Markgrafenthum Baireuth geboren. Seine Aeltern waren von niederm Stande und unbemittelt und so verlebte er eine ziemlich trübe, entsagungsreiche Jugend; selbst für seinen Unterricht konnte nur das Nothdürftigste ge-

schehen. Sein Vater, selbst Verwalter auf einem Rittergut, hatte ihn zum Oekonomen bestimmt und hielt ihn frühzeitig zu den empirischen Verrichtungen dieses Berufs an. Allein der Knabe fühlte sich davon nicht befriedigt; trotz seiner karggemessenen Zeit und wiewol von allen gelehrten Hülfsmitteln entblößt, fand er doch Gelegenheit, allerhand naturwissenschaftliche Studien zu treiben. Besonders zog ihn die Botanik an und sie wurde auch die Veranlassung, daß er sich 1794, wenn auch erst nach heftigem Widerstande von Seiten des Vaters, dem Apothekerstande widmete, der ihm freilich bei seiner Mittellosigkeit nur wenig Aussicht auf äußerliches Fortkommen bot. Nachdem er in dem nahegelegenen Münchberg seine dreijährige Lehrzeit überstanden hatte und nach damaligem Brauch feierlich losgesprochen worden war, nahm er eine Stelle als Gehülfe in der Hofapotheke zu Karlsruhe an. Von Karlsruhe begab er sich anderthalb Jahre später nach Strasburg, ebenfalls als Apothekergehülfe; an beiden Orten benutzte er eifrigst die reichen wissenschaftlichen Hülfsmittel, die sich ihm darboten, um sowol seine allgemeine Bildung wie namentlich seine Kenntnisse in Botanik, Mineralogie und Chemie zu ergänzen und auszudehnen. 1802 nach Hause zurückgekehrt, errichtete er, da ihm die Erwerbung einer eigenen Apotheke unmöglich war, im Jahre darauf eine Art chemischer Fabrik und Landesproductenhandlung. Sein Vertrauen in dies neue Unternehmen war so fest, daß er sich noch in demselben Jahre verheirathete. Dennoch sollte er schwer getäuscht werden; Brotneid und Pedanterie der Behörden verwickelten ihn in allerhand gehässige Streitigkeiten, infolge deren ihm die Handelsconcession entzogen und das Geschäft selbst geschlossen ward. Dadurch in die frühere Mittellosigkeit zurückgeworfen, verlebte er eine Reihe trauriger Jahre, theils als Dirigent einer Färberei beschäftigt, die einem Verwandten von ihm angehörte, theils als Brauerei- und Brennereiinspector auf einem Gute in der Nähe von Baireuth. In beiden Stellungen erweiterte er nicht nur wiederum seine Kenntnisse, sondern auch die bereits erworbenen bewährte er auf die glücklichste Weise und zum Vortheil seiner Principale. Dennoch waren beide Stellungen nur von kurzer Dauer; die Färberei mußte 1808 infolge der kriegerischen Ereignisse aufgegeben werden, das Gut aber, dessen Brauerei Döbereiner in kurzer Zeit so gehoben, daß ihr Betrieb sich bis ins Ausland ausgedehnt hatte, ging 1810 an einen andern Besitzer über, der blos Landwirthschaft treiben wollte und daher Döbereiner seiner Stelle entließ. Alle Bemühungen, ein anderweitiges Unterkommen zu finden und sollte es wieder als Apothekergehülfe sein, waren vergeblich und schon sah der tüchtige und strebsame Mann sich aufs neue der äußersten Rathlosigkeit preisgegeben, als er plötzlich, ihm selbst unerwarteterweise, einen Ruf als Professor der Chemie nach Jena in die Stelle des unlängst verstorbenen Göttling erhielt. Karl August hatte, wie wir auch aus diesem Briefwechsel sehen, für Chemie und was damit zusammenhängt ein besonderes Interesse und so hatte er es sich denn auch persönlich angelegen sein lassen, für einen würdigen Nachfolger des verdienten, der Wissenschaft zu früh entrissenen Göttling zu sorgen. Gehler in München hatte ihn auf Döbereiner aufmerksam gemacht, freilich mit dem Zusatz, daß derselbe jene gelehrte Laufbahn, die sonst allein aufs Katheder führt, nicht durchgemacht, sondern sich lediglich durch die eigene Praxis ausgebildet habe. Ein heutiges hohes Cultusministerium würde sich

natürlich entsetzen bei dem Gedanken, einen unstudirten Mann zum Professor zu machen (er müßte denn etwa sehr fromm sein, was bekanntlich besser ist als alles Wissen); Karl August's praktischem, selbständigem Sinne dagegen waren solche praktische selbständige Naturen eben recht, er gab so wenig auf gelehrte als auf höfische Etikette, er fragte nur, ob Einer ein tüchtiger Kerl, gleichviel wo und wie er es geworden und so berief er auch Döbereiner, trotz fehlenden akademischen Trienniums und übrigen gelehrten Firlefanzes. Döbereiner, den der Ruf eben im Augenblick der höchsten Bedrängniß traf, folgte ihm mit Entzücken und beide Theile haben seitdem nie Veranlassung gehabt, ihren Schritt zu bereuen. Im Gegentheil, das Verhältniß wurde bald von beiden Seiten ein sehr lebhaftes und inniges. Döbereiner hing mit Begeisterung an dem Fürsten, der ihm, vorurtheilsfrei und großartig wie immer, nicht blos die äußere sondern auch die wissenschaftliche Existenz ermöglicht hatte, sowie an der Universität, die ihn bald zu ihren gefeiertsten Namen zählte und der ihn daher auch keine spätern noch so lockenden Rufe nach München, Halle, Bonn, Würzburg und Dorpat untreu machen konnten. Karl August aber, dessen lebhaftes Interesse für die praktische Anwendung der Naturwissenschaften wir bereits kennen, gab sich diesem Interesse jetzt um so lieber hin, da er in Döbereiner einen so eifrigen, so gediegenen, auch von Seiten seines moralischen Charakters so „wahrhaft nobeln" Vertreter und Wegweiser der Wissenschaft fand. Es ist Das auch ein Zug, durch welchen Karl August so einzig dasteht, dieser Ernst und diese Gewissenhaftigkeit, die ihn selbst in seinen wissenschaftlichen und ökonomischen Liebhabereien erfüllte; er hatte nicht die Eitelkeit, Gelehrter sein zu wollen, er hielt nicht akademische Vorträge und schrieb nicht Abhandlungen wie Hr. von Dalberg, der spätere Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt, oder Verse wie — andere Leute: dazu hatte er seine Poeten und Gelehrten, die für ihn forschten und dichteten, ohne daß er nöthig hatte, sich in einen vielleicht sehr wohlgemeinten, aber doch immerhin dürftigen Dilettantismus zu verlieren. Wol aber zeigte in der Art, wie er seine Gelehrten benutzte und wie er die Wissenschaft um Rath fragte, sich wiederum seine wahrhaft fürstliche Natur. Da ist kein bloßes Kosten und Naschen, da sind keine allergnädigsten Launen und Einfälle, die, nachdem sie sich auf andern Gebieten sattgeschwelgt haben, sich nun einmal veränderungshalber auch in die Wissenschaft verirren und nun auch sofort glauben, diese Hofgelehrten, das wäre nur so eine andere Art von Jagdhunden und wenn der gnädigste Herr pfeift, so müssen sie sofort ventre à terre durch Dick und Dünn und müssen apportiren, sowie Serenissimus sein „Such verloren" ruft. Nein, von solchen wissenschaftlichen Hetzjagden, blos der Bewegung halber, blos um eine flüchtige Laune zu befriedigen, wußte Karl August nichts, sondern immer lag seinen Anfragen und Erkundigungen ein wirkliches Interesse und ein würdiger praktischer Zweck, ein Zweck der Landeswohlfahrt und des allgemeinen Besten zugrunde; er wollte sich belehren, wollte etwas Nützliches schaffen und auch seine Anfragen selbst sind, wie das vorliegende Buch beweist, regelmäßig in jenem kurzen sachgemäßen Ton gehalten, der einem Herrschenden so wohl steht und der das Wohlwollen und die Freundlichkeit keineswegs ausschließt. Es ist erstaunlich, wie vielseitig das naturwissenschaftliche Interesse dieses Fürsten war, wie er sich nichts entgehen läßt, was auf dem Gebiet der Wissenschaft Neues

oder Merkwürdiges auftaucht und wie diesem mannichfachen Interesse immer doch ein und derselbe Mittelpunkt innewohnt: nämlich das praktische Interesse des thätigen, für die Hebung des Volkswohlstandes unermüdlich besorgten Fürsten. Man kennt diese Seite seines Charakters schon aus frühern Mittheilungen, besonders aus dem Merck'schen Briefwechsel, der überhaupt wol das Wichtigste enthalten dürfte, was wir bisjetzt zur Charakteristik Karl August's besitzen. Merck war recht eigentlich der Agent des Fürsten für seine praktischen Liebhabereien und Entwürfe; die Kunstliebhaberei für Gemälde und Kupferstiche nahm erst die zweite Stelle ein. Da conferirt er mit Merck wegen einer neuen zweckmäßigen Methode der Wiesenbewässerung und stellt einen Engländer als Landcommissär an, den Merk ihm dazu empfohlen; da erkundigt er sich bei dem darmstädter Freunde, was das mit der „neumodischen Zerschlagung der Güter" auf sich habe und ob sie dem Lande wirklich den verheißenen Nutzen bringe; da fodert er ihn auf, ihm eine Beschreibung der Krappfabrikation zu schicken und sich unter der Hand bei den Schweizern umzuthun, ob wol einer von ihnen geneigt sei, eine derartige Fabrik im Weimarischen anzulegen; da paßt er eifrig auf etwaige schweizer Auswanderer, die als Colonisten im Weimarischen zu verwenden sein möchten; ja da er von reichen spanischen Juden hört, die zur Zeit der Belagerung von Gibraltar (1784) von dort ausgewandert, um in Deutschland Fabriken anzulegen, schreibt er sogleich an Merck, er möge sich doch Mühe geben „an die Kerls zu kommen", damit „wenn's möglich ist, wir etwas davon herbekommen". Eine Menge ähnlicher Züge, wenn auch in knapperer Form, bietet nun auch der vorliegende Briefwechsel. Viele dieser Briefchen sind von Karl August's eigener Hand geschrieben; dem kurzen, hastigen Stil sowie der Menge von Abkürzungen, deren er sich dabei bedient, sieht man an, daß sie von einem Manne herrühren, der den Werth der Zeit zu schätzen weiß und nichts auf Ceremonialien hält. Da soll Döbereiner bald sein Gutachten abgeben über ein angebliches Recept, aus Kornbranntwein Cognac zu machen, bald soll er Schriften über Waidbau und Runkelrüben begutachten; dann wieder läßt er ihn Experimente zur Bereitung von Stärkezucker anstellen und bringt auch gleich eine Actiengesellschaft zustande, um die projectirte Fabrik in Thätigkeit zu setzen. Freilich sind es nur vier Actionäre: „nämlich meine Frau und ich, mein Sohn und seine Gemahlin, jeder mit hundert Thalern; ... meine Actie will ich Ihnen überlassen". Ein andermal handelt es sich um Bereitung von Schwefelsäure, dann wieder um Bereitung künstlicher Mineralwasser: „dergleichen Künste könnten wir in Berka auch machen". Besonders viel machen ihm auch die Verbesserungen der Heizmethode zu schaffen; ein ander mal schickt er weiße und schwarze Trüffeln, beide aus dem ettersburger Forste: „Ich möchte doch wissen, aus was Gott dieses Amalgam geschaffen." Auch genügt ihm die briefliche Erkundigung keineswegs immer, sondern häufig läßt er Döbereiner nach Weimar kommen oder noch öfter kommt er selbst zu ihm nach Jena herüber, um sich von ihm vorexperimentiren zu lassen; so mit Knallsilber, mit Luftballons, mit Gasbeleuchtung rc. Auch an Döbereiner's persönlichen Erlebnissen sowie an seinen wissenschaftlichen und literarischen Leistungen nimmt er den lebhaftesten und herzlichsten Antheil. Er steht Gevatter bei einem seiner Kinder, kauft ihm ein Haus, wie er es zu seinen Arbeiten braucht, unterstützt ihn auf das frei-

gebigste bei seinen Versuchen und wissenschaftlichen Reisen. Die Uebersendung der Döbereiner'schen Schriften hat regelmäßig die herzlichste Danksagung und Anerkennung seines Talents, häufig auch Gehaltszulage und Beförderung zur Folge; für die Erfindung der Platinafeuerzeuge, die Döbereiner's Namen so populär machte und durch deren sofortige und uneingeschränkte Veröffentlichung er eine in der That bewundernswerthe Uneigennützigkeit an den Tag legte, wurde ihm der Hausorden vom weißen Falken zutheil. Kurz überall tritt uns auch hier der geistvolle, thätige, klarblickende, echtmenschliche Fürst entgegen und wenn schon Goethe von ihm rühmte, daß, „wendete Jeder so nach innen, nach außen die Kräfte, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein" —, so fühlt man sich nach Durchlesung dieser Briefe sowie in Rücksicht auf dies ganze, so schöne und fruchtbare Verhältniß aufs neue versucht, den Goethe'schen Ausspruch dahin zu parodiren, daß, gäb' es noch mehr solcher Fürsten, es freilich ein „Fest wäre, Unterthan zu sein".

Die Briefe von Goethe an Döbereiner, welche die zweite bei weitem stärkere Abtheilung des Büchleins bilden, sind nichtsdestoweniger bei weitem inhaltloser. Sie sind ohne Ausnahme in jenem Kanzleistil geschrieben, den man aus Goethe's ältern Tagen zur Genüge kennt und den auch Karl August zuweilen so anmuthig verspottete; eine kurze Inhaltsangabe mit einzelnen charakteristischen Bruchstücken (wenn deren überhaupt darin sind) würde unsers Bedünkens vollkommen genügt haben. Auch in der Einleitung sowie namentlich in den angehängten Noten hätte wol Manches kürzer gefaßt werden können; die philologische Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit welcher der Herr Herausgeber dabei zuwerke gegangen, ist an sich sehr lobenswerth, nur sind um der Sache selbst willen auch dabei gewisse Schranken einzuhalten, damit Diejenigen, welche der historisch-philologischen Erforschung unserer classischen Epoche als eines leidigen Alexandrinerthums spotten, nicht Wasser auf ihre Mühle bekommen. R. P.

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

Ende Juni 1856.

F. G. Das gemüthliche Stilleben der schwäbischen Residenz ist jüngst durch zwei hohe Besuche unterbrochen worden. Am 17. Juni langten hier die Kaiserin von Rußland und der König von Preußen an. Der Letztere erwiderte den Besuch, den unser greiser, aber geistig und körperlich noch vollkommen rüstiger König letzten Herbst auf Stolzenfels gemacht; ob und welche andere politische, namentlich handelspolitische Motive dem Besuch außerdem noch zugrunde gelegen, darüber sind einstweilen nur Muthmaßungen verstattet. Die Kaiserin von Rußland, bekanntlich die Mutter unserer Kronprinzessin, ist auf dem Wege ins Wildbad, wo sie eine längere Cur gebrauchen wird. Augenblicklich verweilt sie noch auf der benachbarten

kronprinzlichen Villa, wird jedoch dem Vernehmen nach schon in den nächsten Tagen ihre Reise ins Wildbad fortsetzen.

Dort steht die Badesaison bereits in üppigster Blüte. Namentlich sind Franzosen und Russen außerordentlich zahlreich vertreten. Der Friedensschluß und die erwartete Ankunft der russischen Kaiserin ist wol die nächste Veranlassung für diese zahlreichen Rendezvous der beiden Nationen, die in den heilenden Quellen des Schwarzwaldes die Wunden vernarben lassen, welche der gegenseitige Groll noch jüngst geschlagen hat. Wildbad selbst hat löbliche Anstrengungen zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen seiner diesjährigen Gäste gemacht; zahlreiche Neubauten sind entstanden, ältere erweitert und verschönert worden. Auch eine Telegraphenlinie wurde soeben eröffnet. Von künstlerischen Celebritäten, die in Wildbad Genesung oder Erholung suchen, ist bisjetzt nur Rossini zu nennen, der in stoischer Verachtung gegen die Eisenbahn per Wagen von Paris nach Wildbad gefahren ist.

Auch Cannstadt und Berg, diese reizenden Badeorte des lieblichen Neckarthales, erfreuen sich ebenfalls eines außerordentlich zahlreichen Besuchs. Von Jahr zu Jahr gewinnen sie an Vergrößerungen und Verschönerungen. In Cannstadt wurde letzten Frühling die englische Kirche vollendet, sodaß nun alle Sonntage Gottesdienst darin abgehalten wird. Auch eine katholische soll gebaut werden, sodaß hier für das Heil der Seelen künftighin ebenso gut gesorgt ist als für das Heil des Leibes. In Berg ist dieses Jahr ein neues großartiges Bad entstanden, mit dem eine Schwimmanstalt verbunden ist. Mehre Quellen, die bisher blos durch die Macht ihrer Quantität sich bemerklich machten, indem sie die Räder einer Fabrik in Bewegung setzten, sind wegen ihrer ausgezeichneten qualitativen Eigenschaften von einem stuttgarter Baumeister und einem Gärtner gefaßt und zu dem neuen Bade verwendet worden, das diesen Monat noch eröffnet wird. Als eine fernere neue Heilanstalt ist zu nennen die galvanisch-magnetische des Dr. Theobald Kerner in Cannstadt. Dr. Kerner, auch als Poet nicht unbekannt, ist ein Sohn des berühmten Justinus Kerner; seine Anstalt wurde zuerst vor drei Jahren hier in Stuttgart eröffnet und erst diesen Sommer nach Cannstadt verlegt; sie genießt eines guten Rufes und soll sich schon in zahlreichen und darunter höchst gefährlichen Fällen wirksam erwiesen haben.

Vom Körperheil auf das Seelenheil zu kommen, erwähne ich den Aufruf, welchen der „Ausschuß für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ kürzlich erlassen hat und der Ihren Lesern wol schon aus den Zeitungen bekannt ist; so phantastisch der ganze Einfall und so erfolglos die auf den 28. August (Goethe's Geburtstag!) nach dem Kirschenhardthof bei Marbach (Schiller's Geburtsort!) ohne Zweifel auch sein wird, so liegt doch auch in diesen Extravaganzen und Sonderlingseinfällen eine gewisse Signatura temporis, die der aufmerksame Beobachter nicht übersehen darf. Die nächsten Urheber des wunderlichen Projects sind Chr. Hoffmann und die Gebrüder Paulus auf dem Salon bei Ludwigsburg; die Wurzeln desselben aber reichen tief hinab in unsern schwäbischen Mysticismus, direct bis zu jenem Prälaten Bengel, der um Mitte des vorigen Jahrhunderts durch seine Auslegung der Apokalypse soviel Aufsehen erregte und dessen Lehre bei uns noch immer zahlreiche und eifrige Anhänger zählt.

Ein eigenthümliches Seitenstück zu dieser Extravaganz unserer evangelischen Schwärmer bietet die neueste Schrift von Gustav Diezel: „Die katholische Kirche als gesetzliche Macht und die politische Unfähigkeit der protestantischen Richtungen in Deutschland" — demselben Diezel, der in seinem ersten Buche so tapfer gegen das Papstthum und den Romanismus zufelde zog und der sich nun hier bewogen gefunden hat, die Allmacht und Unbesiegbarkeit der katholischen Kirche anzuerkennen und die Ohnmacht und den Zerfall des Protestantismus in Deutschland auszusprechen. Die ultramontanen Blätter aller Orten haben von dieser Schrift triumphirend Notiz genommen; Erwünschteres war ihnen seit Jahren nicht widerfahren als diese Kniebeugung des Hrn. Diezel. Freilich kann und wird diese Freude nur von kurzer Dauer sein, da die Behauptungen des Hrn. Diezel meist von der Art sind, daß selbst ein mäßiger Verstand und eine ganz gewöhnliche Geschichtskenntniß hinreicht, ihre völlige Unhaltbarkeit einzusehen. So z. B., wenn er behauptet, der Untergang des Deutschen Reichs und die politische Ohnmacht unsers Volks sei eine Folge der Reformation, so beruht dies auf einer vollkommenen Verkennung aller historischen Thatsachen. Nicht die Reformation hat unsere politische Zersplitterung verschuldet, sondern dieselbe stammt im Gegentheil daher, daß die Reformation in Deutschland nicht vollständig zum Siege kam, daß sie gezwungen ward, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Dergleichen weiß heutzutage jeder Gebildete, der es nämlich wissen will; wenn also trotzdem ein geistreicher Mann, wie Hr. Diezel übrigens ohne Widerspruch ist, sich dazu herbeiläßt, solche Trivialitäten wieder aufzuwärmen, so wird er wol wissen, was er damit eigentlich will.

Was endlich unser eigenes politisches Leben betrifft, so läßt man darin zumeist den lieben Gott walten. Von der vor sechs Monaten so vielbesprochenen Adelsentschädigungsfrage ist seit langem nichts mehr vernommen worden. Doch soll sich gegenwärtig Prinz Wallerstein dieser Angelegenheit halber in Frankfurt befinden, um von dem Bevollmächtigten des Fürsten von Thurn und Taxis die Genehmigung zu der mit der würtembergischen Regierung verabredeten Uebereinkunft auszuwirken. Der Fürst von Thurn und Taxis nämlich soll der einzige Standesherr sein, welcher seine Zustimmung zu jener Uebereinkunft noch nicht gegeben hat. Dagegen sei die Ritterschaft mit besagter Uebereinkunft ihrerseits, weil ihren Ansprüchen auf Steuerprivilegien nicht Genüge geleistet sei, nicht zufrieden und Frhr. von Wöllwarth solle nun im Namen der Ritterschaft die Frage, ob der vormaligen Reichsritterschaft nicht die in der Declaration vom 8. December 1821 bewilligten Steuerprivilegien von Bundesrechtswegen gebühren, zur Entscheidung des Bundestags bringen. Indessen soll die Regierung die fragliche Uebereinkunft an die Bedingung einer Verfassungsrevision, nämlich eine andere Zusammensetzung der Ersten Kammer, geknüpft haben; das Vertretungsrecht der Standesherren soll eingeschränkt und dem Könige die Befugniß eingeräumt werden, erbliche Mitglieder der Ersten Kammer in unbeschränkter Zahl zu ernennen.

Notizen.

In Hildburghausen ist der Buchhändler Joseph Meyer, in Berlin der unter dem Schriftstellernamen Max Stirner bekannte Verfasser von „Der Einzige und sein Eigenthum", Max Schmidt, gestorben. Joseph Meyer war 1795 geboren; den Grund zu seinen spätern, sehr weit ausgedehnten kaufmännischen Speculationen, unter denen die buchhändlerischen zuletzt nur noch Nebensache waren, legte er durch die billige Shakspeare-Uebersetzung, die er seit 1824 herausgab und die Eichendorff in seinem Possenspiel „Meierbeth's Glück und Ende" nach Gebühr gezüchtigt hat. Ueberhaupt waren seine buchhändlerischen Unternehmungen mehr auf den Erfolg als auf die Solidität ihrer wissenschaftlichen Grundlage berechnet; insbesondere verstand er sich trefflich darauf, den von ihm fabrikmäßig betriebenen Nachdruck zu maskiren und die Neigung des Publicums, möglichst viel für möglichst wenig Geld zu haben, in bändereichen „Bibliotheken", die aber stets nur aus Auszügen und Plagiaten bestanden, auszubeuten. Doch soll damit weder ihm persönlich ein seltener kaufmännischer Scharfblick und eine unermüdliche Thätigkeit, noch dem von ihm gegründeten „Bibliographischen Institut in Hildburghausen und Neuyork" sein mercantiles Verdienst, vorzüglich um Verbreitung deutscher Bücher in Amerika, abgesprochen werden.

Die Bacherl-Fehde, die kaum glücklich eingeschlafen war, droht mit einem neuen, zwar nicht Blut- aber doch Tintenvergießen: Hr. Bacherl hat unter dem Titel: „Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in zwei Abtheilungen", die vielbesprochenen angeblichen Keime des „Fechter von Ravenna", in Druck erscheinen lassen (Nördlingen, Beck). Auch Laube's „Essex", der bekanntlich ähnliche Kämpfe zu bestehen hatte, ist soeben im Buchhandel erschienen (Leipzig, Weber).

Von den Redactionen deutscher Zeitungen und Zeitschriften gehen uns häufig Anzeigen zu von Preisausschreibungen, welche dieselben erlassen haben, mit dem Wunsch in unserm Blatte davon Notiz zu nehmen und dadurch zur weitern Veröffentlichung ihres Vorhabens beizutragen. Wir ersuchen die betreffenden Redactionen, es nicht als Mangel collegialischer Gefälligkeit zu betrachten, wenn wir diesem Wunsche nur in den seltensten Fällen Raum geben. Denn wie wir schon früher mehrfach angedeutet haben: wir können uns nicht überzeugen, daß Literatur und Wissenschaft, ja selbst nur den einzelnen Schriftstellern und Gelehrten mit diesen Preisausschreibungen wirklich ein Gefallen geschieht, im Gegentheil, wir glauben, daß dieselben in den meisten Fällen nur nachtheilig wirken und daß sie daher auch am besten ganz unterblieben. Möglich, daß diese Ansicht irrig: aber da wir sie einmal haben, so wäre es ja eine wunderliche Inconsequenz, wollten wir durch Aufnahme jener Bekanntmachungen zur Verbreitung von Unternehmungen beitragen, in denen wir nun einmal nach unbefangenster Prüfung nicht, wie man uns überreden möchte, eine Förderung der Literatur oder doch wenigstens des literarischen Interesses, sondern umgekehrt ein sicheres Zeichen ihres zunehmenden Verfalls erblicken. Wir kommen wol ge-

legentlich einmal ausführlicher auf den Gegenstand zurück und werden dann auch versuchen, unsere Ansicht im Einzelnen zu begründen; für heute haben wir die Sache überhaupt nur berühren wollen, um etwaigen Misverständnissen im Betreff der Gründe vorzubeugen, weshalb wir von solchen Zusendungen in der Regel keine Notiz nehmen.

Thiers hat soeben den 13. Band seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" erscheinen lassen; derselbe reicht von der Geburt des Königs von Rom bis zum Uebergang über den Niemen. — Von Voltaire werden zwei Bände bisher noch unbekannter Briefe angekündigt; sie erscheinen zu Paris, die Herausgabe hat St.-Marc Girardin übernommen. — Von Grote's berühmter „History of Greece" (London, Murray) ist soeben der Schlußband, die Zeit Alexander's des Großen behandelnd, erschienen; es ist ein sehr gediegenes, aber auch sehr umfangreiches Werk, indem das Ganze, zwei Bände mit Excursen eingerechnet, aus nicht weniger als 14 starken Octavbänden besteht. — Prudens van Duyse hat den literarischen Nachlaß des bekannten Wiedererweckers der vlämischen Literatur, J. F. Willems (gestorben 1846), herausgegeben (Gent, Gebrüder de Busscher); derselbe bringt hauptsächlich lyrische Gedichte, unter denen sich auch zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, besonders nach Uhland, Heine ꝛc. befinden, nebst einigen epischen und dramatischen Bruchstücken. — Aus Florenz wird von einem bisher noch unbekannten Gedichte Dante's gemeldet, welches ein Hr. Ghinassi daselbst in einem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Folianten entdeckt hat. Es ist ein Hochzeitscarmen und soll in ziemlich populärem Stil abgefaßt sein.

In Leipzig hat das Gastspiel des Frl. Janauscheck aus Frankfurt am Main Veranlassung gegeben, Wilhelm Jordan's „Liebesleugner" auf die Bühne zu bringen; doch scheint der Erfolg nicht besonders glänzend gewesen zu sein. Dasselbe Schicksal hat Robert Schumann's bekannte und bei uns so beliebte Composition „Das Paradies und die Peri" bei der kürzlich stattgefundenen ersten Aufführung in der Philharmonischen Gesellschaft zu London (derselben, bei der Richard Wagner einige Zeit als Dirigent thätig war) gehabt; trotz des glänzenden Rufs, der dem Musikstück von Deutschland aus voranging, sowie trotz der Anwesenheit des königlichen Hofs, bei dem die deutsche Musik bekanntlich in hoher Gunst steht, hat die Aufführung das zahlreich versammelte Publicum doch völlig kalt gelassen.

Von Fanny Lewald bringt das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" eine neue Erzählung „Schloß Tannenburg". Levin Schücking's „Der Sohn eines berühmten Mannes", der zuerst ebendaselbst veröffentlicht wurde, ist jetzt als 11. Band des Kober'schen „Album" erschienen. Friedrich Halm soll ein neues Drama geschrieben haben; der Stoff desselben soll der altgriechischen Geschichte entnommen sein. Von Professor Riehl in München werden „Culturgeschichtliche Novellen" (Stuttgart, Cotta) angekündigt. Auch Hendrik Conscience, der bekannte vlämische Dichter, hat den ersten Band eines neuen Novellencyklus „Der Geldteufel. Bilder aus unserer Zeit" erscheinen lassen. Gustav Struve, revolutionären Andenkens, der

jetzt als Flüchtling in Nordamerika lebt, hat eine Schrift: „Die Union vor dem Richterstuhl des gesunden Menschenverstandes“, veröffentlicht, die durch ihre scharfe Kritik der dortigen Verhältnisse in Amerika großes Aufsehen erregt. Auch mit einer von ihm herausgegebenen „Weltgeschichte für das Volk“ soll er bei den Deutschen in Nordamerika großes Glück gemacht haben.

Bei der großen und verdienten Theilnahme, welche die „Geschichte der Befreiungskriege“ von H. **Beitzke** gefunden, wird es unsern Lesern hoffentlich nicht unerwünscht sein, wenn wir sie darauf aufmerksam machen, daß *derselbe* Verfasser schon früher ein kriegsgeschichtliches Werk geliefert hat, das sich sowol durch die Wahl des Stoffs wie durch die klare und anschauliche Behandlung und den echt patriotischen Sinn als anregende und belehrende Lectüre auch für größere Kreise empfiehlt. Das Buch erschien bereits 1846 bei Mittler in Berlin und führt den Titel: „Aus dem Leben des königlich preußischen Generallieutenants Friedrich von Sohr.“ General von Sohr war einer der kühnsten und mannhaftesten Reiteranführer, deren die preußische Armee sich zu rühmen hat, ein echter Nachkomme der Seidlitz, Ziethen und Blücher; war es ihm auch nicht vergönnt, größere Ereignisse selbständig zu leiten, so ist sein Name doch durch eine Menge verwegener und glücklicher Unternehmungen, die er meist auf eigene Hand ausführte, der Kriegsgeschichte von 1813 — 15 unvergänglich eingeschrieben. Auch übrigens war er eine frische derbe Persönlichkeit, wie man sich einen Reitergeneral zu denken liebt und auch diese persönlichen Züge sind in das Beitzke'sche Buch, das zum Theil aus den mündlichen Ueberlieferuugen des alten Kriegshelden entstanden ist, mit großer Lebhaftigkeit und Treue übergegangen. — Auch auf ein neues Werk aus derselben gediegenen und patriotischen Feder wollen wir bei dieser Gelegenheit hinweisen, das soeben vollendet wurde und in wenigen Tagen im Buchhandel erscheinen wird: „Der Krieg von 1812“ (Berlin, Duncker und Humblot). Das Werk, wie es dem Stoffe nach gleichsam den Prolog zu den Befreiungskriegen bildet, wurde auch von dem Verfasser ursprünglich vor jener größern Arbeit geschrieben; möge nun auch der verheißene Epilog, den Feldzug von Anno Funfzehn enthaltend, nicht zu lange auf sich warten lassen.

Von Hrn. Dr. Julius Rodenberg geht uns soeben nachstehende Berichtigung zur Veröffentlichung zu; zur Sache selbst bemerken wir, daß die Notiz, die Herausgeber der „Lieder aus Hessen“ betreffend, uns von einer Seite zukam, die keinen Zweifel an der Richtigkeit derselben gestattete.

Berichtigung.

In Nr. 25 des „Deutschen Museum“ wird notizweise berichtet, daß ich im Begriffe sei, ein Album „Lieder aus Hessen“ mit Beiträgen verschiedener vaterländischer Dichter herauszugeben. Diese Mittheilung beruht durchaus auf einem Irrthume. Von verschiedenen Seiten zur Theilnahme an solchen Unternehmungen aufgefodert, die von Hessen ausgehen, habe ich meine Mitwirkung doch nur dem „Hessischen Jahrbuch für 1856“ zugesagt.

Marburg in Hessen. **Dr. Julius Rodenberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 29.** 17. Juli 1856.

Die Literatur auf Reisen.

Neue Zustände erzeugen neue Bedürfnisse, neue Bedürfnisse lassen auf neue Mittel zu ihrer Befriedigung denken. Während jener nun bereits vorsündflutlich gewordenen Zeit, da man von Dampfschiffen und Dampfwagen noch keine Ahnung hatte und da selbst ein in Federn hängender preußischer Schnellpostwagen für Viele noch ein schwerglaublicher Mythus war, ja da man (wie es dem Verfasser dieser Zeilen in seinen Knabenjahren selbst noch passirt ist) in gewissen Gegenden Deutschlands die Jugend der Stadt feierlichst vors Thor führte, um ihr zu zeigen, was die Chaussée, die eben im Bau begriffen war, die erste auf viele Meilen in der Runde, denn eigentlich für ein Ding sei und wie sie wol aussehen möchte — wer, sage ich, in diesen noch gar nicht so fernen und doch längst entschwundenen Zeiten sich überhaupt zu dem Wagstück einer Reise entschloß, für den gab es, nachdem die Verhandlungen mit Stellmacher und Wagenbauer, mit Posthalter und Hauderer glücklich

beendet waren, im Grunde nur noch Eins zu besorgen: nämlich daß er einen zuverlässigen Notar kommen ließ und sein Testament machte.

Denn als ein Wagstück auf Tod und Leben wurde damals noch jede Reise, die weiter ging als der heimatliche Kirchthurmknopf Einem nachleuchtete, betrachtet und Der wäre ein schlechter Hausvater gewesen, der den halsbrechenden Gefahren der grundlosen Straßen, den Plackereien und Entbehrungen der Wirthshäuser oder gar den möglichen Angriffen der Gauner und Diebe, der Räuber und Mörder, die man hinter jedem Busch vermuthete, hätte entgegengehen wollen, ohne vorher sein Haus bestellt und von Allem, was ihm auf Erden theuer, gerührten Abschied genommen zu haben. Allerdings gab es auch damals schon einige verwegene Individuen, welche das Eis der allgemeinen Scheu gebrochen und sich einen aus Ehrerbietung und Schauder gemischten Ruf als Reisende erworben hatten. Es waren etwa ehemalige Handlungsreisende, die sich, nachdem sie sich jahrelang auf der Landstraße umhergestoßen, schließlich bei einem soliden Geschäft zur Ruhe gesetzt hatten und die nun noch als weißhaarige Greise mit den Erzählungen der ehemals bestandenen Abenteuer die Stammgäste der Ressource staunen machten; oder auch ein behaglicher Rentier, dem der gefüllte Geldbeutel und das Zureden von Frau und Töchtern nicht Ruhe gelassen, bis sie sich sammt und sonders vermittels der neuerfundenen Wundermaschine, genannt Schnellpost, nach der Hauptstadt begeben hatten, wo denn der Geldbeutel wesentlich erleichtert worden, Frau und Töchtern aber in der hauptstädtischen Oper, den Concerten, den Museen, ach! und in den hauptstädtischen Putzläden eine Welt des Glanzes und der Herrlichkeit aufgegangen war, die sie sich so niemals hatten träumen lassen und deren verlockende Bilder sie seitdem noch oft mit stiller Wehmuth beschlichen. Ueberhaupt, welch ein Zauber lag damals noch in dem Wort: die Hauptstadt, wenigstens für das Ohr des Provinzialbewohners, und mit welchem Neid wurden die Glücklichen betrachtet, denen es vergönnt gewesen war, mit eigenen Augen die fürstliche „Herrschaft" im „Hoftheater" zu schauen! Wer aber gar noch weiter gewesen, wer die Grenzen der Heimat überschritten, wer Paris und London, Rom und Neapel gesehen, der galt geradezu für ein Wunderthier und wurde den Kindern von weitem gezeigt, wenn er, im Gefühl seiner Herrlichkeit, die Straße dahergeschritten kam.

Wie ganz anders ist das Alles jetzt! Rastlos Tag und Nacht, gleich Pulsschlägen eines ungeheuern Riesenleibes, brausen die Dampfzüge an unsern Städten und Städtchen vorüber; selbst der Bauer hinter dem Pflug blickt kaum mehr auf, wenn die Dampfpfeife mit schrillem Ton ihm den dahinsausendem Zug ankündigt. Warum sollte er auch? Ist es doch derselbe Zug, der ihn wöchentlich zwei, drei mal, so oft der Verkehr des Marktes es erheischt, in die Stadt trägt, der den Werth seines

Ackers verdoppelt, den Ertrag seiner ländlichen Erzeugnisse verdreifacht hat und das Alles mit Hülfe dieser schwarzen funkensprühenden geheimnißvollen Maschine, vor welcher der Prediger des Orts ihn anfangs als vor einer Ausgeburt des Teufels warnen wollte und die doch der Bauer selbst seitdem als einen segenspendenden Genius kennen gelernt hat.

Und nun gar erst die Hauptstadt! Was ist aus der Glorie der Hauptstadt geworden! Wer jetzt nicht zum wenigsten ein halb Dutzend mal den Ocean gekreuzt und mit den Wilden auf einem bis dahin noch unentdeckten Eiland zu Nacht gegessen hat, darf gar nicht mehr mitsprechen, wo von Reisen die Rede ist; Aegypten und Island, Konstantinopel und Hammerfest, Algier und Neuyork sind vielbesuchte Ziele für Erholungsreisen geworden und wenn man unsere Studenten jetzt fragt, wohin sie in den Ferien zu reisen gedenken, so will Jener auf ein paar Wochen nach Neapel und Dieser auf acht Tage nach Paris, mit der Rückreise über London und Brüssel. Und alle diese Reisen werden mit einer Leichtigkeit, einer Schnelligkeit nnd Wohlfeilheit ins Werk gesetzt, die unsern Großvätern und Vätern nicht im Traume einfiel, ja die uns selbst vor wenigen Jahren noch so unbegreiflich war, wie wenige Jahre später Denen, die jetzt heranwachsen, die Schwerfälligkeit und Langsamkeit sein wird, mit der ehemals gereist wurde. Haben wir acht Tage Urlaub, eine Paßkarte und einige Thaler Geld in der Tasche — liebe Seele, was willst du mehr? so steht die Welt uns offen und erst im Augenblick, da wir in den Wagen oder auf das Dampfschiff steigen, brauchen wir uns zu entscheiden, ob wir nach Norden oder Süden, nach Osten oder Westen, an die Nordsee oder ans Mittelmeer wollen.

Aber nein, Eins haben wir doch noch vergessen bei unsern Reisezurüstungen, ein Bedürfniß, das man früher ebenfalls nicht dem Namen nach kannte und das jetzt von Tage zu Tage unentbehrlicher wird: das ist ein Reisebegleiter — kein lebendiger, sondern ein gedruckter, ein Zeitungsblatt, ein Buch, das uns über die Langeweile der Fahrt hinweghilft und uns als Ersatz für die mündliche Unterhaltung dient, die sich theils bei dem Rasseln der Maschinen, theils bei der bunten Zusammensetzung der zahlreichen, ewig wechselnden Reisegesellschaft nicht wohl führen läßt.

Denn so unersättlich ist die menschliche Natur nun einmal und so rasch gewöhnt sie sich an immer neue und verfeinerte Bedürfnisse: in demselben Maße, wie der Raum verschwunden und die Entfernung zusammengeschrumpft ist, in demselben Maße hat die Zeit sich ausgedehnt, wenigstens für unser Bewußtsein. Und es ist ein ganz wahres und richtiges Bewußtsein, das uns dabei leitet. Nicht die Zahl der abgelaufenen Minuten, Stunden, Tage, Jahre macht den Werth und damit

auch die wahre Dauer des Lebens aus, sondern die Masse Dessen, was sich darin erreichen und vollbringen läßt; reisen wir jetzt fünf, sechs, zehn mal so schnell wie früher und können wir in acht Tagen Länder und Städte durchstreifen, die wir sonst kaum in acht Wochen erreichen konnten, so ist auch klar, daß der Tag den Werth einer Woche gewonnen und daß das ganze menschliche Leben, wenigstens was das Reisen und die Kenntniß fremder Gegenden und damit überhaupt die geschäftliche und geistige Bewegung anbetrifft, sich um ein Ungeheures vergrößert hat. Nirgends zeigt diese gesteigerte Hast des Lebens, die dann freilich auch von mancherlei vermeidlichen und unvermeidlichen Schattenseiten begleitet ist, sich deutlicher als auf der Reise selbst. Mit welcher Geduld stiegen wir ehemals in den schwerbepackten Postwagen, der auf drei mal vierundzwanzig Stunden unser wandelndes Gefängniß sein sollte! Mit welcher christlichen Ergebung überlieferten wir uns den magern Rossen des Hauderers, die uns mit der Geschwindigkeit der Schnecke an unsern Bestimmungsort zu liefern versprachen! Wie wußten wir uns einzuschachteln zwischen Mänteln und Fußsäcken, zwischen Koffern und Proviantbeuteln! Wie brüderlich, mit welchem festen Vorsatz, gute Freundschaft zu halten, es koste was es wolle, begrüßten wir unsere Reise-, oder was Dasselbe war, unsere Leidensgefährten! Wie behaglich spann sich, nachdem die ersten Formalien des Woher und Wohin und Rang und Titel nach guter deutscher Weise einmal erledigt waren, der Faden des Gesprächs zwischen uns ab! Welche Theilnahme zeigten wir für die kleinen Leiden und Freuden unserer Gefährten, mit welcher Zuvorkommenheit belachten wir ihre überjährigen Anekdoten, mit welcher behaglichen Breite erzählten wir von unsern eigenen Schicksalen und Hoffnungen! Ja und wenn wir endlich Alles erschöpft hatten und Provianttasche und Neuigkeitsvorrath waren leer — mit welcher Inbrunst warfen wir uns dann noch dem Schlaf in die Arme, mit welcher Virtuosität wußten wir, mitten zwischen Rippenstößen der schlummernden Nachbarn und Wechsel der Beichaisen und aufgewärmtem Kalbsbraten in Gotha und kaltem Kaffee in Fulda hindurch, uns glücklich von Leipzig nach Frankfurt am Main durchzuschlafen, volle zweiundvierzig Stunden lang!

Das Alles ist nun längst „vergessen und versunken", so gut wie Uhland's verfallenes Schloß und jener zauberische Klang des Posthorns, der ehedem unser Herz mit Sehnsucht schwellte. Heutzutage, kaum daß wir eingestiegen sind, wollen wir auch schon angekommen sein; wie ein guter Wein dem Trinker nur immer mehr Durst macht, so wird auch durch die märchenhafte Schnelligkeit, mit der wir reisen, unsere Ungeduld nur immer mehr gesteigert; wir hatten Zeit, uns zwei Tage und zwei Nächte von Berlin nach Breslau schleppen zu lassen, aber die sie-

ben oder acht Stunden, welche die Reise uns jetzt kostet, erfüllen uns mit Schaudern und mit Begier stürzen wir uns auf Alles und Jedes, was uns die an sich schon so kurze Dauer der Fahrt noch mehr zu kürzen verspricht. Die Unterhaltung mit den Reisegefährten thut das, wenige seltene Fälle abgerechnet, aus Gründen, die wir vorhin schon andeuteten, nicht mehr; wir sind zu eilig, zu fieberhaft erregt, zu sehr mit uns selbst und dem Zweck unserer Reise beschäftigt, wir wollen nicht noch mehr erregt, im Gegentheil, wir wollen geistig gesammelt und beruhigt werden und da bleibt denn als einzige Zuflucht nur das stumme Geplauder des Buchs, das somit auf einmal eine Bedeutung als Reisegefährte gewinnt, von der man sich früher ebenfalls nichts träumen ließ.

Natürlich taugt nicht jedes Buch zur Reiselectüre; wer philosophische Systeme durchgrübeln oder überhaupt wissenschaftliche Untersuchungen anstellen oder wer auch nur die Schönheiten unserer Classiker ergründen und genießen will, der wird gutthun, sich mit seiner Lectüre anderswo zu etabliren als im Coupé eines Eisenbahnwagens oder am summenden Bord eines Dampfschiffs. Andererseits aber empfinden auch wiederum Viele während der Reise das Bedürfniß der Lectüre, die es sonst kaum kennen; für viele Geschäftstreibende namentlich, welche daran gewöhnt sind, ihren Tag in praktischen Beschäftigungen zu verbringen und die sonst außer der Zeitung kaum ein gedrucktes Blatt in die Hand nehmen, sind die müßigen, unterhaltungslosen Stunden auf der Eisenbahn fast die einzige Zeit, wo sie das Bedürfniß der Lectüre empfinden, und so sehen wir nicht selten im Dampfwagen Leute zu Büchern greifen, die übrigens seit Jahren kein Buch in der Hand gehabt haben. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem materiellen Luxus, mit dem die heutige Art des Reisens umkleidet ist; mit den übrigen altväterischen Traditionen sind auch die schlechten Gasthöfe, die harten Betten, die hungerigen Schüsseln zum Märchen geworden und selbst der Sparsame und Nüchterne lebt heutzutage nothgedrungen auf der Reise besser, als er es im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu Hause gewöhnt ist. Ganz ähnlich dieser materiellen Verfeinerung, deren wohlthätige Folgen für die Gesammtheit nur Fanatismus oder Einfalt in Abrede stellen können, bildet sich auch ein gewisser geistiger Luxus und wir können es nicht unter der Würde der Literatur erachten, im Gegentheil, wir erblicken darin eine Pflicht derselben, daß sie Bedacht darauf nimmt, auch dies geistige Bedürfniß zu befriedigen.

In andern geistigbewegtern und zugleich industriell entwickeltern Ländern ist dies in der That auch schon seit längerm geschehen; England, Frankreich, Nordamerika besitzen schon seit Jahren ihre eigene Eisenbahnliteratur, die allmälig sogar — wir erinnern nur an die berühmte Bibliothèque Hachette in Frankreich — die Strömungen der clas-

sischen Literatur in sich aufzunehmen verspricht. Nur Deutschland, die Wiege der Buchdruckerkunst, die Hauptpflegestätte des Buchhandels, Deutschland, das sich so gern, gleichsam zum Ersatz der eingebüßten politischen Bedeutung, als Musterland und Inbegriff literarischer Bildung preisen hört, war in dieser Hinsicht zurückgeblieben. Nicht ganz durch seine Schuld oder doch wenigstens nicht durch die Schuld seiner Literatur und seines Buchhandels. Es ist wahr, die Mehrzahl unserer Schriftsteller verstand sich bisher nur schlecht darauf, für das größere Publicum zu schreiben; unsere Literatur selbst mußte sich erst auf die Reise begeben, sie mußte den schwerfälligen Ballast altfränkischer Gelehrsamkeit erst über Bord werfen, mußte statt der vom Großvater ererbten haushohen juchtenbeschlagenen Koffer sich mit modernen Reisetaschen begnügen lernen, bevor sie im Stande war, sich als Reisebegleiter anzubieten. Inzwischen hat die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher unsere Schriftsteller sich in die neueröffnete populäre Laufbahn hineingearbeitet haben, sowie überhaupt das Uebergewicht, das die volksthümliche Richtung in diesem Augenblick behauptet, zur Genüge dargethan, daß dieser Mangel kein principieller und daß, wenn unsere Literatur in diesem Betracht bisher gegen andere zurücktrat, dies nur daran lag, daß in der Nation selbst sich das Bedürfniß danach noch nicht gehörig entwickelt hatte. Jetzt, wie gesagt, ist das Bedürfniß da und so sehen wir denn auch allen Schwierigkeiten zum Trotz, welche die eigenthümliche Organisation des deutschen Buchhandels sowie die Verkümmerung der Gewerbefreiheit und der Argwohn unserer Sicherheitsbehörden ihnen in den Weg werfen, unsere Verleger sich seit etwa Jahresfrist mit Eisenbahnbibliotheken und ähnlichen Unternehmungen wahrhaft überbieten. Die Lorck'sche Verlagshandlung in Leipzig gibt „Eisenbahnbücher“ heraus, die hauptsächlich aus Bearbeitungen nach dem Französischen und Englischen bestehen; J. J. Weber ebendaselbst, rühmlichst bekannt als Gründer und Herausgeber der „Illustrirten Zeitung“ sowie überhaupt durch die gediegene Eleganz seiner Verlagsartikel, hat eine „Illustrirte Reisebibliothek“ eröffnet, in welcher „Berlin und die Berliner“, „Die Schweiz“, „Die Krim“, „Paris“, „Das Elbthal“, Helgoland“, die Wunder des Krystallpalasts von „Sydenham“ wechselsweise durch die Feder des Touristen und den Griffel des Zeichners erläutert werden; andere zahlreiche Firmen in Leipzig, Berlin, Hamburg ꝛc. sind dem Beispiel gefolgt, ja schon, wie denn der Misbrauch dem richtigen Gebrauch überall zur Seite geht, wird es eine Art von buchhändlerischer Speculation, Artikel, von denen man fürchtet, sie möchten Ladenhüter werden, mit dem Zusatz „Reiselectüre“ zu versehen, ob sie sich etwa dadurch möchten flott machen lassen.

Bei weitem die planvollste und umfangreichste Unternehmung dieser

Art jedoch, sowol was die Anlage als auch was Anzahl und Beschaffenheit der bisjetzt erschienenen Bändchen anbetrifft, verspricht „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe" (Leipzig, F. A. Brockhaus) zu werden; bei ihr wollen wir daher noch einige Augenblicke verweilen. „In den Ländern", heißt es in dem Prospect, womit das Unternehmen eingeleitet ward, „wo der durch den Dampf vermittelte Verkehr sich noch rascher als in Deutschland entwickelte: in England und Amerika, ja selbst in Frankreich, Belgien und Italien gibt es schon seit längerer Zeit besondere Reisebibliotheken, die alle den glänzendsten Erfolg haben. Fast Niemand reist dort, ohne sich ein solches Buch mitzunehmen. In England wurden diese Reisebibliotheken zuerst durch den Scharfsinn eines Macaulay angeregt und besonders von zweien der angesehensten Verleger, Longman und Murray, in verschiedener Weise ausgeführt. Sollte man nun nicht voraussetzen dürfen, daß das deutsche Publicum, das sich mit Recht vorzugsweise seiner literarischen Bildung rühmt, ein für Deutschland berechnetes, von den besten deutschen Schriftstellern unterstütztes derartiges Unternehmen mit lebhafter Theilnahme begrüßen und fördern werde?"

Von dieser gewiß wohlbegründeten Voraussetzung ausgehend und gestützt auf ein Bedürfniß, das sich auch bei uns mit jedem Tage mehr herausstellt, hat die Verlagshandlung nun den Plan zu einer „Reise-Bibliothek" entworfen, bei der ebenso wohl für Unterhaltung als für Belehrung, für Ernstes wie für Erheiterndes gesorgt und deren einzelne Bestandtheile zwar zunächst speciell zur Lectüre für Reisende geeignet, zugleich aber auch von so dauerndem Werth sein sollen, daß sie auch nach der Reise aufbewahrt und mehr als einmal gelesen zu werden verdienen.

Die Brockhaus'sche „Reise-Bibliothek" zerfällt zu diesem Zweck in zwei Hauptgattungen, die zwar, wie es in der Natur der Sache liegt, vielfach ineinanderübergehen, von denen jedoch die erstere durchschnittlich mehr Reisebücher im speciellern Sinne, die zweite im Allgemeinen Schriften belehrenden und unterhaltenden Charakters umfaßt. Doch soll auch die erste Abtheilung sich keineswegs auf bloße Führer beschränken, vielmehr sollen die verschiedenen Länder und Städte nach Vergangenheit und Gegenwart ausführlich geschildert und in ihrer ethnographischen, historischen und culturhistorischen Eigenthümlichkeit dargestellt werden; es sollen Bücher sein, die sich allenfalls während der Reise als Führer benutzen lassen oder doch jeden andern gedruckten Führer entbehrlich machen, während sie zugleich als Vorbereitung auf die Reise dienen können und auch nach vollbrachter Reise als Erinnerung an das Gesehene und Erlebte ihren Werth behalten. Die zweite, die der Belehrung und Unterhaltung im Allgemeinen gewidmete

Reihenfolge der „Reise-Bibliothek“ soll zunächst aus Novellen und Erzählungen aller Art, selbst mit Einschluß einzelner poetischer Werke, sodann aber auch aus populär-wissenschaftlichen, namentlich naturwissenschaftlichen und historischen, überhaupt solchen Schriften bestehen, deren Gegenstände in ethnographischer, sittengeschichtlicher oder psychologischer Hinsicht von Bedeutung sind und mit dem wirklichen Leben, besonders mit dem Leben des Tags in Zusammenhang stehen. Der Regel nach sollen diese Schriften speciell für die „Reise-Bibliothek“ verfaßt werden; doch soll auch die Mittheilung geeigneter älterer gediegener Schriften nicht ausgeschlossen sein.

Nach diesem Plan und unter Mitwirkung einer bedeutenden Anzahl unserer namhaftesten und ausgezeichnetsten Schriftsteller wurde die „Reise-Bibliothek“ im Laufe des vorigen Sommers eröffnet; in dem Augenblick, da wir Dieses schreiben, liegen bereits 15 Bändchen vollendet vor. Erschöpfen dieselben die verschiedenen Seiten des Unternehmens auch noch keineswegs vollständig und sind auch die einzelnen Lieferungen selbst, wie dies in der Natur eines so weitschichtigen Unternehmens liegt, noch nicht alle gleich gelungen, so ist doch das bisher Gelieferte vollständig hinreichend, einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie die „Reise-Bibliothek“ ihre Aufgabe erfüllt, und ein Urtheil zu gestatten, das denn eben auf Grund des Vorliegenden nicht anders als in hohem Grade günstig ausfallen kann. Die vorliegenden Werkchen tragen fast ohne Ausnahme einen Stempel der Gediegenheit, der sich in unserer populären Literatur übrigens mehr und mehr zu verwischen droht, sie sind zweckentsprechend und nehmen dabei, abgesehen von ihrer nächsten Bestimmung als Reiselectüre, durch die Gründlichkeit ihres Inhalts sowie durch die Eleganz ihrer Darstellung einen eigenthümlichen und dauernden Werth in Anspruch. Der größte Theil der vorliegenden Lieferungen gehört der eigentlichen Reiseliteratur an. F. Gustav Kühne schildert „Wien in alter und neuer Zeit“; J. E. Horn „Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart“; Nikolaus Hocker „Das Moselthal von Nancy bis Koblenz“, nach „Landschaft, Geschichte, Sage“; Levin Schücking „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen“, während wir aus dem Nachlaß der unlängst geschiedenen Marie Förster „Briefe aus Südrußland“ erhalten. Wir stellen diese fünf Schriften zusammen, weil sie bei aller individuellen Verschiedenheit doch das Gemeinsame haben, daß sie weniger Reisebücher im prägnanten Sinne als allgemeine touristische Schilderungen sind, vielfach durchwebt mit landschaftlichen, historischen und culturhistorischen Darstellungen, zum Theil auch, wie namentlich in dem Hocker'schen Buch, mit poetischen und literargeschichtlichen Elementen; der Charakter der Reflexion überwiegt in ihnen im Allgemeinen die Unmittelbarkeit plastischer Schilderung. Am meisten ist dies bei der

Schrift von Kühne über Wien der Fall; sie ist geistreich wie Alles, was dieser Autor schreibt, gibt aber doch mehr seine Reflexionen und Betrachtungen über den Gegenstand als daß das buntgemischte Leben der Kaiserstadt mit seinem vollen sinnlichen Farbenglanz uns daraus entgegenträte und ist in dieser Hinsicht, glauben wir, einem künftigen zweiten Darsteller noch ein dankbarer Stoff übriggeblieben. Auch in dem Schücking'schen Schriftchen ist dies noch zum Theil der Fall; sehr glücklich dagegen hat N. Hocker in seinem Buch über das Moselthal die verschiedenen Seiten seiner Aufgabe zusammengefaßt und damit ein ebenso anmuthiges wie belehrendes Ganzes geliefert. J. E. Horn hat sich schon früher durch gediegene statistische Arbeiten bekannt gemacht und so ist auch seine Schrift über Brüssel besonders reich an interessanten statistischen Angaben. Daß er bei Besprechung der deutschen Flüchtlinge in Brüssel Karl Grün und Friedrich Oetker (welcher Letztere freilich in diesem Augenblick bereits auf der Heimkehr zu den Penaten ist, wozu wir ihm ein herzliches Willkommen entgegenrufen) nicht erwähnt, hat uns Wunder genommen, da Beide doch der Mehrzahl der französischen Flüchtlinge, die sich in Brüssel aufhalten und die Hr. Horn ausführlicher bespricht, in literarischer und auch wol in politischer Hinsicht vollkommen ebenbürtig sind.

Auch in Aurelio Buddeus' Schrift: „Von Frankfurt am Main nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland", herrscht das Raisonnement zum Theil noch vor; doch nur zum Theil und so bietet sie den geeignetsten Uebergang zu den mehr plastischen Schilderungen, von denen uns in „Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnick", „Von Berlin nach Hamburg. Nebst Schildereien aus Hamburg und Lübeck. Von Ernst Willkomm" und „Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock" eine ebenso reiche wie anziehende Auswahl vorliegt. Namentlich das letztgenannte Schriftchen darf, sowol wegen der Vollständigkeit des Materials als wegen seiner eleganten und dabei doch anspruchslosen Form, als ein wahres Muster seiner Art bezeichnet werden; kleine Irrthümer, wie z. B. daß Goethe's „Faust" mit „Egmont", „Don Carlos", „Maria Stuart" ꝛc. unter den Stücken genannt wird, die „seit mehr als 50 Jahren" das Publicum erfreuen, während doch „Faust" bekanntlich weit später als die übrigen genannten, erst Ende der zwanziger Jahre, kurz vor Goethe's Tod zum ersten mal über die Bühne ging (S. 70), oder daß zum weimarischen Schillerhause bemerkt wird, Schiller habe dasselbe zwar bewohnt, sein Eigenthum aber sei es nicht gewesen (S. 73), können an diesem Gesammturtheil nichts ändern und lassen sich bei einem spätern Wiederabdruck, der gewiß nicht lange ausbleiben wird, leicht berichtigen. Auch das „Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswin-

ter" gehört hierher; es ist ein leichtes, harmloses Geplauder, vornehmlich über die bildenden Künste, ihre Erzeugnisse und Bestrebungen in München, fast mehr für das mündliche Zwiegespräch als für die Literatur geeignet, aber immerhin anregend und liebenswürdig.

Auf der Grenze zur obenbesprochenen zweiten Abtheilung der „Reise-Bibliothek" stehen die „Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Von Heinrich Pröhle." Es ist nicht gerade das Beste, was wir von diesem fleißigen und talentvollen Schriftsteller gelesen haben. Derselbe hat den Harz im Laufe der letzten Jahre nach den verschiedensten Seiten hin so fleißig ausgebeutet, daß diese Nachlese denn freilich etwas spärlich ausgefallen ist. Auch zweifeln wir, ob mit dieser ungeordneten Mittheilung einzelner Fragmente und Abschnitzel seiner sonstigen mythologischen und culturhistorischen Studien den Lesern, auf welche die „Reise-Bibliothek" doch vorzugsweise Bedacht zu nehmen hat, besonders gedient sein wird und ob somit diese Pröhle'schen „Harzbilder" wirklich das Buch sind, was der Harzreisende von einem Unternehmen gleich der „Reise-Bibliothek" zu erwarten hat.

Als entschieden verfehlt dagegen müssen wir das „Poetische Reisealbum. Herausgegeben von Josef Rank" bezeichnen. Dasselbe bildete durch eine wunderliche Laune des Schicksals gerade eins der ersten Bändchen der Sammlung, ist aber ohne Vergleich das Schwächste, was das ganze Unternehmen bisher gebracht hat. Schon an und für sich kann man in Zweifel sein, ob ein poetisches Album, das heißt also wesentlich eine lyrische Anthologie, wirklich ein Bedürfniß unserer heutigen Reisenden (denn für die übrige Leserwelt ist ja an derartigen Blumenlesen weiß Gott kein Mangel) und ob die zarten Empfindungen unserer Poeten zu dem Rasseln der Räder, dem Kreischen der Dampfpfeife wirklich passen. Aber auch diese Frage beiseite gestellt oder meinetwegen auch zugegeben, hätte die Auswahl der einzelnen Stücke sowie die Anordnung des Ganzen doch jedenfalls besser und durchdachter sein können und müssen als es hier der Fall ist, wo wir schöne, aber allbekannte Lieder, die Jeder längst im Gedächtniß hat, mit trivialen und veralteten Stücken von Matthisson, Salis, Körner ꝛc. vermischt finden. Auch die Eintheilung in „Reiselust", „Ausmarsch", „Auf der Wanderung", „Im Walde", „Auf den Bergen", „Rast", „Alpen", „Das Meer", „Die Heimkehr", ist denn doch wol etwas zu äußerlich, die Aufhäufung innerhalb dieser Kategorien selbst zu massenhaft, um den Zweck poetischer Anregung und Erquickung, den das Büchlein haben soll, wirklich zu erreichen. Hr. Rank hat schon einmal in seinem vor einigen Jahren erschienenen „Poetischen Pilger" den Beweis geliefert, daß er, unbeschadet seiner sonstigen löblichen Eigenschaften, doch weder die Belesenheit noch die Sicherheit des Urtheils besitzt, deren der Her-

ausgeber einer wirklich brauchbaren Anthologie bedarf; wir bedauern, daß er sich die damalige Erfahrung nicht besser zunutze gemacht hat. Recht glücklich dagegen ist die Wahl des Stoffs in dem zweiten Beitrag, den Hr. Rank zur „Reise-Bibliothek" beigesteuert hat: „Schillerhäuser." Es ist eine interessante, überall, wie es scheint, auf Autopsie beruhende Schilderung der Oertlichkeiten, welche Schiller in den wichtigsten Abschnitten seines Lebens bewohnt hat, erläutert und in Zusammenhang gebracht durch entsprechende biographische Schilderungen. So werden uns also namentlich Schiller's Geburtshaus zu Marbach, sein Versteck zu Oggersheim, seine Zufluchtsstätte in Bauerbach (über die Professor Brückner in Meiningen seitdem mit so schätzenswerther Gründlichkeit berichtet hat), das Schillerhaus zu Gohlis, das Körner'sche Weinbergshäuschen zu Loschwitz, die Erinnerungsstätten in Volkstädt und Rudolstadt, endlich Schiller's Gartenhaus zu Jena sowie sein weimarisches Haus ausführlich nach Vergangenheit und Gegenwart geschildert. Dieser schildernde Theil ist sehr interessant und verdient in hohem Grade den Dank der Leser. Was dagegen die hinzugefügten biographischen Erläuterungen anbetrifft, so hat Hr. Rank es sich damit doch fast zu bequem gemacht; statt das Material einigermaßen selbständig zu verarbeiten, hat er sich in den meisten Fällen begnügt, bogenlange Excerpte z. B. aus dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel zusammenzustellen und zwar völlig unvermittelt, sodaß es zum größten Theil dem Leser selbst überlassen bleibt, jenen biographischen Commentar, den er billigerweise vom Autor erwartet, sich erst selbst aus diesen ungeordneten Bruchstücken zurechtzustellen. Auch sonst enthält das Buch Manches, was wir nur als zwecklosen Ballast bezeichnen können; selbst die Schilderung des vorjährigen dresdener Schillerfestes, wenn auch an sich ganz an ihrem Orte, hätte doch um ein Bedeutendes kürzer gefaßt werden können und sollen.

Sehr gelungen dagegen sind wieder die beiden Beiträge von Karl Gustav von Berneck und von Wilibald Alexis. Der Erstere, als gewandter Militärschriftsteller bekannt, schildert „Die Schlachten bei Leipzig" (mit zwei Plänen); der Andere liefert unter dem Titel „Reise-Pitaval" vier auserlesene Criminalgeschichten aus seinem bekannten größern Werk, die sich nicht nur durch psychologisches und dramatisches Interesse auszeichnen, sondern überdies als Geschichten von Verbrechen, die theils an, theils von Reisenden verübt worden, zu dem Zweck der Sammlung als „Reise-Bibliothek" in ganz besonderer Beziehung stehen.

Endlich haben wir hier noch eines naheverwandten Unternehmens zu gedenken, welches, ebenfalls bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinend, gleichsam einen illustrirenden Commentar zu der „Reise-Bibliothek" bildet: das ist „Brockhaus' Reise-Atlas. Entworfen und gezeichnet von

Henry Lange." Hier wird dem Reisenden in compendiösester Form und ebenso zierlicher wie dauerhafter Ausstattung Alles geboten, was er an Karten, Grundrissen, Fahrplänen und ähnlichen Hülfsmitteln bedarf, um sich auf der Reise zurechtzufinden. Bisjetzt sind sechs solcher eleganten Cartons erschienen, nämlich: „Eisenbahn von Leipzig nach Dresden"; „Eisenbahn von Leipzig nach Hof" (mit zwei Abbildungen); „Hof-Nürnberg" (mit sechs Abbildungen); „Plan von Leipzig" (mit zehn Abbildungen); „Plan von Dresden" (mit zehn Abbildungen) und „Die Sächsische Schweiz" (mit neun Abbildungen). Die außerordentlich zweckmäßige, solide und zierliche Einrichtung dieser Karten, denen zugleich eine kurze Beschreibung der betreffenden Orte und Gegenden sowie die genauesten Nachweisungen über Abfahrt und Ankunft der Dampfwagenzüge, mit Angabe der Entfernungen, der Preise rc. beigefügt sind, werden sie bald zu einem unentbehrlichen Bedürfniß aller Reisenden machen und auch die Verbreitung der „Reise-Bibliothek" selbst kam durch diese ebenso praktische wie anmuthige Zugabe nur gewinnen. **R. P.**

Gründung deutscher Colonien jenseit der Landenge von Suez.

Von

Hermann Richter.

Bekanntlich geht das zuerst von Frankreich angeregte und nunmehr auch kräftig in die Hand genommene Project einer Durchstechung der Landenge von Suez zur Herstellung eines kürzesten Wegs nach Indien seiner Ausführung mit starken Schritten entgegen; ist es einmal vollendet, so wird alsdann kein Land den Gegenden jenseit der Landenge von Suez näher sein als Deutschland. Wird Deutschland dessenungeachtet das letzte sein, das die Gelegenheit zu benutzen weiß? Wird die deutsche Nation wieder nur Knechte liefern, wo sie Herr sein sollte und konnte, wiederum handlangern, um anderer Leute Häuser aufzubauen?

Ueberall ist der Deutsche zu finden, in Nord und Süd, in Ost und West, in Hammerfest und Grönland wie in Indien und am Cap, zu Millionen in Nordamerika; überall ist er, überall dient er. Zwar wird er nicht mehr von seinen Landesvätern nach Afrika und Amerika verkauft; er geht — man kann zweifeln, was schlimmer ist — jetzt freiwillig, hilft hier dem Franzosen die Kabylenstämme unterjochen, dort dem Holländer den Malayen in Zaum halten; in der Krim war er bereit, sein Blut zu verspritzen und da er dort zu spät gekommen, so

will der Engländer, um doch auf seinen Schaden zu kommen, ihn nun als Cordon gegen den Buschmann aufstellen. Und nun gar erst der Yankee! Dem unterrichtet er die ungezogene Jugend, baut seine Straßen, seine Eisenbahnen, erobert ihm neue Sklavenstaaten in Mexico und Nicaragua, hilft ihm in Arkansas, am Obern See, in Californien seine Schätze aus der Erde ziehen, ja er wickelt ihm sogar mit geduldigem Finger seine Cigarre. Hier und da durchreist dann einmal eine deutsche Durchlaucht oder Hoheit die fernen Länder und nimmt bei Kutschern und ähnlichen Leuten Demokratenlectionen, weil der erlauchte Reisende sich ebenfalls nicht besser zu schützen weiß als selbst der Cigarrenmacher; dann bringt er die Erfahrung mit nach Hause, daß die Demokraten rohe Leute, daß die Deutschen in der Fremde allesammt verwildert und daß die Zustände des Vaterlandes die besten sind, die sich denken lassen.

So überkommt jeden Deutschen, ob hoch, ob niedrig, ob gebildet, ob ungebildet, sowie er hinauskommt in das fremde Land, sofort auch das Gefühl, daß ihm der Boden unter den Füßen weggezogen ist und daß das Vaterland ihm nichts mitzugeben hat, weder Macht noch Schutz noch Ansehen, was ihm in der Ferne ein Stab und ein Band rückwärts in die Heimat sein könnte. Und doch liebt er sein deutsches Vaterland und trägt deutsche Art und Sitte in treuem Herzen. Was auch Frivolität und Verzweiflung sagen mögen: es gibt eine deutsche Art, es gibt eine deutsche Nation, wenngleich Deutschland selbst nur eben erst ein geographischer Begriff ist, der aber allerdings, zur Freude des Patrioten, seit Lessing und dem Großen Friedrich in stetiger Entwickelung zum politischen vorschreitet. Und dieses Streben nach festerm Zusammenhalt der getrennten deutschen Glieder läßt sich, besonders seit dem Jahre Achtundvierzig, überall verspüren, wo Deutsche wohnen, nicht allein im Vaterlande, sondern selbst in Nordamerika, wo in neuerer Zeit schon zu verschiedenen malen der Ruf erscholl, zusammenzuhalten und einen deutschen Staat zu gründen. Freilich wird es damit wol bei dem bloßen Wunsche bleiben und auch jeder andere Versuch, deutsche Colonien im Ausland, und zwar Colonien von politischer Macht und Einfluß, lediglich aus eigener volksthümlicher Kraft zu gründen, wird, solange die gegenwärtigen Zustände dauern, wol als ein Utopien zu betrachten sein. Nur einer von einer deutschen Regierung — denn von der deutschen Regierung kann ja leider noch immer keine Rede sein — geleiteten Colonisation könnte die Verwirklichung derartiger Pläne gelingen. Durch die bevorstehende Durchstechung der Landenge von Suez tauchen dieselben nothwendig in Jedem, der überhaupt Gefühl hat für die Größe und Blüte unsers Vaterlandes und der nicht glaubt, daß wir blos dazu da sind, die Magd unter den Nationen zu spielen, lebhafter auf denn je. Ist diese Durchstechung dereinst vollendet, so werden dadurch uns bisjetzt

entfernte, andern Ländern aber noch entferntere Gegenden ganz nahegerückt. Warum könnte hier der Versuch einer Colonisation nicht gemacht werden? Warum kann der Deutsche unter allen Zonen für Andere colonisiren, nur nicht für sich? Soll er wirklich ausersehen sein, zum Baue der Civilisation stets nur den Mörtel herbeizuschleppen, zu hämmern, zu klopfen, zu keuchen, zu schwitzen, wenn's hoch kommt vielleicht sogar den Plan des Ganzen zu verfertigen — doch nie das endlich fertige Haus zu bewohnen? Oestreichs Kriegsschiffe stellen ja zuweilen Uebungsfahrten an, hierhin und dorthin; Preußen, heißt es, fühlt sich nicht wenig geschmeichelt, im Schwarzen Meere seine Flagge wehen lassen zu dürfen — sollten den östreichischen Uebungsfahrten nicht würdigere Ziele gegeben werden können? sollte es für den Ruhm der jungen preußischen Flagge nicht noch schmeichelhafter sein, schirmend und schützend über einer Ansiedelung zu wehen, welche die Grenzen Deutschlands erweitert ohne Blut und ohne Eroberung?

Es ist allerdings ein herrlicher Gedanke, der überfließenden Volkskraft, die entweder in revolutionären Zuckungen verpufft oder dem Fremden dient, eine Zufluchtsstätte zu finden; dem deutschen Schiffe einen Hafen zu entdecken, wo es auf eigenem Grund und Boden seine Niederlagen errichten, Handel treiben, seine Bedürfnisse erneuern könne; der Civilisation neue Bahnen zu eröffnen, auf denen sie siegreich, segnend vorschreiten kann. Allein wie ist bei dem politischen Zustande, in dem Deutschland sich factisch befindet, ein solcher Gedanke zu verwirklichen? und wo der Ort? Fassen wir zunächst die letztere Frage etwas näher ins Auge; vielleicht daß sich aus dem Orte die Art und Möglichkeit der Ansiedelung selbst ergibt.

Die ganze Ostküste Afrikas, von der nördlichen Grenze der Capcolonie bis an den Golf von Aden, die nach der Durchstechung der Landenge von Suez gleichsam an Deutschlands Thore gerückt sein wird, ist zugänglich, keine der gebildeten Nationen hat einen Besitztitel darauf; ebenso Madagaskar, da jene „Königin von Madagaskar", wie letzthin Lord Palmerston sich ausdrückte, als man ihn wegen der französischen Absichten auf die Insel interpellirte, wol nie anerkannt worden und wol kaum mit dem berüchtigten „König der Mosquitoküste" in eine Kategorie zu setzen ist. Auch die Westküste Afrikas sowie weite Strecken in der Inselwelt Australiens sind noch unbesiedelt; manche jener Inseln sind noch ganz sich selbst überlassen, viele sogar noch nicht einmal von einem Missionär betreten. Die Verhältnisse von Asien, die mit Riesenschritten einer Entwickelung entgegengeführt werden und welche die Eröffnung des neuen Seewegs über Suez mehr als man zu glauben geneigt ist befördern und den Einflüssen Europas wieder zugänglicher machen wird — auch Rußland wird nun die Erweckung der Kräfte seiner asiatischen Be-

sitzungen sich angelegen sein lassen — übergehe ich, vorerst nur die Möglichkeit einer deutschen Ansiedelung irgendeiner Art in Afrika oder Australien ins Auge fassend.

Der erste Einwurf, der bei dem Namen Afrika sich Jedem gewissermaßen von selbst aufdrängt, ist der der physischen Beschaffenheit des Landes, das, meint man, dem Deutschen niemals gestatten würde, eine Gedeihen versprechende Niederlassung daselbst zu gründen. Man vergißt dabei nur, daß weder die Franzosen in Algier, im tropischen Amerika, am Senegal, noch die Holländer auf den Sundainseln, noch auch die Engländer in Indien und wo sie sonst noch in der heißen Zone sitzen mögen, tropischen Stammes sind. Ferner aber und ganz besonders vergißt man, daß überall in den genannten Gegenden zu Hunderten, ja zu Tausenden, Deutsche wohnen, daß sie sich wohl fühlen und gedeihen und den tropischen Krankheiten durchaus nicht mehr unterworfen sind als jene andern Völker. Auch ist man durch die nähere Kenntniß der in Frage stehenden Gegenden in den Stand gesetzt, mancher Gefahr zu entgehen, der man durch frühere Unkenntniß ausgesetzt gewesen. Ist doch das englische Dampfboot „Plejade" im Jahre 1854 von Fernando Po aus das Kowaradelta hinauf bis in das Innere Mittelafrikas vorgedrungen, ohne einen einzigen Mann der Schiffsmannschaft zu verlieren. Die Reisen der Herren Barth und Vogel sind in Aller Gedächtniß; andere, wenn auch minder berühmte deutsche Männer haben Aehnliches gethan und mit gleichem Glück, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß manche von ihnen ihr edles Streben mit dem Leben gebüßt haben. Allein wo lauert der Tod nicht? Es gibt Verhältnisse, wo der deutsche Boden gefährlicher ist als der afrikanische, der Kampf mit den Menschen aber ist stets und unter allen Umständen unendlich schwieriger und undankbarer als der Kampf mit der Natur.

Hinsichtlich Polynesiens gibt es keine klimatischen Einwürfe und die Entfernung dahin wird nach der Durchstechung der Landenge von Suez nicht mehr allzu beträchtlich sein, die Gefahr der Reise, trotz des berüchtigten Rothen Meers, nicht größer als die Fahrt über das Atlantische Meer.

Größer sind allerdings die politischen Bedenken; aber sollten sie wirklich unüberwindlich sein? Es kommen hierbei besonders zwei Regierungen zur Sprache, welche Einwendungen machen könnten: Frankreich und England. Von Frankreich indessen würden wol kaum ernstliche Schwierigkeiten zu fürchten sein; denn solange es nicht die erste Colonialmacht ist und nicht gerade seine Interessen direct in Frage kommen, sind durchaus keine Gründe vorhanden, die es bestimmen könnten, einer Verstärkung des Gegengewichts gegen jene erste Macht im Wege zu sein. Anders England. Doch auch diesen Widerstand zu überwinden würde vielleicht einer

gesunden Politik nicht unmöglich sein. Preußen würde schon einem geringern begegnen als Oestreich. Bekanntlich wurde Preußen vom Großen Kurfürsten schon der Weg vorgezeichnet. Aber gerade was der Große Kurfürst unternommen, wird man sagen, ist ja wieder zugrunde gegangen, seine Colonisationsversuche an der afrikanischen Westküste haben sich als unpraktisch, seine Colonien als unhaltbar erwiesen; sind die Zeiten, die Länder anders? Die Zeiten, d. h. die Verhältnisse jedenfalls; vielleicht auch die Länder. Denn jene genauere Kenntniß, mit der die neuern Forschungen uns bereichert, macht es viel leichter, den schädlichen Einflüssen zu entgehen, das vorhandene Gute aber rationeller zu benutzen. Und ist denn etwa den Völkern, die heute aus ihren Colonien Macht und Vortheile aller Art schöpfen, jeder erste Colonisationsversuch gelungen? Das Gegentheil ist zu bekannt, um weitere Worte hierüber zu verlieren. Unter einer Colonisation in Afrika verstehen wir aber vorerst nur Gründung von Factoreien und Forts, von Handels- oder Strafstationen; es soll sich zunächst nur um eine Etappe nach Indien und Australien handeln, wo es noch Land genug gibt, um eine eigentliche Colonie zu gründen.

Oestreich, dem die Ostküste von Afrika näher liegt, würde wol bösern Willen von England zu befahren haben als Preußen. Aber England kann die Hülfe der Continentalstaaten nicht entbehren. Im Augenblick ist es allerdings durch seine Allianz mit Frankreich dem deutschen Einflusse so ziemlich entrückt. Dies wird aber nach nun beendetem Kriege wol schwerlich mehr lange dauern. Die Verhältnisse des übrigen Europa zu Rußland sind noch lange nicht definitiv geordnet, und bei der nächsten Entscheidung wird England jedenfalls Deutschlands noch mehr bedürfen, als es in dem eben beendigten Kampf der Fall war. Hoffentlich wird Deutschland seine Aufgabe alsdann besser begreifen als in diesen letzten Jahren, es wird das große Wort der Entscheidung dann nicht nur zu sprechen haben, sondern wird es auch sprechen müssen.

Doch in Combinationen dieser Art sich hier ausführlicher zu ergehen, wäre thöricht, da ja die dereinstige Wendung dieser Dinge sogar noch Denjenigen verborgen ist, die in alle Geheimnisse der Cabinete eingeweiht sind, ja die selbst an dieser Wendung arbeiten oder doch zu arbeiten wähnen. Nur dies soll hier noch constatirt werden, daß die noch uncultivirten Länder dem deutschen Einflusse durchaus ebenso angehören als dem französischen oder englischen, und daß Deutschland durchaus ebenso das Recht hat, in Afrika oder Australien eine Colonie zu gründen, als England Indien zu annexiren oder Frankreich Neucaledonien in Besitz zu nehmen.

Was endlich die Cultur der Welt gewänne, wenn der deutsche Forscher, der protestantische Missionär in den wilden Ländern einen festen

Rückhalt seiner Unternehmungen der ganze Ueberschwall der deutschen Bevölkerung aber einen Ausfluß fände, dies bedarf wol keiner weitern Ausführung.

Die Art der Colonisation wird sich nun aus der Natur der Länder selbst ergeben. Es ist bekannt, daß die Westküste Afrikas meistentheils unwirthlich ist, mit beinahe ununterbrochenen Dünen bedeckt, an denen die Wellen des Oceans sich ewig brechen und dem Schiffe nur einen gefährlichen Zugang gestatten; die großen Flüsse, die sich an dieser Küste in das Meer ergießen, haben alle eine Barre an der Mündung, die den Zugang sperren. Trotz alledem haben die europäischen Nationen, besonders die Engländer und Franzosen, nicht nur Factoreien, sondern sogar eigentliche Colonien da gegründet. Die Ostküste Afrikas dagegen ist vom Cap bis zum Golf von Aden noch unbesetzt. Dies kommt wol hauptsächlich daher, daß diese Küste bisjetzt dem Verkehr ganz entrückt gewesen. Dieselbe scheint weniger unwirthbar zu sein als die westliche, doch hat sie keine schiffbaren Flüsse, da hier, wie an der Westküste Amerikas, ein Gebirge der ganzen Länge der Küste nach sich erhebt. Wie nun die Westküste für die aus dem Norden und Westen Europas kommenden Schiffe wichtiger ist, so wird die Ostküste wichtig werden für diejenigen, die aus dem Mittelmeer sich nach Indien begeben. Die Handelsartikel der Ostküste sind dieselben wie die der westlichen. Das Klima scheint eher gesünder zu sein als das der Westküste. Weil aber nun allerdings die Verhältnisse in diesen Gegenden einer ausgedehntern Colonisation nicht günstig zu sein scheinen, so war bisjetzt nur von Handelsstationen oder Forts die Rede. Zu einem Zwecke indessen könnten sie außerdem, und dies gleich im Anfange, tüchtig gemacht werden, nämlich zu Strafcolonien.

Deutsche Strafcolonien würden es der deutschen Gesetzgebung möglich machen, die hohen Strafmaße zu beschränken, durch ein gutberechnetes, auf die Besserungstheorie gegründetes Gradationssystem auch dem schweren Verbrecher die Hoffnung einer Rehabilitation zu lassen, und endlich, das Höchste, die menschenentehrende Todesstrafe nach und nach einem völligen Erlöschen entgegenzuführen. Man würde dann nicht mehr jene Logik vernehmen, die bei dem Falle Timm's in Hamburg zum Entsetzen der Cultur sich hören ließ: er hat von der Natur die Anlage zum Bösen erhalten, die Phrenologen sagen's; die Gesellschaft hat sie ausgebildet, der Kopf zeigt es: drum schnell weg damit! Spartanische Logik! Das Kind ist schwach; man schlage es todt. Nun mag sich allerdings über diese letztere Aussicht nur der Utopist oder der Philanthrop (was ja bei uns einstweilen noch Dasselbe ist) freuen: eine wohlfeilere Unterbringung der Verbrecher aber wird auch Dem, der eben nichts als Staatsmann ist, gefallen. Eine Verminderung der Strafmaße aber, ein Gradationssystem würde dies jedenfalls zur Folge haben. Könnten dann die deutschen Regierun-

gen die altererbte Zwietracht so weit überwinden, um wenigstens hinsichtlich einer gemeinsamen Strafcolonie eine Vereinbarung zu treffen, so würden natürlich die Vortheile noch unendlich größer sein. Die Sträflinge selbst würden die ersten Arbeiten in der Colonie übernehmen. Der Landesschutz der Colonie würde wol eher einer angeworbenen Truppe überlassen, wie deren die Holländer, die Engländer und die Franzosen unterhalten. Nur im Falle des Kriegs würde das conscribirte Militär verwendet.

Diese Colonien nun aber würden, wie schon gesagt, gewissermaßen nur die Etappe bilden auf dem Wege nach Australien, wo eine freie Colonie, Mittelpunkt des deutschen Lebens in jenen Gegenden, zu gründen wäre — und mit diesem letzten glänzendsten Bilde, dessen Bedeutung wol Jeder fühlt, möge denn diese Phantasie, die doch so wenig Phantastisches hat und deren Schuld es nicht ist, wenn sie nicht sofort zur frischen, erfreulichen Realität wird, für diesmal abgebrochen sein; es ist, fürchten wir, ohnedies schon mehr, als dem „nüchternen" Leser behagen wird.

Literatur und Kunst.

Carriere's „Religiöse Reden und Betrachtungen".

Mit jener Verwilderung des Publicums, die bei einigen milzsüchtigen Autoren und Kritikern nachgerade zum stehenden Artikel geworden ist, besonders bei solchen, deren Schriften Niemand lesen mag, kann es doch so arg noch nicht sein, da ein so gediegenes und ernstes Buch wie die „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Von Moriz Carriere" (Leipzig, F. A. Brockhaus) bereits nach Verlauf weniger Jahre in „zweiter vermehrter Auflage" erscheinen kann. Das Buch erschien bekanntlich zuerst ohne Namen des Verfassers in einer, äußerlich betrachtet, sehr ungünstigen Zeit: nämlich im Jahre Funfzig, mitten in der allgemeinen Abspannung und Verdüsterung, welche der Untergang unserer politischen Hoffnungen hervorgebracht hatte. Der Verfasser selbst wollte sich damals von jener trüben Stimmung befreien, indem er seinen Geist emporrichtete zu dem Ewigen und Unvergänglichen, das über allem Wechsel beharrt und in dem auch die Gewißheit einer fortschreitenden Entwickelung und Verbesserung unserer menschlichen Zustände liegt; wie einst Schleiermacher am Ausgang des scheidenden 18. Jahrhunderts seine „Reden über Religion" oder vielleicht noch treffender, wie Fichte in der schwülen Zwischenzeit zwischen dem Frieden von Tilsit und den Befreiungskriegen seine „Reden an die deutsche Nation" veröffentlichte, so wollte auch der Verfasser in jener neuesten Krisis unserer politischen Zustände durch diese „Reden und Betrachtungen" die niedergedrückte Seele seines Volks aufrichten und erheben und mitten in einer Zeit des Ueberdrusses und der Verzweiflung den Glauben wiedererwecken an jene

idealen Mächte, ohne die nichts Großes und Erhabenes geschieht, von den Einzelnen so wenig wie von ganzen Völkern. Durch die Kühnheit, mit welcher das Buch mitten zwischen die streitenden Parteien des Tages trat, gleichmäßig Fronte machend gegen die Gedankenlosigkeit unserer Zeloten wie gegen die Frivolität einer vermeintlichen neuesten Aufklärung, die überhaupt keine Gedanken mehr braucht noch anerkennt, blos Stoff, und für die daher auch die Idee des Göttlichen und Ewigen vollkommen entbehrlich ist, erregte es bei allen Parteien die lebhafteste Aufmerksamkeit und auch in diesen Blättern wurde es damals in einem längern Aufsatz aus kundiger Feder des Genauern beleuchtet und nach seinen Vorzügen und Schwächen gewürdigt. Zu den letztern dürfte insbesondere eine gewisse Unentschiedenheit des Standpunktes gehören, die überall da eintritt oder sich wenigstens erst da bemerkbar macht, wo es sich um bestimmte praktische Fragen handelt. Der Verfasser will vermitteln, er will zeigen, daß zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Philosophie keine unübersteigliche Kluft, sondern daß im Gegentheil beide in letzter Instanz Einen Inhalt haben und Ein Ziel und daß daher auch nur von der innigsten Versöhnung und Durchdringung beider die wahre Blüte des religiösen, wissenschaftlichen und nationalen Lebens zu erwarten steht. Das ist so im Allgemeinen vollkommen richtig; wo es sich aber um die Anwendung und Ausführung auf praktischem Gebiete handelt, wie z. B. bei der Idee des christlichen Staats, bei dem Verhältniß der kirchlichen und politischen Gewalten 2c., da genügen diese Allgemeinheiten doch nicht und wenn wir auch über den eigentlichen Standpunkt des Verfassers nicht den mindesten Zweifel hegen, so wäre doch seinem Ausdruck, wie gesagt, stellenweise eine etwas größere Schärfe, besonders im Ablehnen der orthodoxen Ansprüche zu wünschen. Daß es ihm an dieser Schärfe nicht mangelt, wo er selbst nur Gebrauch davon machen will, das zeigt die umfangreiche Vorrede zu dieser neuen Auflage; dieselbe enthält nebst einigen Betrachtungen über das Schicksal seines Buchs, das von den entgegengesetztesten Seiten ebenso lebhaft angegriffen wie gepriesen wurde, besonders eine Abwehr unserer neuesten materialistischen Freidenker (wenn man sie so nennen darf, da sie ja selbst nichts mehr vom Denken wissen wollen und das Denken auch ganz folgerichtig bei ihnen jedenfalls die schwächste Seite ist), der jeder Einsichtige nur von Herzen beistimmen kann. Auch übrigens hat die Begeisterung, die den Grundton des ganzen Buchs bildet und der es selbst entwachsen ist, soviel Echtes und Liebenswürdiges, es ist so reich an erhabenen und eindringlichen Stellen, die höchsten Angelegenheiten der Menschheit werden darin in einer so warmen und edeln, vom Herzen stammenden und darum auch zum Herzen gehenden Sprache erörtert, daß man sich über jene schwächern Partien leicht hinwegsetzen kann, und zweifeln wir daher nicht, daß das Buch auch in seiner gegenwärtigen erneuten Gestalt vielfach segensreich wirken wird. Eine angenehme Zugabe bildet ein Gedicht des Verfassers: „Die letzte Nacht der Girondisten", das früher an einem andern Orte veröffentlicht war, sich hier jedoch recht passend anschließt; es ist eine wohllautende schwungvolle Dichtung, durch die auch der poetischen Begabung des Verfassers und namentlich seiner sprachlichen Gewandtheit das günstigste Zeugniß ausgestellt wird.

rz.

———————

Uebersetzungsliteratur.

Es ist erfreulich zu sehen, wie neben der handwerksmäßigen Betriebsamkeit, die lediglich für den Bedarf des Marktes sorgt, auch die eigentliche Kunst des Uebersetzens noch immer ihre Priester und Verehrer unter uns findet. Freilich ist es auch eine echte deutsche Kunst und wenn wir uns auch der lockenden Ideen einer Weltliteratur, die einst Goethe's Lebensabend verschönten, längst haben wieder entschlagen müssen, ja wenn wir uns nicht blind machen können gegen die Einsicht, daß dieser übermäßige Eifer und diese verhängnißvolle Leichtigkeit, mit welcher die deutsche Literatur seit einer Reihe von Menschenaltern fremde Muster nachbildet, für unsere eigene Entwickelung mancherlei nachtheilige Folgen gehabt hat, so sind doch andererseits die Vortheile, die unserer Literatur sowie überhaupt der ästhetischen Bildung unsers Volks daraus erwachsen sind, so überwiegend, daß wir uns nur Glück dazu wünschen können, daß sich auch heutigentags, in dieser Zeit des frühreifen Dilettantismus, noch immer Talente finden, welche sich von der gewissenhaften und kunstschönen Wiedergabe eines bedeutenden fremden Musters mehr befriedigt fühlen und den bescheidenen Namen eines treuen und geschickten Uebersetzers höher anschlagen als den wohlfeilen Ruhm, ein schwachherziges und unerhebliches Original zu sein. Von allen Sprachen der Welt hat nur die deutsche die wunderbare Fähigkeit, sich in jede auch die scheinbar entlegenste Form zu schmiegen und die Eigenthümlichkeit derselben mit einer Treue wiederzugeben, von der die Mehrzahl der übrigen Sprachen, alter wie neuer, kaum eine Ahnung hat. Und ebenso gibt es auch kein anderes Volk, das es dem Deutschen an neidloser Anerkennung fremder Vorzüge sowie an Empfänglichkeit für alles Schöne und Große gleichthut, gleichviel in welcher Form dasselbe auftritt. Daß diese Empfänglichkeit für fremde Geschmacksrichtungen auch ihre bedenklichen Seiten hat, haben wir soeben erst erwähnt; doch kann ja bekanntlich der Misbrauch einer Sache niemals den vernünftigen und richtigen Gebrauch derselben aufheben und so wollen auch wir, ohne unsere Selbständigkeit preiszugeben oder unsern Geschmack zu einer bloßen Musterkarte fremder Eigenthümlichkeiten herabzuwürdigen, doch übrigens zufrieden damit sein, daß unser Schicksal uns so geführt hat, daß wir Shakspeare und Calderon, Homer und Kalidasas gleichmäßig verstehen, genießen und nachbilden können.

Lassen wir hiernach einige der neuesten und interessantesten Erscheinungen unserer Uebersetzungsliteratur an uns vorbeipassiren; es ist viel Gelungenes darunter und zwar gleichmäßig aus allen Gebieten, aus der alten wie der neuen, der morgen- wie der abendländischen Literatur. Den Anfang machen, wie billig, die Griechen und wenn wir es vorhin im Allgemeinen als eine erfreuliche Thatsache bezeichneten, daß die Kunst der Uebersetzung unter uns noch nicht ausgestorben ist, so haben wir uns zwiefach zu freuen über den wetteifernden Fleiß, mit welchem auch in diesen jüngsten Tagen noch, wo das vaterländische Drama sich übrigens auf so klägliche Abwege verirrt hat, die griechischen Tragiker, diese ewigen Muster des tragisch Schönen und Erhabenen, aufs neue zu uns verpflanzt werden. Bei Arnold in Leipzig erscheinen die „Tragödien des Sophokles. Uebersetzt und erklärt von Oswald Marbach", oder wie das Werk nach seiner Vollendung mit voll-

ständigem Titel heißen wird: „Sophokles und die dramatische Poesie, mit specieller Berücksichtigung der Poetik des Aristoteles." Hr. Marbach hat sich schon vor einer Reihe von Jahren mit dem „König Oedipus", dessen „zweite verbesserte Auflage" das „erste Bändchen" der vorliegenden Sammlung bildet, als Uebersetzer des Sophokles versucht. Doch glauben wir nicht, daß die Richtung, die er dabei eingeschlagen und der er auch gegenwärtig treugeblieben, eine wirklich glückliche zu nennen ist. Er hat nämlich, bei sonstiger möglichster Treue, die Form des Originals preisgegeben; statt des antiken Senars bedient er sich des zehn- und elfsilbigen Jambus, wie er in der modernen Tragödie üblich ist, die Chöre aber löst er gar in gereimte Verse auf. Dieses letztere Experiment widerstrebt dem heutigen Stande der Uebersetzungskunst, ja wir dürfen sagen der heutigen Geschmacksbildung so vollständig, daß sich schwerlich ein Vertheidiger dafür finden wird, wenigstens keiner, der die Antike wirklich kennt und dabei ein Ohr hat für das Specifische des modernen Reims. Wir geben zu, daß die formale Nachbildung der tragischen Chöre außerordentliche Schwierigkeiten hat und daß ein ängstliches Zählen und Abmessen, Silbe für Silbe, den Uebersetzer nicht nur häufig in Gefahr bringt, den Genius der deutschen Sprache zu verletzen, sondern daß auch selbst bei der sorgfältigsten Nachbildung das deutsche Ohr von diesen künstlich verschlungenen Maßen einen andern Eindruck bekommt, als derjenige war, den der griechische Dichter beabsichtigte und den seine eigenen Landsleute einst davon empfingen. Da wird es nun eben die Sache des genialen Uebersetzers sein (denn es gibt auch ein Genie des Uebersetzers), mäßigend und mildernd einzuschreiten und durch Opferung des Unwesentlichen und Nebensächlichen das Wesentliche und charakteristisch Bedeutende desto nachdrücklicher hervorzuheben; er wird der Sprache nicht Gewalt anthun, um eine Häufung von Kürzen oder Längen zu erzwingen, die unserer Sprache nicht natürlich ist, wol aber wird er seine Maße so bilden und sie dem Original so weit annähern, wie es der deutschen Sprache eben möglich und wie es erfoderlich ist, um uns wenigstens annähernd denselben Eindruck zu gewähren, den das Original auf den der Ursprache kundigen Leser hervorbringt. Freilich wird dabei immer ein gewisser Bruch bleiben, wie denn zwei Sprachen sich niemals vollständig decken; aber zwischen einem derartigen möglichst kleinen Bruch und einem völligen Vernichten der antiken Form ist denn doch immer noch ein wesentlicher Unterschied und auch jener Bruch läßt sich durch zweckmäßige literargeschichtliche Erläuterungen und Nachweise für das Bewußtsein des Lesers dermaßen reduciren, daß er beinahe völlig verschwindet. Ebenso wenig können wir uns auch mit der Vertauschung des antiken Trimeters gegen den modernen Theatervers einverstanden erklären. Allerdings mußten wir kürzlich in einem gewissen kritischen Blatte lesen, wie Hr. Marbach gerade dieser Aenderung wegen belobt wurde, nämlich weil der Trimeter ein Versmaß sei, das sich im Deutschen ohne Zwang und Schwerfälligkeit nicht nachbilden lasse. Dieser Kritiker hat, als er seine Behauptung niederschrieb, vermuthlich weder an Goethe's „Helena" noch an Platen's antikisirende Lustspiele, noch an Droysen's „Aristophanes" gedacht, und auch der im Ganzen recht wohlgelungene Versuch, den Donner mit Sophokles gemacht hat, muß ihm nicht bekannt oder doch nicht gegenwärtig gewesen sein. In der That können wir in der Uebersetzungsweise, welche

Hr. Marbach hier beliebt hat, nur einen Rückschritt sehen; Sophokles in den modernen Theatervers und gereimte Strophen übertragen, heißt die großen Errungenschaften unserer Voß und Schlegel, unserer Goethe und Platen preisgeben und unsere Uebersetzungskunst auf eine Stufe der Trivialität und des spießbürgerlichen Nutzens zurückführen, der sie in Wahrheit längst entwachsen ist. Außer dem „König Oedipus" liegt uns von der Marbach'schen Uebersetzung auch noch der „Philoktetes" und der „Oedipus in Kolonos" vor. Sie sind beide nach demselben wie wir glauben falschen Princip gearbeitet. Doch erkennen wir an, daß der Uebersetzer sich innerhalb desselben mit Geschmack und Gewandtheit bewegt und auch die beigefügten Erklärungen sind im Ganzen recht zweckmäßig abgefaßt.

Dasselbe Princip hat auch C. Th. Gravenhorst, Professor am Andreanum in Hildesheim, in seinem „Oedipus in Kolonos. Eine Tragödie von Sophokles. In modernen Versen für deutsche Leser bearbeitet" (Hannover, Rümpler) verfolgt und kann daher auch unser Urtheil über seine Bearbeitung nicht günstiger ausfallen. Im Gegentheil, es muß sogar noch strenger lauten, und selbst der Beifall, mit dem die Uebersetzung zur Zeit ihres Erscheinens in verschiedenen Kreisen aufgenommen ward, in denen der Verfasser sie damals persönlich vortrug, kann uns darin nicht irre machen. Denn in der That ist sie noch weit moderner und namentlich die gereimten Chöre sind noch weit opernhafter, um nicht zu sagen bänkelsängerischer als bei Marbach; es ist ein starkes Stück und erfodert einen guten Magen oder aber eine glückliche Unbekanntschaft mit der antiken Tragödie, um Sophokleische Chöre auch noch in einer Verwässerung genießbar zu finden, wie etwa die nachstehenden Choriamben, die wir lieber im Matthisson als im Sophokles sehen möchten (S. 13):

Chor.
Bedenk', o Fremdling,
In fremder Stadt
Ziemt dir, zu hören
Der Bürger Rath,
Zu ehren Alles
Nach ihrem Brauch,
Und was sie hassen
Zu hassen auch.

Oedipus.
Wohlan, o Tochter
Ich trotze nicht:
Will ganz erfüllen
Des Landes Pflicht.

Chor.
Nicht weiter brauchst du,
O müder Greis!
Der Stein begrenzt da
Den heil'gen Kreis.

Oedipus.
So ist's genug schon?

Chor.
So mag es sein.

Oedipus.
Darf ich mich setzen?

Chor.
Auf jenen Stein,
An dieser Seite,
Mir zugewandt.

Antigone.
Lehn' dich, o Vater,
Auf meine Hand.
Setz' deinen Fuß hier
Bedächtig an,
Damit ich sicher
Dich halten kann.

Dagegen begrüßen wir in den „Sämmtlichen Tragödien des Euripides. Metrisch übertragen von Franz Fritze. Erste Lieferung: Hekabe" (Berlin, Schindler), ein Werk, welches, wenn es in dem Geist und mit der Sorgfalt durchgeführt wird, wie dieser Anfang und wie die früher veröffentlichten Arbeiten des rühmlichst bekannten Uebersetzers es verbürgen, unserer Uebersetzungsliteratur zum dauernden Gewinn gereichen wird. Euri-

pides, wiewol dem modernen Geiſt ungleich verwandter als Sophokles, iſt doch dem nichtphilologiſchen Publicum verhältnißmäßig nur wenig bekannt; ein übertriebener äſthetiſcher Purismus hat ſogar in Betreff ſeiner Vorurtheile verbreitet und eine gewiſſe Geringſchätzung ſozuſagen zur Mode gemacht, die doch vor einer unbefangenen Kritik nicht wohl ſtandhalten können. Bewundern wir auch an Euripides nicht mehr die ſtrenge Schönheit, den erhabenen und keuſchen Stil ſeiner Vorgänger, ſowie ihre edle, ſchmuckloſe Einfachheit und die unerſchütterliche Klarheit der ſittlichen Grundbegriffe, ſo fühlen wir uns doch hingeriſſen durch die Schärfe und Lebhaftigkeit ſeiner Charakteriſtik, durch die Beweglichkeit und Anmuth ſeiner Rede ſowie namentlich durch das Feuer, das ihn überall da ergreift, wo er den Conflict der Leidenſchaften, den Abgrund einer in verbrecheriſcher Blindheit ſich ſelbſt vernichtenden Perſönlichkeit ſchildert. Die Ueberſetzung des Hrn. Fritze, wenn ſie dereinſt vollendet vorliegt, wird weſentlich dazu beitragen, dies Vorurtheil zu berichtigen und einer unbefangenern und parteiloſern Würdigung Bahn zu brechen. Denn ſie iſt durch die Lesbarkeit und den Wohllaut ihrer Form ganz geeignet, in die weiteſten Kreiſe zu gelangen, während ſie auch im Punkt der Richtigkeit und Treue nichts zu wünſchen läßt. Der Ueberſetzer hat, wie das Vorwort beweiſt, ſich über die Pflichten ſeines ſchwierigen Berufs ſo klar gemacht und hat das von ihm als richtig erkannte Princip, nämlich die kritiſch genaueſte, möglichſt wörtliche Wiedergabe jedes einzelnen Gedankens in dem Farbenſchmuck und auch in dem Versmaß, welchen das Original für denſelben gewählt hat, ſo glücklich ins Werk geſetzt, daß eine Menge von Einwendungen, welche die Vertheidiger jener moderniſirenden Bearbeitungen à la Marbach und Gravenhorſt zu erheben pflegen, dadurch thatſächlich widerlegt und auf ihr Nichts zurückgeführt ſind. Insbeſondere freut es uns, daß Hr. Fritze bei dieſer Bearbeitung des Euripides von der Anwendung des fünffüßigen Jambus, deren er ſich bei ſeiner früher veröffentlichten Uebertragung des Sophokles bedient hatte, ſelbſt wieder zurückgekommen iſt und das Original auch in Betreff des Trimeter vollkommen treu wiedergegeben hat. Freilich macht er ſelbſt kein Princip daraus, vielmehr will er dem Ueberſetzer der alten Tragiker freie Hand gelaſſen wiſſen, ob er den fünf- oder ſechsfüßigen Jambus anwenden will. Trotz ſeiner ausdrücklichen Verwahrung ſind wir ſo keck zu hoffen, daß, wenn der Herr Ueberſetzer ſich erſt noch mehr in den Trimeter eingelebt haben und wenn namentlich die Erinnerung an ſeinen eigenen fünffüßigen Sophokles bei ihm ſelbſt noch mehr in den Hintergrund getreten ſein wird, er auch von dieſer laxen Auffaſſung noch zurückkommen und das Princip der Formentreue in ſeiner ganzen Strenge geltend machen wird. Wenigſtens können wir den Grund, den er für ſeine gegenwärtige Meinung anführt, nicht als beſonders ſtichhaltig anerkennen. Er meint nämlich, der fünffüßige Jambus bringe im Deutſchen „faſt denſelben Effect“ hervor wie der griechiſche Trimeter, beide ſeien dramatiſche Verſe, in den fünffüßigen Jambus aber habe der deutſche Schauſpieler ſich ſo hineingelebt, daß er den Trimeter gar nicht mehr ſprechen könne. Der erſtere Grund hat uns von einem Manne, der übrigens ein ſo feines Ohr verräth, überraſcht; was aber den zweiten Einwand, die Unfähigkeit unſerer Schauſpieler anbetrifft, ſo iſt er doch etwas gar zu ſehr argumentum ad hominem. Denn erſtlich kann noch darüber geſtritten wer-

den, ob es überhaupt wohlgethan ist, die antike Tragödie auf die moderne Bühne zu bringen; sodann aber hat der Herr Vorredner außer Acht gelassen, daß unsern Schauspielern überhaupt jede neue Form unbequem fällt und daß die geringe Bildung, die sie durchschnittlich besitzen, sowie der große Eigensinn, vulgo Künstlerstolz genannt, an dem sie laboriren, dann allemal sehr rasch bei der Hand ist, die ungewohnte und schwierige Form für eine theatralisch unmögliche und unausführbare zu erklären. Gerade Dasselbe, was Hr. Fritze heute in Betreff des Trimeter sagt, wurde auch den Schiller'-Goethe'schen Verstragödien bei ihrem ersten Auftreten entgegengehalten; Schiller selbst mußte seinen „Don Carlos" zum Zweck der Aufführung in Prosa umsetzen und Schröder, der große Schröder, der selbst noch in den Alexandrinertragödien eines Elias Schlegel und seiner Zeitgenossen gespielt hatte, Schröder selbst, dem die deutsche Bühne die ersten Aufführungen des Shakspeare verdankt, erklärte die neuen Schiller'schen Verstragödien für Ungeheuer, zu denen kein vernünftiger Schauspieler sich hergeben könne noch dürfe! Aber dieselben Schwierigkeiten hatte es ohne Zweifel auch gekostet, als zuerst durch Opitz und Gryphius der Alexandriner eingeführt worden war, dieser Alexandriner, den vor 100 Jahren jeder ordinäre Coulissenreißer sprechen konnte und den heutigentags unsere ersten Bühnengrößen nicht mehr sprechen können, weil sie ihn nämlich nicht zu sprechen gelernt haben; mit denselben Schwierigkeiten hatte Schiller zu kämpfen, da er in „Wallenstein's Lager" den gereimten Knittelvers, diesen Knittelvers, den 200 Jahre früher jeder als Schauspieler dilettirende Handwerker zu sprechen gewußt hatte, zuerst wieder auf die Bühne brachte; dieselben Schwierigkeiten wiederholten sich, als Müllner, Houwald und Grillparzer den spanischen Trochäus bei uns einzubürgern suchten und sie werden sich, wie gesagt, wiederholen, sobald und so oft eine neue Form auf die Bühne gebracht werden soll. Hat Hr. Fritze also in der That keinen weitern Grund, den fünffüßigen Jambus in Schutz zu nehmen, so mag er ihn nur immerhin principiell fallen lassen, wie er es schon factisch gethan hat. Wir glauben ihm herzlich gern, daß die Art und Weise, wie die Schauspieler bei der Aufführung seiner in Trimetern abgefaßten Uebertragung des Euripideischen „Hippolytus" die Trimeter vorgetragen haben, vollkommen geeignet gewesen ist, das Stück todt zu machen. Aber der Schluß, den er aus dieser Erfahrung zieht, nämlich daß „nur der fünffüßige Jambus der für die Bühne allein anwendbare Vers sei", scheint uns vollkommen unhaltbar; gesetzt, daß von heute an alle neuen Stücke in Trimetern geschrieben würden und daß der Geschmack des Publicums den Trimeter mit derselben Einstimmigkeit verlangte wie zur Zeit unsers classischen Dramas den Jambus: Hr. Fritze sollte nach zwanzig oder dreißig Jahren einmal wieder nachfragen, wie viele von unsern Schauspielern noch fünffüßige Jamben und wie viele Trimeter sprechen könnten! Und dann noch eine Frage, die doch gewiß nicht ganz unerörtert bleiben darf: wie viel Schauspieler haben wir denn heutigentags überhaupt, die auch nur fünffüßige Jamben sprechen können? Ich meine, man könnte sie auch mit der Laterne suchen.

Neben den alten Griechen ist seit Anfang des Jahrhunderts auch das ferne fabelhafte Indien nicht blos in den Kreis der gelehrten Studien, sondern auch in denjenigen der allgemeinen ästhetischen Bildung getreten. Zum

Theil mit glänzendem Erfolg. Kalidaſas' „Sakuntala“ wurde bei ihrer erſten Bekanntmachung in Deutſchland (durch Georg Forſter, 1791) von Goethe und Herder mit Jubel begrüßt und hat ſich ſeitdem unausgeſetzt im Rang und Anſehen eines claſſiſchen Stücks behauptet. Nichtsdeſtoweniger und zu welchem Enthuſiasmus die Verehrung des Oſtens ſich auch zeitweilig bei uns geſteigert hat, ſo glauben wir doch, daß der reine und wahrhaft gebildete Geſchmack von den Producten der indiſchen Dichtung niemals vollſtändig befriedigt werden kann. Wir vermiſſen darin das reine, freie, nur auf ſich ſelbſt beruhende, ſich aus ſich ſelbſt erklärende Menſchenthum der alten Griechen; auch den gelungenſten Erzeugniſſen der indiſchen Muſe haftet immer noch etwas Abſurdes, etwas Fratzenhaftes, mit Einem Wort etwas Unmenſchliches an und nicht etwa blos in der Form, ſondern auch in den Motiven, den ſittlichen Vorausſetzungen der Charaktere und ihrer Handlungen, alſo gerade da, wo es am unerträglichſten iſt und den geſunden Sinn aufs tiefſte beleidigt. Eine neue Beſtätigung dieſer Regel, von der unſers Bedünkens ſelbſt die „Sakuntala“ trotz einzelner unvergleichlicher Schönheiten keine vollſtändige Ausnahme bildet, finden wir in der neueſten Arbeit des berühmten Sprachgelehrten und Kenners der indiſchen Literatur, Albrecht Weber: „Malavika und Agnimitra. Ein Drama des Kalidaſa in fünf Acten. Zum erſten male aus dem Sanskrit überſetzt“ (Berlin, Dümmler). Die Fabel des Stücks, in welchem ein echter orientaliſcher Despot, ein zweiter König Salomo, wenigſtens was die „Sechshundert auf der Streu“ anbetrifft, mit ſeinen beiden Oberköniginnen und einer ſchönen tugendhaften Sklavin, die aber nachträglich als eine geflüchtete Königstochter erkannt wird, die Hauptrolle ſpielt, beruht auf Vorausſetzungen, die unſerm ſittlichen Gefühl vollkommen fremd und unverſtändlich ſind und die auch, nachdem wir uns aus den gelehrten Erläuterungen des Herrn Ueberſetzers damit vertraut gemacht haben, ſich unſere Sympathie in keiner Weiſe erwerben können. Die Charakteriſtik iſt ziemlich flach, die Sprache, mit Ausnahme einzelner überwiegend lyriſcher Partien, in denen ſich dann manches höchſt Anmuthige findet, ziemlich nüchtern; einzelne für den Gang des Stücks entſcheidende Motive wie das Aufblühen einer gewiſſen Pflanze durch Berührung mit dem Fuße von Seiten der ſchönen Malavika, erſcheinen uns vollſtändig läppiſch. Aus dieſen und ähnlichen zum Theil auch äußerlichen Gründen beſtritt der Engländer Wilſon, der das Stück in ſeinem „Hindu-Theatre“ (zweite Auflage, London, II, 346 fg.) zuerſt bekannt machte, die Echtheit des Stücks und auch Laſſen und Gildemeiſter, ja Hr. Weber ſelbſt in ſeinen „Akademiſchen Vorleſungen über indiſche Literaturgeſchichte“, S. 196, ſtimmten ihm wenigſtens inſoweit bei, als ſie es nicht für ein Werk des „berühmten“ Kalidaſas, ſondern eines andern jüngern und minder begabten Namensvetters erklärten. In dem vorliegenden Werkchen iſt Hr. Weber nun von ſeiner frühern Anſicht zurückgekommen, indem er das Stück jetzt aus Gründen, für deren einzelne Aufzählung hier natürlich kein Raum iſt, allerdings dem „berühmten“ Kalidaſas zuſpricht, den er übrigens, entgegen der bisher üblichen Meinung, erſt in das 2.—4. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung ſetzt. Uns, die wir uns auf dieſem Gebiet als vollſtändige Laien bekennen müſſen, kann es natürlich am wenigſten einfallen, dem erprobten Kenner der indiſchen Literatur zu widerſprechen. Das jedoch können wir allerdings nicht verhehlen, daß,

wenn in diesen Dingen dem bloßen ästhetischen Urtheil überhaupt eine Entscheidung zustehen könnte (was aber ganz gewiß nicht der Fall ist), dieselbe sich nach unserm Dafürhalten wol eher der frühern als der jetzigen Ansicht des Herrn Uebersetzers zuneigen möchte. Was die Uebersetzung selbst anbetrifft, so muß dieselbe, abgesehen von der Treue, über die wir kein Urtheil haben, als ein wahres Muster einer geschmackvollen und wohleingerichteten Uebertragung bezeichnet werden; die Sprache ist verständlich, leichtfließend und von dramatischer Beweglichkeit; die poetischen Stellen des Originals sind ebenso wiedergegeben, wobei der Uebersetzer sich jedoch mit Recht der nutzlosen Mühe überhoben hat, das barbarische, für unser Ohr unerträgliche und dabei für unsere Sprache fast unmögliche Versmaß des Originals beizubehalten, und auch übrigens ist die Uebersetzung durch literargeschichtliche und kritische Einleitungen, Anmerkungen und Zugaben so reich und dabei so zweckmäßig ausgestattet, daß die Lectüre dadurch wesentlich erleichtert ist und jeder gebildete Leser sich nun ohne weitere Anstrengung den immerhin seltenen Genuß verschaffen kann zu sehen, was für Stücke vor anderthalb Jahrtausenden im fernen Indien gegeben wurden und an welchen Späßen die frommen Anwohner des Ganges sich damals erlustigten.

In demselben Maße, wie die morgenländische Literatur in der Gunst des Publicums gestiegen, ist die italienische darin gesunken. Bekanntlich war sie es, an der die Uebersetzungskunst unserer Romantiker sich zuerst versuchte: die Schlegel-Tieck'schen Bruchstücke aus den italienischen Dichtern, Gries' Tasso, Kannegießer's und Streckfuß' Dante ꝛc. bezeichnen ebenso viele Stadien, die unsere Uebersetzungskunst durchgemacht. Jetzt, mit dem übrigen Apparat der Romantik, ist auch die italienische Poesie einigermaßen in den Hintergrund getreten; kaum daß Dante noch einen kleinen andächtigen Kreis um sich versammelt und auch das Neueste, was uns auf dem Gebiet der Uebersetzungsliteratur von Italien her zukommt, trägt wenigstens von romantischem Blut keinen Tropfen mehr in sich: „Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Die romantische Poesie der Sicilier hat, wie der kundige Uebersetzer uns in der „historischen Einleitung“ belehrt, drei Blütenperioden gehabt, zuerst im 12. und 13., dann im 16. und 17. Jahrhundert und endlich am Schluß und am Anfang der beiden letzten Jahrhunderte. Dieser jüngsten Epoche gehört Giovanni Meli an, der eigentliche Nationaldichter Siciliens, dessen in wohlfeilen Ausgaben gedruckte Poesien das allgemeine Erbauungsbuch des sicilischen Volks sind, dessen Gesänge (wir wiederholen wiederum die Worte des Herausgebers) in allen Bergen und Thälern Siciliens leben, der mit Einem Wort für das trinakrische Eiland dasselbe ist, was Dante und Tasso, Ariosto und Petrarca für das italienische Festland bedeuten. Giovanni Meli wurde 1740 zu Palermo geboren. Seine Jugend fiel in eine geistig erregte Zeit; naturwissenschaftliche und philosophische Studien (die letzten nach dem Wolf'schen System, das damals sogar bis nach Sicilien gedrungen war) halfen seine glücklichen Anlagen ausbilden und bald erwachte auch sein dichterisches Talent. Anfangs schrieb er in toscanischer Sprache, bald jedoch, auf den Antrieb eines hochgestellten patriotischen Gönners, wandte er sich der im übrigen Italien als hart und unmelodisch verrufenen sicilischen Mundart zu, der er nun neuen poetischen

Glanz verleihen ſollte. Giovanni Meli's Muſe zeichnet ſich, wie alle echte Poeſie, hauptſächlich durch ihre ſchöne Naturwahrheit aus. Freilich iſt ſein berühmter Landsmann aus dem Alterthum, Theokrit, ſein Muſter, aber er ahmt ihn nicht äußerlich nach, ſondern ihm ähnlich an plaſtiſchem Talent, an Naivetät, Schalkheit und unbefangener friſcher Sinnlichkeit, lebt er ihn gleichſam zum zweiten mal und erſchafft ſich mitten in dem Zeitalter der Perücken und Reifröcke ein neues Arkadien, nicht von Geßner'ſchen Hirten und Hirtinnen bevölkert, ſondern von wirklichen Menſchen, von Kindern des Landes, dem er ſelbſt entwachſen und deſſen Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitte und Geſinnung er mit unnachahmlicher Treue und Anmuth wiederzugeben weiß. Außer zahlloſen lyriſchen Gedichten ſchrieb er drei größere epiſche Dichtungen, alle drei komiſchen Inhalts, „Die Fee Galanti", „Der Urſprung der Welt" und eine burleske Fortſetzung von Cervantes' „Don Quixote". Doch enthalten ſeine lyriſchen Gedichte und namentlich ſeine Lieder ohne Vergleich das Bedeutendſte, was er überhaupt geleiſtet. Der Herausgeber des vorliegenden Buchs liefert eine Auswahl daraus, welche nicht verfehlen wird, dem Dichter auch bei uns zahlreiche Freunde zu erwerben. Die Ueberſetzung iſt, wie ſie eben nur ein Dichter liefern kann; nirgends wird man die Mühe der Arbeit gewahr, ſondern überall fließt die Sprache dahin, ſo leicht und friſch, ſo graciös und ſpielend, als ob wir nicht eine Ueberſetzung, ſondern den Erguß eines ſelbſtändigen Genius vor uns hätten. Unter den vielen dankenswerthen Gaben, die Hr. Gregorovius uns bereits von jenſeit der Alpen gereicht hat, iſt dies poetiſche Geſchenk wahrlich nicht die letzte und auch ſeine gelehrte Befähigung hat er durch die beigefügten literargeſchichtlichen und ſprachlichen Excurſe auf glänzende Weiſe dargethan. Giovanni Meli ſelbſt ſtarb, von ſeinen Landsleuten vergöttert, zu Palermo 1815; ſeine Gruft in der Kirche des heiligen Franciscus daſelbſt iſt mit einer lateiniſchen Grabſchrift geſchmückt, die ihn den Ruhm und die Luſt der ſiciliſchen Muſen, den zweiten Theokrit und Anakreon nennt und zwar, wie der Ueberſetzer hinzufügt und wie jeder Leſer der vorliegenden Sammlung beſtätigen wird, mit vollem Recht.

Die Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen ſind für gewöhnlich dem bloßen Handwerk verfallen; um ſo angenehmer iſt es uns, unſere Ueberſicht mit einigen Uebertragungen aus den ebengenannten Sprachen ſchließen zu können, die ebenfalls gegründeten Anſpruch auf den Namen von Kunſtwerken haben. Dr. Karl Abel in London hat „Die Zeitung. Ein Lehrgedicht von Georg Crabbe" (Berlin, Huber) übertragen. Georg Crabbe, geboren 1754 zu Suffolk, ſtudirte urſprünglich Chirurgie; ein Gedicht „An die Hoffnung" aber, mit dem er 1778 einen Preis davontrug, wurde für ihn Veranlaſſung, ſich gänzlich der Poeſie zu widmen. Seine folgenden Gedichte „The Library" (1781) und „The Village" (1782) ꝛc. fanden lebhaften Beifall. Dennoch zog der junge Poet es vor, ſich noch nachträglich dem geiſtlichen Stande zuzuwenden, was ihm auch ſo gut gelang, daß er ſich bald im Beſitz einträglicher Pfründen ſah. Erſt nach einer mehr als 20jährigen Pauſe fing er wieder an zu dichten und zwar in der frühern Manier, die mehr didaktiſch als poetiſch, mehr belehrend als unterhaltend iſt und deren zum Theil glänzende Aufnahme (die aber freilich nicht ſehr lange angehalten hat) ſich wol hauptſächlich durch den eigenthümlich nüch-

ternen, praktischen Sinn seiner Landsleute erklärt. Georg Crabbe starb 1832. Das Original der „Zeitung" erschien zuerst 1789 und hat sich, wie der Uebersetzer versichert, bis auf die jüngste Zeit in der Gunst des englischen Publicums erhalten. Das nimmt uns einigermaßen Wunder; denn wenn doch einmal die Zeitung zum Gegenstand eines Gedichts gemacht werden sollte, so konnte der Stoff, gegenüber der riesenhaften Ausdehnung, die das Zeitungswesen in den mehr als 70 Jahren seit Abfassung des Gedichts gewonnen hat, ohne Zweifel viel pikanter und drastischer behandelt werden, als in dem vorliegenden Gedicht geschehen ist, das wir in vieler Hinsicht als veraltet bezeichnen müssen und in dessen Uebertragung wir daher auch keinen eigentlichen Gewinn für unsere Literatur zu erblicken vermögen. Doch darf uns das natürlich nicht hindern, die Gewandtheit der Uebersetzung selbst anzuerkennen, wennschon wir gewünscht hätten, der Uebersetzer hätte sich etwas weniger Freiheiten mit seinem Original verstattet.

Einen alten werthen Bekannten und zwar in doppelter Hinsicht, sowol was das Original als was die Uebersetzung anbetrifft, begrüßen wir in „Walter Scott's poetische Werke. Deutsch von Alexander Neidhardt" (Darmstadt, Leske). Unserer vaterländischen Muse, die ja neuestens einen so gewaltigen Anlauf auf die erzählende Dichtung genommen hat, kann es gewiß nur von Vortheil sein, wenn ihr die erzählenden Poesien des großen schottischen Dichters möglichst nahegerückt werden; vielleicht gelingt es ihr im Anblick dieses Musters, sich jenes Nebelns und Schwebelns, jener logischen und physischen Unmöglichkeiten zu entschlagen, die ihr jetzt noch anhaften und für die uns auch kein noch so zierlicher Einband, kein noch so funkelnder Goldschnitt entschädigen kann. Ueber die Neidhardt'sche Uebersetzung haben wir uns schon früher gelegentlich geäußert und können wir das damals gespendete Lob hier nur wiederholen; sie ist, einzelne Flüchtigkeiten und Härten besonders in Ansehung der Wortstellung abgerechnet, recht wohllautend und lesbar und gibt den Eindruck des Originals so vollständig wieder, wie es durch das Medium einer fremden Sprache nur immer geschehen kann. Bisjetzt sind drei Bändchen erschienen, „Das Fräulein vom See", „Der Herr der Inseln" und „Das Lied des letzten Minstrel" enthaltend. Die Ausstattung ist sehr sauber; schade, daß der Verleger die Lectüre des Buchs durch einen so augenmörderischen Druck erschwert hat.

Eine neue und höchst dankenswerthe Gabe wird uns endlich geboten in „Paul Scarron's Typhon oder der Gigantenkrieg. Burleskes Heldengedicht. Deutsch von Gustav Schwetschke" (Halle, Schwetschke). Paul Scarron, geboren 1610, gestorben 1660, der Verfasser des unsterblichen „Roman comique", ist jedem gebildeten Leser ein bekannter Namen und wäre es auch nur durch sein vieljähriges Gichtleiden, das er, ein Held, mit lachendem Munde ertrug oder durch die Ironie des Schicksals, die ihn, den „Auszug und Inbegriff menschlichen Elends", den „ersten Kranken Ihrer Majestät der Königin von Frankreich" wie er sich nannte, zum ersten Gemahl der späterhin so berüchtigten Frau von Maintenon machte. Scarron ist der eigentliche Schöpfer der modernen Travestie; seine „Aeneïs" (1649) gab das Muster ab, das seitdem unzählige male, zuletzt auch bei uns Deutschen durch Blumauer wiederholt ward. Derselben Gattung gehört auch der „Typhon oder der Gigantenkrieg" an; er wurde 1644, sechs Jahre nach

der Erkrankung des Dichters geschrieben, und übertrifft die „Aeneïs“ vielleicht noch durch die gesunde Frische und Harmlosigkeit des Witzes. Die Uebersetzung, welche Hr. Schwetschke, schon von früherher als Bearbeiter des Spenser, des Trissino ꝛc. rühmlichst bekannt, davon geliefert hat, ist ein kleines Meisterwerk; so konnten diese leichten lachenden Verse, diese raschen zierlich dahingaukelnden Reime nur von einem Dichter übertragen werden, der Scarron selbst durch naiven Humor und gesunde Heiterkeit der Weltanschauung verwandt ist. Das Buch, so klein es ist, enthält doch einen wahren Schatz von Scherz und Heiterkeit; möge es recht viele und recht dankbare Leser finden! R. P.

Correspondenz.

Aus Posen.

Anfang Juli 1856.

Np. Mit Vergnügen Ihrer Auffoderung nachkommend, will ich es versuchen, Posen in einigen großen, mehr angedeuteten als ausgeführten Umrissen zu skizziren, muß aber von vornherein bemerken, daß ich es in Handschuhen thue. Weshalb? Nun, man erscheint gantirt, theils um die Regeln des guten Tons festzuhalten, theils um zarte Dinge zart anzufassen, theils um sich beim Angreifen unsauberer Dinge nicht zu beschmuzen. Alle diese Rücksichten habe ich aber sorgfältig zu beobachten.

Um die hiesigen Culturzustände zu verstehen, muß man die Genesis des Orts und die Elemente im Auge behalten, aus denen die Bevölkerung zusammengesetzt ist. Aus einer alten polnischen Stadt, vor andern polnischen Nestern durch nichts hervorragend als durch eine etwas größere Anzahl von Lehmhütten und Kirchen, durch die historische Reminiscenz, daß vor 600 Jahren einmal polnische Könige hier residirt oder wol mehr gehaust haben sollen und durch die Residenz eines Bischofs, im Uebrigen aber ohne Geschichte, ohne Macht und Bedeutung, wurde Posen unter preußischer Herrschaft der Sitz der Oberbehörden für die neugebildete Provinz und nahm damit den Schein und die Prätension an, Dasselbe zu sein, was die andern Provinzialhauptstädte am Rhein, an der Elbe, der Oder ꝛc. Es wurde dabei leider vergessen, daß eine bloße Anhäufung von Menschen noch nicht genügt, um einer Stadt ein individuelles, gesundes und kräftiges Leben zu verleihen, daß dazu auch in gewissem Grade eine organische, gegliederte Einheit der Bevölkerung nothwendig ist. Für eine solche fehlt aber in Posen geradezu Alles. Unwahrscheinlich ist es schon von vornherein, daß sich unter einigen 40,000 Bewohnern, von denen die eine Hälfte polnischer Abkunft, die andere zu fast gleichen Theilen aus Deutschen und Juden gemischt ist, getrennt durch die Religion, durch nationale Abneigungen und Vorurtheile, eine rechte Harmonie herstellen lassen könne. Diese Unwahrscheinlichkeit wird aber zur Unmöglichkeit, wenn man die Natur dieser Bestandtheile berücksichtigt.

Ich kenne die polnische Nationalliteratur zu oberflächlich, um mir ein Urtheil darüber anzumaßen, ob in derselben die Keime einer höhern geistigen

Cultur vorhanden sind. Wenn indessen das moderne Europa die Blüte des geistigen Lebens den Städten verdankt, und in Polen das Aufkommen eines tüchtigen Städtelebens, wie die weitere Existenz des Staats überhaupt, durch die heilloseste und üppigste Adelswirthschaft, welche die Geschichte noch jemals gesehen, absolut verhindert worden ist, so fehlt mir das Vertrauen zur Möglichkeit einer bedeutenden Entwickelung. Nachdem aber mit dem Staate auch die Nation aufgehört hat, ein Ganzes zu sein, ist es eine unbezweifelbare Thatsache, daß die gegenwärtige polnische Bevölkerung, was Intelligenz, Bildung und Gesittung betrifft, um ein Ungeheures hinter dem Westen zurückgeblieben ist. Es gilt dies im Allgemeinen von dem Adel nicht weniger als von andern Ständen. Wer die Polen die Franzosen des Nordens nennt, der kennt entweder die Polen nicht und spricht eine gehörte Phrase gedankenlos nach, oder er läßt sich durch den äußern Schein, die Politur der conventionellen Formen, das feurige, lebhafte Naturell, endlich durch eine geringe Dosis französischer Bildung der polnischen Aristokratie, die allerdings direct aus Frankreich bezogen ist, täuschen. Doch läßt sich eine Charakterisirung dieses Standes nicht mit so wenigen Worten abthun, und da derselbe überdies für die Gestaltung des hiesigen Lebens ohne Einfluß ist, kann ich dieselbe füglich beiseite lassen. Was aber die städtische Bevölkerung betrifft, so möchte schwer zu sagen sein, woher in aller Welt diese die Cultur haben sollte, wenn nicht etwa durch die deutschen Colonisten. Von dem aristokratischen Regiment daniedergehalten, nicht bessern Ursprungs und nicht besser behandelt wie die große Classe der Unfreien auf den Gütern der Magnaten, ohne den Erwerbsfleiß, den Ordnungssinn und das fortschreitende Streben der germanischen Racen, blieb sie bis auf den heutigen Tag mehr in einem proletariatshaften Zustande stecken, als daß sie sich die materiellen Voraussetzungen des Bürgerstandes hätte verschaffen können. Und weil sie dies auch in Posen nicht konnte, krankt die Stadt an dem Mangel eines begüterten intelligenten und unabhängigen Bürgerstandes, der Basis des städtischen Lebens und des Bodens, auf dem das Uebrige wurzelt, aus dem es Nahrung und Kraft zieht.

Diesen Mangel zu ersetzen ist die hiesige jüdische Kaufmannswelt ebenso wenig im Stande. Ich ermangle des confessionellen Standpunktes, um irgendeine gehässige Abneigung gegen das Judenthum aufkommen zu lassen. Nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß, wo die Juden so zahlreich vertreten sind wie hier, wo sie infolge dessen die Möglichkeit haben, allein untereinander zu verkehren und alle die Besonderheiten ihres Typus beizubehalten, welche eine jahrhundertlange schmachvolle Unterdrückung hervorgerufen hat — daß sie da nicht gerade dazu beitragen, dem gesellschaftlichen Leben liebenswürdige Formen und einen höhern geistigen Inhalt zu verleihen. Ich mag mich nicht deutlicher ausdrücken, weil ich es vermeiden will, auch nur durch einen Laut das wüste mittelalterliche Geschrei gegen die Juden zu verstärken, welches die protestantisch-hierarchische Partei und die Stahl'sche Toleranz in unsern Tagen wieder modern gemacht hat; allein wer die hiesigen Verhältnisse kennt, wird mich verstehen.

So bleibt uns denn übrig, neben zwei Vierteln polnischer Unbildung und einem Viertel jüdischer Halbbildung in dem letzten Viertel, den reindeutschen Theilen der Bevölkerung und hier wieder in dem deutschen Beamtenstande die Intelligenz zu suchen, da der Rest im Allgemeinen aus Handwerkern

besteht, das halbe Dutzend deutscher Kaufleute aber für den Gesammtcharakter der Stadt nicht entscheidend sein kann. Es ist wahr: dem im Ganzen immer noch freien, wissenschaftlichen Charakter der norddeutschen Universitäten verdankt der preußische Beamte die Grundlagen einer universellern Ausbildung und den Ruf seiner Intelligenz. Vergessen wir es aber nicht, daß diese Grundlagen in der Folgezeit sehr bald wieder Gefahr laufen, durch die einseitige Ausbildung des praktischen Berufs, reine geschäftmäßige Routine, den Mechanismus handwerksmäßiger Formen vernichtet zu werden, wenn dem Beamten keine Anregung von außen zukommt, wenn ihm in seiner Umgebung keine Gelegenheit, in den nächstliegenden Verhältnissen keine Veranlassung gegeben ist, gleichmäßig alle Seiten des geistigen Lebens weiter zu cultiviren. Stellen Sie sich einen Beamten vor, der aus einer andern Provinz hierher versetzt wird. Die große Masse der Bevölkerung, in deren Mitte er sich befindet, bleibt ihm in ihren disharmonisch gemischten Bestandtheilen fremd, ja sie muß in ihm das Gefühl einer unbehaglichen Umgebung erzeugen; in der guten Gesellschaft, in kleinliche Coterien und Cliquen zerspalten, findet er einzig und allein entweder Collegen von sich oder Vorgesetzte oder Untergebene, mithin statt eines ungezwungenen geselligen Tons die Rücksichten der Rangunterschiede, nirgends einen neutralen Boden, wo er den Actenstaub abschütteln, seine amtliche Stellung vergessen kann, überall dieselben Menschen, dieselben Anschauungen, dieselben Formen, an die er im Amte gefesselt ist. Was bleibt ihm übrig? Entweder er verzichtet auf diese Art der Geselligkeit und versucht chez soi seinem Geschmack entsprechend zu leben, oder er verzichtet auf alle weitern außerhalb des Geschäftskreises liegenden Interessen und findet sich nach und nach in die geistlosen Formen des hiesigen geselligen Daseins hinein. So sind Manche, die vermöge ihrer Kenntnisse und Talente in Wissenschaft oder Literatur Ungewöhnliches hätten leisten können, in der hiesigen Umgebung verflacht, versumpft und verkommen. Daß aber hier nicht der Ort ist, um Talente heranzubilden, darüber kann man sich denn ebenso wenig wundern wie darüber, daß aus den Männern unserer Stadt, soviel ich weiß, noch keine einzige Celebrität in Kunst oder Wissenschaft, Literatur oder Politik hervorgegangen ist. Selbst in den Häusern des jetzigen Landtags wie in den frühern Kammern haben es unsere Abgeordneten stets verstanden, wenig oder gar nichts von sich hören und reden zu lassen. Rohden, einer der Führer des preußischen Ultramontanismus, und Marcard, das enfant terrible der äußersten Rechten und enfant gâté des „Kladderadatsch“, sind zwar zur Zeit posener Beamte, aber von Westfalen aus gewählt und dort einheimisch.

So haben Sie also in Posen das Bild einer Colonie von Beamten, aus den verschiedensten Theilen des preußischen Staates hierher verpflanzt und immer danach strebend, diese fremden unbehaglichen Verhältnisse wieder zu verlassen. Sie haben deutsche Cultur, aufgepfropft auf einen Stamm, dem noch alle Bedingungen fehlen, dem Sprößling Saft und Kraft zu geben — kränkelnd und siechend. Ich will dieses Bild im Einzelnen nicht weiter illustriren, um Ihre Leser im Allgemeinen wie meine Mitbürger, denen diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen, nicht zu ennuyiren; le secret d'ennuyer est celui de tout dire. Es sei mir erlaubt, nur noch zweier concreterer Dinge Erwähnung zu thun.

Daß es eine „Posener Zeitung“ gibt, werden Sie vielleicht noch nicht wissen, aber doch voraussetzen. Bis etwa vor einem Jahre befand sich dieses Blatt in einer Verfassung, die wirklich bejammernswerth war. Daß es keine Gesinnung und Farbe hatte, daß es außer zwei magern berliner Correspondenzen und einigen Stilübungen von Schullehrern aus der Provinz jahrelang keinen einzigen Originalaufsatz brachte, daraus mache ich ihm keinen Vorwurf. Aber was war das für eine höchst schauderhafte methode- und sinnlose Compilation aus fremden Zeitungen, der es nicht im entferntesten darauf ankam, denselben Artikel, der zufällig vielleicht bereits von drei berliner Blättern aufgenommen war, drei mal hintereinander in derselben Nummer abzudrucken! Die Hauptschuld dieser Misère trug natürlich der Redacteur, einen großen Theil aber das Publicum, welches dergleichen Dinge duldete. Die Zeitung erhielt dann in einem sächsischen Literaten, Dr. Julius Schladebach, einen neuen Redacteur. Es fehlt demselben weder an Fähigkeit noch an gutem Willen, die Dinge zu ändern; was ihm aber fehlt, das ist eine aufmunternde Anerkennung und eine fördernde Unterstützung im Publicum. Er hat zwar wesentliche Verbesserungen eingeführt; die Auswahl des Materials ist unendlich verständiger, die Provinzialcorrespondenzen sind lesbar geworden, es werden in neuester Zeit, wie es scheint aus einer fremden Feder, wieder politische und volkswirthschaftliche Artikel gebracht. Man kann aber von einem einzelnen Menschen, auf dem das ganze Technische des Redigirens lastet, nicht erwarten, daß er allein auch nur eine Provinzialzeitung so ausstatte, wie es erfoderlich ist. Und daß sich in einer Stadt von der Einwohnerzahl Posens Niemand findet, der Interesse und Talent genug hat, um das Hauptblatt der ganzen Provinz durch eine tüchtige Mitarbeiterschaft zu heben, scheint mir eine Singularität, welche die hiesigen Culturzustände genügend beleuchtet.

Was soll man aber ferner dazu sagen, daß am hiesigen Orte ein Theater, das auch nur auf den Namen eines Kunstinstituts Anspruch macht, eine Unmöglichkeit ist? Einmal vor wenigen Jahren machte Franz Wallner, der gegenwärtige Leiter des Königsstädtischen Theaters in Berlin, den Versuch, erlitt dabei große Einbuße und trat ab. Sehr natürlich! Der Beamtenstand, der hier den ersten Rang füllen müßte, ist zu dürftig besoldet, um häufig ins Theater gehen zu können; dem übrigen Theil der Bevölkerung fehlt aber total diejenige Bildung, welche für den Geschmack an dramatischer Kunst Voraussetzung ist. Ein Sommertheater allerdings, wie es gegenwärtig hier vorhanden, wo man für den lächerlichen Abonnementspreis von $6\frac{1}{2}$ Sgr. seine Cigarre rauchen und sich dazu eine Posse ansehen kann, das findet Anklang, das steht auf dem Niveau des hiesigen Kunstsinns.

Daß Sie nach den vorstehenden abgerissenen Bemerkungen noch immer keine Totalanschauung des posener Lebens haben werden, weiß ich sehr wohl. Ich müßte aber das Idealisiren mehr verstehen, als es der Fall ist, könnte ich aus zerfallenen und zerrissenen Zuständen durch meine Schilderung ein Ganzes herstellen. Sie müssen also die Schuld davon mehr in den Zuständen als in meiner Feder suchen. Sollte indessen irgendein Bewunderer Posens anderer Ansicht sein, dann möge er sich damit trösten, wie ja nach Hamlet nichts so gut oder schlecht ist, das nicht die Meinung dazu macht, und daß eben nur meine Meinung Posen schlechtgemacht hat. Ich habe

dann eben nichts gethan, als meine Unfähigkeit motivirt, von hier aus regelmäßige Correspondenzen zu schreiben. Für mich wenigstens ist Posen kein Ort von Ereignissen, deren Schilderung einen größern Leserkreis interessiren könnte, sondern von kümmerlichen Zuständen, an deren einmaliger Erwähnung es genug ist und übergenug.

Aus Berlin.

Anfang Juli 1856.

N. O. Ich habe eine etwas lange Pause gemacht; doch ist es nicht aus Pflichtvergessenheit, sondern mit Absicht geschehen: die berühmte Sauregurkenzeit, dieses Schreckbild aller berliner Correspondenten, bei deren Annäherung Einem die Tinte im Tintenfaß gerinnt, hat ihren Einzug gehalten, vollständig mit dem altgewohnten Apparat, als da sind verschlossene Wohnungen, verhängte Fenster, gepackte Koffer, Völkerwanderung nach allen Bahnhöfen, Zeitungsspalten, die mit den Zeitungslesern um die Wette gähnen, übelduftende Rinnsteine — Alles ist da, was dazu gehört, eine richtige Berliner saison morte zu constituiren, mit einziger Ausnahme der sommerlichen Hitze, die noch immer nach einzelnen schwachen Versuchen sofort wieder die Flucht ergreift vor strömenden Regengüssen und winterlich kalten Abenden. Was bleibt da einem gewissenhaften berliner Correspondenten zu berichten? Ja was bleibt ihm da überhaupt zu thun, als sich dem allgemeinen Beispiel anzuschließen und mit Reisesack und Regenschirm dem Strom der Auswanderer zu folgen, die sich nach allen Seiten hin ergießen, nach Thüringen, nach dem Harz, nach Dresden, nach Ost- und Nordsee, nach Tirol und der Schweiz, einerlei wohin, wenn sie nur den Schrecken eines Sommeraufenthalts in Berlin entgehen?!

Es ist wahr, ich hätte Ihnen von dem großen berliner Wollmarkt und den Pferderennen schreiben können, dieser letzten geräuschvollsten Station in dem Vergnügungsleben unserer Hauptstadt, von der es dann schnurstracks bergab geht in die todte Jahreszeit. Beide sollen diesmal ungewöhnlich glänzend gewesen sein; namentlich den Pferderennen wird nachgerühmt, daß sie nachgerade die größten und glänzendsten auf dem Continent sind, also die ersten der Welt nach den englischen und auch was die eigentlichen Wetten anbetrifft, diese wahre Würze des Turf, sollen wir, wenn anders die Gerüchte wahr sind, die darüber im Umlauf waren und die wieder manchen recht pikanten Beitrag zu den Mysterien unserer sogenannten höhern Stände lieferten, dem Beispiel unserer englischen Stammvettern mit einem Eifer nachstreben, von dem freilich in andern und wichtigern Stücken wenig oder nichts zu spüren ist. Doch kann ich von all diesen Herrlichkeiten, wie Sie sehen, nur gerüchtweise sprechen; ich bin weder Wollbesitzender noch Gardelieutenant und so reizt mich auch weder das Gedränge zwischen den Wollsäcken auf dem Alexanderplatz und in der Königsstraße, noch fühle ich mich versucht, es den übrigen Berlinern nachzuthun, welche regelmäßig Jahr für Jahr sich verschwören, es gäbe doch kein langweiligeres Vergnügen als diese Pferderennen und Dieser und Jener solle sie holen, wenn sie sich das nächste mal wieder verlocken ließen — aber richtig, sowie es wieder soweit ist und unsere Sportsmen mit weinglühenden Gesichtern, zu Roß und zu Wagen,

stolziren vom Hôtel du Nord und Mielentz aus die Friedrichsstraße entlang auf den Rennplatz hinaus, so ist es, als ob ein wahres Fieber in die Bevölkerung gefahren wäre und selbst mancher ehrliche Handwerksmann versetzt seinen Rock, um unter obligatem Weißbier- und Wurstgenuß, wenn das Glück gut ist, eine Staubwolke zu sehen, hinter der er einen Reiter vermuthet. Unter diesen Umständen und da ich die stattgehabten Herrlichkeiten doch alle nur aus zweiter Hand schildern könnte, erlassen Sie mir dies Capitel wol gänzlich und nehmen mit Nachsicht mein de- und wehmüthiges Geständniß auf: nämlich daß es jetzt von hier aus überhaupt nichts zu berichten gibt und daß ein redlicher Correspondent seine Pflicht jetzt am besten erfüllt, indem er schweigt!

Selbst die Theater, dieser letzte Rettungsanker eines stoffbenöthigten Berichterstatters, tragen den allgemeinen Charakter der Erschlaffung und Langeweile. Die Königliche Bühne ist für Schauspiel und Oper seit einigen Wochen völlig geschlossen. Es war hohe Zeit: denn den letzten Schauspielvorstellungen, die wir sahen, merkte man die Urlaubsgedanken, die den Schauspielern im Kopfe steckten, bereits sehr deutlich an und auch die Oper suchte sich vergebens durch den Beistand unbekannter fremder Sängerinnen über Wasser zu halten. Die letzte Novität, die uns geboten wurde, war Mosenthal's „Goldschmied von Ulm". Die gegenwärtige Intendanz hat freilich das Ihrige gethan, das Publicum an die wunderlichste Wahl ihrer Neuigkeiten zu gewöhnen; wie sie aber dazu gekommen, diesem Stück, das höchstens auf ein Vorstadttheater gehört, die sonst so eifersüchtig bewachten Hallen des königlichen Kunsttempels zu eröffnen und zwar in demselben Augenblick, wo sie der zu dem Stück gehörigen Marschner'schen Musik, die Sie sehr richtig als das einzig Echte an diesem ganzen „Goldschmied" bezeichnet haben, den Zugang versperrt — dies Räthsel zu lösen übersteigt denn doch meine Kräfte und bringe ich die Frage als würdigen Gegenstand zu den jetzt so beliebten Preisbewerbungen in Vorschlag. Jetzt wird das Königliche Theater nur alle drei oder vier Tage geöffnet, um den Invaliden unsers Ballets eine mäßige Bewegung und den Fremden aus der Provinz eine Gelegenheit, das Opernhaus zu sehen, zu verschaffen; für uns Berliner existiren diese Lückenbüßer nicht und habe ich Ihnen also auch davon nichts zu berichten. Auch unsere kleinen Bühnen leiden durch das schlechte Wetter außerordentlich; in frostiger Abendkühle unter strömendem Regen, vor leeren Bänken, mit der Perspective auf eine noch leerere Kasse — wo in aller Welt soll die künstlerische Begeisterung da herkommen?! Namentlich die Sommertheater machen sämmtlich die kläglichsten Geschäfte; bleibt der Sommer so kalt und regnicht, wie er begonnen hat, so wäre es nicht unmöglich, daß wir wenigstens dies Ungeziefer der Sommerbühnen darüber ein für allemal los würden und das wäre dann, meines Bedünkens, immerhin ein Fortschritt, für den man schon allenfalls einige verregnete Landpartien darangeben kann.

Und so sucht das Publicum denn oder vielmehr der dürftige Rest von Publicum, der überhaupt noch zurückgeblieben ist und dem nur die zahlreich durchströmenden Fremden einen gewissen äußern Schein von Compactheit verleihen, in Ermangelung anderer Lustbarkeiten sich auf gut berlinisch wenigstens an Skandal- und Schauergeschichten zu amüsiren. Mangel daran

ist, dem Himmel sei es geklagt, nicht; selbst das Theater, sonst der Sitz der Erheiterung und Freude, liefert seinen Antheil dazu. Vor einigen Tagen ist der Besitzer und Director des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, Hr. Deichmann, plötzlich unter Beschlagnahme seiner Bücher in Criminalarrest gebracht worden; ebenso sein Kassirer und eine junge Schauspielerin, die bisher als Soubrette bei der genannten Bühne engagirt war. Daß die finanziellen Verhältnisse des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters aufs tiefste zerrüttet und daß Hr. Deichmann nur durch die künstlichsten und kostspieligsten Operationen den Fortbestand seiner Bühne überhaupt noch ermöglichte, war längst stadtbekannt; dennoch hat die nunmehr eingetretene Katastrophe das ungeheuerste Aufsehen erregt und wird überall, wohin man hört, mit den abenteuerlichsten Zusätzen und Erläuterungen besprochen. Minder gefährlich, aber immer schmuzig genug ist ein Handel, der sich zwischen dem Königsstädtischen Theater und Hrn. Held, famosen Andenkens, erhoben hat. Daß Hr. Held, der berliner Dictator von 1848, seit einigen Monaten in unsere Mitte zurückgekehrt ist, wissen Ihre Leser ohne Zweifel längst. Er wollte ursprünglich ein politisch-literarisches Wochenblatt nach Art der „Feuerspritze“ und der trefflich redigirten Kossak'schen „Montagspost“ herausgeben; da er jedoch die Mittel dazu nicht aufzutreiben vermochte, hat er sich vorläufig mit der Theilnahme an einem „Theater-Moniteur“ begnügt, einem Winkelblättchen, das er als erfahrener Practicus nicht besser in die Höhe bringen zu können meint, als durch einen gehörigen Skandal. Zum Opfer dieser Speculation hat er sich Hrn. Wallner und das von ihm geleitete Königsstädtische Theater (für das übrigens, beiläufig bemerkt, das große Gebäude der königlichen Steindruckerei in der Münzstraße, um das zu diesem Ende schon seit längerm gehandelt wurde, nun wirklich angekauft ist) auserkoren. Wir bedauern Hrn. Wallner und seine Anstalt, daß sie der Feder eines Held verfallen sind; im Schauspielerleben indessen muß man ja wol noch auf Schlimmeres gefaßt sein und so können wir auch den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Angegriffenen ihrem Angreifer noch mehr Ruhe und Gleichgültigkeit entgegengesetzt haben möchten, der Skandal würde dadurch jedenfalls kleiner geblieben und also auch der Zweck des Hrn. Held weniger erreicht worden sein.

Und doch, was sind alle diese und ähnliche Skandalgeschichten, ja was ist selbst die anstößige Geschichte von den beiden hiesigen Edeldamen, Mutter und Tochter, welche durch Börsenspiel ruinirt sich jetzt gegenseitig mit Executionen und Wechselprocessen verfolgen — was ist es Alles gegen die furchtbaren Enthüllungen, welche der kürzlich beendete Proceß gegen den Privatdocenten Dr. jur. Eduard Schmidt geliefert hat?! Auch dieser Fall ist Ihren Lesern ohne Zweifel längst bekannt, auch ist er viel zu verwickelt und weitschichtig, um hier mitgetheilt zu werden. Das Factum selbst jedoch, daß ein Vormund die ihm anvertrauten Mündel — oder muß man gar sagen, ein Vater die von ihm erzeugten unehelichen Kinder?! — viele Jahre lang planmäßig verleumdet und der nichtswürdigsten, ja unnatürlichsten Verbrechen beschuldigt, blos um sich des ihnen zugehörigen Vermögens zu bemächtigen — dies Factum, sage ich, ist so unerhört und übertrifft so sehr Alles, was die keckste Phantasie unserer Romanschreiber zu erdenken wagte, daß ich mir wenigstens eine Erwähnung desselben in diesen Berichten, die ja doch Beiträge zur Culturgeschichte unserer Stadt liefern wollen, nicht wohl versagen

durfte. Was aber der ganzen Affaire erst ihren wahren Hautgoût verleiht, das ist der Umstand, daß eben dieser Dr. jur. Eduard Schmidt in den Jahren 1848 und 1849 einer unserer eifrigsten Demokraten gewesen ist; Ende 1849 jedoch bekehrte er sich und zeichnete sich seitdem als eine Hauptstütze des frühern Treubunds sowie als eins der glänzendsten Lichter unserer Ultrapietisten aus. Seine Verurtheilung hat unter seinen bisherigen Glaubensgenossen große Niedergeschlagenheit hervorgerufen; sie trösten sich, daß er vermuthlich, wie sein würdiger College Hr. Tassius in Kassel oder wie dessen frommer Gönner Hr. Vilmar in Marburg, den Teufel „leibhaftig, mit Schwanz und Klauen" gesehen hat und von ihm verführt worden ist. Dagegen ist der vielbesprochene „Börsenkönig", Bankier Meyer, über dessen Verurtheilung vor dem Geschworenengericht ich Ihnen im Winter ausführlich berichtete, bei der von ihm durchgesetzten Wiederaufnahme des Processes vor dem hiesigen Kreisgericht freigesprochen worden; seine frühern Mitangeklagten, die keine Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt und deren Verurtheilung daher längst rechtskräftig geworden, haben ihre Gefängnißstrafe sämmtlich bereits angetreten. Eine andere tragische Geschichte, welche unser Publicum vor mehr als Jahresfrist in Schrecken versetzte, die Ermordung eines armen unbescholtenen Nähtermädchens durch den Jäger Putlitz, hat vor einigen Tagen durch die Hinrichtung des Verbrechers ihr blutiges Ende erreicht. Der Mörder war der uneheliche Sohn einer heruntergekommenen altadeligen Dame; es sollen die kräftigsten Schritte geschehen sein, seine Begnadigung zu erwirken, allein vergeblich. Putlitz ist ohne Geständniß, mit der kalten trotzigen Unbefangenheit gestorben, die ihn überhaupt charakterisirte. Der Falkenthal'sche Meineidsproceß, der zu Ende vorigen Monats angesetzt war, ist nochmals verschoben worden; er soll nun, wie es heißt, im Lauf des gegenwärtigen Monats herankommen.

An politischen Neuigkeiten sind wir gänzlich verarmt. Der Hof schwärmt auf Reisen, König und Königin sind ins Bad nach Böhmen, Hr. von Manteuffel ins Seebad nach Scheveningen, die Diplomatie hat uns ebenfalls zum größten Theil verlassen, ebenso die höhern Beamten und wer noch nicht fort ist, zählt wenigstens schon voll Ungeduld die Wochen, wo es ihm vergönnt sein wird, den Staub und Qualm der Stadt ebenfalls hinter sich zu lassen. Selbst die Gerüchte von der bevorstehenden Zusammenkunft des Kaisers von Oestreich und verschiedener anderer deutschen Fürsten mit Kaiser Napoleon erregen einstweilen nur geringe Aufmerksamkeit. Auch die Note, welche unsere Regierung an die dänische gerichtet haben soll wegen der von letzterer beliebten Einziehung der lauenburgischen Domänen, wird bisjetzt nur wenig besprochen und auch vom Sundzoll ist Alles wieder still geworden.

Der Verwaltung der Stadt stand die Möglichkeit einer Veränderung bevor, indem ein Theil des Stadtraths einschließlich des zweiten Bürgermeisters neu gewählt werden mußte. Doch sind mit einer einzigen Ausnahme sämmtliche Stadträthe wiedergewählt worden und auch unser früherer Bürgermeister Hr. Naunyn hat mit 47 Stimmen (was gerade ein oder zwei Stimmen über die erfoderliche absolute Majorität war) seinen Platz gegen seine Mitbewerber, unter denen der Candidat der liberalen Partei, Stadtrath Duncker, es nur auf 18 Stimmen brachte, siegreich behauptet.

Notizen.

Ueber zwei in der jüngsten Zeit vielfach genannte deutsche Dichter brachten die öffentlichen Blätter kürzlich einige biographische Angaben, deren auszugsweise Mittheilung unsern Lesern hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Klaus Groth, der Dichter des „Quickborn" (von dem soeben in Berlin eine neue, irren wir nicht, die vierte Uebertragung ins Hochdeutsche erschienen ist, von A. von Winterfeldt, dem Uebersetzer Bellman's) wurde 1819 zu Heide in Norddithmarschen als der Sohn eines Windmüllers geboren. Seine Kindheit verlebte er in ziemlich beschränkten Verhältnissen, meist unter ländlichen Arbeiten. Vierzehn Jahre alt, wurde er Schreiber bei dem Kirchspielvogt in Heide. Hier, in der Bibliothek seines Principals, machte er die erste Bekanntschaft mit unsern deutschen Classikern, insbesondere mit Goethe; auch fing er damals an, Englisch und Französisch zu treiben. Aber gerade diese Erweiterung seiner Bildung machte ihm die Lage als Schreiber unerträglich und als nun, ungefähr in seinem 18. Jahre, sich auch sein eigenes poetisches Talent zu entwickeln anfing, beschloß er, um welchen Preis immer, eine andere mehr auf das Geistige gerichtete Laufbahn einzuschlagen. So trat er also in das Schullehrerseminar zu Tondern, um sich zum Volksschullehrer auszubilden. Doch trieb er dabei auch eifrig Lateinisch und neuere Sprachen; selbst mit dem Griechischen wurde ein Anfang gemacht. Nachdem er so drei Jahre in dem Seminar zugebracht, erhielt er in Tondern selbst eine Anstellung als Mädchenschullehrer. Doch legte er die Stelle schon 1847 freiwillig nieder, um seinem noch immer nicht gesättigten Bildungsdrang zu genügen. Allein bevor er noch weitere Schritte für diesen Zweck thun konnte, erkrankte er und zwar war sein Leiden so hartnäckiger Natur, daß es ihn noch in diesem Augenblick nicht wieder verlassen hat; auch der „Quickborn", der zuerst 1852 erschien, ist auf dem Krankenlager entstanden. Den größten Theil dieser trüben Zeit brachte der Dichter in tiefster Abgeschiedenheit auf der Insel Femern, an der nordöstlichen Spitze von Holstein zu; erst später gestattete sein Zustand ihm, sich nach Kiel schaffen zu lassen. Eine Reise nach Italien sollte ihm die verlorene Gesundheit und zugleich seinem Geist neue Anregungen geben. Doch gelangte er nur bis Bonn, wo er noch gegenwärtig, unter der Obhut theilnehmender Freunde, von der philosophischen Facultät zu Bonn mit dem Ehrendiplom eines Doctors der Weltweisheit geziert, verweilt. — Emil Brachvogel, dessen Trauerspiel „Narciß" jetzt soviel verdientes Aufsehen erregt, ist 1824 in Breslau geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Sein Bildungsgang scheint ziemlich ungeordnet und willkürlich gewesen zu sein; nachdem er es mit verschiedenen Wissenschaften und Berufszweigen versucht, aber vergeblich, wandte er sich endlich dem Theater zu. Er wurde Schauspieler, machte jedoch als solcher kein Glück und privatisirte nun längere Zeit in Schlesien, bis er sich 1849 nach Berlin begab, hauptsächlich um daselbst Anknüpfungspunkte für eine literarische Wirksamkeit zu finden. Allein auch dies gelang ihm nicht und so lebte er wiederum einige Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit im schlesischen Riesengebirge, meist mit poetischen Arbeiten beschäftigt. 1854 nach Berlin zurückgekehrt, übernahm er, um das Theaterwesen praktisch

kennen zu lernen, eine Stelle als Theatersecretär bei dem Director Engel, der damals noch Besitzer des bekannten Kroll'schen Locals war; hier ist auch sein „Narciß" entstanden. Doch ist derselbe keineswegs, wie man anfänglich glaubte, das Erstlingswerk des Dichters; schon vor einer Reihe von Jahren hat er noch einige andere Dramen geschrieben: „Ali-Sirrah" und „Jean-Favrat", von denen das letztere auch 1851 auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin aufgeführt ward, jedoch ohne besonderlichen Erfolg. Dagegen ist ein drittes Stück von ihm, das er 1852 zu Breslau im Buchhandel erscheinen ließ, „Aham, der Arzt von Granada", von der Kritik recht beifällig aufgenommen worden.

In Worms soll ein Luther-Denkmal errichtet werden, zur Erinnerung an jenen Reichstag von 1521, auf dem Luther das Recht des Evangeliums und der freien Forschung so standhaft behauptete und der für die Entwickelung der neuen Lehre so entscheidend wurde. Um die Errichtung des Denkmals möglichst zur Volkssache zu machen, ist die Höhe des einzelnen Beitrags auf einen Kreuzer festgesetzt worden, man erwartet danach also von Seiten der deutschen Evangelischen eine große und allgemeine Betheiligung. Auch zu Gunsten des Denkmals für Händel, das man, wie früher gemeldet, in Halle, der Geburtsstadt des Componisten, errichten will, ist jetzt ein öffentlicher Aufruf erlassen; man hofft, damit bis 1859, dem hundertjährigen Sterbejahre Händel's, zustande zu kommen.

In Weimar hat die seit längerm angekündigte Aufführung des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust" am 24. Juni zu Ehren des großherzoglichen Geburtsfestes stattgefunden. In der That jedoch ist es nur ein verhältnißmäßig sehr kleines Bruchstück des Ganzen gewesen, was dabei zur Darstellung gekommen: nämlich nur der erste Act, von dem Erwachen Faust's bis zur Erscheinung der Helena. Die Bearbeitung rührt noch von dem verstorbenen Eckermann, die mit sehr freigebiger Hand dazwischen gestreute Musik dagegen von dem Kapellmeister Eberwein her. Die Darstellung soll im Allgemeinen recht gelungen, die Ausstattung ungemein prächtig, dennoch der Eindruck des Ganzen nur unklar und unbefriedigend gewesen sein, wie das freilich bei der Natur des Experiments kaum anders zu erwarten stand. — In Dresden ist endlich das langprojectirte zweite Theater eröffnet worden; dasselbe befindet sich im Großen Garten und ist zunächst als Sommerbühne zur Aufführung von Possen und kleinern Singspielen bestimmt. In Breslau ist das schon früher besprochene Gesammtgastspiel, welches die Koryphäen des wiener Burgtheaters daselbst veranstalten, am 4. Juli unter lebhafter Theilnahme des Publicums eröffnet worden. Die Zahl der Gastspieler beläuft sich auf sieben, darunter Frau Rettich, Hr. Gabillon ꝛc.; die erste Vorstellung war Friedrich Halm's „Fechter von Ravenna". — Das Königsstädtische Theater in Berlin hat mit einer neuen Posse von Kalisch: „Wie gewonnen, so zerronnen", nach einem wiener Vorbild, großes Glück gemacht.

Albert Dulk, der durch sein Drama „Orla" Mitte der vierziger Jahre so bedeutendes Aufsehen erregte, dann aber seit längerm völlig verstummt war, hat ein neues dramatisches Gedicht „Jesus der Christ" vollen-

det, dessen Veröffentlichung demnächst zu erwarten steht. Es ist ein ebenso eigenthümlicher wie genialer Versuch, die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums aus rein historischen Motiven zu erklären und poetisch darzustellen; das Gedicht, dessen Durchsicht im Manuscript uns vergönnt war, ist reich an neuen und großartigen Zügen und wird von Seiten des Publicums gewiß mit Interesse empfangen werden. Albert Dulk, ein Sohn des 1852 verstorbenen verdienten Chemikers Friedrich Philipp Dulk, wurde 1819 zu Königsberg geboren, studirte daselbst anfänglich Philosophie und Literatur, späterhin Chemie und war eben im Begriff, sich in seiner Vaterstadt als Docent der letztern zu habilitiren, als das Ministerium Eichhorn, bei dem er durch die in seinen Dichtungen kundgegebene politische Gesinnung misliebig geworden war, ihm die Erlaubniß dazu verweigerte und dadurch seinen ganzen Lebensweg kreuzte. Die Revolutionsjahre verlebte Dulk theils in Königsberg theils in Berlin; nach dem Siege der Reaction begab er sich, jedoch nicht als Flüchtling, sondern aus freier Wahl, in die Schweiz, von wo aus er verschiedene größere Reisen unternahm, namentlich nach Italien und Aegypten, welches letztere Land er, angefeuert durch das Beispiel seines bekannten Landsmannes Bogumil Goltz und der arabischen Sprache vollkommen mächtig, in abenteuerlichster Weise zu Fuß durchwanderte. Seit einigen Jahren lebt er wiederum in der Schweiz, in der Nähe von Genf; doch steht zu hoffen, daß er bald auf die Dauer nach Deutschland zurückkehren und die reiche, durch mannichfache Erfahrungen und Studien geläuterte Kraft seines Geistes in regelmäßiger Thätigkeit für die vaterländische Literatur fruchtbar machen wird.

Am 23. Juli soll zum Besten des Mozart-Vereins in Wernigerode am Harz ein großes Musikfest stattfinden; man erwartet außer einer Vereinigung von 300 Sängern eine ungewöhnliche Anzahl musikalischer Notabilitäten, namentlich Liszt, Abt, Neithardt, Spohr 2c. Der Verein selbst soll im besten Gedeihen sein; daß der kunstsinnige Herzog von Sachsen-Koburg das Protectorat desselben übernommen, haben wir schon früher gemeldet. Unmittelbar darauf, am 25. Juli soll zu Braunschweig das 25jährige Jubelfest des Norddeutschen Sängerbundes ebenfalls durch ein Musikfest feierlich begangen werden, Anfang September aber findet in Salzburg, der Geburtsstadt Mozart's, das seit längerm vorbereitete, sehr großartig angelegte Musikfest zu Ehren des großen Meisters sowie zu Gunsten der in Salzburg bereits bestehenden Mozartstiftung statt.

Jakob Moleschott, der sein neues Lehramt in Zürich kürzlich mit einer Antrittsrede eröffnet hat, die auch bereits im Druck erschienen ist (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.), hat die Redaction einer physiologischen Zeitschrift übernommen: „Untersuchungen zur Naturlehre des Menschen und der Thiere." Dieselbe erscheint in zwanglosen Heften ebenfalls im Verlag von Meidinger Sohn und Comp.; wiewol ausschließlich für Fachgelehrte bestimmt, wird sie doch bei dem ungemeinen Aufsehen, das Moleschott's wissenschaftliches Auftreten auch unter den Laien erregt hat, sowie bei dem lebhaften, bald freundlichen bald feindseligen Interesse, das sich an seinen Namen knüpft, gewiß auch von Seiten des größern Publicums nicht ohne Theilnahme bleiben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 30.** 24. Juli 1856.

Ein neuer Roman von dem Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder", der „Verbrecher" ꝛc.

Von

Robert Prutz.

„Bücher wie das gegenwärtige", sagt der in der Ueberschrift genannte Verfasser in dem Vorwort seines soeben erschienenen neuesten Romans „Anna Jogszis" (4 Bde., Leipzig, H. Schultze), „pflegt man nur aus besondern Veranlassungen mit einem Vorwort zu begleiten. Ich habe eine solche besondere Veranlassung."

Das „Deutsche Museum" ist mit dem neuesten Werk des ebengenannten Verfassers in einem einigermaßen ähnlichen Falle: Bücher wie das vorliegende pflegt das „Deutsche Museum" gewöhnlich nur in seiner kritischen Abtheilung zu besprechen und es müssen „besondere Veranlassungen" sein, welche die Redaction bestimmen, der Besprechung eines neuen Romans einen Platz an der Spitze des Blattes einzuräumen. Eine solche „besondere Veranlassung" liegt diesmal vor; doch beruht sie, um dies gleich vorauszuschicken, nicht in dem hervorragenden ästhetischen Werth des Werkes noch in irgendeinem andern ungewöhn-

lichen Interesse, welches dasselbe in Anspruch nimmt, sondern wieder nur in der „besondern Veranlassung“, welche den Herrn Verfasser getrieben hat, seinem Buch ein geharnischtes Vorwort voranzuschicken.

Geharnischtes Vorwort — damit ist denn das Stichwort des Räthsels sogleich verrathen und der Leser weiß nun, was er auf diesen Seiten zu erwarten hat. Eine Metakritik also? Eine Vertheidigung und nähere Begründung gewisser kritischer Aeußerungen, durch die wir so unglücklich gewesen sind, den Zorn des Herrn Verfassers auf uns zu laden? Beileibe nicht! Das „Deutsche Museum“ bescheidet sich, in vielen und manchen Stücken nicht völlig auf dem Gipfel der neuesten Mode zu stehen und auch der Herausgeber desselben persönlich läßt es sich gern gefallen, von dem mehrerwähnten Vorredner nur zu den „untergeordneten Geistern“ und „gewöhnlichen Naturen“ gezählt zu werden; so altfränkisch indessen ist das „Deutsche Museum“ bei alledem nicht, noch sind wir so völlig hinter der Zeit zurückgeblieben, daß wir nicht wissen sollten, daß derartige kritische Plänkeleien hors de saison sind und daß, wo der wirklich oder vermeintlich Verletzte empfindlich genug ist, seinem Groll in Gegenangriffen Luft zu machen, wenigstens der Kritiker soviel guten Geschmack haben muß, keine Notiz davon zu nehmen und dem Beschädigten oder sich doch für beschädigt Haltenden somit wenigstens den Trost der Advocaten und der alten Weiber, wir meinen die Ehre des letzten Worts, zu gönnen.

Auch hat das „Deutsche Museum“ seit Jahren an dieser Regel festgehalten, seit Jahren hat es alle Beschuldigungen, die hier und da theils gegen seine Haltung und Richtung im Allgemeinen, theils gegen einzelne seiner Aussprüche erhoben worden sind, unerwidert gelassen — nicht aus Geringschätzung der Gegner oder weil es sich für unfehlbar hält, im Gegentheil: der Herausgeber ist sich sehr wohl bewußt, daß bei aller Sorgfalt und Strenge gegen sich selbst doch er sowol wie seine Mitarbeiter einzelnen Irrthümern unterworfen sind und daß daher auch die kritischen Urtheile des „Deutschen Museum“ gewiß sehr oft fehlgreifen. Aber er glaubt auch, daß das Publicum nachgerade gebildet, die Oeffentlichkeit der Presse groß genug ist, als daß solche nach den Bedingungen der menschlichen Natur unvermeidliche Irrthümer, wo sie ja einmal mit unterlaufen, nicht auch sofort ihre Berichtigung finden sollten, und wäre es nur in dem misbilligenden Kopfschütteln, mit dem der einsichtsvolle Leser (und an diese denkt man ja doch nur, indem man schreibt) das Blatt aus der Hand legt. Am wenigsten aber haben wir uns bei dieser Ansicht der Dinge jemals entschließen können, angeblichen Berichtigungen, wie unbegründet und thöricht sie sein mochten, mit Gegenberichtigungen entgegenzutreten; es schien uns nicht nur jederzeit genügend, wenn von beiden Seiten Rede und Gegenrede vorgebracht und das Pu-

blicum somit in den Stand gesetzt war, sich sein Urtheil selbständig zu bilden, sondern wir haben auch Den niemals für einen richtigen Poeten halten können, der auf eine abfällige Kritik noch mit etwas Anderm antwortet als mit einem zweiten, noch bessern Gedicht und ebenso wenig Den für einen richtigen Kritiker, der den Vorwurf der Parteilichkeit oder der übermäßigen Strenge noch mit etwas Anderm zu entwaffnen sucht als durch desto größere Gerechtigkeit und Unbefangenheit des Urtheils.

Wenn wir nun in dem vorliegenden Falle scheinbar eine Ausnahme von dieser Regel machen, so geschieht das nicht sowol um unsertwillen als im Interesse des mehrgenannten Verfassers selbst; nicht uns wollen wir vertheidigen, sondern ihn selbst wollen wir in der Vertheidigung, die er gegen uns für nöthig befunden hat, unterstützen, indem wir, soviel in unsern Kräften steht, zur Verbreitung derselben beitragen. Auch hat unser Antikritiker über die augenblickliche Lage der deutschen Kritik sowie überhaupt über den Zustand der deutschen Presse einige Entdeckungen gemacht, welche so eigenthümlich sind und so abweichend von Allem, was man wol sonst über diesen Gegenstand hörte, daß sie schon um deswillen verdienen, hier des Nähern besprochen zu werden.

Doch müssen wir dem Leser zuerst wol in aller Kürze mittheilen, um was es sich handelt und wodurch wir eigentlich den Zorn des Herrn Verfassers auf uns geladen haben.

Vor etwa Jahresfrist erschien von dem Verfasser der „Neuen deutschen Zeitbilder" — oder sprechen wir den Namen nur frei heraus, der ja doch längst kein Geheimniß mehr ist: von Herrn Temme, dem bekannten Criminalisten, auch Mitglied der ehemaligen berliner Nationalversammlung, gegenwärtig Professor der Rechte in Zürich, ein fünfbändiger Roman „Die Verbrecher", welchen der Herausgeber dieser Blätter sich nach bestem kritischen Gewissen genöthigt sah, als eine Verirrung des Dichters und einen Misbrauch der Nachsicht zu bezeichnen, welche die Kritik dem Verfasser bis dahin aus naheliegender Rücksicht auf sein bekanntes politisches Schicksal erwiesen hatte und von der auch das „Deutsche Museum" — mit Beschämung bekennen wir es — sich nicht ganz frei erhalten hatte. Die Kritik steht, falls Jemand Lust haben sollte sie nachzuschlagen, in Nr. 48, S. 806 fg., unsers vorigen Jahrgangs abgedruckt; sie besteht hauptsächlich aus einer gedrängten Relation des Inhalts, hebt einzelne nach dem Dafürhalten des Kritikers besonders verunglückte Partien des Buchs hervor und kommt danach zu einem Resultat, das für die Eigenliebe des Verfassers allerdings wenig schmeichelhaft gewesen sein mag.

Doch hätte er dieser verletzten Eigenliebe immerhin nicht soweit nachgeben sollen, als er es in dem Vorwort seines obengenannten neuesten

Romans leider gethan hat. Glaubte Hr. Temme sich wirklich durch unser Urtheil verletzt und hielt er unsern Tadel, selbst wenn er unbegründet war, nicht für aufgewogen durch den Weihrauch, der ihm von anderer Seite gespendet ward (wir setzen nämlich voraus, daß dies Letztere geschehen, da ja sonst der Grimm, den Hr. Temme gerade auf uns geworfen, völlig unbegreiflich sein würde), schien es ihm mit einem Wort unerlaßlich, sich gegen uns zur Wehr zu setzen und konnte und wollte er die „besondere Veranlassung", seinen neuen Roman mit einem geharnischten Vorwort zu eröffnen, nicht unbenutzt lassen — warum begnügte er sich nicht, die Schale seines Zorns nur auf unser Haupt als das Haupt des Schuldigen zu leeren? Hatten wir falsch referirt oder uns sonst eine wissentliche oder unwissentliche Entstellung zuschulden kommen lassen, warum begnügte er sich nicht, diese unsere Falschmünzerei einfach aufzudecken und der entstellten Thatsache die berichtigte gegenüberzustellen? Wir hatten z. B. angeführt, daß in dem Roman des Hrn. Temme ein alter halb blödsinniger Geizhals vorkomme, der sich mit seiner Maitresse um den Besitz von Geld und Geldeswerth prügele; ferner eine schöne edelherzige Witwe, die nur in früherer Zeit das kleine Unglück gehabt, verführt zu werden und einige Jahre in einem Bordell zu conditioniren; ferner eine Hauptstadt, wo es zum guten Ton der vornehmen Damenwelt gehöre, die Läden zu bestehlen und als praktisches Beispiel dazu eine Hofdame, Freundin des regierenden Fürsten, welche als gewerbmäßige Ladendiebin attrapirt und auf die Polizei geschleppt wird; ferner ein Polizeiminister, der sich alle mögliche Mühe gibt, die vornehme Diebin durchschlüpfen zu lassen, mit einem detto Gerichtspräsidenten, der falsche Wechsel ausstellt und sich von jüdischen Wucherern bestechen läßt — waren alle diese Anführungen oder wenigstens einige davon falsch? Stand in dem Buche des Hrn. Temme nichts davon zu lesen? Waren diese ästhetischen Misgeburten des Kritikers eigene Erfindungen und hatte er sich erfrecht, seine Wechselbälge dem Herrn Autor in Rechnung zu setzen? Aber nein, es muß sich doch wol so verhalten, wie der Kritiker angegeben; wenigstens würde Hr. Temme doch wol sonst die „besondere Veranlassung" benutzt haben, die böslichen oder leichtfertigen Entstellungen seines Kritikers als solche zu brandmarken, er würde sich nicht begnügt haben, demselben nur im Allgemeinen Verletzung der „Wahrheit und Sitte" vorzuwerfen, sondern er würde, gegenüber den von uns angeführten Thatsachen, auch einen thatsächlichen Gegenbeweis angetreten haben, der ja unter diesen Umständen so überaus leicht für ihn zu führen gewesen wäre.

In der That aber ist von alledem in der Antikritik des Hrn. Temme nichts zu finden; selbst die „ungeheure Maulschelle", die der Verfasser der „Verbrecher" einer reisenden „Dame" in einem süddeutschen Gasthofe

von einem andern ihr fremden Reisenden bei Gelegenheit eines Wortwechsels geben läßt und über die der Kritiker — derselbe Kritiker, dem Hr. Temme Ueberschreitung des Anstandes vorwirft — so unanständig gewesen war, sich zu moquiren — selbst diese verhängnißvolle Ohrfeige wird von dem Antikritiker nicht in Abrede gestellt und muß die arme reisende Dame, für die es unter diesen Umständen ein wahres Glück ist, daß sie nur eine Phantasiegeburt des Hrn. Temme, dieselbe also wol richtig weghaben. Statt dessen ergeht Hr. Temme sich in hochtrabenden Redensarten über das „literarische Cliquenwesen", das in Deutschland „wie in keinem andern Lande" herrsche und die „literarischen Coterien", die hier schamloser und plumper als irgend anderwärts es sich „in ihren Organen zum Geschäft machen, ihre Mitglieder und deren Erzeugnisse zu erheben", andere Coterien und Parteien aber „anzugreifen und schlechtzumachen". Allerdings, tröstet Hr. Temme sich, habe hier das literarische Cliquenwesen in Deutschland schon längst bestanden; Gottsched, Garlieb Merkel, Müllner, seien „traurige Andenken des literarischen Verfolgens und Verleumdens, des Schlechtmachens, Herunterreißens, Todtschlagens". „Aber", fährt er fort, „wie gegenwärtig dies Unwesen bei uns wuchert, in solcher beklagenswerthen Weise, in solchem Grade und in solcher Ausdehnung hat man es früher nicht gekannt."

Nun haben wir gewiß keinen Grund und noch weniger Neigung, die Zeit rosenfarbener zu sehen als sie ist: aber gegen diesen Vorwurf müssen wir sie doch in Schutz nehmen. Wäre Hr. Temme ein besserer Kenner unserer Literaturgeschichte — ich sage gar nicht, als er ist, sondern nur als er in seiner Eigenschaft als Professor der Jurisprudenz zu sein braucht, so würde er auch wissen, daß die Anklage, die er da gegen die heutige Literatur erhebt, vollkommen unbegründet ist, ja daß es sich damit gerade umgekehrt verhält als er behauptet. Die Literatur der Gegenwart hat gewiß viele und sehr große Schattenseiten; aber was den Punkt des Cliquen- und Coteriewesens anbetrifft, so weiß Jeder, der sich mit der Geschichte unserer Literatur und speciell unserer Journalistik wirklich beschäftigt hat, daß es damit im Vergleich gegen früher besser, erheblich besser geworden. Ganz ausgerottet ist das Uebel natürlich auch jetzt noch nicht, es gibt noch immer einzelne Autoren und Kritiker, welche ihre persönlichen Ansichten und Interessen mit den Interessen und Bedürfnissen der Literatur verwechseln und die dabei kein noch so klägliches Mittel, weder schmuzigen Tadel noch schmuzigeres Lob scheuen, ihrem Egoismus zu fröhnen. Der wesentliche Unterschied dabei aber ist, daß das Publicum heutzutage diese Machinationen durchschaut und darum an ihre Erfolge nicht mehr glaubt; unsere Zwerge erklären sich wol noch für Riesen, aber es läuft Niemand mehr vor ihnen davon, unsere kleinen kritischen Jupiter donnern wol noch, aber ihre Schläge

sind kalt und das einzige Echo, das sie erwecken, ist das Gelächter, mit welchem die versammelte Menge ihre vergeblichen Anstrengungen begrüßt. Eine kritische Gewaltherrschaft wie Gottsched, Merkel und Müllner sie theils ausübten, theils wenigstens erstrebten, wäre heutzutage geradezu eine Unmöglichkeit, die Zeit des Terrorismus ist vorüber, wenn nicht in der Politik, so doch jedenfalls in der Literatur und nur völlige Unkenntniß unserer literarischen Zustände kann behaupten, daß unsere Zeit sich in dieser Hinsicht mit der Zeit der Müllner und Consorten vergleichen lasse oder sie wol gar noch übertreffe. Freilich ist das Verdienst dieser Besserung nicht eben allzu groß; in demselben Maße, wie die politische und sociale Entwickelung bei uns in den Vorgrund getreten ist, hat die literarische, die das Interesse der Nation bis dahin ausschließlich in Anspruch nahm, an Bedeutung verloren, es ist kein Gegenstand mehr, um den, wie früher, die Welt bei uns wackelt, ob ein Buch so oder anders kritisirt wird und daher, wenn es auch noch Leute unter uns geben sollte, die an literarischen Katzbalgereien ihr Vergnügen finden, so würde ihnen doch die Hauptsache dabei fehlen — ein theilnehmendes Publicum.

Doch räumten wir ja vorhin selbst ein, daß es bei alledem noch Ausnahmen gibt, wenn auch ziemlich effectlose; wer sichert uns, daß wir und unser Blatt nicht zu diesen Ausnahmen gehören? Hr. Temme behauptet es; Hr. Temme behauptet, daß die Angriffe, welche er in seiner letzten Erzählung „Die Verbrecher" gegen jenes Cliquenwesen gerichtet, unsere Recension im „Deutschen Museum" hervorgerufen und daß wir uns dabei Waffen bedient, die „ihm nicht zugebote stehen". Wir fürchten, dies Letztere ist wahrer als Hr. Temme selbst weiß, wenn auch in einem andern Sinne als er es meint. Denn wir haben in unserer Kritik Thatsachen vorgebracht, Hr. Temme aber, wiewol er als Jurist doch gewiß am besten weiß, daß, wer behauptet, auch beweisen muß, hat sich dieser Mühe völlig überhoben gehalten; er wirft emunctis naribus mit „Cliquenwesen" und „literarischen Coterien" und „Verleumdungen" und „Verfolgungen" und „Leuten solchen Schlags" um sich, aber woher er den Grund zu diesen Anklagen nimmt und worauf dieselben sich stützen, davon sagt er selbst kein Wort. Aber so gehe er doch heraus mit der Sprache! Wer A sagt, muß auch B sagen; Hr. Temme wirft uns Coteriewesen und Parteilichkeit vor — wo ist die Coterie, wie heißt die Partei, der wir dienen? Er beschuldigt uns des literarischen Cliquenwesens — wo ist die Clique, die sich um das „Deutsche Museum" versammelt? Wie heißen die Götzen, denen wir opfern? Wo sind die literarischen Handlanger, die wir zu Lob oder Tadel in Bewegung setzen? Es war unser Stolz bisher, und was wir sonst von stimmfähiger Seite über die Wirksamkeit unsers Blattes vernahmen, ließ uns hoffen, daß

dieser Stolz kein ganz ungerechtfertigter: nämlich daß, welche Fehlgriffe und Irrthümer wir uns auch übrigens bei der Leitung unsers Blattes möchten zuschulden kommen lassen und wie oft unser Urtheil auch das Richtige verfehle, doch wenigstens der Vorwurf des Cliquenwesens und der persönlichen Gunst oder Ungunst nicht dagegen erhoben werden könne. Hr. Temme erhebt ihn gleichwol — aber er erhebt ihn ohne die Spur eines Beweises; Hr. Temme ist ohne Zweifel ein sehr ehrenwerther Mann — aber solange er nicht Beweise für seine Behauptungen beibringt, muß er uns doch schon erlauben, dieselben lediglich für Ausgeburten seiner verletzten Autoreitelkeit zu halten. Ja wir müssen dies umsomehr thun, als wir bei weitem nicht die Einzigen sind, welche Hr. Temme dieser Verbrechen beschuldigt. Vielmehr gehört Hr. Temme, wie es scheint, zu jener beklagenswerthen Sorte von Schriftstellern — nämlich beklagenswerth um ihrer selbst willen, weil sie sich und Andern das Leben damit verbittern —, die in jedem Tadel ihrer Werke einen Hochverrath gegen Tugend und Wahrheit erblicken und auf jede Ausstellung, welche ein einzelner Kritiker gegen ihre Erzeugnisse macht, mit einem allgemeinen *Anathema sit!* gegen die Kritik selbst antworten. Schon in seinem Roman „Die Verbrecher" hatten wir die ganz ungehörige Art zu rügen, mit welcher er gegen eine tadelnde Kritik der „Grenzboten" polemisirte; in dieselbe Schwäche ist er auch in seinem obengenannten neuesten Roman wieder verfallen, während er in dem dazu gehörigen Vorwort, wie der Leser eben gesehen hat, die deutsche Kritik sammt und sonders der Parteilichkeit, Unehrlichkeit und Roheit beschuldigt.

Aber nein, Eine „ehrenvolle Ausnahme" macht er doch und zwar sieht er dieselbe „in den zugleich mit der Literatur sich befassenden politischen Zeitungen": das heißt also in den literarischen Feuilletons unserer Zeitungen und ihren gelegentlichen kritischen Auslassungen. Nun in der That, wenn Hr. Temme kein besserer Jurist als Literarhistoriker wäre, so stände sein Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung auf schwachen Füßen. Schon seine Behauptung, daß es mit der deutschen Kritik jetzt schlimmer bestellt als zu Zeiten unserer Gottsched, Merkel und Müllner, konnten wir nur mit Kopfschütteln entgegennehmen; daß er nun aber gar noch die Feuilletons unserer Zeitungen für die Stütze der Kritik erklärt, das ist eine Entdeckung von so ungeheuerlicher und unglaublicher Beschaffenheit, daß wir ihm die Ehre derselben gern überlassen. Denn auch hier wieder weiß Jeder, der überhaupt einige Kenntniß von den literarischen Zuständen der Gegenwart hat, daß es sich damit gerade umgekehrt verhält, wie Hr. Temme behauptet. Gerade in unsern politischen Zeitungen, wie dies zum Theil schon in ihrer Stellung als solche liegt, ist auch die literarische Kritik weit abhängiger von Partei- und andern Rücksichten als irgend anderwärts. Die meisten poli-

tischen Zeitungen, wenn sie anders ehrlich und offenherzig sein wollen, werden das selbst nicht in Abrede stellen, sie werden nicht in Abrede stellen, daß ein großer Theil der ihnen eingesandten Bücherbesprechungen weniger in das Gebiet der eigentlichen Kritik als der Réclame gehört und daß zwischen den Buchhändleranzeigen hinter und den Recensionen unter dem Strich nicht selten eine sehr nahe Verwandtschaft. Es mag dies ein mehr oder weniger nothwendiges Uebel sein, das mit der Ausdehnung der politischen Tagespresse in genauestem Zusammenhange steht; auch gibt es noch immer einzelne politische Blätter, welche sich von dem Uebel möglichst frei erhalten. Kein Sachverständiger aber wird leugnen, daß es sich mit der Mehrzahl der literarischen Besprechungen, welche unsere politischen Zeitungen bringen, so verhält wie wir sagen und daß, wenn die Kritik in den letzten Jahren bei uns überhaupt an Ansehen verloren, dies seinen Grund wesentlich mit in jenen handwerksmäßigen Réclamen hat, welche die Mehrzahl unserer Zeitungen unter dem Titel von Kritiken und literarischen Besprechungen liefert. Hr. Temme freilich ist der entgegengesetzten Ansicht. Allein da fällt uns gerade zur rechten Zeit noch ein, daß verschiedene demokratische oder doch demokratisch sein wollende Zeitungen es ihrem Parteiinteresse für angemessen erachtet haben, Hrn. Temme's Romane weidlich zu loben; sollte vielleicht das der Grund dieser überraschenden Huldigung sein, welche Hr. Temme, im Widerspruch mit der täglichen Erfahrung, den gelegentlichen kritischen Expectorationen unserer politischen Blätter darbringt?

Am Schluß seines Vorworts zieht Hr. Temme sich aus der Position des Angreifers in die Vertheidigung zurück. Allein auch hier ist er, soviel wir einzusehen vermögen, nicht besonders glücklich. Ueber das Gute oder Schlechte seiner erzählenden Schriften, sagt er, habe er selbst natürlich kein Urtheil; er sei sich nur bewußt, „daß er auch durch sie das Beste wirken wolle". Das glauben wir ihm aufs Wort; aber sollte Hr. Temme, der scharfsinnige Rechtsgelehrte, der erfahrene praktische Jurist, in der That nicht wissen, daß der bloße gute Wille nicht ausreicht, eine an sich tadelnswerthe Handlung zu rechtfertigen? Sollte er, um uns speciell auf ästhetischem Gebiet zu halten, nicht wissen, was Goethe sagt, nämlich daß auch hier der Wille die Thaten nicht herbeiführt und daß nur Der gekrönt wird, der wirklich am Ziele angelangt ist? Allen Respect vor Hrn. Temme's guten Absichten, auch wo wir sie nicht theilen, ja wo wir sie nicht einmal verstehen; wo er dieselben aber durch ästhetische Mittel durchsetzen will, wo er als Poet auftritt und poetische Werke in die Welt setzt, da muß er sich auch den Regeln der Aesthetik unterwerfen und was er da sündigt, bleibt gesündigt, gleichviel welche edelsten Absichten er dabei im Uebrigen gehabt haben mag.

Hr. Temme führt noch einen andern — wie sollen wir sagen? Ent-

schuldigungs- oder Milderungsgrund an, einen Grund, ehrlich gestanden, der uns in Hrn. Temme's Seele hinein die Schamröthe in die Wangen getrieben hat. „Ich bin", sagt er wörtlich, „in einer Lage, daß ich, wenn ich zugleich meine Pflicht als Ernährer einer zahlreichen Familie erfüllen soll, als Schriftsteller zumeist durch meine erzählenden Schriften wirken muß." Um des Himmels Willen, woher ist Hrn. Temme der unglückliche Einfall gekommen, dies Motiv zur Sprache zu bringen? *Hatte* er denn, da er diese verhängnißvollen Zeilen niederschrieb, keinen *Freund, keinen* Rathgeber neben sich, der seine Feder zurückhielt und ihn *verhinderte,* die Literatur, die Poesie, sich selbst dergestalt zu prostituiren? Armuth schändet nicht, das versteht sich; wir kennen und ehren die Leiden des „Tagelöhners mit dem Geiste", der, wie Freiligrath es so kernig ausgedrückt hat

. . . mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt . . .
. . . .
Eingepferchte und eingedornt
Aechzt er zwischen Thür und Angel,
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen!
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste:
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Aber diese Geheimnisse, die kaum der Dichter mit leisem Finger zu lüften wagt, wer heißt Hrn. Temme sie so nackt und plump, fast renommistisch aufdecken? Und sei es so, was wird dadurch für den künstlerischen Werth seiner Arbeiten geändert? Es gibt Hunderte von armen Schriftstellern, Hunderte und Tausende hat es gegeben, von Günther und Bürger an, die durch ihre Armuth verhindert worden sind, ihr Talent so zu entfalten, wie sie es unter glücklichern Umständen hätten thun können — darf darum die Literatur selbst jemals zum Spital werden? Die Blößen des Schriftstellers, dürfen sie jemals mit dem *Bettler*mantel der Bedürftigkeit bedeckt werden? Und ist das eine würdige, ist das eine gerechte Art, der Kritik die Feder aus der Hand zu winden, daß man sagt: es ist möglich, mein Buch taugt nichts, aber ich hungerte, da ich es schrieb?! O in der That, jetzt überzeugen wir uns, wie Recht Hr. Temme hatte, da er sich rühmte, andere Waffen zu führen als wir...

Wundere sich der Leser übrigens nicht, daß wir, während wir uns

sonst so kaltblütig gegen alle derartigen Angriffe verhalten, uns diesmal auf die Beschuldigungen des Hrn. Temme so gründlich eingelassen und seine, um wenig zu sagen, leichtfertigen Behauptungen einer so ausführlichen Widerlegung werth erachtet haben. Theils glaubten wir diese Ausführlichkeit der sonstigen Stellung des Hrn. Temme sowie der Achtung schuldig zu sein, die wir selbst für ihn als ausdauernden und aufopfernden Parteimann empfinden, theils schien es uns auch eine passende Gelegenheit, die kritische Stellung, welche das „Deutsche Museum" überhaupt einnimmt oder richtiger gesagt das Ziel, das es sich bei seiner kritischen Thätigkeit vorgesetzt hat, des Nähern anzudeuten. Und endlich dürfte es ja auch nicht ohne Interesse sein, an diesem Beispiel wieder einmal zu zeigen, wie empfindlich unsere berühmten politischen Größen noch immer im Punkt der Oeffentlichkeit sind; das wollen nun Demokraten sein, Männer der unbeschränktesten Meinungsäußerung, das sind dieselben, die in Kammerreden und Zeitungsartikeln Gott und die Welt vor die Klinge nehmen und in einem Athem zehn Könige und zwanzig Minister Spießruthen laufen lassen — und schreien Zeter, sowie die Kritik sie selbst einmal ein wenig schüttelt! O geht doch, ihr angeblichen Kämpfer der Freiheit! Lernt doch erst selbst frei sein, lernt erst an euch selbst die Freiheit ertragen, bevor ihr Andere der Unterdrückung beschuldigt!

Was schließlich den neuen Roman des Hrn. Temme „Anna Jogszis" anbetrifft, so freut es uns, dem Herrn Verfasser bei dieser Gelegenheit einen neuen Beweis unserer kritischen Unparteilichkeit geben zu können. Denn obwol er gerade dies Werk als „besondere Gelegenheit" benutzt hat, seine antikritischen Pfeile gegen uns zu schleudern, so kann uns das natürlich nicht im mindesten abhalten, anzuerkennen, daß dasselbe bei weitem besser ist als „Die Verbrecher" und daß er darin von dem Irrweg, den er mit dem letztern Roman betreten hatte, glücklich zurückgekehrt ist. Besonders viel ist allerdings auch mit diesem vergleichsweisen Lobe noch nicht gesagt, noch soll es unserer Absicht nach damit gesagt sein. „Anna Jogszis" leidet an demselben Fehler wie „Schloß Wolkenstein", ein früherer novellistischer Versuch des Verfassers, den wir in diesen Blättern seiner Zeit ebenfalls besprachen: das ganze Buch ist bloße Exposition, der Verfasser macht die ungeheuersten Anstalten, einen Knoten zu schürzen, aber die Arbeit der Lösung ist ihm zu mühsam, er zerhaut ihn mit dem Schwert und läßt den Roman jählings zu Ende gehen, wo er eigentlich erst anfangen sollte. Zum großen Theil rührt dies von der wahrhaft unerträglichen Weitschweifigkeit her, welcher der Verfasser sich bei seinen Schilderungen, ganz besonders aber im Dialog befleißigt. Die ganzen vier Bände enthalten nichts als die Geschichte einer Flucht über die russische Grenze nach Preußen. Die

Flüchtlinge sind ein Gärtnerbursche von deutscher Abkunft, der aber durch allerhand Familienschicksale zum Leibeigenen eines russischen Gutsbesitzers herabgesunken ist und eine schöne junge russische Gräfin. Der Gärtner will sich der Soldatenaushebung, der furchtbaren „Branka“ entziehen, welcher sein Gutsherr ihn aus Haß und Neid widerrechtlich bestimmt hat, die Gräfin aber ist von einem nichtswürdigen Anverwandten, der sich ihrer Güter bemächtigen will, des Kindermords beschuldigt und ergreift die Flucht, um Freiheit und Ehre zu retten. Beide Flüchtlinge treffen, ohne sich vorher gekannt zu haben, erst auf der Flucht zusammen; die gleiche Lage, in der sie sich befinden, sowie die Gefahren und Leiden, die sie gemeinsam bestehen, erzeugen in ihnen ein gegenseitiges Interesse, das aber doch nicht tief genug ist, um eine dauernde Neigung hervorzubringen, sodaß der Roman, sehr unbefriedigend für die Masse der Leser, mit einer gegenseitigen nüchternen Entsagung schließt. Schlimmer und ein wirklicher Fehler des Buchs ist, daß der Verfasser versäumt hat, uns diese beiden Figuren, die doch den Mittelpunkt seiner Erzählung bilden und für deren Schicksale er unsere Geduld doch in so excessivem Maße in Anspruch nimmt, in irgendeiner Weise interessant oder bedeutend zu machen; wir wissen nichts von ihnen und erfahren auch nichts, als daß sie verfolgt werden und zwar wegen Verbrechen, welche sie nicht begangen haben. Diese bloße abstracte Unschuld mag den juristischen Vertheidiger interessiren, für das poetische Interesse jedoch reicht sie allein nicht aus. Auch hat die fortwährende Wiederkehr derselben oder doch ganz ähnlicher Abenteuer und Situationen etwas höchst Ermüdendes; es ist eine Kette von Schilderungen, die einzeln betrachtet ganz interessant sein könnten, in der Häufung jedoch, wie sie hier geboten werden, ihre Anziehungskraft verlieren. Auch in den landschaftlichen, culturhistorischen und politischen Schilderungen überschreitet der Verfasser alles Maß; er kennt Lithauen, wie es scheint, sehr genau, aber um diese ganze Kenntniß, in sprachlicher, juristischer, administrativer und weiß der Himmel was für Hinsicht noch an den Mann zu bringen, war der Roman nicht die geeignete Form, am wenigsten da der Verfasser seine Localkenntniß nur zum Theil zu plastischen Figuren verarbeitet, den größern Theil aber in der ganz unpoetischen Form beliebiger Excurse und Digressionen vorbringt. Die Charakteristik ist ziemlich oberflächlich; doch sind einzelne Nebenfiguren, wie der ordenssüchtige Assessor Hering, der Schulze Drigelis, der Dorfrichter Naugals ꝛc. recht wohl gelungen. Warum endlich das Buch „Anna Jogszis“ heißt, wird der Herr Verfasser wol wissen, aber es den Lesern mitzutheilen hat ihm nicht beliebt. Anna Jogszis ist eine ganz untergeordnete Figur, die auch der Verfasser selbst nur ganz beiläufig behandelt hat: eine „Judenmörderin“, ein falsches, lüsternes Ding, das wandernde Juden an sich lockt, um sie

mit Hülfe ihrer Mutter zu morden und auszurauben. Die Figur ist historisch; Anna Jogszis wurde, wie wir in den „Schlußnachrichten" erfahren, in den ersten Tagen des August im Jahre 1828 zu Ragnit wegen derselben Verbrechen, die sie auch im Roman begeht, mit dem Rade hingerichtet, nachdem sie zwei oder drei Tage zuvor einer Feuersbrunst, die ihr Gefängniß ergriffen, glücklich entgangen war und durch einen verwegenen Sprung aus dem Fenster des vierten Stockwerks ihr Leben gerettet hatte, das, wie sie selbst wußte, dem Henker bereits verfallen war. „Ich habe", schließt der Verfasser sein Buch, „in der vorstehenden Erzählung nicht gewagt, conjecturirend in den Abgrund der Seele der Judenmörderin hinabzusteigen." Allerdings, das Zeugniß kann man ihm nicht verweigern, das hat er nicht gethan: aber wie ist er dann nur überhaupt auf den wunderlichen Einfall gerathen, diese, wie er sie uns vorführt, völlig sinn- und bedeutungslose Person wenigstens zur nominellen Trägerin seines Romans zu machen?

Die bemalten griechischen Thongefäße.

Wenn schon alle Literatur überhaupt nach Goethe's Ausspruch „das Fragment der Fragmente" ist, so gleicht vollends die antike Literatur in dem Zustande, wie sie auf uns gekommen ist, einem unübersehbaren Wust von Trümmern, wo größere Bruchstücke mit atomistisch zersplitterten, herrliche Reste mit Haufen Unraths, erkennbare Gestalten mit zur Unkenntlichkeit entstellten in wirrem Durcheinander liegen. Es bedarf für den Alterthumsforscher oft der mühsamsten Wanderungen, um aus diesem unendlichen Schutt die weitzerstreuten Splitter zu einem Ganzen zusammenzufügen, und wohl ihm, wenn er sich am Ende seines langen und beschwerlichen Weges nicht sagen muß, daß seine ganze Mühe umsonst gewesen. Von wie vielen Erscheinungen und Zuständen, die im Leben der alten Völker einen bedeutenden Raum ausfüllten, gibt uns in den erhaltenen Ueberbleibseln der Literatur kaum ein verlorenes Wort Nachricht, und über wie Vieles sind die Zeugen, die wir befragen könnten, für immer verstummt!

Was uns von den Denkmälern der alten Kunst aus der Flut der Jahrhunderte gerettet ist, bildet eine Trümmermasse, die noch weit entstellter, zerstörter und fragmentarischer ist als die Ueberbleibsel der Literatur. Aber auch in diesem Zustande geben uns die monumentalen Reste des Alterthums über gar Vieles Aufschluß, worüber uns die schriftlichen Denkmäler im Dunkeln lassen, und es ist neulich in diesen Blättern angedeutet worden, wie viel ihnen die neueste Darstellung der römischen Geschichte verdankt. Andererseits sind gerade die auf uns ge-

kommenen Denkmäler der Kunst am besten geeignet, die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit unserer schriftlichen Nachrichten zu zeigen. Von den tausend und aber tausend erhaltenen Antiken, unter denen so viele Wunderwerke sind, finden wir nur durch Zufall einige wenige, wie den Laokoon und den Farneseschen Stier, in der Literatur erwähnt.

Unter allen Denkmälern sind die gemalten Vasen diejenigen, bei welchen dieses Verhältniß der Literatur zur Kunst am deutlichsten hervortritt. Jeder, der einige Museen, selbst nur diesseit der Alpen, wie das berliner und münchener, durchwanderte, hat diese antiken Thongefäße zu Hunderten gesehen. Ausgrabungen, die kaum seit 30 Jahren und systematisch eigentlich nur in Italien veranstaltet worden sind, haben über ganz Europa diese Fabrikate der antiken Töpferei in Fülle verbreitet, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß die zutage geförderten ein äußerst geringer Theil des ganzen Vorraths sind, den die antiken Gräber in allen das Mittelmeer umschließenden Ländern noch bergen. Wir haben durch diese Entdeckungen Belehrungen erhalten über einen Zweig der griechischen Industrie, über Griechenlands Handelsverbindungen mit andern Ländern, über die Allgemeinheit der Sitte in und außerhalb Griechenlands, die Gräber mit Vasen zu schmücken, von welchem Allen uns die Literatur nichts ahnen läßt. Während auf weiten Gebieten des classischen Bodens kein Grab geöffnet wird, ohne daß man eine Anzahl bemalter Gefäße darin findet, ist in der ganzen griechischen Literatur von der Sache nur zwei mal die Rede. In einer Komödie von Aristophanes wird ein Maler erwähnt, der die Salbgefäße für die Todten bemalt, und Plutarch erzählt, daß man bei der Eröffnung eines alten Grabes, welches für das der Alkmene galt, ein kupfernes Halsband und zwei thönerne Urnen voll Erde gefunden habe.

Bei der ungeheuern Vermehrung der Masse von alten Vasen, deren in manchem Jahr einige tausend bekannt werden, wurde eine Orientirung auch für den Gelehrten auf diesem weiten Gebiet täglich schwieriger. Daß von nun an aber sich Jeder auch ohne Vorkenntnisse darauf leicht zurechtfinden kann, verdanken wir Otto Jahn, dessen riesenhafte Thätigkeit aus den staubigen Notenstößen unserer classischen Musikperiode, aus den schwer zu entziffernden Manuscripten lateinischer Classiker und aus der unendlichen Fülle alter Kunstdenkmäler jeder Art gleich wichtige und fördernde Resultate zu erzielen vermocht hat. Von König Ludwig von Baiern beauftragt, eine Beschreibung seiner Vasensammlung zu verfassen, hat er derselben eine „Einleitung in die Vasenkunde" vorausgeschickt, welche den höchst schwierigen Gegenstand aufs umfassendste und zugleich in der lichtvollsten Weise behandelt. Die Hauptresultate dieser Untersuchung sind für jeden Freund des Alterthums und der Kunst

von Interesse und verdienen daher auch in weitern Kreisen bekannt zu werden.

Nach einer im vorigen Jahrhundert sehr verbreiteten Meinung der Antiquare, daß alles Alterthümliche in der alten Kunst etrurisch sei, wurden auch diese damals noch in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren bekannten Vasen für etrurisch gehalten und werden es zum Theil vom gebildeten Publicum noch jetzt. Erst Winckelmann erkannte ihren griechischen Ursprung. Der Eifer für diese Classe von Denkmälern erhielt einen neuen Sporn durch eine überraschende Entdeckung auf den Gütern des Prinzen von Canino (Lucian Bonaparte) in Toscana (1828), wo die Grabstätten der alten etrurischen Stadt Vulci aufgefunden und aus ihnen schon in den ersten Jahren über 3000 bemalte Vasen zutage gefördert wurden. Seitdem sind auch in allen übrigen Ländern am Mittelmeer Nachgrabungen mit mehr oder weniger Erfolg angestellt worden. In Griechenland selbst ist leider nur die Regierung dazu berechtigt, und in Folge dessen wird vielfach heimlich gegraben und das Gefundene ausgeführt, weshalb die Nachrichten über die aus Griechenland stammenden Vasen oft der nöthigen Sicherheit entbehren.

Doch geht aus dem bisher Bekanntgewordenen schon hervor, daß die Gräber sowol auf dem griechischen Festlande als den Inseln überall Vasen enthalten haben. Ebenso in den meisten Ländern, die entweder von Griechenland aus colonisirt waren, oder wohin doch Griechen handelten; so namentlich die Küsten des Bosporus (in Kertsch sind allein 400 gefunden worden), Nordafrika (z. B. Tripolis), Malta, und selbst die Küste von Spanien. Ohne Vergleich die bedeutendsten Ergebnisse haben aber die Nachgrabungen in Italien geliefert, und zwar namentlich in Unteritalien (dem alten Campanien, Apulien und Lucanien) und Sicilien. Im eigentlichen Latium und den zunächst angrenzenden Landschaften scheint diese Sitte, die Gräber zu schmücken, unbekannt gewesen zu sein; dagegen nördlich von der Tiber, im alten Etrurien, ist fast kein Grab ohne diese Zierrath, und bis Bologna, Modena und Mantua hinauf sind Vasen gefunden worden. Sie stehen gewöhnlich an den Wänden der in Felsen gearbeiteten Grabkammern, oder am Boden um den Leichnam herum; sehr selten sind sie als Aschengefäße benutzt. Ihre Formen sind äußerst mannichfaltig. Flache, runde, längliche Schalen, ohne Henkel, mit einem oder zwei Henkeln, topf- und becherartige Gefäße, mit und ohne Griff, bauchige oder schlanke Urnen, mit breitem oder spitzem Fuß (im letztern Fall wurden sie an die Wand gelehnt), Kannen von jeder Form, Gefäße zum Träufeln von Salben mit engem Halse und allmälig sich erweiterndem Bauch, Vorraths-, Misch- und Schöpfgefäße, Trinkhörner zum Theil wie Menschen- und Thierköpfe geformt und oft mit Oeffnungen an beiden Enden, sodaß die Flüssig-

keit in die eine Oeffnung hineingegossen und gleichzeitig aus der andern geschlürft werden konnte — diese und viele andere Formen kommen in allen Größen bis zur Höhe von vier Fuß und mehr vor, und viele darunter sind von einer außerordentlichen Zierlichkeit und Eleganz. Vermuthlich wurden manche aus dem vorhandenen Hausrath zum Schmuck des Grabes auserwählt, andere gleich besonders für diesen Zweck gearbeitet und gekauft. Die Grabkammern sind außerdem mit noch mancherlei anderm Geräth, Waffen und Schmuck ausgestattet, offenbar in der Absicht, die Wohnung des Todten mit Rücksicht auf seine persönlichen Bedürfnisse und Gewohnheiten einzurichten. Zahlreiche dieser Vasen sind mit den Namen der Verfertiger bezeichnet, und zwar ist oft außer dem Töpfer auch der Maler genannt. Gar manche dieser Handwerker haben unorthographisch geschrieben. Zuweilen lassen sie das Gefäß selbst reden, wie in folgendem Verse: „Exekias hat mich gemacht und gemalt." Häufig sind Trinksprüche auf Vasen geschrieben, z. B. „Trinke und sei froh." Sehr oft bezeichnen die Inschriften Worte, die von den dargestellten Personen gesprochen werden sollen; z. B. folgender Dialog von drei Leuten, die eine Schwalbe gewahren: A. „Sieh' da, eine Schwalbe." B. „Ja, beim Herakles." C. „Wahrhaftig, es ist schon Frühling!" Am häufigsten sind die Namen nicht nur bei den Figuren der Menschen, sondern auch bei Localitäten, leblosen Gegenständen und Thieren beigeschrieben. Unzählige male liest man die Worte: „Der Knabe ist schön" oder „Das Mädchen ist schön", oder irgendein bestimmter Name wird mit diesem Prädicat verbunden. Solche Inschriften wurden in Griechenland nach einer sehr verbreiteten Sitte von Verehrern oder Liebhabern an Wände und Thüren angeschrieben und in die Rinden der Bäume geschnitten. Und so sehen wir dieselben gleich vielen andern auf den Vasen an Gegenständen angebracht, wo man sie in der Wirklichkeit anzubringen pflegte, um dadurch den Schein der Wahrheit zu erhöhen. Sie sollten, da sie aus griechischer Sitte hervorgegangen waren, in den nicht-griechischen Ländern, wohin die Vasen importirt wurden, ihnen als ein charakteristisches Kennzeichen griechischen Ursprungs dienen. Ausnahmsweise ist auch der Besitzer der Vase manchmal genannt, wie in folgenden eingekratzten Inschriften: „Der Kelch gehört Kephisophon; wer ihn zerbricht, muß eine Drachme zahlen" — ungefähr sechs gute Groschen — „da es ein Geschenk von Xenyllos ist." „Ich bin ein Fläschchen der Tatara; wer mich stiehlt, wird blind werden."

Die Vorstellungen der Vasenbilder zerfallen in zwei große Abtheilungen. Die einen beziehen sich auf die Sage, den Cultus, die Mythologie, die andern auf das tägliche Leben. Die erstern umfassen die ganze Sagengeschichte, soweit sie von den Dichtern behandelt worden ist, und setzen eine ungemein ausgebreitete Kenntniß der Sage beim Pu-

blicum voraus. Auch die letztern umfassen den ganzen Kreis des Lebens, soweit er sich für die Darstellung eignete. Merkwürdig ist es, daß bei der großen Mehrzahl der Vasen, die in Gräbern gefunden werden, Beziehungen auf Bestattung, Trauer, Gräberdienst durchaus nicht vorkommen!

Die Technik der Vasen ist im Ganzen sehr gut, der Thon fein, die Wände der Gefäße bewunderswürdig dünn und sorgfältig polirt. Das natürliche Roth des Thons ist durch einen aufgelegten Firniß erhöht. Wenn die Gefäße gebrannt waren, wurden sie mit einer glänzenden schwarzen Farbe bemalt und in dem Contrast derselben mit der rothen Farbe des Thons besteht die Wirkung der Vasenbilder. Die Ausführung war verschieden, je nachdem der Grund roth und die Figuren schwarz sein sollten, oder umgekehrt. Bei jenem ersten Verfahren, welches das ältere ist, wurden die Umrisse in den rothen Grund eingeritzt und die Flächen innerhalb derselben mit Schwarz ausgefüllt. Später wurden alle Linien, die einzelne Theile markiren sollten, als Glieder, Gewandfalten, Verzierungen, abermals in die schwarze Figur eingeritzt, sodaß die rothe Grundfarbe des Thons wieder zum Vorschein kam. Bei dem zweiten Verfahren wurden die Umrisse auf dem ungefirnißten Thon nicht eingeritzt, sondern nur angedeutet und mit Schwarz umzogen, und auch die Ausführung der einzelnen Theile geschah durch feine schwarze Linien. Nebenher sind noch andere Farben angewandt worden, um Nebendinge hervorzuheben, namentlich Roth, Violet und Weiß, später auch Gelb, Braunroth und Grün. Diese Farben sind sämmtlich Deckfarben und erst aufgetragen, nachdem das bemalte Gefäß wieder gebrannt worden.

Daß die große Masse der Vasen aus Griechenland herstammt, obwol sie sich gerade in Ländern mit nicht-griechischer Bevölkerung findet, ist jetzt allgemein anerkannt. Die durchgehends aus griechischer Sage und Sitte gewählten Gegenstände und die griechischen Inschriften beweisen es hinlänglich. Bei näherer Betrachtung sondern sich aus der Masse mehre Gruppen, deren charakteristische Verschiedenheiten auf getrennte Orte und Zeiten der Verfertigung schließen lassen.

In derjenigen Gattung, welche offenbar die älteste ist, sind die Malereien mit einer schwärzlichen oder bräunlichen Farbe auf einem blaßgelben Grund aufgetragen, besonders sind es Thierfiguren und Arabesken. Die neuerlich bekanntgewordenen Denkmäler von Babylon und Ninive zeigen eine auffallende Verwandtschaft in der Thierbildung und den Ornamenten mit diesen Vasenbildern; und da mehre Orte in Griechenland, wo diese Vasen gefunden werden, als phönizische Handelsplätze bekannt sind, so hat man vermuthet, daß die Vorbilder dieser Gefäße durch Phönizier nach Griechenland aus Asien importirt worden

sind. Das Alphabet der Inschriften auf diesen Vasen stimmt mit dem auf der Insel Korcyra — Korfu — entdeckten, welche von Korinth colonisirt war. Da nun Korinth sowol altberühmte Töpferwerkstätten als frühe Handelsverbindungen mit dem Orient einerseits und mit Italien andererseits besaß, so hat die Vermuthung, daß die ältesten Vasen hier nach orientalischen Mustern gearbeitet und nach Italien ausgeführt worden sind, eine hohe Wahrscheinlichkeit.

Eine zweite Classe von Vasen zeigt bereits eine ausgebreitete Bekanntschaft der Heroensage, wie sie das älteste Epos behandelte. Die Darstellung ist noch äußerst unbeholfen, eckig und hart, aber doch charakteristisch; die Ausführung von peinlicher Sorgfalt. Das Alphabet dieser Vasen ist das älteste attische, das bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus in Gebrauch war. Diese Gattung bildet den Uebergang zu der sehr umfangreichen Masse der Vasen, deren Stil gewöhnlich der alte genannt wird. Außer diesen beiden Farben ist noch oft ein dunkleres Roth und Weiß angewandt, letzteres namentlich, um die nackten Körpertheile der Frauen zu bezeichnen. Auch hier ist die Formenbildung theils roh, theils übertrieben, und die immer im Profil gezeichneten Gesichter ohne Leben und Ausdruck, die Falten der Gewänder steif und parallel. Die Composition ist häufig nur ein Nebeneinanderstellen der Figuren, wobei in Haltung, Bewegung und Geberden ein genauer Parallelismus beobachtet wird. Die Ausführung ist auch hier äußerst fleißig und sauber. Unter den Heroensagen sind die des Herakles und des Trojanischen Kriegs mit Vorliebe behandelt. In dem Kreise der Darstellung des gewöhnlichen Lebens nehmen gymnastische und musikalische Uebungen und Wettkämpfe einen bedeutenden Raum ein; ferner Jagden, Kriegsrüstungen, aber auch Zechgelage, hochzeitliche Processionen, Opfer, Ackerbau, Olivenernte, Töpferei, Erzgießerei und Schiffahrt. Die Inschriften zeigen das attische Alphabet, das bis zum Anfange des Peloponnesischen Kriegs üblich war. Die Uebereinstimmung der zu dieser Classe gehörenden Vasen ist in innern wie äußern Dingen so groß, daß man sie ohne Zweifel einer und derselben Fabrik zuschreiben muß, obwol sie an den verschiedensten Orten in und außerhalb Griechenlands gefunden werden.

Diesen alten Vasen mit schwarzen Figuren auf rothem Grunde steht die noch weit zahlreichere Classe der Vasen mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde gegenüber, in welcher sich bei genauerer Prüfung manche Unterschiede als Merkmale einer stetig fortschreitenden Entwickelung herausstellen. Durch eine zufällige Entdeckung ist ermittelt, daß diese Art der Fabrikation schon zur Zeit der Perserkriege in Gebrauch gewesen ist. Bei den Ausgrabungen am Parthenon 1835—36 wurden

aus großer Tiefe unter dem Fundament dieses nach dem Perserkriege erbauten Tempels auch Vasenschalen dieser jüngern Gattung gefunden. In der That sind die beiden verschiedenen Methoden der Vasenfabrikation eine zeitlang nebeneinander in Gebrauch gewesen; es gibt sogar einige Gefäße, die sowol rothe Figuren auf schwarzem Grunde als schwarze Figuren auf rothem enthalten. Ihre beschränkte Zahl läßt übrigens vermuthen, daß dieser Versuch der Vereinigung und Ausgleichung bald aufgegeben wurde und die Malerei mit rothen Figuren schnell über die andere die Oberhand gewann.

In der neuen Gattung läßt sich eine reiche und freie Entwickelung verfolgen. Die vorgeschrittene Kunst hat hier bereits die conventionellen Nothbehelfe — wie z. B. die Bezeichnung der Frauen durch die weiße Farbe — überflüssig gemacht. Die Darstellung strebt überall nach Individualisirung und begnügt sich mit einer geringern Anzahl von Figuren, die aber wirksamer hervortreten. Diese Vasen zerfallen in mehre Gruppen, deren jede eine höhere Stufe der sich entwickelnden Kunst repräsentirt. Die ältesten derselben, die der alten Schattirung mit schwarzen Figuren zunächststeht, ist die des sogenannten strengen Stils, der durch Härte und Eckigkeit einerseits, feierliche Würde und übertriebene Zierlichkeit andererseits noch immer einen sehr alterthümlichen Eindruck macht, aber keineswegs die frühere Roheit und Unschönheit hat. Die Malereien dieser Periode haben eine große Verwandtschaft mit den Werken der noch mit der Form ringenden Plastik, namentlich der Aegineten. Es spricht sich hier wie dort ein ernster tüchtiger Sinn aus, der die überlieferten Formen vorsichtig ausbildet und Fleiß und Sorgfalt als ein Hauptelement der Darstellung ansieht. Allmälig mildert sich die Strenge zu schönem Ernst, der von Härte und Schärfe nur noch einzelne Spuren zeigt. Das Alphabet der Inschriften auf diesen Vasen ist dasjenige, welches in Attika bis zum Peloponnesischen Kriege in Gebrauch war; auch Orthographie und Dialekt sind im Ganzen rein attisch. Einige historische Personen, die auf Vasen des strengen Stils dargestellt sind, geben ebenfalls eine Zeitbestimmung ab. Es ist namentlich Krösus auf dem Scheiterhaufen, der zu Apollo um Errettung betet, und einige gefeierte Dichter, wie Alcäus, Sappho und Anakreon, deren Bilder auf eine Zeit hinweisen, wo ihre Dichtungen in Aller Munde und von den modernen Lyrikern noch nicht verdrängt waren.

Allmälig und in unmerklichen Uebergängen entwickelt sich aus dem bisher geschilderten strengen der sogenannte schöne Stil, in welchem eine unbedingte Herrschaft über die technischen Mittel und eine vorwiegende Richtung auf das Graziöse statt des Ernsten und Würdevollen

charakteristisch ist. Die Umrisse sind fließend und leicht, jugendliche Formen sind mit Vorliebe dargestellt, die Anwendung der Gewänder beschränkt, Faltenwurf und Haar durchaus natürlich behandelt; eine mehr andeutende als ausführende Behandlung ist im Gegensatz zu der saubern Detailmalerei der frühern Zeit vorherrschend. Doch zeigen sich in dieser Periode auch schon Spuren eines beginnenden Verfalls. Namentlich wird prächtige Verzierung durch verschiedene Farben und reich behandeltes Costüm beliebt, und diese Richtung auf äußerliche Zierrath drängt natürlich das künstlerische Element in den Hintergrund. Auch wird die Gewandtheit und Leichtigkeit der Darstellung manchmal theils zu flüchtiger Nachlässigkeit, theils zu handwerksmäßiger Fertigkeit. Die Inschriften dieser Vasen zeigen im Wesentlichen das Alphabet, welches in Athen ums Jahr 398 officiell eingeführt wurde. Die hieraus hervorgehende Zeitbestimmung enthält durch einige Umstände nähere Bestätigung. Auf der Nordküste von Afrika, in der alten Stadt Berenike — jetzt Bergazi — sind einige Vasen gefunden worden, auf denen die Jahre der Fabrikation durch die Namen atheniſcher Archonten bezeichnet sind, und diese gehören in das letzte Drittel des vierten Jahrhunderts vor Christus. Auch sind in Kertsch Vasen dieser Art zugleich mit einer Münze des bosporanischen Königs Leukon gefunden worden, der von 396—356 regierte. In dieser Periode sind die Liebesabenteuer der Götter und Heroen mit Vorliebe behandelt worden. Ganz besonders tritt Eros hervor, als der Repräsentant der Anmuth und des Liebreizes. Ueberhaupt werden in diesen Darstellungen Götter und Menschen einander immer mehr genähert und ein Einfluß der lyrischen Poesie ist unverkennbar. So wie dort Seelenzustände und Empfindungen dargestellt werden, erscheinen hier ihre Personificationen als Vermittler der göttlichen Einwirkung auf das menschliche Leben; so außer Eros die Götter und Göttinnen der Sehnsucht, der Reize, des Neides, der Beredtsamkeit, der Harmonie, der Seligkeit, der Gesundheit, des Scherzes, deren Figuren gewöhnlich durch beigeschriebene Namen kenntlich gemacht sind. Unter den eigentlichen Göttern nehmen Apollo und Bacchus mit seinem reichen Gefolge den ersten Rang ein; unter den heroischen Gegenständen Kämpfe mit Centauren und Amazonen, welche Letztern eine Fülle von Stoff zu anmuthigen und leidenschaftlichen Darstellungen gegeben haben. Beides gehört recht eigentlich der attischen Sage an, die hier überhaupt durchaus vorherrschend ist. Die Darstellungen aus dem Leben zeigen mit den frühern verglichen eine ähnliche Umwandelung der Sitten wie die neue Komödie gegen die alte gehalten: eine Lockerung der frühern Zucht, ein gesteigertes Raffinement, eine zunehmende Ungebundenheit und Ausgelassenheit. Sehr häufig sind Bilder von fröh-

lichen Festen und Gelagen, wobei jetzt auch Frauen erscheinen. Unter den Darstellungen aus dem Frauenleben sind neben manchen frivolen auch viele sehr ansprechende: die Arbeit des Spinnens und Webens, Toilette, Tanz, Schaukel, Spielen mit Lieblingsthieren, als Hündchen, Tauben u. dgl.

Wenn die hier geschilderten Vasen der besten Periode hier und da wieder Spuren eines beginnenden Verfalls zeigen, so ist dieser schon vollkommen eingetreten in der folgenden, die ausschließlich durch die in Apulien und Lucanien gefundenen Vasen repräsentirt wird. Sie wird die Periode des reichen Stils genannt. Diese prachtvollen Gefäße sind sehr groß, aber selten von wirklicher Eleganz der Form; ihre Flächen mit Figuren angefüllt, ohne daß diese zu einem künstlerisch geordneten Ganzen zusammenwirken, phantastisch ornamentirt und mit vielen verschiedenen Farben, besonders Gelb und Weiß, bunt ausgeschmückt. Die Darstellung zeigt viel Routine, aber wenig Adel und Grazie. Unter den mythischen Gegenständen treten besonders figurenreiche Bilder der Unterwelt hervor. Wenn die frühern Vasenbilder im Ganzen auf die epische, die zuletzt besprochenen auf die lyrische Poesie als Quelle zurückgehen, so ist in diesen der Einfluß der Tragödie unverkennbar und zwar mehr der weichlich leidenschaftlichen euripideischen und nacheuripideischen als der aeschyleischen und sophokleischen. Dies zeigt sich besonders im Hervortreten von Liebesverhältnissen. Auch die Art der äußern Darstellung schließt sich unmittelbar an die Bühne an. Das Costüm ist in vielen Fällen der Theatergarderobe entlehnt. Die Könige erscheinen z. B. immer in demselben gestickten langen Untergewande mit breitem Gürtel und Kreuzbändern, worüber ein langer Mantel geworfen ist, gestickten Schuhen und einem Scepter mit dem Adler, welches ihre stehende Tracht auf der Bühne war. Auch die immer wiederkehrende Anordnung des Hintergrundes erinnert an die architektonische Theaterdecoration. Ebenso deutlich zeigt sich der Zusammhang mit der Komödie, deren Schauspieler in grotesken Masken und bunten carikirten Trachten häufig auf diesen Vasen erscheinen. Dies sind jedoch schwerlich Scenen von der Bühne des Aristophanes, sondern Bilder von Pulcinellkomödien und Arlechinaden, an denen Unteritalien in alter Zeit ebenso reich war als heute. Ebenso sehr weichen Vorstellungen von Gauklerinnen, die Schwertertänze und andere halsbrechende Kunststücke ausführen, durch ihr Costüm von der reingriechischen Weise der übrigen Vasen ab. Endlich kommen sehr häufig Darstellungen eines Todtencultus vor, der von dem griechischen verschieden ist. Im Ganzen erhält man den Eindruck einer Kunstübung, die zwar von den Griechen entlehnt, aber durch Anpassung an Sitten und Gebräuche einer fremden Nation modificirt ist. Wenn auch die überwiegende Zahl der

Inschriften griechisch ist, so zeigt sich eine Orthographie, die in Attika niemals, wol aber in Unteritalien heimisch war. Endlich sind einige oscische Inschriften sichere Zeugnisse inländischer Fabrikation. Da schon die Vasen des schönen Stils bis in die Zeiten nach Alexander dem Großen herabreichen, so muß man die des reichen Stils durchaus in die nachalexandrinische Zeit setzen. Wie lange in diesen Gegenden der Gebrauch, Gräber mit Vasen zu schmücken, gedauert hat, dafür haben wir wenigstens einen sichern Anhaltspunkt durch die Entdeckung eines Grabes in Canosa (1828), welches eine Inschrift mit der Angabe der Consuln des Jahres 67 vor Christus enthält.

Wenn wir die Resultate der hier gegebenen gedrängten Uebersicht noch einmal zum Schluß kurz zusammenfassen, so stellt sich Folgendes heraus: Die Vasenmalerei ist der Hauptmasse ihrer Productionen nach eine reingriechische Kunstübung, die eine geschlossene, zusammenhängende, in stetiger Folge fortschreitende Entwickelung gehabt hat. Diese Erscheinung läßt sich nur erklären durch die Annahme, daß die zusammengehörenden Gruppen von Vasen an einem und demselben Orte fabricirt und durch Handel nach den übrigen gebracht worden sind. Wären sie in den verschiedenen Ländern, wo sie sich finden, von dort ansässigen Griechen und namentlich in dem nicht-griechischen Etrurien und Unteritalien von eingewanderten Töpfergilden gearbeitet, so würden Form und Stil, Wahl und Behandlung der Gegenstände, der Dialekt der Inschriften überall die localen Einflüsse von so weit auseinander liegenden Ländern zeigen: während jetzt jede Gattung in ihrer Uniformität den Stempel ihres gemeinsamen Ursprungs trägt. Auch daß in Griechenland selbst nicht soviel bemalte Vasen gefunden worden wie im Auslande, hat nichts Auffallendes. Noch jetzt wird in Ländern einer vorgeschrittenen Industrie häufig für die Bedürfnisse des Auslandes gearbeitet, und viel seltener entwickelt sich dort eine Production, als daß man die Waare nach wie vor aus den bewährten Quellen bezieht. So wie jetzt in Europa manche Artikel in genau vorgeschriebener Form nur für den Export nach Amerika und Ostindien verfertigt werden, so konnten auch in Griechenland Vasen ausschließlich für fremde Länder fabricirt werden und zwar in den verschiedenen Manieren, die an den verschiedenen Orten beliebt waren. So erklärt es sich, daß z. B. in Etrurien hauptsächlich Vasen des alten Stils, in Campanien des schönen Stils gefunden werden.

Wie früh die wie es scheint nach orientalischen Mustern unternommene Fabrikation begonnen hat, ist nicht zu ermitteln. Der älteste Fabrikort war, wie oben erörtert, Korinth, dann für die Hauptmasse Athen, wo die neue Technik mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde

erfunden sein dürfte. Während die ältere Technik ungefähr um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs aufhört, können wir die neue bis ungefähr 300 vor Christus verfolgen. Der Handel war am stärksten nach Sicilien, Campanien und Etrurien. Am Bosporus, in Nordafrika und Oberitalien sind fast ausschließlich Vasen eines schon weichlich werdenden Stils gefunden worden; nach diesen Orten scheint also der Handel sich erst später gewendet zu haben.

Endlich die Masse der lucanischen und apulischen Vasen ist an Ort und Stelle fabricirt und vermuthlich ist diese Kunstübung dort erst zu einer Zeit aufgeblüht, wo sie in Athen abnahm und Athen überhaupt von Alexandrien in Schatten gestellt wurde. Dies war die Zeit, wo Apulien sich durchaus griechische Sprache und Kunst aneignete, also alle Bedingungen zu einer solchen Entwickelung dieses künstlerischen Handwerks enthielt. Diese Vasen haben jedoch begreiflicherweise keinen so weitreichenden Vertrieb gehabt als die attischen, und finden sich nur noch in den angrenzenden Landschaften Italiens.

Es ist überflüssig, nach dieser Auseinandersetzung nochmals darauf aufmerksam zu machen, wie mannichfaltige und wichtige Belehrungen die Vasen uns über die Industrie und den Handelsverkehr des alten Griechenland gegeben haben, über welche uns die schriftlichen Monumente ganz im Dunkeln lassen. Noch wichtiger sind sie für die Geschichte der Kunst, da sie uns die Entwickelung der Malerei von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Verfall zeigen, umsomehr, da sie die einzigen erhaltenen Werke dieser mit so vergänglichen Materialien getriebenen Kunst aus griechischer Zeit sind. Zwar ist es nur der Abglanz der Kunst im eigentlichen Sinne, den diese dem Handwerk angehörigen Productionen widerstrahlen. Aber im Alterthum waren Kunst und Handwerk nicht wie heutzutage durch eine weite Kluft geschieden, und daß der Handwerker oft Künstler, der Künstler nicht selten auch Handwerker war, das hat nicht am wenigsten zu der reichen und kräftigen Entwickelung der alten Kunst beigetragen.

Böhmische Volkslieder.

Uebertragen
von
Michael Klapp.

---

1. Ein lebendes Bild.

Unser hies'ger Pfarrer
  Predigt mächtig;
Beim Altar vertheilt er
  Bilder prächtig.

Ich werd' auch zur Predigt
  Gehen, gehen
Und ihn um ein Bildchen
  Werd' ich flehen.

O, was gütig ist der
  Herre Pfarrer!
Denn auch mir ein lebend
  Bildchen gab er.

O was fang' ich Armer,
  Armer an nun?
Hab' kein Plätzchen — wo das
  Bildchen hinthun?

Unters Rähmchen kann ich's
  Ja nicht rücken;
Steck' ich's in den Kasten,
  Könnt's ersticken!

Auf den Sessel setz' ich's,
  Setz' mich zu ihm,
Gibt es einen Kuß mir,
  Und dann ich ihm.

2. Unterschied.

Keiner weiß es, wie mir ist,
Wenn ein Alter um mich ist:
  Wenn ich Aermster Schlehdorn äße,
  Und auf lauter Nadeln säße,
So ist mir, ach so ist mir!

Keiner weiß es, wie mir ist,
Wenn ein Jüngling um mich ist;
Wenn ich Zucker, Mandeln äße,
Und auf seinen Federn säße,
So ist mir, ach, so ist mir!

3. Hinderniß und Vorsatz.

Gar kein Mädchen will mich haschen,
Weil so leer sind meine Taschen.

Werd' zu einer Witwe gehen,
Daß mir voll die Taschen stehen.

Erbsen schütt' ich in die eine —
Daß dann Jede mich nur meine;

In die and're schütt' ich Rüben —
Daß sich All' in mich verlieben!

4. Das verwundete Herz.

O, ich that es euch ja kund,
Daß mich Liebe hat verwund't!
Hat mich in das Herz geschossen,
Und es durch und durch zerschossen:
O, ich that es euch ja kund,
Daß mich Liebe hat verwund't!

Werde geh'n zum Richter 'nein,
Fragen, wer den Arzt zahlt fein;
Wenn er heilet meine Wunde,
Wer wird zahlen dann zur Stunde?
Werde geh'n zum Richter 'nein,
Fragen, wer den Arzt zahlt fein?

„Ach, wie's schmerzt, Herr Richter, mich!
Sagt mir doch wahrhaftiglich,
Sagt mir doch nach vollem Rechte,
Wer zu schießen sich erfrechte,
Muß den Arzt doch zahlen geh'n,
Wenn die Wunde ist zu seh'n?"

„„Nehmt Euch nur den Arzt geschwind,
Daß er eilig Euch verbind';
Zahlen muß sodann euch Beiden,
Ihm fürs Heilen, Euch fürs Leiden,
Zahlen muß, wer Euch verwund't,
So thun mir's die Rechte kund!""

„O, Herr Richter, geht, o geht,
Seht, wie Ihr mich mißversteht:
Meine Wunde ist geschlossen —
Denn mein Herz ist durchgeschossen!
Wie ist nun zu helfen dann,
Wenn man's nicht verbinden kann?"

„„Dann, o liebes Mädel, nicht
Kümmert das mehr das Gericht:
Der Herr Pfarrer wird was finden,
Wird statt Herz die Hände binden,
Geht und fragt um Rath ihn nun,
Ich hab' nichts mit Euch zu thun!""

5. Das wohlwollende Gänschen.

Flog aus der Höhe ein
Gänschen herunter,
War drauf gefallen ins
Bächlein hinunter.
Trank nun das Gänschen aus
Unten das Wasserlein:
Daß es die Schenken nicht
Gössen ins Bier hinein!

6. Lauter Hunde.

Wir sind Bauersleut'!
Wie ein Hund geschoren
Ist das Dörflein:
Wär' der Richter auch ein Hund,
Schaffner, Cantor auch ein Hund,
Wär' von lauter Hunden
Voll das Dörflein!

7. Die verkehrte Welt.

Werden nicht mehr sein die Zeiten,
Wie sie sind gewesen einst;
O, wir werden's nicht mehr haben,
Wie's die Alten hatten einst!
Weil verflucht die Welt ist,
Auf den Kopf gestellt ist!
Nie war das erhört, erhört,
Alles so verkehrt!

Wenn da einer von euch Alten
Schaute aus dem Grab einmal,
O er würde sicher rufen:
„Lieber stürb' ich noch einmal!"
So war's nie verwirrt noch
Ach in dieser Welt doch!
Nie war das erhört, erhört,
Alles so verkehrt!

Und der Mensch nimmt auf zu tragen,
Wozu ihm die Kraft gebricht;
Mißt nicht mehr mit guter Elle,
Schert sich ums Gewissen nicht.
Wie's beliebt, so schießt er,
Treff' er oder fehl' er —
Gut bleibt's immer! Unerhört,
Alles so verkehrt!

Und von Wahrheit, Liebe, Treue
Ist kein Fünkchen mehr zu seh'n,
Und statt dessen sieht man Falschheit,
Schimpf in aller Welt 'rumgeh'n.
Der mit Dem, mit dem Der,
Wenig nicht, lieber mehr —
Nie war das erhört, erhört,
Alles so verkehrt!

Wo ist denn die alte Wahrheit,
Die in Böhmen war zu Haus?
Ist geschwunden und gezogen
Mit dem lieben Alten aus.
Und wo früher Wahrheit,
Ist nun Lug und Trug heut' —
Auf der Welt ist, unerhört,
Alles so verkehrt!!

Ach, die Jungen unsern alten
Herrgott ganz vergessen thun,
Und, als ob er gar nicht lebte,
Ach, so handeln Viele nun!
Keinem fällt es ein da,
Daß der Tod einst kömmt ja
Und uns Alle, unerhört,
Alle macht verkehrt!

Literatur und Kunst.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Unter den naturwissenschaftlichen Neuigkeiten der letzten Wochen, soweit dieselben für das größere Publicum bestimmt, sind hauptsächlich zwei Fortsetzungen hervorzuheben, beide zu Werken gehörig, die schon seit ihrem ersten Erscheinen ebenso sehr die Theilnahme des Publicums wie die Anerkennung der Kritik für sich gewonnen haben; das ist der achte Band des bei Abel in Leipzig erscheinenden bekannten Sammelwerks: „Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften", und das fünfte bis zehnte Bändchen von A. Bernstein's „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft. Für Jedermann aus dem Volke" (Berlin, F. Duncker). Beide Werke haben wir schon früher ausführlich charakterisirt und wird es daher genügen, wenn wir hier nur den reichen und interessanten Inhalt dieser neuesten Fortsetzungen aufzählen. „Aus der Natur" bringt im achten Bande zunächst eine gründliche, aber freilich auch etwas gelehrtgehaltene Abhandlung über „Das Grauwackengebirge". Populärer gehalten und auch durch den zeitgemäßen Stoff sowie durch eine Anzahl praktischer Beispiele in hohem Grade anziehend ist die nächstfolgende Abhandlung über „Dampfgeschoß und Sprengen durch den elektrischen Strom". Namentlich wird die erstere durch die neuesten Kriegsereignisse so interessant gewordene Frage, die vor kurzem noch nicht nur die Aufmerksamkeit des Fachmanns, sondern auch die Neugier des Laien so lebhaft beschäftigte, mit großer Klarheit und Anschaulichkeit abgehandelt. Der Artikel über „Gletscher" bringt wenig eigentlich Neues; doch sind die bekannten und nachgerade auch anerkannten Theorien und Thatsachen ebenfalls in anziehender, vielleicht stellenweise etwas zu knapper Weise dargestellt. Noch größern Beifall wird sich der ausführliche Artikel über „Kautschuk und Gutta-Percha" erwerben; diese beiden noch vor wenigen Jahren selbst dem Namen nach unbekannten Stoffe haben sich in der kurzen Zeit, seit die europäische Technik sich derselben bemächtigt hat, eine solche Bedeutung und Verbreitung erworben, die Art ihrer Benutzung ist so mannichfach und zum Theil so überraschend, daß diese gründliche und umfassende Darstellung ihrer Gewinnung, Verarbeitung ꝛc. für jeden Leser nicht anders als höchst lehrreich und anregend sein kann. Auch ist der Aufsatz in einem besonders klaren und fließenden Stile geschrieben, sodaß wir kein Bedenken tragen, ihm den Preis unter den Abhandlungen des vorliegenden Bandes zu ertheilen. Der zweite Abschnitt der im siebenten Band begonnenen Untersuchung über „Die Sinne" beschäftigt sich mit dem Riechen. Der schwierige, in seinen letzten Gründen noch immer unaufgeklärte Gegenstand ist mit Sachkenntniß und Sorgfalt bearbeitet; insbesondere macht der Verfasser selbst kein Hehl daraus, wie herzlich wenig wir im Ganzen noch über den Geruchssinn und seine Thätigkeit wissen und wie schwach es mit der Physiologie gerade auf diesem scheinbar so ebenen und mühelosen Gebiete noch bestellt ist. Nur die Form des Aufsatzes könnte etwas conciser sein; auch wird der Verfasser zuweilen populärer (um keinen minder höflichen Ausdruck zu gebrauchen) als nöthig. Den Schluß des Bandes bildet eine kurze, aber wohlgeordnete Ueber-

sicht über „Pflanzengeographie", ein Thema, das bekanntlich zuerst von Humboldt eingeführt ward und das seitdem durch zahlreiche neuere Forschungen, namentlich in Verbindung mit der gleichzeitigen Entwickelung der Culturgeschichte, eine immer größere Bedeutung gewonnen hat.

In der Fortsetzung seines Werks „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft" bringt Hr. A. Bernstein im fünften Band zuerst die im vorhergehenden Bande begonnene Abhandlung von den geheimen Naturkräften, d. h. von Elektricität und Galvanismus zu Ende, wobei unter Anderm auch die Galvanoplastik, deren Anwendung für Kunst und Gewerbe sich immer mehr erweitert, des Genauern besprochen wird. Die beiden folgenden Bändchen enthalten eine Reihe kleinerer Aufsätze, nämlich: „Von der Entwickelung des thierischen Lebens", „Nutzen und Bedeutung des Fettes im menschlichen Körper", „Nur eine Schiebelampe", „Wandelungen und Wanderungen in der Natur", „Von der Geschwindigkeit des Lichtes", „Ueber Bäder und deren Wirkung". Also lauter populäre, zum Theil recht praktische Gegenstände, die auch ebenso populär und praktisch behandelt werden. Vorzüglich wohl gefallen hat uns die Zurückhaltung, mit welcher der Verfasser sich in dem Aufsatz „Ueber die Entwickelung des thierischen Lebens und das Geheimniß von Kraft und Stoff, von Geist und Materie und deren Zusammenhang" äußert; mit dieser Zurückhaltung, wenn sie auch nicht ganz im Modeton ist, wird die wahre Aufklärung unsers Bedünkens mehr befördert und sicherer begründet als durch die Schnellfertigkeit, mit der unsere neuesten Anbeter des Stoffs diese und ähnliche Dinge abgethan zu haben meinen. Dieselbe Zurückhaltung geht auch durch die Abhandlung „Vom Leben der Pflanzen, der Thiere und der Menschen", die den achten und neunten Band der Sammlung bildet; der Verfasser erkennt die wesentliche Bedeutung, welche die thierische Hälfte alles Lebens hat, vollständig an, ohne darum die geistige und sittliche zu leugnen oder als bloße Modificationen und Ausflüsse der thierischen Seite herabzusetzen. Die Darstellung könnte freilich, wie zum Theil auch in den übrigen Heften, stellenweise etwas gewählter sein; wenn es z. B. in dem Abschnitt „Was das Kleine Gehirn zu thun hat" (VIII, 152) heißt, es sei „im Vertrauen gesagt eine Schande für die Naturwissenschaft, daß sie über die Aufgabe desselben so sehr im Unklaren", so ist das im Vertrauen gesagt gar nichts gesagt und kann nur dazu dienen, dem Leser falsche Vorstellungen zu erwecken. Eine Wissenschaft als solche kann Ruhm oder Schande nie treffen, sondern nur die einzelnen Gelehrten können davon betroffen werden, welche die bestimmte Wissenschaft repräsentiren. Nun aber ist, wie auch der Verfasser selbst gleich darauf anerkennen muß, die Untersuchung über die Thätigkeit des Kleinen Gehirns mit ganz besondern Schwierigkeiten verbunden, Schwierigkeiten, die zum Theil in der physischen Lage des genannten Organs begründet sind und sich daher auch niemals vollständig beseitigen lassen werden. Wenn nun aber, wie der Verfasser ebenfalls anerkennen muß, trotz dieser Schwierigkeiten mehre berühmte Forscher es nicht an Ausdauer und Mühe haben fehlen lassen, sich über die Thätigkeit des Kleinen Gehirns aufzuklären und wenn sie dabei, wiederum mit des Verfassers eigenen Worten, „zu einem übereinstimmenden und sichern Resultate" gelangt sind, so scheint uns das (nämlich wenn diese Wendung nun einmal gebraucht werden soll) der Naturwissenschaft denn doch mehr zum Ruhm als zur Schande zu gereichen.

Der letzte der vorliegenden Bände behandelt die praktische Heizung. Auch dieser in das bürgerliche und häusliche Leben so tiefeingreifende Gegenstand ist hier mit Sachkenntniß und Klarheit dargestellt. Doch hat uns das ungünstige Urtheil überrascht, das der Verfasser über die Anwendung des Gases zum Heizen fällt; hier scheint er uns entweder den Gegenstand nicht genügend gekannt zu haben oder es hat ihn (was uns zwar Wunder nehmen sollte, da er ja in Berlin schreibt, wo die berliner Industrie sich gerade auf diesem Gebiete so sehr ausgezeichnet hat) an Gelegenheit gefehlt, sich von den Fortschritten zu überzeugen, die neuerdings auch in dieser Hinsicht gemacht worden sind und durch die eine baldige allgemeine Einführung des Gases als Heizmaterial in sichere Aussicht gestellt wird.

Ein eigenthümliches, ebenso sehr der Naturwissenschaft wie der Psychologie und selbst der Erziehungslehre angehöriges, aber jedenfalls höchst interessantes Werk, das unserer populären wissenschaftlichen Literatur zur wahren Zierde gereicht und das wir besonders allen Vätern und Müttern nicht dringend genug empfehlen können, begrüßen wir in: „Kind und Welt. Vätern, Müttern und Kinderfreunden gewidmet von Berthold Sigismund. I. Die fünf ersten Perioden des Kindesalters“ (Braunschweig, Vieweg). Der Verfasser beschäftigt sich in diesem elegant geschriebenen und ebenso elegant ausgestatteten Büchlein mit einem Abschnitt des menschlichen Lebens, der für gewöhnlich als vollkommen unbedeutend und unergiebig übersehen wird, während er doch in der That, insofern in ihm der Grund gelegt wird zu der gesammten spätern körperlichen und geistigen Entwickelung, von größter Bedeutung ist und sowol der Anthropologie wie der Physiologie eine Reihe der interessantesten und schwierigsten Aufgaben stellt: nämlich die ersten anderthalb bis zwei Jahre bis zum Aussprechen des ersten Wortes, dem dann allmälig die Bildung des ersten Satzes folgt. Ausgehend von der sehr richtigen Ueberzeugung, daß die Naturgeschichte eines Wesens unvollständig und unverständlich bleibt, solange man die Kenntniß seiner Uranfänge entbehrt und daß man nur durch die Anschauung der frühesten einfachsten Formen und Verhältnisse den verwickelten Bau und die vielfachen mit- und durcheinander wirkenden Kräfte verstehen lernt, welche das ausgebildete Wesen zeigt, hat der Verfasser jenes früheste Kindesalter des Menschen, das der Beobachtung, scheinbar so gar nichts bietet, zum Gegenstand einer ebenso gründlichen und liebevollen wie nüchternen Forschung gemacht. Wann beginnt beim Kinde die Wahrnehmung der Außenwelt? Durch welche Sinne zuerst? Wann bemerkt man an ihm den ersten deutlichen Willensact und worauf ist er gerichtet? Wann lernt das Kind die Wesen seiner Art erkennen, wann ihre Gefühle theilen? Wann und wie kommt es zum klaren Bewußtsein seines Ich? Nach welchen Gesetzen bildet es sich seine Sprache? Wann entfaltet sich die höchste Blüte des Menschenlebens, das sittliche Gefühl? Diese und ähnliche Fragen, denen der Verfasser mit gutem Grund für die Kenntniß des Menschen denselben Werth beilegt wie der Kenntniß der Zeitpunkte und der Art und Weise, wann und wie eine Pflanze ihren Blütenstaub und Keimling bildet, für die Botanik, oder wann und wie ein Volk den Acker zu bauen, Metalle zu bearbeiten und seine Gedanken sinnlich zu fixiren gelernt für die Culturgeschichte — diese anthropologisch so wichtigen Fragen werden hier zum ersten mal in zusammenhängender Weise aufgeworfen und ihrer Beant-

wortung entgegengeführt. Natürlich kann das Eine wie das Andere nur durch eine Reihe empirischer Beobachtungen geschehen und so enthält das Buch denn in der That eine Fülle der interessantesten und anmuthigsten Beobachtungen über die allmälige Entwickelung der jungen Menschenpflanze, sowol in körperlicher wie sittlicher und geistiger Hinsicht, was freilich in diesen ersten Stadien noch aufs innigste zusammenhängt. Der Verfasser, der überall ebenso viel Beobachtungsgabe und Klarheit des Urtheils wie Tiefe des Gemüths und Wärme der Empfindung zeigt, unterscheidet innerhalb des gegebenen Zeitraums im Ganzen fünf Perioden. Die erste, das sogenannte dumme Vierteljahr, reicht bis zum Lächelnlernen, die zweite vom ersten Lächeln bis zum Sitzenlernen; in der ersten kann das Kind seine Empfindungen nur durch Lachen und Weinen ausdrücken, in der zweiten fängt es schon an zu sehen und zu unterscheiden, es wird, wie der Verfasser es nennt, ohne jedoch das Misliche zu verkennen, das solche neugeprägte Wörter haben, aus dem Lächling ein Sehling. In der dritten Periode, in der das Kind laufen lernt, lernt es nicht nur sich selbst von einem Ort zum andern bewegen, sondern es bemüht sich auch, seinen Willen an fremden Gegenständen zu äußern und sich dieselben anzueignen; es wird Greifling. Im vierten Abschnitt, vom Laufen bis zum Sprechenlernen, entwickelt es sich vom Kriechling zum Läufling; die Zähne brechen durch, Gestalt und Ausdruck des Gesichts ändern sich wesentlich, das Kind lernt eine Anzahl Worte verstehen, es bildet Urtheile, infolge dessen sich denn auch die ersten deutlichen Spuren der Furcht zeigen. Ueberaus anziehend und lehrreich ist der fünfte und letzte Abschnitt des Buchs, der vom Sprechen des ersten Buchstabens bis zu dem des ersten Satzes reicht. Besonders fein und sinnig sind die Beobachtungen über die allmälige Wortbildung, über das musikalische Element, die Tonnachahmung, die derselben vorangeht, sowie über die allmälige Erweiterung des kindlichen Sprachschatzes; so sehr der Verfasser, unter dessen liebenswürdigen Eigenschaften eine echtwissenschaftliche Bescheidenheit überhaupt eine der ersten Stellen einnimmt, sich auch bescheidet, daß die von ihm angestellten Beobachtungen nur individuelle sind, so unterliegt es doch wol keinem Zweifel, daß hier ein allgemeines Gesetz vorliegt, dessen weitere Erforschung selbst auf die subtilsten und schwierigsten Partien der eigentlichen Sprachwissenschaft, auf Etymologie, Grammatik und Satzbildung ein neues Licht zu werfen geeignet ist. Zu diesen weitern Beobachtungen und Forschungen fodert der Verfasser denn auch alle Väter und Mütter sowie überhaupt alle Kindererzieher auf und auch wir können uns seiner Auffoderung nur anschließen, nicht allein wegen des hohen Interesses, das der Gegenstand an sich in Anspruch nimmt, sondern auch wegen des erhöhten Reizes und der schönen und edeln Weihe, welche das größte Glück des menschlichen Daseins, das Glück Kinder zu besitzen, dadurch erhält. Von dem Verfasser aber scheiden wir mit dem Ausdruck unserer innigsten Hochachtung und des lebhaftesten Dankes, überzeugt, daß alle Leser seines Büchleins — und möchten deren recht viele sein! — unsere Empfindung theilen werden. abs.

Schiller-Literatur.

Commentare zu modernen Dichtwerken stehen beim Publicum in keinem besonders günstigen Ruf und nicht mit Unrecht, da unsere modernen Commentatoren von ihren classisch-philologischen Vorgängern meist nur deren Unarten angenommen haben: nämlich die Lust zu erklären, wo es für den unbefangenen Sinn gar nichts zu erklären gibt, sowie die Weitschweifigkeit und Schwerfälligkeit der Form, wozu dann noch bei den modernen die Vorliebe für ästhetische Excurse und Declamationen kommt. Eine erfreuliche Ausnahme von dieser leidigen Regel bildet die neueste Arbeit des durch seine literargeschichtlichen und historischen Untersuchungen rühmlichst bekannten Professors Karl Gustav Helbig in Dresden: „Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Schiller. Für Schule und Haus" (Stuttgart, Cotta). Der Herausgeber selbst räumt in seinem Vorwort ein, daß „die pedantische Kleinigkeitskrämerei in der grammatischen Erklärung und noch mehr die breite Schönrednerei in der ästhetischen Betrachtung", die neuerdings in unsern Erläuterungen deutscher Classiker überhandgenommen, ein nicht unbegründetes Vorurtheil gegen die ganze Gattung erweckt haben. Allein je gründlicher er die Fehler kennt, in welche die Mehrzahl seiner Vorgänger verfallen ist, um so sorgfältiger hat er selbst sie vermieden. Der Helbig'sche Commentar zum „*Wallenstein*" darf in der That als ein Musterstück aufgestellt werden, wie dergleichen überhaupt zu behandeln ist. In der Einleitung erhalten wir zuerst eine kurze, doch gründliche und strengkritische Uebersicht des historischen Stoffs; darauf folgt die Entstehungsgeschichte des Schiller'schen Dramas selbst sowie eine Vergleichung des Dramas, seiner Composition und seiner Charaktere mit der geschichtlichen Ueberlieferung. Die Form ist durchweg knapp, einfach und nur auf das Sachliche gerichtet und ebenso sind auch die einzelnen Anmerkungen, in denen stets nur wirkliche Schwierigkeiten erläutert werden, das beliebte Hinweisen auf die Schönheiten des Dichters aber mit richtigem Takt vermieden ist. Auch der Text des Stücks ist nach der ersten und allein zuverlässigen Ausgabe vom Jahre 1800, die nach dem Ausdruck des Herausgebers gewissermaßen als Manuscript des Dichters betrachtet werden muß, mit kritischer Sorgfalt hergestellt. Nur in Betreff des Urtheils, das er über den ästhetischen Werth des Ganzen fällt, können wir uns mit dem Herausgeber nicht ganz einverstanden erklären; er schlägt den „Wallenstein" nach unserm Dafürhalten viel zu niedrig an, während er doch in der That, wenige einzelne Auswüchse abgerechnet, die in dem Zeitgeschmack sowie in der persönlichen Lage des Dichters ihre genügende Erklärung finden, eins der erhabensten und vollendetsten Werke ist, welche die Poesie aller Zeiten geschaffen. Doch würde zur Begründung dieses unsers abweichenden Urtheils mehr Raum gehören, als uns hier verstattet ist und begnügen wir uns daher, das Buch im Uebrigen seinem Verdienst gemäß allen Freunden und Verehrern Schiller's aufs wärmste zu empfehlen. R. P.

Correspondenz.

Aus Oldenburg.

Juli 1856.

Dt. „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging", da lehrte man in allen geographischen Handbüchern: „Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt an der schiffbaren Hunte mit 5000 Einwohnern", und jetzt haben wir 11,000, ja wenn wir die Vorstädte mitrechnen, deren Bewohner, obwol sie nicht zum städtischen Verbande gehören, doch alle Interessen mit den Städtern gemein haben, so beläuft sich die Zahl der Einwohner auf 13,000. Dies rasche Anwachsen der Bevölkerung ist zum großen Theil durch das Aufblühen des Handels und der Gewerbe bewirkt; doch hat auch die Vermehrung des Militärs und die mit jedem Jahr steigende Zahl der Staatsdiener nicht wenig dazu beigetragen. Die Stadt Oldenburg ist der Kopf, der für das ganze Land denkt, da sie als der Sitz fast aller Behörden und Bildungsanstalten auch fast alle Intelligenz des Landes in ihren Mauern einschließt. „Sor wat, Hört wat!" sagt das plattdeutsche Sprichwort. Am Kopf hat auch der Mund seine Stelle und so ist es denn auch kein Wunder, daß ein großer Theil von dem Ertrage des an Erwerbsquellen so reichen Ländchens in der Hauptstadt verzehrt wird.

Die rasche Vermehrung der Bevölkerung Oldenburgs ist zum nicht geringen Theil auch dadurch bewirkt, daß die wohlhabenden Bewohner unserer Marschdistricte — des Budjadingerlandes — im Laufe der letzten Jahre in großer Menge hier ihren Wohnsitz aufschlagen. Die Landleute der Marschen haben durch eine Reihe guter Jahre (denn wir nennen hier im Lande, das keine Fabriken hat, die Jahre gut, in denen alle Lebensmittel theuer sind), in denen alle Producte des Bodens, namentlich aber das Rindvieh, wegen der freien Einfuhr nach England zu fabelhaft hohen Preisen verwerthet wurden, ungemein an Wohlstand gewonnen. Der Verkaufswerth und der Pachtpreis der Grundstücke ist seit 20 Jahren um 100—200 Procent gestiegen. Nicht wenige derjenigen Landleute, die sich damals mit Mühe über Wasser hielten, sind jetzt reich zu nennen. Es ist ihnen, wie sie sagen, der Reichthum „so tofuult", wörtlich: zugefault, sie haben ihn nicht durch eigenen Fleiß und Betriebsamkeit erworben, sondern er ist ihnen ohne ihr besonderes Zuthun allein durch die günstigen Conjuncturen zugefallen.

Mit dem Reichthum werden neue Bedürfnisse wach, und daher kommt es denn, daß viele Landleute ihre heimatlichen Fluren verlassen, um sich die Behaglichkeit des Lebens, die ihnen die Hauptstadt bietet, und ihren Kindern die Gelegenheit zu verschaffen, die hiesigen Bildungsanstalten zu besuchen. Mancher derselben zieht auch hierher, weil ihm das Betreiben der Landwirthschaft vergällt ist, da das Halten der Dienstboten in dem an Händen so armen Lande so schwierig geworden ist. Seit dem Jahre 1848, in dem die „lüttjen Lü" zu den „Groten" sagten: „Staht upp, Ji hebbt nu all lang noog säten; wie wält ook mal sitten!" (Steht auf; ihr habt nun lang genug auf euern Gütern gesessen, wir wollen auch mal sitzen!) ist ein störrischer Sinn in die dienende Bevölkerung der Marschen gefahren, der noch lange nicht wieder gewichen ist.

Mit dem Ausdruck Budjenter Sükde (Budjadinger Seuche) bezeichnet der Volksmund ein bösartiges Sumpfwechselfieber, das alljährlich im Budjadingerland grassirt. De nee (neue) Budjenter Sükde heißt jetzt diese neuerwachte Auswanderungssucht, die das Budjadingerland noch mehr zu entvölkern droht, als die alte Seuche.

Manche von den wohlhabenden Landleuten, die nach der Hauptstadt ihren Wohnsitz verlegt haben, finden sich indeß in ihrer Erwartung, hier reichen Lebensgenuß zu finden, getäuscht. Das Leben ohne Mühe und Arbeit macht sie zu Hypochondern und zu spät sehen sie ein: „Wer to'n Esel baren (geboren) is, ward sin Läwdage kin Pärd."

Aber noch viel mehr als die Zahl der Einwohner wächst verhältnißmäßig die Zahl der Häuser; es ist eine wahre Bauwuth über Oldenburg gekommen. Niemand will hier zur Miethe wohnen; jeder will seinen eigenen Herd im eigenen Hause haben. Ganze neue Stadttheile sind entstanden und sind noch im Entstehen. Wenn auch viele der Häuser, die wie Pilze aus der Erde wachsen, so kleiner Natur sind, daß ihrer zwölf auf eine Schachtel gehen, so werden doch auch recht viele schöne und stattliche Häuser gebaut.

Wer in 20 Jahren nicht in Oldenburg war, der kennt es gar nicht wieder. Aus dem dumpfen Landstädtchen ist eine heitere, freundliche Stadt geworden; denn das neue Oldenburg ist fast ganz aus den Thoren hinausgezogen. Jeder, den sein Beruf nicht in den Geschäftsstraßen festhält, sucht sich eine Wohnung im Freien, Jeder will für sich und seine Kinder ein freies Plätzchen haben, wo frische Luft und Sonne, heitere Blumen und grüner Rasen Leib und Seele erfreuen. Die ganze Stadt hat dadurch mit Ausnahme der wenigen Verkehrsstraßen etwas Liebliches, Gartenhaftes bekommen; und selbst die Geschäftsstraßen verfehlen nicht, einen freundlichen Eindruck zu machen, da die Häuser hier meistens einen hellen, guterhaltenen Abputz haben und außerdem vor jedem Fenster sich ein Blumenflor entfaltet. Denn wer hier nicht soviel von Gottes Erdboden sein nennt, daß er im Freien Blumen ziehen kann, muß sie wenigstens im Zimmer haben; die Blumenliebhaberei ist hier wie in Holland allen Ständen gemein.

Uebrigens hat der Wohlstand sich nicht allein in der Stadt, sondern auch im ganzen Lande bedeutend gehoben und es sind hier nicht allein die Besitzenden reicher geworden, auch die niedern Classen der Bevölkerung gewinnen täglich an Wohlstand. Das geht daraus deutlich hervor, daß bei einer Bevölkerung von 200,000 Einwohnern — soviel zählt nach der Zählung vom 3. December des vorigen Jahres das Herzogthum Oldenburg ohne die Herrschaft Jever und die Fürstenthümer Eutin und Birkenfeld — in den ersten fünf Monaten dieses Jahres 100,000 Thlr. in die Ersparungskasse eingelegt sind. Diese Ersparungskasse, nebenbei bemerkt die erste in Deutschland, im Jahre 1786 gegründet, nimmt nur Beiträge an von Tagelöhnern, Matrosen, kleinen Handwerkern und Dienstboten und Niemand kann im Laufe eines halben Jahres mehr einsetzen als 25 Thlr.

Als Merkwürdigkeit theile ich Ihnen noch mit, daß in diesem Jahre die Zahl der Störche, die eine so schöne Zierde der Wiesen unserer Flußniederungen sind, eine ganz ungewöhnlich geringe ist. Bei ihrem Zuge über das Mittelländische Meer wurden sie von Stürmen erfaßt und Tausende derselben sind in den Fluten umgekommen. Ein Schiff, das in einem Nordseehafen

einlief, soll 17 Störche mitgebracht haben, die während des Unwetters auf der See ermattet auf das Deck des Schiffes niederfielen.

Wenn nicht alle Aussichten trügen, so haben wir hier eine sehr gesegnete Ernte zu erwarten. Der Graswuchs, der anfangs beim kalten Wetter mangelhaft war, holt bei der jetzigen Wärme das Versäumte reichlich nach. Alle Arten von Getreide stehen vortrefflich und lassen nichts zu wünschen übrig. Die Apfelbäume haben reichlich geblüht und setzen gut an; aber wunderbarerweise haben die Birnbäume gar nicht geblüht. Niemand weiß sich hier die Erscheinung zu erklären, woher es kommt, daß in denselben Obstgärten die erstern so reich blühten und die letztern, die neben ihnen standen, gar keine Blüten ansetzten. Ich habe Naturkundige und Gärtner gefragt, doch keiner unter ihnen „löst mir dies Räthsel der Natur".

Die Plage, die alljährlich uns den Genuß an den wenigen heitern Tagen des Frühsommers verkümmert, der Moorrauch, sucht uns auch in diesem Jahre in reichlichem Maße heim. Die ganze Atmosphäre ist hier diesen Augenblick mit schwefeligriechendem Rauch erfüllt, der so dicht ist, daß uns die Sonne als blutigrothe Scheibe erscheint und sich stellenweise so anhäuft, daß wir einige hundert Schritt entfernte Gegenstände nicht deutlich erkennen können. Die Gelehrten haben sich lange darüber gestritten und sind vielleicht noch nicht ganz einig darüber, woher der Höhenrauch oder Heerrauch, der sich in manchen Theilen Europas im Frühsommer einstellt, entsteht. Wir hier, die wir an der Quelle wohnen, haben nie daran gezweifelt, daß das Abbrennen der Torfmoore, an denen das nordwestliche Deutschland so reich ist, die Ursache derselben ist. In jedem Frühjahr wird auf ungeheuern Moorstrecken die Oberfläche abgegraben und in große Würfel zerklüftet. Diese werden angezündet und auf solche Weise werden alljährlich in unserer Ecke Deutschlands meilenweite Flächen des Moors abgebrannt — „geschwält", wie es in der Landessprache heißt. Die daraus gewonnene Asche ist das einzige Düngungsmittel, durch das es möglich wird, diese öden Landstriche zu cultiviren. So lästig auch der Moorrauch uns sein mag, soviel von verschiedenen Seiten auch gewünscht wird, durch ein Verbot diesem Abbrennen zu wehren, so ist doch keine Hoffnung da, daß wir jemals hier von dieser Plage befreit werden: denn Tausende von Familien leben von dem Buchweizen, der vorzüglich durch diese Culturart gewonnen wird. Fremde, die hier einwandern, denen diese Erscheinung besonders lästig ist, können sich nicht denken, daß man in solcher Rauchatmosphäre gesund bleiben kann und doch befinden wir uns hier ganz wohl. Wir werden hier nicht häufiger krank als die Bewohner des übrigen Deutschland und die Mortalität im Herzogthum Oldenburg stellt sich — die ungesunden Marschdistricte abgerechnet — so günstig wie die jedes andern deutschen Landes. Der scharfe, die Augen reizende Moorrauch ist selbst den Augen nicht einmal nachtheilig; denn die chronische Augenliderentzündung, die ziemlich häufig bei den ältern Bewohnern einzelner Sanddistricte vorkommt, darf man nicht dem nur einige Wochen anhaltenden Moorrauch zuschreiben, sondern vielmehr dem Umstande, daß hier die Leute innerhalb ihrer Wohnungen in einer beständigen Rauchatmosphäre leben. Die Häuser, in denen Vieh und Menschen gemeinschaftlich wohnen, sind hier nämlich so gebaut, daß das Vieh, wie man hier im Scherz sagt, zum Schornstein hinausgeht; d. h. die Häuser haben hier keine Schornsteine, der Rauch

und das Vieh haben nur einen gemeinschaftlichen Ausgang — die Hausthür, die den ganzen Winter hindurch soviel wie möglich geschlossen wird. Die Meinung, daß der Moorrauch der Entwickelung der Blüte hinderlich sei, wird hier allgemein für eine Fabel gehalten.

Am 13. Juni war hier Medardusmarkt, einer der größten, vielleicht der größte Pferdemarkt Deutschlands: denn an dem einen Tage werden durchschnittlich 4000 Pferde zum Verkauf ausgestellt. Fremde Pferdehändler aus allen Ecken und Enden Europas machen hier ihre Einkäufe. Luxuspferde waren wenig am Platz. Arbeitspferde und Füllen wurden zu sehr hohen Preisen verkauft; das Aufhören der Kriegsbereitschaft hatte, wider alles Erwarten, die Preise nicht herabgedrückt.

Notizen.

Die deutsche musikalische Welt hat zwei bekannte Namen eingebüßt: in Darmstadt starb der ehemals hochgefeierte Bassist Joseph Reichel, in Berlin der Director außer Dienst J. G. Hientzsch, Herausgeber des „Musikalischen Deutschland" und anderer zahlreicher und gediegener musikalischer Schriften. Reichel war zu Anfang des Jahrhunderts in Ungarn geboren; seine Blütezeit, in der er sich ebenso sehr durch Gewalt und Wohllaut der Stimme wie durch Lebendigkeit und Wahrheit des Spiels auszeichnete, fällt hauptsächlich in die zweite Hälfte der zwanziger Jahre, in die Glanzzeit der darmstädter Oper, die in ihm eine ihrer ersten Zierden besaß. J. G. Hientzsch wurde 1787 in der Gegend von Torgau geboren. Anfänglich zum Landschullehrer bestimmt, gelang es ihm durch die Unterstützung wohlwollender Gönner auf die Thomasschule in Leipzig zu kommen, wo er nicht nur den Grund zu seiner classischen Bildung, sondern auch zu seinen musikalischen Kenntnissen und Neigungen legte. Nachdem er von 1808—11, ebenfalls in Leipzig, Theologie und Pädagogik studirt, begab er sich im letztgenannten Jahre zu Pestalozzi nach Ifferten, um die Methode des Meisters unter dessen Augen zu studiren. Bis 1815 verweilte er in Ifferten, machte dann bis 1817 eine größere Reise und wurde im Sommer desselben Jahres als Lehrer in dem neubegründeten Seminar zu Neuzelle bei Frankfurt an der Oder angestellt. Von hier kam er 1822 als Oberlehrer an das Seminar zu Breslau, wo seine musikalische Thätigkeit sich nun systematisch zu entfalten begann; besonders verdankt Schlesien ihm die Einführung jener großen Musikfeste, die dann später auf die Bildung der Provinz so wesentlich eingewirkt haben. 1833 wurde er nach Potsdam als Director des dortigen Schullehrerseminars versetzt, von wo er 1849 als Nachfolger Zeune's zum Director der berliner Blindenanstalt berufen ward. Doch verwaltete er letztern Posten nur bis 1854, wo er in Pension trat. Unter seinen zahlreichen Schriften, die theils musikalischen, theils pädagogischen Inhalts sind, heben wir besonders hervor: „Ueber den Musikunterricht, besonders im Gesange auf Gymnasien und Universitäten" (1827), sowie die „Teutonia, eine pädagogische Musikzeitschrift", die er 1829—37 herausgab und durch die

er sich um die Verbreitung gesunder musikalischer Ansichten, besonders unter dem Lehrerstande, große Verdienste erwarb. Sein letztes Werk war das schon genannte „Musikalische Deutschland". Doch sind davon erst zwei Hefte erschienen, zwei andere befinden sich im Druck; es wäre schade, wenn das sorgfältig angelegte und nützliche Unternehmen durch den Tod des Herausgebers unvollendet bleiben sollte. — Im Bade zu Ems, wo er sich seit einigen Tagen erholungshalber aufhielt, starb plötzlich infolge eines Schlagflusses der französische Unterrichtsminister Fortoul. Um das Jahr 1806 geboren, war Hr. Fortoul in seiner Jugend ein eifriger Socialist und Republikaner; noch zur Zeit der Februarrevolution, wo er Rector der Universität zu Aix war, gehörte er der vorgeschrittensten der damaligen politischen Parteien an und auch in der Nationalversammlung vertrat er diese extremen Principien mit großem Eifer. Bald darauf jedoch machte er eine Schwenkung, infolge deren er dem damaligen Präsidenten der Republik, jetzigen Kaiser Napoleon III., sehr befreundet und einer seiner vertrautesten Rathgeber wurde; bereits vor dem Staatsstreich vom 2. December zum Minister ernannt, galt er als eine Hauptstütze des gegenwärtigen Systems. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch einige Schriften über deutsche Literatur, der er eine lebhafte Bewunderung zollte, bekannt gemacht.

Die zahlreichen Freunde Karl's von Holtei machen wir auf ein Porträt desselben aufmerksam, das soeben in der Expedition des Kober'schen „Album" in Prag erschienen ist. Dasselbe ist von Riedel gezeichnet und von Kriehuber in Wien lithographirt und gibt die Züge des liebenswürdigen „Vagabonden" mit großer Wahrheit und Treue wieder; den Abonnenten des „Album" wird es als Prämie für den laufenden Jahrgang gratis geliefert. Gleichzeitig ist auch Band 12 und 13 des diesjährigen „Album" erschienen; dieselben enthalten einen historischen Roman aus dem 16. Jahrhundert: „Peter Pommerering", von Ernst Willkomm.

Bei dem Interesse, welches die innern Verhältnisse Nordamerikas eben jetzt erregen, wird es unsern Lesern nicht unerwünscht sein, nachstehende Bemerkungen über das amerikanische Correspondenzwesen in deutschen Blättern zu lesen; wir entnehmen dieselben dem Privatbriefe eines Mannes, der seit acht Jahren in der Union lebt und, dem praktischen Stande angehörig und dabei zugleich von gesunder literarischer Bildung, vielfache Gelegenheit gehabt hat, das Leben und Treiben der Union nach den verschiedensten Richtungen hin kennen zu lernen. „Beinahe alle amerikanischen Correspondenzen deutscher Blätter", schreibt er uns, „tragen etwas Chablonenmäßiges, das Denjenigen, der Land und Leute wirklich kennt, höchst unangenehm berührt. Mit wenigen Ausnahmen gehen sie sämmtlich von Neuyork aus, meistens von Leuten, die das eigentliche Volk von Amerika nie gesehen haben und die sich, in alten Vorurtheilen eingerostet, auch gar die Mühe nicht geben, es kennen zu lernen. Daher die verkehrten Ansichten und Raisonnements, die Verdrehungen und crassen Uebertreibungen, denen wir so oft in den amerikanischen Berichten und Schilderungen deutscher Journale begegnen und an denen uns hierzulande Dies am meisten in Verwunderung setzt, wie sonst gewissenhafte und tüchtige Redactionen so leichtfertigen Fabrikaten Zutritt verstatten können.

Den Amerikaner nach dem Neuyorker «Broadway-swell» oder «five Points b'hoy» beurtheilen, heißt den Deutschen nach dem Maße des bremer Commis oder des ehemaligen berliner Eckenstehers messen. Neuyork und die Städte an der atlantischen Küste überhaupt sind nur ein mehr oder weniger matter Abklatsch von Paris, Wien und Berlin; wer das wirkliche Ameri a nach allen Richtungen hin kennen lernen und überblicken will, darf seinen Wartthurm nicht in diesen Küstenstädten, sondern er muß ihn im Innern des Landes errichten." Ueber die immer näherrückende Krisis im Innern der Union bemerkt derselbe Briefsteller: „Wir Grenzer" (der Brief ist Ende Mai aus Missouri geschrieben), „sehen einer aufgeregten Zeit entgegen; schon hat der erste ernstliche Zusammenstoß der Sklavereimänner und der Freistaatpartei stattgefunden und Kansas wird jedenfalls der Boden sein, auf welchem diese Frage, die solange schon unser Land in zwei Heerlager spaltet, zur Entscheidung kommen wird." Ueber die Presse in Missouri bemerkt er noch: „Von den beiden hiesigen großen Zeitungen ist der «Republican» die einflußreichste, aber sklavereifreundlich bis zum Aeußersten und daher in ihren Berichten ohne Rücksicht auf Wahrheit und Zuverlässigkeit; die andere, der «Democrat», neigt sich einigermaßen auf die andere Seite; doch ist ihre Haltung sehr zahm und vorsichtig, wie denn überhaupt ein entschieden liberales oder auch nur unparteiisches englisches Blatt in keinem Sklavenstaate existirt noch existiren kann. Der brutale Angriff, den der Repräsentant von Südcarolina, Brooks, soeben auf den Senator von Massachusetts, Sumner, im Senatssaale zu Washington gemacht hat und dessen Details Sie in Europa gewiß mit ungläubigem Kopfschütteln lesen werden, sowie die allgemeine Zustimmung, deren diese Brutalität sich hierzulande erfreut, sind hinlänglich, um zu zeigen, welche Folgen ein freies Wort im eigenen Hause der Sklavenhalter nach sich ziehen würde."

Trotz seiner ungeheuern Productivität als Historiker, Culturhistoriker und Publicist hat Lamartine auch noch Zeit zu einer neuen poetischen Schöpfung, einem Trauerspiel „Saul" gewonnen, das demnächst zur Aufführung kommen wird. Auch Victor Hugo, der bekanntlich soeben erst zwei starke Bände „Contemplations" hat erscheinen lassen, soll schon wieder ein neues poetisches Werk vollendet haben, einen dreibändigen Roman mit dem wunderlichen Titel: „Les misérables."

Die Verlagshandlung von C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig veröffentlicht den Prospect zu einer „Geschichte des Deutschen Rechts", die demnächst in ihrem Verlage erscheinen soll. Da die Aufgabe, bei der es ebenso sehr auf strenge Wissenschaftlichkeit des Inhalts wie auf möglichste Lesbarkeit und Gefälligkeit der Form ankommt, die Kraft eines Einzelnen zu überschreiten schien, so hat die Verlagshandlung zur Lösung derselben eine Anzahl unserer ausgezeichnetsten Rechtslehrer gewonnen, deren gemeinsamer Thätigkeit es gewiß gelingen wird, ein Werk herzustellen, das der lebhaftesten Theilnahme des Publicums würdig ist. Das Ganze ist auf sechs Bände berechnet, die in vier bis sechs Jahren vollendet sein sollen; der erste, die „Rechtsquellen" enthaltend, wird von den Professoren Merkel in Halle und Stobbe in Königsberg, der zweite, „Staatsrecht", von Beseler

in Greifswald, der dritte, „Privatrecht", von Demselben, der vierte, „Civilproceß" und „Criminalproceß", von Planck in Kiel, der fünfte, „Strafrecht", von Wilda ebendaselbst, der sechste und letzte, „Kirchenrecht", von Richter in Berlin bearbeitet werden.

Von der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke", deren wir schon öfters mit verdienter Auszeichnung gedacht haben, erschien soeben das Juniheft. Dasselbe enthält die Fortsetzung von Dr. K. Pfaff's Abhandlung über „Die Hexenprocesse zu Eßlingen im 16. und 17. Jahrhundert", „Zünfte und Geschlechter im 14. Jahrhundert" von Dr. J. Müller, eine Mittheilung von Chr. von Stramberg „Ueber die ältesten Mäßigkeitsvereine, insbesondere von Christian's Gesellschaft" und verschiedene kritische und sonstige kleinere Artikel.

Die kürzlich von verschiedenen deutschen Blättern, darunter auch vom „Deutschen Museum" gebrachte Nachricht, als ob mit dem unlängst verstorbenen Tode des Rechnungsraths Wieland in Weimar die unmittelbare Nachkommenschaft des Dichters ausgestorben, wird jetzt vom „Weimarer Sonntagsblatt" dahin berichtigt, daß noch ein um zwei Jahre jüngerer Sohn sowie eine verheirathete Tochter Wieland's am Leben; Beide leben in Schlesien, der Sohn, Wilhelm mit Namen, als Gutsverwalter in Heinrichsau. — Die schon früher angekündigten Briefe aus dem Nachlaß Schiller's und seiner Gattin sind jetzt erschienen; sie führen den Titel: „Schiller und Lotte" (Stuttgart, Cotta) und bilden, indem sie zum ersten mal die innere und äußere Geschichte von Schiller's Liebe und Verlobung mit seiner Gemahlin vollständig darlegen, eine wichtige Ergänzung sowol zu den bisherigen Biographien des Dichters überhaupt als namentlich auch zu dem literarischen Nachlaß der Frau von Wolzogen, in welchem zwar Einzelheiten dieses Briefwechsels mitgetheilt waren, aber weder vollständig noch genau genug, um gelegentlichen Misdeutungen zu entgehen. Die Herausgabe der gegenwärtigen Sammlung hat die Frau von Gleichen-Rußwurm, bekanntlich die jüngste Tochter des Dichters, besorgt; sie hat damit der Nation ein sehr werthvolles Geschenk gemacht. — Bei dieser Gelegenheit und da ja Alles, was Schiller's Namen trägt, der Nation jederzeit von höchstem Interesse ist, mag auch noch erwähnt werden, daß der letzte männliche Sproß Schiller's, Ernst Friedrich von Schiller, der als Rittmeister in östreichischen Diensten steht, sich kürzlich in Stuttgart mit einem würtembergischen Fräulein vermählt hat. Er ist der einzige Sohn Karl's von Schiller, des ältesten Sohnes des Dichters (geboren 1793), der noch gegenwärtig in Lorch, demselben Ort, wo der werdende Dichter einen Theil seiner Knabenzeit verbrachte, als würtembergischer Oberforstmeister lebt. Der jüngere Sohn, Ernst von Schiller (geboren 1796), der als Appellationsrath zu Köln lebte, starb bereits 1841 und auch die ältere der beiden Töchter, Karoline, geboren 1799, seit 1838 mit dem Bergrath Junot in der Nähe von Rudolstadt vermählt, starb schon 1850 zu Würzburg.

Berthold Auerbach in Dresden soll mit einem neuen Drama beschäftigt sein; ebenso Emil Brachvogel, der Verfasser des „Narziß", über den wir in unserer letzten Nummer Ausführlicheres mittheilten. Derselbe hält

sich gegenwärtig zu Ilmenau in Thüringen auf; der Stoff seines Gedichts soll der deutschen Geschichte entnommen sein. Ueber die Autorschaft des Romans „Der Fürst «Mein Liebchen» und seine Parteigänger“ haben wir neulich nach dem krakauer „Czas“ berichtet; jetzt melden die berliner Zeitungen, daß auch der Name des Bearbeiters (W. Bachmann) ein Pseudonym ist, unter welchem ein Hr. Jerzewski, Kammergerichtsassessor in Berlin, steckt. Derselbe hat unter dem Namen W. Bachmann bereits verschiedene Romane und kleinere Theaterstücke geschrieben, welche sämmtlich von Seiten des Publicums freundlich aufgenommen worden sind.

Von Leopold Stein, dem frühern kieler, jetzt wiener Professor der Staatswissenschaften, ist der zweite Band seines „System der Staatswissenschaft“, auch unter dem besondern Titel: „Die Gesellschaftslehre; Abtheilung I: Der Begriff der Gesellschaft und die Lehre von den Gesellschaftsclassen“ (Stuttgart, Cotta) erschienen. Ebenso Alfred Meißner's schon neulich erwähnte „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Hamburg, Hoffmann und Campe) und der zweite Band von Alex. Wilhelmi's „Lustspielen“ (Dresden, Arnold). Adolf Helfferich in Berlin hat ein umfangreiches Werk: „Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), herausgegeben; von demselben gediegenen und geistvollen Autor werden unsere Blätter demnächst eine interessante Abhandlung über die Kritik und ihre geschichtliche Entwickelung bringen. Von Pertz' „Leben Stein's“ ist vom Verfasser selbst eine kürzere, für das größere Publicum berechnete Bearbeitung in zwei Bänden (Berlin, Reimer) veranstaltet und damit ein langgehegter Wunsch aller Freunde und Verehrer dieses trefflichen Werkes erfüllt worden. Dr. Eduard Schmidt oder wie er sich jetzt, um unangenehmen Verwechselungen auszuweichen, nennt, Eduard Schmidt-Weißenfels, dem Publicum theils durch seine poetischen Versuche, theils und besonders durch die Berichte über berliner Literaturzustände bekannt, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung“ von ihm zu bringen pflegen, hat ein zweibändiges Werk über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration. Historisch und kritisch dargestellt“ (Berlin, Heymann) erscheinen lassen; da der Verfasser lange Jahre in Frankreich gelebt und vielfache literarische Verbindungen daselbst angeknüpft, sich auch sogar persönlich als Redacteur eines französischen Blattes versucht hat, so läßt sich von der Sachkenntniß und Genauigkeit des Werks das Beste erwarten. Auch die Reiseliteratur ist wieder um zwei interessante und werthvolle Werke bereichert worden: „Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Von J. A. H. C. Ratzeburg“ (Berlin, Hirschwald), und: „Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. Erster Band. Mit fünf vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar“ (Leipzig, Costenoble). Letzteres Werk ist bereits durch die höchst interessanten Bruchstücke empfohlen, welche die augsburger „Allgemeine Zeitung“ während der Reise des Verfassers daraus mittheilte; auf beide wird das „Deutsche Museum“ demnächst ausführlicher zurückkommen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Entstehung
des
Selbstbewußtseins.
Eine Antwort an Herrn Professor Lotze
von
Heinrich Czolbe,
Dr. medicinae.
Gr. 8. Eleg. broch. 10 Ngr.

Diese Schrift, welche zugleich eine Widerlegung der neuesten von Schaller, Fabri und Liebig gegen den Naturalismus gemachten Einwendungen ist, versucht denselben in einen eigenthümlichen Idealismus umzuwandeln und ist darum bei der darüber herrschenden Streitfrage von höchstem Interesse.

Leipzig 1856. **Heinrich Costenoble.**
Verlagsbuchhandlung.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Touristenführer durch die Schweiz.
Von
Salomon Walcher.

Mit den Panoramen vom Rigi-Kulm, der Berner- und Walliser-Alpen, der Montblanc-Kette und der Appenzeller Berge, den Karten vom Boden- und Genfersee und einer **Uebersichtskarte der Schweiz.**

Taschenformat. Brosch. 1 Thlr. oder 4 Frcs. In Leinwand gebunden 1¼ Thlr. oder 5 Frcs.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;
2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 31.** 31. Juli 1856.

Zur italienischen Frage.

Von
Emil Ruth.

Das Memorandum des Grafen Cavour in der pariser Conferenzsitzung vom 8. April d. J. hat in der diplomatischen und journalistischen Welt scheinbar eine große Aufregung verursacht. Wenn man aber näher untersucht, so stellt sich diese Aufregung als eine gemachte dar, durch die man es vermeiden zu können glaubt, auf die Sache selbst einzugehen. Man untersucht nicht die Wahrheit und Dringlichkeit der Bemerkungen und Vorschläge Cavour's, diese möchte man im Gegentheil lieber so schnell als möglich in Vergessenheit bringen. Man sucht daher die öffentliche Aufmerksamkeit abzulenken, und indem man sich in ein außerordentliches Erstaunen hineinarbeitet über die Kühnheit einer so kleinen Regierung, in dem europäischen Quintett mitzuspielen, sucht man die öffentliche Meinung geflissentlich nur mit der Frage über das Recht dieser kleinen Regierung, ihre Stellung zu den Mächten, das Verhältniß ihrer kühnen Vorschläge zu ihrer Stellung und gar über ihre etwaigen Absichten zu beschäftigen. Ehe also auf den eigentlichen Inhalt des Memorandums einzugehen ist, müssen erst diese Fragen und Verdächtigungen beseitigt werden, was wir hier kurz thun wollen.

Die Blätter der östreichischen Farbe betrachten das Memorandum als eine ganz ungehörige Einmischung einer Macht dritten Ranges in die Besprechungen der Großmächte und deren ausschließliches Recht, Europa zu ordnen. Sie machen gern Sardinien viel kleiner als es ist, und sind erbost, daß es sich durch seinen heldenmüthigen Antheil an dem Kampf gegen Rußland ein Stimmrecht in der Ordnung der türkischen Angelegenheiten erworben hat. Aber jene Blätter finden auch die Enthüllungen in dem Memorandum Cavour's sehr undiplomatisch. Ein Diplomat von altem Schlag hätte freilich nicht so gesprochen; der Gegenstand seiner submissesten und vorsichtigsten Mittheilungen wäre nur das Interesse der Souveräne und Dynastien gewesen. Aber wenn schon das ganz Abnorme geschehen ist, daß Gesandte legitimer Fürsten von Gottes Gnaden auf den Ruf eines ganz illegitimen Fürsten erscheinen, um über den allerlegitimsten Autokraten gleichsam zu Gericht zu sitzen, so ist das noch viel Abnormere geschehen, daß auch einmal ein Diplomat sich vorfand, der ein Herz und eine Stimme für ein unterdrücktes und schmählich behandeltes Volk hatte; daß auch einmal in einer diplomatischen Verhandlung vom Volk und dessen Rechten und von Pflichten der Souveräne gegen dasselbe die Rede war. Diese ganz neue Sprache wurde denn auch so wenig verstanden, daß man dem Grafen Cavour und dem Land, das er vertrat, Kriegsgelüste und Eroberungspläne beimaß! Mit einigen salbungsvollen Artikeln über die Segnungen des Friedens und höhnenden Bemerkungen über die Aufgeblähtheit des kleinen Königreichs Sardinien glaubte man die Sache in Vergessenheit begraben zu können und der Welt die Meinung beizubringen, als habe Sardinien gar kein Recht, in Italien und über Italien seine Stimme mitzuerheben. Es ist sonderbar, daß man sich auf solche Fragen noch einlassen muß.

Die europäische Welt kann nicht mehr durch Diplomaten ausschließlich geordnet werden, kein reineuropäischer Fürst kann mehr sagen: Ich bin der Staat, vielmehr ist öffentliche Meinung jetzt die größte Macht, die, wenn man ihre vollkommene Berechtigung auch noch ungern zugibt, man doch schonen und achten muß, und vor der schon selbst die unfehlbare römische Kirche sich gebeugt hat. Diese öffentliche Meinung hat aber die „kleine Macht dritten Ranges" Sardinien für sich, und damit kann sie sich schon beruhigen, wenn sie auch alle Diplomaten gegen sich hätte. Italien ist ein Complex mehrer Staaten, die, wenn sie auch noch nicht diplomatisch als Bundesstaat existiren, doch durch Nationalität, gemeinschaftliche Interessen, Sitten, Sprache, innig und natürlich zu einem Staatenbund gehören, und wenn das Bewußtsein dieser Einheit noch nicht durch alle Classen gedrungen ist, so ist es doch bei allen Gebildeten mächtiger als je. Der Sardinier so gut wie der Neapolitaner fängt an, aus der Isolirtheit herauszutreten und sich als Italiener zu betrach-

ten, als Mitglied eines großen gemeinschaftlichen Vaterlandes, dessen Einigkeit ihm in frühern Jahrhunderten nur durch die Intriguen einer herrschsüchtigen Hierarchie verkümmert wurde. Die Wunden, die einem Theil dieses gemeinschaftlichen Vaterlandes geschlagen werden, schmerzen auch in dem andern und die Hoffnungen, die man im Norden hegt, hallen auch im Süden wider. In einem solchen gemeinschaftlichen Vaterlande läßt sich aber jedem einzelnen Staat das Recht nicht absprechen, sich um die innern Angelegenheiten des ganzen Vaterlandes oder einzelner Theile desselben, die von großem Einfluß auf das Ganze sind, zu bekümmern. Es ist ja auch schon in der großen europäischen Staatenfamilie vorgekommen, daß ein Staat sich in die innere Verwaltung und Regierungsform eines andern Eingriffe erlaubte, und Sardinien könnte, wenn sein Recht zweifelhaft wäre, wenigstens sehr legitime Beispiele für sich anführen. Hat nicht Oestreich selbst durch einen geheimen Vertrag 1815 Neapel genöthigt, nie eine Verfassungsänderung vorzunehmen, die den östreichischen Principien entgegen wäre? Das war viel mehr, als Sardinien jetzt verlangt. Haben sich in Gaeta nicht die Diplomaten und kirchlichen Sekten um die Wette bemüht, den Haupteinfluß auf die künftige Gestaltung des Kirchenstaats zu erlangen? Man wandte damals alle Mittel an, den Einfluß Sardiniens auszuschließen, und die ganze Welt wartet seit sieben Jahren auf eine einzige gesunde Frucht dieses Sieges der reactionären kirchlichen Sekte.

Jedes Mitglied dieses Staatenbundes muß aber umsomehr das Recht haben, permanente unregelmäßige Zustände, die dem Ganzen gefahrdrohend sind, zu tadeln und auf deren Beseitigung zu dringen. Die häufigen Revolutionen, die ewigen Verschwörungen, die Unsicherheit sind Folgen verkehrter Regierungen; die immer wiederkehrenden Besetzungen der Länder durch fremde Truppen, die nun siebenjährige Besetzung des Kirchenstaats haben keine andere Wirkung, als daß sie die schlechten Regierungen und ihr verkehrtes System dem widerstrebenden Volk mit Gewalt aufdringen und also die Revolution verewigen, daß sie das Trübe noch trüber machen, worin englische, russische und östreichische Agenten fischen. Die Ueberschwemmungen Italiens mit fremden Truppen, die Militärgerichte, Belagerungszustände bilden einmal auf keinen Fall an sich einen geordneten und gesetzlichen Zustand und sind auch gar nicht geeignet, einen solchen herbeizuführen, weil sie dem Volk nicht erlauben, sich geistig und moralisch zu entwickeln. Eine echt italienische Regierung muß wol das Recht haben, in diesen heillosen italienischen Angelegenheiten auch ihre Stimme abzugeben, und wenn Sardinien jetzt noch gegen die andern italienischen Angelegenheiten in einer merkwürdigen Minorität ist, so muß einmal eine Zeit kommen, wo es die Hauptstimme

in Italien haben wird. Diese Zeit braucht es nicht gewaltsam herbeizuführen, sie wird ihm durch eine fortgesetzte Kette von verkehrten Maßregeln zugebracht.

Aber man macht den vorsichtigen Unterschied zwischen berufener und unberufener Einmischung. Das ist unter den Diplomaten doch wol nur eine Frage der Uebermacht. Wer genug Kanonen besitzt, der hält sich für berufen, sich in Anderer Angelegenheiten einzumischen. Als die Engländer 1812 Sicilien besetzten, den König von Neapel als Gefangenen behandelten und die Königin fortjagten, waren sie nicht gerade von der legitimen Regierung berufen; die Franzosen ebenso wenig, als sie Ancona 1832 besetzten, noch viel weniger als sie 1849 ihr Heer in den Kirchenstaat schickten: denn die Grundsätze einer bessern Einrichtung, die ihre Gesandten sowol 1832 in Rom als 1849 in Gaeta geltend zu machen suchten, wurden von der reactionären Partei der römischen Curie aufs heftigste bekämpft. So wäre also Oestreich allein im Recht der berufenen Einmischung? Man weiß indessen, mit welchem Mistrauen und welcher feindlichen Stimmung der römische Hof immer Oestreichs Uebermacht in Italien betrachtet, welchen Streit die Besetzung Ferraras hervorgebracht hat, wie die Papstwahlen meist gegen Oestreichs Willen ausgefallen sind, wie man sich besonders bei der letzten Wahl auffallend beeilt hat, ehe die östreichische Partei auf dem Platz sein konnte. Man weiß, welche Künste der alte toscanische Minister Fossombroni und sein Nachfolger Neri Corsini angewendet hat, um den östreichischen Einfluß aus Toscana fernzuhalten, wie die einmischenden Machinationen zur Ausschließung Karl Albert's von dem sardinischen Thron abgelaufen sind. Wenn der Fürst eines Landes, gleichviel welcher Art, allein das Recht hat, fremde Hülfe herbeizurufen, so mag nur in Modena, Parma und Neapel die Einmischung Oestreichs eine wirklich berufene sein. Allein man scheint in neuerer Zeit dieses Recht auch nicht mehr ganz vollständig gelten zu lassen: denn Oestreich wird sich schwerlich je wieder mit bewaffneter Hand in die italienischen Angelegenheiten mischen, ohne daß eine andere Macht sich unberufen das Recht nimmt, den Einfluß mit ihm zu theilen. Aber hat nicht Oestreich das ganz besondere Recht als Herr der italienischen Provinzen? Nun dann hätte doch wol Sardinien noch ein größeres Recht als ein ganz und durchaus italienischer Staat, dem gar nichts Fremdes anhängt. Wenn man aber gar darauf Rücksicht nimmt, daß die bisherigen fremden Einmischungen die Revolutionen immer häufiger und blutiger, die Leidenschaften immer verderblicher, die Moral immer schwächer, das Volk immer elender gemacht haben, während sie schlechte Regierungssysteme aufrechthielten, dagegen aber die Vorschläge Piemonts, gleichviel im Augenblick, ob sie ganz die richtigen sind, wenigstens dahin zielen und die ehrliche Absicht verrathen, durch

bessere Einrichtungen die Völker Italiens zu dem berechtigten Zustand der Bildung, der freien Entwickelung der geistigen und materiellen Kräfte zu führen und dadurch die Revolution für immer zu verhüten, so scheint dies noch viel mehr als alles Andere Sardinien ein vollkommenes Recht zur Einmischung in die innern Angelegenheiten Italiens zu geben.

Was nun die Form des Memorandums betrifft, so sind die Blätter, die für Oestreich schreiben, über diese und die rücksichtslosen Enthüllungen aufgebracht und nennen Cavour's Sprache in dem turiner Parlament eine rohe Verhöhnung des heiligen Stuhls. Sie begehen dabei denselben Fehler der Verwechselung, der die größte Schuld an der traurigen Lage des Kirchenstaats hat. Man hat sich von jeher in Rom hinter die Kirche versteckt, wenn im Staat Fehler gemacht wurden, man hat die Kirche für beleidigt erklärt, wenn Jemand den Staat elend nannte. Auf diese Art wurde die Sache nur immer schlimmer. Es ist im ganzen Memorandum nicht von religiösen, sondern nur von politischen Zuständen die Rede, und die französischen und östreichischen Truppen haben auch gar nicht den Zweck, die Kirche oder gar die Religion zu halten, was übrigens auch ein sonderbares Mittel wäre. Um Cavour als einen Schwindler darzustellen und seine Ansicht niederzuschlagen, beruft sich unter jenen Blättern besonders die augsburger „Allgemeine Zeitung“ auf die Rede des „mit den italienischen Zuständen am besten bekannten“ Marchese Azeglio in der turiner Kammer nach der Erklärung des Ministers. Azeglio äußerte allerdings einige Bedenken gegen die von Cavour vorgeschlagene Trennung der Legationen vom übrigen Kirchenstaat und die Säcularisirung derselben. Wenn man hört, worin diese Bedenken bestehen, so bestätigt er vollkommen Cavour's Ansicht über den Kirchenstaat. „Die Trennung“, sagt er, „wäre allerdings eine Wohlthat für die Legationen: aber sollen denn die andern Provinzen jede Hoffnung auf Besserung aufgeben?“ Anders konnte ein Mann wie Azeglio gar nicht urtheilen, der 1845 die „Casi di Romagna“ schrieb und dadurch Europa zum Zeugen des Elends des römischen Volks machte. Mag nun damals Gregor XVI. regiert haben und jetzt Pius IX. regieren, das System, das die finstere Macht leitet, herrscht immer noch, Pius ist gefesselt wie Gregor, seine großen Ideen erlagen nicht dem Mazzinismus, der sich viel später rührte, sondern einer weit mächtigern Partei, die nie einen geistigen Fortschritt duldet und schon 1847 eine Verschwörung gegen ihn anzettelte. Nur Solche, die sich in einer schmählichen Unwissenheit über römische Zustände befinden, oder die nur Das als existirend und historisch betrachten, was die höchst-officiellen Blätter dem Publicum mitzutheilen für gut finden, können Cavour's Vorschläge auffallend, ungehörig, eines Staatsmanns unwürdig, aus Haß, Aufgeblasenheit, niedrigem Ehrgeiz und übermüthiger Kriegslust hervorgegan-

gen schelten. Was Cavour über Rom sagte, ist seit 20 Jahren die Meinung aller gebildeten und durch Geist und Wissen hervorragenden Männer Italiens, und seit 20 Jahren stimmt ihm auch die öffentliche Meinung in Europa bei. Um aber die officiellen, vornehmen und ängstlichen Blätter ganz zu beruhigen, wird nichts besser sein, als sie durch den Augenschein zu überzeugen, daß Cavour in seinen Ansichten über die römische Wirthschaft nicht mit dem Pöbel und nicht mit den Mazzinisten zusammengeht, sondern mit hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften.

Im Mai 1821 schickten die Mächte an den Cardinal-Staatssecretär Consalvi eine Note, worin es unter Anderm heißt: „Die Autorität ist in den italienischen Staaten nur allzu häufig zugleich unterdrückend und schwach, unterdrückend im Einzelnen, schwach im Allgemeinen. Die Justiz ist langsam, zuweilen ungleich, willkürlich und sogar feil. Die Verwaltung hat oft weder Ordnung noch Princip; sie ist zugleich habsüchtig und verschwenderisch. Sie versteht nicht das Privateigenthum heranzuziehen, wo es möglich und nothwendig wäre. Es fehlt an der nothwendigen Sicherheit, die Erziehung wird vernachlässigt, die scheinbare Güte der Regierung ist Schwäche oder Apathie."

Im Mai 1831 schickten die Mächte wieder eine Note an den Cardinal-Staatssecretär Bernetti, worin sie im allgemeinen Interesse Europas der Regierung ihre Wünsche in Betreff zweier Hauptpunkte mittheilten, daß 1) die Regierung des Kirchenstaats durch sofortige Verbesserung in der Verwaltung, Justiz und den Finanzen (die sie speciell andeuteten) eine solide Grundlage ihrer Existenz erhalte, und daß 2) die Verbesserungen durch eine innere Garantie gegen die Aenderungen geschützt seien, die jede neue Papstwahl mit sich bringen könne. Bei dieser neuen Organisation wurde als Lebensprincip angegeben, daß die fraglichen Verbesserungen sich über den ganzen Staat verbreiteten und daß die Laien in der Verwaltung und den Gerichten allgemein zugelassen würden.

Schon im Conclave, aus welchem Gregor XVI. hervorging, hatte Chateaubriand als französischer Gesandter auf Reformen gedrungen, was ihm den bittersten Haß der reactionären Partei zuzog. In den Sitzungen der Novendiali 1846, als man mit Angst taugliche Cardinäle für die Regierung der Provinzen während des Interims suchte, hielt der wegen seiner Sittenstrenge und Gerechtigkeit berühmte Kapuzinergeneral Cardinal Micara heftige und bittere Anklagereden, worin er das ganze Elend des Landes, die jammervolle Verwaltung, die Unzufriedenheit des Volks dem schlechten System der Regierung schuldgibt. Sein treffender Tadel rief eine Flut von Gegenreden und Verwünschungen hervor, die diese Sitzungen zu den stürmischsten machten, die wol je bei solchen Gelegenheiten gehalten wurden. Es bildete sich aber unter

seiner Leitung eine Reformpartei unter den Cardinälen, welche die Hoffnungen des absolutistischen Lambruschini auf die päpstliche Würde vereitelten. Im Conclave selbst hielt der französische Gesandte, der unglückliche Pellegrino Rossi, im Namen des diplomatischen Corps die Ansprache an die Cardinäle; er legte die Hoffnungen und Bedürfnisse des Staats und der Gesellschaft dar und sprach dringend von der Nothwendigkeit der Reformen und der Wahl eines Mannes, der seine Zeit und ihre Bedürfnisse verstände. Seine Rede machte auf die blinden Reactionäre natürlich denselben schlechten Eindruck wie früher die von Chateaubriand und wie seitdem alle Anregungen zu Reformen auf die Männer der „Civiltà cattolica" und des Journals „Deutschland".

Wir könnten noch mehr Zeugnisse beibringen aus den Schriften Cino Capponi's, Balbo's, Galeotti's und anderer Männer, die in Italien und dem Ausland der größten Achtung genießen. Wir könnten sogar weiter zurückgreifen und aus den großen Historikern Italiens darthun, daß in Rom seit Jahrhunderten dieselbe üble Staatswirthschaft war. Allein die angeführten Zeugnisse scheinen ganz genügend, um zu beweisen, daß die Reformfoderungen des Grafen Cavour im Interesse der Ordnung in Italien nicht neu und nicht unerhört, auch nicht einmal ungehörig und unberechtigt sind. Und die beigebrachten Zeugnisse haben noch das Gute, daß sie nicht von Solchen entlehnt sind, welche die reactionäre Presse zur Entkräftung als Unruhestifter und grundsätzlich Unzufriedene bezeichnen könnte, sondern von denselben Mächten, denen jetzt die Frage, auch im Interesse der europäischen Ruhe und Ordnung, wieder vorgelegt worden ist.

Das Memorandum hat also keine neuen Enthüllungen gegeben, es hat keine Zustände aus ihrer officiellen Dunkelheit ans Licht gezogen, die nicht schon in ihrer ganzen unangenehmen Wahrheit längst bekannt wären. Es kann damit auch gar nicht den Kirchenfürsten und das Oberhaupt der katholischen Welt verletzt haben, weil 1) die Kirche mit der weltlichen Staatseinrichtung gar nichts zu schaffen hat und 2) der Papst als weltlicher Fürst selbst von der Nothwendigkeit der Reformen überzeugt und durchdrungen war, bis die finstere Partei wieder einen vollständigen Sieg davontrug, Cavour also, was die Reform an sich (nicht die Mittel dazu) betrifft, ganz im Sinne des Papstes sprach. Nicht gegen den Papst zieht Cavour zufelde, sondern mit dem Papst gegen die reactionäre und ultramontane Partei, die sich über den Papst erhebt, ihn bei jedem beabsichtigten Fortschritt hemmt, ihn beherrscht und fesselt; die sich ausschließlich um weltliche Macht und Reichthum kümmert; die unter dem heuchlerischen Schild der Religion die Wissenschaften unterdrückt; dem Handel und der Industrie nur die engsten Grenzen erlaubt; die Erfindungen der Protestanten verabscheut; sich gegen die Eisenbahnen

solange als möglich wehrt: die ein treffliches Geschichtswerk des Brescianers Oderici ein pestilenzialisches Buch nannte, das astronomische Werk des Professors Settele in Rom mit dem Kopernicanischen System nicht zu drucken erlaubte; die Partei, die Andersdenkende bis zum Tod verfolgt und Bibelleser mit Gefängniß quält; die ihr Fanatismus bis auf die Stätte der Todten treibt und dort das unwürdige Schauspiel von Verbannung „protestantischer Leichen“ und Religionshaß gegen Todte geben läßt. Gegen diese Partei erhebt sich Cavour unstreitig mit demselben Recht, womit sie der König von Neapel in seinem Land der strengsten Aufsicht unterwirft und theilweise daraus verbannt hat, und Cavour hat noch dazu viel bessere Gründe.

Läßt sich also der sardinischen Regierung durchaus nicht das vollkommene Recht absprechen, ihre Vorschläge und Wünsche zur Herstellung der Ordnung und Beseitigung aller Ursachen zu Revolutionen in einem Congreß vorzubringen, der des europäischen Friedens wegen zusammengekommen ist, so ist noch unbegreiflicher, warum die Blätter, die für Oestreich schreiben, einen solchen Lärm machen, da sämmtliche Congreßmächte, Oestreich an der Spitze, darin übereinstimmen, daß in Italien Vieles gebessert werden muß. Ob die Anregung zu Verbesserungen von einer „kleinen Macht dritten Ranges“ ausgeht, ist ganz gleichgültig, da zu Reformen nicht Kanonen, sondern Verstand und guter Wille gehören. Ob die Vorschläge Cavour's die richtigen und ausführbaren sind, wäre erst ein Gegenstand der Besprechung gewesen, wenn man darauf eingegangen wäre. Man hat zum Theil vorgezogen, die Anregung der kleinen Macht öffentlich zu desavouiren, dagegen im Stillen die Richtigkeit derselben anzuerkennen und durch Noten Verbesserungen in Italien anzubahnen. Aber vollends lächerlich geberden sich jene Blätter, wenn sie Oestreich eine Angst um die Erhaltung seiner Provinzen andichten, blos weil in Italien ein Rechtszustand eingerichtet werden soll, der die Revolutionen für immer verhindert. Wenn in Piemont manches Unbesonnene gesprochen und geschrieben wird, so fällt darum der östreichische Staat noch nicht um, und wenn Oestreich die moralische Ueberzeugung seines richtigen und rechtlichen Weges hat und sich auf die öffentliche Zustimmung, nicht einer gewissen Partei, sondern aller Vernünftigen und Besonnenen berufen kann, so wäre die außerordentliche Gereiztheit jener Blätter sehr auffallend, wenn wir nämlich voraussetzen müßten, was aber nicht der Fall ist, daß jene gereizten Artikel die Meinung der östreichischen Regierung aussprächen. Kampf ist in Italien seit vielen Jahrhunderten gewesen, seitdem die Kirche aus ihren Grenzen heraustrat, Kampf zwischen Fortschritt der Zeit und Stabilität. Er wurde früher in blutigen Kriegen geführt, worunter ganz Europa gelitten hat. Dieser Kampf dauert noch immer fort, und möchte man jetzt nur Besonnenheit, Ver-

stand und guten Willen besitzen, durch Zurückführung aller Theile auf ihr unbestreitbares Recht und durch Befriedigung der gerechten moralischen, intellectuellen und socialen Foderungen ihn für immer zu beendigen.

Rheinische Festtage.

Das kölner Dombaufest im Jahre 1842.

Von

Robert Prutz.

I.

Der Kapuziner in Schiller's „Wallenstein's Lager" nennt den Rheinstrom des Deutschen Reichs Peinstrom. Der Ausdruck ist treffend genug — wie treffend, das zeigen noch heute die unzähligen Trümmerhaufen, welche die Ufer des köstlichen Stroms einfassen; das zeigt die stolze Ruine des Heidelberger Schlosses, das durch französische Raubscharen in Trümmer gelegt ward; das zeigt das ferne Kreuz auf der Spitze des Strasburger Münsters, das aus einem fremden Lande herüberwinkt; das zeigen die zahlreichen Erinnerungen und Sagen, die Erzählungen und Schilderungen, die sich seit Jahrhunderten im Munde des Volks erhalten haben. Gleich als hätte die Geschichte die Aufgabe gehabt, den Segen zu zerstören, welchen die Natur hier ausgegossen und als müßte die Hand der Menschen verderben, was die Hand Gottes gegründet, ist der Rhein seit Jahrhunderten und Jahrtausenden der Schauplatz zahlloser Verwüstungen und Gräuel gewesen; von dem ersten römischen Soldaten an, der sich in die reißende Woge des Rheins warf, bis zu den Fluten der Völkerwanderung, durch die zahllosen Fehden des Mittelalters hinunter zum Dreißigjährigen Kriege, den Verwüstungen der Pfalz unter Ludwig XIV. und den Schrecken der Revolutionsjahre — welche Ströme Blutes sind hier geflossen, welche Flammen haben hier geleuchtet, welche Fülle menschlichen Glücks und menschlichen Genusses ist hier von dem ehernen Fuß des Kriegs mitleidslos zerstampft worden! Keine andere Gegend Deutschlands, selbst nicht jene Donaugegenden ausgenommen, über welche sich einst die Scharen der Ungläubigen ergossen, haben so viel gelitten, sind so oft der Schauplatz der furchtbarsten Zerstörungen gewesen als die Ufer des Rheins; nicht blos der Hort der Nibelungen, auch ein unermeßlicher Schatz deutschen Wohlstandes und leider auch deutscher Ehre liegt hier versenkt.

Aber daneben hat dieser Strom freilich auch eine gute Anzahl schöner und glücklicher Tage gesehen; wie die Natur hier ihr Füllhorn ausge-

schüttet und wie unter ihrer mütterlichen Hand alle Wunden, welche der Neid und die Thorheit der Menschen geschlagen hat, sofort wieder ausheilen, so tauchen auch aus diesem Gewirr der Schlachten, aus diesem Blut- und Feuerschein, der die Ufer des Rhein einfaßt, eine Anzahl köstlicher sonnenheller Tage hervor, die an diesen Ufern begangen wurden und an denen, weit über das Gebiet des Rhein hinaus, das gesammte deutsche Volk feiernden Antheil nahm. Hier hatte Karl der Große seinen Lieblingssitz, hier baute er die Reben von Ingelheim und schmachtete in vergeblicher Sehnsucht nach der schönen Fastrade dahin; hier vor allem feierte Friedrich der Rothbart, der große Hohenstaufe, jenes berühmte Mainzer Reichsfest, vom Jahre 1184, das Otto Abel, der nun auch schon Dahingeschiedene, im Eingang seines trefflichen Buchs über König Philipp den Hohenstaufen mit so prächtigen Farben geschildert hat — jenes Fest, wo allein die Zahl der anwesenden Ritter auf 70,000 geschätzt wurde, ungerechnet die Geistlichen und die Menge sonstigen Volks und das, gleichsam als der letzte Glanzpunkt des alten Deutschen Reichs, das von da an tiefer und tiefer sank, die deutschen Dichter noch lange Zeit als den höchsten Inbegriff weltlicher Macht und Herrlichkeit feierten:

Da war das Gerufe so groß,
Daß es die Bösen verdroß.
Da war Spiel und Gesang
Und Buhurt und Trank,
Pfeifen und Singen,
Tanzen und Springen,
Tamboure und Saitenspiel,
Mancher Arten Freude viel.

Solche Zeiten wie dies Mainzer Reichsfest von 1184 sind denn freilich nicht wiedergekehrt; wol aber hat der Rhein auch in neuester Zeit Tage des Glanzes und der Freude gesehen, die zugleich unter ihrer festlichen Hülle Ereignisse verbargen, welche für ganz Deutschland von Wichtigkeit wurden. Besonders ist dies im Laufe der letzten zehn oder funfzehn Jahre der Fall gewesen; wir erinnern nur an den Besuch der Königin Victoria auf Schloß Stolzenfels im Jahre 1844; an die verhängnißvolle Zusammenkunft des Königs von Preußen und des Erzherzogs-Reichsverwesers zu Köln am 15. August 1848, wo der Erstere die Mitglieder des Frankfurter Parlaments ermahnte, nicht zu vergessen, „daß es noch Fürsten in Deutschland gibt“ und das bald darauf zu Frankfurt am Main am 18. September ein so furchtbar blutiges Nachspiel erhielt; an die Grundsteinlegung der steinernen Brücke bei Köln im Herbst 1854 ꝛc.

Eins der glanzvollsten und wichtigsten dieser Feste wollen wir auf den nachfolgenden Blättern schildern: das kölner Dombaufest vom September 1842 nebst den Festlichkeiten, welche dasselbe einleiteten und beschlossen. Wir

nennen es eins der glanzvollsten Feste, welche der Rhein gesehen: und in der That dürfte eine solche Vereinigung soldatischer, geistlicher und künstlerischer Pracht, ein solches Zusammenwirken äußerlicher und innerlicher Motive nur selten stattgefunden haben. Aber auch den wichtigsten Festen, welche jemals am Rhein gefeiert wurden, zählen wir dasselbe bei, nicht zwar durch Das, was dadurch erreicht und vorbereitet, vielleicht im Gegentheil durch Das, was dadurch zerstört und aufgelöst ward, jedenfalls aber durch die großen und ungemeinen Erwartungen, welche ganz Deutschland eine zeitlang daran knüpfte, sowie durch die Aufmerksamkeit, mit der es seine Blicke darauf gerichtet hielt. Doch das wird sich am besten aus unserer Schilderung selbst ergeben.

Schon während des ganzen Sommers 1842 befand sich die Stimmung in Deutschland und namentlich in Preußen in einer eigenthümlich festlichen und erwartungsvollen Aufregung; der König von Preußen stand im Begriff, an den Rhein zu reisen und verschiedene Umstände vereinigten sich, diese Reise ganz besonders merkwürdig und glanzvoll zu machen. Denn durch ein eigenthümliches Spiel des Zufalls hatte dieser übrigens so bewegliche und reiselustige Monarch, der in der kurzen Zeit seiner Herrschaft bereits London und Petersburg besucht hatte, seit dem Antritt seiner Regierung noch nicht Zeit gewinnen können, die Rheinprovinz zu besuchen. Allerdings hatte er sie bei der Taufreise nach England (Januar 1842) bereits berührt, aber auch nur berührt und das Versprechen, die Provinz recht bald mit einem längern Besuch zu beglücken, mit welchem der König damals bei seiner Durchreise durch Köln den Willkommen erwidert, den ihm der Oberbürgermeister der Stadt auf der Mitte des Stroms zwischen Köln und Deutz aus dem vom König von Baiern an Nikolaus Becker geschenkten Ehrenbecher dargebracht, hatte die Rheinprovinz darüber trösten müssen, daß ihr und dem Nachbarland Westfalen eine Ehre, welche den übrigen Provinzen der Monarchie bereits sämmtlich zutheil geworden, solange vorenthalten blieb.

Desto leuchtender stand in der Erinnerung der genannten Provinz jene Reise, die der regierende König noch als Kronprinz im Jahre 1838 im Auftrag seines königlichen Vaters durch dieselbe gemacht hatte. Diese Reise war damals ausdrücklich unternommen worden, um die Misstimmung zu beseitigen, welche sich infolge vielfacher verkehrter und drückender Maßregeln von Seiten des Gouvernements der Rheinprovinz bemächtigt hatte und die endlich so groß geworden war, daß sie auch am Hofe zu Berlin nicht länger unbemerkt bleiben konnte. Alt, schweigsam, mürrisch, nicht geeignet für das rasche, muntere Naturell der Rheinländer, vielleicht auch unangenehm berührt durch die Erinnerung an gewisse frühere verhängnißvoll gewordene Rheinreisen (wir denken dabei namentlich an die Reise des Staatskanzlers von Hardenberg im Jahre 1818 und die

bekannte von Görres überreichte „Koblenzer Adresse“), hatte der alte König damals seinen Erstgeborenen, den Erben seiner Krone, entsandt, um dieser Krone selbst die einigermaßen locker gewordenen Sympathien der rheinländischen Bevölkerung wiederzugewinnen. Der Erfolg der Sendung war überaus glänzend und glücklich gewesen; die heitere joviale Art des Prinzen, seine schlagfertige Rede, sein rascher Witz, endlich die ungeheuchelte Bewunderung, mit welcher ihn die Pracht der rheinischen Landschaft sowie die Größe ihrer monumentalen Kunstwerke erfüllte, hatte die Rheinländer entzückt und wenn Friedrich Wilhelm IV. zwei Jahre später, in dem Augenblick, da er die Zügel der Herrschaft ergriff, einer der populärsten Regenten war, die jemals einen Thron bestiegen, so stammte ein großer, ja vielleicht der größte Theil dieser Popularität von jener Rheinreise aus dem Jahre 1838.

Und diese Erinnerungen sollten nun erneuert — was sage ich erneuert? — verdunkelt und ausgelöscht sollten sie werden durch den Glanz und die Pracht der ersten Königsreise. Wie schon erwähnt, trafen verschiedene Umstände zusammen, diese Reise ganz besonders interessant und glänzend zu machen; Alles vereinigte sich, sowol äußere Pracht wie innere Bedeutsamkeit, diese erste feierliche Reise des Königs von Preußen in das jüngste seiner Stammlande zu einem Ereigniß zu erheben, auf das ganz Deutschland, ganz Europa seine Aufmerksamkeit richtete. Es war das erste mal wieder seit jenen kirchlichen Wirren, welche die Gemüther der rheinischen Bevölkerung eine zeitlang so heftig bewegt und ihre Anhänglichkeit an die Krone Preußen auf eine so gefährliche Probe gesetzt hatten, daß ein König von Preußen den Boden der Rheinprovinz betrat. Ueber Friedrich Wilhelm III., dessen milde versöhnliche Natur sich so ganz gegen Absicht und Willen in diesen Streit verwickelt gesehen, hatte die Gruft sich geschlossen, ohne daß der Streit selbst zu Ende gebracht und ohne daß ein Wort der Verständigung, der Aussöhnung zwischen dem König und seinen Rheinländern ausgetauscht worden. Was ihm versagt geblieben, das fiel nun im reichsten Maße seinem Nachfolger zu. Es war bekanntlich eine der ersten und dringendsten Sorgen des neuen Königs gewesen, den erzbischöflichen Streit zu schlichten und wenn er dabei sogar nicht vor Schritten zurückgescheut war, welche das Kopfschütteln der protestantischen Bevölkerung erregten und ihm von ihr den stillen Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit zugezogen, so hatte das natürlich die Anhänglichkeit und Dankbarkeit der katholischen Rheinländer nur erhöhen können.

Gleichzeitig hatte der König auch von den Sympathien, die er der rheinischen Kunst widmete, eine glänzende Probe gegeben, indem er das im ersten Augenblick so abenteuerlich klingende Project eines Ausbaus des kölner Doms aufs lebhafteste unterstützt und mit wahrhaft könig-

licher Freigebigkeit befördert hatte. Die meisten unserer Leser erinnern sich wol noch aus eigener Erfahrung, wie dieses Project entstanden war und in welchem Zusammenhange es mit jener deutschthümelnden Begeisterung stand, die durch die französischen Gelüste nach der Rheinprovinz zur Zeit des Ministeriums Thiers hervorgerufen war und die dann ihren classischen Ausdruck in dem bekannten Becker'schen „Sie sollen ihn nicht haben" erhalten hatte. Durch diese Stimmung der Zeit getragen, hatte das Project den größten Anklang gefunden und zwar nicht blos bei der katholischen, sondern auch bei der protestantischen Bevölkerung Deutschlands, ja über die Grenzen Deutschlands hinaus. Ueberall waren Gelder gesammelt, überall Vereine begründet worden, welche den Bau auf alle Weise zu fördern bemüht waren. Einer der bedeutendsten und thätigsten darunter war in Berlin selbst, unter den Augen des Königs entstanden; die ersten Personen des Hofs und der berliner Beamtenwelt nahmen daran theil und thaten das Ihre, den Dombau in die Mode zu bringen. Der König persönlich hatte die namhafte Summe von 50,000 Thlrn. bewilligt, die sich jährlich wiederholen sollte, und durch sein Beispiel angeregt, hatten auch andere deutsche Monarchen, darunter namentlich der kunstsinnige König von Baiern, dem Bau ihre Theilnahme zugewendet.

Auf diese Weise war es möglich geworden, daß ein Project, das anfangs so abenteuerlich erschienen war und das überhaupt mit diesem ganzen Zeitalter, dem Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Fabriken und Börsenspeculationen in so grellem Widerspruch stand, wenigstens in rüstigen Angriff genommen wurde. Schon prangte der berühmte Chor des Doms in glänzendem Farbenschmuck, schon wurde das Kreuzschiff unter Dach gebracht, schon erhoben sich die Gerüste zum Fortbau der Nord- und Südportale, ja schon wurden Anstalten getroffen, jenen zum Wahrzeichen der „Heiligen Stadt" gewordenen Krahn auf der Plateforme des südlichen Thurms nach 300jähriger Rast aufs neue in Bewegung zu setzen. Eine feierliche Grundsteinlegung dieses Weiterbaus sollte den Beginn dieses neuesten ungeahnten Abschnitts in der Geschichte des kölner Dombaus verherrlichen; es sollte nicht blos ein künstlerisches oder religiöses Fest sein, sondern wie der Dom selbst vom Jahre 1840 her gleichsam zum Symbol der deutschen Einheit geworden war, so sollte dies kölner Dombaufest ein deutsches Nationalfest, ein Fest des deutschen Einheitsgefühls und der patriotischen Begeisterung werden. Nach allen Seiten hin erließ der kölner Centraldombauverein, der seit seiner Gründung am 18. December 1841 die Angelegenheiten des Dombaus hauptsächlich in die Hand genommen hatte und von dem auch der Gedanke der bevorstehenden Feier ausgegangen war, seine Einladungen; alle deutschen Fürsten, groß und klein, wurden feierlichst ge-

laden, den denkwürdigen Moment durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, an der Spitze von allen aber der Monarch, in dessen Krone das „Heilige Köln“ als einer der ersten Edelsteine prangte und der sich überdies dem Dombau persönlich bereits als ein so gnädiger, so eifriger Schutzherr erwiesen hatte — der König von Preußen.

Der König hatte die Einladung nicht nur angenommen, sondern auch durch die Art und Weise, wie er es gethan, hatte er deutlich gezeigt, welchen hohen Werth er selbst dem bevorstehenden Fest beilegte und welche allgemeinen Gedanken, Gedanken an die Einheit und Größe Deutschlands, sich auch bei ihm mit dem Fortbau des Doms verbanden. Er freue sich, hatte er dem Vorstand des kölner Centraldombauvereins geantwortet, der am 13. August in Sanssouci erschienen war, den König persönlich zu der Dombaufeier einzuladen und ihm zugleich seinen tiefgefühlten Dank für die bisher erwiesene Huld abzustatten — er freue sich, hatte der König geantwortet, der lebendigen Theilnahme, welche der Vorstand des Vereins in einer schon früher überreichten Dankadresse für die Sache des Dombaus kundgegeben. Der König theile die Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Unternehmens, wie nicht minder das Vertrauen und die Zuversicht, daß dasselbe, seiner Schwierigkeit und seines Umfangs ungeachtet, zur ersehnten Vollendung werde geführt werden, und er finde sich darin bestärkt durch die erfreulichen Resultate, welche der Verein während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit bereits erlangt habe. „Möge es“, fuhr der König fort, „demselben gelingen, die Flamme der Begeisterung, welche ihn beseelt, weit und breit in den Gauen des deutschen Vaterlandes nicht nur zu vorübergehendem Auflodern anzufachen, sondern dauernd zu nähren, damit das erhabene Werk gedeihe und sich vollende, einer großen Vorzeit würdig, der Gegenwart zum Ruhme und der Nachwelt zum bleibenden Vorbilde deutschen Kunstsinns wie deutscher Frömmigkeit, Eintracht und Thatkraft.“

Solche Worte, so ungewohnt aus königlichem Munde, hatten natürlich überall, wohin sie gedrungen, die lebhafteste Theilnahme erzeugt, und aus allen Theilen Deutschlands, hauptsächlich aber aus Preußen selbst, sowie aus jenen kleinen süd- und mitteldeutschen Staaten, in denen die politische Zersplitterung die Sehnsucht nach einer kräftigen deutschen Einheit am lebhaftesten entzündet hatte, strömten, wie der Anfang des September und mit ihm der erwartete Festtag sich näherte, ganze Scharen von Reisenden an die gesegneten Ufer des Rhein. Die Mehrzahl von ihnen war in gehobener, wahrhaft festlicher Stimmung; trotz aller Enttäuschungen und Entfremdungen, welche die jüngsten Monate gebracht hatten, konnte man sich doch einer gewissen unbestimmten Erwartung, als müsse sich hier irgendetwas Ungemeines, Unerhörtes zutragen und als müßte dieser Grundstein, der als Symbol der deutschen Einheit ge-

legt werden sollte, in der That der Grundstein einer neuen glücklichern Epoche werden, nicht erwehren — wobei wohl zu beachten ist, daß die Erlasse des Königs von Preußen wegen der neuzubildenden ständischen Ausschüsse und deren Vereinigung damals noch nicht bekannt waren und mithin die Phantasie des Publicums noch freien Spielraum hatte, sich jenen so oft verheißenen Weiterbau der ständischen Institutionen, mit welchem man den König von Preußen beschäftigt wußte, so großartig auszumalen — nun ja doch, wie der kölner Dom selbst.

Aber auch die bloße Schaulust durfte sich eine reiche Ernte versprechen. Das kölner Domfest sollte nur ein Glied bilden in einer Reihe der glänzendsten und großartigsten Festlichkeiten, durch welche der Besuch des Königs in der Rheinprovinz sowie die Anwesenheit so vieler erlauchter und hochgestellter Gäste gefeiert werden sollte. Denn außer dem König und seiner Gemahlin wurden von regierenden Häuptern noch der König von Hannover, der König von Würtemberg, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Nassau und der Erbgroßherzog von Baden erwartet. Die übrigen deutschen Staaten waren wenigstens durch Abgesandte vertreten, die Mehrzahl von ihnen ebenfalls von fürstlichem Blute. Oestreich namentlich, dessen Empfindungen bei dieser Verherrlichung der deutschen Macht und Einheit durch den ehemaligen Kurfürsten von Brandenburg nicht die angenehmsten sein mochten, entsandte den Erzherzog Johann, den einzigen unter den damaligen östreichischen Prinzen, der sich wenigstens einer Art von Popularität zu erfreuen hatte. Der einfache schlichte Mann mit den bürgerlichen Manieren erregte die Aufmerksamkeit des versammelten Publicums im hohen Grade. Man wußte, wie eifersüchtig die egoistische Politik des verstorbenen Kaisers Franz, seines Bruders, ihn bewacht hatte und wie er ein volles Menschenalter hindurch absichtlich von allen politischen Geschäften ausgeschlossen gewesen war. Aber man wußte auch, wie verständig der Prinz diese unfreiwillige Muße benutzt, wie würdig er sie ausgefüllt hatte und daß es in Steiermark, wo er sich seit langen Jahren angesiedelt und wo eine schlichte Bauerntochter sein Weib geworden war, weit und breit keinen tüchtigern Landmann, keinen rüstigern Alpenwanderer, keinen aufrichtigern Freund jedes industriellen und technischen Fortschritts gab als den Erzherzog Johann. Von der Bedeutung freilich, welche der Prinz wenige Jahre später erlangen und daß es dieser schlichte unscheinbare Mann sein sollte, in dem Deutschland in gefahrvollsten und wichtigsten Zeiten, nach Jahrhunderten der Zerrissenheit und Verwilderung, zum ersten male wieder ein Oberhaupt begrüßen sollte, das vom Volke selbst erwählt und anerkannt war, wenn auch nur ein sehr nominelles — davon freilich ahnte man nichts. Doch glaubte man auch damals schon eine zarte Aufmerksamkeit des östreichischen Hofs gegen die deutschen

Sympathien Friedrich Wilhelm's IV. darin zu finden, daß gerade dieser Prinz ausersehen ward, ihn an den Ufern des deutschen Rhein zu begrüßen; es war die erste öffentliche Mission, mit welcher Erzherzog Johann aus seinem vieljährigem Exil hervortrat und die Gelegenheit, man mußte es gestehen, konnte nicht besser gewählt sein. Späterhin sind dann allerdings Ereignisse eingetreten, die es im hohen Grade wahrscheinlich machen, daß diese Wahl des Erzherzogs Johann keineswegs ohne ihre tiefen politischen Hintergedanken gewesen und daß auch die Reden und Trinksprüche, welche der Erzherzog bei dieser Gelegenheit hielt und über die wir sogleich das Nähere berichten werden, keineswegs solche bloße Geburten des Augenblicks und seiner Begeisterung waren, wie man damals allgemein glaubte.

Neben dem Erzherzog Johann war auch der östreichische Premier, der Nestor der europäischen Diplomatie, Fürst Metternich angemeldet. Die Vorstellung, welche das Publicum damals noch von der Weisheit oder doch mindestens von der Schlauheit des Fürsten Metternich hatte, war so groß, daß man nicht umhinkonnte, auch diesem Erscheinen des Fürsten irgendeine wichtige politische Bedeutung beizulegen und da nun das ganze bevorstehende Fest einen überwiegend nationalen, einen deutschen Charakter tragen sollte, um was anders konnten die Berathungen dieses Fürstencongresses, dem die Anwesenheit des Fürsten Metternich erst gleichsam den wahren Stempel politischer Wichtigkeit aufdrückte, sich drehen als um jene Neugestaltung des Deutschen Bundes, von welcher eben damals in den badischen Kammern und anderwärts so viel und so stürmisch gesprochen ward? Man glaubte im Publicum zu wissen, daß der Deutsche Bundestag in seiner gegenwärtigen Ohnmacht und Regungslosigkeit keinen leidenschaftlichern Gegner habe als Friedrich Wilhelm IV. und daß unter den großartigen und weitgreifenden Plänen, mit denen der König sich angeblich trug, die Reform des Deutschen Bundes einen der ersten Plätze einnahm; es schien nichts natürlicher, als daß der König die Gelegenheit dieses Domfestes benutzen würde, sich mit seinen fürstlichen Collegen über den dabei zu verfolgenden Plan zu verständigen, wobei denn die Anwesenheit des Fürsten Metternich und des Erzherzogs Johann selbstredend von größter Wichtigkeit war. In der That, wie später, in unheilvollster Zeit durch die bekannte Schrift des Generals von Radowitz über „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." bestätigt worden ist, hat der Instinct des Publicums damals nicht allzu weit vom Ziele getroffen; es haben in jenen festlichen Tagen am Rhein in der That Berathungen zwischen dem König von Preußen und dem Fürsten Metternich stattgefunden, deren Gegenstand die innern Angelegenheiten Deutschlands bildeten. Doch blieben dieselben, was die Neugestaltung des Bundes anbetraf, ebenso fruchtlos wie die Unterhandlun-

gen, welche im August 1840, zunächst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., in Dresden zwischen dem König und dem Staatskanzler gepflogen worden und nur über die seit dem Februar 1841 in Angriff genommene Verbesserung des deutschen Heerwesens sowie über die kräftigere Vertheidigung der deutschen Grenze, zu der namentlich auch der neubegonnene Festungsbau von Rastadt gehörte, wurde während jener geräuschvollen Tage ein weiteres Abkommen getroffen.

Allein die Phantasie des Publicums, einmal erregt, blieb dabei nicht stehen; auch nach anderer Seite hin wurden der Reise des Königs weitgreifende und wichtige politische Zwecke zugeschrieben. Daß die Reise sich bis in die Schweiz ausdehnen würde, nach Neuenburg, dieser alten preußischen Besitzung, die gleichsam ein Ehrenkleinod in der Krone der Hohenzollern bildete, das war bereits officiell bekannt. Aber im Publicum munkelte man auch von einem Abstecher nach Paris, den der König vom Rhein aus machen würde. An sich hatte das Gerücht nichts Unwahrscheinliches. Der König liebte diese raschen und plötzlichen Reisen; auch schien es, nachdem die Höfe von London und Petersburg mit einem königlichen Besuch erfreut worden waren und nachdem soeben eine feierliche Zusammenkunft mit einem östreichischen Erzherzog, dem Oheim des regierenden Kaisers, stattgefunden hatte, nur ein Act freundnachbarlicher Höflichkeit, wenn nun auch den Tuilerien die Ehre widerführe, den König von Preußen als Gast zu beherbergen. Auch schrieb man ja, mit wie viel Grund mußte dahingestellt bleiben, dem König zwar keine besondere Vorliebe für das Bürgerkönigthum Ludwig Philipp's, wol aber eine lebhafte und herzliche Achtung für die persönlichen Eigenschaften des greisen Monarchen zu, des „Friedensfürsten von Europa", wie man ihn damals zu nennen pflegte; jene Vermählung der Prinzessin Helene von Mecklenburg mit dem Herzog von Orléans, die wenige Wochen zuvor der Tod des Letztern auf so unerwartete und tragische Weise gelöst hatte, sollte, wie man im Publicum wissen wollte, hauptsächlich durch die Mitwirkung des damaligen Kronprinzen von Preußen zustande gekommen sein. Freilich befand der französische Hof sich eben jetzt in tiefster Trauer und der unbefangenen Ueberlegung mußte es mehr als zweifelhaft erscheinen, ob dieser Augenblick, wo Ludwig Philipp noch über das kaum geschlossene Grab seines Erstgeborenen gebeugt stand, in der That der richtige sei, fürstliche Visiten zu geben und zu empfangen. Allein was weiß das Publicum von den Rücksichten der Etikette? Wußte der beredte Mund Friedrich Wilhelm's IV. nicht mit derselben Virtuosität die Laute des Schmerzes wie der Freude, des Trostes und der Ermunterung anzuschlagen? Und mußte der Besuch des Königs von Preußen in Paris gerade in diesem Augenblick nicht als eine neue Ge-

währ für die Zukunft Frankreichs und des europäischen Friedens erscheinen?

Inzwischen rückte der Beginn der Festlichkeiten immer näher und die Ufer des Rhein füllten sich immer mehr mit erwartungsvollen Gästen. Schon hatte ein junger Dichter, dessen Name damals und später zu den gefeiertsten und volksthümlichsten unserer neuesten Literatur gehörte, gleichsam als Herold des Festes in das poetische Horn gestoßen und in einem prächtig tönenden, schwungvollen Gedicht den großartigen Erwartungen, welche wenigstens ein Theil des Publicums in Betreff des Dombaus und seiner nationalen Bedeutung hegte, einen ebenso kühnen wie poetischen Ausdruck gegeben: Freiligrath, dessen Auftreten als Lyriker zu Anfang der dreißiger Jahre solch verdientes Aufsehen in unserer Literatur gemacht hatte und der rasch einer der Lieblingsdichter unsers Volks geworden war. Seit dem Januar 1842 bezog Freiligrath, der, ursprünglich Kaufmann, sich ganz der Muse zu widmen wünschte, ein kleines Jahrgeld vom König von Preußen; es war das Erste und Einzige, was der König, der Gönner der Schelling, Tieck, Rückert, für die Poesie der Gegenwart gethan hatte und sowol die großherzige und edle Art, mit welcher das Jahrgeld verliehen worden (Freiligrath selbst hatte gar nichts davon gewußt, geschweige daß er sich darum beworben) als der Name Dessen, dem dasselbe zutheil geworden, hatte dieser Handlung des Königs den lebhaften Beifall des Publicums erworben. Auch Freiligrath's Dombaugedicht wurde mit Beifall aufgenommen; es schien eine glückliche Wendung für das Talent des Dichters selbst, daß er, der bis dahin hauptsächlich fremdländische Stoffe besungen und durch die Bilder ferner Zonen gewirkt hatte, sich nun auch den vaterländischen Interessen zuwendete und gern verzieh man es ihm, wenn seine Phantasien von der deutschen Zukunft zunächst noch etwas nebelhaft, seine Prophezeiungen von der nahenden Größe Deutschlands etwas überschwänglich und unklar waren.

Besonders zahlreich unter den herbeiströmenden Gästen waren die militärischen. War das Preußen Friedrich Wilhelm's IV. auch nicht mehr jenes ausschließend soldatische seines Vorgängers, behauptete der Soldatenrock nicht mehr jenes Privileg, einzig und allein bei allen öffentlichen Feierlichkeiten zu glänzen, welches Friedrich Wilhelm III. ihm ertheilt hatte: so beruhte das Ansehen Preußens doch noch immer wesentlich auf den Bayonneten seiner Soldaten und so war es auch ganz in der Ordnung, daß neben der religiösen, der künstlerischen und nationalen Seite dieser Festlichkeiten auch die militärische bedeutungsvoll hervortrat. Die Rheinprovinz sollte in diesen Tagen eins jener großartigen militärischen Schauspiele sehen, wie sie von Jahr zu Jahr abwechselnd in einer der preußischen Provinzen stattzufinden pflegen. Die Königsrevüen,

wie man diese Festlichkeiten im Publicum nannte, waren unter Friedrich Wilhelm III. ein ziemlich einfaches, glanzloses Ding gewesen, das eben nur den Militär vom Fach interessiren konnte; der prachtliebende Sinn seines Nachfolgers dagegen hatte sie mit einem Glanz und einer Fülle umgeben, welche sie zu einer der prächtigsten und interessantesten Erscheinungen machte, die denn regelmäßig auch viele Tausende bürgerlicher Zuschauer aus allen Ständen herbeizog. Diesmal waren das siebente und achte Armeecorps, die für gewöhnlich in Rheinland und Westfalen in Garnison standen, bestimmt, das prüfende Auge des königlichen Kriegsherrn zu passiren. Auf der Ebene von Grimlinghausen, einem Dorfe zwischen Düsseldorf und Neuß, war ein Lager aufgeschlagen, das bald von dem muntersten kriegerischen Leben wimmelte. Nicht weniger als 22 Bataillone rückten hier ins Lager; zu den Manövern selbst aber wurden nicht weniger als zwei Gardelandwehrregimenter, 12 Linien- und 16 Landwehrbataillone, vier Linien- und vier Landwehrcavalerieregimenter, zwei Compagnien Schützen nebst der gesammten siebenten Artilleriebrigade erwartet.

Was diesen glänzenden militärischen Schauspielen aber noch ein ganz besonderes Interesse gab, sowol in den Augen des eigentlichen Kenners als der preußischen Bevölkerung überhaupt, die ja durchweg eine mehr oder minder soldatische ist und für die daher auch alles Soldatische ein Interesse hat, von dem man anderwärts, in mehr bürgerlichen Staaten, nichts ahnt, das war der Umstand, daß bei Gelegenheit dieser Uebungen die neue Uniformirung geprüft werden sollte, welche für die preußische Armee in Vorschlag gebracht worden. Statt der alten kurzen, gesundheitswidrigen und unschönen Jacke sollte der preußische Soldat einen bequemen und kleidsamen Waffenrock, statt der schweren unförmigen Czakots einen malerischen Helm, nach romantisch mittelalterlichem Zuschnitt, erhalten und auch in der sonstigen Bekleidung sowie namentlich in der Anordnung des Gepäcks wurden verschiedene, wie der Erfolg gelehrt hat, höchst zweckmäßige Veränderungen beabsichtigt. Der König selbst interessirte sich für diese Angelegenheit im hohen Grade; ein Theil der Entwürfe sollte von seiner eigenen Hand herrühren, ja um genau zu wissen, ob die neue Equipirung auch wirklich Das leiste, was man sich davon versprach, hatte er sie selbst versuchsweise angelegt und war so, im Waffenrock des gemeinen Soldaten, mit Helm und Tornister und das Gewehr auf der Schulter, in dem Garten von Sanssouci eine halbe Stunde auf- und abmarschirt. Jetzt war ein ganzes Regiment — das 15., wenn wir nicht irren — nach diesem neuen Muster gekleidet und bepackt und die praktischen Erfahrungen, welche sich bei dieser Gelegenheit herausstellen würden, sollten die letzte Entscheidung darüber geben, ob die Neuerung sich auf die ganze preußische Armee erstrecken — das

hieß also, ob man den preußischen Soldaten in Zukunft in Rock oder Jacke, in Czakot oder Pickelhaube, mit der Patrontasche vorn oder hinten erblicken sollte: eine Neuerung, die für das preußische Bewußtsein weit bedeutender war und weit tiefer in dasselbe eingriff, als man sich auswärts vorstellen konnte. Denn nun erst, seitdem der preußische Bürger den Soldaten nicht mehr in jenem knappen Anzug sah, der die Augenweide Friedrich Wilhelm's III. gewesen war, seitdem der preußische Bauerbursch, wenn er Soldat wurde, statt der Jacke den Waffenrock auf den Leib, statt des Czakot den Helm auf den Kopf bekam, ja seitdem (was damit in genauesten Zusammenhange stand) der Parademarsch nicht mehr das A und O der preußischen Dressur war — seitdem erst merkten Bürger, Bauer und Soldat, daß „der alte Herr" wirklich die Augen zugethan und daß mit dem neuen König in der That eine neue Zeit begonnen hatte.

Auch für das Lager selbst sowie überhaupt für die Unterbringung und Verpflegung der zahlreichen Truppenmassen waren verschiedene neue Einrichtungen getroffen worden. Besonders hatte der König für die Gesundheitspflege der Mannschaften die umfassendste Sorge getragen; man war begierig zu hören, wie die neuen Einrichtungen sich bewähren würden und war erfreut, da die Berichte aus dem Lager im Ganzen ungemein günstig lauteten.

Diesem militärischen Interesse entsprechend, war denn auch die Zahl der militärischen Besucher, die in dem Lager von Grimlinghausen erwartet wurden, ganz außerordentlich groß. Alle Armeen Europas hatten ihre Vertreter abgesendet, dem alten Waffenruhm Preußens und der jungen Friedensglorie des neuen Königs ihre Huldigung darzubringen; selbst die berühmten Heerschauen, welche der Kaiser von Rußland in den weiten Steppen seines Reichs zu veranstalten pflegte, wurden überstrahlt durch dies Sternenheer militärischer Berühmtheiten, das sich am preußischen Rhein zusammenzog. Aus Preußen selbst waren sämmtliche Prinzen des königlichen Hauses versammelt, darunter auch der Oheim des Königs, Prinz August, der Chef der preußischen Artillerie, dessen Name bei den alten Kämpfern der Befreiungskriege einen so erfreulichen Klang hatte; ferner der Kriegsminister von Boyen und der Chef des großen Generalstabs der Armee, General der Infanterie Krauseneck, die ihren Ruhm ebenfalls Beide noch aus den Befreiungskriegen datirten. Von deutschen Bundestruppen waren die Contingente von Hessen-Darmstadt, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen, Hannover, durch eigene Deputationen vertreten, am zahlreichsten Hannover, das unter Anderm den General Halkett, ebenfalls einen alten Kämpfer aus den Befreiungskriegen, gesandt hatte, Denselben, der dann einige Jahre später in dem Schleswig-Holsteinischen Kriege seinen alten Lorbern neue hinzufügen sollte.

Von Würtemberg war außer dem König selbst der Generalmajor Herzog Alexander von Würtemberg nebst einem glänzenden Gefolge, darunter der bekannte Reitergeneral Bismark, von Baiern der Prinz Karl von Baiern angemeldet. Nicht minder ansehnlich war Rang und Zahl der östreichischen Offiziere, die in dem preußischen Lager erschienen. Ungemein zahlreich und glänzend war ferner die englische Armee vertreten, die alte Waffengefährtin der preußischen von den Schlachtfeldern von Belle-Alliance her. Außer dem Vicekönig von Irland Lord de Grey und dem Gesandten am preußischen Hofe, Grafen Westmorland, waren der Prinz George von Cambridge, die Generale Sir Henry Bethune, Lord Blomfield, Sir William Maclean, Oberstlieutenant Graf Cardigan (Derselbe, der sich dann später auf der Hochebene von Balaklawa einen so zweideutigen Ruf als Reiteranführer erwerben sollte) und unzählige Andere erschienen. Rußland schickte die Generallieutenants von Mansurow, Fürst Lazalow, von Berg und den General von Perowsky, den Anführer jener verunglückten Expedition nach Khiwa, die vor einigen Jahren soviel von sich reden gemacht hatte. Auch die Niederlande, die Schweiz, selbst das ferne Norwegen waren vertreten. Auffallend dagegen wurde es gefunden, daß von der französischen Armee, soviel man wußte, sich nur ein Bataillonscommandeur in dem Lager eingestellt hatte; die Actien der pariser Reise geriethen seitdem merklich ins Sinken. Und mit Recht, da die Reise (um dies gleich vorwegzunehmen) so wenig zur Ausführung kam, als sie allem Vermuthen nach jemals beabsichtigt worden war.

Einen pikanten und charakteristischen Gegensatz zu diesen militärischen Gästen bildeten die zahlreichen kirchlichen Größen, die Bischöfe und andere geistliche Würdenträger, die sich in Köln, das seinen alten Namen des „heiligen" sich bei dieser Gelegenheit neu verdienen zu wollen schien, um den Erzbischof von Geissel versammelten. Auch die Kirche war ja eine streitende Macht, ja sie war soeben erst aus einem der gefährlichsten und verwegensten Kämpfe, die sie seit Jahrhunderten unternommen, als Siegerin hervorgegangen; mit Recht stellte sie daher dem kriegerischen Glanze der weltlichen Macht ihre friedlichen Trophäen gegenüber und pflanzte mitten unter den preußischen Adlern und den schwarzweißen Bannern, welche den königlichen Gast begrüßen sollten, ihr goldig funkelndes Kreuz auf, Symbol Dessen, was sie soeben erreicht und des noch weit Größern, das sie im Sinne hatte.

Nach solchen Zurüstungen und Vorbereitungen erfolgte endlich am 20. August die Abreise des Königs von Berlin; mit ihm reiste die Königin, während ein zahlreiches und glänzendes Gefolge theils vorangeeilt war, theils sich dem königlichen Zuge anschloß. Die beiden ersten Nachtlager wurden in Magdeburg und Halberstadt gehalten und obschon hier

alle Empfangsfeierlichkeiten ausdrücklich abgelehnt worden, so war die Aufnahme des königlichen Paares doch ebenso glänzend wie herzlich und bildete ein würdiges Vorspiel zu den Festlichkeiten, denen die hohen Reisenden entgegengingen. Am 22. überschritten sie die Grenze von Westfalen und von da an reihte sich nun in buntem Gedränge Fest an Fest. Die alte Porta westphalica, die der König zur Nachtzeit passirte, begrüßte ihn in Flammenschmuck; überall an den Wegen, auf denen der Zug dahineilte, waren die Einwohner der umliegenden Dorfschaften versammelt, im Festtagsgewand, mit Kränzen und Fahnen, zum Theil auch mit den Attributen ihrer ländlichen Beschäftigungen; kein Sieger aus der Schlacht konnte glänzender, kein triumphirender König, der seinem Volke den Frieden wiedergegeben, herzlicher empfangen werden.

Besonders feierlich war die Aufnahme in Münster, der alten Bischofsstadt. Hatte der Empfang in Minden und Bielefeld, welche Städte der König am Tage zuvor passirte, mehr ein bürgerliches Gepräge getragen, so entfaltete sich dagegen in Münster die ganze Pracht und der ganze Reichthum des westfälischen Adels, noch vermehrt durch den Pomp der Geistlichkeit, welche sich, den kaum begrabenen Zwist vergessend, hier ebenfalls zahlreich eingefunden hatte. Auch ließ der König selbst es an Zuvorkommenheit nicht fehlen. Seine Ankunft in Münster war ursprünglich auf die spätern Nachmittagsstunden festgesetzt; die Schnelligkeit indessen, mit welcher der königliche Wagen dahinrollte, machte es möglich, schon Vormittags einzutreffen. Um jedoch den getreuen Münsterern oder vielmehr dem Adel Westfalens, der sich hier hauptsächlich versammelt hatte, Zeit zu lassen zur vollständigen Herstellung der von ihm beabsichtigten Empfangsfeierlichkeiten, ließ der König absichtlich langsamer fahren: eine Aufmerksamkeit, die den adeligen Wirthen natürlich nicht wenig schmeichelte und dem Empfang, wenn möglich, eine noch glänzendere und herzlichere Färbung gab. Die Fürsten, die Ritterschaft sowie die höhern Behörden der Provinz waren im Schlosse versammelt; auch der regierende Fürst von Lippe-Detmold sowie der Landgraf von Hessen-Philippsthal-Barchfeld fanden sich zur Aufwartung ein. Mit Befriedigung erzählte man sich, daß der König am Tage zuvor, unmittelbar nach seiner Ankunft in Minden, dem Oberpräsidenten der Provinz, Hrn. von Vincke, eigenhändig den Schwarzen Adlerorden überreicht hatte. Hr. von Vincke, einer der wenigen Reste, welche aus der Zeit der Stein und Hardenberg noch übrig, war nicht nur der Stolz der preußischen Beamtenwelt, sondern auch der Liebling des westfälischen Volks, dem er durch seine Geburt angehörte und dessen Art und Wesen er sich in langjährigem vertrautem Umgang vollständig angenommen hatte. Auch gegenüber dem Adel und der Geistlichkeit der Provinz hatte Hr. von Vincke unter den schwierigen Verhältnissen der letzten Jahre

trotz seines altpreußischen Sinnes und trotz der Festigkeit, mit der er die Würde seiner hohen Stellung behauptete, ein freundliches Einverständniß zu erhalten gewußt und so fand die Auszeichnung des verdienten Mannes überall die lebhafteste Zustimmung; die ganze Provinz fand sich geehrt in ihrem tüchtigsten und mannhaftesten Sohne, ihrem ersten und verdientesten Beamten.

Am Abend der Ankunft fand in Münster auf dem alten malerischen, mit Bäumen gezierten Domplatze, im Angesicht der alterthümlich romantischen Kirche, von Seiten der Stadt ein Fest statt, welches dem Geschmack der Unternehmer alle Ehre machte. Der ganze Platz war in ein Blumenmeer verwandelt; ein großes Zelt, zu 800 Personen eingerichtet, nebst zwei kleinern, war zum Empfang der Gäste sowie zur Einnahme der Erfrischungen bestimmt; sowol in dem großen Zelt wie im Freien wurde getanzt. An beiden Orten nahm der König am Tanze theil; doch entfernte er sich bald aus dem festlichen Gewühl, um dem am Domplatz wohnenden Bischof von Münster seinen Besuch zu machen — wiederum eine Aufmerksamkeit, welche von der versammelten Menge mit lebhafter Befriedigung entgegengenommen ward. Im Uebrigen blieb es freilich nicht unbemerkt, daß die Blumengewinde, mit denen der Domplatz eingefaßt war, zugleich dazu dienten, die neugierige Menge, das Gros der Bürgerschaft und der ländlichen Bevölkerung — denn auch die letztere war von weit und breit herbeigeströmt — von den Auserwählten innerhalb des Festraums, den reichen Gewerbtreibenden und höhern Beamten abzusondern. Doch war man ja in Preußen an Dergleichen gewöhnt; es schien schon immer ein Fortschritt und zwar ein sehr erheblicher, wenn die Polizei nur durch Blumengewinde ausgeübt ward.

Am folgenden Tage legte die Königin unter Assistenz ihres Gemahls den Grundstein zu einem städtischen Spital, worauf Beide gemeinschaftlich die Alterthümer und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahmen. Abends brachten die Studirenden der (ausschließlich katholischen) Akademie einen Fackelzug. Demnächst begab das königliche Paar sich zu dem Fest, welches die Standesherren und die Ritterschaft der Provinz veranstaltet hatten; es war außerordentlich prächtig und drängte die bescheidene bürgerliche Lustbarkeit des vorhergehenden Abends denn freilich einigermaßen in den Hintergrund.

Am nächsten Morgen wurde die Reise weiter fortgesetzt; sie ging, immer unter demselben festlichen Gepränge, über Hamm, Barmen, Dortmund, Elberfeld, bis endlich am 28. August in Düsseldorf der Rhein erreicht ward. Noch an demselben Tage besuchten die hohen Reisenden das Lager von Grimlinghausen; doch wurde der beabsichtigte große Zapfenstreich, zu welchem hundert Janitscharen, hundert Tambours und

hundert Sänger bereitstanden, eines Unwohlseins halber, das den König während der Reise befallen hatte, abbestellt. Der König nahm sein Hauptquartier in dem Schlosse Benrath bei Düsseldorf und bis zum Abend des 3. September folgte nun eine militärische Festlichkeit, eine Truppenaufstellung und eine Heerschau der andern. Auf die Aufzählung derselben verzichten wir hier natürlich; dagegen scheint es unerlaßlich, der zahlreichen Reden und Trinksprüche zu gedenken, welche der König bei den verschiedenen festlichen Veranlassungen ausbrachte und die sich mit ihrer schwungvollen Rhetorik und dem Glanz ihrer Bilder wie ein goldgesticktes Band durch diese ganze Reise dahinzogen. Sie gehören in der That der Geschichte an, diese Tafelreden und Toaste Friedrich Wilhelm's IV., und weder das Auftreten des Königs selbst, namentlich innerhalb seiner ersten Regierungsjahre, noch der Eindruck, den dasselbe im Publicum hervorbrachte, läßt sich ohne sie genügend verstehen. Hundert mal enttäuscht und zur Ruhe verwiesen, richtete die Erwartung des Publicums sich doch immer wieder an diesen Reden auf, die so verheißungsvoll klangen, die dem königlichen Redner so offenbar aus der Tiefe des Herzens strömten und die darum auch so tief an die Herzen der Hörer griffen — bis endlich unter der allgemeinen Verfinsterung und Abspannung, welche die Gemüther des Volks überkam, auch ihr Glanz verblich, ihre Anziehungskraft sich abschwächte. Und das wurde verhängnißvoll nicht blos für den König selbst, sondern auch für Preußen, für Deutschland, für die ganze Welt.

Beim festlichen Mahle zu Hamm, inmitten der Vertreter der Grafschaft Mark, dieser durch die Treue, welche sie dem preußischen Königshause von alten Zeiten her erwiesen, so denkwürdigen Landschaft, erhob der König sich und brachte unter dem athemlosen Aufhorchen der Gäste nachfolgenden Trinkspruch auf das Wohl der Märker aus, jenes kernigen Volksstammes, von dem es in dem Arndt'schen Liede heißt, daß er „das Eisen reckt". „Ich will", rief der König, „eine Gesundheit ausbringen, welche Ihnen, wie ich hoffe, lieb sein wird. Es ist vielfach die Rede gewesen von einer Urkunde, in welcher der Große Kurfürst der Grafschaft Mark versprochen hat, daß er dieselbe niemals vertauschen, verpfänden oder abtreten wolle. Darauf stützten die Stände im Jahre 1806 ihre ewig unvergeßliche Bitte an den seligen König, die Grafschaft Mark unter keiner Bedingung abzutreten. Eine gleiche Bitte ist in den letzten Jahren von einem Theil der Stände an mich gelangt. Ich habe hieraus Veranlassung genommen, nach dieser Urkunde in allen Archiven suchen zu lassen; sie ist jedoch nicht aufgefunden worden. Ich bedaure aber den Verlust derselben durchaus nicht; denn in einem Lande, in welchem jedes Herz ein Archiv ist, in welchem diese Urkunde aufbewahrt wird, bedarf es keines todten Pergaments. Von sämmtlichen Ständen der

Grafschaft Mark und allen Menschen, die darin wohnen, zweifelt gewiß keiner daran, daß ihnen meine Treue wie die meiner Vorfahren gewiß ist. Ich gebe kein Versprechen, ich hoffe, daß es Jeder in meinen Augen liest und was ein solches Versprechen hervorruft und wirkt, ist in diesem Lande in überfließendem Maße vorhanden. Da mir nun heute das Glück, ich darf sagen die Glückseligkeit wird, nach so langer Zeit wieder in der guten Grafschaft Mark und in hiesiger Stadt weilen zu können, so ergreife ich diesen Augenblick und trinke mit überfließendem Herzen auf das Wohl der treuen Grafschaft Mark!"

Minder glanzvoll, aber nicht minder herzlich offenbarte die königliche Beredtsamkeit sich zwei Tage später in Barmen, wo die Vertreter der genannten Stadt sowie des gesammten Bergischen Landes sich zum fröhlichen Festmahl um den König versammelt hatten. „Ich war so oft", sagte der König, „in dieser Stadt als Gast und wurde immer so herzlich empfangen, daß ich mich danach sehnte, auch einmal hier als Wirth erscheinen zu können. Heute kann ich dies, und was mich innig freut, nicht nur auf flüchtiger Reise. Heute kann ich Ihnen danken für die alte und für die neue Liebe und so ergreife ich diesen vollen Pokal und trinke aus bewegtem Herzen auf das Wohl meiner lieben Gäste, auf das Wohl dieser Stadt und des ganzen Bergischen Landes!"

Ueberhaupt war der König während dieser ganzen Zeit in der glücklichsten Laune und selbst ein heftiger Podagraanfall, der ihn bald darauf heimsuchte, vermochte seinen guten Humor nicht zu stören. Als bei Gelegenheit des Aufenthalts auf Schloß Benrath eine Deputation der düsseldorfer Bürgerschaft mit einer Nachtmusik erschien, ließ der von heftigen Schmerzen geplagte König nichtsdestoweniger sein Lager nahe ans Fenster rücken, um die im Schloßhof aufgestellten Sänger desto besser hören zu können. Auch den Deputirten selbst wurde der Eintritt in das königliche Krankenzimmer nicht versagt. „Sie sehen", rief der König ihnen zu, „ich habe mein Lager dem Fenster näherrücken lassen, um wenigstens zu hören; diese Ueberraschung macht mir eine innige Freude und ich bin ganz unglücklich, meinen Dank nicht selbst bringen zu können." Wer hätte damals wol geahnt, wer hätte es für möglich gehalten, daß kein volles Jahr vergehen würde und eben dieser König, der sich bei seinen Unterthanen so leutselig entschuldigte, ihnen nicht so danken zu können, wie er gern möchte, würde an eben diese Düsseldorfer ein drohendes Schreiben richten, in welchem er sich „wegen unanständiger Auftritte" beschwerte, die bei einem „sogenannten Festmahl" in Düsseldorf stattgefunden, einem Fest von „verwerflicher Tendenz", nur geeignet „Lärm zu erzeugen, ohne irgendeinen Einfluß auf die Sache, auf des Königs Entschließung und den Gang seiner Regierung üben zu können"?!

Doch wußte freilich das Gerücht schon damals noch von andern kö-

niglichen Aeußerungen zu berichten als nur von den officiellen Trinksprüchen und Tafelreden, welche in den Zeitungen zu lesen standen. Aber auch diese Aeußerungen, mysteriös wie sie waren, erregten die freudigste Sensation des Publicums und brachten zum Theil sogar noch eine größere Wirkung hervor als jene festlichen Ergüsse. Insbesondere wußte man sich viel von einer angeblichen Anrede zu erzählen, welche der König bei seiner Durchreise durch Westfalen an die Geistlichkeit einiger dortiger Diöcesen gehalten haben sollte. Der Wortlaut wurde sehr verschieden angegeben; doch stimmten alle Berichte darin überein, daß der König mit Nachdruck und Lebhaftigkeit gewisse überchristliche Richtungen zurückgewiesen, die sich ihm bei Gelegenheit seiner Durchreise mit allzu vielem Selbstvertrauen aufgedrängt. Die Nachricht davon erregte im Publicum große Befriedigung; man glaubte daraus zu ersehen, daß die Befürchtungen, die hier und da in Betreff der religiösen Richtung des Königs gehegt wurden, doch wol nur auf Misverständniß oder Entstellung beruhten und daß, selbst wenn der leichtbewegliche Geist des Herrschers sich auf Augenblicke in gewisse mystische Tiefen verlieren sollte, seine natürliche Kraft und Schärfe doch noch immer groß genug war, ihn jederzeit wieder in das freie sonnige Reich des Tages zurückzuführen.

Das Todtenfest von Thirlestane.*)

Von

Hermann Marggraff.

I. Die Herrin und der Pfeifer.

Sie lehnt' am Fenstergesims und kühlte
Mit feuchtem Luftstrom der Nebelnacht,
Der in dem schwarzen Gelock ihr wühlte,
Die Wangen, so brennend angefacht —
Die Herrin von Thirlestane.

*) Wie ich höre, hat Adolf Böttger denselben Stoff in seinen „Cameen“ behandelt; ich selbst habe sein Gedicht noch nicht gelesen. Der größte Theil meiner Bearbeitung entstand bereits 1853 in Hamburg, gleich nachdem ich die Geschichte nach der englischen Schrift „Family romance, or episodes in the domestic annales of the aristocracy“ in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1853, Nr. 33) mitgetheilt und sie dabei als „ausgezeichneten Stoff für Romanschriftsteller und Balladendichter“ bezeichnet hatte. Diese Empfehlung scheint Anklang gefunden zu haben: denn auch der Gruppe'sche „Musenalmanach“ für 1855 enthält eine kleine Ballade von F. Brunold: „Wie die Barone von Thirlestane an den Bettelstab kamen“; es ist dieselbe Ueberschrift, die ich meiner Mittheilung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ gegeben hatte. Daß ich übrigens mit der nachstehenden Veröffentlichung nichts weniger im Sinne habe als die Zahl der jetzt so beliebten Prioritätsstreitigkeiten zu vermehren, bedarf wol keiner Versicherung. D. Verf.

„Wo bleibt", so spricht sie, „der Pfeifer des Hauses,
Den ich heut' Abend zu mir beschied?
Aufspielend zu den Freuden des Schmauses,
Vergißt er, so scheint es, bei Wein und Lied
Die Herrin von Thirlestane."

Da schüttert durch die gewölbte Halle
Ein dumpfer, gewichtiger Männerschritt;
Die Wand erdröhnt vom mächtigen Schalle,
Es dröhnt das Herz, das klopfende, mit,
Der Herrin von Thirlestane.

Die Augen vom Dunst des Meths geschwollen,
Tritt er ins Gemach der Herrin ein.
Er spricht: „Was kann dein Begehr und Wollen
Zu so später nächtlicher Stunde sein,
O Herrin von Thirlestane?"

Sie blickt ins lauernde Aug' ihm lauernd
Und legt die Hand auf die Schulter ihm;
Sie spricht, im eigenen Herzen schauernd,
Mit fliegender Hast und Ungestüm —
Die Herrin von Thirlestane:

„„Ich habe stets und immer aufs neue
Vertrau'n und Glauben auf dich gesetzt;
Auch warst du treu — wenn nicht aus Treue,
Doch um klingenden Lohn — John Lally, bisjetzt
Der Herrin von Thirlestane!""

Er legt die Hände, die geballten,
Auf seine Brust und spricht zu ihr:
„Magst du nach Belieben mit mir schalten!
Was du mir befiehlst, vollführ' ich dir,
O Herrin von Thirlestane!

Und wenn ein Mord, und wenn der Kerker —"
Sie winkt ihm zu schweigen und zieht alsdann
In ihres Gemaches düstern Erker
Den Pfeifer, den schlauen, zu sich heran,
Die Herrin von Thirlestane.

Es saust der Wind in den alten Rüstern,
Der Mond so trüb' in das Fenster blickt;
Sie neigt sich zu ihm mit leisem Flüstern,
Bei dem sie selbst im Geheimen erschrickt,
Die Herrin von Thirlestane.

Sie reicht ihm einen Beutel mit Golde,
John Lally nimmt ihn und spricht im Geh'n:
„Was du mir gebeutst, du Hehre, du Holde,
Das soll nach deinen Wünschen gescheh'n —
O Herrin von Thirlestane!" —

Sie wankt dahin, wo, ein gold'nes Kettlein
Um seinen rosigen Hals geschmiegt,
Ihr junges Knäbchen Arthur im Bettlein
Süß schlafend und freundlich träumend liegt —
Die Herrin von Thirlestane.

Sie schleicht heran auf seidenen Socken,
Daß sie den Schläfer, den kleinen nicht stört,
Sie legt ihm die Hand auf die goldenen Locken,
Und durch die Zähne murmelnd schwört
Die Herrin von Thirlestane:

„Dem stolzen Edward, der Güter Erben,
Den das erste Weib deines Vaters gebar,
Ich schwör' ihm Tod, ich schwör' ihm Verderben,
Ich schwör's ihm hier auf dein Haupt und Haar —
Ich, Herrin von Thirlestane!"

II. Sir Robert.

Am eich'nen Tisch im Rittersaal
Sir Robert, Häuptling des Geschlechts,
Beim Frühtrunk sitzt und üpp'gem Mahl,
Die Würfel links, den Becher rechts.
Das saft'ge Lendenstück zerschnitt
Sir Robert, als mit Schweiß bedeckt
Und staubbefleckt
Ein Bote rasch ins Zimmer tritt.

„Herr, traur'ge Kunde!" — „„Bah, was ist's?
Starb mir ein Hund? Starb meine Frau?
Ein Roß, vom Bruch des Widerrists?
Ein Jägerbursch' vom Zahn der Sau?""
Der Diener stottert bang hervor:
„Nicht Roß, nicht Hund — der junge Laird — —"
Vom Sessel fährt
Sir Robert ahnungsvoll empor.

„„Der junge Laird?"" — „Herr, oh verzeiht!
Es muß ja sein: man bringt ihn — todt!
Er ist dahin — welch Herzeleid!
Und kurz vorher gesund und roth!"

Sir Robert preßt die Lippen ein,
Sein Auge glüht wie Feuerbrand;
Doch hält er Stand,
Er steht so starr und fest wie Stein.

„„Mein Edward! — Oh, ein böser Gast
Solch schneller Tod! — Das junge Blut,
Und schon dahin! Ich bin gefaßt! —
Doch wehe dann der bösen Brut! —
Erzähle, Bursch, und stärke dich,
Nimm einen Schluck vom Weine da!
Sprich, wie's geschah;
Du zitterst ja viel mehr als ich!““

Der Bote streichelt sich den Bart
Und trinkt den vollen Becher leer,
Er räuspert sich nach Botenart,
Und dann beginnt er seine Mär',
Indeß der Freiherr, trotzig wild,
Den Becher mit den Händen preßt,
So starr und fest,
Daß Blut ihm aus den Nägeln quillt.

„Die neue Burg“ (der Bote spricht)
„Stand endlich da in aller Pracht.
Der junge Herr nach seiner Pflicht
Hat Trink- und Denkspruch ausgebracht,
Ein Hoch dem Meister Zimmermann,
Dem Meister Maurer seinen Dank,
Und dabei trank
Er Schluck auf Schluck als echter Mann.

Auch noch beim Tanze schwang er sich
Mit mancher Dirne flink im Kreis;
Doch welch ein Schreck, als er erblich!
Ja, Herr, er wurde kreideweiß!
So plötzlich kam's — Sein Leib schwoll auf,
Ein Zittern faßt' ihn — welche Noth!
Bald war er todt —
In einer kurzen Stunde Lauf!“

In Grimm und Zorn der Freiherr fragt:
„„Wer war's, der ihm den Trank gereicht?““
„John Lally, Herr!“ der Bursche sagt,
Indem er scheu zurückeweicht:
„Und wunderbar! John stahl sich fort
Gleich nach der lust'gen Festlichkeit,
Und weit und breit
Sah man ihn nicht mehr — auf mein Wort!“

Sir Robert murmelt vor sich hin:
„„Der Pfeifer reicht' ihm den Pokal,
Der Pfeifer floh mit dem Gewinn
Für seine That, die sie befahl.
Die Sünderin, so schlau und fein —
Verrechnet haben soll sie sich!""
Der Bote schlich
Sich fort. Sir Robert war allein.

III. Das Todtenfest.

Auf der Wiese der Burg — wie dreht sich der Tanz!
Wie jubelt's und wirbelt's! wie weht der Kranz
Von den Häuptern der üppigen Dirnen!
Das Herz klopft unter dem Mieder wild;
Der Dudelsack und die Pfeife schrillt —
Sie tanzen, daß Tropfen auf Tropfen quillt
Von ihren gerötheten Stirnen.

Von edlem Wildpret und saftigem Rind
Auf dem weiten Anger die Tische sind
Zum Brechen beschwert und belastet.
Die Fässer stehen in langen Reih'n,
Gefüllt mit köstlichem wälschem Wein,
Selbst den Boden schlägt man den Fässern ein —
Ein Thor, der noch darbt und schmachtet!

Halb Schottland strömte zum Feste daher;
Es kommt, es geht, es wogt wie ein Meer
Von Menschen, Welle auf Welle.
Ein Jahr schon dauert das Festgelag
Zu Ehren Edward's, der längst schon lag
In einem silbernen Sarkophag
In der tiefen Gruft der Kapelle.

Der Freiherr mischt sich ins Menschengewirr;
Seine Lippe zuckte, sein Blick war irr',
Doch tapfer sang er und trank er.
„Ihr Burschen von Schottland, rief er, beweist,
Was lustig leben und trinken heißt,
Ja trinken, ihr Bursche, trinken zumeist" —
Sie stammelten ihm ihren Dank her.

„Und" — sprach er — „was fehlt noch meinem Glück?
Heraus muß das letzte Kupferstück,
Bis Alles verthan und verpraßt ist!
Geborgt ist der Sarg, verpfändet das Schloß,
Verkauft aus dem Marstall mein letztes Roß,
Bezahlt noch Keiner vom Dienertroß —
Das wisse, wer heute mein Gast ist!

Noch heut' und morgen — dann ist es aus
Mit Trank und Spiel, mit Gesang und Schmaus,
Dann streu'n auf das Haupt wir uns Asche!
Dann bin ich ein echter Bettelmann
Wie mancher von euch! drum drauf und dran!
Es zeche Jeder so gut er kann,
Und leere mir Tasche und Flasche!"

So schwelgt der Baron, so vergeudet er wild
Sein Gut, seine Habe, sein Wappenschild,
Indeß, vom Dunkel umnachtet,
Im tiefsten Verließ bei ärmlicher Kost,
Hinter eisernen Thüren voll Moder und Rost
In Hunger, Elend und Fieberfrost
Die Gattin, die Mörderin, schmachtet.

Durch des Gitterfensters enges Rund
Dringt tief in des Thurmes schwarzen Schlund
Das wüste Gelärm und Gebrause.
Ihr Geist ist stumpf, matt wallt ihr Blut,
Erloschen ist ihrer Augen Glut,
Doch ahnt sie, daß man das Herrengut
Da oben verprass' und verschmause.

Da plötzlich wird es so todtenstumm,
In den Angeln dreht sich die Thüre um —
Man naht sich auf steinerner Treppe
Der bangenden Frau durch die Dunkelheit,
In der sie geschmachtet so lange Zeit,
Man reißt und zerrt sie an ihrem Kleid
Und an des Kleides Schleppe.

Von Männern, bewaffnet mit Schwert und Spieß,
Wird sie aus dem modrigen Burgverließ
Heraufgebracht an die Helle.
Mit höflichem Wort, doch im Lächeln Hohn,
An der rechten Hand den jüngsten Sohn,
Begrüßt der nun verarmte Baron
Die Frau an des Burghofs Schwelle.

„Mylady!" ruft er — „das Glück ist Wind!
Empfangt hier Arthur, das Bettelkind,
Daß der Herrgott ihn nähr' und schütze!
Ich bin nun so arm wie er und Ihr!
Drum seht Ihr mich mit dem Bettelsack hier
Sammt dem Knotenstock, zwar nicht zur Zier,
Doch dient er dem Bettler zur Stütze.

Wir ziehen nun in die Welt hinaus,
Ich rechts, Ihr links aus dem Herrenhaus,
Wir schleichen uns fort verstohlen.
Getränk — wer böt' es so frisch wie der Bach?
Ein Strauch — wo wißt Ihr ein schön'res Gemach?
Der Himmel — wo gäb' es ein festeres Dach? —
Mylady! Nun Gott befohlen!"

Literatur und Kunst.

Unterhaltungsliteratur.

Von dem J. L. Kober'schen „Album. Bibliothek deutscher Originalromane", über das in diesen Blättern schon mehrfach berichtet ward, ist wiederum eine Anzahl neuer Lieferungen erschienen, unter denen sich einiges recht Anziehende und Empfehlenswerthe befindet. So besonders Band 11 des laufenden Jahrgangs: „Der Sohn eines berühmten Mannes. Historische Erzählung von Levin Schücking." Der berühmte Mann ist Johann von Werth, bekannt als einer der kühnsten Parteigänger des Dreißigjährigen Krieges, der kühne Reiteranführer, der als General des Kurfürsten Max von Baiern seinen Namen den Franzosen so furchtbar gemacht hatte, daß, als er endlich infolge der Schlacht bei Rheinfelden gefangen und nach Frankreich abgeführt ward, selbst seine Gefangenschaft noch ein epochemachendes Ereigniß für die Neugier und das Mitgefühl des französischen Publicums war. Auch in der vorgenannten Erzählung ist Johann von Werth der eigentliche Mittelpunkt. Die Abenteuer und Verirrungen seines Sohnes Adolf von Werth und das tragische Ende, das ihn frühzeitig ereilt, bilden zwar äußerlich die Fabel der Erzählung, ihre eigentliche Wirksamkeit erhält sie jedoch erst in der Art und Weise, wie diese Abenteuer und Schicksale sich in der Seele des väterlichen Helden widerspiegeln. Die Erzählung an sich ist einfach und ohne eigentliche spannende Momente, aber von jener Kraft und Klarheit der Darstellung, durch welche Levin Schücking sich auszeichnet; besonders sind die Schilderungen aus dem höfischen und kriegerischen Leben jener Zeit vortrefflich und von großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit.

Minder günstig können wir über „Peter Pommerering. Historischer Roman in zwei Bänden von Ernst Willkomm" (Bd. 12 und 13 des „Album") urtheilen. Die stolze, heroische Gestalt des flensburger Bürgermeisters aus der Zeit König Friedrich's II. von Dänemark (1559—88) und der Uebermuth, mit welchem derselbe sein Schicksal herausfodert, wären an sich zur romantischen Darstellung ganz geeignet gewesen. Doch hat der Verfasser es sich damit etwas zu leicht gemacht; weder in den Motiven, welche er zur Anwendung bringt, noch in den zahlreichen Zeit- und Sittenschilderungen, die er in seinen Roman verflochten, ist er über das gewöhnliche Niveau handwerksmäßiger Romanschreiber hinausgegangen. Besonders im letztern Punkt, in den Schilderungen, ist das Buch sehr mangelhaft; es fehlt den culturgeschichtlichen Studien des Verfassers offenbar an jener Detailkenntniß,

deren doch der Dichter, wo er den Boden des historischen Romans betritt, nicht entbehren kann, und auch in den Ideen und Ausdrücken, welche er seinen Figuren unterschiebt, findet sich Vieles, was vollkommen modern und also ungehörig ist; wir führen beispielsweise die „Gelüste eines absoluten Herrschers" an, die I, 34 einem einfachen flensburger Bürger in den Mund gelegt werden und die doch in dieser Zusammenstellung kaum anders als komisch wirken können. Im Uebrigen ist das Werk mit breitem, derbem Pinsel ausgeführt und wird die Masse der Leser gewiß nicht unbefriedigt lassen.

Zweifelhaft dagegen sind wir, ob selbst nur dies bescheidene Glück den „Drei Geschichten von Menschen und Thieren" zutheil werden wird, welche Karl von Holtei soeben in zwei Bänden bei Hübner in Leipzig hat erscheinen lassen. Holtei ist, wie Jedermann weiß, ein gewandter und angenehmer Erzähler, dessen behaglichen Plaudereien man selbst dann noch mit Vergnügen zuhört, wenn sie etwas breiter werden als nöthig. Allein ob dies Verdienst hinreichen wird, dem Publicum die aufgewärmten Hoffmann'schen Spuk- und Gespensterfiguren genießbar zu machen, die wir in diesen drei Geschichten erhalten, das scheint uns denn doch kaum glaublich. „Der Katzendichter", „Der Canarius", „Das Hundefräulein" sind alle drei Sonderlingsgestalten, die theils an sich unmöglich, theils uns vom Dichter nicht mit der Lebendigkeit vorgeführt werden, um uns den Glauben an die Möglichkeit ihrer Existenz zu erwecken. Auch die Geschichtchen, welche der Verfasser an diese Figuren knüpft, sind ziemlich unbedeutend und interesselos; auch stehen sie mit den Hauptfiguren größtentheils nur in einem ganz lockern und willkürlichen Zusammenhange. Besonders ist dies der Fall in dem „Canarius" und dem „Hundefräulein"; hier hätte der Verfasser nach Belieben auch jede andere Historie mit seinen angeblichen Helden in Verbindung setzen können. Am besten ist verhältnißmäßig noch der „Katzendichter"; doch ist auch hier die Erfindung schwach, die Darstellung übermäßig breit, das Ganze mit einer Sentimentalität gefärbt, in welche Holtei als echtes schlesisches Naturell zwar sehr leicht verfällt, die aber dennoch ebenso sehr mit den Foderungen der Kunst als mit dem heutigen Zeitgeschmack in Widerspruch steht und der er daher den Zügel nicht so sehr sollte schießen lassen. R. P.

Zur Kenntniß Rußlands.

Eine sehr empfehlenswerthe Schrift, die dem augenblicklichen Tagesinteresse sehr glücklich entgegenkommt, dasselbe jedoch vermöge ihres Werthes voraussichtlich überdauern wird, ist das unlängst erschienene Buch von Adolf Bock: „Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Wenn Rußland überhaupt seit mehr als einem Menschenalter derjenige Punkt ist, von dem aus die Fäden der europäischen Staatskunst vorzugsweise, ja die deutschen Angelegenheiten ausschließlich geleitet werden und der daher auch vor allem die Aufmerksamkeit des Historikers und Politikers sowie die bange Sorge des deutschen Patrioten in Anspruch nimmt, so muß dieses Interesse sich verdoppeln in einem Augenblick, wo erstlich ein zweijähriger Krieg zwischen Rußland und den Westmächten beendet und wo zweitens auf den russischen Thron selbst ein neuer Regent

gestiegen ist, dessen Entschließungen und Handlungen die Welt mit Spannung entgegensieht. Rußland hat, wie der Verfasser im Vorwort sehr richtig bemerkt, in dem angekündigten Kriege sich nicht so stark bewiesen, wie es ankündigte, aber immerhin stark genug sowol in seiner militärischen Vertheidigung als auch in seiner Diplomatie, um sich nur aus einer angemaßten Position verdrängen zu lassen, nicht auch aus der andern. „Während die Türkei", sagt der Verfasser, „zunächst der Quälerei und der Beeinträchtigung der nordischen Großmacht entzogen wurde, wird Deutschland ihre Zumuthungen desto lebhafter empfinden, weil es den rechten Augenblick versäumte, um den Riegel vorzuschieben." So muß denn die deutsche Wissenschaft und der Patriotismus der Einzelnen zu ersetzen suchen, was leider die deutsche Staatskunst, trotz alles Drängens und Mahnens der Presse sowie trotz der beispiellosen, in dieser Art vielleicht nie wiederkehrenden Gunst der Situation, versäumt hat; es muß Sorge dafür getragen werden, daß „wir unsere Waffen verbessern" und zwar wird das zunächst am besten dadurch geschehen, daß wir unsere Kenntniß Rußlands und seiner innern und äußern Beziehungen, seiner Mittel und Quellen ꝛc. zu vervollständigen und somit unser Urtheil über Rußland selbst sowie die Erwartungen, die wir von ihm zu hegen haben, zu berichtigen suchen. Hierzu bietet der Verfasser in seinem eingangsgenannten Buche einen ebenso lehr- wie inhaltreichen Beitrag. Mit großem Fleiß hat der Verfasser die betreffende Literatur durchforscht und überall das Zuverlässigste und Thatsächlichste zusammenzutragen gesucht. Außer den bekannten Werken über „Rußland und die Gegenwart", „Menschen und Dinge in Rußland" ꝛc. wurden vornehmlich die Reisen von Blasius, Kohl, Moritz Wagner, Koch, Haxthausen und Andern benutzt und auch die ältern Memoiren, wie Masson, sowie die neuern Biographien Stein's, Vincke's ꝛc., ingleichen die Geschichtswerke von Hermann, von Sybel, Häusser, Roepell, ferner die zahlreiche Broschürenliteratur sowie einzelne journalistische Beiträge blieben nicht unberücksichtigt. Doch hat der Verfasser sich keineswegs damit begnügt, dies reiche Material nur zu sichten und äußerlich zusammenzustellen, vielmehr hat er es selbständig verarbeitet und Schlüsse und Folgerungen daraus gezogen, die ebenso sehr seinen Patriotismus wie seine staatsmännische Einsicht und sein gesundes klares Urtheil bezeugen. Das Buch zerfällt in 12 größere Abschnitte. Im ersten werden Land und Volk, im zweiten Zar und Zarengewalt, im dritten die Fremden, im vierten Heer und Flotte, im fünften die Beamtenmaschine geschildert. Dann folgen die Kirche, der Adel, die Bauern, die Städte, Staatswirthschaft, die Politik und ihre Zurückweisung, endlich die nationale Aufgabe. Als Anhang wird ein vollständiger Abdruck des Friedensvertrags vom 30. März 1856 nebst dem unterm 15. April desselben Jahres zwischen England, Frankreich und Oestreich geschlossenen Separatvertrag, betreffend die Integrität des osmanischen Reichs, mitgetheilt; derselbe wird allen Denen willkommen sein, welche diese wichtigen und folgenreichen Actenstücke in einer zugänglichern und dauerhaftern Form zu besitzen wünschen, als es in den politischen Tagesblättern der Fall ist.

HFk.

Correspondenz.

Aus Konstantinopel.

Juli 1856.

F. O. In meinem letzten Briefe nannte ich ganz Pera Einen großen Gasthof. Für Galata paßt diese Bezeichnung noch nicht einmal: es ist nur Eine große Kneipe; wird es dem Fremden in Pera nicht heimisch, so wird es ihm in Galata sicherlich unheimlich. Dasselbe Gewühl hier wie dort; aber in den modernen Straßen auf der Höhe ein eleganter Anstrich, gewählte Toiletten, der Firniß der Civilisation; mit jedem Schritt hinab, innerhalb der düstern Mauern am Abhang und in den geschwärzten Straßen am Hafen immer unfreundlicher die Gebäude, immer wüster das Treiben, immer buntscheckiger die Menschenflut, immer spärlicher unter Lastträgern, Bulgaren, Matrosen und andern Vertretern der untersten Volksschicht die feinere Gesellschaft; die letzte und unterste Gasse, deren eine Seite die mit Wappen und Resten genuesischer Herrlichkeit geschmückten Mauern bilden, ist nur eine Reihe von Trattorien und Locanden, Xenodochien und Leschen, Inns und Tavernen, eine ununterbrochene Folge von Bier-, Wein- und Brauntweinschenken. Damit parallel läuft eine andere von schon ehrbarerer Zusammensetzung aus Buden und Werkstätten, halb europäisirten Läden und Magazinen, Kaffeehäusern und Hôtels; aber erst in der dritten und weiter hinauf sieht man eigentliche Wohnhäuser. Hier nun ist der Schlupfwinkel aller Gauner und Diebe, hier aber auch das Asyl für die Scharen Geächteter und Heimatloser aus allen Ländern, welche eine Weltstadt in solcher Zeit nothwendig an sich zieht; hier der Schauplatz von täglichen Raufereien und blutigen Händeln, von Raubanfällen und Mordthaten, — nichts Ungewöhnliches, kaum Auffallendes an einem Orte, wo das südliche Blut zu augenblicklicher Rache auffodert, das Stilet noch oft den Streit entscheidet, und die Polizei nicht viel mehr als dem Namen nach gekannt wird.

So mag es denn allerdings nicht leicht einen zweiten Ort geben, dessen Physiognomie ein so offenbares Gaunergesicht wäre wie das verrufene Galata. Aber man würde unrecht thun, wollte man etwa hierin eine Bestätigung der früher einmal erwähnten Anschauung eines Berichterstatters der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ sehen, dem ganz Konstantinopel nur als „Ein faules Chaos“ erschien. Es ist Galata für Konstantinopel eben nur, was für Paris das jetzt weggerissene Straßengewirre um das Palais-Royal und Notre-Dame, für London St.-Giles, für Neuyork die Fivepoints, für andere große Städte andere einzelne Quartiere derselben. Der Unterschied zu Ungunsten Konstantinopels ist, wenn man Zeit und Ort in Anschlag bringt, höchst unbedeutend, ja er fällt überhaupt nur auf, weil hier das unsichere Quartier zugleich der unvermeidliche Durchgangspunkt alles Verkehrs zwischen Stambul und Pera ist. Am allerwenigsten aber darf man, wie es in jüngster Zeit zuweilen in den Zeitungen geschieht, die Raub- und Mordanfälle, welche in Galata allerdings an der Tagesordnung sind, mit dem neuesten Reformen-Hat in Verbindung bringen; das heimatlose Maltesergesindel — das ist die allgemeine Bezeichnung für alle ritterlichen Individuen der Art — hat mit den Reformen herzlich wenig zu thun. Noch nie aber hat man gehört, daß ein Türke

bei solchen Händeln betheiligt gewesen wäre, noch nie auch von ähnlichen Ereignissen im eigentlichen Konstantinopel, wo selbst Diebstähle zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Es ist daher auch geradezu eine Unwahrheit, wenn noch ganz neuerdings von Touristen versichert wird, daß es in Konstantinopel nicht nur ganze Straßen, sondern selbst ganze Viertel gäbe, „welche nichts von Dem wieder an die Oberfläche gelangen ließen, was sich einmal in sie hineingewagt habe". Mag auch in den Provinzen, besonders den asiatischen, der Fanatismus einzelner Individuen und Ortschaften sich zu manchem Frevel hinreißen lassen, der in einer so allgemeinen Krise kaum vermeidlich und mit der Vergangenheit zusammengehalten höchst unbedeutend erscheint, — von den Verbrechen, welche das Gerücht dann und wann von Türken der Hauptstadt verübt werden läßt, ist noch jedes bisher als Märchen erfunden worden und sind demnach die Berichte über alle derartige Excesse, welche nicht selten völlig aus der Luft gegriffen, meistens gehässig entstellt sind und im Auslande noch furchtbarer erscheinen, jemehr man dort an frühere Zeiten zurückzudenken geneigt ist, stets nur mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Höchst unerquicklich bleibt das Treiben in Galata bei alledem und etwas berüchtigt das Viertel. Aber dennoch weisen eben das Gewühl, die günstige Lage unmittelbar am Hafen, endlich die früher berührten Nachtheile Peras deutlich darauf hin, daß in der Zukunft, welche der Herrscherin zweier Meere dereinst noch harrt, gerade dieser Ort eine bedeutende Rolle spielen wird; hier unten zunächst wird das europäische Leben sich concentriren, von hier aus die Colonisirung der gegenüberliegenden Landzunge beginnen.

Wären Sie nun so mit mir durch Pera hindurch die steile Hauptstraße von Galata hinunter dem Hafen entgegengewandert, Sie würden kaum noch meinen, sich im Orient zu befinden, so gänzlich verschwinden hier Turban und Kaftan und Alles, was sonst als specifisch-orientalisch gilt, in dem Durcheinander aller europäischen Nationen. Hat man sich jedoch durch die enge Gasse, welche nach der Hauptbrücke des Goldenen Horn führt, eine der engsten und zugleich belebtesten von ganz Konstantinopel, hindurchgedrängt; steigt mit der letzten Windung dann auf einmal die gründurchwundene, kuppelgedeckte Häusermasse mit den funkelnden Minarets vom Meeresduft umflossen auf ihren sieben Hügeln aus dem Meere empor; entfaltet sich dann auf dem weitern Raum der Riesenbrücke das Getümmel und läßt man es, auf einem ihrer Bogen stehend, umgeben von dem wunderbarsten Diorama der Welt zu den Füßen, an sich vorübergleiten — dann allerdings, aber auch erst dann ist man in Konstantinopel. Wie mit einem Schlage ist die Scene verändert; zu dem europäischen Element tritt hier das orientalische machtvoll hinzu. So spärlich verläuft sich der buntfarbige Strom, den die Brücke ununterbrochen dem Ufer zuführt, gerade in die Frankenquartiere, daß Alles, was über die Ringmauern derselben liegt, schon als eine andere Welt erscheint. Nirgends aber ist dieser Eindruck der Neuheit überraschender, kein Punkt bietet auf gedrängterm Raum vollständiger ein Bild aller Eigenthümlichkeiten Konstantinopels als gerade diese Brücke. Sie ist die Hauptstation alles Verkehrs am Bosporus und an der Propontis. Es ist nur ein Theil der sie bedeckenden Menge, welche sich aus beiden gegenüberliegenden Thoren ergießt. Fast eine gleiche Zahl strömt unmittelbar vom Meere aus zu und

ab. In langen Reihen liegen die größten Kauffahrteischiffe dicht am Geländer; von ihnen und dem Mastenwald der andern im Kreise herum ist hierher ununterbrochene Verbindung. Tausende von Menschen werden durch die Localschiffe hinweg- und hinzugeführt, deren ein halbes Dutzend stets zugleich rauchend den Barrièren zur Seite liegt und mindestens ebenso viele stets zugleich den Bosporus nach allen Richtungen hin durchkreuzen; Tausende bringen und holen die großen Bazarbarken, unzählige das Heer der Kaiks, welche als Wasseromnibus und Droschken an diesem Punkte das Meer im eigentlichsten Sinne des Worts überdecken. Denn für alle ist dieser Punkt Hauptlandungs- und Sammelplatz.

Fliegende Läden jeder Art und Waare sind über die schmalern Bohlenwege beider Seiten ausgebreitet. Buchhändler, wenn der Verkauf griechischer oder armenischer Gebetbücher oder veralteter Broschüren Buchhandel genannt werden kann; spanische Landjuden und Trödler, türkische Eisverkäufer und wandelnde Conditoren, Tabacks- und Fruchthändler, Wasserträger und wer sonst noch portative Waare hat, Alles schreit in betäubendem Lärmen durcheinander, lakonisch aber mit unendlicher Zungenfertigkeit mit nichts Anderm sich anpreisend, als daß sie das Wort „gut" durch die Tonleiter aller Sprachen jagen. Dazwischen drängen sich dann die Scharen wartender Dampfbootpassagiere herum, hocken in langen Reihen mit Kindern und Bündeln beladen die türkischen Weiber, Weiße und Schwarze, Sklavinnen und Herrinnen, unaufhörlich schwatzend und die auf den breitern Wegen in der Mitte auf- und abwogende Flut neugierig musternd. Sie ist denn freilich bunt genug, auch des ernsten Europäers Auge zu fesseln. Er tauscht mit den Weibern die Rolle, die, seit dem Kriege dem Gefängniß hundertjähriger Zucht entronnen, die erstaunten Blicke zugleich am Genuß der Freiheit und am fremden Schauspiel europäischen Lebens weiden. Für ihn ist der orientalische Typus das Anziehende, wogegen das Völkergemisch des Occidents zurücktritt, das in seiner wunderbaren Zusammensetzung — nicht zum geringsten Theil aus Vertretern aller der Waffengattungen, die noch vor kurzem das Kriegstheater vorführte — an jedem andern Orte allein im Stande wäre, den Sinn gefangen zu nehmen. Zahlreiche Gruppen von Tscherkessen und Persern, Beduinen und Arabern im Nationalcostüm, Albanesen und Griechen in allen Nüancen ihrer malerischen oder unkleidsamen Tracht, Original- und modernisirte Türken, Züge halbnackter Zigeuner und aus dem Kriege heimkehrender Kurden — dies mit dem Zubehör langer Karavanen von hochbeladenen Lastkameelen, Eseln und Maulthieren, von abenteuerlichen mit Pferden und Ochsen bespannten Carrossen, endlich von Reiteraufzügen jeder Art, dies bildet die andere Seite des in Worte nicht zu fassenden großen Bildes. Fast alle Stufen nationaler Entwickelung vom rohen Nomadenleben bis zur überfeinerten Civilisation mit allen Zwischengliedern und Uebergängen ursprünglicher und historisch gewordener, aufkeimender und absterbender, freiwillig angenommener oder aufgedrungener Bildung finden sich hier aus dem weiten Nebeneinander entfernter Länder und Erdtheile an einem Orte vereinigt. Man erkennt sie in dem nachlässig umgeworfenen Beduinenmantel des um alle fremde Sitte unbekümmerten Natursohnes, wie in dem deutschen Burschenrocke des türkischen Großen, den der Geschmack der civilisirten Türkei sich aus dem allgemeinen europäischen Modemagazin aus-

gewählt hat, oder in der engen Soldatenjacke, die jenem ägyptischen Rekruten so lästig zu sein scheint; man liest sie heraus aus dem sorgfältig gewundenen Turban des graubärtigen Alttürken, der damit gegen den Fez seiner entarteten Brüder schweigend Opposition macht, wie aus dem burschikos gerückten Fez des griechischen Stutzers, der selbst dieser anstößigen Reminiscenz nationaler Sitte ein fremdes Ansehen geben möchte.

Eben die neue Civilisation und mit ihr die Herrschaft der Mode hat zwar auch hier ein gut Theil des orientalischen Farbenreichthums hinweggewischt, der die frühern Zeiten charakterisirt. Es ist wahr, daß man die eigentlich nationale türkische Tracht nur noch in dem Museum sieht, welches ein vornehmer Alttürke zu großer Aufregung des Publicums in einem Kiösk des Serail vor nicht langer Zeit hat aufstellen lassen, und auch Das ist richtig, daß diese Uniformität sich nicht allein auf die fränkisch-gekleidete vornehme Welt erstreckt, sondern im gewissen Sinne auch auf die immer weniger phantastisch, wenngleich noch bunt genug angethane Menge, sodaß ein besonders schöner Turban oder ein besonders reicher Kaftan dem fränkischen Auge schon auffällt. Nichtsdestoweniger hält der Zusammenfluß so vieler Menschen aus den davon noch unberührten Provinzen und die starke Vertretung der mittlern und untern Classen dem neumodischen Element noch so die Wage, macht das ganze Gemälde noch so mannichfaltig und eigenthümlich, daß der Eindruck für den Fremdling noch wahrhaft sinnverwirrend und betäubend ist, und es eines längern Aufenthalts, ja wahrhafter ernster Studien bedarf, in dieser Bilderschrift sich orientiren, sie lesen und zu einem Ganzen vereinigen zu lernen.

Notizen.

Während unsere übrigen größern Bühnen theils ganz geschlossen, theils wenigstens in den üblichen Sommerschlendrian versunken sind, entwickelt die münchener Bühne unter Dingelstedt's Leitung gerade in dieser dem Theater sonst so ungünstigen Zeit eine ungemeine Thätigkeit. „Narziß", „Graf Essex", Jordan's „Liebesleugner" nebst andern Neuigkeiten sind in Vorbereitung, während zugleich zahlreiche Gastspiele erwartet werden. Hoffentlich werden jene Novitäten den Fleiß der münchener Künstler besser belohnen, als es mit Mosenthal's „Goldschmied von Ulm" der Fall gewesen ist, der kürzlich auf der genannten Bühne zur Aufführung kam, allein mit demselben geringen Erfolg wie in Berlin und anderwärts; selbst die zu dem Stück gefertigte Marschner'sche Musik, die von anderer Seite her so lebhaft angepriesen ward, hat sich den münchener Berichten zufolge nur als eine sehr schwache Arbeit ausgewiesen. — In Breslau setzen die Künstler vom wiener Burgtheater ihr Gastspiel fort; besonderes Glück hat Frau Rettich als „Klytämnestra" in dem gleichnamigen Stück von Tempeltey gemacht und auch über das Stück selbst spricht die breslauer Kritik sich sehr günstig aus.

Heidelberg hat schon wieder eine seiner akademischen Berühmtheiten, den Professor der Mathematik, Geheimen Hofrath Schweins durch den Tod verloren; der Verstorbene war 1785 zu Darmstadt geboren und hat sich durch zahlreiche scharfsinnige mathematische Schriften und Berechnungen rühmlichst bekannt gemacht. — In dem benachbarten Frankenthal in der Pfalz starb der Advocat Karl Spatz, 47 Jahre alt. Es ist Derselbe, der sich zur Zeit des Frankfurter Parlaments einen Namen als Hauptagitator der damaligen süddeutschen Radicalen machte; sein persönliches Benehmen wird als höchst liebenswürdig und ehrenwerth geschildert.

Von der schon vor einiger Zeit von unserm stuttgarter Correspondenten erwähnten „Geschichte der Karlsschule. Von Heinrich Wagner" (Würzburg, Etlinger) liegt gegenwärtig das erste Heft vor. Dasselbe ist mit einem Titelkupfer geschmückt: Schiller auf einem Spaziergange im Bolderwäldchen bei Stuttgart seinen Freunden und Mitschülern „Die Räuber" vorlesend. Der Entwurf dazu wurde von einem Augenzeugen der Scene, Victor Heideloff, einem Mitschüler Schiller's auf der Karlsakademie (geboren 1757, gestorben 1816), gemacht; die Ausführung ist von dem Sohne desselben, dem um die Wiederbelebung des mittelalterlichen Baustils hochverdienten Professor und Conservator der Kunstdenkmäler in Nürnberg, K. A. Heideloff. Das Buch selbst, mit großem Fleiß aus bisher unbenutzten und wenig zugänglichen Quellen geschrieben, verspricht ein höchst wichtiger Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte zu werden und behalten wir uns vor, beim allmäligen Vorschreiten desselben ausführlicher darauf zurückzukommen.

Beinahe gleichzeitig mit der Trauernachricht von dem Tode des trefflichen E. F. Wüstemann in Gotha kam uns aus dem Verlage von H. Scheube daselbst ein sauber ausgestattetes Werkchen zu, das den Verewigten in den letzten Jahren seines Lebens vielfach beschäftigt hatte und das nun gleichsam sein literarisches Gedächtnißmal bildet: „Promptuarium Sententiarum. Ex veterum Scriptorum Romanorum libris congessit E. F. Wüstemann." Es ist eine reichhaltige und wohlgeordnete Auswahl von Sentenzen und Aussprüchen römischer Schriftsteller, Prosaisten wie Dichter über Gott, Natur, Welt, menschliches Leben und andere sittlich wichtige und interessante Gegenstände. Freilich hat die Kenntniß der alten Literatur und mit dieser Kenntniß auch die Verehrung derselben unter uns seit einer Reihe von Jahren sehr abgenommen; wo aber noch Freunde der classischen Literatur und ihrer einfachen gediegenen Lebensweisheit sind, da werden sie mit Begier zu diesem Buche greifen, das ihnen in zierlichster Form eine Fülle der tiefsten und anregendsten Gedanken darbietet. Eingeleitet wird die Sammlung durch eine umfangreiche Epistel an den einzigen Bruder des Verstorbenen, den ehemaligen altenburgischen Minister Wüstemann; dieselbe ist nicht nur in jenem classischen und eleganten Latein geschrieben, dessen der Verfasser in so hohem Grade Meister war, sondern auch der Inhalt bietet viel Anziehendes, insofern der Autor sich darin in einer Reihe von Jugenderinnerungen und Schilderungen ergeht, die jetzt, gegenüber seiner offenen Gruft, doppelt rührend und ergreifend wirken.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 32.** 7. August 1856.

Rheinische Festtage.

Das kölner Dombaufest im Jahre 1842.

Von

Robert Prutz.

II.

Endlich, unter Festen, Zurüstungen und Gerüchten der mannichfachsten Art, nahte der Tag der feierlichen Grundsteinlegung am kölner Dombau. Derselbe bildete gewissermaßen den Mittelpunkt in der Reihe dieser rheinländischen Festtage und wurde daher mit dem außerordentlichsten Glanz und der lebhaftesten Theilnahme, äußerer wie innerer, begangen. Das alte Köln, dessen Aussehen sonst bekanntlich nicht eben sehr zierlich, hatte sich nach Möglichkeit herausgeputzt; stand es doch, wie die „Kölnische Zeitung" (die damals noch für sehr loyal galt) rühmte, am Vorabend einer Feier, welche „für ganz Deutschland bedeutungsvoll, für Köln selbst aber ewig denkwürdig und epochemachend"; seit bald 400 Jahren, seit der Huldigung Maximilian's I., habe Köln keinen solchen Verein hoher Häupter in seinen Ringmauern gesehen wie bei diesem Besuche, dem ersten, den der neue König seiner treuen Stadt am Rhein abstatte.

Auch suchte die Stadt sich dieser Auszeichnung auf alle Weise würdig zu zeigen. Die Gebäude am Rhein, diese sichtbaren Zeugen des

Wohlstandes, zu dem das noch unlängst so arme, öde Köln unter dem preußischen Scepter aufgeblüht war, prangten im festlichen Schmuck; ebenso die zahlreichen ab- und zufahrenden Dampfschiffe, welche Stunde für Stunde ganze Scharen von Fremden herzubrachten und von denen das größte und schönste dem König zur Verfügung gestellt war. Auch die Umgebung des Doms sowie die Straßen, welche der königliche Zug passiren mußte, waren festlich geschmückt; von allen Häusern wehten Fahnen, alle Thüren waren mit Kränzen, alle Fenster mit Blumen und Teppichen verziert. Am prächtigsten aber hatte der Dom selbst sich geschmückt in seiner alten, von Jugendglanz umstrahlten Herrlichkeit. Die mächtigen Baugerüste waren von einem Wald grüner Zweige überdeckt; auf dem Krahn, der so lange Jahrhunderte unbeweglich gestanden hatte, breitete ein mächtiger preußischer Adler seine Schwingen und ein riesenhafter schwarzweißer Wimpel flatterte herab, mit dem Gruße „Protectori". In der Gegend des Domhofs, an der südlichen Seite des Doms, da, wo der vollendete Chor aufhört und die Lücke des Schiffs bis zum Thurm beginnt, längst der Dommauer, war eine Estrade gebaut, über der sich ein prächtiger, in gothischer Weise mit Laubgewinden, den Domfarben (roth und weiß) und Gold verzierter Baldachin erhob; vor ihm befand sich die Stelle des Grundsteins. Zur Seite gegen Osten erhob sich eine große roth und weiß geschmückte Tribüne für die geladenen Gäste, der auf der andern Seite des Domhofs eine zweite, noch ungleich geräumigere gegenüberstand.

Den 3. September Abends hielt der König in Begleitung seiner Gemahlin und seiner zahlreichen Gäste seinen feierlichen Einzug von Düsseldorf her; alle Glocken läuteten, die Kanonen donnerten und mit lautem Zuruf begrüßte die wogende Masse den festlichen Zug. Von den fürstlichen Gästen, deren Anwesenheit man entgegengesehen hatte, waren die beiden höchstgestellten, der König von Hannover und der König von Würtemberg, ausgeblieben. Letzterer wegen einer Erkrankung in der königlichen Familie, Ersterer wegen einer Unpäßlichkeit, die ihn bald nach seiner Ankunft in Düsseldorf befallen; es ging sogar das Gerücht seines Todes und bei der allgemeinen Abneigung, mit welcher der Name Ernst August damals noch genannt ward, kann man sich leicht denken, welche Empfindungen dasselbe unter den versammelten Tausenden erregte und welcher eigenthümliche Ton dadurch in die festliche Stimmung dieser Tage kam. Desto größere Aufmerksamkeit erregte die schlichte unscheinbare Gestalt des Erzherzogs Johann. Der König behandelte ihn mit großer Auszeichnung und auch der Prinz schien an dem festlichen Treiben, das sich vor ihm entfaltete, großes Behagen zu finden. Auch Fürst Metternich, seine große Rüstigkeit, sein kluges, feingeschnittenes, zu all

der ihn umgebenden Herrlichkeit sarkastisch lächelndes Gesicht wurde vom Publicum mit Theilnahme betrachtet.

Der Morgen des eigentlichen Festtags, eines Sonntags, wurde zunächst wieder mit Glockengeläute und Kanonendonner eingeweiht. Um 8 Uhr begab sich der König mit seiner Gemahlin und den Prinzen des königlichen Hauses zum Gottesdienst in die evangelische Kirche. Zur selben Zeit versammelten sich die Mitglieder des kölner Dombauvereins, vermehrt und verstärkt durch zahlreiche Deputationen auswärtiger Vereine, auf dem Neumarkt, auf dem man schon die Zurüstungen zu dem großen Bürgerfeste, das acht Tage später auf demselben Platze statthaben sollte, gewahrte. Von hier aus ging der Zug der Vereinsmitglieder, in einer Stärke von 3—4000 Köpfen, die prächtige Domfahne voran, nach dem Domplatz. Vorauf zog ein Musikcorps; zunächst hinter dem Banner, das von den 20 Vereinsältesten getragen ward, folgten die mit den Insignien ihres Handwerks, dem Schurzfell und den rothen und weißen Farben des Doms gezierten Dombauwerkleute; auch der Zug selbst war von zahllosen Bannern und Insignien der mannichfachsten Art begleitet.

Der Zug, den von allen Seiten das Zujauchzen einer fast unübersehbaren Menschenmenge empfing, begab sich in das Innere des Doms, das ebenfalls festlich geschmückt war. In dem Hohen Chor, wo inzwischen der König mit seiner Gemahlin und den übrigen hohen Herrschaften erschienen war, wurde vom Erzbischof, unter dem Beistand zahlreicher fremder Bischöfe und Prälaten, ein feierliches Hochamt celebrirt, wobei eine Messe von Beethoven und das Halleluja von Händel zur Aufführung kam. Nach Beendigung derselben, gegen 11 Uhr, verließ der Zug die Kirche, während die königlichen Herrschaften, gefolgt von ihren fürstlichen Gästen, den hohen Beamten und einer zahlreichen Generalität, ihre Plätze auf der Estrade einnahmen. Gleich darauf zog der große Zug in derselben Ordnung wie vorher in den Domhof ein, nur daß jetzt am Schluß die Geistlichkeit im festlichen Schmucke, das Domcapitel und zuletzt der Erzbischof erschien, während gleichzeitig der Gesang der in der Nähe des Grundsteins aufgestellten Deputationen der Schüler und der Waisenkinder ertönte; es hatte etwas ungemein Ergreifendes, wie diese dünnen zarten Stimmchen sich allmälig Bahn brachen durch das Geräusch so vieler Tausende und es endlich wie mit silbernen Schwingen beherrschten.

Jetzt betrat der Erzbischof die Estrade und die religiöse Feier der Grundsteinlegung begann. Die Einweihungsgebete wurden gesprochen; sowie sie beendet waren, trat der Dombaumeister Zwirner an die Oeffnung, in welche der Grundstein eingesenkt war, legte die Urkunden hinein und die Schlußplatte darüber, worauf der Erzbischof die Platte ein-

fügte, das Schlußgebet sprach und die drei üblichen Hammerschläge that. Die Urkunden bestanden erstlich in einer Zinnplatte, auf deren Vorderseite sich eine Inschrift befand, in welcher die bisherigen Schicksale des Doms kurz berichtet, die Umstände, unter denen der gegenwärtige Weiterbau begonnen worden, erzählt und die fürstlichen und andern hohen Zeugen aufgeführt wurden, die der heutigen Festlichkeit beigewohnt; diese Inschrift war in lateinischer Sprache abgefaßt. Auf der Rückseite der Platte wurde die Geschichte des Doms nochmals, aber ausführlicher und in deutscher Sprache erzählt, auch der Geldgeschenke gedacht, durch welche Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger die Erhaltung und den endlichen Weiterbau des Doms ermöglicht. Ferner wurde in den Grundstein eine Pergamentrolle mit dem Statut und dem Mitgliederverzeichniß des kölner Dombauvereins, die „Kölnische Zeitung“ vom 4. September, das Domblatt von demselben Tage, sowie verschiedene Münzen und andere Erinnerungszeichen gelegt, wie sie bei dergleichen Gelegenheiten üblich sind.

Aus der Hand des Erzbischofs nahm sodann der König Hammer und Kelle, stieg zum Grundstein herab — und nun folgte eine jener unerwarteten, in ihrem Eindruck unwiderstehlichen Scenen, in deren Herbeiführung der König ein so bewundernswürdiges Geschick besaß und die Allen, die dergleichen erlebt, unvergeßlich geblieben sind. Mit lauter, weithin tönender Stimme, derselben Stimme, die zwei Jahre zuvor auf dem Schloßplatz zu Königsberg solch Echo des Jubels erweckt und die auch noch einige Wochen später, bei der berliner Huldigung, so viele aufmerksame Zuhörer gefunden hatte, hielt er eine Anrede an die Versammlung, in welcher er die ungewissen, ahnungsvollen Empfindungen, die in diesem Augenblick die Brust der Versammelten durchwogten, mit künstlerischer Meisterschaft und wahrhaft poetischem Schwunge aussprach. Hat sich auch von der neuen großen und guten Zeit, welche der König darin heraufbeschwor, leider nichts verwirklichen wollen oder doch wenigstens nicht auf dem Wege, den der fürstliche Redner selbst damals im Auge hatte, so ist und bleibt die Rede doch eine der merkwürdigsten, welche ein König jemals gehalten, und verdient, daß die Geschichte sie aufbewahre.

„Ich ergreife“, sagte der König, „diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombauvereine aus unserm und dem ganzen deutschen Lande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen.“

„Meine Herren von Köln! Es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinns aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn ich dies be-

denke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben."

„Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der Welt erheben. Deutschland baut sie — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden! Alles Arge, Unechte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen! Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses, ja — den Bau des Vaterlandes hemmte!"

„Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsere Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befruchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphs werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja, den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen! von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der innegeworden, daß sie Eins sind in dem einigen göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte ich Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden bis an das Ende der Tage!"

„Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr das Selbstlob. Rufen Sie mit mir — und unter diesem Rufe will ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit mir das tausendjährige Lob der Stadt: Alaaf Köln!"

Man denke sich die Scene: der weite Platz wimmelnd von Tausenden von Köpfen, zwischen dem Glanz der Uniformen und der Pracht des priesterlichen Ornats unzählige Flaggen, Wimpel, Kränze, ringsumher die prächtig verzierten Estraden und Tribünen, angefüllt zum großen Theil mit einem glänzenden Damenflor, in der Mitte hochragend der ehrwürdige Dom, gleichsam aus jahrhundertlangem Schlafe zu neuem Leben erwacht, der Krahn, der solange eingerostet gewesen, sich zum ersten mal wieder bewegend und unter Glockengeläute und Kanonendonner den ersten blumengeschmückten Baustein wieder in die Höhe ziehend;

dazu aus der Entfernung die Flut des alten Rheins herüberschimmernd und über dies Alles der reinste heiterste Sonnenhimmel sich wölbend — in der That, es war eine großartige Bühne, werth eines so unerwarteten und ergreifenden Ereignisses, wie diese königliche Rede es war.

Freilich hatten bei der weiten Ausdehnung des Platzes und dem unvermeidlichen Geräusch, das eine Menschenmenge von so vielen Tausenden jederzeit hervorbringt, nur die Wenigsten dem Wortlaut derselben folgen können. Allein noch an demselben Abend circulirte sie in zahlreichen Abschriften und bald wurde sie auch von den Zeitungen, die „Staats-Zeitung" an der Spitze, veröffentlicht. Ueberall, wo sie gelesen wurde, erregte sie die lebhafteste Theilnahme; es war nicht mehr jene erste, gleichsam jugendfrische Begeisterung, mit der einst die königsberger Huldigungsrede empfangen worden war, die Kritik war inzwischen erwacht und auch an dieser Rede, so schwungvoll und hinreißend sie war, fand sie allerhand auszusetzen. Sie fand namentlich für den einigermaßen unbestimmten und ungewissen Inhalt die Form etwas zu glänzend, zu vielverheißend; man fragte, worin die angekündigte neue große und gute Zeit denn so eigentlich bestehen solle; man vermißte, bei aller Ehrfurcht vor dem erhabenen königlichen Willen und bei aller Ueberzeugung von seiner Reinheit und Treue, doch die Garantien, welche die Erfüllung dieses Willens selbst dem Volke verbürgten. Allein auch mit diesen Einschränkungen blieb der Eindruck doch immer höchst bedeutend; wie das Domfest selbst der Mittelpunkt der rheinischen Festlichkeiten gewesen war, so bildete wiederum die königliche Rede den Mittelpunkt des Domfestes und alles Andere erschien dagegen glanzlos und unbedeutend.

Bald sollte man der Reden noch mehr und darunter kaum minder interessante vernehmen. Der Abend des festlichen Tags schloß mit einem prächtigen Feuerwerk, das sich Stunden weit die ganze Rheinfronte entlang dehnte und bei dem namentlich der Dom, in wechselnder bengalischer Beleuchtung, in zauberhaftem Glanze hervortrat. Der König, auf einem reichverzierten Dampfschiffe den Strom auf- und abfahrend, zeigte sich entzückt von dem prächtigen Schauspiel und gab in den gnädigsten Worten seine Zufriedenheit sowie seine innige Neigung zu seinen schönen Rheinlanden zu erkennen. Gleich darauf begab das königliche Paar sich nach dem Schlosse Brühl, zwischen Köln und Bonn, wo sich am folgenden Tage auch der König von Würtemberg einfand; auch der König der Niederlande wurde erwartet. Vom Schlosse Brühl aus wurden nun theils die verschiedenen militärischen Schauspiele in der Nähe in Augenschein genommen, theils wurden kleinere Ausflüge und Reisen in die benachbarten Theile der Rheinprovinz angetreten. So namentlich nach Aachen, wo auch der König der Belgier zu einem kurzen Besuch erschien und wo der König wiederum glänzende Proben seiner Rednergabe ab-

legte. In dem ehemaligen Krönungssaale der alten Kaiserstadt war das Festmahl angerichtet; es war ein eigenthümlicher Anblick, in diesem alten Aachen, wo einst Rudolf von Habsburg „in seiner Kaiserpracht" gethront, an derselben Stätte, wo ehemals die deutschen Kaiser Tafel gehalten, den König von Preußen, einen Sprößling der armen kleinen Burggrafen von Nürnberg, als Herrn und Gebieter zu sehen, den Erzherzog Johann, den Abkömmling jenes habsburgischen Hauses, das dem Deutschen Reich so viele Oberhäupter gegeben, als Gast neben sich. Der König, der vielleicht fühlen mochte, wie peinlich ein Vergleich zwischen sonst und jetzt auf seinen Gast wirken müsse, vermied, an die alte Kaiserherrlichkeit Aachens zu erinnern; mit glücklichem Griff zog er dafür die jüngste Vergangenheit herbei, indem er die Stadt Aachen, die bis in die neueste Zeit nicht im Geruch besonderer deutschen Gesinnung gestanden hatte, daran erinnerte, wann und durch welche Ereignisse sie, die eine zeitlang stolz darauf gewesen, eine der vier Residenzen Napoleon's des Großen zu sein, unter das preußische Scepter gekommen war. Ein alter Spruch, sagte der König, behaupte, wo der Reichthum, der Glanz einer Stadt zunähme, vermindere sich die Herzlichkeit. Aachen habe ihm einen eclatanten Beweis des Gegentheils gegeben. Im Jahre **1814**, als er zuerst halb incognito hier angekommen, sei er auf das freundlichste aufgenommen worden. „Seitdem", fuhr der König fort, „bin ich oftmals hier gewesen: aber immer größer war die Stadt, ihr Reichthum, ihr Glanz geworden und immer freundlicher, immer herzlicher wurde der Empfang. Die Stadt, deren Treue, deren Gesinnung sich so bewährt hat, ist eins der edelsten Juwele unserer Krone und ich bitte Sie daher, mit mir für ihr immer steigendes Wohl zu trinken. Sie lebe hoch! Aachen lebe hoch, hoch!"

Als darauf, nachdem auf die Gesundheit des Königs von Würtemberg getrunken worden war, der zweite Bürgermeister der Stadt sich erhoben hatte, das Wohl der übrigen hohen Gäste auszubringen, welche durch ihre Gegenwart das Fest verherrlichten, ergriff Erzherzog Johann, der neben dem König von Preußen saß, das Wort, um seinen Dank auszusprechen und zugleich noch einmal das Wohlsein seines königlichen Wirthes auszubringen. Er freue sich, sagte der Erzherzog, in den Mauern dieser alten Kaiserstadt zu sein, der die Anhänglichkeit an ihre Herrscher angeboren sei, und doppelt freue er sich, diese Anhänglichkeit auf diesen König übertragen zu sehen. Gewöhnlich seien Toaste nur Wünsche: „aber bei solch einem König, bei solch einem Herzen beruhen sie auf Wirklichkeit."

Bei diesen „aus dem Herzen kommenden und so gemüthlich gesprochenen Worten", bei denen der Erzherzog auf den König deutete, umarmten beide Fürsten sich und die ganze Versammlung (um uns der

Worte der „Aachener Zeitung“ zu bedienen), „von der innigsten Rührung ergriffen, brach aufs neue in den lautesten und anhaltendsten Jubel aus“.

Den Schluß der zahlreichen Manöver und Paraden, welche den König und seine erlauchten Gäste in den nächsten Tagen fast ausschließlich beschäftigten, bildete ein großes militärisches Festmahl im Schlosse zu Brühl am 12. September, wobei denn wieder eine Menge interessanter und beziehungsreicher Reden gehalten wurden, besonders zu Ehren der Gäste. In dem Trinkspruch, mit welchem der fürstliche Wirth die Könige von Würtemberg und den Niederlanden feierte, gedachte er in rühmender Weise der glorreichen Erinnerungen, welche sich von den siegreichen Schlachten der Jahre 1814 und 1815 her mit den Namen des Kronprinzen von Würtemberg und des Prinzen von Oranien verknüpften. Jetzt, da die durchlauchtigen Träger dieser Namen zugleich die Kronen ihrer Väter trügen, hätten sie es nicht verschmäht, an diesen Fest- und Ehrentagen der preußischen Armee theilzunehmen und so würden auch „die Herren vom siebenten und achten Armeecorps“ gewiß freudig mit einstimmen, wenn der König hiermit das Wohl der Majestäten von Würtemberg und den Niederlanden ausbringe.

Die Beantwortung des Trinkspruchs hatte der König von Würtemberg übernommen; wie er von altersher als ein vorzüglicher Freund der deutschen Einheit bekannt war, stellte er auch die Hoffnungen des deutschen Volks in den Vordergrund, die durch das Auftreten Friedrich Wilhelm's IV. erweckt worden waren. Es sei ihm, sagte er, eine große Freude gewesen, eine so wohlgerüstete und so trefflich disciplinirte Armee zu sehen, als ihnen heute vorgeführt worden; aber noch erfreulicher sei ihm das Schauspiel eines Volks gewesen, das in Liebe und Treue zu seinem König entbrannt. Mit dem größten Vertrauen sehe „das deutsche Vaterland“ auf den König von Preußen und er selbst spreche nur „die Wünsche von ganz Deutschland, seinen Fürsten und Völkern“ aus, wenn er rufe: „Hoch lebe Seine Majestät der König von Preußen.“

Noch beziehungsreicher war der Trinkspruch des Königs auf den Erzherzog Johann. Die Versammelten, hieß es darin, hätten das Glück, ein Mitglied des erhabenen Kaiserhauses unter sich zu sehen. Erzherzog Johann habe die Gewogenheit gehabt, das 16. preußische Infanterieregiment anzunehmen und dem König sei die hohe Freude geworden, seinen erlauchten Gast in den Farben des Erzhauses an der Spitze dieses Regiments zu begrüßen — „in den uralten Farben dieses Hauses, welche ihren Ursprung nehmen von den Wällen von Acre“. „Der Name“, fuhr der König fort, „des hohen Gastes weht uns an wie die Bergluft der Hochalpen; es lebe Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann von Oestreich!“

Auch diesmal erwiderte der Erzherzog den ihm dargebrachten Spruch und diesmal in kräftigerer und schlagenderer Weise als es einige Tage zuvor bei dem Fest in Aachen mit dem Trinkspruch des dortigen Bürgermeisters der Fall gewesen war. Wie eigentlich der Wortlaut seines Toasts gewesen, darüber ist das Publicum trotz so vieler Zeugen niemals völlig ins Klare gekommen. Nach den Zeitungen, darunter namentlich der „Kölnischen Zeitung", die für die damaligen Ereignisse wol als officiell gelten durfte, hatte er folgendermaßen gelautet: Der Kaiser, sein Herr, hatte der Erzherzog gesagt, habe ihn hierher gesandt in dieses Land. Daß des Königs von Preußen Majestät ihm ein Regiment zu verliehen geruht, sei ihm eine große Freude gewesen; denn er sei dadurch Mitglied eines Heeres geworden, welches in den Zeiten der Noth unerschütterlich dagestanden und Großes geleistet habe. Und dann mit unerwarteter Schlußwendung: „Vereint haben wir damals den großen Freiheitskampf siegreich bestanden. Solange Preußen und Oestreich, solange das ganze übrige Deutschland, so weit die deutsche Zunge reicht, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge. Gott erhalte Eure Majestät!"

Allein nach der Tradition, die, zuerst, soviel wir haben finden können, vom „Elberfelder Kreisblatt" verbreitet, im Publicum umging und sich auch in kurzem bei demselben dermaßen festsetzte, daß keine Kritik etwas dagegen vermochte, hatte dieser Schlußsatz noch weit entschiedener und nachdrücklicher gelautet. „Kein Preußen, kein Oestreich!" sollte der Erzherzog gerufen haben, „nur ein einziges Deutschland, fest und stark wie seine Berge!"

Vergebens, wie gesagt, bemühte die Kritik späterer Jahre, vergebens auch die Loyalität officieller Berichterstatter sich (doch hatte die „Staats-Zeitung" im ersten Freudenrausch die Version des „Elberfelder Kreisblatt" noch wörtlich aufgenommen), das anstößige: „Kein Oestreich, kein Preußen, nur ein einziges Deutschland" als ein neuestes Product volksthümlicher Mythenbildung nachzuweisen. Freilich war es ein Spruch, der noch wenige Jahre früher, etwa aus dem Munde eines deutschen Studenten, den unbesonnenen Sprecher hätte können jahrelang auf die Festung bringen. Aber selbst jene schwächere Fassung angenommen, war es nicht schon immer etwas Unerhörtes, etwas Märchenhaftes, eine Lobrede der deutschen Einheit, dieser Einheit, die solange das Ziel aller polizeilichen Spürhunde Deutschlands gewesen war, im Munde eines östreichischen Erzherzogs? Und wenn nun einmal dies Unglaubliche feststand, warum sollte man nicht gleich noch einen Schritt weitergehen und dem an sich so Wunderbaren und Unerhörten auch den wunderbarsten, aber auch kräftigsten und verständlichsten Ausdruck geben? Der Erzherzog Johann mit seinem Trinkspruch: „Kein Oestreich, kein Preußen!"

wurde von da an einer der populärsten Männer Deutschlands; wahr oder nicht, Geschichte oder Mythus, genug, es spann sich von jenem Mittagsmahl in Brühl an ein Faden, der sich im Lauf der Jahre zu einem der merkwürdigsten und gefährlichsten Gewebe ausdehnte, in welchem noch jemals die Hoffnungen der deutschen Patrioten erstickt worden sind; man kann noch heutigentags streiten, wie der Trinkspruch des Erzherzogs eigentlich gelautet — aber soviel ist gewiß: ohne diesen Trinkspruch im brühler Schloß vom 12. September 1842 kein 29. Juni 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main und kein deutscher Reichsverweser Johann Erzherzog von Oestreich!...

Nachdem der König sodann noch am Abend desselben Tages dem „kölner Bürgerfest" beigewohnt hatte, begab er sich nach Godesberg bei Bonn, wohin die rheinische Ritterschaft ihn zu einem großartigen Feste eingeladen hatte. Dieses godesberger Adelsfest bildet einen so eigenthümlichen Abschnitt in der Geschichte dieser rheinischen Festtage, daß wir seiner auch hier nothwendig gedenken müssen. Das Fest war von den Unternehmern gewiß sehr wohl gemeint und auch an Pracht und Fülle der Zurüstungen war nichts versäumt worden. Dennoch war der Eindruck im Publicum ein höchst ungünstiger. Dem durchweg bürgerlichen, an bürgerliche Freimüthigkeit und Selbständigkeit gewöhnten Sinne der rheinischen Bevölkerung wollte es nicht einleuchten, wie und aus welchen Gründen diese handvoll Ritter und Standesherren, die alle zusammen dem Staat noch nicht ein Zehntel soviel Steuern, den ärmern Classen noch nicht ein Hundertstel soviel Arbeit gaben wie ein einziges großes kölner Handlungshaus — es wollte ihnen, sage ich, nicht einleuchten, wie diese handvoll Ritter dazu kam, dem König und seinen erlauchten Gästen ein eigenes Fest, ein Fest zu geben, wo nur reines „Vollblut" erscheinen durfte. Ob der Adel denn wirklich ein Recht habe, sich solchergestalt als eine eigene Kaste im Staat und in der Gesellschaft zu geriren? Ob der König ein Anderer sei für die Bürger und ein Anderer für die Adeligen? Und wenn der König selbst es nicht unter seiner Würde gehalten, in Köln, in der Mitte seiner Bürger, den festlichen Pokal zu leeren, warum denn die Adeligen sich zu gut dünkten, sich unter die übrigen Stände des Volks zu mischen und an ihrer Freude theilzunehmen? Längst verschollene böse Geschichten von der weiland rheinischen „Adelskette" wurden wieder aufgefrischt. Man fragte spottend, was denn aus den verfallenen Raubnestern, aus denen diese Ritter einst herniedergestiegen, Hab und Gut des friedlichen Bürgers zu plündern, geworden sei; man fragte, ob das alte Köln mit seinem Dom und seinem flutenden Rhein kein hinlänglich würdiger Schauplatz gewesen und ob wirklich erst eine verfallene Burgruine dazu gehöre, die Pracht und die Reichthümer der rheinischen Ritterschaft zu entfalten? — und das klägliche

Nachspiel, welches das godesberger Ritterfest erhielt und von dem wir sogleich noch berichten werden, war nur allzu geeignet, diese und ähnliche Aeußerungen zu rechtfertigen.

Unmittelbar nach dem Festmahl zu Brühl und der godesberger Festlichkeit löste der glänzende Kreis fürstlicher Gäste, der den König bisher umgeben hatte, sich auf. Der König von Würtemberg war bereits am 13. September nach Stuttgart zurückgekehrt. Das Verhältniß der beiden Monarchen war sehr herzlich gewesen und namentlich hatte Friedrich Wilhelm sich dem ältern Freunde mit einer Herzlichkeit angeschlossen, die nichts von jener Spannung ahnen ließ, welche späterhin, zur Zeit des projectirten Dreikönigsbündnisses, zwischen den beiden Monarchen eintreten und sogar zu einer zeitweiligen Unterbrechung der diplomatischen Verbindungen zwischen Berlin und Stuttgart führen sollte.

Tags darauf brach der König mit seiner Gemahlin nach Schloß Stolzenfels bei Koblenz auf, wo einige einsame Tage der Erholung von dem angreifenden Treiben der letzten Wochen gewidmet wurden. Doch hielt dies den König nicht ab, verschiedene Deputationen der koblenzer Bürgerschaft zu empfangen und auch die Stadt selbst wurde zu verschiedenen malen mit dem königlichen Besuch beehrt, wobei es denn wieder an Reden und Trinksprüchen nicht fehlte. Auch der Sänger des Domliedes, Freiligrath, wurde bei dieser Gelegenheit dem König und der Königin sowie dem Erzherzog Johann und andern fürstlichen Herrschaften vorgestellt.

Am 19. September wurde die Reise nach Trier angetreten. Auch hier sowie späterhin in Saarbrücken war die Aufnahme ebenso glänzend wie herzlich. In letzterm Orte machte namentlich ein nächtlicher Aufzug von 1200 Bergleuten, in alterthümlicher Bergmannstracht, mit Grubenlichtern und Fackeln, eine eigenthümliche Wirkung. Auch hielt der König hier wiederum bei dem Festmahl, welches die Stadt Saarbrücken ihm brachte und bei dem, wie die „Staats-Zeitung" meldete, „eine Stimmung herrschte ohne Gleichen" eine höchst ansprechende und beziehungsreiche Rede. Einer der städtischen Beigeordneten hatte die Gesundheit des Königs ausgebracht; der König erwiderte. „Ich kann", sagte er, „im eigentlichen Sinne des Worts sagen, daß Sie mir zuvorgekommen sind; in meinem Glase perlt deutscher Wein und in diesem deutschen Wein wollte ich einen Toast ausbringen. Es sind heute gerade zwei Monate und zwei Tage, als ich in Memel ans Land trat und dort mit einer Liebe, Herzlichkeit und Zuvorkommenheit empfangen wurde, ganz wie ich sie in den Städten Saarbrücken und St.-Johann wiedergefunden habe, in Städten, welche erst seit 25 Jahren mit unserer Krone vereinigt sind, während Memel seit mehr als 300 Jahren dem Hause Hohenzollern eine treue Stadt war. Keine Brust fühlt es tiefer als

die meinige und ich kann sagen, Memel wollte mir nicht aus dem Sinn kommen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der unter andern Umständen auffallend scheinen könnte: lassen Sie uns auf das Wohl beider Städte trinken: die beiden Städte Saarbrücken und Memel, Memel und Saarbrücken leben hoch!"

Und dann noch einmal, nachdem die Gesellschaft das Wohl der Königin getrunken hatte, gleichsam zum Abschied vom Rheinlande:

„Ich habe die schönsten Tage meines Lebens jetzt in diesen Rheinlanden und bei den Rheinländern erlebt und da ich diese schönen Länder morgen auf einige Zeit verlasse, so ist es mir ein wahres Bedürfniß, dieses noch vorher und vor Rheinländern auszusprechen. Es mögen die Rheinländer und die Rheinlande hoch leben! Gott segne sie! Sie leben hoch!"

Dieselbe erfreute und dankbare Gesinnung sprach sich auch in dem officiellen Erlasse aus, mit welchem der König sich von den westlichen Provinzen verabschiedete. In dem Augenblick, schrieb er gleichlautend den Oberpräsidenten von Westfalen und der Rheinprovinz, in welchem er seine Reise durch die westlichen Provinzen vollende, fühle er das Bedürfniß, seine Dankbarkeit für die liebevolle Aufnahme auszusprechen, welche die Königin und er an allen Orten derselben, von den größten Städten bis zu dem kleinsten Dorfe hinab, gefunden habe und die ihm eine erneuerte Bürgschaft sei von der Anhänglichkeit und Treue, mit welcher die Rheinländer und Westfalen ihm und seinem Hause zugethan. Auch die befriedigende Ordnung und Pünktlichkeit, welche der König in allen Theilen der Verwaltung gefunden habe, wurde belobt und sowol den Behörden wie den sämmtlichen Bewohnern der beiden Provinzen der Allerhöchste Dank dafür ausgesprochen.

Am 21. September verließ das königliche Paar Saarbrücken und reiste mit großer Schnelligkeit über Rastadt und Freiburg — dieselbe Gegend also, die wenige Jahre später von allen Schrecken des Bürgerkriegs triefen und wo namentlich die preußischen Truppen sich schmerzliche Lorbern aus dem Blute ihrer deutschen Brüder holen sollten — und Basel nach Neuenburg, wo sie am 24. September eintrafen. Auch hier war der Empfang höchst glänzend; Kanonensalven, Glockengeläute, Ehrenbogen, Kränze, Anreden — nichts fehlte, um den Beweis zu liefern, daß die guten Bewohner von Neuenburg, trotz ihres republikanischen Ursprungs und trotz des schlechtverdeckten Hohns, mit dem die übrige Schweiz auf diesen Besuch eines Königs und Landesherrn blickte, sich auf das Decorum so gut verstanden wie nur irgend die getreuesten Unterthanen. Vielleicht war es mit Beziehung hierauf, daß der König in dem Trinkspruch, den er am folgenden Tage bei dem Festmahl im Schloß von Neuenburg ausbrachte, die „goldenen Herzen" der Neuen-

burger leben ließ. Doch wurde auch ihrer „alten Institutionen und Freiheiten" rühmend gedacht. Auch damals, da der König, den erhobenen Pokal in der Hand, den freudigen Blick über die schönen Ufer des Sees von Neuenburg gleiten ließ, ahnte gewiß Niemand, daß nur wenige Jahre vergehen sollten und die Bürger von Neuenburg mit den „goldenen Herzen" und den „alten guten Institutionen und Freiheiten" zerschlugen die preußischen Adler und rissen die schwarzweißen Grenzpfähle aus der Erde, um jede Erinnerung an diese preußische Herrschaft zu vernichten, unter deren Schutz sie sich einst so freudig flüchteten und deren sie nun so gründlich überdrüssig geworden waren!

Die Rückreise wurde gleichfalls sehr beschleunigt; sie ging über Freiburg, Karlsruhe, Frankfurt und Halle. Am 3. October waren die hohen Reisenden bereits wieder in Berlin, wo nun zwei Tage darauf die Vermählung der Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Wilhelm, Oheims des Königs, mit dem Kronprinzen von Baiern stattfand. Die Vermählung wurde mit der Pracht gefeiert, welche der König den festlichen Ereignissen seines Hauses aufzudrücken liebte. Dennoch vermochte dieselbe die Aufmerksamkeit des Publicums nur im geringen Grade zu erregen; vielmehr beschäftigte dieselbe sich theils vorauseilend mit dem nahebevorstehenden Zusammentritt der vereinigten ständischen Ausschüsse, theils wandte sie sich rückwärts an den Rhein und ließ die dortigen Festtage noch einmal an sich vorüberziehen.

Denn wie es das Loos fast aller menschlichen Freuden und Genüsse ist, folgte jetzt auch auf diese Lust und Herrlichkeit der bittere Nachgeschmack; auch dieser Wein der Freude, der in den Festtagen am Rhein so hoch, so überströmend geschäumt hatte, war nicht ohne bittere Hefe geblieben und wie die Stimmen der officiellen Berichterstatter und Bewunderer verstummten, meldeten sich nun andere, welche neben so vielem Glanz und Schimmer auch die Schattenseiten dieser Festlichkeiten hervorhoben. Vielleicht wären dieselben minder laut und ganz gewiß minder herb gewesen, wären nicht erst während dieser letztvergangenen, so geräuschvollen Wochen die königlichen Erlasse in Betreff der vereinigten ständischen Ausschüsse im größern Publicum eigentlich bekannt geworden; die Enttäuschung und Misstimmung, welche sie erregten, war groß und so lag es denn nahe, daß sich dieselbe auch in die Auffassung dieser rheinischen Festtage übertrug.

Am meisten Anstoß erregte der eigentliche Mittelpunkt derselben, das Domfest; alle Bedenken, welche man früher schon gegen die mittelalterliche Domschwärmerei (wie man sie nannte) erhoben, wiederholten sich und zwar mit verschärftem Nachdruck. Es sei freilich ganz gut, Dome auszubauen und die Monumente der Vergangenheit herzustellen und nur ein Barbar könne darin etwas an sich Verkehrtes oder Anstößiges fin-

den. Allein die Gegenwart habe auch ihre Rechte; es sei nicht genug, der Vergangenheit Altäre zu bauen, sondern auch für die Zukunft müsse Sorge getragen werden. Um das Eine zu thun, müsse man darum das Andere unterlassen? Und wenn die Wahl wirklich so stände, ob es da nicht besser sei, der kölner Dom bliebe unvollendet, wenn dafür nur der Dom der Freiheit, der Ausbau unsers politischen Lebens auf feste und dauerhafte Säulen gegründet werde? Jene Thore einer „neuen großen guten Zeit“ für ganz Deutschland, von denen der König in seiner Domrede gesprochen und zu denen die neu zu erbauenden Portale des Doms werden sollten — sie seien ein poetisches, ein erhabenes Bild, ganz gewiß: aber ob wol eine mittelalterliche Kirchenpforte wirklich der richtige Durchgang sei für die neue Zeit, deren Deutschland bedürfe und auf die seine Völker hoffen? Und wenn der König eine Ehre darein setzte, Protector des kölner Dombaus zu heißen, ob es nicht noch ein viel höherer, ein viel edlerer Ehrgeiz sei, Protector des freien Geistes, Bauherr einer Staatsentwickelung zu werden, welche als ihr Fundament die Selbstbestimmung und Theilnahme der Bürger am Staat in sich trage und die eben deshalb auch allen Stürmen der Zeit und allen Gefahren Trotz bieten könne?!

Diese und nahverwandte Anschauungen wurden von demselben Dichter, der bereits zwei Jahre früher dem Becker'schen Rheinlied ein anderes, von einem Theil des Publicums kaum minder enthusiastisch aufgenommenes entgegengesetzt hatte, in einem Gedicht ausgesprochen, das noch während der kölner Festlichkeiten verbreitet und vom Publicum ebenfalls mit lebhafter Theilnahme entgegengenommen ward. Die zu Köln erscheinende „Rheinische Zeitung“, damals das vornehmste Organ der liberalen Richtung, hatte das Gedicht an der Spitze ihrer Festnummer vom 4. September gebracht, doch in einem von der Censur sehr verstümmelten, kaum noch verständlichen Abdruck. Dennoch hatte es auch in dieser verstümmelten Form vielfache Zustimmung gefunden und dieselbe erhöhte sich noch, als im Laufe der nächsten Tage das vollständige Gedicht, als fliegendes Blatt gedruckt, bekannt ward. Der Dichter sprach darin nackt und unverhohlen aus, um was es sich eigentlich handelte und wohin diese ganze preußische Bewegung zielte — Constitution. Der Gebrauch dieses Wortes im Verse war vielleicht sehr prosaisch und machte vielleicht einen sehr unpoetischen Eindruck; doch war er dafür um so verständlicher, die Wirkung um so allgemeiner und praktischer.

Auch waren es keineswegs die Poeten und die jungen Enthusiasten allein, die solche Bilder nährten: auch bejahrte Männer von kaltem und nüchternem Blut, ergraut im Staatsdienst und von unzweifelhaft patriotischer, ja königlicher Gesinnung gab es, die sich von dem einseitig romantischen Anstrich der kölner Festlichkeit unbefriedigt fühlten und es schmerz-

lich bedauerten, daß dabei auf die Bedürfnisse der Wirklichkeit und das Recht der Gegenwart so wenig Rücksicht genommen worden. Ein merkwürdiger Zug dieser Art wurde aus Köln selbst berichtet. Zwar wurde die Nachricht späterhin wieder als ungenau oder übertrieben theilweise in Abrede gestellt; doch blieb die erste Version als die zeitgemäßeste im Gedächtniß des Publicums haften und so mag sie, als ein weiterer Beitrag zur Stimmung jener Tage, auch hier ihre Stelle finden.

Am 7. September, berichteten die Zeitungen, habe eine Anzahl Westfalen, Rheinländer und andere Stammgenossen, der Kern des kölner Dombauvereins mit vielen auswärtigen Freunden vereinigt, eine festliche Fahrt nach dem Drachenfels angetreten, um hier, über den alten Steinbrüchen, aus denen der Dom einst erbaut und aus denen nun auch der Neubau erstehen sollte, eine Nachfeier des Domfestes zu begehen. Sehr bedeutende Namen wurden darunter genannt; so der Stadtrath von Wittgenstein aus Köln, Boisserée aus München, dessen Namen mit dem Dom selbst, ja mit dem ganzen Erwachen der mittelalterlichen Kunst so innig verwachsen war, Präsident Keßler aus Arnsberg, ein Zögling und Genosse der Stein und Vincke, Derselbe, der nach Altenstein's Tode zum Cultusminister in Vorschlag gewesen war, Geheimerath von Olfers aus Berlin, der Vorstand der königlichen Museen, der berühmte Geolog Professor Nöggerath aus Bonn, Oberbürgermeister Steinberg aus Köln, Appellationsgerichtsrath von Ammon ebendaher, Graf Fürstenberg-Stammheim, einer der reichsten Edelleute der Provinz und außerdem der gebildetste und freisinnigste derselben und viele Andere noch; auch die berühmten belgischen Maler de Kayser und Gallait sowie der Dombaumeister Zwirner wohnten dem Feste bei. Den Mittelpunkt bildete auch hier eine Reihe begeisterter und schwungvoller Reden. Dieselben drehten sich, wenigstens den Zeitungsberichten zufolge, hauptsächlich um politische Fragen; auch die Erinnerung an die kaum beendeten kölner Wirren wurde nicht umgangen und dabei besonders dem Erzbischof Clemens August und seiner Standhaftigkeit die dankbarste Anerkennung gezollt. Auch von der Zukunft Preußens und Deutschlands war die Rede; Deutschland müsse fortschreiten auf der Bahn der Freiheit und der Macht und zwar sei es der preußische Adler, der ihm dabei voranfliegen müsse. Wie gesagt, der Bericht wurde nachträglich theils widerrufen, theils modificirt. Allein vergeblich; das Publicum, wie es in diesen Dingen pflegt, behielt diejenige Lesart bei, die ihm am besten gefiel, und so behielt auch dies Fest auf dem Drachenfels, wenigstens in der Meinung des Publicums, einen politischen, einen oppositionellen Charakter, der noch erhöht ward durch die gewichtigen Namen, welche dabei genannt worden waren.

Ja so gereizt war die öffentliche Stimmung bereits in Bezug auf das Domfest, daß sie selbst vor Ausstellungen und Bedenken der klein-

lichsten Art nicht zurückscheuchte. Man fand es schlecht passend zu dem nationalen Charakter, der dem Fest doch übrigens hatte aufgeprägt werden sollen, daß die Hauptinschrift der in den Grundstein niedergelegten Gedenktafel in lateinischer Sprache abgefaßt war. Auch war dem Concipienten der Inschrift dabei ein Versehen passirt, das, an sich höchstens lächerlich, doch bei einer so wichtigen Gelegenheit und bei einem Zeugniß, das noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden gelten sollte, allerdings etwas Aergerliches hatte. Nämlich das Datum der Grundsteinlegung war ebenfalls lateinisch, nach dem römischen Kalender, angegeben und da hatte der gute Mann sich nun um ein paar Tage verrechnet und hatte statt des 4. September „tertio idus Septembris" gesetzt, was aber der 10. September sein würde. Ferner hatten, wie oben erzählt worden, weder der König von Würtemberg noch der König von Hannover dem feierlichen Acte beigewohnt; dennoch, da man auf diesen Fall nicht vorbereitet gewesen und die Erztafel natürlich geraume Zeit zuvor hatte gefertigt werden müssen, waren Beider Namen derselben eingeprägt und die Krittler und Tadler des Domfestes hoben nun triumphirend hervor, was wol von einem solchen Grundstein zu halten sei, auf dem nicht einmal Tag noch Namen richtig angegeben. Auch daß der Name des Fürsten Metternich, dieses Mannes, der über Deutschland soviel Unheil gebracht, mit in dasselbe Erz gegraben war, das noch den fernsten Geschlechtern den Anfang einer „neuen großen und guten" Zeit verkünden sollte, wurde mit Misfallen bemerkt; ebenso, daß unter den Zeugen, welche das Protokoll über den feierlichen Hergang unterzeichnet und deren Unterschrift gleichfalls mit in den Grundstein gelegt worden war, sich auch ein russischer General befand. Das Alles waren Kleinigkeiten ohne Zweifel: aber die Kleinigkeiten waren charakteristisch und deuteten auf die tiefe Verstimmung, welche sich des Publicums mehr und mehr bemächtigte.

Den meisten Stoff zum Misvergnügen aber gab doch das schon besprochene godesberger Ritterfest. Dasselbe war, wie wenigstens die entfernten Zuschauer aus dem Bürgerstande behaupteten, nicht ganz so glänzend ausgefallen, wie man nach den großen Vorbereitungen und dem „triefherzigen Maulpatriotismus" der Unternehmer erwartet hatte. Insbesondere sollte die Illumination, trotz der 8000 Thlr., welche die Ritterschaft dazu ausgesetzt, im Ganzen nur unerheblich ausgefallen sein und keinen Vergleich mit der Beleuchtung der Stadt Köln und ihrer Umgebung am Abend des 4. September ausgehalten haben. Auch aus dem Innern des ritterschaftlichen Zeltes in Godesberg wollte man allerhand seltsame Neuigkeiten erfahren haben; man sprach von wüstem Gedränge, heftigem Wortwechsel und andern anstößigen Auftritten, die daselbst unter den Veranstaltern des Festes sollten stattgefun-

den haben und die dann wiederum gegen die schöne friedliche Ordnung des kölner Bürgerfestes nicht eben vortheilhaft abstachen. Eine peinliche Bestätigung erhielten diese und ähnliche Gerüchte durch eine Annonce, welche die „Kölnische Zeitung“ vom 17. September, also vier Tage nach dem ritterschaftlichen Feste, brachte.

Danach sollten „zu Godesberg, in dem dortigen Redoutensaale, Montag den 19. dieses Monats, Vormittags zehn Uhr, durch den unterzeichneten Notar öffentlich meistbietend versteigert werden: 24 Stück kleine, mittlere und große Kronleuchter, reichverziert mit gestampften vergoldeten Metallornamenten, acht Divans à sieben Fuß Länge, mit rothem Wolldamast überzogen, acht Tabourets ebenso, 12 Lehnsessel mit demselben Stoff überzogen, zwei Prachtsessel, weiß mit Gold und mit echtem rothen Sammt überzogen“ — und noch verschiedene Items, Alles mit dem Zusatz „nur einen Tag gebraucht“.

Hätte ein Spaßvogel die Absicht gehabt, das godesberger Fest und seine Veranstalter vollständig unter dem Fluch der Lächerlichkeit zu begraben, er hätte nichts Treffenderes aussinnen können als diese Annonce, die aber leider nur allzu authentisch war. Mit Recht empörte sich der Stolz des Bürgers gegen eine Huldigung, die zuerst so anmaßend, so ausschließlich aufgetreten war und die dann hinterdrein nichts Eiligeres zu thun hatte als ihre eigenen Trophäen unter den Hammer zu bringen; mit Recht spottete man einer Vornehmheit, die Anfangs so verschwenderisch gethan und die dann kaum die Zeit abwarten konnte, die Reste ihrer eigenen Herrlichkeit als alten Trödel loszuschlagen. Hätte man sich wenigstens geduldet, bis der König die Rheinprovinz verlassen, hätte man das unsaubere Geschäft wenigstens in der Stille abgemacht und nicht Notar und Zeugen und den ganzen Apparat einer öffentlichen Versteigerung dazu entboten! Aber nein, noch war der König sozusagen im Gesichtskreis von Godesberg, und schon wurden sogar die Sessel ausgeboten, auf denen er und seine Gemahlin gesessen — freilich, wie die Annonce vorsichtig bemerkte, nur einen Tag. Es wurden allerhand spaßhafte Vorschläge gemacht, wenigstens diese beiden Sessel auf gemeinsame Kosten der rheinischen Bürgerschaft zu erwerben und sie als Denkmal der godesberger Festgeber, ihrer ritterlichen Gesinnung, ihrer Freigebigkeit und ihres Anstandsgefühls an irgendeinen sichern Ort zu stiften, zum Zeugniß für kommende Jahrhunderte. Es waren spaßhafte Vorschläge, allerdings: aber wenn ein Berichterstatter jener Zeit aus dem Vorfall den Schluß zog, daß, wenn auch die Ritter selbst noch nicht zu Ende, doch die Ritterlichkeit es ganz gewiß sei — welcher Mann von unbefangenem Urtheil hätte den Muth gehabt, ihm in Ernst zu widersprechen?!

Theodor von Schön.

Soeben bringen die Zeitungen die Nachricht von dem am 23. Juli auf seinem Gute Arnau bei Königsberg in Preußen erfolgten Tode des preußischen Staatsministers a. D., Ritter des Schwarzen Adlerordens und Burggrafen von Marienburg Heinrich Theodor von Schön. Für die meisten der heutigen Leser, fürchten wir, wird diese Nachricht eben nur eine Zeitungsnachricht sein. Die großen und unvergänglichen Verdienste, welche der Verstorbene sich um Preußen und damit um ganz Deutschland erworben, wurzeln in einer Epoche, die längst entschwunden, ja deren letzte entstellte Reste man eben jetzt eifrigst bemüht ist, völlig zu beseitigen; es sind mehr als 14 Jahre, seit er freiwillig und doch nicht ohne äußere Nöthigung aus der Oeffentlichkeit geschieden; eine Flut von Ereignissen hat sich seitdem über uns ergossen, neue Interessen, neue Namen sind aufgetaucht und so, wie gesagt, fürchten wir, wird das große Publicum in diesem Augenblick nur noch eine sehr allgemeine, sehr unbestimmte Erinnerung von Dem haben, was dieser Mann einst geleistet und dem noch Größern, das er erstrebte.

Und doch gehört er in beiden Rücksichten, nach dem Geleisteten wie nach dem Erstrebten, zu den bedeutendsten und verdientesten Staatsmännern, welche Preußen und Deutschland jemals besessen; seit Wilhelm von Humboldt und Gneisenau, seit Keßler und Vincke geschieden, war er der letzte und einzige Ueberrest jener glorreichen Epoche, die sich an Stein's Namen knüpft und mit deren Erbschaft ein nachgeborenes Geschlecht so unverantwortlich umgeht. Heinrich Theodor von Schön wurde 1770 in Ostpreußen geboren; bereits mit 22 Jahren trat er in den preußischen Staatsdienst und schon 1806, unter dem Zusammensturz der preußischen Monarchie, wurde er zum Geheimen Finanzrath für das ost- und westpreußische Departement ernannt. Als solcher war er der eigentliche Vertraute, der eigentliche Mitarbeiter Stein's bei jenen wichtigen Organisationen, denen Preußen damals seine Wiederherstellung verdankte und die so fest in dem Bedürfniß der Nation und der geschichtlichen Stellung des Staats begründet sind, daß selbst die rettenden Staatsmänner von heute eine gewisse Scheu empfinden, sie ganz und gar über den Haufen zu werfen. Niemand stand Stein in dieser Zeit näher, Niemand war tiefer in seine Pläne und Entwürfe eingeweiht, Niemandem gestattete der sonst so herbe und eigensinnige Mann einen größern Einfluß auf sich als Schön; erst kürzlich haben wir in diesen Blättern, aus einer Quelle, die dem Verewigten selbst nicht ferne stand, gelesen, welchen Antheil er an dem sogenannten Stein'schen Testament hatte und auch übrigens ist es genügend festgestellt, daß Schön

der eigentliche Urheber und Schöpfer der preußischen Städteordnung von 1808 sowie jener wichtigen, leider noch immer nicht ganz durchgeführten Gesetze wegen Befreiung und Gleichstellung des Grundbesitzes in Preußen.

Nach Stein's erzwungenem Rücktritt im November 1808 wurde auch Schön aus der unmittelbaren Nähe des Königs entfernt; er wurde 1809 zum Staatsrath und Regierungspräsidenten in Gumbinnen, wie man das so *nennt*, befördert. Doch blieb er auch von dieser Stellung aus die eigentliche Seele der ostpreußischen Bewegungspartei und auch an dem Aufschwung des Jahres **1813** nahm er den wichtigsten und folgereichsten Antheil. Wie es erst neuerlich durch die Biographien von Stein, York &c. festgestellt worden, war es hauptsächlich Schön's Energie und sein unerschütterlicher deutscher Sinn, durch den die Gelüste, welche die Russen bei ihrem ersten Einmarsch auf Ostpreußen hatten, gleich im Entstehen erstickt wurden. 1824 wurde Schön zum Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen ernannt. Die Kälte, mit welcher diese Provinzen von entscheidender Stelle her behandelt und die fast geflissentliche Vernachlässigung, in der sie erhalten wurden, hatten für Schön den Vortheil, daß er sich auf seinem hohen Posten ziemlich selbständig und ungehindert bewegen konnte. Und er benutzte diese Freiheit im vollsten Maße; was der Wohlstand der Provinz Preußen ihm verdankt, was sie an Hebung des Volksunterrichts, an Verbesserung des Landbaus und der Industrie, an Herstellung neuerer besserer Verbindungswege &c. durch ihn und seine Vermittelung gewonnen hat, läßt sich nicht auf Einem Blatte herzählen. Schön theilte damals gewissermaßen die Lage, in der die von ihm verwaltete Provinz sich befand; wie ganz Ostpreußen, das Vaterland Kant's, misliebig war in den Augen jener Dunkelmänner und Freiheitsfeinde, die sich seit Anfang der zwanziger Jahre der Zügel bemächtigt hatten und den natürlich klaren wohlwollenden Sinn Friedrich Wilhelm's III. mit immer dichtern Netzen umspannen, so war auch Schön selbst, mit seiner entschieden ausgesprochenen liberalen Gesinnung, seiner Vorliebe für constitutionelle Einrichtungen und seiner ganzen wahrhaft humanen, wahrhaft gebildeten Persönlichkeit diesen Leuten ein Dorn im Auge und nur seinem erprobten staatsmännischen Ansehen sowie den großen Erinnerungen, die sich an seinen Namen knüpften, verdankte er es, daß er nicht schon damals zur Ruhe gesetzt ward.

Eine Epoche neuer ruhmreicher Thätigkeit schien sich für Schön eröffnen zu wollen, als der Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. den Thron bestieg. Aus den trüben und doch so bedeutungsvollen Jugendjahren, die er *einst* in Königsberg verlebt, vielleicht auch — wenn auch unbewußterweise — jenem Gesetz des Gegensatzes folgend, das so häufig

zwischen Vorgänger und Nachfolger herrscht, hatte derselbe eine lebhafte Vorliebe für gewisse Königsberger sowie überhaupt für gewisse ostpreußische Persönlichkeiten bewahrt; wie die Auerswald einst seine Spielkameraden gewesen waren, so hegte er auch für Hrn. von Schön eine aufrichtige und herzliche Freundschaft.

Diese Freundschaft versprach entscheidend zu werden für ganz Preußen. Noch ruht auf Dem, was in den ersten Tagen des September 1840 im königsberger Schlosse sich zugetragen, ein Schleier, den die Geschichte noch nicht gelüftet hat; allein soviel weiß man doch auch schon jetzt, daß es nach einem einsamen Gespräch mit Hrn. von Schön war, als Friedrich Wilhelm IV. am Morgen des 10. September auf den Balkon am königsberger Schloßplatz hinaustrat und jene so verhängnißvoll gewordene Rede hielt, die damals wie auf Adlerflügeln ganz Europa durcheilte und überall die ungemessensten Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen erregte.

Allein man weiß auch, welch ein 4. October diesem 10. September unmittelbar folgte und wie eifrig der damalige Minister des Innern Hr. von Rochow es sich angelegen sein ließ, die Spuren des Schön'schen Einflusses zu verwischen. Ganz leicht wurde es ihm freilich nicht; es dauerte über anderthalb Jahre und Hr. von Schön, der bei Gelegenheit der königsberger Huldigung neben seinem Amt als Oberpräsident der Provinz auch zum preußischen Staatsminister ernannt worden war, hatte manche Reise zwischen Königsberg und Berlin zu machen und manche wichtige Berathung abzuhalten, bis man endlich zu dem Entschluß kam, den Warnungen und Rathschlägen, die Hr. von Schön sowol in seiner amtlichen Stellung als auch öffentlich in seiner so berühmtgewordenen Flugschrift: „Woher und Wohin?" ertheilt hatte, nicht zu folgen. Am 11. Juni 1842 brachte die preußische „Staats-Zeitung" die officielle Anzeige, daß Hr. von Schön auf sein Ansuchen seines Amtes entlassen; einige Tage darauf folgte ihm sein Gegner Hr. von Rochow und es begann nun mit dem Eintritt des Grafen Arnim als Minister des Innern (16. Juni 1842) jenes unselige Zwittersystem, das über die Vereinigten Ausschüsse (October 1842) und den Vereinigten Landtag (April 1847) zum 18. März 1848 führte.

Seitdem war Hr. von Schön für das öffentliche Leben so gut wie verloren; die ausdrücklich für ihn geschaffene Würde eines Burggrafen von Marienburg gab zwar seinen ästhetischen und patriotischen Neigungen eine angenehme Beschäftigung, aber eine würdige Ausfüllung für den Lebensabend eines solchen Mannes, der dem Vaterlande unter günstigern Umständen soviel Größeres hätte leisten können, war es doch nicht. Nur einmal noch tauchte er öffentlich auf im Mai 1848 in der preußischen Nationalversammlung, in die er von einer Versammlung

ostpreußischer Wähler entsendet war. Er war der erste Präsident der Nationalversammlung. Allein schon war auch Schön's Zeit vorüber — das war nicht seine Schuld, es war die Schuld Derer, die es verschmäht hatten, ihn damals auf den richtigen Fleck zu stellen, da er eben der richtige Mann der Zeit war; sein humaner, von ethischen Ideen getragener Liberalismus konnte sich mit der wüsten Gährung, die sich damals der Köpfe bemächtigt hatte, nicht befreunden, auch reichte seine körperliche Kraft nicht aus und so schied er bereits nach wenigen Wochen aus der Versammlung.

Seitdem lebte er ohne Unterbrechung theils in Marienburg, theils auf seinem dicht bei Königsberg gelegenen Gute Arnau, dessen schuldenfreien Besitz er der Verehrung und Liebe seiner ostpreußischen Mitbürger verdankte. Ebendieselben hatten ihm auch 1844 ein Denkmal auf einem öffentlichen Platze in Königsberg gegründet; ein noch festeres lebt ihm in den Herzen aller preußischen Patrioten. Trotz seines hohen Alters blieb er bis wenige Wochen vor seinem Tode im vollen Besitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte, an Allem theilnehmend, was ihm in Politik, Literatur und Kunst der Theilnahme werth schien; auch das „Deutsche Museum" hat sich seines ermunternden Beifalls verschiedentlich zu erfreuen gehabt. Die besten und frischesten Stunden seiner letzten Jahre aber verwandte er auf die Abfassung seiner Denkwürdigkeiten. Hoffentlich werden dieselben recht bald erscheinen, sie werden einen wichtigen, ja unschätzbaren Beitrag zur Geschichte der letzten 50 Jahre bilden und auch Das wird man daraus erkennen, was das Vaterland an ihm besessen und was es an ihm verloren hat, lange bevor der Tod ihn uns entrückte.

Literatur und Kunst.

Oestreichische Belletristik.

Unter dem Titel „Aurora-Album" ist bei Tendler und Comp. in Wien ein Werk erschienen, das sich schon durch seine geschmackvolle, ja prächtige Ausstattung der Aufmerksamkeit des Lesers empfiehlt. Aber auch der Inhalt ist gewählter und werthvoller, als wir es sonst von Seiten der östreichischen Belletristik und namentlich von den Sammelwerken, welche sie zu veranstalten pflegt, gewohnt sind. Unter dem Namen „Aurora" hat sich in Wien im Lauf des vorigen Winters eine Gesellschaft von Dichtern und Künstlern gebildet, die zwar zunächst nur den Zweck geselliger Vereinigung und Unterhaltung hat, diese Unterhaltung jedoch sowie überhaupt den Schmuck ihrer Geselligkeit wesentlich bei der Kunst sucht. Es werden poetisch-phantastische Aufzüge veranstaltet, Gedichte vorgelesen, Compositionen vorgetragen, Bilder und Zeichnungen ausgestellt rc. Die Elite der wiener Künstlerwelt, namentlich die jüngere, nimmt an der „Aurora" theil und auch was von künstlerischen Notabilitäten des übrigen Deutschland nach Wien kommt, versäumt es nicht leicht, sich in diesen liebenswürdigen und geistvollen Kreis einführen zu lassen. Freilich ist es keine „Ludlam" und soll es auch nicht sein: der tolle Humor, der einst in jener berühmten Vereinigung herrschte und dem trotz seines lachenden Gesichts mehr Ernst, ja Bitterkeit zugrunde lag, als man auswärts glaubte und ein Theil der Mitglieder selbst ahnte, würde für die heutige Zeit kaum mehr verständlich und jedenfalls wenig passend sein, während die edeln Ziele der Kunst und der Schönheit, denen die „Aurora" nachstrebt, für jede Zeit und unter allen Umständen ihr Recht behalten. Auch in dem vorliegenden Album, das gleichsam ein Auszug aus den Gesellschaftsacten der „Aurora" ist, finden wir die drei schwesterlichen Künste, deren Pflege sie hauptsächlich gewidmet ist, Poesie, Musik und Malerei, gleichmäßig vertreten. Die Grundlage bildet, wie billig, die Poesie, während Malerei und Musik nur als begleitende und schmückende Künste erscheinen. Das „Aurora-Album" bringt zunächst eine Reihe von Gedichten, unter denen sich die ersten und beliebtesten Namen der wiener Literatur, vermischt mit einigen fremden, finden. Eröffnet wird der Reigen durch einen „Festgruß" von C. A. Kaltenbrunner; doch sind darin die Schwierigkeiten des Gelegenheitsgedichts nicht ganz überwunden und geben wir den kleinern lyrischen Gaben, darunter namentlich den beiden Gedichten im Volksdialekt, welche das „Album" von demselben Verfasser bringt, bei weitem den Vorzug. Auch der alte Castelli hat ein Lied im Volkston „'s Grüabl in'n Koi" beigesteuert, in dem die ganze harmlose Gemüthlichkeit des greisen Dichters zutage kommt. Auf das Einleitungsgedicht folgt zunächst ein mythologisch-allegorisches Gedicht von Bodenstedt in München: „Hugin und Munir" Erinnerung und Gedanke, das Rabenpaar, das Gott Odin zur Seite saß und das hier in sehr sinniger Weise ausgedeutet wird. Auch ein zweiter Beitrag desselben Verfassers: „Die ersten Waräger in Rußland" (S. 29) gehört zu dem Besten des Buchs. Dagegen scheint uns die Ballade „Leogair" von Friedrich Halm etwas zu breit gerathen und auch von Friedrich Hebbel hätten wir gern etwas Bedeutenderes gelesen als die drei kleinen epigramma-

tischen Lückenbüßer, die S. 4 abgedruckt stehen. Recht niedlich ist „Der Mensch und der Wein. Scene aus dem Leben" von C. Paul (Dr. Faust Pachler); doch würde auch hier eine etwas kürzere Fassung die Wirkung vielleicht noch etwas verstärkt haben. Von Betty Paoli bringt das „Album" zwei Gedichte: „Kleopatra" (S. 10) und „Morituri te salutant" (S. 39), beide in dem eigenthümlich schwungvollen, leidenschaftlichen Stile, der für diese Dichterin charakteristisch ist. Doch können wir nur mit dem zweiten vollkommen einverstanden sein; das erste, das uns die berühmte Königin Aegyptens schildert, wie sie ihre Liebhaber unmittelbar nach durchschwelgter Nacht hinrichten läßt, scheint uns trotz der prachtvoll farbenreichen Darstellung doch kein geeigneter Gegenstand für die Poesie und am wenigsten (so altväterisch sind wir noch) mögen wir ihn von Frauenhand ausgeführt lesen. J. G. Seidl in „Ein belauschtes Paar" feiert Mutter und Kind in seiner bekannten liebenswürdig gemüthvollen Weise. Schade, daß die Form nicht etwas sorgfältiger durchgearbeitet ist; das „Laub, entzwei!" in der vorletzten Strophe nimmt sich sehr unglücklich aus. Ein allerliebster Scherz ist das „Consilium medicum" von Grillparzer; bei der tiefen Schweigsamkeit, welche der verehrte Dichter seit Jahren beobachtet, ist jedes auch noch so kleine Lebenszeichen von ihm erfreulich und angenehm. Als die Perle des Buchs aber betrachten wir Anastasius Grün's Beitrag „Mumie"; hier ist die ganze erhabene Feierlichkeit, der ganze sittliche Ernst und die poetische Tiefe, durch die uns dieser Dichter von jeher entzückte, ohne eine jener kleinen stilistischen Uebertreibungen oder Unklarheiten, denen wir früher zuweilen bei ihm begegneten. Unter den übrigen Beiträgen finden wir die Namen Mosenthal, Otto Prechtler rc.; doch ist nichts besonders Hervorragendes darunter. Auch die Illustrationen, die das „Aurora-Album" zu einem wahren Prachtwerk machen, sind in Beziehung auf ihren künstlerischen Werth sehr ungleich. Den Preis möchte wol das Titelblatt von G. Reiffenstein, ferner Ruinen des Theaters von Taormina von J. Selleny, der Wachtposten von C. Pischinger, Goethe im Schusterladen von F. Schams und eine Ansicht aus der Nähe von Wien von C. Schön davontragen, während z. B. die Partie bei Meran von Gottfried Selos uns sehr verunglückt scheint. Ueber die musikalischen Beilagen von J. Herbek, J. Hoven und V. Randhartingen haben wir kein Urtheil. Das Ganze ist eine angenehme und erfreuliche Gabe, der es gewiß auch außerhalb Wiens nicht an Freunden fehlen wird. R. P.

Bankwesen.

Im Verlage von Hermann Aland zu Breslau erschien soeben eine Schrift, welche vielleicht nicht ohne Einfluß auf die Lösung einer unserer „brennendsten Fragen" bleiben dürfte. Ihr Titel ist: „Ueber die neuere Entwickelung des Bankwesens in Deutschland mit Hinweis auf dessen Vorbilder in England, Schottland und Nordamerika und auf die französische Société générale de Crédit mobilier. Von J. L. Tellkampf." Namentlich in Bezug auf England und Nordamerika dürfte wol keiner unserer Nationalökonomen einen so reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt haben wie Tellkampf; es ist daher doppelt interessant zu lesen, mit welcher Schärfe sich der Verfasser über viele dortige Zustände ausspricht. Die Tendenz der

Schrift scheint vorzüglich darauf gerichtet, den Schwindel des Crédit mobilier nach französischem Muster von unserm Vaterlande fernzuhalten und in diesem Sinne hat Tellkampf bekanntlich schon in Berlin als Mitglied des Herrenhauses gewirkt. Der Verfasser ist kein Freund der Banken; da wir aber an allen Grenzen von denselben umgeben sind, so empfiehlt er die Errichtung von Privatbanken nach schottischem Vorbilde, verlangt insbesondere das solidarische Haften aller Mitglieder mit ihrem gesammten Vermögen. Gegen die Freunde des französischen Crédit mobilier werden die §§. 221 und 237 des preußischen Strafgesetzbuchs citirt, welche vom Bankrott, vom wissentlichen Gebrauch unrichtiger, zum Messen oder Wiegen bestimmter Werkzeuge und vom Verkauf geringhaltigen Goldes oder Silbers für vollhaltiges handeln. t.

Volkslieder und Märchen.

Aufmerksamen Lesern des in Berlin erscheinenden „Magazin für die Literatur des Auslandes", bekanntlich einer unserer besten und gediegensten Zeitschriften, die sich seit mehr denn 20 Jahren an innerm Werth und Reichhaltigkeit der Interessen stets gleich geblieben, ist gewiß der Name des Dr. Julius Altmann als eines fleißigen und wohlunterrichteten Mitarbeiters der genannten Zeitschrift in gutem Andenken und werden dieselben daher auch die beiden kleinen selbständigen Schriften, welche der genannte Verfasser soeben veröffentlicht hat, mit dem günstigsten Vorurtheil ergreifen: „Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder. Nach in Rußland befindlichen, zum Theil slawisirten, zum Theil latinisirten Codices zum ersten mal ins Deutsche übertragen von Dr. Julius Altmann, mehrer gelehrten Societäten in Preußen und Rußland wirklichem und correspondirendem Mitgliede" und „Runen finnischer Volkspoesie", gesammelt und übersetzt von Demselben (beide bei Falcke und Rößler in Leipzig). Und dies günstige Vorurtheil wird durch die Lectüre der beiden Schriftchen nicht zuschanden gemacht, im Gegentheil, es wird gerechtfertigt und bekräftigt werden; der Uebersetzer ist ebenso glücklich in der Auswahl gewesen als er selbst von poetischem Geist beseelt und daher auch befähigt ist, den eigenthümlichen Hauch der Volkspoesie unverwischt, in reiner ansprechender Gestalt wiederzugeben. Das Material zu „Die Wüstenharfe", die eine höchst interessante Ergänzung zu Rückert's berühmter Uebersetzung der „Hamâsa" bildet, stammt durchweg aus russischen Quellen; der Uebersetzer hat eine Anzahl sonst wenig oder gar nicht benutzter Klosterbibliotheken bei Moskau, im Waldaisee, bei Twer rc. durchforscht und eine ebenso neue wie reiche Ausbeute mitgebracht, von der er uns hier eine höchst schätzenswerthe Probe liefert. Das Ganze zerfällt, die kurzen sachgemäßen Erklärungen abgerechnet, in zehn Bücher: „Lieder der Liebe"; „Scherze"; „Sprüche der feinen Sitte"; „Gast- und Ehrenlieder"; „Helden- und Schlachtgesänge"; „Todtenklagen"; „Spott-, Schmäh- und Rügelieder"; „Weiberschmähungen"; „Beschreibungen" und „Reise und Rast"; Summa über 400 Lieder und Sprüche. Besonders charakteristisch und ergötzlich sind die „Lieder der Liebe", die „Spott-, Schmäh- und Rügelieder", sowie namentlich die „Weiberschmähungen"; das lebhafte sinnliche Element

der arabischen Poesie tritt in denselben ganz besonders deutlich, zuweilen in den überraschendsten Wendungen hervor.

Eine ganz andere Welt thut sich uns auf in den „Runen finnischer Volkspoesie" und es muß als ein Beweis seltener Begabung anerkannt werden, daß der Uebersetzer im Stande war, zwei so ganz entgegengesetzte Nationalitäten so treu und lebendig wiederzugeben: dort, unter dem brennenden Himmel Arabiens Alles Glut, Begeisterung, sinnliche Fülle, hier eine einfache, ja ärmliche Natur und doch welcher Reichthum poetischer Erfindung, welche Sinnigkeit der Betrachtung, welche Wahrheit und Tiefe der Empfindungen! Es sind kurze spruchartige Gedichte, die sich theils auf Götter- und Heldensagen der Finnen, theils auf Liebe und Ehe, Gesang, Jugend ꝛc. beziehen, theils endlich solche, die in der Volksweisheit wurzeln und meistentheils ganz allgemeine moralische Sinn- und Gedenksprüche enthalten. Vornehmlich in dieser letztern Abtheilung ist ungemein viel Schönes und Bedeutendes, das zur größern Verbreitung und richtigern Würdigung dieser bei uns im Allgemeinen so wenig bekannten Literatur gewiß wesentlich beitragen wird.

Wir schließen hieran die Erwähnung einer Märchensammlung, die zwar ursprünglich deutschen Stammes, aber doch in fremder Umgebung erwachsen und zusammengetragen ist: „Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Gesammelt von Joseph Haltrich, Professor am evangelischen Gymnasium zu Schäßburg" (Berlin, Springer). Angeregt durch die noch immer unübertroffenen und auch in Wahrheit unübertrefflichen „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm, die er vor einer Reihe von Jahren noch als Schüler des schäßburger Gymnasiums in die Hände bekam, sowie durch gleichgesinnte mitstrebende Freunde, hat der Herausgeber sich die Erforschung alles Dessen, was das sächsische Volksleben und Volkswesen in Siebenbürgen betrifft, seit längerm zu einer besondern Lebensaufgabe gemacht. Namentlich aber hat er seine Aufmerksamkeit den Märchen zugewendet, die noch im Munde der siebenbürger Sachsen leben und von denen wir hier, wie der Herausgeber sie aus diesem Volksmunde gesammelt hat, eine reichhaltige und interessante Auswahl erhalten. Es sind im Ganzen 78 Märchen, die Vorläufer einer noch größern Sammlung, die der Herausgeber in einigen Jahren zu liefern gedenkt und die er dann auch mit dem erfoderlichen wissenschaftlichen Apparat begleiten wird. Eigentlich Neues scheint uns unter den für diesmal mitgetheilten Stücken nicht zu sein, vielmehr stellen sie sich sämmtlich als Variationen und Umschmelzungen von Geschichten dar, die wir auch im eigentlichen Deutschland besitzen und auch die localen Zuthaten sind im Ganzen weit sparsamer, als man erwarten sollte. Auffallend dagegen ist es uns gewesen, daß, wir dürfen wol sagen, kein einziges dieser Märchen auf einer einzigen in sich geschlossenen Erzählung beruht, vielmehr sind alle aus verschiedenen oft sehr zahlreichen Märchen und Fragmenten von Märchen zusammengesetzt, wobei es denn natürlich auch nicht an einzelnen selbsterfundenen Zügen und Ausschmückungen fehlt, wiewol dieselben wie gesagt im Ganzen nicht häufig sind. Die Darstellung des Herausgebers ist vortrefflich; er hat den Volkston mit vorzüglicher Treue und Wahrheit getroffen und sehen wir seinen fernern Arbeiten auf diesem Gebiet mit Theilnahme entgegen.

R. P.

Correspondenz.

Aus Stralsund.

Ende Juli 1856.

K. Da Ihr Correspondent aus Pommern, von dem wir in frühern Jahren zuweilen Berichte aus unserer entlegenen Heimat in diesen Blättern lasen, seit langem völlig verstummt zu sein scheint, so erlauben Sie mir wol, durch die nachstehenden Zeilen Ihnen und Ihren Lesern unsere ultima Thule wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Freilich erleben wir hier im Ganzen so wenig, das der Aufmerksamkeit in weitern Kreisen würdig wäre, daß man ebenso selten in Versuchung kommt, die Geduld der Lesewelt für Mittheilungen aus unserer engbegrenzten Sphäre in Anspruch zu nehmen. Denn wen mag es interessiren im Spree- oder Saal- oder Isarathen oder gar an den Ufern der Donau, wenn er einen Correspondenzartikel liest über die projectirte Gaserleuchtung hier in Stralsund oder in Anklam, über die beabsichtigte Anlage einer Dampfmühle und Dampfbäckerei in unserer Schwesterstadt Greifswald oder über die soi-disant Künstlergesellschaften, die jetzt ihre Rundreisen durch die Provinz machen? Und gewöhnlich haben wir nicht viel mehr als dieses oder Aehnliches von uns zu berichten. Etwas Anderes ist es gerade in diesem Augenblick. Gewiß dürfen wir schon einiges Interesse dafür in Anspruch nehmen, daß nunmehr der Bau einer Verbindungsbahn zwischen Greifswald und Passow oder Angermünde in Anschluß an die Berlin-Stettiner Bahn von der Generalversammlung der stettiner Actionäre definitiv beschlossen ist und demnächst in Angriff genommen werden wird; wir kommen dadurch aus dem eben geschilderten Zustande der Vereinzelung allmälig heraus und müssen und werden einen größern Antheil zu nehmen beginnen an der allgemeinen Circulation der Ideen des geistigen wie des materiellen Verkehrs, die die Zeit bewegen, während jetzt Alles nur in matten Wellen spät und verblaßt an uns heranschleicht, gleich dem sanften Gekräusel der äußersten Ausläufer der unendlichen Thalatta an unsern Gestaden. Wie es uns zunächst dabei ergehen wird, ist fraglich; wir hatten gehofft, Greifswald dabei den Rang abzulaufen und einen directen Schienenweg durch Mecklenburg nach Berlin zustande zu bringen und es hatte vor einigen Jahren in Berlin an maßgebender Stelle sich ein lebhaftes Interesse für diese Unternehmung kundgegeben. Das wird nun kaum noch möglich sein und wohl oder übel werden wir uns mit süßsauerm Lächeln an die neue Bahn anbauen müssen, während wir, in altsundisch reichsstädtischen Hochmuth eingewiegt, uns daran gewöhnt hatten, diese Bahnstrecke bis dahin als ein uns zufallendes, von der Gegenseite nothwendig auszuführendes Annexum zu betrachten.

Unser Selbstgefühl ist kürzlich auch von anderer Seite gewaltig auf die Probe gestellt worden. Trotz alles auf unsere alten Rechte und Satzungen gegründeten Protestirens haben wir uns eine Kirchenvisitation unter Führung unsers neuen Generalsuperintendenten Jaspis gefallen lassen müssen, der sich dabei wenigstens nicht als einen geschliffenen Edelstein zu erkennen gegeben hat. Ich mag in die einzelnen, unerquicklichen Details dieser Visitation nicht eingehen; wie die Zustände bei uns einmal sind, setzte sie böses Blut und

erregte Erbitterung gegen die Kirche und ihre Institutionen statt ihr Seelen und Herzen zu gewinnen. Das „Iliacos intra muros peccatur et extra" hat sich freilich auch hier bewährt: wenn man sich einmal, ob auch gezwungen, entschlossen hatte, sich visitiren zu lassen, so mußte man auch den Visitatoren mit voller Offenheit entgegentreten und nichts verschleiern oder bemänteln, wodurch man schließlich concedirte, daß man allerlei in den bestehenden Zuständen vor dem Auge der Commission zu verbergen für gerathen erachte — und ebenso wenig durfte ein auf den Generalsuperintendenten gefertigtes Pasquill, dessen Verfasser sich bisjetzt den Forschungen der Behörden entzogen hat, den Anspruch machen, für „edle Rache" zu gelten. Die Herren sind von hier nach Rügen gegangen. Vielleicht bekommt einer oder der andere von ihnen Lust, sich dort bleibend anzusiedeln, da in diesem Augenblick durch den Tod des Superintendenten von Schubert die fetteste unter den fetten Pfründen dieser Insel, Altenkirchen, erledigt worden ist. Und da es eben Leute sind, die man zu Kirchenvisitationen sich ausgesucht hat, so mag es ihnen auch wol gelingen, die schöne Stelle zu erhaschen; ist doch unser Jaspis aus einem einfachen Landpastor ein so hohes Kirchenlicht geworden! ein so hohes, daß ihm trotz der im Allgemeinen durchaus nicht specifischen Färbung der theologischen Facultät unserer neuvorpommerschen Universität bei der bevorstehenden Säcularfeier derselben die Würde eines Doctors der Theologie kaum entgehen dürfte, obwol gewiß die Mehrzahl der Mitglieder derselben „freiwillig-unwilligen Herzens" dafür stimmen wird.

Diese Feier selbst ist wol das interessanteste Ereigniß, das unserer Provinz im Laufe dieses Jahres bevorsteht. Am 17. October des Jahres 1456 wurde die Universität Greifswald durch die Uebergabe der Scepter an den ersten Rector, den eigentlichen Gründer der Universität, Heinrich Rubenow, Bürgermeister von Greifswald, vom Herzog Wratislaw IX. von Pommern eingeweiht; am 17., 18. und 19. October des laufenden Jahres wird sie die Feier ihres vierhundertjährigen Bestehens begehen, zufolge eines vor kurzem ausgegebenen Programms, das gewiß ebenso gelehrt und gründlich geschrieben ist, als sein Inhalt der Mehrzahl Ihres Leserkreises wie Ihrem Correspondenten fernliegt. Soviel ich aus akademischen Kreisen habe in Erfahrung bringen können, denkt man von diesen drei Tagen am ersten eine kirchliche, am zweiten eine akademische Feier zu begehen, die aus dem Empfange der abgesendeten Deputationen, einer Festrede des Rectors und den Ehrenpromotionen zusammengesetzt sein wird; bei den letztern wird, wie gesagt, voraussichtlich unser Jaspis in das Gold eines Doctors der Theologie gefaßt werden — doch ist auch Das nur eine Conjectur; über die Namen der beim Feste mit den Ehren der Wissenschaft zu Krönenden, falls sie überhaupt schon bestimmt sind, scheint noch ein absolutes Geheimniß gebreitet zu sein. Außerdem wird in jenen Tagen, um von den voraussichtlichen Diners, Bällen, Toasten, Fackelzügen 2c. zu schweigen, das zum Theil nach allerhöchsten Intentionen von Stüler entworfene, von Stürmer und Afinger modellirte, von Geiß gegossene 40 Fuß hohe Monument auf dem „Wüsten Platze" vor der Universität enthüllt werden, den die Stadt Greifswald im nächsten Jahre mit Gartenanlagen zu schmücken und dadurch von seinem epitheton ornans oder foedans zu befreien beabsichtigt. Das Denkmal selbst ist im Stil gothischer Bauornamente gehalten, mit hervorspringenden Bildern des Gründers und

anderer drei Fürsten, eines pommerschen Herzogs, eines schwedischen und eines preußischen Königs (Friedrich Wilhelm's III.), die sich Verdienste um die Universität erworben haben, und je eines berühmten Lehrers aus jeder Facultät: des aus der Reformationsgeschichte wohlbekannten Bugenhagen, des Verfassers der „Decisiones" und sehr gelehrten Kenners des Lübischen Rechts Mevius, des kürzlich verstorbenen Klinikers Berndt und des früher vorübergehend hier wirksamen greisen Ernst Moritz Arndt. Neben der Anerkennung, die in Diesem echt deutscher Gesinnung und Thatkraft zutheil geworden ist, befremdet es unangenehm, daß Rubenow, der freilich eine Art von Jürgen Wullenweber war, wenn auch in etwas kleinerm Maßstabe, sehr stiefmütterlich durch ein Medaillonrelief an einer Seite der Basis bedacht ist, während ihm die eigentliche Ehre gebührt hätte. Wie weit dazu am unrechten Orte angebrachte Loyalitätsgefühle von Seiten der vorschlagenden Universitätscorporation Veranlassung gegeben haben mögen, wage ich nicht zu entscheiden. Eine zweite Festfeier wird sich an die Grundsteinlegung einer neuen medicinischen und chirurgischen Universitätsklinik knüpfen. Zu alledem hofft man in Greifswald, die Gegenwart des Königs erwarten zu können, der der Stadt und der Universität die alte Huld jetzt wieder zuzuwenden scheint.

Ueber den Zustand der Universität selbst haben Ihre Blätter vor längerer Zeit ein Urtheil gefällt, das, wie ich mich aus amtlichen Nachweisen und vielfachen Erkundigungen überzeugt habe, auf keiner genauen Kenntniß der dortigen Zustände beruhte. Die Zahl der Studirenden ist in beständigem Wachsen begriffen und gewiß wird die hoffentlich bald eintretende Erleichterung der Communication sie noch steigern: das Verzeichniß zählt 232 immatriculirte Zuhörer, an sich keine große Schar, die aber doch für den Flor unserer pommerschen Universität spricht, wenn man sie mit den ziemlich gleichen Bedingungen unterworfenen Schwesteranstalten zu Rostock und Kiel vergleicht. Daß an einer kleinen und abgelegenen Universität, für die man auch an maßgebender Stelle wenig Zärtlichkeit hegt, allerlei Mängel namentlich in Bezug auf eine gewisse Vollständigkeit des Unterrichts und möglichen Ersatz bei eintretender längerer Verhinderung einzelner Lehrer sich finden, ist ebenso natürlich als es von keinem Unbefangenen in Abrede gestellt wird. Für Anatomie und Physiologie, für alte Geschichte, für einzelne Zweige der Naturwissenschaften wünscht man, wie mir in Greifswald von kundiger Seite mitgetheilt wurde, lebhaft Succurs zu erhalten; andererseits aber erkannte man es an, daß von vielen der vorhandenen Lehrer als Docenten wie als Schriftsteller Tüchtiges, zum Theil Bedeutendes geleistet wird, sowie daß die in letzter Zeit im Lehrpersonal entstandenen Lücken durch junge und rüstige Kräfte ausgefüllt worden sind, wenn die Universität auch durch den Tod des Philosophen Mathis wie durch den Abgang der Professoren Semisch nach Breslau und Urlichs nach Würzburg empfindliche Verluste erlitten hatte. Die Stellen derselben sind durch den bisherigen außerordentlichen Professor der Theologie Baier, der sich namentlich in seiner „Symbolik" als speculatives Talent bewährt hat und nunmehr, wie einst Mathis, in die philosophische Facultät übergetreten ist, durch Professor Reuter aus Breslau, der die etwas isolirte Stellung lutherischen Confessionalismus in der Facultät einnimmt und damit nach den in Greifswald herrschenden Stimmungen weniger Erfolge erreichen kann, als mit seiner Gelehrsamkeit und seiner Lehrgabe unter andern Um-

ständen zu erzielen sein würden, und durch Dr. Hertz aus Berlin besetzt worden, den Biographen Lachmann's und Herausgeber des Gellius und des Priscian, der dort bereits nach dem Tode Lachmann's mehre Jahre interimistisch eine Abtheilung des philologischen Seminars geleitet hatte. Für den damals schon seit fast Jahresfrist verstorbenen Professor Berndt, der als genial-blickender Arzt sich eines großen Rufes erfreute und als der eigentliche Schöpfer unserer medicinischen Anstalten betrachtet werden kann, hat die Universität an Dr. Niemeyer, bisher Director des städtischen Krankenhauses in Magdeburg, im vorigen Herbst einen Nachfolger gewonnen, der, in seiner theoretischen Bildung den Foderungen der Neuzeit entsprechend, an Ansehen und Popularität seinen Vorgänger bald erreichen dürfte, wenn ich nach Dem schließen darf, was ich nicht nur in Greifswald, sondern bereits hier und da in der Provinz vernommen habe. Außerdem hat der Kreis der ordentlichen Professoren eine erwünschte Vermehrung erhalten durch die Beförderung des Theologen Gaß, des Herausgebers des interessanten Briefwechsels seines Vaters mit Schleiermacher und Verfassers einer wegen ihrer Tüchtigkeit wie wegen ihres unbefangenen und freien Standpunkts geschätzten „Geschichte der protestantischen Dogmatik"; einigen andern Ernennungen nach den oben angedeuteten Richtungen hin hofft man demnächst entgegensehen zu können.

Fast habe ich in meinen Plaudereien über die Universität, die doch nur aus dritter Hand stammen, vergessen, daß Sie wol Alles direct haben können: aber schließlich ist doch die Universität unsere Perle und wenn ich' einmal schreiben wollte, war es wol der Mehrzahl Ihrer Leser interessanter, von dem Jubelfeste und dem Zustande der ehrwürdigen mater studiorum etwas zu vernehmen, über das ich wenigstens aus näherer Erkundigung berichten konnte, als sich ausführlich erzählen zu lassen, daß wir in Stralsund zum Herbst eine Kunstausstellung haben werden oder daß der Schulrath Wantrup, vorher Lehrer am Cadettencorps und Haupt„ansprachen"halter des Treubundes in Potsdam, uns nach einem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte, in welchem er sehr wenig Terrain hat gewinnen können, wieder verlassen hat, um in Danzig sein Heil zu versuchen. Und so will ich den Staub, den er von seinen Füßen geschüttelt hat, als er unsere Stadt verließ, als Streusand zum „Punctum! streu' Sand drauf" benutzen.

Aus Marburg.

Juli 1856.

R. Werden Sie einer kleinen Universitätsstadt wie unserer alten Philippina gestatten, einmal ihre Stimme in Ihren Blättern zu erheben? Ich hoffe es, da Sie ja das akademische Leben gewiß zu gut kennen, um nicht den mehr und mehr einreißenden Verfall unserer kleinen Universitäten von Herzen zu beklagen und ihm, soweit dies möglich, entgegenzuwirken. Soweit möglich, sage ich, und das wird denn freilich nicht weit sein. Es scheint wirklich ein Verhängniß der Götter zu sein, das sich an diesen echten Musensitzen der guten alten Zeit, da man noch nichts von Centralisation der Wissenschaften, aber auch nichts von Umkehr derselben wußte, erfüllt; Jena läßt man hinschmachten, über Tübingen wird soeben noch am grünen Tisch zu Gericht gesessen, in Heidelberg hat man so lange mit dem Feuer gespielt,

bis man sich endlich die Finger verbrannt hat — und auch unserm kleinen, ehedem so friedlichen und stillen Marburg, das nur neuerdings der vielbekannte Hr. Vilmar zum Schauplatz seiner Teufelserscheinungen, „leibhaftig mit Hörnern und Klauen“, erwählt hat, steht ein neuer schmerzlicher Verlust bevor, der sich voraussichtlich auf keine Weise wird ersetzen lassen. Freilich sieht unsere Hochschule sich heute nicht zum ersten mal in die Lage versetzt, mit Trauer von einem Lehrer Abschied zu nehmen, dessen Ruf größer geworden ist, als daß man nicht wünschen sollte, ihn zur Zierde einer bedeutendern Hochschule zu machen: Marburg war die Wiege eines Savigny und Vangerow; hier lehrten Puchta und Richter, ehe sie zu Celebritäten der Rechtswissenschaft geworden waren; von hier ging K. Fr. Hermann auf jenen Lehrstuhl Heyne's und Otfried Müller's, der jetzt durch seinen frühzeitigen Tod aufs neue verwaist ist. Jetzt wieder steht ein Mann im Begriff, das kleine Marburg mit dem bedeutendern München zu vertauschen, welcher, wie von vielen competenten Stimmen bereits geurtheilt wurde, einen der ersten Plätze unter den Begründern einer neuen Aera in den historischen Wissenschaften einnimmt. Hr. von Sybel, im Jahre 1847 von Bonn hierher berufen, hatte als Docent anfänglich kein sehr zahlreiches Publicum; nur einige Wenige, welche sich durch das allgemeine Vorurtheil, das sich gegen Hrn. von Sybel infolge einer allgemeinen schiefen Beurtheilung der von ihm in den Jahren 1848—50 befolgten politischen Richtung gebildet hatte, nicht abhalten ließen, seine Vorträge zu hören — nur einige Wenige hielten treu bei ihm aus und fanden sich durch die ausgezeichneten Geschichtsdarstellungen, welche den Meister der Wissenschaft bekundeten, reichlich belohnt. In den beiden letzten Jahren erfreute sich Hr. von Sybel zwar wieder eines größern Publicums, sodaß seine Collegien zu den besuchtesten der Universität gehören; indessen hat er sich doch nicht veranlaßt gefunden, die ihm in Anerkennung des Werthes seiner „Geschichte der Französischen Revolution“ zugegangene ehrenvolle Berufung nach München abzulehnen, wo er sowol einen seinem Verdienste angemessenen umfangreichern Wirkungskreis erhalten, als auch eine größere Fülle der zu seinen historischen Studien erfoderlichen Hülfsmittel finden wird. Ob ihm dagegen München auch in andern Beziehungen einen Ersatz für Marburg gewähren möchte, dies ist zu bezweifeln.

Ja vielleicht wird die Universität in kurzem noch von einem zweiten kaum minder empfindlichen Verlust heimgesucht werden, da dem Vernehmen nach zu einem in Jena erledigten Lehrstuhl der Philosophie die hiesigen Professoren Zeller und Waitz in Vorschlag sind. Der Erstere ist sowol durch seine theologischen Schriften als Anhänger der Tübinger Schule als auch insbesondere durch seine „Geschichte der griechischen Philosophie“ rühmlichst bekannt, in der Dialektik zur Zeit unübertroffen und dabei durch die Schärfe und Klarheit seiner Vorlesungen höchst anregend. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß die philosophische Facultät in Marburg durch Zeller und Waitz so gut als auf irgendeiner andern Universität vertreten ist. Denn während Jener die Hegel'sche Philosophie mit Abstreifung aller ihrer sinnverwirrenden Phraseologie weiter auszubilden bestrebt ist, so ist Waitz ohne Zweifel einer der begabtesten und gelehrtesten Schüler Herbart's, welcher insbesondere die Psychologie mit großem Glück selbständig bearbeitet und in neuester Zeit auch die Anthropologie, eine Disciplin, die bekanntlich bisher

ziemlich im Argen lag, als das eigentliche Fundament des Herbart'schen Systems, mit unermüdlichem Streben zur Wissenschaft zu gestalten versucht hat. Möchten denn wenigstens diese beiden Männer der Philippina treubleiben oder, um den Nagel gleich auf den Kopf zu treffen: möchte unsere Regierung es ihnen möglich machen! Unsere Hochschule würde den Verlust eines dieser Männer sehr schwer empfinden, indem Professor Weißenborn, welcher vor zwei Jahren als Professor der Philosophie von Halle hierher berufen ward, keineswegs jener Held des Tages geblieben ist, der er anfänglich war, als er seine Vorlesungen vor einer bedeutenden Zuhörerschaft eröffnete. Der Reiz der Neuheit und gewisse vage Gerüchte konnten ihm eine solche joyeuse entrée schon bereiten; allein diese Stellung neben Männern wie Zeller und Waitz zu behaupten, dies war Hrn. Weißenborn nicht beschieden und wird ihm auch aller Wahrscheinlichkeit nach in Zukunft nicht gelingen.

Notizen.

Die dänische Bühne, die, was Talent und Bildung der Darsteller betrifft, vielleicht die erste der Welt ist, hat einen empfindlichen Verlust erlitten durch den kürzlich erfolgten Tod der ersten tragischen Schauspielerin Anna Nielsen. Dieselbe war 1803 geboren und gehörte der kopenhagener Bühne seit ihrem 18. Jahre an; in den leidenschaftlich bewegten, sentimentalen Rollen der Oehlenschläger'schen und anderer modernen Trauerspiele soll sie unvergleichlich gewesen sein. In Breslau starb der Director des dortigen Stadttheaters Dr. Nimbs. Geboren 1805 in der Grafschaft Glatz, widmete er sich frühzeitig der Journalistik und gehörte seit mehr als 20 Jahren der Redaction der „Breslauer Zeitung" an, unbekümmert um den Wechsel der politischen Ereignisse, den die Zeit und mit ihr das Blatt durchzumachen hatte. Die Leitung des breslauer Theaters übernahm er vor ungefähr zehn Jahren, unmittelbar nach Holtei's Rücktritt von derselben. Ebendaselbst starb der Professor der Medicin August Wilhelm Henschel, 66 Jahre alt. Er war ein geborener Breslauer, Sohn des zu seiner Zeit hochberühmten Arztes Elias Henschel; der breslauer Universität gehörte er seit vollen 40 Jahren an. Als Schriftsteller hat er sich besonders um die Botanik verdient gemacht; namentlich erregte seine Abhandlung „Ueber die Sexualität der Pflanzen" großes Aufsehen.

Von Robert Heller, von dem wir seit langem nichts Größeres lasen, bringt das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" eine „Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde": „Die Landhofmeisterin"; dieselbe spielt am würtembergischen Hofe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und scheint recht interessant zu werden. Dagegen entsprechen die „Dresdener Skizzen" von A. von Sternberg, welche die „Kölnische Zeitung" seit einiger Zeit bringt, dem Rufe, in welchem die scharfe und gewandte Feder des Autors übrigens steht, nur in sehr geringem Grade. In demselben Blatte läßt auch Moritz Hartmann nach langem Verstummen wieder von sich hören.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 33.** 14. August 1856.

Recht und Moral.

Unpolitische Bemerkungen.

Alle die Unklarheiten, welche über das Wesen dieser beiden Begriffe, all der Streit, der über ihr gegenseitiges Verhältniß in den Köpfen der Menge und den Schriften der Philosophen zum großen Theile geherrscht hat und noch herrscht, scheint uns seinen tiefern Grund zu haben in dem Hereinziehen einer unsichtbaren Welt in das Getriebe des menschlichen Lebens, in der Manie, statt nach den realen Ursachen der Dinge zu suchen, ihnen einen irrationalen, außerirdischen Ursprung zu geben. Die Absolutie der Ewigkeit wurde den Ideen des Rechts und der Moral vindicirt — und um diese Ewigkeit vor allen menschlichen Angriffen zu schützen, umgab man sie mit einem undurchdringbaren nebelhaften Wust scholastischer Abstractionen und abstruser Phantasmagorien. In der That ein bequemer Weg, auch dem Unsinn eine ewige Dauer zu verleihen, indem man ihn verschleiert allen profanen Blicken entrückt! Und die Folgen jener theologischen Methode, an die Stelle der Vernunft, der

Einsicht, der Erkenntniß der Gesetze des menschlichen Seins den todten Glauben hinzusetzen, wir sehen sie heute in schreckenerregender Gestalt vor uns. Seitdem die Burgen der Theologie gefallen, ist der Zweifel das Dogma unserer Zeit geworden, ihre Signatur ein Hin- und Herschwanken zwischen allen möglichen Extremen, ein Anklammern an die verschiedensten abgestorbenen Anschauungen der Vergangenheit, alle Schattirungen des Glaubens neben allen Schattirungen der Kritik, nirgends ein Halt und nirgends fester Grund in diesen gährenden Wogen. Man kann die Trümmer jenes mittelalterlichen Baus noch nicht beseitigen, weil man nicht weiß, wie das neue Gebäude zu errichten; daß aber ein neues Gebäude nöthig ist, fühlt man. Will man es da den am meisten stürmischen und skeptischen Köpfen unserer Zeitgenossen verdenken, wenn sie das Heil für die Noth der Gegenwart in einer absoluten tabula rasa erblicken, mit der verhaßten Methode auch all ihren Inhalt zerstören, das Kind mit dem Bade auszuschütten gedenken? Wer hat noch nicht das Geschrei gehört: Fort mit Recht und Moral, den Erfindungen der Tyrannei und Priesterherrschaft! Streicht sie aus dem Codex der modernen Weltanschauung! — Machen wir den Versuch, einigen ruhigen Worten in dem Kampfgeschrei Gehör zu verschaffen.

Jeder denkende Mensch, der sich einmal die Mühe gibt, alle die bona fide aufgenommenen Offenbarungen der Religion und Weltweisheit beiseite zu lassen und auf eigene Hand ohne das angelernte Dogma den Ursprung des Rechts zu erforschen, wird finden, daß dasselbe seine sehr feste und sehr wohlbegründete Unterlage in den natürlichen gegebenen Verhältnissen des menschlichen Zusammenlebens, den gemeinsamen Bedürfnissen der Gattung gegenüber den gemeinsamen Mitteln ihrer Befriedigung hat. Das ist eine Wahrheit, noch vielfach verkannt und verketzert in der heutigen durch das Aufeinanderplatzen der Gegensätze zwei verschiedene Weltanschauungen vermittelnden Zeit, aber so einfach und sonnenklar, daß sich ihr Keiner entziehen kann, der seine Vernunft nicht als todten Schatz vergraben hält. Daß sie nicht neu ist, wissen wir wohl: „alles Gescheidte ist schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.“ Auch die Erkenntniß von der so innig nahen Verwandtschaft von Recht, Freiheit und Eigenthum ist keine neue, aber vereinzelt dastehend und deshalb ihrer praktischen Consequenzen beraubt. Die Sphäre für das Individuum abzugrenzen, innerhalb der es sich unbeschränkt bewegen und alle Angriffe der andern Individuen abwehren kann, das ist die principielle Tendenz des Rechts. Die erste Foderung des Individuums aber ist die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse, die Erfüllung der primitivsten Voraussetzung seiner Existenz, die Herrschaft über die Mittel in der unter ihm stehenden Natur, welche seine Erhaltung und Entwickelung bedingen. Das Eigen-

thum enthält eben jene als Ausfluß des Rechts dastehende Freiheit der Herrschaft über die Dinge dieser Erde. Daß diese Herrschaft sich in den mannichfaltigsten Erscheinungen äußern, jene Freiheit die Möglichkeit unendlich verschiedener Handlungen involviren kann, in dem gewaltigen Umfange des Rechts sich jener einfache Begriff des Rechts tausendfach zersplittert und auflöst, und daß der Inhalt des Lebens im Besitz des Stoffs nicht erfüllt ist, wer weiß das nicht und wer bestreitet es? Daß aber das Eigenthum die Grundlage der Freiheit und des Rechts ist, dies zu bezweifeln ist ebenso thöricht, als die Wahrheit zu leugnen, daß der Mensch nicht leben kann ohne zu essen. Das Naturrecht des vorigen Jahrhunderts enthielt einen gewaltigen Irrthum, doch keinen Irrsinn. Richtig war das Postulat, die Quellen des Rechts zu erforschen, um seine Existenz zu verstehen, und der Gedanke, in der Natur den gesuchten Ursprung und die unverrückbar feststehende Norm zu finden; wenn die Vertreter jener Richtung die Natur a priori aus ihrem Gehirn mit Hülfe einer geistlichen Phantasie construirten, statt sie zu beobachten und mit den Sinnen, den einzigen Verbindungsfäden zwischen ihr und dem Menschen, zu begreifen, so war das ihr Fehler und der Grund, daß ihre Lehre heute zum Gespött geworden ist.

Die Freiheit also, die wir dem Rechte verdanken, ist nicht jene grenzenlose Ausgeburt eines inhaltslosen, die Schranken des Irdischen überspringenden, sich in den Wolken verlierenden Strebens, sondern die Grenze zwischen dem Mein und Dein, die Unberührtheit und Integrität meiner Existenz und ihrer Supplemente von allen An- und Eingriffen der mit gleichen Eigenschaften versehenen Wesen, die Regulirung der Ansprüche, welche die menschliche Gattung auf die Erde hat. So ist die rechtliche Freiheit ein ursprünglich negativer Begriff. Das Recht garantirt fürs erste nicht alle möglichen Handlungen, die ich thun könnte, sondern den Schutz vor allen möglichen Handlungen, die mir angethan werden könnten. Alle seine Regeln und Satzungen enthalten ihrem innersten Kerne nach immer die Absicht, Verletzungen des menschlichen Seins zu verhüten oder wiederaufzuheben. Die Vorschriften des Rechts sind nicht gebietender Natur — denn dann würde es eine entartete Tochter ihrer Mutter, der Freiheit sein — sondern verbietender. Es schreibt dem Einzelnen nicht vor, was er thun soll oder kann, wenn es sich nicht in baaren Unsinn verläuft, sondern was er nicht thun soll. Wenn mein Nachbar und ich eine Grenze ziehen zwischen unsern beiderseitigen Grundstücken: hat diese Grenze einen mehr positiven oder negativen Charakter? Ist die vernünftige Absicht derselben nicht principiell die, ein Ueberschreiten des einen oder andern Grundstücks zu verhüten? Wer da sagt, die Bestimmung des Marksteins ist, mir zu zeigen, bis

wohin ich mich ausdehnen kann, drückt sich nicht richtig, weil ungenau aus; denn dieselbe Natur haben alle möglichen Steine und Gegenstände innerhalb meines Ackers, bei jedem von ihnen steht es mir frei zu sagen, bis hierher kann ich gehen, ohne dabei etwas Falsches, wenn auch vielleicht etwas Ueberflüssiges zu bemerken. Bezeichne ich den Markstein aber als solchen, der mir anzeigt, wohin ich nicht gehen soll, dann liegt die Deutlichkeit auf der Hand. Dasselbe ist es mit dem Recht, nur ist die Erscheinung unendlich complicirter, unendlich schwieriger im Einzelnen nachzuweisen. Da sind so viele Bestimmungen, Sätze, Regeln und Begriffe, die uns über jene negative Natur täuschen können, daß es erklärlich ist, weshalb dieser Gesammtcharakter des Rechts meist übersehen wird; und noch viel erklärlicher wird es, wenn man einen Augenblick an die mikroskopische, am Einzelnen festklebende, über dem Buchstaben das Wort, über dem Worte den Satz und über dem Satze den Gedanken vergessende Betrachtungsweise der Fachgenossen denkt. Nicht Abstraction wollen wir es nennen, was dazu gehört, um diesen Charakter überall herauszuerkennen, sondern nur eine geringe Fähigkeit und Methode, die Ursachen der Dinge zu verfolgen, von der Spitze einer Entwickelung aus auf ihren Ausgangspunkt zurückgehen zu können. Man halte die ersten organischen Rechtsgebilde, die ursprünglichsten massiven Satzungen, die uns überliefert sind, fest, und man wird sich selbst in einer Zeit wie die unsrige, in einer üppig wuchernden Gesetzfabrikation und den durch Codificationen zerrissenen und zerfetzten Gliedern des Rechtsorganismus zurechtfinden. Man denke an die mosaischen Zehn-, die römischen Zwölftafeln in ihrer plastischen Klarheit und Einfachheit, man abstrahire, besonders in den ersten, von ihrem religiös-sittlichen Inhalt, und man wird verstehen, was wir meinen, was wir wollen.

Beim Strafrecht fällt dieser behauptete Fundamentalsatz am meisten in die Augen und dürfte am wenigsten bestritten werden. Zweifelhafter wird er vielleicht Manchen beim Privatrecht vorkommen, das in dem modernen Staatsleben eine streng gesonderte Stellung jenem gegenüber einnimmt, die in seiner Natur zwar nicht nothwendig begründet, auch im Beginn der Staatenentwickelung nicht vorhanden ist, sich aber unvermeidlich mit den Einrichtungen des heutigen Staatslebens und den Anschauungen unserer Zeit ergibt. Doch auch hier zeigt er sich unverkennbar in den Organen des Privatrechts, in den dem Gesetze Wirksamkeit gebenden Gewalten, den Gerichten. Worin anders besteht, abgesehen von der unwesentlichen freiwilligen Gerichtsbarkeit, ihre ganze Thätigkeit, als in der Entscheidung von Rechtsverletzungen und der Aufhebung derselben? Es gibt kaum eine Thätigkeit, die ihrem innersten Wesen nach negirender ist wie die des Richters, dessen Hülfe immer nur angerufen wird, wenn Einer die Grenzen der rechtlichen Freiheit

des Andern überschritten hat oder wenigstens überschritten zu haben scheint, und dessen Arbeit zu Ende ist, sowie er den Ueberschreitenden in seine Schranken zurückgewiesen hat. Und wenn die Entscheidungen der Richter ihren Grund und ihren Zweck in der Kraft, dem praktischen Effecte des Gesetzes haben, so sind wir sicher zu dem Schlusse berechtigt, daß das Gesetz verbietender Natur sein muß. Ueberall in der ursprünglichen Bedeutung der Worte „Uebertreten“, „Vergehen“, „Verbrechen“, „Verletzen“ tritt der positive Eingriff in die Sphäre des Andern hervor, die wir, wie Hegel die Strafe, als Negation einer Negation bezeichnen möchten, fürchteten wir nicht eine Verirrung in die Labyrinthe der Hegel'schen Wort- und Begriffsspielereien. In der That würden wir auch begierig sein, in irgendeinem Codex des reinen Privatrechts einen Paragraphen zu finden, der ohne irgendwelche Voraussetzung dem Einzelnen irgendeine positive Handlung vorschriebe. Wir hoffen allerdings, daß man nicht oberflächlich genug ist, uns hierbei das Obligationenrecht entgegenzustellen, das von den Theoretikern als Rechte an Handlungen enthaltend definirt wird. Denn der Grund und die Voraussetzung aller in ihm vorgeschriebenen Handlungen ist doch offenbar immer die einem Dritten gegenüber eingegangene Verpflichtung, das einem Dritten freiwillig von mir eingeräumte Recht, welches ich nicht verletzen soll. Wo aber hat Jemand allein durch das Gesetz, ohne das Vorangehen oder Hinzukommen meines freien Willens, das Recht an irgendeiner von mir auszuführenden positiven Handlung, wenn nicht vielleicht in jenen Theilen, wo das Recht seine Scheidung von Religion und Sittlichkeit noch nicht bewerkstelligt hat? Worin anders also, wiederholen wir noch einmal, besteht mein Recht im eigentlichen Sinne des Worts, als in der Befugniß, innerhalb einer bestimmten Grenze alle Angriffe abzuwehren?

Was aber das Staatsrecht anbetrifft mit seinen staatsbürgerlichen Pflichten, so erscheint uns dessen willkürliche mit den Staatsformen unendlich verschiedene Natur immer nur als die äußerliche Maschinerie für die Ausführung des Rechts, nicht das Recht selbst als unmittelbarer Ausfluß unserer Vernunft, als nothwendige Consequenz der durch die Natur gegebenen Verhältnisse, überall auf gleiche Grundnormen zurückführbar, unveränderlich wie die Gesetze der sichtbaren Welt. Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, daß der allein wesentliche und deshalb immer nothwendige Inhalt des Staatslebens das Recht ist. Es wäre schade um die tiefsinnigen Forschungen unserer Staatsphilosophen, wenn sie eine so einfache Grundlage für den Staatsorganismus zugeben würden, die dem Aufbau ihrer phantastischen Kartenhäuser widerstrebt. Jedenfalls aber wird auch von ihnen nicht geleugnet, daß das Recht eins der Hauptmomente des Staats ist. Und insoweit werden sie dann auch

zugeben müssen, daß alle die bürgerlichen Lasten und Pflichten, mögen sie nun auf Gewalt und Willkür oder auf freiem Uebereinkommen und Gesetz beruhen, nur die Mittel für die Ausübung des Rechts, nur das äußerliche Substrat desselben darbieten; daß, wenn wir Steuern zahlen und andere Staatsdienste leisten, dies nach ihrer Meinung theilweise, nach unserer allein zu dem Zwecke geschieht oder doch geschehen sollte, um dem Buchstaben des Rechts Nahrung und dadurch Leben zu verschaffen. Noch unendlich weniger aber als das Leben in Essen und Trinken beruht das Recht auf dem Staate oder ist das sogenannte Staatsrecht ein integrirender Theil des allgemeinen menschlichen Rechts. Ein Leben ohne Nahrung ist nach den Voraussetzungen unsers Verstandes undenkbar: daß aber ein Gehirn so verrottet sein sollte, sich nicht das Recht ohne den Staat, sich nicht einen Zustand als möglich vorstellen zu können, in dem das Recht ohne Gesetzesparagraphen und ohne Büttel geübt wird, blos allein, weil Jeder die Rechtsverletzungen als Unvernunft ansieht, möchten wir gern bezweifeln. Und hiermit glauben wir, können wir das sogenannte Staatsrecht beiseite lassen.

Indem wir zu dem zweiten Hauptworte der Ueberschrift dieser Bemerkungen scheinbar ohne jedes Copulativ überspringen, haben wir vor allem das Feld abzugrenzen, das wir berühren sollen. In unsern Tagen, in denen der Sprachgenius seine Productivkraft verloren hat und wir darauf angewiesen sind, statt neuer Formen nur die Formen neu anzuwenden, haben die Wörter einen so vieldeutigen Inhalt — ein Grund vielleicht und vielleicht eine Folge unserer modernen Geistreichigkeit — daß einige Gründlichkeit dazu gehört, ihren ursprünglichen Sinn festzuhalten, und sein Verhältniß gegenüber abgeleiteten und übertragenen Bedeutungen zu bestimmen. Wenn wir hier von Moral sprechen, so meinen wir damit den philosophischen Begriff des Worts, welchen die Griechen mit Ethik, wir mit Sittlichkeit bezeichnen; er soll in streng gesonderter Bestimmtheit die Lehre von den Pflichten der Menschen untereinander enthalten, insofern er sich von der Religion emancipirt hat. Denn in der Entwickelungsperiode der Völker, in welcher das religiöse Dogma in der Blüte seiner Kraft steht, geht die Moral in der Religion auf, und ihre Satzungen festzustellen ist die Domäne des Priesters. Ueberall da aber, wo das Machtgebot der Gottheit seinen praktischen Effect verloren hat, wurde die Moral ein Gegenstand und ein Product der philosophischen Speculation.

Lassen wir die Religion ganz und die Philosophie fürs erste beiseite, so ist die Vorfrage die: welches ist der Grund der Moral? Die Sprache antwortet uns darauf: die Sitte. Begnügen wir uns mit dieser Antwort, so würden wir weiter das Verhältniß der gegenseitigen Pflichten der Menschen, insofern sie auf der Sitte, das heißt auf stillschweigendem

Uebereinkommen und Uebung beruhen, zu den rechtlichen Pflichten zu berücksichtigen haben. Nach dem Inhalte, den wir oben dem Rechte zu geben versuchten, liegt es auf der Hand, daß, fassen wir die Sittlichkeit in ihrer weitesten Bedeutung, das Recht in ihr aufgeht. Es ist aber nicht weniger klar, daß es von jener verschieden ist, und die Prämisse eines Unterschiedes bedingt die Nothwendigkeit einer engern Begrenzung des Begriffs. Wir sagten oben, die Pflichten des Rechts seien negativer Natur, ein Product der Nothwendigkeit, der natürlichen irdischen Verhältnisse; wir meinen jetzt: die Pflichten der Moral enthalten positive Vorschriften, sie sind ein Product der Willkür, der Sitte. Damit, scheint uns, ist die Grenze zwischen beiden unverrückbar bestimmt, der Moral ihr Gebiet angewiesen, welches ihr Eigenthum bleibt und von andern Mächten nicht betreten werden darf.

Die erste Bedingung für die menschliche Coexistenz ist die Nichtverletzung der fremden Persönlichkeit, die Respectirung der Individualität des Nebenmenschen. Die Erfüllung dieser Bedingung ist der unmittelbarste Ausfluß der gegenseitigen Erkenntniß, der Erkenntniß des Gesetzes der menschlichen Gesellschaft. Sie ist eine absolut nothwendige und das Mittel, sie durchzuführen, muß der Zwang sein. Der Zwang ist der Muskel des Rechtsorganismus. Bevor in der Entwickelung des Völkerlebens dieser Muskel seine Functionen erhielt, das Recht noch allein auf Sitte beruhte, war das Recht noch nicht zum Bewußtsein gelangt; wenn in der fernsten Zukunft einmal auf der Höhe der Cultur dieses Organ überflüssig wird, dann werden Sitte und Recht in einer höhern Einheit aufgegangen sein. Die Natur des Rechts ist eine atomistische, sie stellt die Individuen als gleiche oder getrennte nebeneinander, seine Verbindungsfäden sind die Conflicte. Die reine unvermischte Herrschaft des Rechts würde der menschlichen Gesellschaft eine Stabilität, Starrheit und Monotonie verleihen, welche ihre Existenz zwar sichern, aber ihre Entwickelung hemmen müßte. Hier muß die Sitte eintreten, um die Verbindung zwischen den einzelnen Gliedern, die durch das Recht erst Glieder aus einer chaotischen Masse geworden sind, herzustellen, um der Starrheit des Rechtsprincips ein milderndes und versöhnendes Element an die Seite zu setzen. Die menschliche Vernunft mußte sich sehr bald sagen, daß es der Gattung nützlich und ihren Gesammtinteressen förderlich sei, wenn ihre einzelnen Glieder sich nicht nur nicht verletzen, „Frieden" halten, wie das altdeutsche Recht diesen Zustand der Staatsentwickelung bezeichnet, sondern sich auch gegenseitig unterstützen und helfen überall, wo es noth thut. Wenn Alle dies thun, gereicht es Allen zum Nutzen. Denn es ist ein Gesetz für das Menschengeschlecht, daß das Individuum, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, machtlos den Naturkräften gegenübersteht, gleich dem Thiere in seiner Abhängigkeit von

denselben festgehalten wird, daß aber nur die vereinten Anstrengungen dieselben überwinden, den Fortschritt möglich machen können. Rousseau hat dieses große Gesetz in seinem „Contrat social" übersehen und hätte er es gekannt, er hätte den „Contrat social" vielleicht nicht geschrieben. Wie diese gegenseitige Unterstützung bewirkt wird, das bleibt der freien Bewegung, der Sitte, dem einzelnen Falle überlassen. Durchgreifende Regeln darüber aufzustellen, ist eine vergebliche Mühe, eine Thorheit; sie mit Gewalt durchführen zu wollen, ein Verbrechen. Was immer und absolut eine Verletzung des Einzelnen ist, das läßt sich im Allgemeinen bestimmen, es lassen sich Vorschriften darüber geben, in derselben Art, wie wir bezeichnen können, wodurch unter allen Umständen der normale Zustand des körperlichen Organismus gestört wird. Was aber nützlich ist, hängt von dem Zustande, dem Willen und den Wünschen des Einzelnen ab. Es gibt einen Begriff des absolut Schlechten, das Gute ist immer ein relativer Begriff. Jeder mit Vernunft Begabte weiß, was ihm unter allen Umständen schadet, und will, daß der Schade verhütet wird; das positiv Nützliche wissen wir selten zu erkennen und es auszuführen noch seltener. Wenn ich verbiete, so negire ich, mein Wille hat einen bestimmten Inhalt und Richtung; beim positiven Gebieten bleibt immer noch die Frage des Wie? zu entscheiden.

Und wenn auch unsere Philosophen durch einen unendlichen Aufwand von Abstractionen und Speculationen einige allgemeine Sätze und Regeln abdestillirt haben, so hat doch keiner von ihnen die Kühnheit gehabt, einen moralischen Codex für dieselben aufzustellen. Warum nicht? Weil die Moral sich nicht codificiren und paragraphiren läßt, und weil die simpelste Vernunft Einem sagt, daß es Widersinn ist, meinen Nebenmenschen zu zwingen, mir Gutes zu erweisen. Thut er es, so nützt er mir und sich selbst; denn er erinnert mich daran, ihm entsprechendenfalls entsprechende Gegendienste zu leisten. Thut er es nicht, so fügt er mir damit noch keinen Schaden zu, unsere Interessen bleiben selbständig nebeneinander bestehen, es wird nichts daran geändert, nichts verletzt, Keinem ein Unrecht zugefügt.

Dies ist der Sinn, dies das innere Wesen all der moralischen Qualitäten, die wir Tugenden nennen. Darauf beruht Dankbarkeit, Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit, Wahrhaftigkeit und alle die Eigenschaften, welche das menschliche Leben verschönern und veredeln. Sie alle enthalten positive Thätigkeiten, die den Nebenmenschen, der Gesammtheit nützen, die frei und zwanglos geübt werden, Ausflüsse jener höhern Vernunft, die wir freien Willen nennen. Wie aber? der Gedanke der Nützlichkeit soll ihnen zu Grunde liegen? Heißt das nicht die schnöde Materie hinauftragen in jenes ewig heitere und reine Gebiet, das die Ideale der Tugenden bevölkern? Das heißt es eben nicht: aber es heißt Wolkengebilde

zerstören, indem wir an die Stelle der Nebelatmosphäre, die nur Unklarheiten birgt, die durchsichtigen Gestalten der Wirklichkeit setzen. Nicht in den Wolken haben wir den Ursprung der Tugenden zu suchen, wenn wir damit nicht auf ihre Erkenntniß verzichten wollen, sondern auf dem Boden dieses Planeten, in seinen sichtbaren Erscheinungen und Gesetzen. Wer will bestreiten, daß jene moralischen Eigenschaften nützlich sind? Aus welch anderm Grunde wünschen wir, daß Alle sie haben, als um unserer Aller Zustand zu verbessern? Daß Viele jene Tugenden geübt haben und noch üben, ohne an ihren eigenen Nutzen zu denken, beweist nicht, daß er für sie nicht vorhanden, sondern höchstens, daß sie ihn nicht erkannt. Die Persönlichkeiten auf dem Gipfel der Menschheit, welche in der Geschichte der Moral als ewig denkwürdige Vorbilder dastehen, hatten jene erhabene Vernunft, um den Werth der Tugenden für die Gesammtheit zu erkennen; daß sie selbst ein Glied der Gesammtheit, entging ihnen vielleicht. Denn es gibt und hat immer gewaltige Geister gegeben, welche über den allgemeinen Gesetzen sich selbst vergaßen, die nur daran dachten, der Gesammtheit zu nützen und nur dunkel ahnten, daß sie auch an ihrem eigenen Vortheil arbeiteten. Es muß endlich die Zeit kommen, in der man aufhört, unter Nutzen jenen erbärmlich gemeinen Begriff des Profits zu verstehen, dessen Summe sich in Heller und Pfennig ausrechnen läßt; er muß verschwinden vor der Erkenntniß des erhabenen Gesetzes der allgemeinen harmonischen Nützlichkeit.

Und wenn wir auch nichts davon wissen, daß jene Heroen eine unbewußte Anschauung von diesem Zusammenhange ihrer Person mit der Menschheit hatten — wer vermag die Motive, die geheimen Triebfedern in dem Innern unserer Zeitgenossen zu entdecken, wer sie für vergangene Geschlechter zu ahnen? Wir sehen einen Mann in seiner Kammer sitzen, die Tage arbeiten und die Nächte grübeln, den Körper aufreiben und den Geist ermüden über der Entdeckung einer neuen Art, die Naturkräfte dienstbar zu machen. Sicher weiß und hofft er von seiner Erfindung einen gewaltigen Fortschritt unserer Zustände; ob er aber an das Monopol denkt, durch dessen Erwerbung und Ausbeutung er Reichthümer sammeln, ob an seinen Ruhm in dem Munde kommender Geschlechter, oder ob er jeden Gedanken an sich zurückdrängt und, nur auf die Gesammtheit bedacht, sich im Geiste ohne jedes eigennützige Interesse an ihrem kommenden, durch ihn verschafften Glücke freut, wer vermag das zu durchschauen? Was im Herzen unbewußt und unerkannt arbeitet und pocht, ist ein Gebiet, das uns fern liegt. Was aber Bewußtsein, Erkenntniß, Gedanke, Handlung geworden ist, das prüfen wir und danach urtheilen wir.

Man sollte glauben, es könne gar keinen einfachern, leichter erkennbaren und schwerer zu verwechselnden Unterschied geben als den zwischen

Recht und Moral, negativen und positiven Pflichten, absolut nothwendigen und relativ nützlichen Vernunftgeboten. Recht und Moral haben daher streng gefaßt nichts miteinander gemein, sollen nichts miteinander gemein haben. Wo dies geschieht, geschieht es auf Kosten des Einen gegenüber des Andern. Wird die freie Pflicht der Sittlichkeit zu einer gesetzlichen durch das Recht gestempelt, dann hat das Recht die Willkür, d. i. die Unvernunft in sich aufgenommen und die Moral wird aus ihrem reinen Aether einer freien Menschlichkeit herabgezogen in die drückende Schwüle, in die zwingenden Schranken der Gerichtssäle. Dann wird die Tugend zu dem Erzeugniß der Furcht vor Strafe und die Guten glänzen durch nichts als durch die gemeine Scheu vor Ungesetzlichkeit.

Der Schluß, den wir hieraus auf die Machtvollkommenheit des Staats ziehen, ergibt sich von selbst. Wir verkennen dabei keineswegs, daß es in der Entwickelung und der genetischen Geschichte des Staats liegt, auch die Moral in sein Bereich zu ziehen: nur möge man aufhören, gerade darin das Wesen der Staatsidee zu suchen, vielmehr die unvollkommene Stufe erkennen. Fast alle bedeutendern Nationen, die wir kennen, vielleicht mit einziger Ausnahme der römischen, deren, wir möchten fast sagen, providentielle Mission die reinste Entwickelung des Rechts gewesen zu sein scheint, haben die Phase des religiösen Staats durchgemacht, in der Recht und Moral chaotisch durcheinander gemischt sind, die Freiheit eine unbekannte Gottheit ist; manche von ihnen sind über diese Phase nicht hinausgekommen, der moderne Staat von Gottes Gnaden kämpft noch mit der Beseitigung der Ueberbleibsel seines frühern Zustandes. Daß also heute noch die Moral vielfach unter den Rädern der Staatsmaschine gemishandelt wird, wissen wir wohl. Die Religion, d. i. nach unserer Anschauung die Moral, getrübt durch dogmatische Wolken, ist ein Staatsinstitut, mit ihr hat der Staat verschiedene Thätigkeiten, welche einst der Religion als Herrscherin oblagen, jetzt von ihr getrennt unter seine Obhut gestellt: er handhabt die allgemeine Wohlthätigkeit, die Armenpflege; er hat weltliche Strafen gesetzt für einen Theil der ehemaligen delicta ecclesiastica, die Sittenverbrechen; er wacht über die Heiligkeit der Ehen und die Sittlichkeit des Unterrichts; Handel und Wandel wird gemaßregelt, nicht um Verletzungen zu verhüten, sondern um statt eines unmoralischen Eigennutzes eine zwangsweise Respectirung der gegenseitigen Interessen einzuführen. Zwei Worte aber sind es, die in unsern Tagen immer lauter und lauter alle Stichwörter und Phrasen der politischen Parteien übertönen, die uns allein eine richtige Erkenntniß von dem Wesen des Staats und der Freiheit, die außerhalb des Staats gesucht werden muß, zu enthalten scheinen, die, wie wir glauben, die zukünftige Entwickelung bedingen, den Staat auf seine einzige unverrückbare Basis, auf das Recht, zurück-

führen, den lebendigen Unterschied zwischen Recht und Moral wiederherstellen werden —: wir meinen die Freiheit des Glaubens und die Freiheit des Handelns.

Gedichte.

I. Gedichte.

Von

J. M. Hutterus.

1. Ich lieg' im Grase hingestreckt.

Ich lieg' im Grase hingestreckt,
Umwogt von grünen Halmen,
Die Lerche jauchzt zum Himmel auf
Die hellen Morgenpsalmen.

O Lerche, nimm mein leidvoll Herz
Auf deine leichten Flügel,
Und trag' es hoch, und trag' es weit
Wol über Thal und Hügel.

Und halt' es hin dem Sonnenstrahl,
Und halt' es hin den Lüften,
Daß seine Rosen wiederum,
Die welken, blüh'n und düften.

Lehr' mich ein Lied, deß' Klang durchdringt
Die Wälder und die Haine,
Ein Lied so fromm, ein Lied so frisch,
So fröhlich wie das deine.

2. Du warest einstens.

Du warest einstens meine Königin,
Du hast getragen meiner Liebe Krone,
Und ob du niederstiegest auch vom Throne,
Es blieb ergeben dennoch dir mein Sinn.

Ob deiner Jugend Blüte auch zerstiebt,
Und ob verklungen jene Himmelstöne,
Ich trage dich in ew'ger Jugendschöne
Im Herzen, das dich einmal hat geliebt.

3. Du meidest ängstlich.

Du meidest ängstlich meinen Weg,
Du schlägst vor mir dein Auge nieder,
Und wie ich dich auch grüßen mag,
Du schenkest keinen Gruß mir wieder.

O fürchte nicht, ein hartes Wort,
Ein kränkendes von mir zu hören,
Ich hab' ja nur dein Glück gewollt,
Wie sollt' ich jetzt das Glück dir stören!

Daß du dein Herz mir abgewandt,
Mir gilt es als der Götter Walten,
Es war dein Haupt mir heilig einst,
Und heilig werd' ich's ewig halten.

4. Nur nicht im Lenz.

Wenn da über Berg und Thal
Sich des Winters Hüllen breiten,
Möget ihr auch mir einmal
Meine Ruhestatt bereiten.

Tod, o nur im Lenze nicht
Wolle mich von hinnen nehmen,
Aus dem warmen Sonnenlicht
In die kalte Nacht der Schemen.

Wenn da rings in Flur und Hain
Alle Kräfte neu sich regen,
Ach, wie muß es traurig sein,
Zu den Todten sich zu legen!

II. Zwei Gedichte.

Von

Richard Kunisch.

1.

Ein Traumbild steigt vor mir empor,
So freundlich, wie ein Stern bei Nacht,
Wenn einsam nur das Unglück wacht,
Durch Wolkenzüge bricht hervor.

Du unvergeßlich trautes Bild!
Wie hab' ich, als der schwüle Tag
Auf meiner Seele flammend lag,
Dich einst geliebt so heiß und wild!

Du warst mir Alles, Sonnenschein,
Und Lenz, und Himmel ewig blau —
Nun sinkst du kühlend noch als Thau
In meines Herzens Nacht hinein;

Nun wehst du mich so sanft und mild
Wie Abendwindes Segen an;
Das Herz, das dein gedenken kann,
Fühlt sich noch reich mit deinem Bild.

2.

Mai war's, als wir uns zuerst gesehen,
Und Herbst beim Auseinandergehen,
Dann kam der Winter mit Blumen von Eis,
Erstarrend kalt und todtenweiß;

Uns'rer Liebe Vermächtniß — mit heißem Sehnen
Küßt' ich die Blumen, sie wurden zu Thränen;
Das Denkmal auf unserer Liebe Grab
Floß bang in schweren Tropfen herab.

Auf kurzes Entzücken ein langes Leiden, —
Uns trennt, was ewig uns muß scheiden,
Des Gastrechts Sitte, Freundschaft, Natur,
Der Mutter Pflicht, des Weibes Schwur.

Eine schwellende Rose, vom Stengel gebrochen,
Bevor der Frühling die Knospe erbrochen,
War uns're Liebe — das grüne Kleid
Sprang auf, als die Blüte dem Tod schon geweiht.

Des Winters Frost in das erste Glühen,
Des Sterbens Hauch in das erste Blühen,
Eine Eisesblume war unsere Lieb',
Wir küßten uns heiß — eine Thräne blieb!

III. Erscheinung.

Von

Karl Heigel.

Nachts ist mir ein Mann erschienen,
Blaß, mit frommen Duldermienen:
Eine Dornenkrone wand
Sich in seinen Lockenhaaren,
Blutig waren
Brust und Nacken und Gewand:

„Warum willst du mich verhöhnen,
Meiner Lehre dich entwöhnen,
Was du nimmer doch vermagst:
Denn ein Herz ist dir geblieben,
Du mußt lieben,
Wenn du mir auch stolz entsagst!

Liebend hat mein Herz geschlagen
Einer Welt, drum ohne Klagen
Trug ich eine Welt von Pein!
Um ein Weib trägst du im Herzen
Tausend Schmerzen ...
Und du willst mir Freund nicht sein?!

Liebe lehrt der Galiläer:
Höhne! frevle! doch nicht eher
Wird dir über mich der Sieg,
Eh' du nicht die Liebe lassen
Kannst und hassen! ....“
.... Ach, da neigt' ich mich und schwieg.

IV. Drei Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Trost.

Ja, du hast Recht: der Jahre Flucht,
Von keinen Bitten aufgehalten,
Auch dich und mich — nicht unversucht
Ließ uns ihr unerbittlich Walten;
Sie hat die Locken uns bereift,
Die einst so dicht herabgehangen,
Und hat uns von den vollen Wangen
Die jungen Rosen abgestreift.

Auch dir, mein Kind! Bleich ward der Mund,
Der einst so zauberisch mir lachte,
Das Auge matt, das auf dem Grund
Der Seele Flammen einst entfachte;
Welk ward die Hand, die kleine Hand,
Die unermüdlich immer rege,
Bei der ich immer treue Pflege
Und Balsam meinen Wunden fand.

Doch glaube mir: noch liebt mein Herz
So warm dich wie in jungen Tagen,
Noch fühlst du es, in Lust, in Schmerz,
So stark, so treu an deinem schlagen;
Die Zeit entflieh' und eile sich,
Sie kann doch unsern Bund nicht stören:
Die Herzen sind's, die sich gehören,
Und mit der Seele lieb' ich dich!

Und wenn dich Furcht beschleichen will,
Als liebt' ich jetzt, o Schatz, dich minder —
O still, du liebe Sorge, still:
Sieh' hierher doch — sieh' uns're Kinder!
Das ist des Lebens echter Lauf:
Hier sprüht' auf's neu', was uns verglühte,
Und jede uns verwelkte Blüte,
In unsern Kindern blüht sie auf!

2. Was ist es nun?

Nun vierzig Jahre Sonnenbrand,
Seit vierzig Jahren Winterschnee;
Gedacht, gehofft, gestrebt, gerannt,
Gekämpft mit tausendfachem Weh:
Und immer noch der Woge Spiel,
Ich sehne mich, mich auszuruh'n,
Und immer, immer noch kein Ziel —
Was ist es nun?

O Gott, gedenk' ich an die Zeit,
Da ich hinaustrat in das Leben!
Der Blick wie kühn, das Herz wie weit,
Wie frei, wie jugendfrisch das Streben!
Nicht weit genug die Erde glaubt' ich,
Dem jungen Drang genug zu thun,
Bis an die Sterne trug das Haupt ich —
Was ist es nun?!

O Menschenloos! — Ich rang und stritt
Und schoß vorbei am nahen Ziele;
Ich liebt' und hoffte, strebt' und litt
Und hatt' auch Freuden mehr als Viele.
Nun senkt der Nacken sich, der stolze,
Die müde Wimper möchte ruh'n,
Schon leise pickt der Wurm im Holze —
Das ist es nun!

3. Beruhigung.

Wohl, ich habe viel verloren,
Was mein Leben einst beglückt,
Vielem hab' ich abgeschworen,
Was mich ehedem entzückt.

Doch wie mich der Sturm getrieben,
Was das Herz auch eingebüßt,
Eines ist mir doch geblieben,
Was das Leben mir versüßt:

Eure Gunst, ihr holden Musen,
Seit ihr mir zuerst gelacht,
Balsam ihr dem wunden Busen,
Stern und Trost in dunkler Nacht!

Alles Wirre muß sich geben,
Wo der Ruf der Muse tönt;
Golden strahlt das ärmste Leben,
Wenn ihr Lächeln es verschönt.

Und so wandl' ich stolzen Ganges,
Von der Muse Kuß belebt,
Bis die Fülle des Gesanges
Leis im letzten Hauch verschwebt!

Literatur und Kunst.

Erzählungen und Novellen.

Kaum auf einem andern Gebiete unserer Literatur gibt sich der realistische Trieb, der Trieb nach Naturwahrheit und volksthümlicher Färbung, der sich unserer Poesie neuerdings überhaupt bemächtigt hat, so deutlich und im Ganzen auch so erfolgreich kund wie in unserer erzählenden Literatur. Unsere Novellendichter verlieren sich nicht mehr, wie es zu Zeiten Tieck's und seiner Anhänger der Fall war, in theoretische Untersuchungen über Poesie, Kunst, Religion; sie benutzen nicht mehr die Form der Dichtung, philosophische, theologische oder literarische Controversen anzustellen, noch begnügen sie sich, im Rahmen der Erzählung nur ihr eigenes Ich mit seinen persönlichen Leiden und Freuden, seinen Hoffnungen und Träumen, ja nicht selten sogar seinen Launen und Wunderlichkeiten abzuspiegeln, sondern sie suchen in den Schacht des Volkslebens selbst herabzusteigen, sie bemühen sich, die Zeit in der, und die Menschen mit denen sie leben, zu begreifen und in poetischer Verklärung wiederzugeben. Freilich ist es leichter, nach diesem Ziele zu streben als es zu erreichen und so hat denn auch dies neue realistische Streben, die Lust am Natürlichen und Wirklichen in unserer neuesten Literatur Krankheiten und Verirrungen erzeugt, von denen die frühere romantisch-idealistische Epoche nichts wußte und die sich, es läßt sich nicht leugnen, zum Theil sehr garstig ausnehmen. Aber schon daß nach diesem Ziele überhaupt gestrebt wird, daß unsere Poeten überhaupt zu der Einsicht gelangt sind, daß die wahre Poesie nicht in der Flucht vor der Wirklichkeit, sondern vielmehr in ihrer poetischen Durchdringung und Bewältigung besteht und daß daher auch alle wahre Kunst im Boden des Volks und der volksthümlichen Zustände wurzeln muß — schon dies ist ein so wichtiger und wesentlicher Fortschritt, daß wir uns dadurch für die Mängel und Unvollkommenheiten, von denen er einstweilen noch begleitet ist, füglich entschädigt fühlen können; es ist noch nicht die langverheißene neue Kunst selbst, aber es ist die Schule, in welcher die Künstler der Zukunft erzogen werden. Dieser realistische, volksthümliche Trieb ist es namentlich auch, was der sogenannten Dorfgeschichte und dem enthusiastischen Beifall, den dieselbe bei unserm Publicum erlangt hat, ihre eigentliche literar- und culturgeschichtliche Bedeutung verleiht. Freilich ist diese Vorliebe des Publicums stellenweise auch sehr gemisbraucht worden; ein guter Theil Dessen, was sich selbst als Dorfgeschichte einführt, sind in der That nur Phantasiegebilde der Autoren, verbrämt und ausstaffirt mit wirklichen oder angeblichen bäurischen Ausdrücken und Manieren, wie man sich ehemals zu demselben Zweck des höfischen Flitters und der Manieren der „Gesellschaft“ bediente; ja selbst einige der berühmtesten und einflußreichsten Muster dieser neuen Literaturgattung lassen sich von dem Vorwurf nicht freisprechen, durch eine falsche Sentimentalität und ein künstliches, fast kokettes Spiel mit Naivetät und Einfalt die Wirklichkeit unserer ländlichen Zustände mehr getrübt und verdorben als ins richtige Licht gerückt und poetisch verklärt zu haben.

Eine rühmliche Ausnahme von dieser so beliebten und doch so schädlichen Schönmalerei bilden die „Erzählungen aus dem Ries. Von Mel-

chior Meyr" (Berlin, Springer). Wie man aus dem Vorwort sieht, ist der Verfasser an sein Unternehmen, als Maler des Volks und seiner Sitten aufzutreten, nicht ohne gründliche Vorbereitung und reifliches Nachdenken über die Aufgabe des Dorfgeschichten-Erzählers gegangen: und da sich bei ihm mit diesem Nachdenken eine gründliche Kenntniß des Volks sowie eine entschiedene poetische Begabung und ein klarer liebenswürdiger Sinn verbinden, so hat das Resultat des Ganzen nicht anders als höchst erfreulich und anmuthig ausfallen können. Die drei Erzählungen, die uns in dem vorliegenden Bande mitgetheilt werden, spielen sämmtlich in dem Ries, einem Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau, theils zum heutigen Baiern, theils zu Würtemberg gehörend; es ist die Gegend von Nördlingen, Wallerstein, Oettingen, eine Gegend, reich an Eigenthümlichkeiten der Sprache, der Sitte und der Anschauungen, das Heimatland des Verfassers, der demselben schon einmal vor 20 Jahren in dem 1835 erschienenen ländlichen Gedicht „Wilhelm und Rosine" seinen poetischen Dank abzutragen versucht hat. Zum zweiten mal thut er es in diesen Erzählungen und wenn es Immermann gelungen, den westfälischen Dorfschulzen und Berthold Auerbach den schwäbischen Bauern für die Poesie zu erobern, so gebührt Melchior Meyr das Verdienst, unserer Literatur in dem entlegenen, bis vor kurzem von Reisenden nur selten besuchten Ries ebenfalls eine neue Provinz erobert zu haben. Es ist dies Verdienst aber um so größer, als die Figuren, die uns hier vorgeführt werden, bei aller künstlerischen Abrundung und allem poetischen Hauch, der sie verklärt, doch ein echt nationales, echt volksthümliches Gepräge tragen. Wie dem Verfasser überhaupt eine gewisse verständige Nüchternheit und dann auch eine Vorliebe für das Ursprüngliche, Derbe, Naturwüchsige eigen zu sein scheint, so hält er sich auch von allen Versuchen, der Wahrheit der Natur durch kleine Schönheitsmittelchen nachzuhelfen, fern; es sind wirkliche Bauern, die er darstellt und wirkliche bäurische Sitten, derb, ungefügig, eigensinnig, nicht selten sogar an das Rohe und Plumpe anstreifend. Die Erfindung der Erzählungen ist, wie es sich für die Dorfgeschichte gebührt, einfach und ohne besondere Kunst; nicht die Spannung gehäufter Verwickelungen und Abenteuer, sondern die Wahrheit der Schilderungen, das Gesetzmäßige und Natürliche des psychologischen Verlaufs ist es, wodurch die Dorfgeschichte den Leser zu fesseln trachtet. Und in beiden Punkten hat der Erzähler Vortreffliches geleistet; seine Darstellung ist einfach, klar und anschaulich, seine Charakteristik lebendig und nicht ohne tiefere Blicke in das Geheimniß des menschlichen Herzens, das sich unter dem seidenen Hofkleid und dem Bauernkittel so verschieden gestaltet und doch unter beiden innerlich so sehr Dasselbe ist. Der Band enthält drei Erzählungen, von denen die beiden ersten: „Ludwig und Annemarie" und „Die Lehrersbraut", schon früher im stuttgarter „Morgenblatt" abgedruckt waren; besonders die zweite ist ein höchst interessantes Gemälde, das überdies den Vorzug der Neuheit hat. Auch in der dritten Erzählung: „Ende gut, Alles gut", wird ein neuer eigenthümlicher Charakter von glücklichster Wirkung eingeführt: ein riesenhafter Bauernbursche, ein Enakssohn, hochgewachsen, breitschulterig, von unbesiegter Faust, wie sie im Ries noch wachsen, aber gegenüber den Mädchen tappig und schüchtern wie ein Kind. Die Collisionen, in welche der Dichter diesen seinen Helden gerathen läßt,

sind höchst ergötzlich, wenn auch nicht ganz frei von Uebertreibung; auch würde der Eindruck des Ganzen vielleicht noch befriedigender sein, hätte der Verfasser sich etwas weniger behaglich gehen lassen und auch die Naturwahrheit der Schilderungen dürfte wol in einigen Punkten ein wenig zu weit getrieben sein. So z. B. ist es gewiß sehr aus dem Leben gegriffen, daß ein Bauernbusch von seinem Mädel in Lob und Tadel nichts Treffenderes zu sagen weiß als: „'S ist an Ohs!" (es ist ein Aas): aber das so ein Dutzend mal und öfter hintereinander lesen zu müssen, ist doch wol des Guten etwas zu viel und bringt schließlich gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, die der Dichter damit beabsichtigt hat.

Ebenfalls an das Gebiet der Dorfnovelle anstreifend sind die Erzählungen, welche Gottfried Keller unter dem Titel „Die Leute von Seldwyla" (Braunschweig, Vieweg) herausgegeben. Gottfried Keller hat sich durch seinen auch in diesen Blättern ausführlich besprochenen Roman „Der Grüne Heinrich" den Ruf eines unserer eigenthümlichen und glücklichen Schriftsteller erworben; tiefe Kenntniß des Seelenlebens und eine echt poetische Weltanschauung verbinden sich bei ihm mit einer seltenen Plastik der Darstellung und wenn der Eindruck, den er hervorbringt, bei alledem kein ganz klarer und reiner ist, so liegt das wol nur daran, daß der Verfasser mit sich selbst noch nicht ganz im Klaren, ja daß er gewisse Unarten und Grillen, Nachklänge unserer frühern romantischen Epoche, mit eigensinnigem Behagen pflegt und in den Vorgrund rückt, gleich als wären es ebenso viel Vorzüge und Tugenden. Auch die vorliegenden Erzählungen sind von diesen romantischen Launen nicht ganz frei, ja in einigen derselben, wie z. B. in dem Anfangsstück „Pankraz der Schmoller" treten sie sehr deutlich hervor. Auch in den beiden letzten Stücken der Sammlung: „Die drei gerechten Kammacher" und „Spiegel, das Kätzchen", herrscht ein Humor, der zu sehr nach jenem „kitzle mich, damit ich lache" unserer Romantiker schmeckt, als daß er uns besonders zusagen könnte. Dagegen sind „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster" und „Romeo und Julia auf dem Dorfe" dem Dichter in hohem Grade gelungen. Namentlich ist der Charakter der Frau Amrain sowol nach Anlage wie Ausführung ein kleines Meisterstück und auch die Geschichte des unglücklichen Liebespaares, das endlich, da die Erde ihrer Liebe keine Stätte bietet, seine Zuflucht in der kühlen Welle des Flusses sucht und findet, ist bei aller Einfachheit in hohem Grade erschütternd; schade, daß der Verfasser durch den übelgewählten Titel dem Ganzen eine ironische Beziehung aufgedrückt hat, die nirgends weniger passend als an dieser Stelle.

Einen interessanten Gegensatz zu den beiden ebenbesprochenen Sammlungen bilden die „Novellen von Hermann Grimm" (Berlin, Hertz). Denn wenn jene mehr oder weniger ins Gebiet der Dorfnovelle gehören, so könnte man diese nicht unpassend Salonnovellen nennen, insofern darin nämlich nicht nur vorzugsweise Figuren und Zustände der höhern Gesellschaft geschildert werden, sondern besonders auch deshalb, weil der Verfasser sich in einer Dialektik der Leidenschaft, einer Zergliederung von Empfindungen und Gefühlen gefällt, wie sie ebenfalls nur in gewissen exclusiven Kreisen zuhause zu sein pflegen. Das eigentliche erzählende Element, das Thatsächliche nimmt in diesen Novellen nur die zweite Stelle ein, den Hauptaccent legt der Verfasser vielmehr auf gewisse psychologische Probleme, die fast überall mit großer

Feinheit und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens gestellt, aber nur selten ebenso durchgeführt sind. Die Aufgaben, meinen wir, welche der Poet sich vorsetzt, sind meistentheils interessanter als die Lösungen, die er findet, er versteht es vortrefflich, die Aufmerksamkeit zu spannen und Erwartungen rege zu machen, allein er ist minder glücklich darin, dieselben zu befriedigen und den Knoten, den er selbst so geflissentlich geschürzt hat, in wahrhaft poetischer, also auch wahrhaft versöhnender Weise zu lösen; vielmehr brechen seine Geschichten meistentheils etwas gewaltsam ab, sodaß nicht blos die Neugier des gewöhnlichen Lesers, sondern auch der ernstere Sinn, der die Schöpfungen des Poeten mit künstlerischer Theilnahme begleitet, sich schließlich einigermaßen enttäuscht und verdrossen fühlt. Auch von diesen Novellen haben wir die Mehrzahl bereits früher im stuttgarter „Morgenblatt" gelesen; den Preis scheint uns „Das Abenteuer" zu verdienen, obwol die Lösung auch hier sehr gewaltsam und unbefriedigend ist, während „Das Kind" bei aller Meisterschaft im Einzelnen doch als Ganzes für unsern Geschmack etwas Peinliches und Abstoßendes hat. An den dazwischengestreuten poetischen Stücken ist die Form, die in der That außerordentliche Glätte zeigt, das Beste; der Inhalt ist theils unerheblich, theils tritt das Streben nach dem Absonderlichen, Verzwickten hier sogar noch deutlicher hervor als in den Novellen.

Auch „Zwischen Himmel und Erde. Erzählung von Otto Ludwig aus Eisfeld" (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.) ist von einer gewissen Hinneigung für das Geschraubte, Absonderliche nicht ganz freizusprechen: doch sind damit im Uebrigen so glänzende Vorzüge verbunden, auf dem nicht immer ganz wahren und natürlichen Hintergrunde, den der Verfasser sich selbst geschaffen hat, entfaltet er eine so außerordentliche, ja hinreißende Plastik, daß wir keinen Anstand nehmen, das Buch bei alledem dem Bedeutendsten beizuzählen, was unsere erzählende Literatur in den letzten Jahren hervorgebracht hat. „Zwischen Himmel und Erde" nennt sich das Buch von der gefahrvollen und beziehungsreichen Beschäftigung des Bleideckers, mit der wir hier in einer Reihe lebhaft ergreifender und bezeichnender Bilder bekannt gemacht werden. Den eigentlichen Mittelpunkt der Erzählung bildet ein höchst ungleiches Brüderpaar, der Eine fleißig, bescheiden, zuverlässig, der Andere leichtfertig, eitel, hinterlistig; der Erstere wird von dem Andern um den Besitz eines von ihm heißgeliebten wackern und liebenswürdigen Mädchens betrogen und auch sonst in allerhand Fährlichkeiten und peinliche oder niederdrückende Situationen gebracht, aus denen ihm jedoch sein männlicher Sinn, seine Thatkraft und Entschlossenheit immer wieder heraushilft, während der verrätherische Bruder endlich in seinen eigenen Schlingen zugrunde geht. Neben diesen beiden Hauptfiguren steht der Vater der beiden Brüder, eine alte knorrige, eigensinnige Gestalt, ein Bürgersmann von altem Schlage, ehrenhaft, tüchtig vom Kopf bis zur Zehe, und Christiane, die Frau des leichtfertigen Bruders, die Stillgeliebte des Andern. Beide Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, wie denn überhaupt die Charakteristik sowie die Ausmalung einiger besonders ergreifender Situationen die Glanzseite des Buchs bilden. Die Darstellung, obwol auch in ihr vieles höchst Gelungene ist, dürfte für den verhältnißmäßig kleinen Stoff denn doch wol etwas zu ausführlich und anspruchsvoll sein; namentlich ermüden das fortwährend gesteigerte Pathos sowie gewisse eigenthümlich geschraubte Rede-

weisen, in denen der Verfasser sich gefällt. Im Ganzen scheint derselbe uns auch durch diese Erzählung wieder mehr sein dramatisches als sein episches Talent bewährt zu haben; die Vorzüge des Buchs — und es hat deren, die glänzend genannt werden müssen — sind alle wesentlich dramatischer Natur, während für das eigentliche epische Element dem Dichter — wenigstens für den Augenblick noch — die erfoderliche Ruhe und Objectivität zu fehlen scheint.

Diese Ruhe und Objectivität finden wir in reichem Maße in „Schwanwiek. Skizzenbuch aus Norddeutschland von Edmund Hoefer" (Stuttgart, Krabbe). Der Verfasser, ein alter werther Bekannter, der in diesen Blättern schon öfters besprochen worden ist, nimmt, wie man weiß, unter den deutschen Erzählern der Gegenwart eine der ersten Stellen ein; ja wenn die höchste Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität und Neuheit der Auffassung, tiefe Kenntniß sowol der Natur und des äußern Lebens wie des menschlichen Herzens und ein klarer, leichter, immer anregender, immer charakteristischer Fluß der Rede auf eine derartige Auszeichnung Anspruch geben, so stehen wir nicht an, ihm überhaupt den ersten Platz unter unsern heutigen Erzählern einzuräumen. Auch das obengenannte Buch fesselt hauptsächlich durch die Kunst des Erzählers. Der Stoff ist außerordentlich einfach; es ist gar nicht einmal eine Geschichte im herkömmlichen Sinne zu nennen, es ist eine Reihe von Schilderungen aus dem täglichen Thun und Treiben, den häuslichen und ländlichen Beschäftigungen, den Arbeiten und Vergnügungen einer wohlhabenden Gutsbesitzerfamilie am Strande der Ostsee, in Pommern oder Mecklenburg — denn darauf deutet die mit wahrer Meisterschaft gezeichnete Localität hin. Der novellistische Faden, der diese einzelnen Schilderungen zusammenhält, ist, wie gesagt, nur schwach, aber dennoch stellenweise von großer Wirksamkeit; wir erinnern z. B. an das Verhältniß zwischen Margarethe und dem alten Oberst, das ebenso neu wie zart gedacht ist und in seiner feinen sinnigen Weise zu dem Schönsten gehört, was wir je bei einem deutschen Novellisten gefunden haben.

Von allen diesen bisher besprochenen Büchern, die, wie verschieden sie auch unter sich sein mögen, doch sämmtlich zu den Zierden unserer erzählenden Literatur gehören und den großen Fortschritt, den wir auf diesem Gebiete gemacht haben, deutlich darthun, ist allerdings ein weiter Sprung bis zu „Die stille Mühle. Eine Geschichte aus Deutsch-Böhmen von Elfried von Taura" (Hannover, Rümpler). Der Umstand, daß dieser Erzählung in einer kürzlich stattgehabten Preisbewerbung der erste Preis zutheil geworden, hat ihr einen Ruf verschafft und eine Aufmerksamkeit zugewendet, gegen die es ihrem innern Werth etwas schwer fällt sich zu behaupten; wäre dies wirklich das Beste, was unsere Novellendichter in diesem Augenblick zu leisten vermögen, so müßten wir von den Lobsprüchen, die wir denselben soeben ertheilt haben, ein Bedeutendes wieder ablöschen. Doch weiß man ja schon, wie es mit dergleichen Preisausschreibungen zu gehen pflegt und von welchen zum Theil sehr äußerlichen und zufälligen Bedingungen die Ertheilung des Preises dabei abhängig ist. Darum wollen wir auch diesen Umstand völlig beiseite lassen und dem Verfasser das Verdienst, das er sich wirklich erworben hat, in keiner Weise verkümmern: nämlich das Verdienst, eine recht angenehme und lesbare Geschichte geschrieben zu haben, die, wenn

sie auch wenig Neues und Eigenes enthält, sich doch unter den zahlreichen Nachzüglern der Dorfgeschichte mit Ehren behauptet. Auch die religiöse Tendenz oder vielmehr die Tendenz auf Toleranz und religiöse Duldung, welche der Verfasser dem Ganzen beigemischt hat, ist an sich sehr löblich, nur hätte der wichtige und folgenreiche Gegenstand wol etwas tiefer aufgefaßt und klarer durchgeführt werden sollen.

Aller Tendenz bar und ledig sind die „Novellen von Lorenz Diefenbach. Erster Cyklus“ (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.). Es sind derbe, etwas hausbackene Geschichten, die keine andere Absicht als die einer harmlosen Unterhaltung haben und diesen ihren Zweck bei mäßigen Ansprüchen des Lesers, mit ihren lustspielartigen Intriguen und Effecten auch gewiß erreichen werden. Von höherm poetischen Werth sind die Novellen, welche unter dem Titel „Welt und Einsamkeit“ aus dem Nachlaß der kürzlich verstorbenen Auguste Linden in Kassel (geboren 1826, gestorben 1855) bei Wigand in Göttingen erschienen sind. Wir lernen die Verfasserin darin kennen und lieben als ein tiefes, sinniges, in sich gekehrtes Gemüth, dem es dabei doch keineswegs an der Gabe mangelt, die Erscheinungen der Welt und des Lebens mit forschendem Auge zu erfassen und mit sicherm Griffel in klaren anmuthigen Zeichnungen wiederzugeben. Es sind im Ganzen fünf Erzählungen, die wir hier erhalten; dieselben sind theils der Geschichte, theils dem Leben der Gegenwart entnommen und verdienen als eine geist- und gemüthvolle Lectüre bestens empfohlen zu werden.

Auf eine weibliche Feder lassen auch schließen „Der Anzeiger. Novelle von Ehrenfried“ und „Die Ideale und das Leben. Novelle von Demselben“ (2 Thle., beide bei Schröder und Comp. in Kiel). Doch sind es nur die Schwächen und Schattenseiten der weiblichen Feder, die sie zeigen; wir erwähnen dieser beiden Werkchen hier überhaupt nur, um unser Bedauern darüber auszusprechen, daß die ungenannte Dichterin (wenn es denn eine solche ist) keinen berathenden Freund zur Seite gehabt, der sie verhindert hat, sich mit so durchaus unreifen und ungenießbaren Producten auf den Markt der Oeffentlichkeit zu wagen; wollte die Kritik sich überhaupt eingehend damit beschäftigen, so könnte das Resultat nur sehr niederschlagend für die Verfasserin ausfallen und da es unsere Absicht nicht ist noch sein kann, einen Autor zu kränken, der bei so völligem Ungeschick doch so viel guten Willen und redlichen Eifer kundgibt, so bleibt nichts übrig, als den Mantel des Stillschweigens über die beiden Producte auszubreiten. R. P.

Deutsche Alterthumskunde.

Von der „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer“ (Stuttgart, Metzler), über die wir beim Erscheinen des ersten Heftes ausführlich berichteten, liegt uns jetzt die Fortsetzung (Heft 2 und 3) vor; dieselbe schließt sich dem Anfang würdig an und bestätigt aufs kräftigste all das Gute, das wir dem neuen Unternehmen bei Erscheinen des ersten Heftes nachgerühmt haben. Besonders erfreulich ist es, daß die Namen unserer Berühmtheiten nicht blos, wie es wol sonst bei journalistischen Unternehmungen dieser Art geschieht, als Lockspeise und Aushängeschild für das erste Heft gedient haben, sondern daß die ersten

und bedeutendsten Zierden der deutschen Alterthumswissenschaft fortfahren, die neue Zeitschrift mit ihrer thätlichen Theilnahme zu unterstützen. So finden wir in den beiden vorliegenden Heften von Jakob Grimm außer einer größern Abhandlung, in welcher er mit Scharfsinn und gewohnter Gründlichkeit einen bisher noch unaufgehellten Punkt des gothischen Alphabets feststellt, eine Reihe kleinerer Mittheilungen: „Ueber das Ludwigslied“, „Der Le am Seestrande“ und „Zum Muspilli“, von denen besonders die erstere schätzenswerth ist. Auch dem ehrwürdigen Ludwig Uhland begegnen wir im 3. Heft mit der Fortsetzung seiner Untersuchungen „Zur schwäbischen Sagenkunde“ und zwar ist es diesmal der berühmte Dietrich von Bern, dem der Verfasser eine ebenso umsichtige wie gründliche, an neuen Ergebnissen reiche Forschung widmet. Sehr dankenswerth sind ferner die Abhandlung „Ueber das Alter des Germanennamens in der Literatur“ von K. L. Roth, Adolf Holtzmann's Untersuchungen „Ueber das deutsche Duodecimalsystem“, H. F. Maßmann's Bericht über „Verschollene Handschriften“, sowie die „Beiträge zur Novellenkunde“ von Felix Liebrecht. Die Freunde des ältern deutschen Theaters machen wir aufmerksam auf „Ein Spiel von S.-Georg“, herausgegeben von Benedict Greiff, nach einer auf der augsburger Stadtbibliothek befindlichen, aus der Bibliothek der Welser stammenden Handschrift. Viel Lehrreiches enthalten ferner die orthographischen und metrischen Mittheilungen von R. von Raumer und K. Bartsch, sowie die in culturgeschichtlicher Hinsicht höchst interessante Abhandlung von E. L. Rochholz über die Redensart „Die Ruthe küssen“. Unter den übrigen Beiträgen finden wir Arbeiten von Zarncke, Staelin, Zingerle, Karl Gödeke, W. L. Holland und Andern. Der Herausgeber selbst hat einige Beiträge „Zum Nibelungenlied“ sowie zwei größere Abhandlungen über „Wernher von Niederrhein und der wilde Mann“ und „Das Märe vom Feldbauer“ beigesteuert. Jedem Heft ist wiederum wie dem ersten unter der Ueberschrift „Bibliographie“ ein kritischer Anhang hinzugefügt; die Recensionen sind von Karl Bartsch, Adolf Holtzmann, W. L. Holland, A. von Keller und dem Herausgeber und verbreiten sich über E. von Groote's „Reimchronik der Stadt Neuß von Cristianus Wieerstraat“, Otto Schönemann's „Sündenfall und Marienklage“, K. W. Bouterwek's „Cädmon's des Angelsachsen biblische Dichtungen“, F. H. von der Hagen's Ausgabe von „Des Landgrafen Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt“, J. R. Köne's Ausgabe und Uebersetzung des „Heliand“, Paul Heyse's „Romanische Inedita“, „Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia“ von Felix Liebrecht, Gräße's „Sagenschatz des Königreichs Sachsen“, „Adam, drame Anglo-Normand du XIIe. siècle, publié par Victor Luzarche“, „Ueber Heinrich den Teichner von Th. G. von Karajan“ und Friedrich Pfeiffer's „Untersuchungen über die Repegowische Chronik“. Dieselben sind zum Theil ziemlich scharf geschrieben, namentlich die Holtzmann'schen, zeichnen sich aber durchweg durch Gediegenheit und Gründlichkeit des Urtheils aus: zwei Eigenschaften freilich, die der ganzen „Germania“ eigenthümlich sind und die, verbunden mit der Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts, auch gewiß nicht verfehlen werden, ihr die fördernde Theilnahme aller Derjenigen zuzuwenden, die sich überhaupt für die Vergangenheit unserer Literatur, unserer Sprache und Sitte interessiren. R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang August 1856.

K. S. Um die Windstille der französischen Tagespolitik zu bezeichnen, genügt es, die Gegenstände anzugeben, welchen sich die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendet. Es ist, nächst der spanischen Contrerevolution, ein großer Erbschaftsproceß, der mehr ein modernes Sittengemälde bietet, als daß er Fragen von öffentlichem Interesse berührte. Was die spanische Contrerevolution anlangt, so kann man auch von ihr sagen, daß sie nichts entscheidet und nur den allgemeinen Auflösungsproceß beschleunigt; sie wurde hier lange vorhergesagt und vorhergewußt; ja, man kann in der Art, wie O'Donnell die Cortes behandelt, eine berechnete Analogie mit dem 2. December nicht verkennen. Man zählt hier mit Sicherheit auf Narvaez' nahen Triumph, dessen unbewußtes Werkzeug O'Donnell gewesen. Der Glaube an eine solche geschichtliche Nemesis liegt wenigstens näher als das Vertrauen, daß O'Donnell die Verfassung von 1837, die unter Espartero's Auspicien entstanden, zur ehrlichen Ausführung bringen werde. Hätte der geschlagene Siegesherzog, statt seiner modernen Lafayettenrolle, die ihm schlecht steht, seinen alten Abenteurercharakter angezogen, so könnte man schon eher daran glauben. So hätten wir denn wieder ein Beispiel von der Unbeholfenheit constituirender Nationalversammlungen und einen traurigen Beweis, daß auch in einem völlig decentralisirten und überall schlagfertigen Lande der in der Hauptstadt gebraute Staatsstreich gegen den Willen der Nation gelingen kann. Es ist nebenbei ein entscheidender Sieg des französischen Einflusses auf der Iberischen Halbinsel; wir werden nächstens sehen, ob sich dieser Einfluß auch in Neapel geltend zu machen weiß.

Und nun zu dem zweiten Thema der pariser Gesellschaftsplaudereien, dem Proceß Pescatore. Hr. Pescatore, aus Luxemburg stammend, ein bekannter Bankier und Tabackslieferant für die französische Regie, ist vor einiger Zeit mit Hinterlassung eines Vermögens von 15 — 18 Millionen gestorben; es war ein verständiger, kunstliebender, wohlwollender und angesehener Mann. Frühe schon Witwer aus einer kinderlosen ersten Ehe hatte er sich allmälig an ein Frauenzimmer attachirt, das sich, mit einer im pariser Leben wohlbekannten Taktik, aus den Dienstbotenstuben allmälig in die herrschaftlichen Salons zu lanciren gewußt hat. Die Welt ist tolerant gegen Millionäre, und als Mad. Weber allmälig Mad. Pescatore genannt wurde, füllte sich der Salon des ältlichen Herrn mit Damen der besten Gesellschaft, und selbst hohe Geistliche, Kirchenfürsten sanctionirten durch ihre Gegenwart die zweifelhaften Bande, auf welchen dieses Hauswesen zu beruhen schien. Als Hr. Pescatore starb, fand sich ein Testament vor, welches die Frau auf das liebevollste erwähnte und reichlich — mit einigen Millionen — bedachte, aber von der gesetzlich-bürgerlichen Ehe keine Notiz nahm. Die zahlreichen Seitenverwandten — darunter ein belgischer und luxemburgischer Minister — schickten sich demnach an, die Erbschaft anzutreten, als Mad. Weber oder Pescatore, außer den ihr zugefallenen Legaten, noch ihren vollen Antheil an der ehelichen Gütergemeinschaft beanspruchte. In Frankreich nämlich gilt,

seit dem Code Napoléon, die Gütergemeinschaft der Ehegatten in allem beweglichen Vermögen als allgemeine Regel, wofern sie nicht durch die Ehepacten oder gerichtliche Séparation de biens ausdrücklich ausgeschlossen ist. Die Seitenverwandten sahen sich also genöthigt, die Existenz oder die Gültigkeit der betreffenden Ehe anzugreifen, und nun stellten sich folgende Thatsachen heraus, deren gerichtliche Würdigung ebenso wol von socialem als von politischem Interesse ist.

Vor einigen Jahren hatte der Cardinal-Erzbischof von Bordeaux, durch dessen fromme Vermittelung Mad. Weber damals gerade in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen worden war, Hrn. Pescatore beredet, zu seinem und seiner Geliebten Seelenheil eine blos religiöse, sogenannte „Gewissensehe“ zu schließen, welche keinerlei civilrechtliche Folgen haben würde; namentlich könne auch dabei die Oeffentlichkeit vermieden werden, welche bei solchen Verhältnissen leicht zum Scandal wird. Da nun aber kein französischer Priester ohne vorhergegangenen Civilact trauen darf, so schickte der dienstfertige Prälat seine beiden Schützlinge über die spanische Grenze und ließ sie dort von einem befreundeten Landpfarrer summarisch und in der Stille einsegnen. Ob eine solche Ehe nach französischem, ob sie selbst nach spanischem Rechte gültig sei, das ist hier die Frage; jedenfalls liegt eine Umgehung der Gesetze, eine Ueberrumpelung vor, das weltliche Staatsgesetz wird hier von geistlichen Einflüssen unwirksam gemacht, und die kirchliche Ehe durch eine Hinterthür wieder eingeführt. Eine bloße Gewissensehe kennt nun der französische Staat vollends nicht. Die Sache hat aber juristisch soviel Für und Wider, daß die Gutachten, welche man bei den bedeutendsten Juristen Frankreichs, Spaniens und Belgiens einfodern ließ (unter Anderm bei Bravo-Murillo, Cortina, Laboulaye, Vallette), weit über den einzelnen Fall hinaus von juristischer und politischer Bedeutung sind. Die hiesige Staatsanwaltschaft hat ihre Conclusionen für die Erben genommen, während die Geistlichkeit im Allgemeinen für die Witwe Partei nimmt und der reuigen Magdalena die streitigen 8—10 Millionen zuwenden möchte. Die ganze Gesellschaft ergreift Partei, die Damen begreiflicherweise für die Dame und den controversen Rechtssatz: „locus regit actum“ hört man hier jetzt zuweilen von schönen Lippen commentiren. Monseigneur Donnet, Erzbischof von Bordeaux, hat durch einen Brief an den Staatsanwalt seine Betheiligung bei der Sache zu rechtfertigen gesucht, und ist somit von der unerreichbaren Höhe seiner Stellung in die Debatte herabgestiegen, ohne zu bedenken, daß die öffentliche Discussion den von ihm vertretenen Interessen stets nur geschadet hat.

Für diesen Satz liefert auch der noch immer fortgesetzte Streit zwischen Hrn. von Falloux und dem „Univers“ einen neuen Beleg. Es muß dem Fremden schwer fallen, den eigentlichen Sinn und Inhalt dieses Streits zu begreifen, worin Falloux, der ehemalige Unterrichtsminister Ludwig Napoleon's, der jetzige Vorkämpfer Montalembert's, der ultramontanen Zeitung ihre Connivenz mit der kaiserlichen Regierung vorwirft. Es handelt sich aber dabei um den Einfluß auf 44,000 Landpfarrern, welche Falloux nun der Fusionistenpartei, zu der er übergegangen, gewinnen möchte. Ein anderer Kampfplatz für die kirchlichen Parteiungen ist die Besetzung des durch For-

ton's Tod vacant gewordenen Unterrichtsministeriums. Während die Klerikalen, zu denen man die Kaiserin selbst zählt, den Posten mit einem Cardinal besetzen möchten, beantragen die Weltlichen eine Trennung des Cultusministeriums vom Departement des Unterrichts und möchten es lieber dem Justizministerium beifügen. Das Unterrichtsministerium solle dann ganz aufgehoben und etwa einem „Großmeister der Universität", als den man Prosper Mérimée bezeichnet, hierarchisch untergeordnet werden. Das wäre ganz im Stile des ersten Kaiserthums!

Zu dem Tocqueville'schen Buche, welches in der hiesigen Kritik keine große Gunst fand, ist ein merkwürdiges Seitenstück von dem berüchtigten Granier de Cassagnac erschienen. Man kann sich denken, wie der Mann, der vor 17 Jahren in einem theoretischen Werke „das göttliche Recht der Sklaverei" vertheidigt hat, der seitdem jedem sklavenhalterischen Interesse treulich zu Diensten stand, „die Ursachen der Französischen Revolution" entwickelt. Eine erfreulichere Erscheinung ist das Buch eines jüngern Publicisten, Namens Ch. Gouraud, „Ueber die Entwickelung der Größe Englands" — worin sehr gesunde und höchst unfranzösische ökonomische Grundsätze entwickelt werden. Die bescheidenste Selbstkritik ist jetzt in Frankreich Mode geworden, aber wir zweifeln an der Dauer dieser auffallenden Mode. Schwerlich wird sie solange vorhalten als die Crinolines der Damen, gegen welche nicht nur die Geistlichen vergeblich predigen, sondern auch die Gassenjungen vergebens kleine Emeuten machen. Unruhen anderer Art kamen in mehren Garnisonstädten durch die Eifersucht zwischen der Garde und den Linientruppen vor. Das Privilegium der Gardesoldaten setzt umsomehr böses Blut, als sich dieselben im Kriege keineswegs ausgezeichnet haben. Indessen sind jene thätlichen Händel vorläufig ausgeglichen worden, indem man die Leute auf Commando „fraternisiren" ließ.

In der Poesie, zumal der lyrischen, spuken seit einiger Zeit theologische Elemente. Ich habe Ihnen wol schon früher die Einwirkungen des confusen Reynaud'schen Pantheismus („Himmel und Erde" von Jean Reynaud) auf George Sand, Victor Hugo, J. Michelet und Andere nachgewiesen. Während nun Victor Hugo an seinem „Gott" und seinem „Das Ende Satan's" — zwei Lehrgedichten — arbeitet, bringt uns Hr. Maxime du Camp, der unter Anderm so nebenbei auch Saint-Simonist ist, den versificirten „Tod des Teufels". Es ist ein Teufel, der sich, wie ein Ahasver, nach Erlösung sehnt, und dem endlich, auf Gottes Geheiß, die einstmals von ihm verführte Eva den Schädel mit einem Fußtritt eintritt. Das ist neufranzösische Theosophie! Zu gleicher Zeit und in etwas höherer Weise hat der bekannte Montanelli, der auch hier lebt, denselben Stoff auf Italienisch behandelt. Montanelli war mit Guerazzi einer der florentinischen Triumvirn von 1849, er hat Verdienste als Historiker und als Publicist; seine „Geschichte der italienischen Bewegung", deren dritter und letzter Theil in der „Revue de Paris" vom 1. August erscheinen wird, steht mir höher als seine Lyrik. Er weiß die piemontesische Politik unabhängiger und unparteiischer als Manin zu beurtheilen, er weist jeder der verschiedenen Fractionen ihre gehörige Stelle an, und zeigt — zum ersten male vielleicht — auch die bewegenden Elemente, welche Italien seiner Priesterschaft verdankt. Ein heikler Punkt wird

für ihn der moderne Muratismus sein, für welchen heuer die französischen Freimaurerlogen (deren Großmeister der Prinz Lucian Murat ist) Propaganda machen.

Aus Breslau.

Ende Juli 1856.

Tf. Wenn ich meine Mittheilungen mit einigen Worten über das Gesammtgastspiel der Wiener beginne, so will ich damit doch keineswegs zu dem Irrthume Veranlassung geben, als nähmen in unserer Stadt die Kunstinteressen den ersten Rang ein; sie spielen im Gegentheil eine sehr untergeordnete oder besser gar keine Rolle bei uns. Desto mehr ist es anzuerkennen, daß unsere Gäste stets vor durchaus gefülltem Hause spielten, daß mehrmals selbst das Orchester geräumt werden mußte. Der Beifall, unter welchem sie auf- und abtraten, war lebhaft, und es war unverkennbar, daß auch das Publicum sich sehr stark daran betheiligte; nichtsdestoweniger wurden nicht alle Erwartungen befriedigt, weil sie eben theilweise zu hoch gespannt waren. Unter die gelungensten Aufführungen dürfte die „Braut von Messina", unter die weniger glücklichen „Romeo und Julie" gehören. Einer eingehenden Beurtheilung glaube ich mich enthalten zu können, weil die Leistungen in der That nicht so bedeutend waren; jedenfalls müssen wir aber unsern Gästen zu lebhaftem Danke dafür verpflichtet sein, daß wir wieder einmal eine Reihe classischer Stücke auf das Repertoire bekamen, von Shakspeare außer dem Angeführten „Julius Cäsar", „Coriolan", „Richard III., „Die bezähmte Widerspänstige", von Schiller noch „Maria Stuart". Mit Recht wird über die Geschmacklosigkeit unsers Publicums und über seine Gleichgültigkeit gegen Kunst geklagt, aber schuld daran ist nicht das Publicum allein. Was Kunst anlangt, ist es mit unserer Gesellschaft, insbesondere mit der sogenannten „guten", entsetzlich traurig bestellt, trauriger als in den meisten andern Städten. Ich habe viel und lange in Berlin gelebt, ich weiß, wie wenig dem dortigen „Enthusiasmus" und „Verständniß" der Literatur, Musik, Malerei und Bildhauerkunst zugrunde liegt, wie jedes vornehme Dämchen von 16 Jahren mit ihrem Urtheil über die Heroen der Kunst fertig ist, etwa so wie jeder berliner Student schon im ersten Semester mit dem Hegel fertig ist. Aber man hat doch in Berlin soviel Anstandsgefühl, daß man ein lebhaftes Interesse wenigstens affectirt, und eine derartige Maske wirkt, wenn sie beständig getragen wird, zuletzt doch auf den Träger zurück. Unserer Gesellschaft fehlt auch jenes Anstandsgefühl: aber andererseits wird auch nichts gethan, um den Sinn für die Kunst zu wecken. Unser Theater — freilich nicht mehr das schlichte, verbaute Haus, von dessen Bretern Deutschland die meisten seiner Berühmtheiten empfing — speculirt in seinem Repertoire und oft auch bei Engagements auf den schlechten Geschmack seiner Besucher; einstmals berühmt, hat unsere Bühne sowie unser Publicum den letzten Rest seines Credits damals eingebüßt, als unsere vorige vergötterte „Perle der Oper" auf süddeutschen Bühnen bei ihren Gastspielen ausgezischt wurde. Allen Uebelständen gegenüber schützt freilich die Direction die nothwendige Rücksicht auf die Kasse vor; sie vergißt aber, daß, wenn erst der Kunstgeschmack zu Grabe getragen ist, jedes herumziehende Affentheater, jeder Ta-

schenspieler und Kunstreiter ihrer Kasse zum furchtbaren Rivalen wird, und dergleichen Gäste haben wir beständig. Mit den andern Künsten ist es nicht besser bestellt; mit dem musikalischen Sinne, welcher vor einigen Decennien in Breslau durch die Niederlassung einer Anzahl tüchtiger Musiker und Musiklehrer geweckt wurde, geht es unleugbar bergab, Verständniß für Malerei hat nie existirt und von Statuen, Antikensälen und dgl. auch nur zu sprechen gilt bei einem großen Theile unserer „guten Gesellschaft" geradezu als eine Verletzung des Sittlichkeitsgefühls. Vor Jahren wurde der Versuch gemacht, unserer Bevölkerung einigen Sinn für Malerei beizubringen; man brachte die in verschiedenen Sammlungen zerstreuten Gemälde zusammen und errichtete eine Galerie. Statt jedoch ihren Besuch dem Publicum möglichst bequem zu machen, beschränkte man die dafür gewährte Zeit auf gewisse Tage und gewisse Stunden und verlangte überdies Eintrittsgeld. Man vergaß vollständig, daß durch die Galerie das Interesse erst geweckt werden sollte und daß Niemand sich jene Tage und Stunden im Kopfe behält und außerdem noch Geld zahlt, außer wer sich bereits dafür interessirt. Die Folge davon ist, daß die Anstalt fast gar nicht besucht wird. Man erklärte ein Eintrittsgeld aus finanziellen Rücksichten unerlaßlich; aber damit hob man fast jeden Vortheil, den das Institut gewähren konnte, auf, und daß man nur ein paar Thaler einnehmen würde, hätte man sich voraussagen können.

Je geringer aber das Interesse für die Kunst bei uns ist, desto lebhafter ist der Antheil, den man an der Börse und ihren Operationen nimmt. Dieses Interesse ist allgemein, Vornehm und Gering, Jung und Alt kauft und verkauft, macht in Eisenbahnactien und Getreide, in Banknoten und Spiritus. Am lebhaftesten speculirt unsere Aristokratie, bei der es geradezu zum guten Ton gehört. Darin hat sie unsere Zeit begriffen, daß sie einsieht, wie das Gold diejenige Macht ist, vor der alle andern in den Staub gesunken sind; sich diese Gewalt anzueignen, ist ihr Hauptstreben, sie scheut dabei nicht die Verbindung mit Elementen, welche sie früher verachtet, nicht die Nothwendigkeit, auch den Schein von Dem fahren zu lassen, worauf sie ihre Bedeutung gestützt, den Schein der Noblesse, deren Wesen und deren Aeußerungen sich schließlich stets auf das Ueberordnen des Ideellen über das Materielle zurückführen lassen. Und nicht mühsam ersteigen will man den Sitz, auf welchem das goldene Kalb, der Götze unserer entgötterten Zeit, thront: durch Springen will man ihn erreichen, noch lieber durch Fliegen. Wir haben hier Cavaliere, die vom Spiel, andere, die durch Wetten auf ihre Fertigkeit im Schießen und dgl. leben, und zum Leben eines Cavaliers gehört bekanntlich nicht wenig. Das Alles will aber wenig sagen gegen die Aussichten, welche unser modernes Bankwesen eröffnet. Agiotage, dies Wort läßt Roulette und Pharao im Gefühl ihrer Geringfügigkeit erbleichen. Großartige Unternehmungen „zur Förderung der Industrie" sind schon seit lange vorbereitet, und die Ritter dieser Industrie scheinen zur Verwirklichung ihrer Wohlfahrtspläne nur noch die Entscheidung der Regierung abzuwarten, von welcher jedoch derartige Privilegien und Monopolisirungen, wie sie von vielen Handelsheroen Berlins und Breslaus gemeinsam angestrebt werden, kaum zu erwarten sind; ihre Haltung gegenüber dem Schwindel, welcher auf seinem Wege von Nordamerika über Paris auch an unsern Grenzen angekommen ist und Einlaß begehrt, ist doch für alle Freunde desselben bedrohlich ernst.

und werden daher wol manche Hoffnungen dieser Art zu Wasser werden. Ueber das Wesen eines Instituts, welches sich heute constituirt, des „Schlesischen Bankvereins“ berichte ich Ihnen später; an seiner Spitze stehen mehre unserer bedeutendsten Firmen, auch der frühere Minister Milde und unsere reichsten Magnaten, wie die Grafen Renard und Henckel-Donnersmarck. Während aber doch nur Diejenigen, welche noch etwas zu verlieren haben, sich an Börsengeschäften betheiligen und den Curszettel studiren, liest der Nichtsbesitzende — und die Zahl derselben ist auch bei uns im Steigen — mit eben solchem Interesse den Curs der Getreidepreise, der leider noch nicht merklich im Sinken begriffen ist, obgleich die Ernte auch in Schlesien ganz vorzüglich ausfällt und obgleich das Gerücht, daß noch immer beträchtliche Getreidevorräthe aufgespeichert liegen, nicht völlig grundlos zu sein scheint. Unsere Gutsbesitzer hoffen noch immer, daß trotz des reichlichen Ertrags die Preise nur mäßig sinken werden; sie hoffen es, weil nicht Wenige derselben ruinirt sind, falls nicht ganz außergewöhnliche Einnahmen sie retten. Mehrmalige aufeinanderfolgende Misernten haben sie derangirt; die furchtbaren Folgen der Rindviehpest geben ihnen den letzten Stoß. Daß diese Seuche nicht noch mehr um sich gegriffen hat, ist vorzüglich der Umsicht und Energie unsers Oberpräsidenten von Schleinitz zu verdanken, der sich hierbei um den Wohlstand unserer Provinz ein neues Verdienst erworben hat. Gegenwärtig ist die Krankheit bedeutend im Abnehmen begriffen.

Notizen.

Aus Bonn wird der in der Heilanstalt von Endenich in der Nähe von Bonn erfolgte Tod Robert Schumann's gemeldet. Bekanntlich wurde der Verstorbene vor einigen Jahren von einer Geisteskrankheit befallen, die nicht nur seiner künstlerischen Thätigkeit ein Ziel setzte, sondern ihn auch jedem geselligen Umgang entfremdete. Vergebens hofften seine Freunde längere Zeit auf seine Genesung: weder der sorgsamsten ärztlichen Behandlung noch der liebevollen Pflege der Seinen wollte es gelingen, die Wolke, die sein Bewußtsein umschattete, zu zerstreuen und so haben wir es, ähnlich wie einst bei Nikolaus Lenau, als eine gnädige Fügung des Schicksals zu preisen, daß ein rascher, schmerzloser Tod ihn seinen Qualen entrückt hat. Robert Schumann war 1810 zu Zwickau geboren; frühzeitig von der lebhaftesten Neigung zur Musik ergriffen, studirte er zu Heidelberg und Leipzig Philosophie und Kunstgeschichte, wobei jedoch immer die Musik der Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen blieb. Eine Zeit lang beabsichtigte er sich zum Klaviervirtuosen auszubilden; eine Fingerlähmung nöthigte ihn jedoch, diesen Plan aufzugeben und so widmete er sich ausschließlich der Composition, in Verbindung mit musikalischer Kritik und Theorie. Als Organ für diese beiden letztern sowie überhaupt für die neue Kunstrichtung, die er auch praktisch zu verfolgen suchte, gründete er in Leipzig die „Neue Zeitschrift für Musik“, die sich bald großen Einfluß und begeisterte Anhänger erwarb. Minder er-

folgreich waren seine Compositionen, bis er endlich auch auf diesem Gebiet theils durch seine Lieder, theils und besonders durch sein Oratorium „Das Paradies und die Peri" (1843) einen vollständigen und dauernden Sieg errang. Dagegen gelang es seiner Oper „Genoveva" (1847) nicht, sich Bahn zu brechen; sie wurde nur in Leipzig und auch hier ohne durchgreifenden Erfolg aufgeführt. Seit Anfang der vierziger Jahre mit der bekannten Klaviervirtuosin Klara Wieck, der Tochter seines Lehrers vermählt, legte er 1845 die Redaction der von ihm gegründeten Zeitschrift nieder und siedelte nach Dresden über. Von hier folgte er 1850 einem Ruf als Kapellmeister nach Düsseldorf; doch trat er von der Stelle bald wieder zurück und war eben im Begriff, im Verein mit seiner Gattin größere Kunstreisen anzutreten, als ihn jene beklagenswerthe Krankheit überfiel, von der ihn jetzt endlich der Tod erlöst hat. Seine kritischen und theoretischen Arbeiten wurden 1854 unter dem Titel „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker" in vier Bänden herausgegeben. — Noch ein zweiter Verlust, der die musikalische Welt getroffen, wird ebenfalls vom Rhein her gemeldet: in Köln starb, erst 27 Jahre alt, der Concertmeister des dortigen Orchesters und Lehrer an der Rheinischen Musikschule, Theodor Pixis, ein ausgezeichneter Violinvirtuose, dessen frisches, jugendkräftiges Talent noch zu großen Hoffnungen Raum gab. — In Prag starb Karl Hawliczek, berühmt als Führer und Hauptsprecher der böhmischen Slawenpartei. Hawliczek war 1821 in der Nähe von Deutschbrod im östlichen Böhmen geboren. Er studirte Anfangs Theologie, verließ die Universität jedoch, um eine Hauslehrerstelle in Rußland anzunehmen; hier soll er den Grund zu seinen spätern panslawistischen Ideen und Tendenzen gelegt haben. 1845 nach Prag zurückgekehrt, gründete er daselbst ein populär-belletristisches Blatt: „Wcela" (die Biene). Hawliczek war Meister des volksthümlichen Stils, sowol mündlich als mit der Feder verstand er auf unvergleichliche Art die Kunst, Massen in Bewegung zu setzen und so erfreute sich auch das von ihm herausgegebene Blatt bald eines außerordentlichen Wirkungskreises, infolge dessen er selbst zu einer Art politischer Macht heranwuchs. Auf ihrem Gipfel stand dieselbe im Sommer 1848, zur Zeit des berühmten (oder berüchtigten) prager Slawencongresses. Der Belagerungszustand, der späterhin über die Stadt Prag verhängt ward, nöthigte ihn, sein Blatt, das noch immer im größten Ansehen stand, unter dem veränderten Titel „Sloven" (der Slawe) nach Kuttenberg in Böhmen zu verlegen. Den unbequemen Schreier loszuwerden, stellte die Regierung ihn wegen Preßvergehens vor Gericht; allein die Geschworenen in Kuttenberg (denn auch in Oestreich gab es damals Geschworene) sprachen ihn frei und schon war die gehoffte Niederlage in einen neuen Triumph für ihn ausgeschlagen, als er plötzlich Nachts von Gendarmen aufgehoben und nach Brixen in Tirol abgeführt ward. Hier blieb er mehre Jahre „confinirt", ohne daß jedoch ein weiteres gerichtliches Verfahren gegen ihn erfolgt wäre; die Regierung sorgte sogar für seinen Unterhalt, blos schreiben durfte er nicht und nicht nach Böhmen zurückkehren. Endlich, vor etwa Jahresfrist, wurde ihm auch Letzteres verstattet; doch war er bereits ein gebrochener Mann und trug den Keim zu jener Krankheit in sich, der er denn jetzt auch nur allzu rasch erlegen ist.

In **Leipzig** ist „Caroline Neuber“, dramatisches Lebensbild von Ernst Ritter (pseudonym) kürzlich zum erstenmal gegeben worden, hat jedoch auch hier, trotz des localen Bodens, wie früher in Berlin und anderwärts, nur eine getheilte Aufnahme gefunden; die Willkür, mit welcher der Verfasser (oder nicht vielmehr die Verfasserin?) den geschichtlichen Stoff behandelt und ausgeschmückt hat, ist allzu groß, um nicht jedem mit der Geschichte unserer Literatur nur einigermaßen vertrauten Zuschauer ein peinliches Gefühl zu erregen. Auch Jordan's „Liebesleugner“ haben in **München** eine entschiedene Niederlage erlebt. Dagegen sind Franz Bacherl's vielbesprochene „Cherusker in Rom“ auf dem dortigen Lipperl-Theater nun wirklich zur Aufführung gekommen. Das Stück wird täglich und zwar gleich zwei mal hinter einander gegeben und jedesmal vermag das Haus kaum die Masse der Zuschauer zu fassen, welche herbeiströmen, um sich an dem Unsinn des (angeblichen) Stücks zu ergötzen und nebenher die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen, der regelmäßig in den Zwischenacten gerufen wird. Mit diesem Skandal, welcher der Neugier des Isar-Athen mehr Ehre macht als seinem Geschmack, hat denn nach unserm Dafürhalten die ganze klägliche Geschichte ihren würdigen Abschluß gefunden. In **Berlin** sind die Vorstellungen der Königlichen Bühne seit kurzem wieder eröffnet; doch gibt man vorläufig nur Ballets, die Wiedereröffnung der Oper und des Schauspiels soll erst gegen Ende August stattfinden. In **Wien**, wo vor einigen Wochen eine polnische Schauspielertruppe ziemliches Glück machte, geht man mit der Gründung eines ungarischen Nationaltheaters um.

Von **Wilhelm Zimmermann's** „Geschichte des großen Bauernkriegs. Nach den Urkunden und Augenzeugen“ erscheint bei Rieger in Stuttgart eine zweite ganz umgearbeitete Auflage. Schon in seiner ersten Gestalt, in der das Buch vor beiläufig 15 Jahren erschien, wurde es von der Kritik fast einstimmig als ein ebenso gründliches wie populäres Geschichtswerk anerkannt; es steht zu hoffen, daß diese neue verbesserte Ausgabe dazu beitragen wird, das gediegene und interessante Werk in immer größern Kreisen bekanntzumachen. Von B. G. Teubner in Leipzig, dem Verleger von Heinrich Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur. Mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller“ ꝛc., ohne Vergleich der reichhaltigsten und gründlichsten unserer Anthologien, wird ein neues Werk verwandten Inhalts angekündigt: „Deutsche Dichter von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Dr. **Friedrich Baldamus**. Mit Porträts und Facsimiles“. Das Werk wird in Lieferungen von 5—6 Bogen zum Preise von 5 Ngr. für die Lieferung im Format der Cotta'schen Sammlung der deutschen Classiker erscheinen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet und werden je 6—8 Lieferungen einen Band bilden; der zweite Band, die Zeit von Klopstock bis Schiller umfassend, soll zuerst erscheinen und noch vor Schluß dieses Jahres vollendet sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 34.** 21. August 1856.

Ostpreußische Herbsttage.

Von

Robert Prutz.

In einem längern Aufsatz, den diese Blätter kürzlich mittheilten, schilderten wir die „Festtage", die im Herbst 1842 am Rhein stattfanden: jene prächtigen militärischen Schaustellungen, die damals die Blüte aller europäischen Armeen um sich versammelten, jenes kölner Dombaufest, das mit seinen Erwartungen und Verheißungen Epoche machte in der Geschichte Preußens und Deutschlands, jenes Gastmahl zu Brühl, das mit seinen Reden und Trinksprüchen verhängnißvoll wurde für die gesammte preußische und deutsche Zukunft. Doch hatten wir schon bei jenen Schilderungen hinzuzusetzen, daß auch dieser Becher der Freude nicht ohne allen bittern Nachgeschmack blieb und daß den Lichtgestalten jener Tage andere folgten, die ihre Schatten weit in die nächsten Jahre hineinwarfen. Noch viel dunkler werden diese Schatten, wenn wir den Blick in die Zustände werfen, die inzwischen in einer entgegengesetzten Landschaft der preußischen Monarchie statthatten, wenn wir mit Einem Wort den „Rheinischen Festtagen" von 1842 die „Ostpreußischen Herbsttage" desselben Jahres gegenüberstellen.

Denn in der That, während die westlichen Provinzen des Reichs

in der früher geschilderten Weise in Freude und Jubel schwelgten, hatten in der östlichen Hälfte des Staats sich wieder allerhand Ereignisse zugetragen, welche die Stimmung immermehr verdüsterten. Besonders aber war die Unzufriedenheit in Ostpreußen, diesem eigentlichen Kern der Monarchie, in fortwährendem Steigen.

Und zwar war dieselbe eine zwiefache: die Bevölkerung, in deren Ohren noch immer der Antrag des Huldigungslandtags vom October 1840 und die verheißungsvolle Rede klang, mit welcher Friedrich Wilhelm IV. denselben beantwortet hatte, war unzufrieden mit dem langsamen, zögernden, rückwärtsschreitenden Gang der preußischen Regierung: und die Regierung ihrerseits war misgestimmt und argwöhnisch wegen der Misstimmung und des Argwohns, mit dem man sie in Ostpreußen betrachtete.

Es kamen verschiedene Umstände zusammen, welche dazu dienten, die Wachsamkeit der Regierung zu schärfen und ihren Unwillen zu steigern. Die Provinz Preußen, bisher so berühmt wegen ihrer Loyalität und Treue, schien es jetzt ordentlich darauf abgesehen zu haben, den Chorführer der Opposition zu machen, die sich in Preußen zu entwickeln begann. Ueberall, wo dem Gouvernement eine Schwierigkeit bereitet werden sollte, war sie gewiß an der Spitze; ja wenn die stille Glut des öffentlichen Misvergnügens einmal wegen Mangel an Stoff zu verlöschen drohte, gebt Acht, so konnte man sich darauf verlassen, daß gewiß über kurz oder lang von Ostpreußen ein Lüftchen herwehen würde, das sie zu neuen Flammen anfachte. Ostpreußen und namentlich Königsberg war in den Augen des damaligen preußischen Gouvernements der eigentliche Herd der öffentlichen Unzufriedenheit. In Königsberg war, wie eben erwähnt, jener Huldigungsantrag gestellt worden, der denn doch unzweifelhaft das Signal zu der ganzen verhängnißvollen Bewegung gegeben hatte, die sich jetzt auf keine Weise wollte eindämmen lassen; in Königsberg, der Vaterstadt Kant's, der langjährigen Stätte seiner Wirksamkeit, dem Ausgangspunkt der ganzen modernen Philosophie, wurzelte jener den gegenwärtigen Machthabern so verhaßte Rationalismus, wurzelten Unglaube und Skepticismus mit einer Zähigkeit, die selbst ein Hävernik nicht bewältigen konnte; in Königsberg hatte die Universität es gewagt (vgl. „Deutsches Museum“, 1856, S. 13 fg.), sich mit Hrn. Eichhorn, dem Minister des Königs, dem Diener seines Willens, für dessen Ehrenhaftigkeit der Monarch sich persönlich verbürgt hatte, und also mittelbar mit dem König selbst in offenen Zwiespalt zu setzen; in Königsberg, oder doch in seiner nächsten Nachbarschaft, lebte Hr. von Schön, dieser nächste Erbe der großen Stein'schen Gedanken, diese allgemeine Hoffnung der damaligen preußischen Liberalen — lebte Johann Jacoby, der Verfasser der „Vier Fragen“, lebte Ludwig Walesrode, dessen scharfe Feder

und glänzender Witz eben damals anfing, auch außerhalb Königsbergs Triumphe zu erringen; in Königsberg erschien die „Königsberger Zeitung", die es sich in einer eigenen Rubrik: „Inländische Zustände" betitelt, zu einem besondern Geschäft gemacht hatte, die innere Politik Preußens vom Standpunkt des neuesten Liberalismus aus zu beleuchten oder — was im Sinne der Regierung Dasselbe war — Unzufriedenheit und Misvergnügen auszusäen; in Königsberg erschien fast Woche für Woche eine Reihe kleiner leichtverständlicher politischer Flugschriften, die aller Vorsicht der Censur spotteten und auch die neugewährte Caricaturenfreiheit wurde nirgends — wie die Regierung sagte — so maß- und zügellos oder wie das Publicum sagte: so geschickt und tapfer ausgebeutet als in Königsberg.

War dies Sündenregister nicht lang genug? Und konnte man es der Regierung unter diesen Umständen verargen, wenn sie glaubte, Königsberg, sei es durch Milde, sei es durch Strenge, zur altgewohnten Loyalität zurückgeführt, heiße die preußische Opposition überhaupt entwurzeln und die so schmerzlich vermißte Einigkeit zwischen Volk und Regierung wiederherstellen?

Besonders da wir den schlimmsten und schwierigsten Punkt noch gar nicht einmal angeführt haben. Und der lag offenbar darin, daß Königsberg selbst bereits angefangen hatte, sich dieser seiner oppositionellen Stellung und noch mehr als das: seiner Stellung als Herd und Mittelpunkt der preußischen Opposition bewußt zu werden. Eben in diesem Sommer 1842 erschien in Königsberg ein Buch: „Königsberger Skizzen" von Professor Rosenkranz, durch welches, wenn es auch zunächst nur die socialen, wissenschaftlichen, künstlerischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten Königsbergs und seiner Bewohner übersichtlich schildern wollte, sich doch, bewußt oder unbewußt, die Tendenz hinzog, gleichsam den historischen und philosophischen Stammbaum des königsberger Liberalismus aufzustellen und aus Geschichte und Wissenschaft den Nachweis zu führen, daß Königsberg in der That berufen sei, an die Spitze der gegenwärtigen Bewegung zu treten. Der Name des Verfassers war in der Wissenschaft vom besten Klange, er war bekannt als ein Gelehrter von gründlichen und umfassenden Kenntnissen, ein eifriger und geistvoller Anhänger der jetzt geächteten Hegel'schen Philosophie, ein Mann von ausgedehnter, in bestem Sinne liberaler Bildung und zugleich von reinstem und liebenswürdigstem Charakter, kein eigentlicher Parteimann, aber von lebhafter Empfänglichkeit für alle großen guten Richtungen der Zeit. Daß ein solcher Mann, ein Gelehrter, ein Universitätsprofessor, es nicht unter seiner Würde fand, in die Arena der Tagesliteratur hinabzusteigen und gleichsam die Genesis des königsberger Liberalismus zu schrei-

ben, war eine für jene Zeit ganz neue und denkwürdige Erscheinung; es gab diesem Liberalismus selbst eine Bedeutung, sogar auch in den Augen der Gegner, welche man vereinzelten Zeitungsartikeln und Broschüren nicht zugestanden hätte und die das Selbstbewußtsein der königsberger Liberalen und damit auch ihre Thätigkeit nothwendig immer höher steigern mußte.

Und wirklich wurde diese Thätigkeit immer lebhafter und praktisch eingreifender. Schon begnügte man sich nicht mehr mit dem bloßen gedruckten Wort und der isolirten literarischen Einwirkung, sondern auch die ungleich größere Macht des gesprochenen Worts fing man an zu erkennen und zu benutzen. Einzelne königsberger Literaten, Lehrer, städtische Beamte und Andere fingen an, Vorträge zu halten, die sich, erst versteckter und mehr spielender Weise, dann immer offener und ernster mit den politischen Zuständen des Vaterlandes und der Nothwendigkeit einer Umgestaltung derselben beschäftigten. Anfangs wurden diese Vorträge in geschlossenen Gesellschaften gehalten, bald jedoch erweiterte sich der Kreis und wenn auch eine wirkliche unbedingte Oeffentlichkeit nach den bestehenden Polizeivorschriften nicht wohl möglich war, so wurde doch der Zutritt zu der neubegründeten Bürgerressource dermaßen erweitert und erleichtert, daß das ganze gebildete und freisinnige Publicum Königsbergs den bequemsten Antheil daran nehmen konnte. Bald erlangten die politischen Vorträge in der Bürgerressource und auf Böttcher's Höfchen einen Ruf, der sich weit über Königsberg selbst verbreitete; aus allen Gegenden der Provinz, von nah und fern, strömte man herbei, um einem solchen königsberger Meeting, wie man sie wol scherzweise nannte, beizuwohnen. Mochte auch viel bloße Neugier, sogar bei Einigen bloße Skandalsucht mit unterlaufen, so hinderte dies doch nicht, daß nicht auch einzelne tiefere und dauerhaftere Anregungen von hier ausgingen, die sich denn auch bald über die ganze Provinz fortpflanzten und der gesammten Stimmung derselben ein erhöhtes, fast leidenschaftliches Colorit gaben. Besonders eifrig war Elbing, zum Theil aus localen Gründen, die weit in die Vergangenheit zurückgriffen, sich dem königsberger Beispiel anzuschließen; wie hier bereits seit einigen Jahren in den „Elbinger Anzeigen" ein Blatt bestand, das nicht unglücklich mit den „Inländischen Zuständen" der „Königsberger Zeitung" wetteiferte, so wurden jetzt auch die königsberger politischen Vorträge, die Bürgerversammlungen ꝛc. nach Elbing übertragen und der ostpreußischen Opposition ein zweiter, fast noch gefahrdrohenderer Herd gegründet.

Hand in Hand mit dieser wachsenden politischen Aufklärung ging in Ostpreußen die religiöse und auch diese erstreckte sich hier auf Kreise, die sonst für gewöhnlich wenig davon berührt werden. Schon Rosenkranz, selbst Theolog und auf religiösem Gebiet nichts weniger als neuerungs-

süchtig, hatte in den eben erwähnten „Königsberger Skizzen“ sein Erstaunen darüber äußern müssen, daß er, „im Kreise seiner beschränkten Erfahrung“ ostpreußische Gutsbesitzer kennen gelernt, die „einen ganzen Winter consequent, Seite vor Seite, das «Leben Jesu» von Strauß durchgelesen, durchgesprochen hatten, ja nachher für ihre abweichenden Ansichten miteinander in Briefwechsel getreten waren“. Ja der Verfasser mußte bekennen, daß „wenn es nur sonst in der Absicht der Straußianer läge, sich als Confession zu constituiren, so würde sie in Ostpreußen keine Macht der Erde daran hindern können“. Auch die Nachricht von der Bildung jener berliner „Freien“, deren wir in einem frühern Aufsatz dieser Blätter (Jahrgang 1855, S. 914 fg.) erwähnt haben, hatte in Ostpreußen lebhafte Sensation erregt; es waren aus der Provinz Nachfragen nach Berlin ergangen, wie es sich eigentlich mit diesen „Freien“ verhalte und wenn Ostpreußen nicht schon damals „freie“ Gemeinden entstehen sah, so lag das wol zum großen Theil nur daran, daß jene berliner „Freien“ überhaupt gar nicht anders existirten als nur in der Phantasie eines müßigen Zeitungsschreibers oder allenfalls in der Anmaßung einiger berliner Gamins.

Erinnert man sich nun, wie verhaßt gerade diese religiöse Freisinnigkeit an entscheidender Stelle in Preußen war und daß man sich allenfalls wol mit dem politischen Liberalismus auf Unterhandlungen einlassen wollte, mit dem religiösen aber niemals und unter keinen Umständen, so wird man auch die Indignation begreifen, mit welcher diese Vorgänge höchsten Orts betrachtet wurden. Dieselbe wurde im Publicum als außerordentlich groß geschildert; man erzählte sich in der Provinz eine Aeußerung, die angeblich aus erlauchtem Munde stammen sollte und deren Sinn ungefähr in Kürze dahin ging, daß die ganze ostpreußische Opposition nur ein Machwerk der „Königsberger Juden und Judengenossen“.

Und vor diesen Juden und Judengenossen und ihrem unheilbringenden Einfluß den Staat zu retten, beschloß man denn auch die gewaltsamsten Mittel nicht zu scheuen. Den nächsten Angriffspunkt bot auch hier wieder die Presse. In der Presse sah jene büreaukratische Vornehmheit, welche den gesammten preußischen Staatsorganismus so tief durchdrungen hatte, daß selbst die romantischen Neigungen Friedrich Wilhelm's IV. und sein Widerwille gegen allen büreaukratischen Schematismus sie nicht auszurotten vermochten, — in der Presse, sage ich, sah die preußische Büreaukratie von jeher den wahren Feind aller staatlichen Ordnung, das wahre „Karnickel“, das überall „anfing“ und das diese ganze thörichte Unzufriedenheit, dieses ganze kindische Verlangen der Bürger, am Staate theilzunehmen, in die Welt gesetzt hatte. Hätte sie so ganz freie Hand gehabt, diese Büreaukratie, sie würde wenig Umstände mit

Verlegern und Schriftstellern gemacht haben, sie hätte am liebsten alle Zeitungen einfach confiscirt und nichts als Gesetzsammlung und Kreisblätter bestehen lassen. Aber die literarischen Neigungen des Königs wollten geschont sein; war man auch entschlossen, mit unerbittlicher Faust dazwischenzufahren, so mußte dieser Faust doch wenigstens ein Handschühchen übergezogen werden. Confiscationen und Verbote waren nicht im Sinne des neuen Regenten; wohlan, versuchen wir es auf administrativem Wege, versuchen wir es mit jenen berühmten, sprichwörtlich gewordenen preußischen „Schuhriegelungen". Sie wirken langsam aber sicher, geräuschlos aber kräftig; dem raschen, heftigen Angriff kann eine ebenso heftige Vertheidigung begegnen, dieses langsame unablässige Nagen dagegen fällt endlich den stärksten und kräftigsten Baum.

So begann, genau um die Zeit, da der König an den Rhein reiste, eine Reihe von Maßregeln gegen die ostpreußische Presse, die sämmtlich den Zweck hatten, dieselbe einzuschüchtern und zu hemmen und diesen Aufschwung der Geister, der hauptsächlich durch die Presse vermittelt worden war und der den leitenden Gewalten allmälig so lästig wurde, mit leiser, aber sicherer Hand niederzuhalten. Es war ordentlich, als ob man in Berlin die Abwesenheit des Königs abgewartet hätte, um mit diesen Maßregeln vorzugehen — oder auch vielleicht rechnete man auf das festliche Geräusch, das die rheinischen Feierlichkeiten erregten und hoffte, das Publicum, nach Westen lauschend, würde überhören, was sich inzwischen im Osten zutrug.

Auch hier wieder war es der Minister Eichhorn, der mit verhängnißvollem Muthe voranschritt oder, was noch schlimmer war, sich voranschicken ließ. Schon seit längerm galt es in Königsberg als ein offenes Geheimniß und auch in Berlin hatte man Kunde davon erhalten, daß die Mehrzahl jener Artikel, welche die „Königsberger Zeitung" unter der Rubrik „Inländische Zustände" brachte und die weit und breit soviel Aufsehen erregten, aus der Feder des Dr. Witt, Oberlehrers am dortigen Kneiphöfischen Gymnasium stammten und daß Hr. Witt überhaupt, wenn auch nicht der nominelle, doch der thatsächliche Redacteur der genannten Zeitung war.

Bereits im Winter 1841 hatten deshalb Verhandlungen mit demselben stattgefunden. Die Schule, bei welcher Hr. Witt angestellt war, gehörte der Stadt und stand unter der Aufsicht des königsberger Magistrats, sodaß man also von Seiten der Regierung nicht direct gegen ihn einschreiten konnte. Eine Auffoderung wegen Entlassung des Oberlehrers Witt aber, die sie bereits im Laufe des Winters an den Magistrat gerichtet hatte, war als völlig unmotivirt von dem letztern einfach abgelehnt worden. Man mußte also, wohl oder übel, den indirecten Weg einschlagen. Mitte Mai wurde Oberlehrer Witt vor das königsberger

Consistorium gefodert; dasselbe beschuldigte ihn, über seine literarischen Nebenbeschäftigungen die Pflichten seines eigentlichen Amtes zu versäumen und stellte ihm frei, zwischen diesem oder jenen zu wählen, d. h. entweder seinem Amt oder seiner politischen Schriftstellerei zu entsagen. Oberlehrer Witt war im Stande, durch bündige Zeugnisse der ihm zunächst vorgesetzten Behörde die Grundlosigkeit der wider ihn erhobenen Beschuldigung darzuthun; er bewies, daß er die Pflichten seines Amtes aufs sorgsamste erfülle und daß seine Vorgesetzten mit ihm vollständig zufrieden, sodaß also auch dieser Angriff abgeschlagen war.

Allein wann hätte büreaukratische Willkür ein Opfer, das sie einmal gezeichnet hat, losgegeben, weil es ihren Netzen nicht gleich auf den ersten Griff verfiel? Eins von Beidem mußte geschehen: Hr. Witt mußte entweder aufhören zu schreiben oder er mußte abgesetzt werden und da es sich nun nicht hatte wollen machen lassen, Hrn. Witt einzuschüchtern oder das Odium einer gewaltsamen Absetzung auf Andere zu wälzen — auch gut, Hr. Eichhorn war der Mann dazu, auch dies noch auf sich zu nehmen.

Am 12. September, also gerade an dem Tage des brühler Festmahls, wurde dem Oberlehrer Witt ein Rescript des Ministers Eichhorn mitgetheilt, worin ihm nochmals die Alternative gestellt ward, sofort entweder die Zeitungsredaction oder seine Oberlehrerstelle niederzulegen. Vielleicht hatte man gehofft, dem Angeklagten — denn das war er der That nach, wenn auch keine formelle Anklage stattgefunden hatte — in der ersten Bestürzung einen übereilten Beschluß zu entreißen. Allein Hr. Witt, von juristischen Freunden wohlberathen, weigerte sich, auf die ihm gestellte Alternative einzugehen; er erklärte das ganze gegen ihn beobachtete Verfahren für ungesetzlich und gab seine Absicht zu erkennen, den Weg Rechtens dagegen einzuschlagen.

Dieser Entschluß fand die lebhafteste Zustimmung der königsberger Bevölkerung. Hr. Witt war rasch der populärste Mann der Stadt geworden; schon eine Stunde nach dem Bekanntwerden des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens war ihm durch freiwillige Zeichnungen unter der Bürgerschaft eine Summe gesichert, welche seinem bisherigen amtlichen Einkommen gleichkam.

Wenige Tage später aber, am 16. September, wurde in der Versammlung der königsberger Stadtverordneten der Beschluß gefaßt, über den Minister Eichhorn, dessen Verfahren in dieser Angelegenheit auch ihr als ungesetzlich erschien, beim Könige Beschwerde zu führen. Zugleich beschloß die Versammlung, dem Oberlehrer Witt, der inzwischen von seinem Amte suspendirt worden war, für die Dauer dieser Suspension und bis zum gerichtlichen Austrag der Sache sein vollständiges Gehalt auszahlen zu lassen.

Dabei ergab sich noch ein eigenthümlicher Zwischenfall, der die Erbitterung, welche das Ganze hervorgerufen hatte, noch vergrößerte. Man wollte nämlich in Erfahrung gebracht haben, daß der Director des Kneiphöfischen Gymnasiums, Hr. Lucas, zwar auf die erste Anfrage des Ministers in Betreff des Oberlehrers Witt günstig für denselben geantwortet habe; als die Anfrage dann aber kurz darauf noch einmal und in dringenderer Form wiederholt worden sei, da habe Hr. Lucas wohl gemerkt, woher der Wind blase und sein Gutachten sei nun dahin ausgefallen, daß sich allerdings nicht leugnen lasse, wie der Umstand, daß Hr. Witt als Redacteur der „Königsberger Zeitung“ bekannt sei, schädlich auf die ihm anvertraute Jugend wirke.

Der Sturm, der sich infolge dessen gegen den Director Lucas erhob, war unbeschreiblich; die Caricaturen und Spottgedichte regneten gleichsam, zahlreiche Schüler wurden von ihren Aeltern der Anstalt, welcher ein Mann wie Hr. Lucas vorstand, entnommen und andern Schulen anvertraut und auch im Uebrigen gab das Publicum seine Abneigung gegen den Genannten auf die vielfachste und unverkennbarste Weise zu erkennen. Die Folge davon war, daß Hr. Lucas, bestürzt über diese Einstimmigkeit des öffentlichen Urtheils und unfähig, unter solchen Umständen sein Ansehen vor den Schülern zu behaupten, freiwillig von seinem Amte zurücktrat (20. September 1842).

Der Minister Eichhorn war über diesen eigenmächtigen Schritt des Hrn. Lucas sehr entrüstet und foderte ihn auf, denselben zurückzunehmen und in seinem Amte zu verbleiben. Hr. Lucas weigerte sich, indem er seine Stellung für unhaltbar erklärte und wiederholt um seine Versetzung von Königsberg nachsuchte.

In dieser wunderlichen Schwebe war diese Angelegenheit noch, als schon wieder ein neuer Streich fiel, welcher bewies, wie verhaßt den dermaligen Gewalthabern die königsberger Presse und wie fest sie entschlossen war, dieselbe auf eine andere Bahn zu bringen. Seit kurzem erschien in Königsberg unter dem Titel „Königsberger Literaturblatt“ ein Blatt allgemeinen literarischen Inhalts; der Herausgeber war ebenfalls ein königsberger Lehrer, Dr. Alexander Jung, ein ernster sinniger Geist, von stark ausgeprägter wissenschaftlicher Richtung, und demgemäß war auch die Haltung seines Blattes eine durchaus ernste und wissenschaftliche gewesen. Allein Hr. Jung gehörte der Hegel'schen Schule an, er machte Opposition gegen die neu auftauchende Schelling'sche Weisheit; wiewol selbst im Grunde seines warmen und schönen Herzens ein Stück Romantiker, konnte er sich doch mit der Art von Romantik, die jetzt in Preußen Staat und Wissenschaft beherrschen sollte, unmöglich einverstanden erklären, und so erschien denn in den letzten Tagen des

September ein Ministerialrescript, welches das Forterscheinen des „Königsberger Literaturblatt" untersagte.

Ueberhaupt war die Presse eben damals wieder der Gegenstand der ernsthaftesten Erwägungeu in den höchsten Regionen des Staats; der alte Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit, jenes Schwanken zwischen Zugeständniß und Verbot, zwischen Zügelung und Entfesselung, das die Geschichte der preußischen Presse während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV. so merkwürdig macht, zeigte sich wieder einmal deutlicher als seit langem. Am 4. October, also unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Rheinreise, unterzeichnete der König eine an das Staatsministerium gerichtete Cabinetsordre, durch welche, vorgreifend der „vom König angeordneten Revision der für das Censurwesen in den preußischen Staaten bestehenden Verordnungen und Verwaltungsformen", die Presse schon jetzt „von einer durch Bundesgesetzgebung nicht gefoderten Beschränkung" befreit ward, indem nämlich „die in den preußischen Staaten erscheinenden Bücher, deren Text mit Ausschluß der Beilagen 20 Druckbogen übersteigt, wenn sowol der Verfasser als der Verleger auf dem Titel genannt ist, der Censur ferner nicht mehr unterworfen sein sollten".

Einige Tage später, am 14. desselben Monats, dem Jahrestage der Jenaer Schlacht, unterzeichnete der König eine andere Cabinetsordre, durch welche sämmtliche Oberpräsidien der Monarchie angewiesen wurden, die Gegenwirkung gegen schlechte, für den öffentlichen Geist verderbliche Bestrebungen eines Tagesblattes nicht blos den andern, von einem bessern Geiste geleiteten Blättern zu überlassen und nur von ihnen zu erwarten: sondern „eben da, wo das Gift der Verführung eingeschenkt worden, müsse es auch unschädlich gemacht werden, das sei nicht nur Pflicht der Obrigkeit gegen den Leserkreis, dem das Gift geboten worden, sondern es sei dies auch unter allen Mitteln das wirksamste, die Tendenzen der Täuschung und der Lüge, wo sie sich zeigten, zu vernichten, indem man die Redactionen zwinge, das Urtheil über sich selbst zu veröffentlichen". Der König habe es darum „misfällig bemerkt", daß dies „ebenso rechtmäßige als nothwendige" Mittel, Ausartungen der Presse zu zügeln, bisher „wenig oder gar nicht" angewendet worden. Sofern die bisherigen Gesetze die Verpflichtung der inländischen Zeitungen zur unweigerlichen Aufnahme aller unter amtlicher Autorität ihnen zugesandten thatsächlichen Berichtigungen und zwar ohne alle Anmerkungen und einleitende Betrachtungen, nicht genügend festgestellt haben sollten, erwarte der König von dem Staatsministerio „vörderſamst" die Vorschläge zu der nöthigen Ergänzung derselben. Sollten dieselben jedoch für den angegebenen Zweck schon jetzt ausreichen, so sei es des Königs Wille, daß dieselben auch zum Schutz des Rechts und der Wahrheit der

königlichen Behörden kräftig gehandhabt würden und werde dies nächst den Ministerien selbst insbesondere der unmittelbaren Sorgfalt der Oberpräsidenten empfohlen, denen das Staatsministerium die Weisungen deshalb zu ertheilen habe. „Je ernster", hieß es dann noch am Schluß, „es dem König am Herzen liege, daß der edeln, loyalen, mit Würde freimüthigen Gesinnung, wo sie sich kundgeben möge, die Freiheit des Worts nicht verkümmert, der Wahrheit das Feld der öffentlichen Besprechungen so wenig als möglich verschlossen werde, desto unnachsichtiger müsse der Geist, welcher Waffen der Lüge und Verführung gebrauche, daniedergehalten werden, auf daß die Freiheit des Wortes unter dem Misbrauche desselben nicht um ihre Früchte und ihren Segen betrogen werden könne." —

Gleichzeitig haben wir hier noch über einen Vorfall zu berichten, der sich in den letzten Tagen des September zutrug und der aufs neue darthat, wie wenig, trotz des königlichen Wortes, das für ihn eingesetzt worden, Hr. Eichhorn geeignet war, das königliche Ansehen und die Würde der Majestät zu repräsentiren. Schon bei Gelegenheit des Besuchs, den er einige Monate zuvor der Universität Breslau abgestattet, hatte es sich (wie früher erzählt) gezeigt, daß auch Hrn. Eichhorn seit einiger Zeit die Neigung überkommen, öffentliche Reden zu halten und in Ansprache und mündlichen Auseinandersetzungen die Wege zu bezeichnen, welche die Wissenschaft, nach dem Dafürhalten des preußischen Cultusministers, gehen und nicht gehen sollte. Der breslauer Versuch war, wie der Leser sich erinnert, nicht eben zum glücklichsten ausgefallen; ein zweiter, den Hr. Eichhorn bald darauf in Wittenberg machte, verlief noch weit unglücklicher und brachte eine noch weit üblere Wirkung hervor.

Am 29. September des oftgenannten Jahres feierte das wittenbergsche Predigerseminar, das 1817 von Friedrich Wilhelm III. zum Andenken an den großen wittenbergschen Reformator gestiftet worden war, das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens. Hr. Eichhorn verherrlichte die Feier durch seine Gegenwart und benutzte die Gelegenheit, in einer längern Rede die Grundsätze zu entwickeln, denen er bei Ausübung seines Amtes in Beziehung auf die lutherische Kirche sowie auf die Wissenschaft im Allgemeinen folge. Im Eingange seiner Rede beklagte der Minister sich über das Schicksal, das ihm widerfahre, als ein Gegner der Lehrfreiheit dargestellt zu werden, da er doch im Gegentheil ein Anhänger und Beschützer der vollkommensten Lehrfreiheit sei, vorausgesetzt nämlich, daß dieselbe keinen Versuch mache, die einmal festgesetzten Schranken des Offenbarungsglaubens zu überschreiten. Denn dieser allerdings müsse vor allem Andern geschützt und aufrechterhalten werden; die menschliche Vernunft, ohne Hülfe der Offenbarung, sei unzulänglich, die Wahrheit zu erkennen. Auf diese Ueberzeugung lebe und sterbe er

und in diesem Sinne sei auch seine Amtsführung „keineswegs indifferent, sondern parteiisch, ganz parteiisch".

Sodann zu der Frage wegen der Union übergehend, die in der jüngsten Zeit die Gemüther mehr und mehr in Bewegung setzte und die namentlich von einer gewissen ultrapietistischen Fraction zu den gehässigsten Angriffen und Beschuldigungen gegen die bestehende Landeskirche und die ihr aus ehrlicher Ueberzeugung anhängenden Geistlichen, ja selbst gegen das Andenken Friedrich Wilhelm's III. ausgebeutet ward, bemerkte der Minister, daß es durchaus nicht die Absicht der Union sei, „die dogmatischen Unterschiede aufzuheben oder zu verwischen noch neue Symbole einzuführen", vielmehr wolle sie „auf Grund der ältern Symbole die theologische Wissenschaft fördern". Freilich lasse sich durch äußerliche Mittel der evangelischen Kirche nichts aufbringen, „und auch er sei weit von Dergleichen entfernt", indem er „die volle Ueberzeugung habe, daß die evangelische Kirche sich nur von innen heraus entwickeln müsse". Aber „ebendeshalb" und weil er diese „volle Ueberzeugung" habe, lasse er — etwa die verschiedenen Richtungen der evangelischen Wissenschaft frei gewähren? Allerdings konnte jeder Mensch mit gesunden Sinnen auf einen solchen Vordersatz nur eine solche Schlußfolge erwarten — aber nein, die Logik des Hrn. Eichhorn concludirte anders: eben deshalb lasse er auch soeben eine neue Kirchenordnung anfertigen, welche sich „durchweg in den Grenzen der Foderungen der lutherischen Kirche halten" und „die jedem evangelischen Geistlichen sowie jeder Gemeinde zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht werden soll".

Nun wahrhaftig, das war doch eine Logik im Munde eines preußischen Cultusministers „zum Katholischwerden", wie es im Sprichwort heißt! Jener „gehemmte Fortschritt und geförderte Rückschritt", von dem der berliner Volkswitz sprach, oder jenes alte classische „hölzerne Eisen" Lichtenberg's, konnte es prägnanter ausgedrückt werden als durch diese Eichhorn'sche Schwärmerei für die Freiheit der Wissenschaften, die aber „parteiisch, durchaus parteiisch" gehandhabt werden — oder durch diese vollkommenste Lehrfreiheit, die aber die Schranken des Offenbarungsglaubens nicht überschreiten — diese Union, die sich nach den Symbolen der alten Kirche richten — diese selbständige Entwickelung der evangelischen Kirche, für die aber doch sofort eine neue, streng nach den Foderungen der lutherischen Kirche gearbeitete Kirchenordnung in Bereitschaft stehen muß?!

Ein unauslöschliches Gelächter aller Einsichtigen und Sachverständigen empfing diese Erklärung des preußischen Cultusministers. Aber ebenso unauslöschlich war die Erbitterung und der Unwille, welche sie erregten; die Heiterkeit, welche die naiven Widersprüche des Hrn. Eichhorn erregten, war groß, aber noch weit größer war die Scham des

Patrioten, der die Ehre der preußischen Wissenschaft und damit die Ehre des preußischen Staats selbst in solche Hände gelegt sah.

Eine eigenthümliche Perspective erhielten diese Betrachtungen noch durch einen Todesfall, der sich in eben diesen Tagen zutrug und der, obwol der Mann, welchen er hingerafft, in Wahrheit schon seit Jahren zu den Todten gehörte, doch eine peinliche Sensation erregte. Am 16. September starb zu Charlottenburg, wo er seit einiger Zeit in tiefster Verschollenheit lebte, der Geheime Oberregierungsrath von Tzschoppe, bekannt oder vielmehr berüchtigt durch den Eifer, mit welchem er sich zum immer bereiten Werkzeug jener Polizeiwillkür und namentlich jener Demagogenverfolgungen hergegeben, welche einen so düstern Schatten auf die letzte Regierungshälfte Friedrich Wilhelm's III. geworfen hatten. Hr. von Tzschoppe war im Lauf der zwanziger und namentlich der dreißiger Jahre einer der einflußreichsten und thätigsten Beamten des preußischen Staats gewesen; von der Pike auf dienend, von bürgerlicher Abkunft, hatte er durch die unverwüstliche Geschmeidigkeit, mit welcher er sich jedem Befehl, ja jedem leise geahnten Wunsch, der von oben herabkam, fügte, sowie durch die eherne Stirn, mit welcher er diese Befehle und Wünsche nach untenhin auf das härteste und ungerechteste zur Ausführung brachte, sich rasch zu den wichtigsten und einflußreichsten Aemtern des Staats und endlich sogar auch in den Adelstand emporgeschwungen. Anfangs hauptsächlich bei den demagogischen Untersuchungen, unseligen Andenkens, beschäftigt, war er allmälig bis zum Geheimen Oberregierungsrath und Director im Ministerium des königlichen Hauses sowie gleichzeitig zum Director des Staatsarchivs und provisorischen Präsidenten des Obercensurcollegiums emporgerückt: Stellungen also, welche ihm gestatteten, nicht nur in die Praxis der Verwaltung, sondern auch in die Entwickelung der Wissenschaft sowie überhaupt in den Gang der öffentlichen Meinung in Preußen aufs wirksamste einzugreifen.

Und er benutzte diese Gelegenheiten mit einem Eifer und einer Rührigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Hr. von Tzschoppe war der vollendetste Ausdruck der Polizeiwirthschaft, wie sie in der damaligen Abgeschlossenheit des preußischen Staatslebens, bei der Heimlichkeit der Gerichte, gegenüber einem bevormundeten und über seine wichtigsten Angelegenheiten absichtlich in Unwissenheit erhaltenen Volke nothwendig hatte entstehen müssen. Er war nicht aus dem harten festen Holz der Alba, auch fehlte ihm dazu die Großartigkeit des Schauplatzes: aber ein Domingo des 19. Jahrhunderts zu sein, auf diese Ehre hatte er allerdings den gegründetsten Anspruch. Es war in Hrn. von Tzschoppe ein wahrer Fanatismus der Polizeigewalt; alle jene kleinen finstern Mittel, deren dieselbe sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient und vielleicht bedienen muß, das Aushorchen, das Spioniren, das De-

nunciren, das Einschüchtern, das Umgehen von Gesetz und Recht — es wurde von ihm Alles mit einer wahren Virtuosität, gleichsam wie eine freie Kunst betrieben, man merkte dem Manne dabei ordentlich an, wie wohl es ihm that und wie behaglich er umherplätscherte in diesen trüben unsaubern Wogen. Freilich genoß Hr. von Tzschoppe dafür auch die Auszeichnung, der gründlichst gehaßte Mann in Preußen zu sein; sein Name, unvertilgbar eingebrannt den unglücklichen Opfern der damaligen Demagogenfurcht, war wie ein Fluch und unzählige Familien von einem Ende Preußens bis zum andern, Familien, denen Hr. von Tzschoppe den Trost und die Stütze ihrer Zukunft geraubt hatte, schauderten zusammen, wenn er genannt ward.

Mit dem Thronwechsel im Jahre 1840 war die Allmacht des Hrn. von Tzschoppe gebrochen worden. Ein Regent, der seine Herrschaft mit einer allgemeinen Amnestie der politischen Gefangenen eröffnete, der Arndt auf den Lehrstuhl zurückberief und dem alten Jahn die Freiheit seiner Bewegung wiedergab, konnte unmöglich unter den ersten Würdenträgern des Staats einen Hrn. von Tzschoppe dulden; mit dem System mußten auch seine Werkzeuge fallen oder doch wenigstens diejenigen unter ihnen, die sich so schamlos hatten brauchen lassen wie Hr. von Tzschoppe, und so wurde er bald nach dem Regierungsantritt des neuen Königs von seinen sämmtlichen Aemtern entlassen. Dieser Schlag wirkte zerschmetternd auf den ehrgeizigen und hochfahrenden Mann; er, der sich so viele Jahre seines Lebens ein wahres Gewerbe daraus gemacht hatte, Andere unglücklich zu machen, konnte es jetzt nicht ertragen, nicht mehr im vollen Sonnenschein der königlichen Gunst zu stehen. Hr. von Tzschoppe verlor den Verstand; er, der auf so manches unschuldige Opfer die Schergen der Willkür gehetzt hatte, irrte jetzt auf einsamen Spaziergängen durch Wald und Feld, sich von Gendarmen verfolgt wähnend und mit jammernder Stimme die Verdienste aufzählend, die er sich um den Staat erworben und die ihn nun doch, wie er wähnte, nicht retten sollten vor diesem Kerker, in den er selbst so viele Unschuldige gesendet. Ein andermal wieder glaubte er in seinen Delirien Zwiegespräche mit dem verstorbenen König zu führen; die Schattengestalt des verewigten Monarchen verlieh ihm einen hohen Orden nach dem andern, als Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit, und der unglückliche Kranke verbeugte sich gegen die leere Luft und stammelte seinen unterthänigsten Dank und verfiel, wenn er endlich das letzte und höchste Ordenszeichen erhalten zu haben wähnte, in ein apathisches Lächeln der Zufriedenheit. In wenigen lichten Momenten erkannte er dann freilich das ganze Elend seiner Lage und mit strömenden Thränen soll er dann gerufen haben: „Wie werden meine Kinder in den Schulen fortkommen, da sie meinen Namen tragen!“

Von solchen Leiden erlöste ihn endlich der Tod. Die Nachricht davon brachte im Publicum, wie schon gesagt, eine lebhafte Bewegung hervor; selten hatte die Nemesis sich so vollständig erfüllt, selten, wenigstens in unsern civilisirten Tagen, war ein Mann, der seine Gewalt so misbraucht, von der Höhe derselben so herabgestürzt worden, um so im Elend zu enden. Es lag nahe, von diesem Fall eine Anwendung zu machen, welche den Eindruck desselben noch vergrößerte. Auch Hr. von Tzschoppe hatte sich stets nur als einen treuen Diener seines Königs dargestellt, auch er hatte nie ein eigenes politisches System gehabt und wenn er Alles, was nach Freiheit, Deutschthum sowie überhaupt nach selbständiger Gesinnung aussah, mit roher Schadenfreude verfolgte, so geschah dies nicht, weil er selbst ein Schwärmer für Reaction und Absolutismus war, sondern nur, weil er diesen Weg für den sichersten hielt, sich in der Gunst seiner Obern zu erhalten; er war immer nur der Miethling der Gewalt gewesen, ohne eigene Kraft, ohne Willen, ohne Ueberzeugung, und so mußte er rettungslos zusammenbrechen, da die Gewalt ihn fallen ließ.

Ja wahrlich, es war mehr als ein bloßer Zufall, daß dieser Mann gerade in diesen Tagen und auf diese Weise starb: es war ein Memento, zugerufen allen Denen, die etwa die Neigung verspürten, auf seinen Wegen zu wandeln, wenn auch in mildern Formen. Zugleich aber war es auch ein Trost für die unterdrückten Hoffnungen des Volks und ein Unterpfand dafür, daß Knechtssinn und Lohndienerei niemals im Stande sind, den ewigen Gang des Rechts und der Freiheit aufzuhalten.

Ein neuer Shakspeare-Erklärer.

Von

Jakob Richter.

„Shakspeare. Sein Geist und seine Werke. Ein Führer für die Leser und Freunde des Dichters von Eduard Hülsmann" (Leipzig, O. Wigand).

Gegenüber den zum Theil sehr ausführlichen und umfangreichen Werken, die wir über Shakspeare besitzen, würde ein Buch von geringerm Umfange, das die bisher gewonnenen Resultate zu bequemer Uebersicht vereinigte, gewiß Vielen höchst willkommen sein. Ein Buch dieser Art hofften wir in der obengenannten Schrift von Hülsmann zu finden. Denn wie der Verfasser ganz richtig sagt: viele Leser, „wiewol das Bedürfniß eines Führers anerkennend, haben weder Zeit nach Lust, sich durch bändereiche Commentare und ausführliche Monographien über

einzelne Stücke hindurchzuarbeiten". Allein damit nicht zufrieden, behauptet er weiterhin sogar, daß eine genaue Auseinandersetzung der einzelnen Charaktere bei einem so ausgezeichneten Menschenkenner und Darsteller wie Shakspeare ist, wie sie von Gervinus in der That geliefert worden, geradezu vom Uebel sei; das erste, „klare, lebensvolle Bild", behauptet er, „verwische sich durch die Analyse wieder, und man könne sich, wenn man soeben warm vom Dichter herkomme, bei dessen Erklärer und Kritiker eine gehörige Abkühlung holen". Mit dem Letztern hat es wol seine Richtigkeit: aber nur insofern eben jede Gefühlswärme, jede Leidenschaft durch das Aussprechen und Besprechen derselben erkältet. Darum ist auch die Abkühlung, die infolge des Erklärens und Kritisirens eintritt, nicht die Schuld des Erklärens und Kritisirens, sondern die des Worts überhaupt, dessen Natur es ist, daß dadurch das Innere geäußert und entäußert wird. Zugleich liegt aber auch im Worte allein die Klarheit des Gegenstandes; jede Vorstellung überhaupt wird erst dadurch klar, daß sie äußerlich wird, sei es als Gegenstand, als Bild, als Wort. Natürlich ist damit nicht gesagt, als ob man nun jede Vorstellung sich malen oder laut aussprechen müsse, wohl aber haben wir von Allem, was wir uns klar vorstellen, ein deutliches Bild in uns, und was wir klar gedacht haben, das haben wir auch in uns ausgesprochen. Wenn deshalb der Verfasser sagt, durch die Analyse werde das klare Bild verwischt, so können wir davon nur soviel zugeben, daß allerdings der erste Eindruck durch dieselbe verändert, möglicherweise auch umgestoßen, verwischt, abgekühlt wird. Aber der erste Eindruck ist keineswegs der klarste, und noch weniger der lebensvollste, sondern im Gegentheil der dunkelste und an Vorstellungen und Gedanken (d. h. hier an Leben) ärmste, der inhaltloseste; erst der Inhalt an Vorstellungen und Gedanken, den wir durch die Analyse und Erklärung eines Gegenstandes gewinnen, dieser erst ist es, der uns den Gegenstand zu einem klaren, inhalts- und damit eben lebensvollen Bilde macht. Das Anpreisen des ersten Eindrucks und das Verwerfen der Analyse ist in der That nichts weiter als die beliebte Berufung an das Gefühl, das man in sich selbst trage und sich nicht durch die kalte Kritik wolle zerstören lassen. Aber einmal weiß man, daß in der Unklarheit des Gefühls alle Gedanken zugrunde gehen, und zweitens ist es bei Shakspeare wie überhaupt in der dramatischen Poesie am allerwenigsten gerechtfertigt, an das Gefühl zu appelliren. Bei der Lyrik oder bei der Musik mag das etwa angehen, im Drama aber, wo es sich darum handelt, die Wahrheit der Situationen und der oft bis an die äußerste Grenze des Menschlichen fortschreitenden Charaktere zu verstehen, da können wir nur dankbar sein für ein Werk, wie es uns Gervinus gegeben

hat, das die detaillirteste Analyse auch der unbedeutendern Personen in den Dramen Shakspeare's nicht verschmäht.

Daß Shakspeare bei den Franzosen kein Glück gemacht hat, erklärt der Verfasser aus dem „Abgerundeten, Abgezirkelten des französischen Drama". Wol mag dies unter den Gründen mitzählen: der eigentliche und tiefere Grund aber liegt doch in dem französischen Charakter überhaupt, der, sich gern mit dem Scheine begnügend, in der Poesie das Dressirte und Gekünstelte liebend, sich gegen den wahrhaft sittlichen Ernst, die eiserne Consequenz und die Derbheit Shakspeare'scher Charaktere nothwendig ablehnend verhalten muß. Aber eben dieselben Eigenschaften Shakspeare's — Eigenschaften, die man wol als einen Ausfluß des germanischen Charakters überhaupt bezeichnen darf — gerade dieselben sind es, welche ihn in Deutschland zu dem Ansehen gebracht haben, dessen er bei uns genießt. Es ist keine Frage, welchem von beiden der Preis gebühre: der nachgeäfften Classicität, in der die Franzosen das Höchste der Kunst erblicken, oder der tiefen Wahrheit, womit von Shakspeare die innersten und geheimsten Gedanken des Menschen bloßgelegt werden. In der classischen Kunst ist schön nur das Schickliche und schicklich nur das Göttliche, in der modernen dagegen ist alles Menschliche zugleich schön. Deshalb in jener nur Göttergestalten, in dieser aber der Mensch, behaftet mit allen Leidenschaften, Tugenden und Lastern seines Geschlechts, ohne Hülfe der Götter, frei auf sich selbst gestellt und aus seiner eigenen Brust hervorholend den Antrieb zum Guten oder Bösen. Diesen durchaus menschlichen Charakter in seiner höchsten Freiheit und Vollendung finden wir bei Shakspeare. Was andere Dichter im Gebiete des Drama geleistet haben, ist mehr oder weniger vom classischen Geiste angeweht. Unser deutsches Drama, wie Schiller und Goethe es gestaltet haben, ist daher auch mehr als der künstlerische Abschluß unserer vorausgegangenen Bildungsperiode zu betrachten denn als das Vorbild für die Zukunft. In Shakspeare dagegen ist das moderne Drama, welches das Menschliche zu seinem Inhalte hat, rein und unvermischt verwirklicht, deshalb das Vorbild Dessen, was die dramatische Poesie künftig zu leisten hat. Kann man sich nun bei dieser Auffassung Shakspeare's noch wundern, daß derselbe bei den Franzosen kein Glück macht, ein um so größeres dagegen bei uns? Und in dieser Hinsicht können wir denn auch durchaus nicht einstimmen, weder in die Klage, welche der Verfasser über Shakspeare's angebliche Unpopularität erhebt, noch in Betreff des Grundes, aus welchem er dieselbe erklären will: nämlich weil das Außerordentliche zu erfassen nicht Jedermanns Sache sei. Gewiß darf man mit Recht behaupten, daß Shakspeare ebenso viel gelesen und dargestellt wird als irgendein anderer Dichter, und auch davon abgesehen, ließen sich für die stets wachsende Popularität desselben wol noch mancherlei Zeugnisse anfüh-

ren. Wenn aber, wie der Verfasser ebenfalls sagt, auf geistigem Gebiete Verwandtes nur von Verwandtem erfaßt wird, so ist diese wachsende Popularität des unsterblichen Dichters gewiß ein erfreuliches Zeichen; der männliche, freie und energische Geist, welcher die Shakspeare'schen Dramen durchweht, ist ein Beispiel und Vorbild, das unserer Zeit ganz besonders noththut, wie es nicht leicht sonstwo wiederzufinden. Hält die Popularität Shakspeare's bei alledem doch gewisse Schranken inne, so ist der Grund davon wol zu suchen einmal in der Schwierigkeit, die Dramen desselben auf die Bühne zu bringen, und dann darin, daß wir ihn meist nur in der Schlegel'schen Uebersetzung kennen lernen, welche, obgleich vortrefflich, doch, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs selbst zugesteht, viele Schwierigkeiten und Dunkelheiten bietet.

An einer andern Stelle sagt der Verfasser, Shakspeare führe auch die Geisterwelt, die Kreise der Hexen und Schicksalsschwestern uns vor Augen, „und das Alles mit einer solchen Wahrheit, daß, wenn diese Geschöpfe der Einbildungskraft wirklich existirten, sie sich gerade so benehmen würden, als sie sich bei Shakspeare benehmen". Hierüber mögen einige Worte erlaubt sein. So sonderbar auch diese Auffassung ist, so ist sie doch keineswegs neu; es ist eine wunderliche Logik, und doch hört man sie alle Tage: wenn es Gespenster gäbe, müßten sie sich so und so benehmen; wenn es lebendige Wesen auf dem Monde gäbe, müßten sie so und so aussehen; wenn der Himmel nicht blau wäre, müßte er so oder so gefärbt sein. Da es nun aber nach des Verfassers eigenem Zugeständniß keine Gespenster, Hexen u. s. w. gibt, so ist eben im Reiche der Einbildung alles Mögliche möglich. Es leuchtet mithin auch ein, wie schwierig eine wahrheitstreue Auffassung der Hexen und Gespenster sein müsse; wie verschieden in der That die Ansichten darüber sind, ob die „Geister" z. B. essen, das geht aus der Geschichte jenes Narrn hervor, welcher sich einbildete, ein Geist zu sein und deshalb nicht essen wollte, sich aber dadurch curiren ließ, daß der Arzt sich ebenfalls für einen Geist ausgab und ihm thatsächlich bewies, daß die Geister recht wohl essen und trinken könnten. Soll also der obige Ausspruch des Verfassers einen richtigen Sinn haben, so muß er dahin eingeschränkt werden, daß Shakspeare auch die nebelhaftesten Gestalten mit Wahrheitstreue zu zeichnen verstehe. Worin besteht nun hier die Wahrheitstreue? Erstens darin, daß jene Geschöpfe der Einbildung nur dann erscheinen, wenn die Situation es erfodert und zweitens nur so handeln und sprechen, wie es die jedesmalige Situation bedingt. In dem Zusammenhange, der sie mit dem Ganzen verbindet, besteht ihre Wahrheit und dadurch allein sind sie als durchaus nicht überflüssige, sondern noth-

wendige Zuthat gerechtfertigt. Wollte man etwa behaupten, Shakspeare habe an diese Wesen geglaubt? Es ist versucht worden, aber gewiß mit Unrecht. Dagegen die Personen, welche solche Erscheinungen haben, die haben daran geglaubt. Aber auch diesen Personen erscheinen sie nur dann, wenn ihre Gemüthsverfassung sie dessen fähig macht, und so sind die erscheinenden Geister nichts als der erscheinende Ausdruck des tief erregten Innern. Etwas anders freilich verhält es sich in einigen Lustspielen, wie z. B. im „Sommernachtstraum" und im „Sturm". Denn da sind wir ganz im Gebiete des Märchens und im Märchen ist bekanntlich jeder „romantische Quark" erlaubt.

Ein anderer Punkt, welchen der Verfasser in dem allgemeinen Theile des vorliegenden Buchs bespricht und dem wir ebenfalls nur unter Vorbehalt zustimmen können, ist seine Auffassung der Shakspeare'schen Nemesis. „Eine Grundidee", heißt es S. 17, „welche sich durch alle Shakspeare'schen Trauerspiele hindurchzieht, ist die Nemesis, die rächende Nemesis. Sie ist so innig mit dem Geiste des Dichters verwachsen, daß auch da, wo die Rachegöttinnen, die Schicksalsschwestern die Hauptrolle nicht spielen, sie im dunklen Hintergrunde erscheinen, verwaltend ihr furchtbares Amt. Nicht blos in großen, erschütternden Begebenheiten, in den Hauptcharakteren, in den eigentlichen Katastrophen läßt er diese Idee hervortreten und sich verwirklichen, auch in Nebenrollen, in kleinen, minder wichtigen Ereignissen. So tief ist sie seiner ganzen Denkweise imprimirt, so geläufig ist sie ihm geworden. Nichts Anderes als eine Personification dieser Idee sind die Geister, welche er auf die Bühne bringt." Hierbei ist der Unterschied, um mich so auszudrücken, zwischen der antiken und der modernen Nemesis ganz außer Acht gelassen. Der wesentliche Charakter des modernen, nicht classicirenden Drama ist gerade der, daß es keine Nemesis als transcendentes Wesen gibt, welches dem Menschen sogar die unbewußte Schuld anrechnet, sondern der Mensch begeht die Schuld aus eigener Machtvollkommenheit und ruft daher auch selbst die Rache auf sein Haupt. Und die erscheinenden Geister sind nicht die Personification der Strafe, sondern der Schuld, welche der Mensch in seinem Bewußtsein trägt; sein Schuldbewußtsein läßt ihm keine Ruhe. Eine Ausnahme ist Hamlet. Denn er trägt keine Schuld des begangenen Verbrechens, sondern er soll dasselbe rächen. Er hat wol schon vorher eine Ahnung davon, aber zur Gewißheit steigert sich dieselbe erst mit der Erscheinung seines Vaters. Man darf auch hier behaupten, diese Erscheinung ist nichts als der Ausdruck von Hamlet's Gedanken; motivirt aber ist sie durch den Charakter Hamlet's, welcher nicht aus eigener Kraft zur Klarheit und zur That kommen kann, sondern dazu eines äußern Anstoßes bedarf.

In einigen andern Stücken des allgemeinen Theils kann ich dem Verfasser nur beistimmen, namentlich in Dem, was er über den sittlichen

Geist sagt, ferner über die poetische Gerechtigkeit Shakspeare's, sowie über die Mischung des Tragischen und Komischen in seinen Trauerspielen.

Was nun zweitens den speciellen Theil betrifft, die Besprechung der einzelnen Stücke Shakspeare's, so beschränke ich mich auch hier auf wenige Punkte, welche das Buch jedoch hinlänglich charakterisiren werden.

Bei der Betrachtung Hamlet's fragt der Verfasser: „Was ist der tiefere Grund der thatenlosen Unentschlossenheit Hamlet's? Goethe, Schlegel und Gervinus sind, soweit ich mich erinnere, die Antwort auf diese Frage schuldig geblieben." Es erfolgt die Antwort: „Hamlet's Skepticismus, sowol in religiöser als sittlicher Hinsicht, das ist die Quelle seines Grübelns, seines kläglichen Sichselbstverlierens in Gedanken." „Er ist ein Mann ohne Glauben, ohne Ueberzeugung, ohne sichere Grundsätze." „Er hat keinen festen Boden unter seinen Füßen." Warum ist also Hamlet unentschlossen? Weil er keine Festigkeit hat, weder im Denken noch im Glauben noch im Wollen, d. h. kurz, weil er nicht entschlossen ist. Der Verfasser meint, die Tiefen von Hamlet's Charakter erforscht zu haben, macht aber in Wahrheit nur eine Tautologie. Und womit erklären denn die übrigen Ausleger Hamlet's Thatlosigkeit? Mit seinem Grübeln, das ihn zu keinem Entschlusse kommen lasse. Womit der Verfasser? Ebenfalls mit dem Grübeln. Er forscht zwar nach der Quelle dieses Grübelns und findet sie im Skepticismus; das ist aber eine Quelle, die nicht von oben nach unten in die Tiefe fließt, sondern mit der er umgekehrt noch mehr nach oben, an die Oberfläche gekommen. Denn wie dieser Skepticismus als die Quelle von dem Grübeln verschieden sein und dieses begründen soll, ist wenigstens in Hamlet's Falle nicht abzusehen. Liegt aber nicht ein leiser Vorwurf darin, daß man sich bemüht, den Grund der Thatlosigkeit Hamlet's aufzufinden, womöglich dieselbe zu entschuldigen? Es mag zugegeben werden, daß das Grübeln und (weil Hamlet nicht blos grübelt, sondern auch denkt) das Denken die Thatkraft lähmt. Und warum? Weil es unterscheiden lehrt zwischen Dem, was zu thun, und Dem, was zu unterlassen ist. Worin liegt denn aber die Nothwendigkeit für Hamlet, die Rache selbst zu vollziehen? Weil ihm der Geist seines Vaters dieselbe befohlen hat? Nein, sondern dieser Geist kann ebenso gut eine Ausgeburt der Hölle sein. Wer hat ihn zum Rächer gesetzt? Wenn er christlichen Glauben besitzt, so überläßt er die Rache Gott, und wenn er denken gelernt hat, so weiß er zu unterscheiden zwischen guten und bösen Thaten. Und lehrt etwa der Glaube oder das Gesetz oder das Denken oder sonst etwas, daß man seinen Oheim tödten müsse, weil dieser Einem den Vater getödtet hat? Nein. Hamlet hat also ein Recht, die Zumuthung der Rache, welche ihm gemacht ist, zu verwerfen; und wenn er das nicht geradezu thut und sich dabei nicht befriedigen kann, so ist das

gerade ein Beweis, daß er Mittel sucht, seinem beleidigten Sittlichkeitsgefühl Genugthuung zu verschaffen, welche er für sich wenigstens zum Theil darin findet, daß er den Mörder von seinem Gewissen gepeinigt sieht. Wenn er sich nun doch hinreißen läßt, den Polonius in seinem Verstecke zu tödten, so sei mir gestattet, das zu erklären aus dem Uebermaß der Leidenschaft, worein ihn in der Scene mit seiner Mutter die Erscheinung seines Vaters versetzt.

Am Schlusse der kurzen Betrachtung über Hamlet erlaubt sich der Verfasser einen mitleidigen Blick auf Gervinus, weil dieser den Hamlet'schen Charakter mit dem Deutschen vergleicht, und meint, es sei genug, das nur zu erwähnen. Allerdings ist es genug, um sich sowol über diesen Vergleich als über die Worte des Verfassers selbst seine eigenen Gedanken zu machen; aber soviel ist doch hinlänglich erwiesen, daß unserer Nation die Neigung zum „Grübeln" und Denken eigen ist und daß sie mit ihrer Entschlossenheit oder Thatkraft nicht eben prahlen kann.

Es wäre jedoch zu weitläufig, die Betrachtungen, welche der Verfasser über jedes einzelne Stück Shakspeare's anstellt, alle zu besprechen. Daher möge es gestattet sein, nur noch einen besonders hervorragenden Punkt zur Erörterung auszuwählen.

Der Verfasser kann sich nicht enthalten, aus jedem Stücke Shakspeare's eine Moral, eine „Grundidee" herauszufischen. Hören wir einige dieser Grundideen. Im „Hamlet": „Eine große That auf eine Seele gelegt, welche der That nicht gewachsen ist." Wie sehr hiermit der Verfasser seinen eigenen sonstigen Ansichten widerspricht, wie er dem Dichter zu Liebe seinen religiösen Standpunkt vergißt, nach welchem die dem Hamlet anbefohlene That sicherlich keine große ist, geht aus dem oben Gesagten zur Genüge hervor. Im „Othello": „Die Leidenschaft, wird sie nicht bewältigt durch die Macht des Gewissens, durch sittliche Grundsätze, ist unwiderstehlich, unüberwindlich." „Wo die innere Gottesstimme schweigt, aller durchschlagenden Kraft entbehrt, wo die reinethischen Motive nicht maßgebend sind, da ist der Mensch ohnmächtig und kraftlos." Im „Lear": „Das Laster in seiner ganzen Scheußlichkeit, das Gericht in seiner ganzen Furchtbarkeit, die Hölle in ihrer ganzen Gräßlichkeit, die Nemesis in ihrer Sicherheit und Strenge." Im „Kaufmann von Venedig": „Der äußere Schein ist oft am wenigsten das Wesen; die Welt wird stets durch Zierde berückt." In den „Lustigen Weibern von Windsor": „Ein gemeiner niedriger Mensch mit thierischen Gelüsten wird in entsprechender Weise gezüchtigt." Im „Julius Cäsar": „Eine schlechte That, auch ausgeführt aus subjectiv edeln Motiven, kann der Nemesis nicht entgehen." Und im „Macbeth": „Ist der Mensch nicht erneuert durch den Geist, ist sein Gesammtzustand nicht ein sittlicher, handelt er nicht nach festen Grundsätzen, so ist in wichtigen

Fällen nicht auf ihn zu zählen, er steht nicht fest in der Stunde der Entscheidung, einer starken reizenden Versuchung gegenüber fehlt ihm alle Widerstandskraft. Eine natürliche Gutmüthigkeit ist noch lange keine echte Sittlichkeit. Die glänzendsten Talente, Vorzüge, Thaten sind werthlos ohne eine geheiligte Gesinnung." Ich will nicht davon sprechen, daß nach dieser Grundidee Macbeth als ein wahres Kind erscheint, welches nicht einmal einer Versuchung zu widerstehen im Stande ist, und daß es ihm, dem Energischen, Thatkräftigen an Demselben fehlt, woran auch dem Hamlet, nämlich an festen Grundsätzen: aber über die Manier, in jedem Stücke eine besondere Idee oder Tendenz zu suchen, möchten wol einige Worte hier am Platze sein.

Wie trivial und nichtssagend diese allgemeinen Wahrheiten der Moral sind, auf welche am Ende jedes Stück Shakspeare's hinauslaufen soll, liegt nach dem oben Angeführten auf der Hand. Und wenn die Idee oder Tendenz (auch diesen Ausdruck gebraucht der Verfasser öfters) eines Drama keine andere sein soll als ein solcher Satz, so haben wir den gerade so gut in jeder Fabel, und noch besser ohne Fabel. Denn das Kunstwerk, welcher Art es auch sei, ist dann nichts mehr als eine Allegorie, und diese ist immer nur eine unvollkommene Darstellung der Idee. Und ferner, sind solche Moralsätze oder Grundideen nicht zu Dutzenden in jedem Stücke enthalten? Die sprechenden Personen führen solche im Munde, jede Handlung, jede Scene, jede Situation stellt eine solche Grundidee dar. Was bleibt dann übrig? Anstatt des Kunstwerks eine Moralpredigt. Ebenso können wir derlei Sätze, deren einige oben citirt sind, nicht blos viele in jedem Stücke, sondern auch in jedem Stücke wieder dieselben finden, wenn wir uns die Mühe nehmen wollen. Wie oberflächlich also ist dieses Aufstellen von Ideen, welche einem Drama zugrunde liegen sollen! Freilich folgt daraus nicht, daß das Kunstwerk ideenlos sei, im Gegentheil ist die Kunst nichts als Ausdruck der Idee: aber nicht der Ausdruck dieser oder jener beliebigen Idee oder gar eines Moralsatzes (denn ob etwas moralisch sei oder nicht, danach hat die Kunst nicht zu fragen), sondern der Idee als der Einheit und Harmonie des menschlichen Geistes. Finden wir etwa jemals ein anderes Kunstwerk schön, als worin uns die Harmonie unsers eigenen Geistes entgegentritt? Um weiter die Kunst überhaupt zu betrachten, so stellt sie die Idee in verschiedenen Formen dar, deren höchste, vollendetste gerade das Drama ist, und hier verwirklicht sie sich so, daß sie sich aus jeder Störung durch die menschlichen Leidenschaften stets wiederherstellt. Nach unserer Ansicht beruht das Unstatthafte des Aufsuchens von Ideen in Kunstwerken hauptsächlich darin, daß man denselben etwas durchaus Fremdes unterschiebt und daß dabei der Willkür beliebiger Meinungen und Gedanken Thür und Thor geöffnet ist. Um uns eines Beispiels zu bedie-

nen, so hört man oft bei musikalischen Werken von Gedanken, die darin enthalten seien, reden; Niemand ist aber je im Stande gewesen, dieselben anzugeben. Denn die Musik enthält keine Gedanken, sondern Empfindungen; deshalb ist sie aber nicht gedankenlos, sondern sie ist ein Ausdruck und Product des denkenden Geistes, aber die Gedanken haben nicht ihre adäquate Gestalt, welche allein das Wort ist, sondern sie sind in der Form von Empfindungen; die Musik denkt nur durch Töne und Empfindungen und die Harmonie derselben sind die Idee, welche die Musik verwirklicht. Diese Idee erhält in dem dramatischen Kunstwerk ihren Ausdruck durch Handlung und Gespräch, und hier nennen wir sie auch die sittliche Weltordnung, weil die Harmonie des Geistes im Verbande der menschlichen Gesellschaft als sittliche Weltordnung erscheint. Wenn nun die Idee sich in Tausenden von Kunstwerken jeder Art verkörpert, sollen wir dann noch bei jedem eine besondere Idee mühsam hervorsuchen? So mannichfaltig das menschliche Leben ist, so mannichfaltig ist auch die Darstellung desselben. Dagegen ist allerdings nicht zu leugnen, daß bei der Erläuterung des Kunstwerks zum Behufe des Verständnisses solche allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt werden müssen, welche über den innern Zusammenhang, über einzelne Charaktere und Situationen, über die Nothwendigkeit, daß sich die Handlung so oder so entwickelt, Klarheit verbreiten können. Aber jedem Stücke eine Moral aufzuhängen, wie: der Schein ist oft nicht das Wesen u. dgl. m., das ist nicht gerechtfertigt. In dieser Hinsicht möge noch Das erwähnt sein, daß bei der Poesie jenes Suchen nach „Ideen" am nächsten liegt, und ich glaube darum, weil sie zu ihrer Form das Wort hat, also die Veranlassung und das Mittel gegeben ist, Gedanken in adäquater Form auszusprechen, obschon dieses durchaus nicht ihr Zweck ist, sondern der, die Gedanken durch ausgesprochene Bilder oder Handlungen, nicht durch das Wort als solches, auszudrücken.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das superiore Herabsehen auf Gervinus, das durch das ganze Buch geht, demselben nicht gut ansteht, wenn auch die abweichende Meinung des Verfassers in einigen Fällen gerechtfertigt sein mag, was hier näher zu untersuchen nicht des Ortes ist.

Literatur und Kunst.

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm.

Nach längerer Pause ist von dem „Deutschen Wörterbuch. Von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm" (Leipzig, Hirzel) eine neue Lieferung, die vierte des zweiten Bandes, die Artikel „Dampfkutsche" bis „Der" enthaltend, erschienen. Bekanntlich wird der zweite Band selbständig von dem jüngern der beiden berühmten Brüder redigirt, während die Anordnung und Bearbeitung des ersten ausschließlich von Jakob Grimm übernommen ward. Da ist es nun sehr erfreulich zu sehen, wie die Herausgeber, je weiter das Werk vorschreitet, immer mehr an Uebung und Sicherheit gewinnen; der Luxus, der stellenweise mit Etymologien und sprachvergleichenden Bemerkungen getrieben ward, ermäßigt sich, die Anordnung der Beispiele wird systematischer, während andererseits der Kreis der Schriftsteller, aus denen die Beispiele entnommen werden, sich immer weiter ausdehnt, zum Theil bis in die jüngste Gegenwart. So finden wir in dem vorliegenden Heft Anführungen aus Auerbach, Laube &c. Auch König Ludwig von Baiern wird einmal als Quelle angeführt und zwar recht eigentlich als Quelle, nämlich als Wortbildner: das Wort „Degenkleid", gleichbedeutend mit Hofkleid, ist, wie der betreffende Artikel uns belehrt, zuerst von dem genannten Monarchen und Kunstfreunde in einem Handschreiben an den Professor Rietschel in Dresden gebraucht worden: ein in der That höchst zweckmäßiges Wort, das wol verdient, bei uns eingebürgert zu werden. Mitunter freilich scheint uns der Kreis der Citate sogar zu weit ausgedehnt. So namentlich in Betreff der zahlreichen Anführungen aus Jeremias Gotthelf. Gewiß war Jeremias Gotthelf ein sprachbildnerisches Genie von ausgezeichneter Kraft und oft höchst glücklichen Einfällen; doch dürfte, abgesehen von dem principiellen Bedenken, daß noch nicht jede neue Form oder jede neue Wendung, deren ein Schriftsteller zweiten oder gar vielleicht dritten Ranges, wie der Verfasser des „Uli der Knecht" doch immerhin nur war, darum schon Bürgerrecht in unserer Sprache hat, die Mehrzahl derselben wol mehr in ein mundartliches Lexikon als in ein Wörterbuch der deutschen Sprache gehören. Entschieden fehlgegriffen aber scheint es uns, wenn sogar ein Autor wie der anonyme Karl Candidus, der Verfasser des „Deutschen Christus", unter den Sprachautoritäten angeführt wird. Allerdings hat Jakob Grimm dem „Deutschen Christus" die Ehre angethan, ihn durch ein Vorwort in die Literatur einzuführen und auch von dem Verfasser selbst ist es recht löblich und ehrenwerth, daß er, wiewol als geborener Lothringer in einer französischen Stadt lebend, sich doch als deutscher Dichter versuchte. Doch kann weder das Eine noch das Andere die Thatsache umstoßen, daß der „Deutsche Christus" in einer unerträglich hölzernen und steifen Sprache geschrieben ist, ja daß er geradezu von undeutschen und sprachwidrigen Wortbildungen und Wendungen wimmelt; Bücher dieser Art aber scheinen uns am wenigsten geeignet, als Quellen des deutschen Sprachschatzes angeführt zu werden, ja selbst die Ehre, in einem Werk wie das Grimm'sche Wörterbuch überhaupt nur genannt zu werden, scheint uns für ein auch in poetischer Hinsicht so

untergeordnetes Buch wie dieser „Deutsche Christus" bei weitem zu groß. Aehnlicher Ausstellungen ließen sich vielleicht noch mehr erheben; doch können sie, wie sich von selbst versteht, an dem Werth des Werks im Ganzen und dem wahrhaft einzig dastehenden Verdienst seiner Herausgeber nicht das Mindeste ändern. Vielmehr wird das Wörterbuch der Brüder Grimm stets eine Schöpfung bleiben, der kein Zeitalter und keine Nation etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat, der würdige Schlußstein einer wissenschaftlichen Thätigkeit, deren Folgen, auch in nationaler Hinsicht, unübersehbar und unschätzbar sind und durch die dem Namen Grimm für alle Zeit die Bewunderung und Liebe des deutschen Volks gesichert bleibt. Da nun auch, soviel wir haben in Erfahrung bringen können, auf Seiten des Publicums die anfangs ziemlich confusen Vorstellungen und Erwartungen in Betreff des „Wörterbuch" sich mehr und mehr gelichtet haben und da man auch hier einzusehen anfängt, was das Werk eigentlich sein soll und will, nämlich nicht ein Wörterbuch zum täglichen Hausgebrauch, wie Campe oder Heyse, sondern gleichsam das große Rüsthaus, in welchem die Väter und Schöpfer der deutschen Sprachwissenschaft die ganze Fülle ihrer Gelehrsamkeit und ihres Fleißes zu künftiger wissenschaftlicher Verarbeitung und Sichtung niedergelegt haben: so wird auch den Herausgebern die freudige Zustimmung der öffentlichen Meinung, deren sie zur Vollendung ihres schwierigen Werks so sehr bedürfen, gewiß nicht fehlen und sehen wir daher der rüstigen Fortsetzung desselben mit Dank und Freude entgegen. R. P.

Reiseliteratur.

Von „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe", der wir unlängst einen größern Artikel widmeten, sind soeben drei weitere Bändchen erschienen: „Von Minden nach Köln. Schilderungen und Geschichten. Von Levin Schücking"; „Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hocker"; „Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper". Zwei dieser Verfasser sind uns schon aus frühern Arbeiten, die sie zur „Reise-Bibliothek" beigesteuert haben, bekannt: Levin Schücking und Nikolaus Hocker, deren vorliegende neueste Schriften sich unmittelbar an ihre frühern Beiträge: „Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen" und „Das Moselthal von Nancy bis Köln", anschließen. Wie diese zu dem Besten gehören, was die „Reise-Bibliothek" bis dahin geliefert hatte, so gebührt auch diesen neuesten Beiträgen das Lob einer ebenso zweckmäßigen und gründlichen Behandlung des Stoffs wie einer unterhaltenden und künstlerisch befriedigenden Darstellung. Beide Schriftsteller sind in den Landschaften, die sie schildern, recht eigentlich zuhause; ihnen durch Geburt und Bildung angehörig, sind sie ihnen auch durch Gesinnung und Neigung verwandt. Das gibt ihren Darstellungen eine Wärme und Lebhaftigkeit, die um so angenehmer wirkt, je weniger die Verfasser sich durch ihren Patriotismus zu einseitiger Bewunderung oder schwülstigen Lobsprüchen ihrer Landsleute hinreißen lassen. Im Einzelnen freilich prägt sich der verschiedene Charakter der beiden Schriftsteller in ihren Schilderungen sehr deutlich aus. Levin Schücking, der Maler des Rococo, der uns die steife Pracht des 18. Jahrhunderts, besonders an den kleinen Höfen und Adelssitzen mit so sicherm Griffel vorzuführen weiß, hat

seine Schilderung der Schienenwege zwischen Minden und Köln durch eine Reihe pikanter Hof- und Adelsgeschichten gewürzt. Einzelnes davon möchte sich freilich vor der historischen Kritik kaum haltbar erweisen; so hat es sich mit der Ehe des Prinzen von Brandenburg und der schönen Gräfin Selmour-Balbiani in Turin denn doch wol einigermaßen anders verhalten, als hier bei Erwähnung des Sparenberg bei Bielefeld nach Lebret's „Magazin zum Gebrauche der Kirchen- und Staatengeschichte rc." erzählt wird, auch wenn man sich der auf Familienpapiere und Documente gestützten Darstellung, welche Geheimrath Neigebaur in Breslau kürzlich in einer eigenen Schrift von dem Vorfall geliefert hat, wegen allzu großer Parteilichkeit des Verfassers für die Familie Balbiani nicht durchweg anschließen will. Auch die bekannte Geschichte von dem Fußfall, den die Fürstin Hatzfeld nach der Einnahme von Berlin vor Napoleon that, ist von neuern Geschichtschreibern (wir erinnern beispielsweise an Häusser) wesentlich berichtigt und der Hauptsache nach als ein bloßer Mythus, bestimmt, die angebliche Großmuth des Eroberers darzuthun, nachgewiesen worden. Daß bei derselben Gelegenheit die vielberufene Proclamation mit dem Schlußwort „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht" dem Fürsten Hatzfeld zugeschrieben wird (S. 152), ist wol nur ein lapsus calami, da es bekanntlich der Schwiegervater des Fürsten, der damalige Staatsminister Graf Schulenburg-Kähnert war, der sich auf diese Weise unsterblich gemacht hat. Im Uebrigen sind alle diese Geschichten von dem gewandten und geistreichen Verfasser mit großer Lebendigkeit und Anmuth erzählt und auch die Verbindung mit dem eigentlichen Thema des Büchleins ist meistentheils recht glücklich, sodaß dasselbe als ein ebenso unterhaltender wie belehrender Reisegefährte empfohlen werden darf.

In der Schrift von Hocker dagegen überwiegt das poetische und culturgeschichtliche Element; wie in seinem Büchlein über die Moselfahrt schaltet der Verfasser auch hier an geeigneten Stellen poetische Bearbeitungen von Sagen und andern volksthümlichen Erzählungen ein, während er an andern Stellen die Gelegenheit benutzt, ausführliche Excurse über Zustände und Gebräuche des Mittelalters, wie über das rheinische Städtewesen, die Einrichtung der alten Burgen einzuflechten. Das Buch, das dabei auch in landschaftlicher sowie überhaupt in touristischer Hinsicht sehr vollständig und lehrreich ist, gewinnt dadurch natürlich nicht wenig an Werth und wird daher auch von Solchen, die keine unmittelbaren Reisezwecke damit verbinden, mit Befriedigung und Nutzen gelesen werden.

Auch das Kapper'sche Buch über „Die Böhmischen Bäder" ist reich an historischen und culturhistorischen Schilderungen. Der Verfasser ist ebenfalls ein Kind des Landes und hat überdies, wenn wir uns recht erinnern, längere Zeit als beliebter und vielbeschäftigter Badearzt in einem der namhaftesten böhmischen Bäder gelebt. Er vereint somit alle Eigenschaften, die dazu gehören, den Leser über Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit der böhmischen Bäder zu unterrichten, insbesondere auch in naturwissenschaftlicher und medicinischer Hinsicht und auch dieses Theils seiner Aufgabe hat er sich mit Gewandtheit und richtigem Takt entledigt.

An unterhaltenden und belehrenden Reisebüchern fehlt es uns nun also nicht mehr und namentlich geht die in Rede stehende „Reise-Bibliothek" rüstig und mit immer frischen Kräften voran; mögen nun auch recht bald die geeigneten Mittel ge-

funden werden, diesen und ähnlichen Schriften die Verbreitung zu verschaffen, welche sie ihrer Natur nach haben sollen und müssen. Daß dabei der übliche Weg des Buchhandels allein nicht genügt, darüber haben wir uns schon früher ausgesprochen; solange diese Bücher, so ganz auf das unmittelbare Bedürfniß der Reisenden berechnet, nicht auf allen Bahnhöfen, in allen Dampfschiff-Büreaus, ja in allen Posthäusern zu haben sind, solange nicht mit einem Wort das Institut der „Fliegenden Buchhändler" wiederhergestellt wird und zwar im weitesten Umfange, solange werden diese Unternehmungen auch nur einen unverhältnißmäßig kleinen Theil des Nutzens stiften, den sie unter andern Umständen stiften könnten. Sollten die Erinnerungen an das „tolle Jahr" bei unsern Polizeibehörden wirklich noch so frisch sein, um eine Regeneration der fliegenden Buchhändler, natürlich mit den durch die Erfahrung gebotenen Veränderungen, unmöglich zu machen? Oder woran liegt es sonst, daß Deutschland, das Mutterland des Buchhandels und der literarischen Bildung, in diesem Punkt gegen die Nachbarländer so zurückbleibt? Am Ende gar an unsern Buchhändlern selbst?! R. P.

Correspondenz.

Aus Siebenbürgen.

Juli 1856.

SF. Es ist nun beinahe ein Jahr verflossen, seitdem meine amtliche Stellung mich dem Strudel des Lebens einer deutschen Hauptstadt entrissen und weit hinten an die „Ostgrenzen der Cultur" versetzt hat. Es war ein prächtiger Septemberabend, als ich, von Berlin kommend, Wien verließ; vorbei an den blutgetränkten Feldern Wagrams trug mich das Dampfroß der alten ungarischen Königsstadt zu, deren Zinnen ich in der Frühe des nächsten Morgens erglänzen sah. Die Schnelligkeit, mit der ich zu reisen gezwungen war, gestattete mir nicht ihre Herrlichkeiten zu beschauen; noch am selben Morgen mußte ich Szolnok erreichen. In Szolnok, wo für jetzt die Eisenbahn zu Ende geht, bleibt es dem Weiterreisenden überlassen, entweder eine kostspielige Unterkunft in dem Biasinischen Eilwagen zu suchen oder mit einem der vielen, die Reisenden bei ihrer Ankunft förmlich überfallenden jüdischen Hauderer zu unterhandeln. Ich zog das Letztere vor und kaum eine Stunde nach meiner Ankunft in Szolnok befand ich mich bereits auf der Weiterreise nach Großwardein. Wer nie in Ungarn reiste, kann sich auch keine Vorstellung machen von der Schnelligkeit, mit der die Reisenden in diesem Lande auf der Achse befördert werden. Bei der großen Menge und Wohlfeilheit der Pferde liegt dem Fuhrmann nicht eben viel daran, seine Thiere zu schonen; Galopp ist die gewöhnliche Gangart und auch ich wurde in sausendem Galopp bereits am Vormittag des zweiten Tages nach Großwardein und von dort bald bei Fekete-Tó an die Grenzen des schönen siebenbürger Landes gebracht, dessen nördlichste Kreisstadt, Bistritz, das Ziel meiner Reise war. Bistritz liegt in einem herrlichen, engen, rings von hohen buchenbewachsenen Bergen umschlossenen Thale, an einem Flüßchen gleichen Namens,

dessen krystallklare Wellen mit murmelnder Geschwätzigkeit über glatte Kiesel dahineilen und in ihrem Laufe eine verhältnißmäßig große Zahl von Mühlen in Bewegung setzen. Wenn wir die ausgedehnten und herrlichen Weinberge Heidendorfs überschreitend in das Bistritzer Thal eintreten, ragt uns majestätisch Siebenbürgens höchster Thurm, der nach Art des Stephansdoms mit buntglasirten Ziegeln gedeckte Thurm der evangelischen Stadtkirche mit seinen fünf hohen Zinnen entgegen: ein herrliches Denkmal deutschen Glaubenseifers im fernen Osten. Der Stadt näher kommend, gewahren wir zur Rechten ausgedehnte Obstgärten am Abhange des Schieferbergs, aus denen freundlich die netten Gebäude eines öffentlichen Vergnügungslocals, des sogenannten Paradeisel, hervorlachen. Weiter zur Linken schweift der Blick über ausgedehnte, üppigwogende Weizenfelder bis zu dem waldigen, an seinem Fuße obst- und weinreichen Burgberge dahin, dessen hochstrebende Spitze in frühern Jahrhunderten die stolze Burg Abony's trug, von der freilich heutzutage kaum noch wenige Trümmer vorhanden sind. Durch ein mit einem Thurme versehenes, etwas finsteres, aber echt mittelalterlich-deutsches Thor fahren wir in die von einer hin und wieder thurmgekrönten Ringmauer umgebene Stadt Bistritz ein, deren helle, breite, parallellaufende und reinliche Straßen den Reisenden bald für das freundliche Städtchen und seine meist aus Handwerkern bestehenden fleißigen Bewohner, etwa 6000 an Zahl, einnehmen. Inmitten der Stadt steht auf einem sehr großen, ebenmäßig nivellirten Platze die schon erwähnte evangelische Stadtkirche, groß genug, um die beiden hier vorhandenen katholischen Kirchen in sich aufzunehmen. Zahlreiche Trophäen aus den in frühern Jahrhunderten so häufigen Türkenkriegen schmücken ihr Inneres, das, von jeder lästigen Ueberladung frei, einen ungemein wohlthuenden Eindruck auf den Beschauer macht. Vier Geistliche, die, wie die meisten hierzulande, an deutschen Hochschulen ihre Bildung gewonnen, versehen die geistlichen Functionen der Gemeinde, die ungewöhnlich groß ist. Denn von der ganzen Einwohnerschaft gehören nur etwa 400 der römisch- und eine gleiche Anzahl der griechisch-katholischen Kirche an; Juden gibt es in der Stadt überhaupt nicht. Dicht neben der Kirche steht, eben nicht zur Zierde des Platzes, das zweistöckige sehr geräumige Schulgebäude des öffentlichen evangelischen Ober- und Untergymnasiums, an dem zwölf akademisch gebildete Gymnasiallehrer, einige davon aus dem deutschen Mutterlande berufen, unterrichten. Das Gymnasium besitzt eine für hiesige Verhältnisse zahlreiche und gute Leihbibliothek, deren Vermehrung zum größten Theil freiwilligen jährlichen Beiträgen des Publicums verdankt wird. Das physikalische Cabinet kann sich mit dem jedes deutschen Gymnasiums getrost messen, wie denn überhaupt an den östreichischen Gymnasien neuerdings ungemein viel für die naturwissenschaftlichen Studien geschieht. Da Bistritz als Kreisstadt der Sitz vieler Behörden, folglich auch Wohnort einer großen Anzahl von Beamten ist, die, wie sich von selbst versteht, aus allen möglichen Provinzen und Gegenden Oestreichs herstammen, so hat das Leben der Stadt etwas ungemein Reges und Erfrischendes; man vergißt oft, daß man hier bereits in der nächsten Nähe der Barbaren, hart an der Grenze europäischer Bildung lebt und glaubt vielmehr in einer Provinzialstadt — und zwar in keiner der kleinsten — mitten in Deutschland zu sein. Die mannichfachsten Unterhaltungen und Zerstreuungen bieten sich dar; ein Casino mit zahlreichen

Zeitungen, ein Theater, dessen Leistungen ganz erträglich, öffentliche und private Bälle ꝛc. geben Anlaß genug, die Abende nach Wunsch und Wahl zu verbringen, wenn man es nicht etwa im Sommer vorzieht, die herrliche Lindenallee, welche einen großen Theil der Stadt umgibt, oder einen der an derselben liegenden öffentlichen Gärten zu besuchen. Die Bewohner der Stadt, durchgängig Deutsche, gehören, wie schon bemerkt wurde, größtentheils dem Handwerkerstande an; sie erfreuen sich einer ziemlichen Wohlhabenheit und können, was Bildung und geistiges Interesse betrifft, dreist mit der Bevölkerung jeder deutschen, selbst größern Stadt, den Vergleich aushalten. Vorzüglich zahlreich und begütert ist die Zunft der Lederer, die sehr bedeutende, bei Einzelnen jährlich 100,000 Gulden übersteigende Umsatzgeschäfte in die Moldau, Walachei und Bukowina machen.

Auffallend ist die durchgängige Schönheit der hiesigen Frauen und Mädchen; wennschon sich eben keine große Mannichfaltigkeit in Bildung der Gesichtszüge zeigt, so sind doch alle regelmäßig und wohlgebildet, ja ein wirklich häßliches Gesicht gehört hier zu den Seltenheiten. Nicht ganz Dasselbe kann man den Männern nachrühmen; doch zeichnen auch sie sich meistentheils durch Körpergröße und Kraft aus. Das Familienleben ist hier durchschnittlich sehr still und zurückgezogen, was jedoch für die Erziehung der Kinder den Vortheil mit sich führt, daß dieselbe weit besser und geregelter ist, als dies in Ländern der Fall zu sein pflegt, wo die Bande der Familie bereits gelockert und fremde Einflüsse auf das Leben derselben häufiger sind als hier. Ueberhaupt hat der siebenbürger Deutsche eine große Anhänglichkeit an seine Familie und sein Vaterland: ein Umstand, der wie ich glaube mit ein Grund ist, weshalb sich nur so wenige von ihnen dem Beamtenstande zuwenden, der sie (bei der bekannten Maxime der östreichischen Regierung, Niemand als Beamten in seiner unmittelbaren Heimat zu belassen) leicht für immer von ihrem Vaterlande trennen könnte. So kommt es denn, daß auch die hiesigen Beamten fast alle Nicht-Siebenbürger und Katholiken sind, was indessen bisjetzt noch durchaus nicht gehindert hat, daß sie mit den Einwohnern, die überhaupt zuvorkommend gegen jeden Fremden sind, und in Betreff der Gastfreiheit den Ungarn gar Manches abgelernt haben, im besten Einvernehmen leben.

So hätten Ihre Leser denn für heute in wenigen Strichen das Bild einer deutschen Stadt in Siebenbürgen, die den meisten von ihnen bis dahin wol kaum dem Namen nach bekannt gewesen; ist meine flüchtige Schilderung wie ich hoffe im Stande gewesen, Ihnen einiges Interesse für diese fernsten und verlassensten Glieder der großen deutschen Volksfamilie zu erwecken, so werde ich demnächst mit einigen Schilderungen aus dem Leben und den Sitten der siebenbürger Deutschen fortfahren, welche beide viel Eigenthümliches und Merkwürdiges darbieten.

Aus dem Wupperthal.

Anfang August 1856.

Vck. In meinem letzten Briefe berichtete ich unter Anderm über die Kunstzustände und -Neuigkeiten unsers Thales; als Nachtrag dazu muß ich heute noch des Malers Kiesewetter Erwähnung thun, der uns im Laufe des

verwichenen Frühjahrs besuchte. Hr. Kiesewetter hat lange Jahre auf Reisen im Orient, in Rußland, Schweden und Norwegen zugebracht und diese Wanderzüge benutzt, eine Reihenfolge von Bildern und Skizzen anzufertigen, durch welche dem Beschauer sowol die landschaftliche Umgebung wie namentlich die Lebensweise und die häusliche Einrichtung verschiedener sonst wenig gekannter Völkerschaften nahegerückt werden. Namentlich unter den tatarischen Völkerschaften der russischen Steppe hat der Künstler sich längere Zeit aufgehalten und so sind auch die Abbildungen, die er von dort mitgebracht, sowie die von ihm verfertigten Modelle tatarischer Wohnungen und tscherkessischer Dörfer ꝛc. besonders zahlreich und unterhaltend. Der künstlerische Werth aller dieser Dinge und namentlich auch der Gemälde ist freilich nicht sehr erheblich, um so größer dagegen ist ihr ethnographischer und culturgeschichtlicher Werth; von großer Treue und höchst charakteristisch ausgeführt, versetzen sie uns wie mit einem Zauberschlage in jene fernen Gegenden und gewähren eine Anschaulichkeit, größer und lehrreicher als die genaueste Reisebeschreibung es vermöchte. Eine interessante Zugabe sind dabei die mündlichen Erläuterungen des Künstlers; dieselben zeichnen sich ebenfalls durch große Lebhaftigkeit aus und tragen, ohne auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch zu machen, stellenweise eine humoristische Färbung, die von der besten Wirkung ist. Auch haben bedeutende Autoritäten wie Alexander von Humboldt und Karl Ritter den Werth der Kiesewetter'schen Sammlung anerkannt und auch bei uns fand dieselbe lebhafte Anerkennung: Hr. Kiesewetter zeigte sie in verschiedenen Vereinen und Gesellschaften in Barmen und Elberfeld und sah überall ein aufmerksames und dankbares Publicum um sich versammelt.

Dagegen entsprach das große Musikfest, das zu Pfingsten in unserer Nachbarstadt Düsseldorf gefeiert ward, den allerdings nicht geringen Erwartungen, die wir davon gehegt hatten, nicht ganz. Es lag dies theils an den musikalischen Leistungen, die hinter Dem, was die düsseldorfer Musikfeste sonst zu bieten pflegen, um ein Merkliches zurückblieben, theils und besonders an den äußern Einrichtungen, bei denen auf die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Zuhörer nur sehr wenig Rücksicht genommen war. Dazu kam eine Hitze und ein Gedränge in den überfüllten Räumen, die den Aufenthalt darin fast unerträglich machten; schon nach dem Mendelssohn'schen „Elias" ergriff ich die Flucht, hatte jedoch die Genugthuung hinterdrein zu hören, daß viele der Versammelten meinem Beispiele gefolgt waren.

Auch sollte ja das Beste, was der Verlauf des düsseldorfer Musikfestes noch geboten, für uns doch nicht ganz verloren sein: durch Vermittelung des Musikdirectors Reinecke in Barmen wurde uns der Genuß zutheil, den Sänger Hrn. Julius Stockhausen, der bekanntlich auch bei dem ebengenannten Feste mitgewirkt hatte, in einem eigens von ihm veranstalteten Concert in der Concordia zu Barmen zu hören. Bei der eben erwähnten Aufführung des „Elias" war Hr. Stockhausen durch Unwohlsein verhindert gewesen, seine prächtigen Stimmittel vollständig zu entfalten; bei dem Concert in Barmen fiel dies Hinderniß weg, auch sagen die kleinen Lieder und Romanzen, welche er hier vortrug, den natürlichen Anlagen des Sängers sowie deren Ausbildung vielleicht noch besser zu als der erhabene Stil des Oratoriums und so war denn der Genuß, der uns in diesem Concerte geboten

ward, ein durchaus reiner und ungetrübter. Auch unsere eigenen musikalischen Kräfte haben kürzlich einen erfreulichen Zuwachs erhalten, indem der talentvolle Geiger François Seiß, dessen ich schon früher mehrmals bei Besprechung der barmer Concordiaconcerte rühmend gedachte, sich bei uns für die Dauer niedergelassen hat. Die Mitwirkung dieses tüchtigen Musikers, der eine eminente Technik mit strenger Schule und echt künstlerischem Sinne verbindet, wird unsern Herbst- und Winterconcerten voraussichtlich eine neue Zierde verleihen. Einstweilen ergötzen wir uns noch an den Aufführungen des Sommertheaters, das sich auf dem Johannisberge in Elberfeld etablirt hat. Will man diese Institute überhaupt einmal zugeben (und was hilft alle Opposition dagegen, da der genius saeculi sie so sichtlich verlangt?), so gehört das elberfelder Sommertheater jedenfalls zu den besten seiner Gattung; es entspricht allen Anfoderungen, die man an ein Vaudevilletheater richten darf und erfreut sich namentlich eines Vereins von komischen Kräften, wie man ihn sich kaum besser wünschen kann. Dagegen hat Hr. Eichenwald, Komiker vom Thaliatheater zu Hamburg, der einige Zeit auf der elberfelder Sommerbühne gastirte, uns nur einen sehr mäßigen Begriff von seiner Kunstfähigkeit hinterlassen; auch für den Komiker eines Sommertheaters gibt es denn doch immerhin gewisse Grenzen des Anstandes und der Mäßigung, die nicht überschritten werden dürfen und von Hrn. Eichenwald geschah dies Letztere in einem Grade, der für das Kunstgefühl vielleicht noch verletzender als für das Schicklichkeitsgefühl, jedenfalls aber für beide in hohem Grade anstößig war.

Und unsere alten Freunde, werden Sie fragen, die elberfelder Pietisten und Kopfhänger, gibt es denn von ihnen gar nichts zu berichten? Ei versteht sich: sie sind rührig wie immer und lassen keine Gelegenheit vorübergehen, sich und ihre Bestrebungen dem Publicum in Erinnerung zu bringen — wobei freilich der Eifer in der Regel größer ist als die Geschicklichkeit. Einen solchen (um es gelinde auszudrücken) ungeschickten Versuch machte kürzlich der Director der elberfelder Realschule Hr. Wackernagel, ein Bruder des bekannten Dichters und Literarhistorikers, auch selbst durch eine ziemlich verbreitete Anthologie sowie namentlich durch seine Sammlungen und Untersuchungen zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes bekannt. Hr. Wackernagel steht, wie sich das kaum anders erwarten läßt, mit unserer pietistischen Partei in nächstem Zusammenhange, was ihn jedoch, wie es scheint, nicht hindert, in gewissen pädagogischen und wissenschaftlichen Dingen ein arger Neuerer zu sein. Von der wunderlichen Reform, die er in der deutschen Rechtschreibung einführen will und durch die er, da er sie sofort auch in der ihm untergebenen Schule zur Anwendung brachte, sogar ein amtliches Einschreiten der städtischen Behörden in ihrer Eigenschaft als Schulpatron hervorrief, haben Sie wol vor einiger Zeit in den öffentlichen Blättern gelesen. Ein ähnlicher wunderlicher Einfall gab ihm Veranlassung, gegen den alten, nah und fern wohlbekannten und im besten Rufe stehenden Rechenlehrer Peter Heuser in Elberfeld einen erbitterten Federkrieg in den Spalten der „Elberfelder Zeitung“ zu eröffnen. Es handelte sich dabei um eine höchst wichtige Sache: Hr. Heuser hat in dem von ihm gemeinschaftlich mit Diesterweg herausgegebenen Rechenbuche (von dem beiläufig bemerkt der erste Theil bereits 19, der zweite Theil neun und der dritte Theil fünf Auflagen erlebt

hat) den Divisor vor den Dividenden gesetzt, wie das in der That in der Praxis ganz allgemein geschieht und wie es auch in den meisten und anerkanntesten Rechenbüchern gleicher Weise zu finden ist. Nichtsdestoweniger erblickte Hr. Wackernagel darin einen großen und gefährlichen Fehler, den er deshalb auch öffentlich mit vielem Nachdruck rügte. Hr. Peter Heuser indeß, nicht faul, replicirte, was neue Entgegnungen von Seiten des Hrn. Wackernagel zur Folge hatte und so zog der Streit sich, ich zweifle ob zum Ergötzen der Leser, durch eine Reihe von Nummern der „Elberfelder Zeitung", bis endlich der alte praktische Rechenlehrer den Sieg behauptete und Hr. Wackernagel, durch die Gründe seines Gegners entwaffnet, sich zur Ruhe begeben mußte. So unerheblich dieser Streit an sich und so sehr es sich dabei dem Anscheine nach nur um eine Aeußerlichkeit handelte, so lag ihm doch offenbar eine gewisse principielle Tendenz zugrunde; wer daran zweifeln möchte oder wem der Gegenstand zu gering erscheint, um auch dabei für den Ruhm der Kirche zu streiten, der erinnere sich nur, daß, wie vorhin erwähnt, Diesterweg in Berlin der Mitherausgeber des fraglichen Buchs ist — Diesterweg: mit diesem Namen ist Alles gesagt und Alles erklärt.

Ungleich offener, aber auch ungleich heftiger sind die Angriffe, welche unsere Frommen neuerdings gegen das Häuflein der wupperthaler Poeten richten. Das Signal zu den Donnerwettern, die sich seit einigen Wochen über den Häuptern dieser Unglücklichen zusammenziehen, haben besonders Karl Siebel's auch von Ihnen besprochene „Gedichte" und sein „Jesus von Nazareth" gegeben. Ein Hauptsprecher unserer gläubigen Partei, ein Hr. Dr. Seibert, Lehrer an der Realschule zu Barmen und Vorsteher eines „Vereins für christliche Kaufleute", der jedoch, wie Hr. Seibert selbst klagt, nur geringen Anklang bei unserer kaufmännischen Jugend findet, sieht die Zukunft Barmens gefährdet, „wenn das junge Geschlecht den alten Gott seiner Väter vergessen hat und nur noch an die Dreieinigkeit glaubt, welche der jüngste barmer Dichter im Liede feiert: Natur, Mensch und Sinnenliebe"! Also Hr. Seibert in dem „Barmer Wochenblatt", dem hinlänglich bekannten Organ des barmer Pietismus. Ich bedaure, daß es Ihrem Blatte an Raum fehlt, den ganzen Aufsatz oder doch wenigstens seine kräftigsten Stellen mitzutheilen; er gehört mit zur Signatur unserer Zeit und überdies wäre ich sicher, Ihren Lesern damit einen vergnügten Augenblick zu bereiten. Die Sache wird noch interessanter dadurch, daß Hr. Seibert selbst trotz aller Frömmigkeit so ein Stück Literat ist; er hat ein Büchlein über Schleiermacher verfaßt sowie ein Werk, betitelt: „Das Heimweh im Wachthäuschen zu Wetter", ein Tractätlein von mehr als 200 Seiten; auch steht er, wie ich höre, im Begriff, eine „Geschichte der deutschen Literatur" (vermuthlich so ad modum Güntheri) und ein Büchlein „Griechenthum und Christenthum" zu ediren. Bisjetzt indeß ist es ihm mit diesen literarischen Bemühungen ergangen, wie der Nachtwächter in der gleichnamigen Körner'schen Posse klagt: seine Verdienste blieben im Stillen — und da ist es denn ganz angemessen, daß er die jüngern Concurrenten der „geheimen Feindschaft gegen Gott" beschuldigt und somit den Zorn des Himmels und der Menschen auf sie herabbeschwört. Auch die sonst so friedliebende „Elberfelder Zeitung" brachte jüngst einen fulminanten Artikel gegen Siebel's „Jesus"; als Verfasser des-

selben wurde mir ein junger Hülfsprediger in der Nähe von Elberfeld bezeichnet. Also in der That eine „streitende" Kirche!

Doch sollen dies Alles, wie verlautet, nur Einleitungen und Vorbereitungen sein zu einem großen und wie die frommen Seelen hoffen zerschmetternden Streiche, der demnächst gegen die jungen elberfelder Dichter geführt werden soll: man spricht von einer eigenen Flugschrift mit Illustrationen, welche in nächster Zeit im Buchhandel erscheinen und durch die dann jedem gläubigen Gemüthe aufs deutlichste bewiesen werden wird, daß das Wupperthal unmöglich länger bestehen kann, daß unsere Bäche und Quellen versiegen, unsere Maschinen stillstehen, unsere Fabriken eingehen, unsere Geldmagnaten verarmen müssen, wenn dies gottlose Gezücht von Poeten und Literaten nicht ausgerottet wird. Nun, wir werden ja sehen, wie weit dieser Blitz reichen wird und ob es nicht etwa wieder ein bloßer kalter Schlag!

Ein eigenthümliches Geschick ist es dabei, daß mitunter aus der Mitte unserer Frommen selbst Dinge hervorgehen, die dem unbefangenen Urtheil weit frivoler und weit gottloser erscheinen als Alles, was von unsern jungen Dichtern noch jemals in die Welt gesandt ist. So brachte eine der jüngsten Nummern des obengenannten „Barmer Wochenblatt" unter seinen Inseraten ein „Heirathsgesuch", das in seiner Art so einzig ist und Alles, was man in dieser Art wol sonst zu lesen bekommt, so weit übertrifft, daß ich Sie dringend ersuche, der Schnurre die paar Zeilen Raum, die sie in Anspruch nimmt, nicht zu verweigern. Ich citire natürlich wörtlich; auch die gesperrten Stellen stehen ebenso im Original. Die Anzeige lautet: „Ein gläubiger Kaufmann von 32 Jahren, im Besitze eines blühenden Geschäfts und eines Vermögens von 10,000 Thlrn., ist verhältnißhalber gezwungen, sich zu verheirathen, wozu ihm in seiner Umgebung die gläubigen Jungfrauen fehlen. Derselbe erlaubt sich daher hiermit, im Thale sich umzusehen, wobei er offen ausspricht, daß vor allen Dingen auf einen lebendigen Glauben an den Gekreuzigten gesehen wird. Diejenigen Seelen über 21 Jahre, die hierin einen Wink des Herrn erkennen können und wollen, belieben ihre Antwort unter Darlegung ihrer innern und äußern Verhältnisse versiegelt unter den Buchstaben P. R. franco an die Expedition dieses Blattes zur Weiterbeförderung einzureichen, wogegen die Versicherung gegeben wird, daß nur der Dreieinige Solches erfahren wird." Ein jeder Zusatz könnte die Wirkung dieser Anzeige natürlich nur schwächen und enthalte ich mich daher aller weitern Bemerkungen, soviel Stoff dazu sich Einem auch aufdrängt.

Ein schönes und vielbesuchtes Fest wurde kürzlich in unserer Nachbarschaft in Düsseldorf gefeiert: nämlich das große Schützenfest des düsseldorfer St.-Sebastianus-Schützenvereins. Das Programm zeigte eine Reihe der beliebtesten und angesehensten Namen, insbesondere auch aus der düsseldorfer Künstlerwelt, wie Lessing, Achenbach, Leutze, J. Fay &c. Das Fest währte fast eine volle Woche und verlief mit großem Glanz und zur vollen Befriedigung der zahlreichen Theilnehmer.

Schließlich noch eine Berichtigung in Betreff meiner letzten Correspondenz: der der „Elberfelder Zeitung" von der Regierung überwiesene Redacteur heißt nicht wie dort gedruckt stand, Dr. Kliesche, sondern Dr. Keipp.

Aus dem Bremischen.

Juli 1856.

Jkd. Das Nordseeland ist es wieder, welches sich anmeldet, die Halbinsel zwischen Weser und Elbe, die mit der Spitze gerade hinweist ins deutsche Meer, nach Helgoland hinüber, dem deutschen Außenposten im Gewahrsam des britischen Löwen. Wer denkt da nicht sofort an die stolzen Handelsflotten, welche beiden Flußufern vorüber nach Bremen und Hamburg die Ladungen aus aller Welt Enden tragen; wer hört nicht im Geiste die eintönig rauhen Cadenzen des O—hi—oh—o! der ankeraufwindenden Matrosen; wer hat nicht sofort das Bild eines regen See- und Handelsverkehrs mit jeglicher Industrie in seinem Gefolge sich vor der Seele aufrollen lassen? Nichts von alledem! Das Bremische ist ein Land des Ackerbaus und der Viehzucht, nicht der Seefahrt, nicht einmal die Küstensäume selber sind vorzugsweise der Schiffahrt ergeben, sondern gerade da wohnt der exclusivste Landmann, der reiche, stolze „Hausmann" der Marschen, der jetzt seinen guten deutschen Namen gegen den „Oekonom" zu vertauschen anfängt, noch lieber aber sich Gutsbesitzer nennt, und in Wahrheit sind diese freien Marschhöfe auch Güter von großem Werthe. Nur einige Marschküsten und Aemter liefern die hannoverschen Seefahrer der Elbe und Weser; so das „Alte Land" zwischen Harburg und Stade und das Amt Blumenthal, gleich nördlich vom stadt-bremer Gebiete. Meistens sind die Landleute und die „Schiffer" vollständig getrennte Classen und allmälig erst beginnt hier und da ein reicher Hausmann sich ein Seeschiff zu kaufen aus den Ueberschüssen seines Hofes und nebenbei Rhederei zu treiben, die Hauptsache ist ihm doch immer sein Stammgut. Die Schiffer sind nur Anbauer, sie gehören zu den „kleinen Leuten" oder sind wenigstens aus ihnen hervorgegangen und diese kleinen Leute trennt in den meisten Marschen eine ganz andere Kluft von dem Hofbesitzer als schon auf der Geest, als namentlich in andern Landstrichen. Hier bilden ja die gering abgefundenen Söhne und Töchter des Hofbauern den Stamm der Anbauer und Häuslinge, die bei günstigem Erbfall wieder umgekehrt zu Bauern werden, ein stetes gegenseitiges Auf- und Absteigen, eine ständige Verbindung in der gesellschaftlichen Trennung. Nicht so in der Marsch; die großen Höfe sind hier sämmtlich theilbar, aber dennoch werden sie eigentlich nie getheilt, der Vater überläßt sie bei Lebzeiten schon im Freundschaftskauf seinem Sohne, dem Anerben, oder nach seinem Tode übernimmt ihn der eine oder andere gegen genügende Abfindung der Geschwister, selten wird der Theilung wegen verkauft. So sind die Höfe in der That Stammgüter: aber die abgefundenen Glieder der Familie sind reich genug dotirt, um sich ähnliches Eigen zu suchen, in die arbeitende Classe der Tagelöhner oder Knechte treten sie nicht, wie denn auch kein Hausmannssohn je eine Frau aus den kleinen Leuten sich sucht und kein Knecht bei einer Werbung um eine Tochter vom Hofe Erfolg hat. Das Verhältniß der Anbauer ist aber in den Marschen sehr verschieden, in gewisser Weise stehen sie zum Bauer wie der Hintersasse früher zum Ritter, nur daß sie persönlich frei sind. In Allem sind sie auf den Hof des Bauern angewiesen; Gemeinheiten, von denen sie Nutzung haben könnten, gibt es keine in der Marsch, jedes Fleckchen, selbst jeder Wassergraben hat seinen Herrn und Eigenthümer, oft steht die Anbaustätte selbst auf dem Grunde eines größern Hofes und wird nieder-

gebrochen, sobald es dem Grundherrn gut scheint. Es sind daher selten mehr Arbeitsleute in den Kirchspielen, als die Höfe gerade gebrauchen. In der Arbeitszeit verdienen sie viel, oft recht viel, da in rasender Eile bei der Abhängigkeit von Wetter und Fluß die Feldarbeiten, noch mehr die Heuernte besorgt werden muß und eine einzige Hochflut — bei starkem Nordwest — diese in den Außendeichen hart schädigen oder vernichten kann. Da vermag der Mann täglich einen halben Thaler im Tagelohn zu verdienen, muß aber dafür auch schwer arbeiten; in den Zeiten der Ruhe auf den Höfen hört jedoch jeglicher Verdienst auf. Dem hohen Tagelohn entsprechend ist der Lohn der Knechte: 100 Mark ($33^1/_3$ Thlr.) Courant *) jährlich, dazu wol noch zwei Arbeitshosen, zwei Hemden, ein Paar Schuhe, abgesehen von den „Klönken" (mit ganz kurzem ö), der nördlichen Holzschuhtracht, die nicht erst dänisch ist, wie Reiseberichte oft anführen, sondern vom Lüneburgschen nach dem Norden zu echt national-niedersächsisch und ganz nothwendig für den Arbeiter in dem ewig feuchten, kalten Boden.

Danach kann man schon den Hausmann selber ermessen, den schweren, behäbigen Mann mit dem trotzigen, festen Blick, aber meist plumpen Ausdruck; er fühlt sich als den Herrn in seinem Reviere, das er noch heute vertheidigt wie vor Jahrhunderten — gegen die wilden Wogen nämlich an Fluß und See durch die gewaltigen Deiche, deren Last den Höfen aufliegt, und durch deren Erhaltungspflicht vorzugsweise die Höfe zusammengehalten werden. Gegen den Adel bedarf es der alten Wehr nicht weiter, wol aber umgekehrt hat in den Marschen, wo Rittergüter sind, der Ritter diese zu schirmen gegen den Angriff des bäuerlichen Capitals, das schon eine bedeutende Anzahl für bürgerliche Namen erobert hat. Das Grundeigenthum steht überall jetzt sehr hoch im Werthe, aber selbst im Verhältniß zu diesem zahlt der Bauer hohe Preise, wenn es ihm darauf ankommt, misliebige Nachbarn „auszukaufen" oder eine ihm angenehme Stelle zu erwerben. Die Mittel dazu liefert ihm schon der gewöhnliche Ertrag seines Hofes, abgesehen von den jetzigen hohen Preisen aller landwirthschaftlichen Producte; ist doch ein Hof, der bei dem äußerst geringen hannoverschen Ansatz 150 Thlr. Grundsteuer jährlich zahlt, noch keiner der größten. Manchem Hausmann aber bringt über Nacht der Fluß noch reiche Mehrung, der hier fast die Rolle des „gleunigen Dråk" der Sage übernimmt, der Nachts die Schätze dem Einen stiehlt, dem Andern zuführt. Alles Land, welches der Fluß unmittelbar am Ufer ansetzt oder anlandet, ist Eigenthum des Ufer- oder Deichinhabers, wie umgekehrt alles „Abbrechen" des Flusses allein den Eigenthümer schädigt. Neu entstehende Inseln dagegen, und lägen sie nur einen Sprung von der Küste, fallen dem Domanium zu. Das Wachsen des Außendeichs hat unbedeutende Höfe zu den größten gemacht, das Abbrechen die größten schon fast vernichtet. Dieser Reichthum der Marschen treibt denn auch zum Verzehren, zum „Dickethun", oft zum Wegwerfen des Geldes. Der Ueberschuß vom Grundeigenthum scheint vorzugsweise zum Genusse auf-

*) Das ganze Bremische und das hamburger Amt Ritzebüttel rechnen gewöhnlich nach Mark, deren drei auf den preußischen Thaler gehen. Die Mark hat 16 Schillinge, der Schilling zwei Sechsling zu je drei hannoverschen Pfennigen; je weiter zur Weser, desto mehr tritt neben dem Schilling die Grotenrechnung auf, 72 Grot (im südlichen Hannover Mathier) auf den Thaler.

zufodern, er ist ja überher, er wird nicht vom Capital, dem „Hauptstuhl“ unserer Altvordern, genommen, er kann verbraucht werden. Kein Stand daher verzehrt mehr bei einschlagender Ernte als der sorgenfreie Landmann, keiner aber vermag auch ähnlich sich einzuschränken, zur einfachsten Lebensweise zurückzukehren, wie er, der auch in guten Zeiten nach Durchprassung von Hunderten am andern Morgen den Pflugsterz wieder führt oder in „Klönken“ und Arbeitsjacke im Binnendeich Dünger aufs Land fährt; im Außendeich hat er das freilich nicht nöthig, den düngt der „Schlick“ des übertretenden Flusses. Mit der Wohlhabenheit der Marsch hat die Bildung nicht im gleichen Grade Schritt gehalten, dadurch wird dem Auftreten der Leute ein eigener Typus aufgedrückt. Sehen Sie diese Dame in schwerstem Atlas — selbst auf dem staubigen Tanzboden —, im modernsten Hut und Sonnenschirm, den feinsten Handschuhen, dem massiven Goldschmuck bei feinem Weißzeug; es sind vielleicht gerade die behäbigen Züge, die unsern nordischen Damen so wöhnlich stehen, das Auge nicht gerade lebendig, wie das bei größerer Leibesfülle meistens der Fall ist, der Teint oft untadelhaft: Sie halten das Mädchen unzweifelhaft für eine Dame der ersten Stände — solange sie nicht spricht, solange sie sich nicht bewegt. Denn dann ist die Bäuerin nicht zu verkennen, deren Mund auch die derbste Rede nicht scheut, deren Gang sofort an den schweren Kleiboden der Marschen mahnt. Nur die Altländerin, die ihre Nationaltracht beibehalten hat, ist ganz anders, sie verleugnet die Bäuerin absichtlich nicht, ist aber fein und zierlich in allen Bewegungen. Die herrschende Sprache ist überall „platt“, unser Niedersächsisch: aber auch das „Platt“ der Altländerin klingt viel zarter als das der übrigen Damen der Marschen. Ihre Bauertracht ist indeß ebenso theuer; schwere Halsbänder von Bernstein- oder Silberperlen, die Bernsteinstücke darin über Taubeneigröße, sind nicht geeignet, sie billiger zu machen. Aber glauben Sie, jenes seidenrauschende Wesen, das Sie in der Stadt, auf den Jahrmärkten, oder Pfingsten an den Sammelplätzen der Mailust, oder sonst bei Festlichkeiten gesehen, von dem Sie gehört, daß zuhause ein theures Klavier ihrer harrt — glauben Sie, daß es immer im Prunk erscheine? Gehen Sie morgen auf die Weiden des Hofes, ein schmucke Bauern-„Deern“ trägt an klirrender „Tracht“ die Milcheimer, setzt sich zum Melken unter das Vieh — das ist die Dame von gestern. Sehen Sie in die Bauerhäuser, da herrscht oft reiche Eleganz, besonders in der gebildetsten der Marschen, dem Lande Hadeln; aber auch in der Häuslichkeit herrscht noch eine Harmonie, wie sie nur beim reinen Naturmenschen zu finden ist und dann nach langer Abwesenheit sich erst wieder bei voller Durchbildung von neuem einstellt. Der Marschbauer steht aber mitten drin zwischen diesen beiden Stufen. Manches Prunkgeräth hat er nur, weil sein Nachbar es hat, mancher bezahlt den theuern Flügel, den kaum Einer klimpern kann: denn sein minder wohlhabender Nachbar kaufte ja einen! Der größte Wetteifer jedoch besteht in dem Fuhrwerk. Ohne Wagen und Pferd war früher bei dem geringsten Regenwetter kein Verkehr in der Marsch möglich, bei anhaltendem Regen nicht einmal mehr zu Wagen. Alles verkehrt dann zu Pferde: Mann und Matrone, Knabe und Mädchen; Prediger und Hebamme holt man zu Rosse; der Mann sitzt im Sattel, die Frau oder wer sonst geleitet wird, hinten auf der Kruppe und hält sich am Gurt des Reiters. Jetzt erst legt man

Chausséen durch den zähen Thonboden und mit ihnen steigt der schon vorher begonnene Wagenluxus. Die höchst einfache zweiräderige „Carriole“ wird verdrängt durch das elegante Gig; die leichten Korbwagen sind die zierlichsten, die sich mit jedem „herrschaftlichen“ messen können. Und welche Thiere gehen an der Deichsel!

Aber ich wollte Ihnen erzählen, wie der Bauer verzehrt. Daheim freilich ist er mäßig, auch der Wohlhabendste lebt nicht besser; auch in seinen Ausgaben ist er genau, er kann markten an den Foderungen und Rechnungen wie Einer. Nun begleiten Sie ihn aber unter Seinesgleichen, auf die Kegelbahn, ans Billard, nach der Stadt: der Mann ist wie verwandelt. Da kennt er kein Geld; das Vergnügen mißt er nach den Kosten: „In de Stadt wêen; twintig Dåler ûtgeben; ganz gout ammesêrt“. Je mehr ausgegeben, desto größer war der Genuß; das Theuerste ist eben gut genug und ohne Champagner geht's nicht ab. Eine Hauptleidenschaft — früher noch mehr als jetzt — ist das Spiel, besser das hohe Spiel; welches ist gleichgültig, wenn es nur hoch geht. Beim Kegeln wird oft auf jeden einzelnen Wurf um einen Thaler außer dem Satze gewettet, ganz tolle Wetten oft vom Zaune gebrochen; am meisten schafft aber L'Hombre oder auch „Lütje Oelben“ im Würfelspiel. Sprichwörtlich aus frühern Zeiten und mythisch geworden ist die „Otterndorfer Partie“, den Point zu drei Sack Weizen; es sind uns aber Fälle neuester Zeit bekannt, wo 1000 und 2000 Mark verspielt sind in einem Nachmittage. Versichert wurde mir vor einem Jahre noch der Verlust eines ganzen Hofes, 20,000 Thlr. an Werth, doch kann ich es nicht verbürgen. Manche bezeichnende, wahre Züge gehen von dieser Spielwuth im Schwange. Ein vorbeireitender Hausmann zeigt dem Wirthe in D. eine Rolle, augenscheinlich voll Markstücken: „willt wi darüm smiten?“ fragt er. Jawohl, antwortet der Wirth. Die Kugel fällt, er hat gewonnen; die ruhig dargereichte Rolle öffnet er am andern Morgen, es sind doppelte Pistolen darin. „Dou harrst se mi ok betålen mösst“, sagt ihm der Bauer, dem er den geglaubten Irrthum ehrlich meldet, „dat is ganz richtig“. Ein Hausmann wird aus dem Bette geklopft, nach mehrem Hin- und Hergehen legt er sich ruhig wieder in den Alkoven in das große zweischläferne Bett zu seiner Ehehälfte. „Wat wör dat?“ — „Use Sön spêlt bi **.“ Lange Pause. „Wat wull hi denn“? — „Hi het mallör hat, hi wull 2000 Mark hebben“. — „Dat is aber vêl.“ — „Ja, dat denk ik ok.“ — Nach längerer Pause meint die Frau: „Dou harrst se doch man mitgeben schullt, dat hi nich noch mal schicken deit.“ — „Sou klouk sün ik ok wên“ antwortet der Vater und die Sache ist abgemacht. Spielschulden werden immer bezahlt, das ist Ehrensache, auf die kein Cavalier eifersüchtiger halten könnte und die Mitglieder oder Anhänger der Familie schaffen nöthigenfalls die Deckung herbei.

So sind Sie durch die Marschen mit mir gewandert; interessiren Sie die gesehenen Bilder, so lade ich Sie zum öftern Schauen. Da gibt es noch Vieles, im Allgemeinen wie im Einzelnen und vornehmlich Eins wird Sie ansprechen: die „Demokratie“ in den Marschen, während der Bauernstand, der „Hausmann“ sich selber unbewußt doch ein echt aristokratisches Element abgibt, wie Sie aus den eben mitgetheilten Skizzen schon schließen müssen. Auch Das haben Sie schon bemerkt, daß solcher Aristokratie eine recht gute

materielle Unterlage geworden; im Oestingischen haben wir sogar ein bäuerliches Fideicommiß oder Majorat von etwa 25,000 Mark jährlicher Einkünfte.

Nur die Namen der Lande, die Sie mit mir aufgesucht, sollen Sie noch hören. Haben Sie die Eisenbahn in Bremen verlassen, so betreten Sie Osterstade, das Ostgestade der Weser; das Land gegenüber sah den bekannten Kreuzzug gegen die Stedinger auf dem Westgestade. Das oldenburger Land Wührden führt Sie die Weser weiter hinab zum Stoteler Vielande, d. h. Niederlande, in dessen Gemarkung Sie bei Lehr über die Geste nach Bremerhafen setzen, wo die Limanbildung der Weser beginnt und die Flußdeiche allmälig den Seedeichen Platz gemacht haben. Dann betreten Sie das alte Friesenland Wursten, heute auch dem sächsischen Volksstamme fast vollständig verfallen, seit die Erzbischöfe die Wurstfriesen, d. h. auf Worthen oder Wurthen, künstlichen Erdaufwürfen wohnenden Friesen, mit Hülfe der Schwarzen Garde vertilgten. So folgen Sie mir die Wattenküste entlang, wir erreichen die „Nase" des Landes: denn „Nase" heißt dem Niedersachsen jede vorspringende Landspitze, und das gerühmte Blankenese ließe sich Cap Blanco übersetzen: wir sind im hamburger Amte Ritzebüttel, das einst zu Hadeln gehörte. Besteigen Sie beim schlechten „Cuxhafen" den hohen Leuchtthurm, sehen Sie noch einmal hinüber über die breite Elbmündung, wo Dithmarschen dem Auge verschwindet, zurück noch einmal über die Watten und hinaus in der Richtung von Helgoland in die unendliche See, dann wollen wir an der Elbe hinauf eilen durch das „Land Hadeln" mit seinem „Weichbilde" Otterndorf, durch das „Stift" Neuhaus und mit Beiseitelassung der obern östinger Marsch an der Oste hinübersetzen über diesen Fluß. Das „Land Kehdingen" hat uns aufgenommen; über die Schwinge hinüber, bei Stade und Buxtehude vorbei durch das Alte Land, die eigenthümlichste der Marschen, gelangen Sie nach Harburg und die Eisenbahn harrt Ihrer zur Rückkehr ins Innere, nachdem Sie den langen überfruchtbaren Küstensaum durchmessen, dessen Breite kaum je eine Meile, wol aber zuweilen kaum eine halbe Stunde beträgt. So leben Sie wohl.

Notizen.

Bei Gelegenheit der glänzenden Festlichkeiten, mit denen soeben das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Königs der Belgier gefeiert ward, ist auch ein Denkmal für Van Dyck in seiner Geburtsstadt Brügge errichtet worden. — Auf dem Schlachtfeld von Eylau soll ebenfalls ein Denkmal aufgestellt werden. Bekanntlich blieb die Schlacht von Eylau zwischen den Russen und Preußen auf der einen, Napoleon auf der andern Seite (8. Februar 1807) unentschieden; ja die Preußen unter Lestocq hatten den ihnen gegenüberstehenden Marschall Ney bereits geschlagen und die Schlacht stand im Begriff, zum Nachtheil der Franzosen entschieden zu werden, als die Russen, durch mehrtägige Märsche erschöpft und ohne Munition, den Kampf abbrachen. Zur Erinnerung an diesen Vorgang, der zuerst wieder die preußische Waffenehre rettete und den Muth der Vaterlandsfreunde belebte, soll

nun auf dem Schlachtfeld ein Obelisk aus Sandstein nach einem Entwurf von Stüler errichtet werden; derselbe wird mit den Bildnissen der preußischen Generale Lestocq und Diericke sowie des Grafen Bennigsen, des russischen Anführers und Oberbefehlshabers der verbündeten Armeen, geziert sein. — Auch aus München wird von einer Reihe neuer Denkmale berichtet, welche daselbst ausgeführt werden sollen. Die östliche und westliche Seite der Glyptothek nämlich zeigt bisjetzt noch sechs leere Nischen, während die Eingangsseite schon längst mit sechs Statuen, berühmte Künstler und Kunstfreunde der Alten Welt darstellend, geschmückt ist. Dem entsprechend sollen nun auch jene Nischen ausgefüllt werden und zwar mit den Standbildern moderner plastischer Künstler. Bisjetzt sind drei davon bestimmt und in Arbeit gegeben: Thorwaldsen, Canova und Rauch in Berlin. Die Ausführung der erstern Statue ist dem Bildhauer Lossow, die der beiden andern dem Professor Windmann in München übertragen; sämmtliche Statuen sollen in antikem Costüm dargestellt werden.

Ueber die deutsche Presse in Nordamerika werden auf Veranlassung der bevorstehenden Präsidentenwahl nachstehende Notizen mitgetheilt, die, obgleich sie nicht einmal ganz vollständig sind, doch immerhin ausreichen, einen Begriff von dem außerordentlichen Umfang zu geben, den das deutsch-amerikanische Zeitungswesen erreicht hat. Danach beläuft sich die Zahl sämmtlicher in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Blätter auf 106, von denen 32 täglich ausgegeben werden. Auf die einzelnen Staaten vertheilt, erscheinen die meisten in Pennsylvanien, nämlich 31; dann folgt Ohio mit 16, Wisconsin mit 13, Neuyork mit 12, Illinois mit 8, Missouri mit 5 deutschen Blättern; in Indiana, Iowa und Texas erscheinen je 3, in Michigan, Maryland, Virginia, Louisiana und Californien je 2, in Neujersey und Kentucky je 1. Der Werth dieser Zeitungen ist freilich sehr verschieden; ihrer politischen Richtung nach gehört bei weitem die Mehrzahl derselben der radicalen Partei, einige wenige sogar den Knownothings, den Feinden aller Einwanderer und also auch der Deutschen, an.

Wunderliche Festlichkeiten sind es zum Theil, die in dieser unserer festlustigen Zeit gefeiert werden. So werden, den Zeitungen zufolge, in Darmstadt große Anstalten getroffen, das funfzigjährige Jubiläum der Erhebung Hessen-Darmstadts zum Großherzogthum (durch Napoleon, zur Zeit des Rheinbundes, 12. Juli 1806) festlich zu begehen; die Feier soll in den ersten Tagen des September stattfinden und hauptsächlich durch eine Reihe historischer Aufzüge verherrlicht werden.

Die deutsche Sprachwissenschaft und die Rechtswissenschaft haben durch zwei beinahe gleichzeitige Todesfälle beklagenswerthe Verluste erlitten: im Bade Oeynhausen starb Max Wilhelm Götzinger, Professor der deutschen Sprache und Literatur am Collegium zu Schaffhausen und Lehrer am Gymnasium ebendaselbst, in Kiel der Professor des deutschen Rechts, Etatsrath Wilhelm Eduard Wilda. Professor Götzinger, ein Sohn des Predigers Götzinger zu Neustadt bei Stolpen im Königreich Sachsen, des Ersten, durch den die sogenannte Sächsische Schweiz dem größern Publicum bekannt wurde,

war 1799 in dem ebengenannten Städtchen geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Bautzen und studirte dann seit 1818 in Leipzig Theologie; sein eigentliches Lieblingsstudium jedoch bildete schon hier die deutsche Sprache und Literatur. 1824 als Lehrer bei dem bekannten Fellenberg'schen Institut in Hofwyl angestellt, widmete er sich diesen Studien mit immer größerm Eifer, was denn einige Jahre später (1827) seine Berufung als Professor der deutschen Sprache an das neueingerichtete Gymnasium zu Schaffhausen zur Folge hatte. Diesem Amte stand er bis 1851 vor, wo anhaltende Kränklichkeit ihn nöthigte, seine Entlassung zu nehmen. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch reiches Wissen sowie durch Selbständigkeit und Gediegenheit der Forschung aus. Feind aller müßigen Redensarten, mochten dieselben nun einen ästhetischen oder philosophischen Anstrich tragen, hob er auch in der Literaturgeschichte sowie namentlich bei der Würdigung einzelner Dichter und Dichtwerke vorzüglich das historische Element hervor und das zu einer Zeit, wo er mit dieser Betrachtungsweise noch ziemlich vereinzelt stand. Seine „Deutsche Dichter erläutert" (2 Bde., Leipzig 1831, zweite Auflage 1844) haben in dieser Hinsicht Epoche gemacht und verdienen noch jetzt die aufmerksamste Beachtung. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften nennen wir noch „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre" (zuerst 1824, eine sechste Auflage erschien 1850), „Deutsche Sprachlehre für Schulen" (1827, siebente Auflage 1850), „Dichtersaal" (1831, vierte Auflage 1850), „Die deutsche Sprache" (2 Bde., 1836—39) ꝛc. — W. J. Wilda wurde 1800 zu Altona geboren. Anfänglich zum Kaufmann bestimmt, bezog er, nachdem er sich auf dem Johanneum zu Hamburg vorgebildet, 1821 die Universität zu Göttingen, wo besonders Hugo, Meister, am nachhaltigsten aber Eichhorn mit seinen Vorträgen über deutsche Rechtsgeschichte auf ihn einwirkten. Nachdem er in Heidelberg, wo er besonders Thibaut, Mittermaier und Schlosser hörte, seine Studien vollendet, ging er zunächst nach Kiel und Kopenhagen, um das nordische Recht kennen zu lernen, machte dann eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und ließ sich darauf als Advocat in Hamburg nieder. Doch sagte ihm diese praktische Beschäftigung nur wenig zu und da er durch günstige Verhältnisse unabhängig war, so widmete er sich 1831 in Halle der akademischen Laufbahn. Hier trat auch gleichzeitig seine erste Schrift ans Licht: „Das Gildenwesen im Mittelalter", durch die er sein wissenschaftliches Ansehen begründete. Wenige Wochen nach seiner Habilitation zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte er 1842 einem Rufe als ordentlicher Professor an der Universität zu Breslau, das er 1854 mit Kiel vertauschte. Das Hauptwerk seines Lebens sollte eine „Geschichte des deutschen Rechts" sein; durch seinen vorzeitigen Tod ist dasselbe unvollendet geblieben und nur ein bedeutendes und wichtiges Bruchstück davon wurde 1842 unter dem Titel „Strafrecht der Germanen" veröffentlicht. Auch gründete er 1839 in Gemeinschaft mit Reyscher in Tübingen die „Zeitschrift für deutsches Recht". Für die von C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig beabsichtigte „Geschichte des deutschen Rechts" hatte er den fünften Band „Strafrecht" übernommen; auch hier ist durch seinen Tod eine schwer zu ersetzende Lücke entstanden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 35.** 28. August 1856.

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von
Karl Rosenkranz.

„Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz, außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle." Erste und zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

I.

„Zur Geschichte der neuesten Theologie!" Ein einfach bescheidener Titel für eine wichtige und vortreffliche Schrift, uns auf einem Gebiet zu orientiren, das zu übersehen nicht blos dem Nichttheologen, sondern selbst dem Fachtheologen immer schwieriger wird, während die Dringlichkeit dazu sich mit jedem Tage steigert. Vor einigen Decennien lagen die Gegensätze der Theologie noch mit solcher Entschiedenheit da, daß sie auf wenige Parolen zurückgeführt werden konnten. Seither aber ist theils durch neue Bahnen, welche die gelehrte Forschung eingeschlagen hat, theils durch den versuchten Uebergang der Theorie in die Praxis, eine große Veränderung der fundamentalen Gegensätze und eine so außerordentliche Mannichfaltigkeit kleinerer Erscheinungen hervorgetreten, daß es genauerer Kenntniß und scharfsichtender Kritik bedarf, um den innern Zusammenhang der theologischen Bewegung und das nächste Ziel, dem

sie entgegengeht, richtig aufzufassen. Professor Karl Schwarz, der durch seine lebensvolle Schrift über „Lessing als Theolog“ sich allen Gebildeten rühmlichst bekannt gemacht und empfohlen hat, unternahm schon 1847 in seinem Buche: „Das Wesen der Religion“, die damalige Summe unserer theologischen Entwickelung zu ziehen, indem er den zweiten Haupttheil seiner Untersuchung einer Geschichte des Religionsbegriffs seit Kant zuwendete. Das vorliegende Buch nimmt einen großen Theil dieser Untersuchung auszugsweise und oft in den nämlichen Wendungen herüber, geht dann aber von der Schilderung und Kritik der allgemeinen Gesichtspunkte in das literarische Detail und bis in unsere nächste Gegenwart weiter.

Auch in dieser Schrift hat der Verfasser ausdrücklich an die Gebildeten überhaupt als an sein Publicum gedacht. Den gelehrten Apparat, der seinen Studien zugrunde liegt, hat er zu einer für seinen Zweck nothwendigen Voraussetzung gemacht, ohne mit den Einzelheiten derselben den Leser zu behelligen, und nur zuweilen gibt er ein Beispiel, um seine Ansicht zu rechtfertigen oder den Einblick in eine Methode zu veranschaulichen. In einer klaren und lebhaften, von tiefem sittlichen Gefühl und religiösem Ernst durchdrungenen Sprache gibt er anziehende Umrisse der wichtigern Epochen, festgezeichnete Bilder der hervorragendsten Führer derselben. Wahrheit ist ihm die unbedingte Losung. Aus der aufrichtigen Hingebung an sie schöpft er den Freimuth, mit welchem er auch die nah gegenwärtigen Gegner seiner Ueberzeugung charakterisirt, aber aus ihr auch die Gerechtigkeit, welche die Polemik nie ausarten läßt und im Angriff die Achtung vor dem subjectiven Recht des Gegners wie die unumwundene Anerkennung seines Talents und seiner Verdienste zu bewahren versteht. Bei aller Schärfe der Kritik macht daher seine Schrift durchweg den Eindruck, die That eines feinen Kopfes und einer edlen, liebenswürdigen Persönlichkeit zu sein.

Vorerst müssen wir uns mit dem Verfasser über den Umfang, den er seiner Arbeit gegeben hat, auseinandersetzen. Er hat ihr den anspruchslosen Titel gegeben: „Zur Geschichte der neuesten Theologie“. Diese Bezeichnung ist unstreitig sehr unbestimmt. Sie entwaffnet allerdings alle Postulate, mit denen man an sie herantreten könnte, allein sie macht auch dem Autor in der Wahl der Gegenstände eine gewisse Willkür möglich. Sie erregt keine positiven Erwartungen, aber sie concentrirt auch den Blick nicht auf besondere Gegenstände. Eigentlich finden wir nur die Geschichte der protestantischen Theologie Deutschlands und auch diese nur von Seiten ihres dogmatisch-kirchlichen Processes dargestellt. Es fehlt die Geschichte der katholischen Theologie. Selbst der Kampf der Günther'schen und Baader'schen Schule, der auch tiefer in die protestantische Theologie eingreift, ist nur einmal im Vorübergehen

flüchtig gestreift, und der ihm vorangehende, dem Protestantismus noch näher liegende Kampf des Hermesianismus theils mit den zuvor genannten Schulen, theils mit der Curie selbst, ist gar nicht berücksichtigt. Die parallelen Bewegungen der katholischen Theologie in Belgien und Frankreich sind natürlich nicht einmal erwähnt. Von der protestantischen Theologie fehlt die ganze Entwickelung der Exegese des Alten Testament, die an sich und auch deshalb so wichtig ist, weil alle Operationen, die mit der Exegese des Neuen Testament vorgenommen worden, als Methoden zuerst an den Schriften des Alten Testament geübt sind. Die Kritik des Alten Testament ist durch die neuern Reisen in den Orient, durch die genauere Kenntniß Aegyptens seit der französischen Expedition, durch die Aufdeckung der assyrischen Denkmale, durch die Erläuterungen des Bildungsganges der arischen Völker gegenüber dem der semitischen und durch die Fortschritte der Linguistik in der That zu einer ganz neuen Wissenschaft geworden. Wir können jetzt die Entwickelung des jüdischen Volks und seiner Religion viel unbefangener, consequenter und gesetzmäßiger verfolgen und das Ursprüngliche von dem fremdher Aufgenommenen viel genauer darin sondern, eine Auffassung, zu welcher die bedeutenden Arbeiten jüdischer Gelehrten, wie Rappaport, Zunz, Saalschütz, Sachs, Geiger, Fürst, Weil und Anderer selbst soviel beigetragen haben und durch welche die Unterscheidung des Christlichen vom Jüdischen eine viel größere Bestimmtheit gewonnen hat. Es fehlt ferner die Geschichte der Kirchengeschichte. Schwarz bespricht allerdings Neander's Kirchenhistorie, allein die große Umwandlung, welcher auch diese Disciplin sich hat eröffnen müssen, ist nicht nach ihrer Wichtigkeit hervorgehoben. Auf diesem Felde hat die Profangeschichte wohlthätig umbildend gewirkt. Schlosser's, Raumer's, Ranke's Arbeiten haben hier ganz neue Bahnen gebrochen. Aehnliches läßt sich von der Archäologie sagen, die ebenfalls mit Stillschweigen übergangen wird. Was war sie noch in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts bei Augusti und bei Binterim und was ist sie jetzt! Auch hier sind es viele Nichttheologen gewesen, die eine freiere und richtigere Auffassung vermittelten und uns den Zusammenhang des Cultus mit der Erzeugung einer eigenthümlich christlichen Kunst nachwiesen. Durch die Archäologie gewann namentlich die Dogmengeschichte eine ganz neue Illustration der symbolischen Vorstellungen des Christenthums. Katholiken und Protestanten haben sich gerade auf diesem Felde der religiösen Plastik in ihren Forschungen am meisten genähert und gegenseitig freundlich gefördert. Die Namen Wessenberg, Münter, Grüneisen, Kugler, J. G. Müller, Förster, Reumont, Didron und Andere werden hier unvergeßlich sein, weil sie durch die Archäologie die Geschichte der christlichen Phantasie zu be-

greifen gelehrt haben, sodaß wir die Vorurtheile haben aufgeben können, mit denen einerseits der confessionelle Materialismus, andererseits die seichte Aufgeklärtheit des vulgär-rationalistischen Verstandes die christliche Symbolik behandelt hatte. Wir haben die innere Einheit, in welcher das Christenthum als Weltreligion mit dem Bildungsproceß aller übrigen Religionen steht, dadurch viel positiver und klarer kennen gelernt, als es vordem möglich war. Endlich vermissen wir ungern ein genaueres Eingehen auf die Geschichte der Ethik. Schwarz berührt sie eigentlich nur zwei mal, bei Schleiermacher und bei Rothe, aber keineswegs mit derjenigen Gründlichkeit und Ausführlichkeit, die ihr sowol wegen ihrer Bedeutung an sich, als wegen ihres Zusammenhangs mit dem kirchlichen Leben gebührt. Daß er diejenige Literatur ignorirt, die factisch den größten Einfluß übt und durch Mittelglieder mit unserer Nationalpoesie in Verbindung steht, die homiletisch-ascetische, wollen wir ihm nicht weiter verargen.

Diese Lücken haben wir vorweg bemerklich machen wollen, das eigentliche Problem des Verfassers deutlicher abzugrenzen. Wir machen sie ihm nicht sowol zum Vorwurf, als daß wir vielmehr bedauern, daß ein so wohl- und vielseitig unterrichtete Theologe diese Elemente zur vollständigern Ausführung seines interessanten Gemäldes nicht aufgenommen hat. Welche geistvollen und belehrenden Combinationen würden sich ihm nicht daran geknüpft haben! Es scheint freilich in seinem Geist eine gewisse praktische Triebkraft zu liegen, die, wenn auch ausgehend von wissenschaftlichen Anschauungen, doch zuletzt in ein ethisch-praktisches Pathos ausmündet.

Er hat seine Schrift in drei Bücher zerlegt: 1) Einleitung, 2) der historisch-kritische, 3) der philosophisch-dogmatische Proceß.

Die Einleitung beschreibt den Gegensatz der modernen Theologie von Hegel und Schleiermacher zur neuen Orthodoxie von Hengstenberg und erklärt das Jahr 1835, in welchem Strauß' „Leben Jesu" erschien, als Anfangspunkt der Geschichte der neuesten Theologie. Es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, einen allgemeinen Rückblick von Lessing bis Strauß, mit welchem diese Einleitung eingeleitet wird, als eigentliche Einleitung voranzuschicken. Hierbei würde sich das Verhältniß der Entwickelung der Wissenschaft zur Zeitgeschichte prägnanter herausgestellt und viele spätere Zwischenbemerkungen und zurückgreifende Betrachtungen überflüssig gemacht haben. Der Rationalismus der Aufklärung, die Mystik der Romantik, die Hegel'sche Philosophie und der kirchliche Positivismus knüpfen sich zugleich an den allgemeinen Gang der Geschichte. Die Periode der Aufklärung könnte man ungezwungen von Friedrich's des Großen Thronbesteigung 1740 bis zum Tode Kant's als des classischen Philosophen der Aufklärung 1804 rechnen, in welchem Jahre die Fran-

zösische Revolution durch den Uebergang der Republik in die Monarchie mit der Thronbesteigung Napoleon's abschloß. Die Periode der Romantik entstand während der ersten Französischen Revolution in Jena, culminirte während des Napoleon'schen Kaiserthums in Heidelberg und endete **1817** mit dem Reformationsfest und dem sich daran schließenden Wartburgfest. Es folgte die Periode der Hegel'schen Philosophie, welche gegen die gnostische Theosophie der Romantik die dialektische Methode und gegen den Feudalstaat derselben den monarchischen Constitutionalismus hervorhob; Hegel ging **1816** nach Heidelberg, **1818** nach Berlin und starb **1831**, nachdem seine Auffassung der Geschichte durch die Julirevolution **1830** einen nicht wieder überwundenen Stoß erhalten hatte. Ihr gegenüber fixirte sich nun die Hengstenberg'sche Neologie unter der Firma der Erhaltung des wahren evangelischen Glaubens. Berlin wurde von da ab der Mittelpunkt der philosophisch-theologischen wie der politisch-kirchlichen Entwickelung Norddeutschlands. Die „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" und die „Evangelische Kirchen-Zeitung" wurden in demselben Jahre **1827** begründet.

Unter das zweite Buch vom historisch-kritischen Proceß subsumirt Schwarz das „Leben Jesu" mit seinen Gegenschriften, die Fortbildung der Evangelienkritik, die tübinger kritische Schule und ihre Gegner.

Das dritte Buch, welches er „Der philosophisch-dogmatische Proceß" überschrieben hat, ist so reich, daß es bequem statt in Capitel in Bücher hätte zerfallen können. Schwarz unterscheidet darin **1)** die Auflösungs-, **2)** die Vermittelungs- und **3)** die Repristinationstheologie und zeigt sich, während er sonst viele landläufig gewordene Urtheile wiederholt, gerade hier am eigenthümlichsten. Allgemeiner würde man jene Unterschiede politisch, kirchlich und wissenschaftlich vielleicht **1)** als eine politisch-reformatorische Epoche von **1835—43**; **2)** als eine social-radicale **1843—48**, d. h. vom Aufhören der „Halleschen Jahrbücher" bis zum Ausbruch der europäischen Continentalrevolution; **3)** als eine reactionäre absetzen können, die, sehr gegen ihre Erwartung, mit dem Tode des Kaisers Nikolaus, dem östreichischen Concordat und dem Pariser Frieden von **1856** ihren Hochpunkt erreicht haben dürfte. Es ist schwer, Epochen in ihren wirklichen Wendepunkten abzugliedern und mit abstracten Ausdrücken treffend zu charakterisiren. Bei der Vielseitigkeit des Zusammenhangs, worin alle geschichtlichen Erscheinungen miteinander stehen, kann immer Streit erhoben und ein Punkt vor andern als maßgebend geltend gemacht werden. Wir legen daher keinen zu großen Werth auf solche Dinge, allein wir glauben, daß der Blick des Verfassers, zu sehr an einem engen Kreis literarischer Erscheinungen haftend, die nicht ganz ohne Willkür hervorgewählt sind, hier den allgemeinen Proceß der Geschichte zu wenig beachtet hat. Unter dem Titel eines

philosophisch-dogmatischen Processes wird Niemand die Geschichte des Neulutherthums und des katholisirenden Protestantismus erwarten, die uns nur den Haß aller Philosophie und aller Fortbildung des dogmatischen Bewußtseins zeigen. Jemehr wir in dieser Region mit der Gesinnung des Verfassers übereinstimmen, jemehr wir hier in seinen freimüthigen Auslassungen eine ebenbürtige Ergänzung zu Bunsen's „Zeichen der Zeit" finden, die selbst zu einem so inhaltschweren Zeichen der Zeit geworden sind, umsomehr hätten wir gewünscht, daß dieser letztere Abschnitt vollständiger behandelt und daß in ihm auch die deutschkatholische, die freigemeindliche und die Irvingianische Bewegung wenigstens skizzenhaft dargestellt wäre.

Das erste Buch behandelt also den Gegensatz der modernen Theologie und der neuen Orthodoxie. Die moderne Theologie wird auf Hegel, Schleiermacher, Neander und De Wette zurückgeführt. Nach dem Einfluß, den diese vier Männer auf die Theologie auch der Zeit nach gewonnen, wäre es vielleicht angemessener gewesen, sie in umgekehrter Ordnung zu behandeln. De Wette setzte doch im Grunde die Semler-Eichhorn'sche Richtung fort und war in der Philosophie ein Anhänger von Fries, d. h. einer Jacobi'schen modificirten Richtung der Kant'schen Philosophie. Das Moderne lag bei De Wette nicht nur in seiner Kritik, der Schwarz Resultatlosigkeit und amphibolische Antithetik vorwirft, sondern auch in seinem Streben, der Kirche in ihrem Cultus einen volksthümlich nationalen Charakter zu geben und ihre Feste, wie auch Fichte bezweckt hatte, mit politischen Beziehungen zu verschmelzen. Mit De Wette hatte Neander, wenn auch in einer andern Tinctur, die Gefühlstheologie gemein. Neander wird von Schwarz als ein protestantischer Mönch geschildert, dessen Hauptinteresse bei Darstellung der Kirchengeschichte die Askese gewesen sei, weshalb er sich nur in dürftigen psychologischen Gegensätzen bewegt und das Gewicht der weltlichen Factoren zu sehr verkannt habe. Doch möchten wir hinzusetzen, daß Neander, wenn ihm namentlich die germanische Individualität mit ihren Consequenzen im Feudalismus, im Ritterthum und im städtischen Republikanismus, vollends aber in ihrer Kunst, verschlossen blieb, für gnostische Speculation, für jene dem alexandrinischen Boden eigenthümliche Vermischung des Begriffs mit der Phantasie, einen ausgezeichneten Sinn besaß, der ihn später auch zu Schelling's Philosophie der Mythologie und Offenbarung so gewaltig hinzog. Schleiermacher ist als Reformator der neuern Theologie vortrefflich charakterisirt, doch leugnen wir nicht, daß Schwarz wohlausgerüstet gewesen wäre, uns von ihm noch ein reicheres und intensiveres Bild zu geben. Man hat sich gewöhnt, bei diesem großen Theologen, der die Mystik des religiösen Gefühls mit der Schärfe und Gewandtheit des subtilsten Verstandes so wunderbar

vereinte, zu sehr immer nur auf seine Reden über die Religion und auf seine Glaubenslehre zu reflectiren. Es müßte aber nunmehr hierzu eine bestimmtere Auffassung seiner ethischen Grundsätze kommen, da wir jetzt nicht mehr nur auf die Kritik der bisherigen Sittenlehre und auf einzelne Abhandlungen in den Jahrbüchern der berliner Akademie beschränkt sind, sondern seine philosophische Ethik von Schweizer, seine kirchliche Sitte von Jonas, seine Lehre vom Staat durch Brandis, seine Erziehungslehre durch Platz erhalten haben und seine Unterscheidung des wirksamen Handelns als des reinigenden und verbreitenden vom darstellenden bereits in so viele protestantische Schriften eingedrungen ist. Im Verhältniß zu den Synthesen dieser constructiven Umrisse müßte dann die analytische Methode seiner Exegese entwickelt werden, die er selbst in seiner Hermeneutik beschrieben hat und deren Resultate er für das Neue Testament in seinen Vorlesungen über das Leben Jesu und über die Apostelgeschichte zusammenfaßte, die stets mit höchster Spannung gehört wurden und die unbegreiflicherweise noch immer nicht herausgegeben sind, obwol zumal sein Leben Jesu eine so nothwendige Ergänzung zur Christologie seiner Glaubenslehre bildet. Auch seine Philosophie als solche müßte nach seinen Arbeiten über die Geschichte der Philosophie, nach seiner Dialektik und Aesthetik, in eine genauere Beziehung zu seiner Dogmatik und Ethik gesetzt, vornämlich aber diejenige Auffassung des Christenthums entwickelt werden, die er in seinen Predigten gegeben hat und die, nach unserer Meinung, an Tiefe, Größe und Innigkeit die in seinen systematischen Werken gegebene weit überragt. Schwarz sollte uns von Schleiermacher eine Gesammtanschauung schaffen, wie er sie uns von Lessing geboten hat. Eine solche Totalität würde uns auch die verschiedenen Richtungen seiner Anhänger, eines Twesten, Nitzsch, Müller, Lücke und Anderer in ihrem Ursprung wie in ihren Eigenheiten richtiger erkennen lassen. Was endlich Hegel betrifft, so glauben wir, daß Schwarz ihm nicht gerecht geworden ist und zu einseitig das Bild wiederholt, welches von ihm seit der Krisis seiner Schule auf der Oberfläche unserer Literatur stereotyp geworden ist. Hegel soll nach ihm den Offenbarungsbegriff in den der Menschwerdung Gottes als eines in der Menschheit unendlichen Processes verändert, durch Umdeutung der religiösen Vorstellung, bei mangelnder Kritik, in den speculativen Begriff eine neue Scholastik erzeugt, den Dogmatismus restaurirt, eine formalistische Begriffsvergötterung bewirkt und die Wurzel aller Freiheit und Sittlichkeit, die Persönlichkeit, vernichtet haben, weil in seinem Absoluten kein Centrum, kein Auge, kein Kern der Persönlichkeit gewesen sei. Daher habe im Verlauf der Entwickelung der Hegel'schen Schule sein Pantheismus in Anthropologismus, seine eingebildete Rechtgläubigkeit in Ungläubigkeit umschlagen müssen. Wenn ein philo-

sophisch gebildeter, freisinniger und nach Gerechtigkeit strebender Theologe wie Schwarz in solchen Vorstellungen von Hegel befangen ist, was kann man dann von Andern erwarten! Umsomehr bleibt es Pflicht, gegen solche Entstellung Protest einzulegen, die von Hegel eine Schilderung gibt, wie er selbst sie vom indischen Pantheismus macht, und die seine unsagliche Anstrengung, den abstracten Realismus des Pantheismus wie den abstracten Idealismus des Theismus zu überwinden, zur Entpersönlichung der Idee Gottes degradirt. Freilich fristen sich viele seiner Gegner ihre Existenz lediglich durch die Versicherung, daß seiner Philosophie ein persönlicher Gott fehle; denn wenn sie ihr diesen zugestehen müßten, so würde, was sie sonst gegen ihn aufzubringen wissen, eben nicht schwer ins Gewicht fallen. Wenn daher Hegel zu ausdrücklicher Widerlegung Spinoza's in der logischen Idee den Begriff des Subjects als die Wahrheit des Begriffs der Substanz entwickelt hat, so soll er unter Subject nur den Menschen verstanden haben. Allein innerhalb der logischen Idee ist diese Bestimmung natürlich nur erst eine allgemein logische, die für den Begriff des Geistes als des subjectiven, objectiven und absoluten erst ihre weitere Specification zu empfangen hat. Diese Specification hat Hegel gegeben und hat, was den Begriff des absoluten Geistes anbetrifft, sowol in seiner Religionsphilosophie als in seiner Abhandlung von den Beweisen für die Existenz Gottes den Geist des einzelnen Menschen und den Collectivgeist der menschlichen Gattung sehr bestimmt von dem an und für sich seienden, ewigen Geist Gottes unterschieden. Es ist uns kein Beweis bekannt, daß er mit seinen Beweisen für die Existenz eines persönlichen Gottes das Gegentheil bezweckt habe. Es ist uns auch keine Arbeit bekannt, welche das Räthsel löste, wie es ihm möglich gewesen sein sollte, ohne den Begriff Gottes als des absolut persönlichen Geistes eine so treffende Darstellung und Kritik der Religionen geben zu können, als wir sie von ihm besitzen. Doch man fertigt ihn in Pausch und Bogen als Panlogisten ab oder citirt einzelne Stellen, in denen er durch den Zusammenhang gezwungen ist, das anthropologische Moment im religiösen Proceß zu accentuiren, um darzuthun, daß er den Gott nur im Menschen gekannt und anerkannt habe. Aber auch die Wurzel aller Freiheit und Sittlichkeit, auch die menschliche Persönlichkeit, soll er vernichtet haben! Von Seiten der Religion läßt man den absoluten Geist in die Subjectivität des einzelnen Menschen untergehen, von Seiten der Sittlichkeit läßt man umgekehrt die Freiheit des einzelnen Menschen in die Substantialität des allgemeinen Geistes aufgehen. Jene empörende Anklage findet weder in der metaphysischen Begründung des Systems, welches die Freiheit als den Grund der Nothwendigkeit enthüllt, noch in der Psychologie, Ethik oder Religionsphilosophie desselben einen wirklichen Anhalt. Die Pole-

mit Hegel's gegen die Vereitelung endlicher Subjecte, gegen sentimentale Selbstvergötterung, gegen die romantische Ironie des genialen Subjects, gegen die Herabwürdigung der Ehe und des Staats zu bloßen Polizeianstalten, gegen den Fanatismus desjenigen Glaubens, dessen herrschsüchtige Anmaßung sich aus Unwissenheit und Akrisie das größte Verdienst macht, ist doch nur eine Seite seiner Darstellung, aus deren negativen Schlagwörtern man sich das Material zu der Fratze zusammenholt, die man hier zur Schau stellt. Hegel's Hinneigung auf dem ethischen Gebiete zur objectiven Heiligkeit der dorischen Richtung, wie wir sie der Kürze halber nennen möchten, stand allerdings der ionischen Schleiermacher's gegenüber, die sich vor allem des Rechts der Eigenthümlichkeit annahm. Aber Hegel's Gereiztheit gegen die Prätensionen hohler Individualitäten, deren es doch gewiß auch gibt, machte ihn nicht unfähig, das subjective Element der Persönlichkeit zu fassen, dessen Rechte auf dem politischen wie auf dem kirchlichen Gebiete er so oft mit dem stärksten Nachdruck vertreten hat. Welche entgegengesetzte Vorwürfe sind ihm nicht gemacht worden! Daß er z. B. die monarchische Persönlichkeit für die Vollendung der Staatsverfassung im Interesse der Freiheit aller Einzelnen foderte, konnte man nicht leugnen. Was that man? Man schalt ihn einen Servilen. Da aber sein Fürst kein Despot, kein unumschränkter Monarch sein soll, sondern da er die Heiligkeit der gesetzlich geordneten Verfassung anerkennen soll, so beschuldigte man ihn wieder umgekehrt, daß sein Fürst ein bloßer Schattenfürst sei.

Doch wir wollen diese Apologie verlassen. So berechtigt und nothwendig sie noch immer ist, so ist sie doch in der That schon ebenso langweilig als die Polemik, gegen welche sie sich richten muß. Doch scheint es uns, als ob Schwarz auch den Männern, die sich Hegel im letzten Drittel ihres Lebens als Theologen anschlossen, Daub und Marheineke, zu flüchtig vorbeigeht. Daub's großartige, wenn auch nicht völlig durchgeführte Arbeiten, habe ich 1837 in meinen „Erinnerungen an Karl Daub“ in ihrem Zusammenhang zu charakterisiren versucht. Strauß verglich ihn 1839 in einer höchst interessanten Parallele mit Schleiermacher. Herrmann hat seine Verdienste 1847 in seiner Schrift: „Die speculative Theologie in ihrer Entwickelung durch Daub“, ausführlich nachgewiesen. Marheineke ist von A. Schmidt in den Noack'schen „Jahrbüchern für Philosophie und Theologie“ gewürdigt. Marheineke nur als den Begriffstheologen obenhin mit Neander als dem Pectoraltheologen zu contrastiren, wie Schwarz thut, heißt denn doch das gewaltige theologische Pathos dieser kirchenfürstlichen Natur zu gering nehmen. Marheineke war nicht blos ein Rechner mit logischen Distinctionen, zu welcher Auffassung etwa seine nach dem Hegel'schen System umgearbeitete zweite Ausgabe seiner Glaubenslehre einen scheinbaren Grund bieten

kann. Er war ein priesterliches Gemüth, wie seine herrlichen Briefe an Plank und seine erste Ausgabe der Glaubenslehre mit ihrer ins Mystische übergehenden Salbung darthun. Auch besaß er eine sehr gediegene, wahrhaft gelehrte Anschauung des kirchlichen Entwickelungsganges, namentlich nach der confessionellen Seite hin. Die Unterscheidung des protestantischen Lehrbegriffs vom katholischen ist durch ihn ins hellste Licht gestellt und namentlich der dritte Band seiner „Christlichen Symbolik", das System des Katholicismus, ist bis auf diesen Augenblick ein in seiner sachlich durchdringenden Schlichtheit unübertroffenes Meisterwerk, das durch Möhler's katholische Antithese nicht hat untergraben werden können. Es gibt Bücher, von denen man öffentlich nicht zu sprechen pflegt, die aber in der Stille unendlich viel gebraucht und in einem kaum glaublichen Grade ausgebeutet werden. Hierzu kann man unbedenklich Marheineke's „Institutiones symbolicae" rechnen, deren aus den Bekenntnißschriften der Kirchenparteien entnommene Beweisstellen tausendfach von Andern nicht aus den Originalen, sondern aus diesem Compendium wiederholt sind.

Der wichtigste Punkt wurde damals das Verhältniß der religiösen Vorstellung zum begreifenden Denken. Wie es zu gehen pflegt, wenn eine Philosophie populär wird, so wurde auch dies vom Hegel'schen System hervorgehobene Verhältniß bald zu einer Art von Kunstgriff, mit welchem die Leichtfertigkeit hastig genug ohne sonderliches Studium und ohne viel Mühe operiren lernte. Aber durch solche Ausartungen, die in der Geschichte aller speculativen Systeme vorkommen, verliert die Sache nichts von ihrer Wahrheit. Das Verhältniß von Anschauen, Vorstellen und Denken ist einmal der nothwendige Stufengang der psychologischen Entwickelung der Intelligenz, den Platon und Aristoteles ebenso wohl kannten als Kant und Hegel, wenn auch der letztere ihn straffer präcisirte. Es wird nun wol Niemand leugnen wollen, daß durch die tiefere Erfassung des Wesens der Vorstellung, wie sie aus dem Anschauen hervorgeht, um in das Denken überzugehen, gerade auf dem religiösen Gebiet ein unendlicher Fortschritt gemacht wurde, denn es wurde möglich, in den der Phantasie angehörigen Formen den religiösen Gehalt zu erkennen, ohne sie, wie der vulgäre Rationalismus noch zu thun gezwungen war, als poetische Hyperbeln und phantastische Fictionen zu verwerfen. Nun würde aber dieser Fortschritt zur unseligsten Hemmniß werden, wenn jede Vorstellung ohne weiteres entweder durch die Taufe des Begriffs als an sich wahr legitimirt oder umgekehrt durch die Auflösung in den Begriff als an sich unwahr vernichtet werden könnte. In jenem Fall würde eine völlige Kritiklosigkeit, in diesem ein völlig nihilistischer Kriticismus entstehen. Daß die Wissenschaft zwischen diesen Extremen geschwankt hat und zum Theil noch schwankt, soll nicht in

Abrede gestellt werden, aber diese Schwankung ist kein Grund, die richtige Behandlung der psychologischen Genesis nicht weiter anzustreben oder sie als einen Irrthum überhaupt aufzugeben, denn die richtige Behandlung muß durch eine immanente Kritik die Vernunft des Inhalts als Resultat nicht nur, sondern auch als Kriterium der rückwärtsliegenden Stufen hervortreten lassen. Könnte jede religiöse Vorstellung, z. B. die des Fegefeuers als eines wirklichen Feuers, durch den Begriff als absolut wahr gerechtfertigt werden, so würde zwischen Aberglauben und wahrhaftem Glauben kein Unterschied mehr sein. Und umgekehrt, könnte jede religiöse Vorstellung, z. B. die Gottes als des Vaters aller Menschen, durch den Begriff als absolut unwahr widerlegt und aufgelöst werden, so wäre der Inhalt aller Religion Aberglaube. Daß nun diejenigen Theologen, die, wie Strauß, die Phantasieform der Religion nur als einen im Grunde lästigen und überflüssigen Umweg zum abstracten Begriff betrachteten, als die wahrhafte Consequenz der Hegel'schen Philosophie angesehen werden, scheint uns ebenso wenig richtig, als wenn diejenigen Theologen, die, wie Daub, Marheineke, ich selbst, Conradi, Rust, Erdmann und Andere, eine Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen durch den Nachweis eines möglichen identischen Inhalts in den verschiedenen Stadien der Intelligenz anstrebten, von Schwarz als solche bezeichnet werden, welche das Zeitalter mit einer durchaus unwahren und eingebildeten Rechtgläubigkeit beschenkt hätten. Unsere Arbeiten hatten Fehler und Mängel, gewiß, allein sie waren ein nothwendiger Act in der damaligen Epoche der Wissenschaft, von dem wir hoffen dürfen, daß er auch für den rechten Glauben nicht ohne Nutzen gewesen ist.

In gewissem Sinn konnte man diese objective Behandlung der psychologischen Gestaltung des religiösen Bewußtseins eine moderne Orthodoxie nennen: allein Schwarz bezeichnet mit diesem Titel die von Hengstenberg ausgegangene pathologische Umdeutung des volksthümlichen Bedürfnisses praktischer Gläubigkeit in dogmatische Rechtgläubigkeit, die an den Pietismus nur anknüpft, den Kanon vergöttert, alle historische Kritik haßt und proscribirt, und seit dem Agendenstreit, noch mehr seit der Feier der Uebergabe der Augsburger Confession, den Luther'schen Confessionalismus fördert. Hengstenberg ist nach Schwarz durch rücksichtslose Befolgung zweier Grundsätze zu einem ausgedehnten Ansehen gelangt: einmal dadurch, daß er die Zweckmäßigkeit immer über die Wahrheit und sodann dadurch, daß er die Macht über das Recht gestellt und beständig Gehorsam gegen den Staat gepredigt hat, wenn er auch mit der Regierung desselben oft nichts weniger als einverstanden war. Von diesen Grundsätzen aus hat er in seiner Kirchen-Zeitung durch geschickte Denunciation seiner Gegner als Häretiker, als Rationalisten, als Atheisten, als Demagogen, als moralisch bankrotte Subjecte u. s. w. einen

sehr gefürchteten Terrorismus geübt. Schwarz glaubt die Summe dieses Verfahrens nicht stärker ziehen zu können, als es von Hengstenberg selber in einem Schreiben gegen Neander mit diesen Worten geschehen ist: „Das Vertrauen eines christlichen Studirenden der Theologie zu einem rationalistischen Lehrer derselben ist nicht Pflicht, sondern Sünde." Das Bedenkliche dieser gesammten, sich evangelisch nennenden Richtung ist das Zurücksinken des christlichen Princips aus dem Evangelium in das Gesetz, aus der Liebe in den Haß, aus der Gnade in den Zorn, aus dem Segnen in das Fluchen, aus der Unirung in die Separirung, aus dem Neuen ins Alte Testament, dessen Studium daher von ihr auch vorzüglich betrieben wird.

Das Münster in Basel und die Paulskirche in Frankfurt a. M.

Die Kirchenversammlung zu Basel 1431—49 bietet mancherlei Aehnlichkeiten dar mit der Nationalversammlung zu Frankfurt 1848—49. Beide gingen hervor aus der zum allgemeinen Bewußtsein gekommenen Erkenntniß der öffentlichen Misstände und beide vertraten oder sollten mindestens vertreten die Hoffnungen und Wünsche der Vaterlandsfreunde. Jene unternahm, die Kirche, diese das Reich in Haupt und Gliedern zu reformiren. Jene stieß daher mit dem römischen Stuhle, diese mit den Fürstlichkeiten zusammen. Jene setzte den Papst (Eugen IV.) ab, diese schob den Bundestag zur Seite. Wie damals der einsiedlerische Herzog Amadeus von Savoyen auf den Stuhl Peter's, so ward jetzt der östreichische Erzherzog Johann aus steirischer Zurückgezogenheit an die Spitze des Reichs berufen, Beide freilich, um bald still zu verschwinden. Damals wie jetzt sah man, sobald es zu kräftigen Beschlüssen kam, die Mitglieder zahlreich ihre Reihen verlassen, und nachdem die Autorität wieder erstarkt war, wurden beide Versammlungen geächtet: die baseler flüchtete nach Lausanne und schloß dort ihre Sitzungen, die frankfurter wendete sich nach Stuttgart und ward daselbst am 18. Juni 1849 gesprengt. Aus beider Verlassenschaften eignete sich die Reaction an, was ihr von Beschlüssen etwa brauchbar erschien, und im Uebrigen blieb es im Lande der Erbträgheit damals wie jetzt beim Alten.

Bei allen constituirenden Versammlungen kommt es eigentlich darauf an, ob die Versammlung über dem — kirchlichen oder weltlichen — Oberhaupte, oder ob umgekehrt dieses über jenem steht. Als im Mai 1848 unter dem Zujauchzen Deutschlands die Nationalversammlung zusammentrat, hielt die Gegenpartei nicht für angemessen, diese misliche Frage zur Entscheidung zu bringen, sondern war einstweilen auf ein

Gegengewicht bedacht. Wir erinnern hierbei an die Abegg'sche Anzeige in der Sitzung des Funfzigerausschusses vom 10. Mai („Verhandlungen des Deutschen Parlaments." Zweite Lieferung, enthaltend die Verhandlungen des Funfzigerausschusses ꝛc., Frankfurt am Main, Sauerländer, 1848, Seite 342 und augsburger „Allgemeine Zeitung" 1848, Nr. 135, Seite 2148), sowie an die von Blum in der Sitzung der Reichsversammlung vom 27. Mai gemachten Enthüllungen (Stenographischer Bericht, I. Band, Seite 150). Zu diesen Erscheinungen findet sich ein nicht unmerkwürdiges baseler Seitenstück. Eine gleichzeitige Handschrift, die sich auf der dresdener öffentlichen Bibliothek (F. 172c., Blatt 38 ff.) befindet, enthält nämlich Abschriften von zwei, wie wir glauben, noch ungedruckten Handschreiben des Herzogs Philipp Maria Angelus Visconti von Mailand an den deutschen König Albrecht II. aus dem Jahre 1438, in welchem Ersterer die Ansichten und Wünsche der damaligen reformfeindlichen Partei ausspricht. Da hier nicht der Ort ist, den in barbarischem Latein geschriebenen Urtext dieser Briefe herzusetzen, so müssen wir uns mit einer auszugsweisen Uebersetzung begnügen, wobei wir beide Schreiben in eins verschmelzen.

„Gleich Ew. Majestät" — schreibt der Herzog — „bin auch ich durchdrungen von der Ueberzeugung, daß vor allem Spaltung und Aergerniß in der heiligen Kirche vermieden werden muß. Unsere Aufgabe besteht daher zunächst darin, die Verhandlungen der baseler Kirchenversammlung gegen den Heiligen Vater mit allen Mitteln zu hintertreiben.... Meine dortigen Agenten (oratores) berichten mir, daß der Geist dieser Versammlung ein sehr schlechter sei. Die französische Geistlichkeit gibt den Ton an und reißt besonders die Deutschen mit sich fort. Die ganze Versammlung befindet sich in den Händen niedriger und besitzloser Menschen (in manibus vulgarium et nihil habentium personarum), welche durch den Umsturz des Bestehenden beim Volke sich beliebt zu machen und ihre Stellungen zu verbessern beabsichtigen. Unverkennbar gehen sie damit um, den Heiligen Vater abzusetzen, und es steht zu befürchten, daß sie, sobald sie sich des Heiligen Stuhls werden bemächtigt haben, auch nach der kaiserlichen Krone ihre Hände ausstrecken werden..... Ew. Majestät haben vor Mit- und Nachwelt die Pflicht, diesem großen Unglück zuvorzukommen, Italien das Recht der Papstwahl und Deutschland das Befugniß der Kaiserwahl zu erhalten. Ew. Majestät beschwöre ich daher, schleunigst einzuschreiten. Zuvörderst möge durch Botschafter oder Zuschriften der Versammlung zu eröffnen sein, daß königliche Majestät jede kirchliche Spaltung und alles öffentliche Aergerniß durchaus vermieden, vielmehr eine Vereinbarung (compositio) erzielt wissen wollen. Da jedoch zu besorgen ist, daß derartige Ermahnungen bei der schlechten Gesinnung jener Menschen fruchtlos bleiben werden, so geht mein wei-

terer Vorschlag dahin, Ew. Majestät wollen möglichst viele höhere Geistliche (praelati) anweisen, sich unverzüglich nach Basel zu verfügen und im Sinne der guten Sache zu wirken. Auf diese Weise wird die Partei des Friedens die Mehrheit in der Versammlung erlangen, und Ew. Majestät Ihre Absichten zu erreichen in den Stand gesetzt werden (quod sublimitas vestra possit in ipso consilio, quidquid velit)."

Es ist doch Alles schon erlebt worden! Nicht erst 1848, sondern schon 1438 hat man für zweckdienlich erachtet, auf lästige Versammlungen nicht sowol äußerlich, als vielmehr innerhalb derselben „von innen nach außen" zu wirken, und dem großherzoglich hessischen Bundestagsgesandten Hrn. von Lepel, dem Verfasser des vielbesprochenen „Promemoria" vom 4. Mai 1848 (Verhandlungen des Funfzigerausschusses, S. 332—335, augsburger „Allgemeine Zeitung" a. a. O.) muß sogar der Ruhm der Erfindung streitig gemacht werden.

Literatur und Kunst.

Deutsche Sagen.

Wir berichteten kürzlich über einige Neuigkeiten, die auf dem Gebiet des Volksliedes und der Sagen- und Märchenforschung erschienen sind; als Nachtrag dazu wollen wir noch auf ein Werk aufmerksam machen, das soeben unter dem Titel „Sage und Geschichte aus den Sachsenländern. Von E. Heusinger" (Leipzig, Kollmann) die Presse verlassen hat. Zwar auf wissenschaftlichen Werth hat die Sammlung keinen Anspruch; der Verfasser, dem wir die „Achtundvierzig Jahre. Zeichnungen aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers", einen der reichhaltigsten und interessantesten Beiträge zur Memoirenliteratur der Gegenwart verdanken, ist auf dem Gebiet, das er hier betreten hat, offenbar nur Dilettant, es fehlt ihm sowol an kritischer Schärfe wie überhaupt an jener wissenschaftlichen Methode, die sich seit einer Reihe von Jahren auch der Sagenforschung bemächtigt und hier bereits soviel schöne Früchte zutage gefördert hat. Dafür jedoch besitzt er einige andere Eigenschaften, welche das Buch für nichtgelehrte Kreise immerhin zu einer erfreulichen und dankenswerthen Erscheinung machen: er ist ein aufrichtiger und inniger, ja leidenschaftlicher Patriot; inmitten eines vielbewegten, wechselvollen Lebens, das ihn weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus, nach England, Spanien, Italien, ja sogar über den Ocean geführt hat, ist ihm das Vaterland selbst nur immer theurer geworden und je fester er den Glauben an die dereinstige Wiederherstellung der deutschen Macht und Größe hegt, mit um so aufrichtigerm Hasse verfolgt er Alles, bei Hoch und Niedrig, was dieser glücklichern Zukunft im Wege steht und sie zu verzögern oder die Nation gar völlig darum zu täuschen droht. Diese patriotische Begeisterung bildet auch den eigentlichen Ausgangs- und Mittelpunkt der vorliegenden Sammlung; die Liebe, mit welcher

der Verfasser den Spuren der Vergangenheit in den sächsischen Ländern, diesen uralten Sitzen deutscher Kraft und Sitte, nachgegangen ist, soweit seine Kenntniß eben reichte, muß uns entschädigen für die Schwächen, die das Buch in wissenschaftlicher Hinsicht bietet und unter denen hauptsächlich eine gewisse Planlosigkeit sowie der Mangel an Vollständigkeit und kritischer Genauigkeit hervortritt. Der Verfasser theilt mit, was ihm auf einem langen Wege, den er aber doch mehr als Spaziergänger, denn als wissenschaftlicher Forscher zurückgelegt hat, aufgestoßen und begegnet ist; die Quellenangaben fehlen theils ganz, theils sind sie viel zu ungenau, um irgendeinen wirklichen Anhalt zu weiterer Forschung zu bieten, die Beziehung aber auf Das, was die Sagenforschung auf demselben Felde neuerdings geleistet hat, fehlt gänzlich. Auch gegen die Auswahl der einzelnen Nummern lassen sich gerechte Bedenken erheben. So vermögen wir beispielsweise beim besten Willen nicht abzusehen, was unter den „Wiekings-Sagen" (d. i. Sagen von Wittekind) der ausführliche Bericht über einen im October 1829 auf dem Wedegenstein errichteten Denkstein in diesem Zusammenhang soll, zumal in dieser Ausführlichkeit, wo uns auch die Namen der Betheiligten, ja selbst die Festrede, die bei jener Gelegenheit gehalten worden, nicht erspart bleiben. Ebenso geht die Darstellung zuweilen in einen gewissen belletristischen Stil über (S. 191, 262 rc.), von dem die Erzähler alter Sagen seit geraumer Zeit, nämlich seitdem man zu der Einsicht gelangt ist, daß diese einfachen volksthümlichen Historien auch nur im einfachsten volksthümlichsten Stil mitgetheilt werden dürfen, sich mit Recht entwöhnt haben. Sehen wir indessen von diesen und einigen ähnlichen Bedenken ab und betrachten wir das Buch lediglich als Unterhaltungsschrift, so können wir es unsern Lesern als eine gemüthliche und patriotische Lectüre nur empfehlen; unter der Masse des Mitgetheilten finden sich einzelne recht charakteristische Züge und jedenfalls wird das Buch dazu dienen, die Kenntniß des Vaterlandes und die Liebe zu ihm zu verbreiten. Die ganze Sammlung zerfällt in vier größere Abschnitte, nämlich erstens die schon genannten „Wiekings-Sagen", zweitens „Altniedersächsische Documente" (aus den Handschriften der wolfenbütteler Bibliothek), drittens „Allgemeine Sagen und Traditionen", endlich viertens „Sagen aus dem Werrathale". Die Ausstattung ist sehr sauber; insbesondere gereicht dem Buch das sinnvoll illustrirte Titelblatt, von der kunstfertigen Hand des Verfassers, zur Zierde. R. P.

Geschichte.

Von Kurd von Schlözer, dem wir bereits verschiedene historische Darstellungen theils aus der deutschen Städtegeschichte, theils aus der Geschichte deutscher Adelsfamilien verdanken, erhielten wir soeben eine neue Monographie, deren Stoff jedoch diesmal der Hof- und Kriegsgeschichte des 18. Jahrhunderts angehört: „Chasot. Zur Geschichte Friedrich's des Großen und seiner Zeit" (Berlin, Hertz). Graf Isaak Franz Egmont von Chasot, einem alten Adelsgeschlecht der Normandie entsprossen, wurde 1718 zu Caen geboren. Frühzeitig in französische Kriegsdienste getreten, nahm er 1734 als Lieutenant in dem Infanterieregiment Bourbonnais an den kriegerischen Operationen theil, die damals an den Ufern des Rhein zwischen Frankreich

und dem Deutschen Reiche stattfanden und denen auch Friedrich der Große als Kronprinz beiwohnte, um sich unter den Augen des Prinzen Eugen die ersten Lorbern zu verdienen. Bekanntlich jedoch wurden damals auf Seiten der deutschen Truppen überhaupt nicht viel Lorbern gepflückt; die Festung Philippsburg, der eigentliche Angelpunkt der militärischen Operationen, fiel in die Hände der Franzosen und Friedrich, wenig erbaut von der Unthätigkeit des ehedem so siegreichen, jetzt aber vom Alter gebeugten Feldherrn, kehrte bald darauf nach Berlin zurück und zwar in Begleitung desselben Chasot, der ihm soeben noch als Feind gegenübergestanden. Nämlich während der Belagerung von Philippsburg war Chasot in Streit mit einem Kameraden, einem jener militärischen Stutzer gerathen, an denen die damalige französische Armee so reich war und die dann 20 Jahre später die Komödie von Roßbach aufführten. Der Streit hatte einen Zweikampf zur Folge gehabt und der unglückliche Ausgang desselben nöthigte Chasot, fahnenflüchtig zu werden; von den Offizieren seines Regiments mit einem Zeugniß seines tapfern und ritterlichen Betragens versehen, begab er sich in das Lager des Prinzen Eugen, wo ihm die ehrenhafteste Aufnahme zutheil ward. Hier machte er nun auch die Bekanntschaft des Kronprinzen von Preußen, der sich bei seiner bekannten Vorliebe für Alles, was aus Frankreich stammte, durch die Gewandtheit, den Witz und Geist des französischen Offiziers bald aufs lebhafteste angezogen fühlte. Friedrich nahm ihn mit nach Ruppin, wo er damals in Garnison stand und auch an dem Hofe von Rheinsberg, der sich bald darauf bildete, war Chasot einer der beliebtesten und angesehensten Gäste; er hatte seine ständige Wohnung bei den übrigen Cavalieren im Schlosse angewiesen erhalten und nahm an allen Vergnügungen des Hofes, aber auch an allen geistigen Interessen des Prinzen theil, der ihn nicht nur persönlich in der Musik unterrichtete, sondern ihn auch in jenen Bayardorden aufnahm, den Friedrich um diese Zeit stiftete, dem aber der Verfasser des vorliegenden Werks, wie uns scheint, eine viel zu große, historisch durch nichts zu erweisende Bedeutung beilegt. Als dann wenige Monate nach der Thronbesteigung des neuen Königs die preußische Armee plötzlich in Schlesien einrückte, wurde Chasot mit der innern Organisation und Ausbildung des neu gegründeten Feldjägercorps betraut. In dieser Stellung machte er die Feldzüge von 1741 mit; namentlich soll er sich in der Schlacht bei Mollwitz, wo das Glück, wie man sich erinnert, Friedrich anfangs den Rücken wendete, an der Seite des Königs befunden und ihm durch seine Tapferkeit und persönliche Aufopferung das Leben gerettet haben. Bald darauf wurde er zum Rittmeister beim Dragonerregiment Baireuth (dem jetzigen zweiten Kürassierregiment, genannt Königin) ernannt; als solcher nahm er an der Schlacht von Czaslau theil, wo er sich wiederum so auszeichnete, daß er kurze Zeit darauf zum Ritter des Ordens pour le mérite erhoben, auch mit verschiedenen Amtshauptmannschaften und andern ungewöhnlichen Einnahmen belohnt ward. Das Jahr darauf (1743) erfolgte seine Ernennung zum Major bei dem früher genannten Regiment, das sich im nächstfolgenden Feldzug in der Schlacht bei Hohenfriedberg einen unsterblichen Ruf durch jene berühmte Attake bereitete, in welcher dies eine Cavalerieregiment 20 östreichische Bataillone über den Haufen ritt und nicht weniger als 66 Fahnen erbeutete. Auch an dieser Waffenthat, einer der glänzendsten, welche die neuere Kriegs-

geschichte kennt, nahm Chasot ruhmvollen Antheil; in seinem Wappen führte er seitdem, ohne Zweifel mit Einwilligung des Königs, ein Schild mit dem preußischen Adler sowie zwei Fahnen mit der Inschrift H.F. (Hohenfriedberg) und daneben die Zahl 66 zur Erinnerung an die erbeuteten Fahnen.

Allein damit sollte Chasot auch den Gipfel seines Glücks im preußischen Kriegsdienst erreicht haben; er war eine kecke, abenteuerlich sinnliche Natur, für die das Geräusch des Feldlagers und das muntere Treiben des Hofes besser paßte als der Aufenthalt in der kleinen Garnisonstadt Pasewalk, in die er sich seit dem Frieden versetzt sah und die er häufig verließ, um an den Festen und Vergnügungen der Höfe zu Berlin und Neustrelitz theilzunehmen. Doch empfand er bei der Rückkehr die Einförmigkeit jenes Aufenthalts dann jedesmal nur um so tiefer; auch wollten für seine etwas verschwenderische Lebensart die reichlichen Mittel, welche der König ganz gegen seine Gewohnheit dem Liebling gewährte, nicht zureichen. Den ersten Anstoß, sein Verhältniß zum König zu trüben, gab ein blutiger Streit, in den er mit einem Offizier seines Regiments verwickelt ward und der ihn auf einige Monate nach Spandau führte. Zwar erfolgte diesmal noch eine Versöhnung, doch blieb das Verhältniß gespannt und als Chasot sich endlich überzeugen mußte, daß seine unaufhörlichen Geldfoderungen die Geduld seines königlichen Freundes ermüdet hatten, beschloß er, den preußischen Dienst zu verlassen. Eine längere Urlaubsreise nach Frankreich, die er 1751 antrat, bildete die Einleitung dazu; das Jahr darauf nahm er definitiv seinen Abschied. Der König scheint diesen Schritt und noch mehr die allerdings sehr ungeschickte Art, wie Chasot denselben herbeiführte, tief empfunden zu haben; er strafte ihn auf empfindliche Weise, indem er in der neuen Bearbeitung der „Histoire de mon temps“ von 1775 in der Darstellung der Schlacht von Hohenfriedberg und des Angriffs der baireuther Dragoner den Namen Chasot's, der in der ersten Ausgabe von 1752 bei dieser Gelegenheit auf das ehrenvollste erwähnt wird, wegstrich. Chasot, vielleicht durch seine intimen Beziehungen zu der verwitweten Herzogin von Mecklenburg-Strelitz bestimmt, zog nach Lübeck, wo er sich ankaufte und 1754 Bürger wurde. Als dann einige Jahre später (1759) der bisherige Stadtcommandant von Lübeck starb, wurde Chasot zu seinem Nachfolger gewählt. In dieser Stellung, die ihm freilich in militärischer Hinsicht nur sehr wenig zu thun gab, in einer glücklichen und behaglichen Häuslichkeit — er war seit 1759 mit der Tochter eines italienischen Malers verheirathet — ausgesöhnt mit dem Großen Friedrich, den er häufig in Potsdam besuchte, vom König von Dänemark aber mit dem Titel eines Generallieutenants ausgezeichnet, verlebte Chasot ein hohes und zufriedenes Alter; er starb erst 1797, fast 82 Jahre alt.

Dies der Lebenslauf, den uns der Verfasser des vorliegenden Werks mit einer mitunter fast ins Kleinliche gehenden Ausführlichkeit und in einer Sprache darstellt, die zuweilen mehr dem Romanschreiber als dem Historiker zu gebühren scheint. Man darf zweifeln, ob diese Ausführlichkeit dem Gegenstande angemessen und ob, bei aller Anerkennung Chasot's und seiner militärischen und geselligen Eigenschaften, der Held doch nicht für diesen großen Rahmen etwas zu klein. Doch hat der Verfasser seine Darstellung übrigens mit soviel anziehenden und lehrreichen Episoden zu durchweben gewußt, seine Schilderungen des damaligen Hoflebens ꝛc. sind so anschaulich und lebendig, das ganze

Buch verräth eine so genaue und gründliche Kenntniß der betreffenden Epoche, daß man das mangelnde Verhältniß zwischen Stoff und Behandlung gern übersieht und dem Verfasser Dank weiß für seine fleißige und interessante Arbeit, die unter allen Umständen einen werthvollen Beitrag nicht nur zur Biographie des Großen Königs, sondern überhaupt zur Hof- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts bildet. R. P.

Vermischte Schriften.

Von F. W. Gubitz, dem Veteran der berliner Schriftsteller (abgesehen natürlich von dem mehr als neunzigjährigen Karl Müchler, der jedoch, soviel uns bekannt, seit langem völlig verstummt ist) liegen zwei Schriften vor, welche, wiewol sie nur zum Theil neuern Ursprungs sind, zum Theil aber frühern Jahren angehören, doch immerhin die noch ungeschwächte geistige Kraft und Frische des rastlos thätigen und liebenswürdigen alten Herrn darthun: „Die Entziehung der Vor- und Zwischenmusik im berliner Schauspielhause durch die gegenwärtige Generalintendantur" und „Lachender Ernst und Stacheln der Laune. Gesammelte Blätter des Humors" (beide Berlin, Vereinsbuchhandlung). Das erstgenannte Schriftchen, vom Verfasser selbst als Fliegendes Blatt bezeichnet, behandelt in scharfer und eindringender Weise eine jener neuen Einrichtungen, durch welche die gegenwärtige Verwaltung der Königlichen Schauspiele in Berlin sich einen herostratischen Ruhm zu erwerben sucht und die sammt und sonders nur beweisen, daß sie von dem künstlerischen Theil ihrer Aufgabe keine Ahnung hat. Ueber die Sache selbst noch zu streiten wäre überflüssig und zwar in doppelter Hinsicht: wer das Wesen der Schauspielkunst überhaupt kennt, weiß auch, daß die Musik in den Zwischenacten ein nothwendiges und unentbehrliches Zubehör jeder dramatischen Darstellung ist und andererseits weiß auch Jeder, der die gegenwärtige berliner Intendanz kennt, daß die Stimme der Kritik für dieselbe nicht existirt und daß Gründe und Beweise bei ihr nichts verfangen. Freilich, wie ja nichts so verkehrt ist, es findet immer einmal seine Anhänger und Vertheidiger, so haben auch gewisse musikalische Enthusiasten in der Beseitigung der Vor- und Zwischenmusik wol gar ein Verdienst der gegenwärtigen berliner Hofbühnenleitung erblicken wollen und Wunder was gefabelt über Entweihung der Musik und Profanirung der Tonkunst, der dadurch ein Ende gemacht sei. Allein auch diese Guten verdienen keine Widerlegung, wenigstens nicht was den vorliegenden Fall betrifft. Denn wie Hr. Gubitz mit allen Einzelheiten darthut, so ist der Vorstand der berliner Hofbühne bei seinem unerhörten Entschluß von keinerlei Art musikalischer oder überhaupt ästhetischer Rücksichten ausgegangen, sondern er hat sich allein und lediglich durch die Reflexion bestimmen lassen, daß die Musikanten, die zu den Vorstellungen aufspielen, einige Fuß Raum im Theatergebäude einnehmen, die unter Umständen von Zuschauern eingenommen und also in baares Geld umgesetzt werden können. Allerdings ein würdiger Standpunkt für den Leiter einer Bühne, die einige Zeit hindurch Anspruch machte, für die erste Deutschlands zu gelten!

Das zweitgenannte Werk enthält eine Sammlung älterer Aufsätze, die wol meistentheils in dem von dem Verfasser lange Jahre hindurch heraus-

gegebenen „Gesellschafter" abgedruckt waren. Es herrscht darin ein gewisser trockener Spaß, eine gewisse altväterische, um nicht zu sagen spießbürgerliche Schalkhaftigkeit, die der heutigen Generation wol kaum zusagen dürfte. Doch verfolgt der Verfasser auch da, wo er scheinbar nur belustigen will, immer ernste sittliche Zwecke, die seinem Herzen und seinem Patriotismus Ehre machen und so mag man sich über die einigermaßen veraltete Form schon hinwegsetzen.

In demselben Verlag erschien gleichzeitig „Am Himmel und auf der Erde. Naturwissenschaftliche Unterhaltungen. Herausgegeben von Anton Gubitz. Mit 220 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren". Es ist das ebenfalls eine Erneuerung älterer Aufsätze; die Mehrzahl davon hat, wenn wir uns recht erinnern, in dem bekannten und beliebten Gubitz'schen „Volkskalender", dem Urahn dieser jetzt so verbreiteten Gattung, gestanden. Es finden sich darin Aufsätze über Sonne, Mond und Sterne, über Wolken, Schnee, Blitz, über Wettergläser und Fernröhre, über Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen ꝛc. von Professor Mädler, Dr. E. Stolle und andern bekannten Verfassern, deren Name für die Gediegenheit ihrer Arbeiten Bürgschaft leistet. Das Ganze schließt sich den jetzt so beliebten Sammlungen ähnlichen Inhalts an und darf den Freunden populärer naturwissenschaftlicher Darstellungen bestens empfohlen werden. gh.

Correspondenz.

Aus München.

Anfang August 1856.

Lg. Das „Deutsche Museum" ist lange ohne Nachricht aus unserm süddeutschen „Athen" geblieben; erlauben Sie mir, daß ich unsere Isarstadt nicht ganz aus dem Gedächtnisse Ihrer Leser fallen lasse. Freilich ist es bei uns für den Augenblick ziemlich still geworden, sowol in unsern wissenschaftlichen wie in den Hofkreisen. Der Hof ist nämlich abwesend — und auch unsere Dichter haben nun Freiheit, zu gehen, wohin der Wandertrieb sie gerade führt. So sind die Einen denn hinaus an die Ostsee, Andere sogar übers Mittelmeer geflogen, während eine dritte und zahlreiche Partie sich zur Sommerfrische in unserer Nähe angesiedelt hat. Die kühlen Regentage, die uns drei Monate lang jede Sommerfreude zu verderben drohten und die erst seit kurzem einer wärmern Sonne gewichen sind, haben diese und ähnliche Reisen zum Theil verspätet; unser bairisches Hochland mit der wunderbar herrlichen Alpenkette, welche von Süden her nach den Thürmen Münchens blickt, harrte lange vergeblich auf seine Besucher, höchstens schickte unsere zahlreiche Künstlergemeinde ihre Avantgarde einstweilen dahin. Tausende von Reisenden, besonders aus den norddeutschen Ebenen und den überseeischen Yankeestädten, harrten inzwischen eines heitern Himmels, um die hiesigen Kunstgenüsse gegen jene der großartigen Natur unsers Hochlandes zu vertauschen; jetzt nun, da der Sommer endlich wirklich, nicht mehr blos dem Namen nach, seinen Einzug gehalten hat, wird es nicht mehr lange währen, daß dort

oben an den Seen und auf den Bergen ein buntes Leben erwacht. Reichenhall, Salzburg, Berchtesgaden, Partenkirchen, Tegernsee und das reizende Rosenheim mit seinem wohleingerichteten Bade sammeln ihre Gäste. Das ist ja auch eine von den Errungenschaften, welche München seinen Künstlern zu danken hat, daß der Touristengeschmack sich allmälig dem unserer Landschafter anbequemt und das Bairische Gebirge so schön finden will als die vielgerühmte und vielbesuchte Schweiz.

Ueberhaupt läßt sich nicht wohl ableugnen, daß München seine heutige Bedeutung wesentlich den bildenden Künsten zu danken hat; es hat der Kunst um gar Vieles weniger gegeben, als es von ihr empfangen, wenn man das heute auch nicht mehr so recht anerkennen will. Was wäre denn diese Bierstadt an der Isar für Deutschland noch heute ohne die Künstlerhände, die hier schon seit einem Vierteljahrhundert thätig waren? Was war es früher vermöge seiner politischen, industriellen und wissenschaftlichen Bedeutung für das gesammte deutsche Volk? Wie weit durfte es sich mit Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg, ja auch nur mit Dresden oder Stuttgart messen hinsichtlich seines belebenden Einflusses auf die Entwickelung deutscher Culturzustände?! Und nun nach einer Kunstblüte von 30 Jahren Dauer ist seine Bevölkerung von kaum 40,000 auf 130,000 Einwohner gestiegen, und München ist in jeder Hinsicht eine Stadt geworden, die von Keinem mehr übersehen und übergangen werden darf, der das Vaterland der „Idealisten“ aus eigener Anschauung kennen lernen will. Das hat München der Kunst zu verdanken, die sich ein „deutscher“ König auch einmal zur Liebsten erkoren und der er sein Lebenlang treu blieb; hoffentlich wird man ihr auch nach Auflösung dieses innigen Verhältnisses die vorschriftsmäßige „Aufenthaltskarte“ in München verlängern. Ich sage hoffentlich, und daß man zu dieser zweifelnden Frage Berechtigung hat, dafür sind gar viele Anzeichen vorhanden, zum Theil von so delicater Natur, daß ich nicht weiter bei ihnen verweilen will. Nun ist es freilich an der bildenden Kunst, zu zeigen, welche Lebensfähigkeit sie ohne die äußere Triebkraft fürstlicher Gunst besitzt.

Aber wenn wir von der Kunst reden, so dürfen wir auch der hervorragendsten ihrer Träger oder — wenn Sie wollen — Meister nicht vergessen; so lange Namen wie Kaulbach, Schwind, Genelli noch an der Spitze unserer Künstlergemeinde stehen, solange hat es keine Noth, daß sie ihre hervorragende Rolle in dem geistigen Leben unserer Residenz sobald verlieren werde. Mitunter scheint es freilich, als sollte der oder jener dieser leuchtenden Sterne am deutschen Kunsthimmel früher erbleichen, als er seine Bahn vollendet hat. Nun, dann besitzt er jedoch noch immer Glanz genug, um etwa durch einen Nebelhimmel Albions in nie geschauter Pracht zu leuchten. Sie haben doch wol von dem sonderbaren Dünkel Notiz genommen, mit welchem die englischen Kunstrichter neulich bei Gelegenheit eines Porträts des Herzogs von Cambridge einem immerhin großen Künstler wie Kaulbach begegnet sind? Alle Achtung vor Alt-England: aber eine Schmach und Selbstschändung war es doch, was bei dieser Gelegenheit englischer Kunstgeschmack, der übrigens längst schon zur Genüge gewürdigt ist, einem großen Künstler anthun durfte. Leider hat Kaulbach in neuester Zeit nur zu unvorsichtig Anlaß zu allerhand wohlbegründeten Ausstellungen gegeben; er hätte sich davor umsomehr hüten sollen, als die oft etwas mephistophelische Laune,

die ihm eben in frühern Jahren der Kämpfe gegen Neid und Pedanterie angeflogen ist, ihm schon gar viele Feinde gemacht hat. Selbst wohlwollende Beurtheiler können ihr Auge der Thatsache nicht verschließen, daß seine neuesten Compositionen den Werth der frühern nicht mehr erreichen und daß von dem Schöpfer der „Hunnenschlacht", der prachtvollen Figuren der Isar und Donau, von dem ganz eigenthümlich genialen Eindringen ins Individuelle des Thierlebens in seinem „Reineke Fuchs" wenig mehr übrig geblieben ist. Am allerwenigsten möchte die vielbewunderte „Zerstörung Jerusalems" trotz aller schönen Einzelheiten auf den Werth eines in sich fertigen, organisch gegliederten ganzen Kunstwerks Anspruch machen dürfen. Viele Figuren auf großem Raume geben noch kein großes Kunstwerk, und leider genügt jene Einfachheit der Composition und der Intention, welche den großen Meister stets charakterisiren, Kaulbach's Künstlerzwecken nicht mehr. So sind seine Zeichnungen zu Shakspeare bei aller Hochachtung vor dem Genius ihres Schöpfers dennoch keine Producte, welche auch nur einigermaßen billigen Anfoderungen entsprechen, und es wird nur Wenige geben, die nicht in der Hauptsache mit jenem geharnischten Kritiker von jenseit der Alpen in der „Allgemeinen Zeitung" einverstanden wären, wenn die Fassung jenes Artikels auch etwas mäßiger hätte gehalten sein können. Geht das noch einige Zeit so fort, so wird man, fürchte ich, in der Beurtheilung Kaulbach's bald ebenso ungerecht im Tadel sein, als man es eine zeitlang in seinem Lobe war. Das Recht, eine der begabtesten und genialsten Künstlernaturen der Gegenwart wie aller Zeiten zu heißen, wird ihm jedoch Niemand bestreiten können. Auch dürfen Sie Ihrem Berichterstatter schon aufs Wort glauben, wenn er Sie versichert, daß dieser Umschlag, der in der Beurtheilung dieses außerordentlichen Mannes eingetreten ist, zum großen Theil auf Rechnung seiner Lobhudler kommt, die in ihrem affectirten Enthusiasmus für Kaulbach kein Maß und kein Ziel mehr kannten und damit nicht blos gegen den wohlverstandenen Nutzen ihres Idols, sondern (wir sind es überzeugt) auch gegen die eigene bessere Ueberzeugung Kaulbach's selbst handelten.

Wie Sie gelesen haben werden, hat Cornelius in Rom nun auch die schlafwandelnde Lady Macbeth in gewohnter Meisterschaft dargestellt. Man ist in den Künstlerkreisen dahier durchaus nicht einig darüber, wie man dieses Unternehmen des Meisters auffassen soll. Die Einen meinen eben: was hilft alle Kritik, besser machen ist die Kunst! während die Andern verwundert sind, daß ein so hochstehender Genius sich sozusagen in einen künstlerischen Wettstreit einläßt. Wer hat da Recht? Cornelius hat in jüngster Zeit eine Composition vollendet, von der man hier eine Photographie sah und die in Wahrheit Alles übertrifft, was die Neuzeit geleistet hat. Es ist die „Erwartung des Jüngsten Gerichts"; der Entwurf zeigt auf die sprechendste Weise, wie sich in diesem großen Meister die Kunst jelänger desto mehr zum höchsten Gipfel aufbaut und wie kein Stillstand, geschweige ein Rückschritt die Vollendung seiner Schöpfungen hemmt. Von unserm genialen, vom Schicksal nur zu wenig begünstigten Genelli sind in letzter Zeit mehre Schöpfungen ausgegangen, die jeden Beschauer mit Hochachtung und Ehrfurcht vor dem Geiste dieses Künstlers erfüllten. Auch hat Genelli viel Feinde und Neider und noch mehr Beurtheiler, die ihn nicht verstehen, wie ein Artikel in den „Grenzboten" neuerdings wieder bewies. Man verübelt

dem Manne seine künstlerische und sittliche Größe, man mag es nicht leiden, daß er nicht ist wie die Andern; das kennzeichnet ja immer die Tröpfe, daß sie auf Den, der keiner ist und sein mag, ihren Geifer werfen. Eine analoge Natur ist der Landschaftsmaler Albert Zimmermann, ein denkender schaffender Kopf, dessen „Scene aus Faust" neulich zeigte, auf welche Höhe sich die Landschaft heben läßt, wenn sie nicht blos der getreue Abklatsch der Natur, sondern das Product eines dichterischen Geistes sein soll. Von dem Troß unsers Künstlerthums werden Intentionen wie diejenigen, welche Zimmermann bei diesem Bilde hatte, nie und nimmermehr verstanden; man bewundert ihn in kleinern Compositionen und misgönnt ihm die großen.

Im Uebrigen gewinnt die materialistische Richtung in unserer Kunststadt immer mehr Raum, wir zweifeln ob zum Vortheil der Kunst. Da sind einige jüngere Talente mit hinlänglicher technischer Gewandtheit, welche schon Gallaits, Delaroches und Horace Vernets zu sein glauben, wenn sie nur recht prunkende Gewänder, recht glänzende Farbeneffecte, recht naturgetreue purpurrothe blutende Wunden darzustellen vermögen. Von wahrem, berechtigtem historischen Realismus ist da keine Spur, noch weniger von einer großen historischen Idee in der Darstellung, sondern man hängt eben dem Modell die Lappen und Fetzen eines bestimmten historischen Costüms um und damit ist der Held fertig. Es ist überhaupt eine ganz widerwärtige Erscheinung in der Poesie wie in der bildenden Kunst unserer Tage, daß man in unwesentlichen Aeußerlichkeiten das Charakteristische an Zeit und Personen sucht und dabei die eigentliche geschichtliche Wahrheit vernachlässigt. Unsere Maler namentlich meinen Wunder was sie gethan haben, wenn sie einen naseweisen Judenbuben als zwölfjährigen Jesus im Tempel, polnische Juden als Pharisäer, einen beliebigen Kürassier aus der nächsten Reiterkaserne als Wallenstein und den ersten besten alten Steifbettler als Belisar malen; wer von der Kunst in ihrer geschichtlichen Bedeutung wirklich einen Begriff hat, weiß auch, daß damit nichts gethan ist und daß man auf diesem Wege niemals ein großer, in die Zeit eingreifender, weil die Ideen derselben darstellender Künstler wird.

Das Crawford'sche Washington-Denkmal ging vor einigen Wochen in wohlgelungenem Guß aus der Miller'schen Erzgießerei hervor und gab zu verschiedenerlei Urtheilen Veranlassung; im Ganzen genommen entsprach es der Auffassung unserer Idealisten nicht, obgleich ein außerordentliches Leben in der Composition nicht zu verkennen ist. Ein anderes Standbild wanderte kürzlich aus dem Atelier des Bildhauers Brugger in die Erzgießerei: nämlich die für Augsburg bestimmte Statue Jakob Fugger's, ein höchst gelungenes Werk.

Und nun zu unserm literarischen und wissenschaftlichen Leben, von dem man ja seit einiger Zeit soviel Wesens macht. Die königliche Akademie der Wissenschaften hat jüngst einige neue Mitglieder gewählt. Sie werden bereits aus den Zeitungen ersehen haben, daß Bluntschli's Wahl für die historische Classe nicht durchgegangen ist: ein Resultat, das hier viel Veranlassung zum Reden gegeben hat, indem es Manchem sehr unerwartet kam. Sein glücklicher Gegencandidat, Franz Löher, der Verfasser von „Land und Leute", „General Spork", „Geschichte der Deutschen in Amerika" ꝛc., bekanntlich Dönniges' Nachfolger als literarischer Rathgeber des

Königs, lebt hier mit Vermeidung aller Ostentation still und getreu seinen Berufspflichten. Daß er, so mit einem male zwischen die Parteien hineingeschoben, keinen leichten Standpunkt haben mochte, dürfen Sie sich wol denken, da ihm von der einen wie von der andern Seite nur mit einem gewissen Mistrauen entgegengegangen wurde; doch scheinen sich die Ansichten über ihn zu seinem Besten geklärt zu haben, wie auch die akademische Wahl bezeugt. Die Wahl der Professoren Jolly und Pettenkofer ging fast mit Stimmeneinheit durch.

Was sagen Sie aber zu dem Ende, das das Abendblatt der „Neuen Münchener Zeitung“ genommen? Man hat sich, scheint es, doch etwas mehr zugetraut und Größeres unternommen, als man leisten konnte. Das „Abendblatt“ sollte die Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ entbehrlich machen und als so nacheinander die „ersten Namen“ der wissenschaftlichen und poetischen Welt Münchens in dem von der Regierung großmüthig unterstützten „Abendblatt“ hervortraten, da sah es wirklich aus, als sollte die Verheißung zur Wahrheit werden. Allein die Herrlichkeit war von kurzer Dauer; trotz des ungewöhnlich hohen Honoraransatzes mangelte es an Beiträgen und nicht lange, so ruhte die ganze Last, die Leser zu befriedigen, auf den Schultern eines einzigen jungen Mannes, des auch Ihren Lesern wohlbekannten Julius Grosse, der sich sicherlich dabei aufgerieben hätte, wenn er es nicht vorgezogen, Urlaub zu nehmen und nach Italien zu gehen. Man hatte eben mit aller Gewalt ein Organ haben wollen, ohne die Kraft oder den Willen es zu halten. Nun ist das „Abendblatt“ wieder nichts mehr und nichts weniger als eben eine Beilage des Regierungsblatts, wenn es sich auch immer noch bestrebt, gute Kunst- und Theaterkritiken zu bringen. Von unsern „Berufenen“ betheiligt sich keiner mehr daran. Riehl, welcher die Oberleitung des Blatts übernommen hatte, der Journalist, Staatsökonom, Culturhistoriker, Musiker und Kritiker, ist jetzt auch Dichter geworden; er hat „Culturhistorische Novellen“ erscheinen lassen, über die Sie in Ihrer kritischen Abtheilung wol bei Gelegenheit genauer berichten. Von Franz Trautmann ist bei Sauerländer in Frankfurt wieder ein neues (oder altes?) Buch „Petrus Nöckerlein“ erschienen in jener liebenswürdigen altbairisch-mittelalterlich-Trautmann'schen Manier, welche bereits gar wohl bekannt ist. Lingg hat seine „Völkerwanderung“, die irrthümlich ein Epos genannt wird, da es mehr ein schilderndes Gedicht im englischen Geschmack ist, nahezu vollendet; daneben ist er mit einer neuen vervollständigten Ausgabe seiner Gedichte beschäftigt, wie denn auch Geibel einen dritten Band lyrischer Gedichte herausgibt. Sonst schleicht das literarische und wissenschaftliche Leben hier für den Moment ziemlich träge hin und auch die vielbesprochenen Berufungen haben bisjetzt noch kein lebhafteres Interesse an poetischen Producten oder überhaupt an höherer Bildung erwecken können; — der Boden ist eben ein wenig hart. Ebenso ruhig fließt die Theatersaison dahin, außer daß hier und da ein neues, prachtvoll ausgestattetes Stück durchfällt, wie z. B. „Der Goldschmied von Ulm“ von Mosenthal, mit Musik von Marschner. Es ist ein wahrer Knäuel von Albernheiten und Abgeschmacktheiten, ohne alle Motivirung des Thatsächlichen, ohne Witz und Geist im Dialog, ohne Idee oder poetischen Zweck und eine wahre Parodie der volksthümlichen Sagenpoesie. Die Lösung dieses Wirrwarrs bildet die Erfindung des

Hellers durch den Kaiser, der auf die Bühne geritten kommt, weil eben das Stück jetzt mit einem recht wirksamen Effect schließen soll. Aber auch das Kaiserroß und die Mähren seines Gefolges konnten nicht das leiseste Zeichen des Beifalls erwecken und das Publicum ging mit nicht sehr liebenswürdigen Reflexionen über das Stück aus dem Hause. Marschner's Musik ist des Textes würdig; ohne daß wir dem sonst so tüchtigen Componisten zunahetreten wollen, müssen wir denn gestehen, daß Componist und Dichter in diesem „Goldschmied von Ulm" auch nicht ein Körnchen echtes Gold verarbeiteten. Bei Gott, dieser Goldschmied rechtfertigt den alten Handwerksburschenruf: „Uff ihn, er isch von Ulm!" Auch Wilhelm Jordan's „Liebesleugner", die wir kürzlich sahen, machten kein Glück; es fehlt dem Stück an Handlung, der Fabel an Wahrscheinlichkeit, den Personen an Interesse, — was kann da eine sogenannte „schöne Sprache" allein helfen, noch dazu, wenn sie so uncorrect ist, wie es in diesen „Liebesleugnern" nicht selten der Fall?

Aber freilich, wo sind auch die Kränze, die unsere jungen dramatischen Talente anfeuern könnten? Es geht eigenthümlich zu in dieser Welt der Breter und im Geschicke der Dichter. Vor einigen Tagen wurde wieder einmal auf unserm Hoftheater „Der verwunschene Prinz" von Johann von Plötz gegeben und gefiel wie immer. Manches Auge wandte sich dabei hinüber nach der Wand des linken Parkets: dort stand jeden Abend seit langen Jahren ein 70jähriger silberhaariger Greis, Sommers und Winters im leichten hellen Zeugrock, gebückt, mit seinem Strohhut in der Hand auf den Stock gestützt. Aufmerksam folgte der alte Mann mit dem rastlos wackelnden Kopfe allen Bewegungen der Schauspieler, mit Kennermiene, wie man sogleich erkannte und so stand er, im Uebrigen ruhig, fast scheu, jahraus jahrein der königlichen Loge gegenüber, vorn am Orchester. Manches Auge suchte nun wieder nach dem ehrwürdigen Haupte, um sich vielleicht an dem Lächeln des Greises über den Beifall, den sich sein Stück wieder erwarb, zu ergötzen. Aber der greise Dichter war nicht mehr da, um sich noch diese Freude zu holen — einige Tage vorher war er gestorben in bitterster Armuth, bei ganz armen, aber gutherzigen Leuten, die sich in den letzten Jahren des Verlassenen angenommen hatten. Johann von Plötz gehört jedenfalls zu den besten Lustspieldichtern Deutschlands; als Emil Devrient die deutschen Mustervorstellungen in London gab, befand sich unsers Dichters „Verwunschener Prinz" unter den gegebenen Stücken. Es sind noch viele andere treffliche Stücke von ihm da; so „Der Stadttag zu Krähwinkel", „Der Haustyrann", das früher oft und gern gesehene „Abenteuer einer Neujahrsnacht", „Die Journalisten" und das liebenswürdige, treffliche Genrebildchen „Dumm und Gelehrt". Durch den „Kaufmann oder der Stolz der Geburt" verfeindete er sich den Adel (dem er ja selber angehörte), ohne daß er es wollte: denn Plötz war eine durch und durch harmlose Natur, ohne eine Ader von Bosheit, in frühern Jahren ein heiterer Lebemann, in spätern noch immer ein äußerst angenehmer Gesellschafter, dessen ganz außergewöhnliches Gedächtniß ihn zu einer lebendigen Theater- und Stadtchronik machte. Dabei besaß er eine umfassende Bildung, sodaß man über frühere Schwächen wol hinaussehen durfte, die dem alten immerhin verdienten Manne viel zu hart angerechnet wurden. Einst der Liebling in den ersten und gebildetsten Cirkeln der bairischen Hauptstadt,

starb er zuletzt, gerade in der Zeit, wo die Poesie dem Hofe näher treten darf als je, vergessen, verlassen, in der allerbittersten Noth einen traurigen Tod, den er sich jedoch schon seit Jahren herbeisehnte. — Schicksal eines deutschen Theaterdichters!

Aus Konstantinopel.

August 1856.

O. F. Sie waren mir im letzten Brief durch Galata zur Brücke gefolgt; ich hatte versucht, Ihnen in flüchtigen Umrissen ein Bild des dortigen Verkehrs vorzuführen oder vielmehr anzudeuten, das hinreichen möchte, die Weltstadt erkennen zu lassen. Statten wir denn heute dem eigentlichen Konstantinopel einen Besuch ab, das ohne weitern Zusatz als Konstantinopel im besondern Sinne streng im hiesigen Sprachgebrauch von Pera, Galata und den übrigen Ortschaften geschieden wird. Aber suchen wir es zunächst einmal außerhalb seiner Ringmauern auf, in dem berühmten Thal der europäischen süßen Wässer, wo der Freitagscorso die feinste türkische Gesellschaft zusammengeführt hat.

Wir folgen den langen Zügen der Kähne, welche unter der Brücke hindurch das Goldene Horn hinunterschießen und dem dumpfen Schall der Handpauke, dem Universalinstrument der Türken, welches hier das Allahgeschrei heimziehender Kurden begleitet, dort den Takt zu den Sphärentänzen der Derwische schlägt, heute den Klageton bei Leichenfeiern bestimmt und jetzt zur Lust des Corso ladet. Wir gleiten die immer heller werdende Flut des Hafens hinunter, zur Linken Moschee an Moschee zwischen Cypressen und Platanen, und zwischen grünem Buschwerk und Gärten die hoch in die Lüfte sich übereinanderthürmende Häusermasse, zur Rechten große Werfte und Arsenale, Cypressenhaine und in Thalsenkungen versteckte Dörfer. Ein Viertelstündchen und wir sind an der Mitte des Horns, der Moschee von Ejub, der heiligsten Gedenkstätte alttürkischen Glaubens, welche nebst Reliquien des Propheten die Gebeine seines hier gefallenen Fahnenträgers birgt. Reiche Grabmäler ragen aus den Rosenhecken hervor; sie sind an diesem Orte der Lohn besonderer Verdienste und besonderer Frömmigkeit. Jetzt hat auch der „Giaur-Padischah" und der „Frankensultan" seine künftige Grabstätte hier. Es war diese Wahl, welche der Sitte gemäß gleich beim Antritt der Regierung getroffen wird und welche diesmal mit dem Hat von Gülhane zusammenfiel, bedeutungsvoll und gleichsam ein Programm für seine ganze Regierung, welche den Neubau des Staats auf dem Grunde des Glaubens verhieß.

Von neuem krümmt sich das Horn, dessen äußerstes Ende die Mündung des alten Kydaris bildet; er durchströmt das Thal, dessen heitere Schönheit die Alten hier die Weide der Jo suchen ließ und bei den Türken ihm den Namen des Thals der Glückseligkeit oder der himmlischen Wässer verschafft hat. Zwischen langen Reihen türkischer Frauen hindurch, die, auf den Quais oder dem Wiesengrunde zu beiden Seiten des Flusses hingelagert, sich an dem Anblick der vorüberziehenden Kaiks und Barken jeder Art und Größe ergötzen, gelangt man bald zur Mitte des Thals, welches sich an dieser Stelle zu zwei vom Fluß umsäumten Becken erweitert. Und hier nun ent-

rollt sich vor unsern Augen ein Bild so wunderbar eigenthümlicher Natur, wie allein das heutige Konstantinopel es aufzuweisen vermag, das Bild des großartigsten orientalischen Land- und Wassercorso.

Dicht zusammengedrängt liegt Kaik an Kaik, Boot an Boot; immer neue scharen sich hinzu, nur eine schmale Wasserstraße bleibt Denen offen, welche es nicht vorziehen, von hier aus das bunte Schauspiel zu genießen. Aus jedem Nachen fast tönt Musik, die erwähnte dumpfe Pauke, die klagende türkische Flöte und das Tambourin; dazu Gesang, der freilich von einem europäischen Ohr Gewöhnung verlangt, um erträglich gefunden zu werden, und doch ein nothwendiger Zubehör zu dem ganzen Feste ist. Dorthin strömt, was gekommen ist, zu sehen und sich sehen zu lassen, die feine fränkische und feinste türkische Gesellschaft. Es ist ein Volksfest im großartigsten Stil, aber vorwiegend ein Fest der türkischen Aristokratie — soweit der Name hier anwendbar ist — und von dieser wieder vornehmlich ein Fest der Frauen. Auf jedes männliche Individuum unter den Tausenden dieser Versammlung kommen immer zehn Weiber und unter den Männern auf je einen Türken immer zehn Europäer. Es ist eine Versammlung aller großen und größern Harems der Hauptstadt und der Anblick dieser bunten Frauenmenge in ihren langen Gewändern von immer einer und doch allen Farben, vom hellsten Gelb bis zum brennendsten Roth, mit den weißen Kopfhüllen und buntfarbigen Schirmen macht das ganze Bild einzig und absonderlich.

Zwei Hauptgruppen sondern sich leicht dem Auge ab, das auch hier in dem Wechsel neuer Erscheinungen Mühe hat, sich zu orientiren. Die eine bildet die wiederum in unzähligen kleinen Gruppen unter Zelten, Schirmen und Bäumen und auf Teppichen bunt vertheilte Menge, die andere der in der Mitte beider Thäler langsam im Kreise sich bewegende Zug der corsofahrenden Wagen. Dazwischen drängt und wogt die Schar der zuschauenden, kommenden und gehenden Reiter, Wagen und Fußgänger. Die erste von beiden Scenen ist die bewegteste. Hier wird lustig geschmaust oder in ernster Ruhe mit langer Pfeife und Kaffee der „Käff" gehalten. Dort ertheilt ein Pascha, die Sklaven hinter sich, in seiner Equipage sitzend, deren ausgespannte Pferde daneben grasen, einem Bimbaschi Audienz, der, in unterwürfiger Stellung vor ihm stehend, der Ehre des Tschibuk gewürdigt wird. Hier nehmen als Gegenstück davon einige schwarze, vornehme Hofbeamte von abschreckender Häßlichkeit und nach europäischer Mode, aber in türkischen Mustern auf das lächerlichste costümirt, über die Sitze ihrer Wagen hingeflegelt, die Visiten ihrer Freunde entgegen, nöthigen die einen zu sich hinein, grüßen andere sehr herablassend und doch mit unendlich komischem Ausdruck und geberden sich in einer Mischung angeborener Plumpheit und nachgeäffter Vornehmheit, in ihrer dressirten, aber die Dressur unaufhörlich vergessenden Naivetät wie ungezogene Kinder. Zuweilen aber sind sie auch unendlich liebenswürdig, wenn sie nämlich die galanten Ritter der ihnen anvertrauten Damen spielen. Vor ihren Kutschenschlägen mit ihren Pferden haltend, schwitzen sie wie blöde Schulknaben an einer Conversation, deren Hauptbestandtheil doch weniger Worte sind als ein stereotypes süßes Lächeln und eine wunderliche Zusammensetzung aus französischen Complimenten und den Resten des feierlich ernsten türkischen Grußes. Und in der That, wäre der Anblick nicht zu belustigend, man würde Mitleid haben mit ihrer pein-

lichen Situation zwischen dem Kreuzfeuer der lachenden Gesichter ihrer Schönen, welche sie augenscheinlich zum Besten haben, und der fatalen Giaurs, deren Wesen sie sich doch so gern zu eigen machen möchten. Zahlreiche Musikbanden hocken vor den Wagen oder den Teppichlagern: nicht zu allgemeiner Unterhaltung, sondern wer Geld und Lust hat, ruft sie herbei und läßt sich etwas vormusiciren. Auch Märchenerzähler und Sänger bieten ihre Fertigkeit aus, und wandernde Mimen belustigen mit dramatischen Scenen, gewöhnlich der Darstellung eines Trunkenen, deren drastische Lebendigkeit bei fortwährender Bewahrung des decorum oft überrascht. Auch die Frauen statten sich Visiten ab; sie lassen die Wagen aneinanderfahren und begrüßen sich und conversiren aus dem einen in den andern. Wieder Andere halten abseits, wie verlassen. Aber dann hat der Hausherr in der Nähe seinen Teppich; man gibt sich ein Rendez-vous und muß sich doch ignoriren; denn heranzutreten oder ihre Frauen gar zu erkennen, gestattet den Eheherren die Sitte nicht. Auch das Incognito liebt man zuweilen anzunehmen. Der kleine Knabe dort mit dem reichen Gefolge und langem Zuge berittener Lanciers ist ein Sohn des Sultans; Alles grüßt ihn ehrerbietig. Hier reitet ein anderer; Niemand scheint seiner zu achten als das neugierige Auge des Franken; er ist incognito anwesend. Jene altmodische Carrosse, die häßlichste unter den häßlichen Miethswagen, mit herabhängendem Futtersack und nachschleifender Stange, von einem elenden Gaul gezogen, fährt des Sultans einzige Tochter. Ihr Gemahl, einer der ersten Beamten des türkischen Reichs, hat mit zahlreicher Dienerschaft ein prachtvolles Zelt in der Nähe. Sie wünscht unerkannt zu bleiben.

Weniger mannichfaltig und doch kaum minder interessant ist das zweite Tableau des eigentlichen Corso. Das ist ein Stück Culturgeschichte des neuen Konstantinopel. Es zeigt sich zunächst in äußerlichen Dingen, ist aber bedeutungsvoll als Ausdruck der Sitte, und wichtig, weil eben diese Sitte jahrhundertelang das Bollwerk gegen jeden Fortschritt war. Die abenteuerliche Form der alttürkischen Carrossen, welche als Caricaturen unserer Museenstücke aus dem 16. Jahrhundert gelten könnten, verschwindet in dieser Reihe eleganter Equipagen immer mehr und mehr. Nur die bunten, reichen Vorhänge, die Landschaftsbilder auf den Schlägen, die Arabesken, mit denen sie bemalt sind, erinnern an die alte Zeit. Aus den Sürüdschis, die sonst ehrbar neben den Pferden hergehen, die Rechte auf die Wagenthür gelegt, sind meistentheils schon auf den Böcken thronende Kutscher geworden und bald werden auch die schwarzen Garden zu Pferde durch galonnirte Diener auf dem Brete verdrängt sein. Mächtig vor allem aber hat sich der occidentalische Einfluß an den Inhaberinnen selbst erwiesen. Nicht daß sie überhaupt einen solchen Corso halten, ist wunderbar; es ist gewiß ein uraltes Vergnügen und steht auch mit der ehemaligen Abschließung nicht im Widerspruch, solange eine spärliche Anzahl von Türken das Publicum bildete, welche obenein die Sitte zwang, sie völlig zu ignoriren. Daß aber der Charakter des Festes ein so völlig anderer werden konnte, daß es jetzt ebenso sehr ein Fest der schaulustigen fränkischen Welt wie der türkischen Damen ist, daß die Theilnahme von Seiten der Letztern eher zugenommen als abgenommen hat, daß endlich, gleichen Schritt damit haltend, auch der mönchische Charakter ihrer Costümirung sich verliert, das ist allerdings etwas seit dem

Bestehen des türkischen Reichs Unerhörtes und nicht das geringste der vielen Zeichen der Zeit in dem „Jahr der Wiedergeburt", wie die hiesigen Blätter das Jahr 1856 zu bezeichnen lieben, und um so bemerkenswerther, als es die höchsten Kreise der Gesellschaft betrifft, die letzten Hüter des Haremwesens, das nie in dem ausgedehnten Maße herrschend war, wie man im Auslande anzunehmen geneigt ist, und in den mittlern und untern Classen schon längst keine Stätte mehr hatte. Der dichte Jaschmak, der sonst nur die Augen frei ließ, hat jetzt dem feinsten Florschleier Platz gemacht, der nur durch die Art ihn zu tragen sich von den Schleiern unserer Damen unterscheidet, und es ist sicher mehr der Wunsch, die Hände mit den modischen Glacehandschuhen und dem reichen Geschmeide zu zeigen, als die ernste Absicht, das Gesicht zu verhüllen, wenn wir sehen, wie Einzelne die fehlende Hülle durch davorgehaltene kleine Tücher zu ersetzen suchen, die doch öfter verschwinden als sich zeigen. Der häßliche, weite Feredschi (Mantel), der sonst, alle Gestalten gleichmäßig vermummend, jeden Unterschied des Alters und der Figur unkenntlich machte, nimmt immer mehr die französische Modegestalt an; er wird schon zurückgeschlagen und offen getragen und läßt auch an den Untergewändern den französischen Schnitt erkennen. Pariser Sonnenschirme sind längst eingebürgert, und mit Lorgnetten würde ein Speculant die großartigsten Geschäfte machen können, sie sind, wie allen Türken, so besonders den Damen ein vorzüglicher Gegenstand neugieriger Bewunderung. Von den Armenierinnen, welche in allen diesen Reformen vorangehen, haben nicht wenige schon vollständig die fränkische Tracht angenommen; ja in Pera hängt in dem Schaufenster eines Photographen sogar das Porträt einer so gekleideten Schwarzen.

So läßt man das neue Konstantinopel vor sich Revüe passiren, und wer Türkisch versteht, dem würde es nicht verwehrt sein, mit jeder beliebigen Herrin jedes beliebigen Wagens eine Conversation anzuknüpfen. Ja hat man das Glück, sich in Gesellschaft Türkisch sprechender, mit Türkinnen bekannter Damen zu befinden, wie jene englischen Offiziere dort, so steht solchen jetzt nichts mehr im Wege, sich den ersten Frauen in aller Form vorstellen zu lassen. Und sieht man, wie ungezwungen die Dame diese Huldigungen entgegennimmt, trotz aller hinter ihr hockenden Sklavinnen und dabei stehenden schwarzen Wächter, wie sie vor aller Welt neugierig naiv mit den vorgestellten Herren scherzt und auch den letzten Rest der Verschleierung entfernt, um mit ihnen nach orientalischer Sitte zu rauchen, so meint man sich eher in einem Lande einer sehr ungebundenen Sitte zu befinden als in demjenigen, wo der Druck, der bisher auf dem weiblichen Geschlechte lastete, mit Recht als ein Hauptkriterium seiner halbbarbarischen Zustände angesehen wurde.

Noch lange ist die Scene besetzt; sie scheint nur noch voller zu werden, je tiefer die Sonne sinkt. Keine der großen Staatsbarken fehlt mehr, welche mit den Flaggen der Nationen geziert sind, die ihre Herren vertreten. Jetzt schießt auch ein Zwanzigruderer mit reichem, goldgesticktem Baldachin heran; er trägt die silberne Möve auf dem Kiel und birgt den Sultan. Der Sultan zeigt sich dem Volk; das ist der Glanzpunkt des Festes. Dann sinkt auch die Sonne, die Menge verliert sich; aber noch lange leuchtet das Meer vom Fackelscheine tausender heimziehender Kähne.

Notizen.

Rudolf Gottschall hat eine Tragödie „Mazeppa" vollendet. Seine neuesten Arbeiten auf poetischem und wissenschaftlichem Gebiete, namentlich sein „Carlo Zeno", seine Lieder auf „Sewastopol" sowie seine „Deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" haben auch bei der außerdeutschen Kritik verdiente Anerkennung gefunden; so enthält namentlich eine der jüngsten Nummern des „Athenaeum français" eine Kritik der ebengenannten Werke von Thalès Bernard, in welcher dieselben ausführlich zergliedert und dem Besten beigezählt werden, was die neuere deutsche Literatur hervorgebracht hat. — O. F. Gruppe's neuestes episches Gedicht „Firdusi", das bisher nur bruchstückweise und in kleinern Kreisen durch Vorlesungen bekannt war, wird demnächst bei Cotta in Stuttgart im Druck erscheinen. — Von der seit längerm angekündigten Gesammtausgabe von Friedrich Halm's Werken (Wien, Karl Gerold's Sohn) haben soeben Bd. 1 und 3, die lyrischen Gedichte und seine Dramen „Imelda Lambertazzi", „König Wamba" (freie Bearbeitung nach Lope's de Vega „Vida y muerte del rey Bamba") und „Ein mildes Urtheil" enthaltend, die Presse verlassen. Das Ganze ist auf sechs Bände berechnet, von denen fünf den dramatischen Werken des Dichters gewidmet sind; im letzten, als Schluß der Sammlung, wird auch der vielbesprochene „Fechter von Ravenna" erscheinen.

Das Hamburger Stadttheater, das bekanntlich seit einer Reihe von Monaten geschlossen war, ist am 9. August wiedereröffnet worden. Wie früher mitgetheilt, ist die gesammte Anstalt mit allem Zubehör in den Besitz des Schiffsrheders Hrn. Slomann übergegangen und von diesem, zunächst auf die Dauer von zehn Jahren, an den Theateragenten Hrn. C. A. Sachse, den Veranstalter der hamburger „Mustervorstellungen" betrübten Andenkens, verpachtet worden. Man hoffte, Hr. Sachse würde eine anerkannte künstlerische Kraft für die artistische Leitung seiner Bühne zu gewinnen suchen und wurde in dieser Hinsicht insbesondere der Name des Hrn. Marr genannt; doch scheint sich von diesen Hoffnungen vorläufig noch nichts bestätigen zu wollen und auch die darstellenden Kräfte der neuen Bühne sollen, wie uns Privatbriefe aus Hamburg versichern, nur von ziemlich untergeordneter Beschaffenheit sein, namentlich was das Drama angeht. Unter diesen Umständen hat denn auch Laube's „Essex", mit welchem die Bühne eröffnet ward, nur einen sehr getheilten Eindruck hervorgebracht. Auch in dem dortigen Thaliatheater, das ebenfalls längere Zeit geschlossen war, hat kürzlich die erste Vorstellung wieder stattgefunden. — In Dresden hat Frl. Seebach aus Wien gastirt und zwar mit dem außerordentlichsten Erfolg. Emil Devrient, die langjährige Stütze und Zierde der dresdener Bühne, ist jetzt wirklich in Ruhestand getreten; er hat sich ein Rittergut in der Nähe von Dresden gekauft, wird jedoch jährlich noch eine Anzahl von Gastrollen am dresdener Theater geben.

In dem neuerbauten Seemannshause zu Rotterdam ist dem berühmten Seehelden de Ruyter ein Standbild errichtet worden, ebenso dem bekannten Dichter und Historiker Froissart (starb 1401) in seiner Geburtsstadt Valenciennes. Auch Turin hat sich mit einer Statue des berühmten und hochverdienten italienischen Geschichtschreibers Cesare Balbo (geboren zu Turin 1789, gestorben 1853) geschmückt. Dasselbe steht auf der Promenade der Stadt und wird nach Gedanken wie Ausführung sehr gerühmt. Auf demselben Platz soll demnächst auch die Statue Gioberti's errichtet werden. — In berliner Kunstkreisen macht das große von Stüler in Form einer gothischen Spitzsäule entworfene, in der Fabrik von Geiß in Zinkguß ausgeführte Denkmal für die Universität Greifswald, das bei der bevorstehenden Jubelfeier derselben aufgerichtet werden soll, von sich sprechen. Es ist das erstemal, daß der Zinkguß bei einem Monument von so gewaltigen Dimensionen zur Anwendung gekommen ist; doch soll die Ausführung in hohem Grade gelungen sein. Nicht ganz so günstig wird über den Entwurf selbst geurtheilt; namentlich soll es der Säule an Leichtigkeit fehlen und auch die Verbindung derselben mit den sitzenden Figuren am Fußgestell unterliegt mancherlei Ausstellungen. Dagegen sollen diese Figuren selbst sowie auch die in der Mitte der Säule in Nischen befindlichen Fürstenbilder nichts zu wünschen lassen; die erstern sind von Afinger, die letztern von Stüler modellirt. Unter den sitzenden Figuren am Fußgestell, welche die vier Facultäten repräsentiren und zwar in der Gestalt von Lehrern, die ehemals an der greifswalder Hochschule gewirkt haben, befindet sich auch Ernst Moritz Arndt; seine Darstellung soll dem Künstler ganz besonders gelungen sein. Im Uebrigen dürfte dies wol der erste Fall sein, daß einem deutschen Gelehrten und Dichter noch bei seinen Lebzeiten ein öffentliches Standbild errichtet wird. Für Goethe wurde zwar bei Gelegenheit seines weimarischen Jubiläums, Mitte der zwanziger Jahre, ein Denkmal projectirt, das in seiner Vaterstadt Frankfurt errichtet werden sollte; doch ist auch bekannt, wie schmählich das Project sich zerschlug und wie viel Verdruß der Dichter selbst davon hatte.

In unserer letzten Nummer theilten wir eine Notiz über den Bestand der deutschen Presse in Nordamerika mit; als Gegenstück dazu mag nachstehende Uebersicht über die schweizer Presse dienen, die wir den Tagesblättern entnehmen. Danach erschienen im Jahre 1855 in der Schweiz 422 politische Zeitschriften, ferner 13 religiöse, 11 pädagogische, 4 medicinische, sowie 17 Zeitschriften von verschiedenem wissenschaftlichen Inhalt, ingleichen 12 für Handel und Gewerbe, 8 land- und forstwissenschaftliche, 31 amtliche, 28 Anzeige- und 17 Unterhaltungsblätter: also im Ganzen auf eine Bevölkerung von noch nicht drittehalb Millionen 563 periodische Blätter, während z. B. Oestreich mit einer Bevölkerung von mehr als 37 Millionen deren nur 271, Baiern mit mehr als fünftehalb Millionen nur 178, Würtemberg mit beinahe 2 Millionen nur 99 und sogar Sachsen, bekanntlich das literarisch fruchtbarste Land in ganz Deutschland, mit ungefähr 2 Millionen Einwohnern nur 220 Zeitungen und Zeitschriften zählt.

Unter dem Titel „Deutsches Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise" erscheint seit kurzem in Hamburg im

Verlag von G. W. Seitz eine populäre Monatsschrift, die sowol durch ihren Inhalt wie namentlich auch durch ihre saubere und geschmackvolle Ausstattung die Beachtung der Lesewelt verdient. In der Liste der Mitarbeiter finden wir die Namen E. Kossak, Günther Nicol, Mathilde Raven, J. von Wickede ꝛc., während die Illustrationen von Hosemann, H. Soltau und andern namhaften Künstlern geliefert werden. Das Blatt bringt in bunter Abwechselung Gedichte, Reisebeschreibungen, Novellen und Erzählungen, Schilderungen aus dem Völkerleben und naturwissenschaftliche Darstellungen, leider aber auch Preisnovellen; unsere Meinung über diesen Punkt haben wir erst kürzlich ausgesprochen.

Altmeister Rauch in Berlin, der trotz seiner 79 Jahre noch immer unermüdlich schafft und arbeitet, hat eine große Marmorgruppe, Moses im Gebet während der Schlacht gegen die Amalekiter, vollendet. Eins seiner nächsten Werke wird die Statue des Hochmeisters Hermann von Salza sein. Dieselbe soll ebenfalls in Marmor ausgeführt und in dem Remter zu Marienburg aufgestellt werden; der Vorschlag dazu ist noch von dem verewigten Minister von Schön, der bekanntlich Burggraf von Marienburg war, ausgegangen. Den Zeitungen zufolge stehen Lessing und Sohn im Begriff, Düsseldorf auf längere Zeit, vermuthlich auf immer zu verlassen; Lessing wird sich nach Karlsruhe, Sohn aber nach Wien begeben. Bestätigt die Nachricht sich, wie kaum zu bezweifeln steht, so würden damit jene innern Spaltungen, welche die Blüte der düsseldorfer Akademie schon seit längerm bedrohen und denen man versäumt hat entgegenzutreten, solange es noch Zeit war, zu offenem Ausbruch gelangt und diese Blüte selbst aufs ernstlichste gefährdet sein.

Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha soll mit Composition einer neuen Oper „Diana" beschäftigt sein; hoffentlich, da der kunstliebende Fürst ja neuerdings verschiedene namhafte Schriftsteller in seine Nähe gezogen hat, wird der Text nicht wieder von Frau Birch-Pfeiffer sein. — Von der Reise, welche Prinz Adalbert von Preußen im Jahre 1842 nach Brasilien machte, wird eine für das große Publicum bestimmte Bearbeitung (Berlin, Hasselberg) erscheinen; die Besorgung derselben ist dem durch seine naturwissenschaftlichen Compilationen bekannten Dr. H. Kletke übertragen. — Aus dem Nachlaß Ludwig Philipp's werden demnächst die politischen Aufzeichnungen des Königs herausgegeben werden, wie es scheint, mit Zustimmung oder wol gar im Auftrag der Familie Orléans, die den Zeitpunkt, wo der gegenwärtige Repräsentant der Dynastie, der Graf von Paris, seine Volljährigkeit erlangt, vielleicht für besonders geeignet hält, an die Politik zu erinnern, die der Gründer derselben befolgte.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das geistige Doppelleben
in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen.
Ein Bild aus der Gegenwart.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nicht leicht dürfte über den Lebensmagnetismus eine Schrift von gewichtigerer Bedeutung und von allgemeinerm Interesse in neuerer Zeit erschienen sein als die gegenwärtige. Sie schildert uns eine Somnambule in dem so überaus seltenen und merkwürdigen Stadium der höchsten und entwickeltsten Clairvoyance, und zugleich der vorurtheilsfreiesten und besonnensten Contemplation über die tiefsten Menschheitsfragen, namentlich über die Unsterblichkeit und das Leben nach dem Tode. Es ist eine Schrift des Trostes und der Beruhigung gewiß für Tausende; aber sie hat durchaus nichts gemein mit den Erzeugnissen des modernen Pseudosomnambulismus, dessen Geist und Sinn bethörendem Treiben sie vielmehr auf das entschiedenste entgegentritt. Möge sie, wie Wilhelm von Humboldt's in den Grundansichten mit ihr verwandten „Briefe an eine Freundin", eine gleich wohlthätige, reinigende und veredelnde Wirkung üben, und bezüglich ihrer Anonymität die Erklärung des Herausgebers (der sich der Verlagshandlung übrigens genannt hat) in seinem Vorworte nicht unbeachtet bleiben, woselbst es am Schlusse heißt: „Der Verfasser verhehlt sich nicht die Nachtheile der Anonymität, unter welcher diese Aufzeichnungen erscheinen, da gerade bei Schriften wie die gegenwärtige der Name des Autors die Hauptbürgschaft zu gewähren hätte. Dessenungeachtet sieht sich derselbe für jetzt noch durch gebieterische Rücksichten von der Nennung seines Namens abgehalten — eines Namens, der übrigens in den wissenschaftlichen Kreisen nicht unbekannt ist und dessen Träger, was hinzuzufügen bei dem Mangel einer genügenden Autorität vielleicht nicht ganz unnöthig ist, sich überdies der ehrenvollsten öffentlichen Stellung und Anerkennung in der gelehrten Welt seit langem zu erfreuen hat."

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 36.** 4. September 1856.

Inhalt: Das Ancien régime und die Revolution. Von **Heinrich Bernhard Oppenheim.** — Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von **Karl Rosenkranz.** II. — Literatur und Kunst. Biographie. (Schneidawind, „Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen seiner Zeit".) — Culturgeschichte. (Seifert, „Altdeutscher Studentenspiegel".) — Correspondenz. (Aus Frankfurt a. M. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Das Ancien-régime und die Revolution.

Von
Heinrich Bernhard Oppenheim.

„L'ancien régime et la Révolution, par Alexis de Tocqueville." Paris 1856.

In einer Zeit der Vielschreiberei, wo selbst das Genie sich durch Fabrikarbeit entehrt, macht ein gediegenes, jahrelang vorbereitetes und gründlich durchdachtes Werk doppelte Freude. Ein Buch wie das vorliegende ist unter allen Umständen eine Seltenheit; denn was in den exacten Wissenschaften die Erfindungen oder Entdeckungen, das sind in der Publicistik die fruchtbaren neuen Auffassungen, welche das Problem der sittlichen Freiheit seiner Lösung näherrücken. Der Verfasser des vorliegenden Buchs, einer der hervorragendsten unter den 40 Akademikern, dem activen politischen Leben erst seit dem Staatsstreiche des 2. December entrückt, hat seinem berühmten Werke über die nordamerikanische Demokratie hier gleichsam ein Analogon nachgeschickt, eine gründliche Analyse der französischen Demokratie.

Seine originelle Auffassungsweise erinnert an den Geist Montesquieu's, der gerade das Einfach-Richtige, aber von Allen Uebersehene findet. Selbst der entschiedenste Gegner könnte in diesem Product tiefsinniger Forschung und gereifter staatsmännischer Erfahrung keine Parteischrift sehen. Der Verfasser verleugnet seine durch die Entbehrung gesteigerte Freiheitsliebe keineswegs; aber hätte er eine bestimmte Partei-

formel zum Ausgangspunkte, zur Prämisse genommen, so würde er eben nothwendig zu keinen andern Resultaten gelangt sein als alle die Tausende der bisherigen, in einseitigen Formeln befangenen Schriftsteller über die Französische Revolution.

Wir sind Alle mit einem gewissen idealen Cultus der ersten Französischen Revolution aufgewachsen, der mehr Schwärmerei als wahres Verständniß enthielt. Es gehörte eine zweite und dritte Revolution dazu, um die Phänomene der ersten richtig zu verstehen. Wie auch die verschiedenen Parteistandpunkte — der Imperialisten, Socialisten oder Girondisten — die Thatsachen auszulegen bemüht waren, immer betrachtete man das Jahr 1789 als ein fast unerklärliches historisches Wunder, wie einen unerhörten, mit nichts Anderm in der Geschichte zu vergleichenden vulkanischen Ausbruch, der so plötzlich kam und so Neues hervorbrachte, daß keine Weisheit ihn voraussehen und kaum die Wissenschaft ihn nachträglich motiviren konnte. Das Wunderbarste dabei schien die Volksbewegung, welche von literarischen Gedanken in Fluß gebracht worden war. Rousseau oder Voltaire? war die Frage: wer war der Einflußreichere, wessen Geist prägte den Ereignissen seinen Stempel auf?

Diese Fragen sind nicht müßig, aber sie sind einseitig. Tocqueville dringt tiefer in den eigentlich politischen Zusammenhang der Dinge ein; er erklärt, warum gerade diese Revolution einen so theoretisch-abstracten Charakter trug; er erklärt das Gesetz ihrer Nothwendigkeit, ihre Bedeutung und ihre theilweise Unfruchtbarkeit. Er wirft Fragen auf und löst sie, die bisher nur oberflächlich angeregt oder mit einer falschen Wendung beseitigt waren. Woher kam der eigenthümliche Charakter der Französischen Revolution von 1789? Was gab ihr die Richtung? Was wollte sie? Was hat sie erreicht? Wie verstand man damals die Freiheit? Wie hätte man sie verstehen sollen? Das Interesse dieser Untersuchungen reicht weit aus dem Gebiete der Geschichtswissenschaft in das praktische Leben hinein.

Mit geschichtsphilosophischem Scharfsinn und einer, selbst bei den berühmtesten französischen Historikern äußerst seltenen publicistischen Gelehrsamkeit, was die vergangenen und gegenwärtigen Zustände anderer europäischer Länder — besonders Deutschlands und Englands — betrifft, geht Tocqueville, wie schon der Titel andeutet, von dem Gesichtspunkte des allmälig reifenden Gedankens aus. Es gibt in der Geschichte keinen Sprung, und was so aussieht, ist nur ein unerklärter Uebergang. Die Menschen sind gar zu sehr geneigt, an das Außerordentliche, das Plötzliche, das Wunderbare zu glauben; zu allen Zeiten heißt es: „Wir leben in einer Zeit der Krisis.“ Als ob nicht jede Zeit eine kritische Uebergangsperiode von der Vergangenheit zur Zukunft wäre! Und wer

übersieht die Dauer der Revolutionen? Das, was sich auf den Straßen begibt, der Lärm, die Unordnung, ist ja, wie das Fieber, nur ein Symptom der Krankheit, nicht die Krankheit selbst.

Tocqueville bewährt seine Meisterschaft schon durch seine historische Objectivität. Ihm ist das französische Volk nicht das auserwählte Volk Gottes, er zeigt vielmehr, daß dieselben Ursachen bei den meisten europäischen Völkern gleiche, ähnliche oder verwandte Folgen gehabt haben würden. Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches er erkennt und nachweist, schmälert natürlich die Ansprüche des Nationalruhms. Trotz dieser philosophischen Dialektik ist sein Stil durchaus nicht abstract, sondern höchst lebendig, voll feiner und überzeugender Anspielungen auf die Gegenwart, von einer leisen Ironie durchzogen und, wenn im Einzelnen oft etwas nachlässig, im großen Ganzen von einer außerordentlichen Stimmung und Bestimmtheit. Die große Kürze — er hätte aus diesem Bande leicht zwei oder drei machen können — schadet nirgends der Lebhaftigkeit und Faßlichkeit seiner Darstellung. Das interessanteste Material ist, als Anhang, in den Noten zusammengedrängt.

Der erste Band erklärt die Revolution aus dem ancien-régime, der folgende wird sich mit den einzelnen Phänomenen der Revolution selbst beschäftigen und die Gesellschaft schildern, die daraus hervorgegangen ist. Was das so oft genannte ancien-régime anlangt, so kannte das gebildete Publicum davon selbst in Frankreich nicht viel mehr als das Hof- und Kriegsleben, die Maitressenwirthschaft, die großen Haupt- und Staatsactionen, und etwa noch die religiösen Verfolgungen. Von den Zuständen der Bürger- und Bauernclassen, von dem ganzen Getriebe und der Organisation der innern Verwaltung wußte man sehr wenig. Tocqueville geht von dem richtigen Satze aus, daß das dem ancien-régime zugrunde liegende Feudalsystem sich bis zu einem gewissen Punkte in den Hauptländern des civilisirten Europa gleichmäßig entwickelt hat. Was aber Frankreich alsbald von den übrigen unterscheidet, ist das frühe eintretende Uebergewicht des Königthums. Das Königthum isolirt sich in Frankreich von dem Adel, als dessen Spitze es in andern Ländern bestand; ja, es sieht in dem Adel seinen Hauptfeind. Philipp der Schöne, Ludwig XI. greifen den Adel direct an, Ludwig XIV. vollendet dessen Ruin, indem er ihn an den Hof fesselt. Während in andern Ländern der Adel angetrieben wird, in der Provinz, unter den Bauern und für dieselben zu leben, wird in Frankreich der Absentismus des Adels fast obligatorisch. Noch Ludwig XVI. feindet den Adel an, kurze Zeit, ehe derselbe sich für ihn in der Vendée schlägt. Hier sei es beigehends erwähnt, daß gerade in dieser Provinz (Anjou), wo Adel und Bauern sich für das Königthum schlugen, der Adel sich nicht hatte von seinen

Gütern verdrängen oder wegziehen lassen, daß gerade in Anjou und Bretagne der Adel nicht zum Hofadel geworden war und theilweise mit den Ständen und den Parlamenten eine gemeinsame Opposition gegen den Ministerialismus betrieben hatte.

Wenn aber das Königthum in diesem Verhältnisse die niedern Stände zu begünstigen schien, so war das eben nur hohler Schein. Die Dynastie entzog dem Adel seinen hergebrachten Einfluß, soweit derselbe, in den Sitten wurzelnd, mancher harten Rechtsfoderung die Spitze abbog, aber sie ließ ihm Privilegien genug, um ihn dem allgemeinen Hasse auszusetzen. Sie hob die Frohnden (corvées) und andere Feudallasten nicht auf, sondern eignete sie sich selber zu und trieb dieselben allmälig, in der Verzweiflung der Finanznoth und mit der Unbarmherzigkeit einer nicht direct und persönlich eintretenden Macht, auf eine unerschwingbare Höhe, sodaß der französische Bauer des 18. Jahrhunderts in vielen Gegenden elender daran war als der des 13. Dem Adel war die Steuerfreiheit verblieben. Er hatte aufgehört, ein Stand zu sein, er verknöcherte als Kaste. Er behielt die Patrimonialgerichtsbarkeit nur noch als Finanzquelle. So ward er zum Werkzeug der Tyrannei, genöthigt zu schaden, wo er nicht mehr nützen konnte, ohne directe Verbindung mit den Bauern, aber denselben fortwährend ein Gegenstand der Gehässigkeit und dumpfer Anfeindung. Die hohe Geistlichkeit befand sich in einer ganz ähnlichen Lage.

Auch in den andern Ständen wurden die alten organischen Unterschiede, auf welchen die mittelalterliche Freiheit ruhte, angegriffen. Man hob das innere Gemeindeleben nicht mit einem Federstriche auf, aber man verfälschte alle seine Institutionen durch die kostspielige und gehässige Einmischung der Regierungsgewalt. Die Zünfte und übrigen Corporationen wurden zu fiscalischen Erpressungsmaschinen herabgewürdigt. Ueber drei Viertel von Frankreich bestanden zuletzt aus solchergestalt centralisirten Provinzen, die seltsamerweise „Pays d'élection" genannt wurden, während die fünf Provinzen, welche noch Stände behalten hatten, „Pays d'état" hießen.

Man muß diese Stände nicht, wie mehrfach geschehen, mit den alten Parlamenten verwechseln. Die Parlamente waren nur eine Art oberster Gerichtshöfe, welche sich in dem allgemeinen Chaos, als die verschiedenen Gewalten noch nicht so scharf getrennt waren, eine höchst wohlthätige und leicht zu rechtfertigende Controle über die Regierungsverordnungen angeeignet hatten. Diese wenigen Pays d'état, von denen eigentlich nur für Languedoc und Bretagne die Provinzialverwaltung durch „les gens des trois états" etwas mehr als constitutionelle Fiction geblieben war, zeichneten sich durch höhern Wohlstand und gemeinnützige Anstalten aus. In dem Rest der 24 Provinzen wich Alles einer er-

tödtenden Centralisation. Schon damals konnte an den fernsten Grenzen des Reichs kein Baum abgehauen, keine Straße gebahnt, keine Gemeindesteuer umgelegt oder angewandt werden, ohne daß der königliche Rath in Paris seine Einwilligung dazu gegeben hätte. Es ist der gröbste historische Schnitzer, diese Centralisation, welche alle Revolutionen überlebt hat, für eine Napoleon'sche Erfindung zu halten. Sie ist dem französischen Gouvernementalismus schon längst in Fleisch und Blut übergegangen, ja sie hat sich schon damals in den Sitten und Vorstellungen des Volks ausgeprägt. Damals wurde Frankreich — nach des berühmten Arthur Young, des britischen Reisenden, Ausdruck — von 30 Intendanten regiert, ungefähr wie heutzutage von 86 Präfecten. Neben jenen Intendanten waren selbst die vornehmen Gouverneure der Provinzen machtlos. Natürlich, die Intendanten hingen mit der Finanzverwaltung zusammen, und das Geldinteresse war allmächtig. Denn alle vom ancien-régime aufgebrachten Einrichtungen knüpfen an irgendeine maskirte Steuer, an irgendeine fiscalische Maßregel an. So die käuflichen Staats- und Gemeindeämter, von denen man die letztern von Zeit zu Zeit durch die belasteten Gemeinden ablösen ließ, um sie dann wieder von neuem zu veräußern; die dadurch bewirkte Auflösung der alten Gemeindeverbände; der verstärkte und complicirtere Zunftzwang; die massenhaft ausgebotenen und zuweilen aufgezwungenen Adelsdiplome, die Untergrabung, beziehungsweise Aufhebung der Parlamente und die daneben überwuchernde Cabinetsjustiz, welche sämmtlichen Beamten zugebote und zudienstεn stand; die eingeführte Güterparzellirung, welche die Steuerobjecte vermehren sollte. Die Wenigsten dachten daran, daß solche Erpressungen die Production an ihren Wurzeln untergraben. Man muß in Tocqueville's Buche die Détails der altfranzösischen Verwaltungsmethoden nachlesen, er liefert damit höchst fesselnde und schauderhaft spannende Genrebilder aus der guten alten Zeit.

Hier finden wir schon alle Elemente des für modern ausgegebenen Administrativdespotismus vollständig ausgebildet: die Centralisation und das Satrapenthum der Provinzialchefs; die Administrativjustiz mit all ihren falschen Begriffen, welche der wahren Gerechtigkeitspflege den Boden unter den Füßen wegziehen; die Abhängigkeit und Verderbtheit der Beamten und selbst der Richter; den Druck der meistentheils indirecten Steuern, auf den Aermsten lastend; die Zerstückelung und Verschuldung des Grundbesitzes; das Drängen aller Beglücktern nach der Hauptstadt, sodaß die Provinzen entvölkert werden und verarmen.

Die psychologischen Wirkungen eines solchen Zustandes werden von Tocqueville ebenso scharf hervorgehoben. Das allgemeine Nivellement isolirt die Individuen und löst die Gesellschaft atomistisch auf. Während eine bürgerliche Freiheit, wie wir sie in England finden, unter

den verschiedenen Classen organische Verbindungen bedingt und erzeugt, wirkt der Despotismus des ancien-régime nicht blos vereinsamend, sondern er nährt einen regen Haß der verschiedenen Stände gegeneinander. Mit dieser Vereinzelung und Vereinsamung der Individuen bildet sich eine gewisse Unselbständigkeit aus, welche in allen Nöthen die Hülfe bei der Centralregierung sucht, welche selbst in den einfachsten ökonomischen Fragen Befehle, Rathschläge oder Unterstützung von oben verlangt und erwartet und den Staat für eine große Obervormundschaftsbehörde ansieht. Das führt im Volke zu einem gewissen bornirten Socialismus, dem selbst die Idee der Zwangspreise und Maxima (schon 40 Jahre vor dem Ausbruch der Revolution!) nicht fernliegt (s. Tocqueville, l. c., S. 435).

So sehen wir im Keime schon Alles vorbereitet, was später als modern-revolutionäre oder gar imperialistische Errungenschaft für das büreaukratische Verwaltungswesen gepriesen wird. Selbst die Schule der Oekonomisten, welche ihr Princip der Handelsfreiheit — namentlich gegen die heillosen Provinzialdouanen — am leichtesten unter einer aufgeklärten Despotie zu verwirklichen hoffte und nur die öffentliche Meinung, die damals allerdings schon Kraft gewann, als nothwendiges Gegengewicht anerkennt, sowie andererseits der höfische Royalismus Voltaire's, welcher, mit der Mehrzahl der damaligen Schriftsteller, sein ganzes Talent gegen die Uebergriffe der Kirche und der übrigen Privilegirten richtete, trugen zu der Verwirrung des Freiheitsbegriffs bei.

Die Schriftsteller, die Denker gehörten alle natürlich selbst zu den mehr oder weniger privilegirten Ständen und der französische Despotismus jener Zeit nivellirte nicht gerade in gewaltsamer oder blutdürstiger Weise. Für Alle, welche über die „gent féable et taillable“, welche Thiers noch heute die „vile multitude“ nennt, hervorragten, war die Ausführung der Gesetze und Verordnungen schonend und oft ziemlich lax; für die stumme Masse dagegen wurde die Strenge der Verordnungen nach Belieben noch überspannt, denn von der Beamtenwillkür gab es keinen anerkannten gerichtlichen Recurs. Die öffentliche Meinung bildete sich also in den höhern Sphären aus, welche das Volk verachteten, aber beschützen und erziehen wollten, welche, wie Turgot und Necker, von humanen Phrasen überquollen. Aber diese humanen Redensarten galten für so ungefährlich, daß der Adel, die Minister, ja der König selbst (Louis XVI.) sie häufig im Munde führten. Was sich denn freilich, wie immer, gerächt hat! Denn das Volk war in der Stille gewachsen. Man darf nicht vergessen, daß der französische Bauer (d. h. über $^4/_5$ der gesammten Bevölkerung), unter allen Bedrückungen, dem Gesetze nach lange schon emancipirt war, und daß sein wenn auch beschränktes und verkürztes Eigenthumsrecht ihn zur Thätigkeit angespornt,

ihm Zähigkeit, Kraft, Ausdauer und einen gewissen politischen Egoismus gegeben hatte. Die Finanznoth der Regierung that das Uebrige.

Aus solchen Elementen entsprang die Bewegung, welche schon 40 Jahre vor der Versammlung der Notabeln einen bestimmten und populären Charakter angenommen hatte. Es war Alles schon vorher reif. Hätte z. B. die Nationalversammlung mit einem Decrete sämmtliche Provinzialgrenzen so gründlich abschaffen können, wenn dieselben nicht schon vorher in sich nichtig gewesen wären? Man lese nur die (in den Noten zu Tocqueville's Buche theilweise excerpirten) Cahiers der privilegirten Stände zu den Generalstaaten; alle Errungenschaften der 4. Augustnacht sind darin schon formulirt, und noch viel mehr, nur daß jede Kaste für sich einige Privilegien und namentlich die bloßen Ehrenrechte retten möchte!

Trotzdem dachte und glaubte noch kein Mensch selbst im Jahre 1788 an eine durchgreifende Revolution, nur von Reformen war die Rede. Die Revolution brach gerade in einer Zeit aus, wo Industrie, Ackerbau, die Entwickelung gemeinnütziger Anstalten, Alles in Blüte und Aufschwung war. Nur der Staat war tief verschuldet. Die Statistik widerlegt demnach die Ansicht, daß Noth die unmittelbare Ursache der Revolution gewesen: aber ebenso wenig wäre dieselbe durch einzelne Reformen zu vermeiden gewesen. Tocqueville meint, daß dieselbe geistige Bewegung, welche das gewerbliche Leben in die Höhe getrieben und den mittlern Classen ein Uebergewicht gegeben, bei der allgemeinen Auflösung aller festen Verhältnisse nothwendig zur Revolution führen mußte.

Das Feudalsystem, in Frankreich mehr abgeschwächt als in den andern Ländern, war um so verhaßter, je unnützer es erschien. Bei der vorgeschrittenen Zersetzung der bestimmten politischen Factoren konnte die revolutionäre Erhebung an keine feste constitutionelle Vorstellung mehr anknüpfen, das Königthum war somit dem ganzen andrängenden Sturm als Zielscheibe zunächst und am meisten bloßgestellt. Daher auch der nothwendig abstracte und allgemeine Charakter dieser politischen Revolution, welche die Furchtbarkeit und den Fanatismus einer religiösen Revolution annahm. Eine Gewalt folgte der andern, aber jede war absolutistisch. Eine Centralisation, wie Frankreich sie realisirt hat, macht die Republik unmöglich und gibt der Demokratie jedesmal die Form der Dictatur. Die aufgeklärtesten Geister übersahen diesen Punkt; „eine starke Regierung" (das heißt im Grunde: eine Militärdictatur) war und blieb die fixe Idee aller Franzosen. So mußte die Revolution um den größern Theil ihrer erwarteten Früchte betrogen werden. Für die Unmöglichkeit der Freiheit trösteten sich die Franzosen mit der Gleichheit und dem Ruhme. Diese Leidenschaft der Gleichheit ist mehr ein demokratischer als ein republikanischer Charakterzug. Und der Ruhm — nun,

die französische Gloire besteht darin, umsonst zu arbeiten! Frankreich gab welthistorische Gastrollen, das Kaiserthum trug in andere Länder die revolutionären Grundsätze, deren es Frankreich selbst größtentheils beraubt hat. Ein französischer Minister sagte einmal, Frankreich sei reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen. Jawohl, es hat ihn theuer genug bezahlt, nicht blos, wie alle erobernden Völker, mit seiner Freiheit, sondern auch mit den Eroberungen selbst. Man könnte dieselbe Bemerkung schon auf Louis' XIV. Eroberungen anwenden. Und man sieht den Gleichheitstrieb schon als Nivellement von oben herab unter den Bourbons vor der Revolution.

Doch ich merke, daß ich allmälig Tocqueville's Gedankengang auf eigene Faust fortsetze. Er zieht in diesem ersten Bande noch nicht alle die hier von mir anticipirten Consequenzen; vielleicht wird er sie anders modificiren, jedenfalls wird er sie besser ausdrücken. Hoffentlich hütet er sich vor einer zu pessimistischen Anschauungsweise. Meines Erachtens hätten die Franzosen Unrecht, sich von Englands Beispiel allzu tief demüthigen zu lassen. Frankreich ist nun einmal aus dem Mittelalter herausgeschritten, schon durch sein ancien-régime, wie uns Tocqueville beweist; die Standesunterschiede sind wirksam aufgehoben, die ganze Nation ist nur Ein Körper. Also muß es auch Frankreichs Mission sein, sich zu der neuen Form des humanen Staats durchzuarbeiten. Es ist voll lebenskräftiger Elemente und darf, trotz aller Irrungen, seiner Zukunft vertrauen. Es wird ihm freilich nicht so bequem gemacht wie den Engländern. Aber wer weiß, ob diese noch lange von stürmischen Krisen verschont bleiben werden! Und wenn auch, so käme es daher, daß ihre Aufgabe eine minder hohe ist. Wir erwarten für das Heil der Menschheit mehr von Frankreich als von England und Nordamerika.

Die allgemeine Annahme, welcher auch Tocqueville zu huldigen scheint, daß die britische Aristokratie noch heute die Stütze der constitutionellen Freiheit sei, ließe sich mit Thatsachen und Gründen vortrefflich bestreiten, und selbst Montalembert verläßt diese Ansicht, welche auf dem Continente mehr Anhänger hat als in England, wo man ihr nur noch in den Compendien der Juristen und den unaufhörlich neugeborenen Commentarien zu Blackstone begegnet. Ist England durch seine Aristokratie oder trotz derselben groß und blühend geworden? Aber auch der englische Bürgerstand ist ganz etwas Anderes als der französische. Diese Fragen können hier nur angedeutet werden, wiewol ich glaube, daß sie dem Gegenstande des Tocqueville'schen Buchs sehr naheliegen.

Ein anderer Punkt, in welchem wir nicht mit Tocqueville übereinstimmen, ist die Mission, welche er der Kirche einräumen möchte. Auch die Kirche hat in Frankreich ihre Selbständigkeit verloren; die Revolution

hat hier einen Proceß vollendet, welchen das ancien-régime gleichfalls schon längst angebahnt hatte. Die Staatskirche, der Priester als Staatsbeamter, sind auch uns widerwärtige Vorstellungen. Aber ist die Kirche als Staat im Staate weniger gefährlich? Solche Anstalten mögen wol gegen die Staatsgewalt zuweilen ein Gegengewicht bilden, aber wahrlich nicht im Interesse der Bildung und der Freiheit!

Ein Hauptverdienst Tocqueville's ist die richtige Würdigung der Centralisationstheorie. Denn bisher galt es in dem demokratischen Lager Frankreichs für eine der ärgsten Ketzereien, dieses Princip anzugreifen und nur pfäffische Legitimisten (wie Monſ. Raudot zum Beispiel) verfochten die Decentralisation im Interesse des Einflusses der niedern Geistlichkeit auf die Massen. Von der rechten Gemeinde- und Associationsfreiheit war in Frankreich noch wenig die Rede; ultramontane Wühlereien und Dictaturgelüste, stille Reaction und laute Staatsstreiche stießen krachend überall aufeinander. Daraus ergibt sich nothwendig eine sehr geringe Achtung vor der formellen Legalität und also ein um so bunteres Parteispiel. Diese Folgerungen sind in Tocqueville's Buche mehr vorbereitet als abstract ausgesprochen, aber sie liegen in seiner lebendigen und höchst anziehenden Schilderung des französischen Nationalcharakters und der französischen Volkssitten.

Am Schlusse sagt er: „Wenn ich diese Nation an sich betrachte, finde ich sie außerordentlicher als alle Ereignisse ihrer Geschichte. Gab es jemals ein Volk auf Erden, welches so von Widersprüchen angefüllt und so extrem in allen seinen Handlungen war, mehr von Stimmungen als von Grundsätzen geleitet; ein Volk, das immer mehr oder weniger thut, als man von ihm erwartet, bald unter dem gewöhnlichen Niveau der Menschheit, bald hoch darüber; so unveränderlich in seinen hauptsächlichsten Instincten, daß man es noch in den Schilderungen erkennt, die vor 2—3000 Jahren von ihm entworfen sind, und doch zugleich so beweglich in seinen täglich wechselnden Gedanken und Neigungen, daß es sich selber zum überraschenden Schauspiele wird und sich über seine eigenen Thaten oft ebenso verwundert wie die Fremden; ein Volk, das, wenn man es sich selbst überläßt, mehr als alle andern an seiner Scholle und seinen alten Gewohnheiten klebt und, wenn man es einmal dem Allen entrissen hat, gleich bereit ist, bis an das Ende der Welt die äußersten Wagnisse zu treiben; ungelehrig von Natur, widerspänstig und doch unterwürfiger gegen die selbst gewaltsame Willkürherrschaft eines Einzelnen als gegen die freie und regelmäßige Regierung der ersten Bürger; heute der erklärte Feind jedes Gehorsams, morgen dienstbar mit Leidenschaft und serviler als die zu dienen gewöhnten Völker; geführt an einem Fädchen, solange Niemand widersteht, unmöglich zu regieren, sobald das Beispiel des Widerstandes einmal gegeben ist; es täuscht

stets seine Herren, die es bald zu wenig, bald zu viel fürchten; nie so frei, daß man daran verzweifeln müßte, es zu unterwerfen, noch so unterworfen, daß es nicht noch sein Joch abschütteln konnte; befähigt zu Allem, aber ausgezeichnet nur zum Waffendienst; voll Anbetung für den Erfolg, den Zufall, die Kraft; Glanz und Lärm mehr verehrend als den wahren Ruhm; befähigter zum Heldenmuth als zur Tugend; mehr mit Genie als mit gesundem Verstande begabt; mehr geschickt, große Pläne zu fassen als große Unternehmungen zu Ende zu führen; die glänzendste und gefährlichste der europäischen Nationen und am besten dazu gemacht, um abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, niemals aber der Gleichgültigkeit zu werden."

An einer andern Stelle zeigt Tocqueville, daß die Franzosen des ancien-régime, als Individuen voneinander getrennt und losgelöst, gerade dadurch untereinander so ähnlich geworden sind, und daß schon damals die gesellschaftlichen Formen eine gewisse Gleichheit der Berechtigung und der Bildung voraussetzten. Dazu kam noch, daß damals schon, nach Auflösung der bestimmten politischen Factoren, die geistigen Capacitäten der Schriftstellerwelt um so unbedingter vorherrschten. Hierin liegen die Keime der demokratischen Entwickelung der französischen Gesellschaft.

Nur wünschte ich, daß man bei einer derartigen Anwendung des Wortes Demokratie wohl unterscheide, ob man mit demselben eine historische Bezeichnung oder einen Parteistandpunkt der Gegenwart meint. Die Gleichheit vor dem Gesetze, die gleiche Berechtigung der gesellschaftlichen Stände ist ein demokratisches Element, aber sie ist noch lange nicht der ganze Inhalt des Demokratismus. Die Gleichheit ist selbst bedingtermaßen möglich unter einer absoluten Regierung, aber sie ist nur in Verbindung mit der politischen Freiheit ein befruchtendes und befriedigendes Lebensprincip. Sie mag sogar dem Absolutismus gedient haben, aber sie hat doch die Revolution beschleunigt. Die moderne Freiheit, das noch unerreichte Ideal, dem wir hoffend zustreben, unterscheidet sich gerade hierdurch von der mittelalterlichen Freiheit, welche heutzutage unmöglich geworden ist. Denn die entfernteste Zukunft ist immer möglicher und näher als die nächste Vergangenheit. Freilich ist die politische Freiheit nicht haltbar ohne die Selbstregierung der Gemeinden, allein diese ist auch nicht denkbar ohne die persönliche und bürgerliche Freiheit im Allgemeinen. Es mag oft leichter sein, von der Peripherie auszugehen, aber es ist entscheidender, im Centrum den Ausgangspunkt zu nehmen. Frankreich holt weit aus für den großen Sprung, den es vorhat. Was ihm bisjetzt am meisten fehlt, ist das richtige Verständniß seiner wahren Bedürfnisse. Und darum glauben wir, daß ein Buch wie das vorliegende auf die nächste politische Krisis den wesentlichsten Einfluß ausüben muß.

Zur Geschichte der neuesten Theologie.

Von

Karl Rosenkranz.

„Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Karl Schwarz, außerordentlichem Professor der Theologie zu Halle.“ Erste und zweite Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.

II.

Im zweiten Buch erzählt Schwarz den historisch-kritischen Proceß und zwar im ersten Capitel von Strauß' „Leben Jesu“, im zweiten von der Fortbildung der Evangelienkritik und von der tübinger Schule nebst deren Gegnern.

Die Bedeutung von Strauß' „Leben Jesu“ ist im Allgemeinen nachdrücklich hervorgehoben. Ob aber in einer historischen Darstellung nicht ein anderer Weg hätte eingeschlagen werden müssen als der, in ihm nur ein Product der Hegel'schen Speculation zu erblicken? Lieferte nicht die Exegese, einerseits als supranaturalistische, andererseits als rationalistische, die Prämissen zu dem Schlusse, den Strauß zog, indem er ihre gegenseitige Selbstwiderlegung nachwies? Eine speculative war also seine Arbeit nicht, sondern eine historisch-kritische, wie er selbst sie auch bezeichnete. Die Entgegensetzung des Supranaturalismus gegen den Rationalismus foderte, daß entweder der eine oder der andere Recht habe. Strauß that durch ihre objective Antithese dar, daß weder der eine noch der andere Recht haben könne; eine mit echter und umfassender Gelehrsamkeit gemachte Widerlegung, die mit der Hegel'schen Philosophie nicht das Geringste gemein hat und ein Proceß war, den die Theologie auf ihrem eigenen Felde vollziehen mußte. Nun fragte sich aber, wie man denn, wenn es sich so verhielt, die Existenz der Thatsache überhaupt erklären sollte, daß in den Evangelien das Leben eines Jesu von Nazareth als ein wunderbares erzählt ist? Auch hier war es direct gar nicht die Hegel'sche Philosophie, welche den Schlüssel einer Hypothese abgab, die sowol dem Supranaturalismus als dem Rationalismus das relative Recht zu ihrer Auffassung gewähren sollte, indem sie beide in sich aufhob. Die mythische Hypothese war längst außerhalb der Hegel'schen Philosophie entstanden und innerhalb der biblischen Theologie auf Schriften des Alten Testament angewendet worden. Die Messiasidee und ihre allmälige Ausbildung gab sodann für die neutestamentischen Schriften die natürliche Anknüpfung. Nur die Schlußabhandlung seines Werks verknüpfte Strauß mit der Hegel'schen Speculation, weil er darin sein negatives Resultat mit den Bestimmungen der kirchlichen Dogmatik auszugleichen unternahm, indem er die Idee der Gottmenschheit aus der unbestimmtern Fassung, worin Hegel sie in seinen Vorlesungen gelassen,

auf die Menschheit als auf das absolute Prädicat aller messianischen Prädicate übertrug. Ohne diese Abhandlung wäre also die Hegel'sche Philosophie hier schwerlich in Conflict gerathen.

Aber für die Sache war dies ein Glück: denn sie wurde nun, wo die Leidenschaft für und gegen das Hegel'sche System ihrer sich bemächtigte, um so vielseitiger und energischer durchgearbeitet, wie die beispiellos umfangreiche Literatur bezeugt, die schnell aus ihr hervorging. Schwarz läßt sich auf dieselbe nur mit wenigen Strichen ein. Wir bedauern, daß er bei der Wichtigkeit des Themas die historisch-exegetische Frage nicht von der dogmatisch-speculativen und in ihrer Behandlung die katholische nicht von der protestantischen unterschieden hat, z. B. Kühn auf jener, Weiße auf dieser Seite. Ja, er hat nicht einmal den von den Strauß'schen Streitschriften umschriebenen Umfang durchmessen und sich mit Andeutungen über Steudel, Tholuck, Neander, Ullmann und Weiße begnügt. Von Seiten der Speculation stellt er Göschel, Dorner, Gabler, Michelet und Schaller zusammen. Schaller fertigt er sehr obenhin ab, als ob er in seiner Schrift über den historischen Christus nur ein logisches Exercitium geliefert hätte. Diesen verächtlichen Ton halten wir für unbillig. Da Strauß mit seiner Auffassung des Gottmenschen als der Gattung einen logischen Fehler begangen hatte, so mußte Schaller natürlich auch eine logische Correctur machen und hierbei das Problem behandeln, inwiefern der Begriff des Geistes die Einheit der Allgemeinheit und Einzelheit in sich fasse und wie sich das geistige Subject von dem natürlichen Individuum nicht blos durch seine ihm als einem Exemplar inwohnende Gattung, sondern durch die für es selbst vorhandene Allgemeinheit unterscheide. Diesen in der That wichtigen Punkt hat Schaller gut erörtert, sodaß seine Schrift noch immer nicht entwerthet scheint, wenn wir ihm auch in seiner Construction der Wunder nicht nachfolgen können. Der Wunderbegriff ist freilich so sehr der Mittelpunkt der Strauß'schen Untersuchung, daß Schwarz auch an den Schattirungen seiner Auffassung ein Mittel besessen hätte, die weitschichtige Literatur unter wenige Gesichtspunkte zu concentriren. Blicken wir jetzt 20 Jahre zurück, so überzeugen wir uns, daß die Existenzfrage des geschichtlichen Christus das religiöse Bewußtsein empören mußte, wenn es sich dieselbe dahin beantworten sollte, daß Christus nur ein mythisches Product wie Krischna, Osiris, Zeus, Baldur u. dgl. sein sollte. Den historischen Christus hatte nun Strauß freilich nicht negirt, wie insbesondere seine Erklärung darthat, als er nach Zürich berufen war und die dort gegen ihn waltenden Vorurtheile zerstreuen wollte. Allein er hatte nicht nur alles Wunderbare in Christi Leben negirt, sondern auch den historischen Thatbestand durch die Annahme von der mythischen Entstehung der meisten uns überlieferten Erzählungen auf

ein Minimum heruntergebracht, sodaß doch Jesus von Nazareth nur das obscure Substrat der Idee der Gottmenschheit wurde, die sich aus den messianischen Vorstellungen heraus allmälig individualisirte. Schwarz geht auf den Centralpunkt, wie der Begriff der Idee und die geschichtliche Realität einander decken sollen, nicht näher ein. Er bespricht die Einwürfe, welche Neander, Tholuck und Ullmann Strauß machten.

Die Wendung, mit welcher die Theologie von den Streitigkeiten über Mythus und Geschichte, Wunder und natürlichen Causalnexus, zur genauern Untersuchung der Composition der neutestamentischen Schriften überging, hätte durch eine bestimmtere Darlegung der evangelischen Geschichte von Weiße und des Urevangeliums von Wilke gemacht werden müssen, insofern Beide in der Voraussetzung der Priorität des Marcusevangeliums unter den synoptischen Evangelien zusammentrafen und diese Voraussetzung noch bis diesen Augenblick in unserer biblischen Theologie auf das lebhafteste nachwirkt. Im Allgemeinen erzählt Schwarz hier recht anziehend die Geschichte der tübinger Schule, an deren Mittelpunkt, den fruchtbaren Veteranen Baur, sich Schwegler, Köstlin, Zeller, Hilgenfeld und Andere anschließen. Bei einer noch sorgfältigern Anordnung des historischen Stoffs hätte vielleicht Baur's Entwickelung aus dem Schleiermacherianismus, dessen System der Glaubenslehre er als beurtheilende Norm auf die Mythologie anwandte, durch den Hegelianismus zu seiner kritischen Gnosis schon der Darstellung Straußens, der ja auch sein Schüler war, vorangehen müssen. Bei dieser Präcedenz wäre die Erzählung ganz von selbst auch wieder auf Schleiermacher zurückgekommen: denn wie dieser durch seinen Sabellianismus die menschlichere Auffassung Christi in seiner Glaubenslehre begünstigt hatte, so hatte er durch seine Schrift über den Brief an den Timotheus, durch sein Lucasevangelium und durch die ihm angehängte Abhandlung über das Matthäusevangelium auch hier exegetisch Bahn gebrochen. Nehmen wir hinzu, daß er, bei aller Freiheit seiner Kritik, doch wieder, seiner zwiespältigen Natur gemäß, in der Frage über den Ursprung des Johannesevangeliums gegen Bretschneider sich für die Authentie desselben erklärte, so gibt er uns im Kleinen das Vorbild aller folgenden Entzweiungen. Das Marcusevangelium betrachtete er umgekehrt wie Weiße und Wilke als das Product eines dürftigen, auf Knappheit der Erzählung bedachten Excerptors aus den andern Synoptikern. Der Kampf um die Authenticität und Axiopistie der neutestamentischen Schriften dauert noch immer fort und wird natürlich noch ferner fortdauern. Die große Errungenschaft dieses Kampfes liegt nach unserer Meinung weniger in den einzelnen Resultaten, zu denen er schon geführt hat, als darin, daß die Methode der Untersuchung durch ihn eine reinwissenschaftliche geworden ist, welche die dogmatische Befangenheit völlig ab-

geworfen hat. Für die Erkenntniß der Wahrheit, also auch für die Religion, die ja nichts als die Wahrheit will, ist diese Befreiung der Kritik der kanonischen Schriften zu einem bewußten genetischen Verfahren ganz Dasselbe als auf dem Gebiet der Naturwissenschaften die Auflösung des abstracten Begriffs der Schöpfung in die Untersuchung der kosmogonischen Perioden. Schwarz scheint der tübinger Schule darin beizupflichten, alle Schriften des neutestamentischen Kanons für Tendenzschriften zu halten, die aus dem Kampf des judaisirenden Petrinismus mit dem humanisirenden Paulinismus entstanden seien. Es ist hier nicht der Ort, in das Nähere uns einzulassen, wozu Schwarz durch seine Erwähnung von Galater II, 11. Gelegenheit böte; aber ungern vermissen wir eine Darlegung des Verhältnisses, das die Apokryphen des Neuen Testament als unzweifelhafte Tendenzschriften zu den kanonischen Schriften einnehmen, weil es uns immer geschienen hat, daß durch dasselbe der tiefe geschichtlich-religiöse Takt der kirchlichen Kritik für die Auswahl der im Kanon enthaltenen Schriften glänzend gerechtfertigt wird. Hofmann's „Leben Jesu nach den Apokryphen im Zusammenhange erzählt und wissenschaftlich dargestellt" (1851) kann summarisch eine klare Anschauung dieses Verhältnisses geben.

Schwarz gibt einen interessanten Einblick in einige der Hauptwendungen dieses Kampfes, bei welchem Verstand und Phantasie einen so ungeheuern Spielraum haben, daß man sich nicht wundern darf, wenn der kritische Proceß so oft vom Entgegengesetzten zum Entgegengesetzten überschwankt. Unter den Namen, die er hier hervorhebt, möchten wir den von Bruno Bauer und von Thiersch noch anders als geschehen behandelt wissen. Ueber Bauer spricht Schwarz in den herkömmlichen Verdammungsprädicaten als über den tollgewordenen Radicalismus. Sein außerordentliches Talent verkennt er nicht, allein auf eine geschichtliche Entwickelung der besondern Stufen, welche dieser merkwürdige Mann durchlaufen ist, läßt er sich nicht ein. Und doch glauben wir, daß eine ruhigere und gerechtere Würdigung in ihm den Theologen wird schildern müssen, der alle Richtungen unserer Epoche als Extrem durchlaufen ist. Man muß nicht blos seine nihilistische Kritik, man muß auch die speculativ-orthodoxe Periode betrachten, aus welcher heraus er zu jenem Radicalismus gekommen ist. Schwarz erblickt in ihm nur eine Caricatur, eine in Wahnsinn verfallene Logik und wirft ihm vor, daß er die Autoren der Schrift mit seiner Willkür nur chicanire. Er erwähnt von allen seinen Schriften nur seiner Untersuchungen über die Synoptiker aus den Jahren 1841/42, läßt aber unberücksichtigt, daß Bauer 1850—52 die Paulinischen Briefe, die Apostelgeschichte, die Kritik der Evangelien und die Geschichte ihres Ursprungs noch einmal mit Beziehung auf Baur, Weiße, Wilke und Schwegler viel ruhiger und selbstän-

diger durchgearbeitet hat. Er besitzt, es ist wahr, eine cynische Rücksichtslosigkeit und eine rabulistische Kunst, den gesunden Menschenverstand der von ihm kritisirten Autoren zu verdächtigen; daß er aber in der Auffindung von Widersprüchen und von Gründen für ihre Erklärung unglücklicher wäre als die tübinger Tendenzkritik, leuchtet uns nicht ein. In seiner souveränen Verachtung der Theologen nicht blos, sondern auch Hegel's, wird er fanatisch, allein einen sachlichen Ernst wird man ihm auch mitten in seinen hochfahrendsten Prätensionen nicht absprechen können. Das Schiefe in ihm ist vorzüglich die Monstrosität, über der subjectiven Seite der Composition die objective ihrer geschichtlichen Bedingung fast gänzlich zu vergessen. Schwarz wirft ihm baare Willkür vor und nennt seine Kritik Tobsucht, kann jedoch nicht umhin, ihm ein Stück Faustnatur, einen gewaltigen und ungestillten Drang des Erkennens, ein leidenschaftliches Streben, in die Tiefen des Universums einzudringen, zuzugestehen; der tragische Schmerz der Verzweiflung, eine letzte Befriedigung des Wissens zu finden, ist bei ihm zum komödischen Hohn gegen alles Positive geworden. Was Thiersch betrifft, so wird nur seine Unterscheidung einer constitutiven und conservativen Periode der Kirche erwähnt, allein es wird gar nicht weiter auf seine Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus (1846) eingegangen, welche den Uebergang Thiersch's zum Irvingianismus vorbereiteten. Dies Buch hat alle zum Begriff der Kirche gehörigen Begriffe, Gemeinde, Priesterthum, Glauben, Buße u. s. w. einer so frischen, von Ahnungsschauern der Zukunft durchwehten, und zugleich in der Sprache so geschmackvollen Kritik unterworfen, daß wir schwerlich irren, wenn wir annehmen, daß es, wäre sein Verfasser nicht Irvingianer geworden, einer viel größern Anerkennung als eines in der That classischen Products der modernen Wissenschaft sich erfreuen würde.

Das dritte Buch der Schrift von Schwarz soll den philosophisch-dogmatischen Proceß schildern und beginnt die Auflösungstheologie mit Strauß' Glaubenslehre. Das Negative in den Resultaten betrachtet Schwarz als eine Schuld des ausdörrenden Geistes der Hegel'schen Philosophie. Das ist nun bald gesagt und wird jetzt auch leicht geglaubt, wo man den Hegel'schen Panlogismus für antiquirt erklärt hat. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, diese Auffassung zu widerlegen und lediglich die Thatsache constatiren, daß in Hegel's eigenen Schriften von Dürre des Geistes gewiß nichts zu spüren ist. Strauß' Glaubenslehre, die in ihrer Construction nicht nach der Hegel'schen Methode, sondern nach dem Schema der Schleiermacher'schen Glaubenslehre organisirt ist und in der Behandlung der Dogmen nicht speculativ, sondern historisch-kritisch verfährt, ist doch gewiß eher eine Polemik gegen Hegel's Religionsphilosophie als eine Apologie derselben. Schwarz macht hier der

Hegel'schen Philosophie den Vorwurf, die Persönlichkeit Gottes zu negiren und den Begriff der Religion auf das Vorstellen des religiösen Inhalts zu beschränken. Was den erstern Punkt betrifft, so haben wir uns schon oben gegen ihn erklärt. Daß das Absolute nicht an und für sich Subject, sondern nur das perennirende Subjectwerden der Substanz in den einzelnen Menschen sei, ist Hegel zu behaupten nie eingefallen. Weil Michelet, Strauß, Feuerbach versichern, daß Hegel so verstanden werden müsse, weil die Orthodoxie diese Versicherung als die wahre Auffassung Hegel's adoptirt hat, welche die Consequenz seines Systems besser als er selbst verstehe, ist der Aberglaube an Hegel's Pantheismus ein banales Axiom geworden. Daß Hegel den Begriff der Religion auf das Vorstellen des religiösen Inhalts beschränkt habe, ist ebenfalls eine bloße Versicherung, die thatsächlich gar keinen Boden hat. In seiner Religionsphilosophie hat Hegel beständig sowol die theoretische als die praktische Seite der Religion dargestellt. Er hat den Begriff des Cultus nicht nur für den allgemeinen Begriff der Religion, sondern auch bei jeder besondern Religionsform ausdrücklich dargestellt und in seinen historischen Erörterungen erhebt er sich jedesmal zu einem begeisterten Schwunge, wenn er die segensreichen Folgen der Reformation schildert, wie sie dem Gemüth sein Recht wiedergegeben, wie sie die Ehre der Ehe und Familie, die Heiligkeit auch der bürgerlichen Gemeinde, die Freiheit der Individualität auch in ihrem Gewissen und die sittliche Würde der Arbeit wieder zu neuen Grundlagen der Gesellschaft gemacht habe. Strauß soll nach Schwarz ein echter Hegelianer sein, was uns wenig mit dem Vorwurf zu stimmen scheint, den er ihm macht, daß er die Hegel'sche Philosophie sich nur äußerlich angeeignet habe und sie auch nur äußerlich anwende: denn ein echter Hegelianer sollte doch wol nur Der heißen, der Hegel's Philosophie in sein Innerstes aufgenommen hat und sie auch von innen heraus weitergestaltet. Ich beschränke mich auf diese Bemerkungen, da ich die Principien der Strauß'schen Glaubenslehre in frühern Jahren einer ausführlichen Prüfung unterworfen und ihr Verhältniß zu Hegel's Philosophie weitläufiger untersucht habe.

An Strauß schließt der Verfasser Feuerbach an, weil derselbe den Pantheismus in den Anthropologismus übergeführt und dem Hegel'schen Panlogismus den Realismus entgegengesetzt habe. Schwarz sagt über Feuerbach viel Treffendes, wobei wir nur bedauern, daß er ihn nicht historischer nach den verschiedenen Epochen seiner Bildung charakterisirt hat, um begreiflicher zu machen, wie er ihn erst außerordentlich loben und zuletzt immer aufs bitterste tadeln kann. Er beschuldigt ihn vor allem einer Zerstörung der Idee des Absoluten als einer objectiven, weil er sich vorzüglich an Feuerbach's Auffassung der Religion als der phantastischen Praxis des Subjects hält. Allein Feuerbach hat in einer

ausführlichen Abhandlung, die zuerst in Wigand's „Epigonen" erschien, sodann in den „Vorlesungen über das Wesen der Religion", die er 1848 zu Heidelberg hielt und 1851 herausgab, ausdrücklich erklärt, daß für ihn die Natur das objectiv Absolute sei. Sein Anthropologismus ging hiermit wirklich in den Naturalismus über, den Daumer, dessen Schwarz gar nicht erwähnt, früher an ihm vermißt hatte. Die Abstraction der menschlichen Gattung, welche Strauß für den Gottmenschen erklärt hatte, wurde der Nothwendigkeit der Natur unterworfen. Schwarz spricht von der glühenden Sinnlichkeit, vulkanischen Leidenschaft, Bedürftigkeit realer Anschauung bei Feuerbach; allein der wichtigste Punkt bei ihm ist wol, daß, was Schwarz Hegel vorwirft: den Begriff der Religion in das Vorstellen des religiösen Inhalts haben aufgehen zu lassen, bei Feuerbach zutrifft, daß er aber weder die verschiedenen Formen noch die verschiedenen Stufen der Phantasie gründlich unterschieden, sie vielmehr unter dem Adjectivum des Phantastischen nur zu oft unkritisch durcheinandergemischt hat. In bestimmten Beziehungen hat Feuerbach ganz vortreffliche Analysen der Phantasie gegeben, die für die psychologische Erkenntniß der Religion immer einen ausgezeichneten Werth behaupten werden; allein für die allgemeinere Begründung seines atheistischen Subjectivismus läßt er viel zu wünschen übrig. Nicht sowol das Wesen als das Unwesen der Religion hat er zuletzt gefunden; nicht sowol das Erkennen als das Verkennen der Religion ist zuletzt seine Caprice geworden, seit er in den Sätzen zu einer Philosophie der Zukunft die Sinnlichkeit als das einzige, sonnenklare Kriterium der Gewißheit aller Wahrheit proclamirte und in der Verehrung eines persönlichen Gottes den Grund alles Elends des Menschengeschlechts erblickte, weil dasselbe, da ein solches Wesen gar nicht existire, seinen selbstmörderischen Wahnsinn zum Princip mache. Schwarz wirft Feuerbach besonders vor, die Idee des Opfers nicht nach ihrer ethischen Bedeutung im Gegensatz zum Egoismus gewürdigt zu haben. Er hätte aber wol auch auf Feuerbach's unermüdlichen Antagonismus gegen den Glauben an persönliche Unsterblichkeit reflectiren müssen, der bei ihm aus ethischen Motiven entsprang und in seiner Bildungsgeschichte seinem Anthropologismus voranging. Auf diesem Gebiet hat Feuerbach, wie man sich aus dem dritten Band seiner „Gesammelten Schriften" überzeugen kann, eine bewundernswürdige Energie entfaltet und den Begriff des Todes oft unter ganz neuen Gesichtspunkten nach allen Seiten hingewendet. Wenn Fr. Richter, dessen Schwarz auch nicht erwähnt, vorzugsweise als der Vertreter des Nichtglaubens an eine persönliche Fortdauer gilt, so liegt dies in der mehr populären Art und Weise seiner Behandlung, indem er sich der Propaganda dieser Vorstellung als eine Art Reiseapostel gewidmet hat, an speculativer Kraft der Begründung aber übertrifft ihn

Feuerbach bei weitem. Schwarz rühmt an ihm, daß er die Fesseln der Logik abwirft, die Hegel'sche Metaphysik als ein Reich von Schemen und Abstractionen der Lächerlichkeit preisgibt, gegen den Hegel'schen Begriff, der Alles mit dem Hauch des Todes berühre, die gekränkte Natur wiederhergestellt und, wie einst Schelling, die zurückgedrängt gewesene Anschauung wieder vorzugsweise betont habe. Ist es aber nicht bei Feuerbach ein empfindlicher Mangel, daß er einer logischen Continuität und methodischen Anordnung zu sehr widerstrebt, daß er zwar sehr unterhaltend und anregend schreibt, aber durch Antithesen und witzige Vergleichungen mehr überredet, als durch strenge Schlußfolgerungen überzeugt, weil man das Auslassen nothwendiger Glieder, das Fehlen der Vermittelung von Urtheilen, den Sprung von logischen Ansätzen zu bloßen Vorstellungen, wie Kopf und Herz, Himmel und Hölle, Diesseits und Jenseits u. s. w., bei einigem Nachdenken zu leicht durchschaut? Ganz im Gegentheil zu Schwarz wünschten wir daher dem reichen Geiste Feuerbach's mehr logische Gebundenheit, weil für die Wissenschaft doch einmal der systematische Organismus mit seinem logischen Nervengeflecht die ideale Norm bleiben muß und der Aphorismus zu ihm nur das Verhältniß einer secundären, vorbereitenden Form haben kann. Schwarz erblickt auch in Feuerbach eine nothwendige Consequenz der Hegel'schen Philosophie, nämlich das Zerschlagen ihrer dialektischen Form, und in diesem Vernichten der Herrschaft des abstracten Begriffs einen mächtigen Fortschritt über Hegel hinaus. Als ob die dialektische Form eine Willkür des Hegel'schen Systems, als ob die logische Idee nur ein abstracter Verstandesbegriff, nicht, obwol im Elemente des abstracten Denkens, die absolute Form der Vernunft wäre, die in der concreten Existenz der Natur und des Geistes als aufgehobenes Moment existirt, aber den realen Stoff gar nicht nur von außen her regulirt! Schwarz nennt gegen Schelling's und Feuerbach's lebensvolle Anschauung Hegel's Philosophie nur eine Caricatur des Idealrealismus. Ein so verächtlicher Ausdruck kann wol nur aus dem Irrthum stammen, daß Schwarz Anschauungen und sinnlich gefärbte Ausdrücke da verlangt, wo sie nicht hingehören. Denn Hegel war eine große künstlerische Natur in der Wissenschaft, die über Schelling's hastiges Construiren und rednerisches Captiviren sowie über Feuerbach's fragmentarisches und epigrammatisches Verfahren unendlich erhaben ist. In einer Exposition der Logik kann natürlich keine Bildersprache oder ein declamatorisch-pathetischer Vortrag herrschen. Er würde für ihre stahlharten Abstractionen, für ihre hin- und herflutenden Reflexionen, für ihre in Gegensätzen zur Harmonie sich entwickelnden Begriffe ein Fehler sein, weil der Inhalt in seiner absoluten Idealität aller sinnlichen Gestalt entbehrt. Wo aber die Anschauung ein Recht hat, z. B. in der Aesthetik, da wird man sie bei

Hegel so wenig vermissen, daß man vielmehr über die Vielseitigkeit und malerische Schönheit seines auch für die schwierigsten Aufgaben nie versagenden Ausdrucks erstaunen muß. In Allem, was Hegel selbst geschrieben hat, waltet eine echt künstlerische Besonnenheit, die einen für den jedesmaligen Gegenstand nothwendigen specifischen Ton festhält, dessen logische Präcision einen poetischen Zug nicht ausschließt, der sowol das Ganze sprachbildnerisch durchwirkt, als auch in einzelnen originellen Bildern hervorbricht. Selbst die „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie", in der es sich um einen abstracten Gegenstand, um eine Geschichte des Gedankens handelt und die in der Redaction des ehrlichen und treuen, aber, was den Stil angeht, nicht sehr sorgfältigen Herausgebers etwas Schludriges, häuslich Bequemes haben, zeigen doch nicht nur eine seltene Kraft, sich in den abstractesten Regionen mit größter Leichtigkeit zu bewegen, sondern auch eine Fülle intuitiver Wendungen und kerniger Schlagwörter. Es fehlte Hegel nicht an Phantasie, aber er beherrschte sie. Wenn selbst große Männer und Stilisten, wie Wilhelm von Humboldt, Hegel's Darstellung dunkel und verworren fanden, so ist das begreiflich, weil sie ihn nicht studirten. Gewisse Dunkelheiten aber sind von gewissen Problemen unabtrennlich, weil sich bei ihnen die Gegensätze verdoppeln und die Glieder der Reihen, die miteinander in Wechselwirkung treten, zu einer großen Anzahl heranwachsen, wie Jeder, der im Platon und Aristoteles etwas belesen ist, solcher scheinbar verworrenen Stellen sich erinnern wird. Hier wäre nun der Ort gewesen, Schelling's „Philosophie der Mythologie und Offenbarung" und des von ihr verursachten Geräusches zu erwähnen: allein Schwarz übergeht sie gänzlich mit Stillschweigen, was sich nicht rechtfertigen läßt, da sie doch gewiß einen der merkwürdigsten Versuche zur Begründung einer neuen Theologie darbietet.

Es folgt auf Feuerbach die Schilderung von Ruge's religiösem und politischem Radicalismus, der in den „Halleschen" und „Deutschen Jahrbüchern" ein so glänzendes Organ fand. Ruge ist vielleicht das größte aggressive journalistische Talent, das wir Deutsche wenigstens besessen haben. In unerschöpflicher Werdelust begleitete er alle Phasen der Zeit. Eigentliche Arbeit, gründlich eingehende Kritik, war nicht seine Sache, aber die brillante Formulirung einer ihm zusagenden Ansicht, die praktische Wendung eines Urtheils, entzündeten in ihm ein jugendlich-schönes Pathos. War die Hegel'sche Philosophie bis dahin beschuldigt worden, dem Quietismus einer passiven Hingabe an die empirische Wirklichkeit als an die Vernunft zu huldigen, so schlug jetzt die umgekehrte Wendung hervor, den Begriff der Vernunft als der seinsollenden Wirklichkeit zum Princip einer praktischen Unruhe zu machen, die durch den Bauer'-

schen Fanatismus der sich selbst verschlingenden Kritik ein schnelles Ende erreichte. Nach dem Untergang der Jahrbücher verließ Ruge Deutschland, sich dem französischen Socialismus anzuvertrauen, dessen beschränkte und in den Materialismus herunterziehende Tendenzen jedoch einen so feingebildeten, im Innersten idealischen Geist, wie Ruge, nicht lange beschäftigen und täuschen konnten, wie er in seinem interessanten Buch: „Zwei Jahre in Paris", selbst erzählt hat. Bei Ruge und den von ihm redigirten Jahrbüchern hätte Schwarz, wie wir glauben, Leo's Schrift von den Hegelingen erwähnen müssen, in denen er dieselben des Atheismus, der Mythologie, der Religion des Diesseits und der Heuchelei aus Feigheit beschuldigte, hiermit einen Sturm von Broschüren und Journalartikeln hervorrief und unter den Hegelianern die Sonderung bewirkte, in deren Folge die Jahrbücher im Besitz der radicalen Jung-Hegelianer verblieben. Daß Leo mit seinem Anklagecodex, der seitdem unzählige male gegen den Hegelianismus wiederholt worden, eine Fraction desselben, die der berliner sogenannten Freien, wirklich treffend gezeichnet hatte, wird man wol nicht mehr in Abrede stellen und nur den Vorwurf der Heuchelei ausnehmen, da im Gegentheil ihre Parrhesie bis zur Frechheit ausartete. Der berliner Nihilismus, der in Max Stirner's Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum", 1845 culminirte, verachtete die sittlichen Elemente in Strauß' Humanismus und Feuerbach's Atheismus und verlangte nur noch nach der Anarchie des Individuums. Schwarz fertigt ihn in wenigen Zeilen mit Unwillen ab: allein für die Geschichte der Theologie wäre es wol nicht unwichtig gewesen, die Sophistik dieses wüsten Radicalismus, wie sie in literarischen Orgien sich tummelte, etwas genauer zu beleuchten. Es wäre dadurch auch Gelegenheit geboten, die edlere Gestalt Bruno Bauer's von der kolossal cynischen seines Bruders Edgar Bauer zu scheiden, dessen Geschichtserzählung seines Transports aus der berliner Stadtvoigtei nach der Festung Magdeburg in Wigand's „Epigonen" das pseudo-genial-frivolste Product ist, was dieser Kreis in seiner ekelhaften Witzelei erzeugte. Der naturwissenschaftliche Materialismus, an welchen Schwarz hier erinnert, kam damals noch nicht in Flor. Humboldt's „Kosmos", an dessen Popularisirung er sich anhing, erschien zwar schon im Frühjahr 1846, allein bis 1848 waltete die social-politische Agitation vor. Erst nach dem Sturz der Revolution, in der Ernüchterung von allen chimärischen Illusionen, in der politischen Blasirtheit, in der Abkehr von der Geschichte, ermuthigte er sich schrittweise bis zur Absolutirung von Kraft und Stoff. Feuerbach hatte nur den Uebergang dazu gemacht. Im Zusammenhang mit dieser Reduction aller Ideale auf eine blinde Zusammenwürfelung der Atome, wie Vogt sich ausdrückte, steht auch die Hinneigung zum Pessimismus und zur Atheologie Schopenhauer's, der

von Schwarz ebenfalls übergangen wird und doch den Theologen soviel zu bedenken gibt.

Der Auflösungstheologie stellt Schwarz die Vermittelungstheologie gegenüber. Er rechnet dahin Ullmann's Irenik; Liebner, Lange und Martensen als die Epigonen der speculativen Theologie; die Theosophie Rothe's; die speculative Theologie von Fichte, von Weiße; die Schleiermacher'sche Schule von Jonas, Sydow, Eltester, Pischon, Schweder, Schweizer, Schneckenburger; ferner die Doctrinäre der Union: Nitzsch, Müller, Sack, Lücke, Dorner, Schenkel und Andere. Er führt die Entwickelung bis zur „Protestantischen Kirchen-Zeitung", die 1854 von Krause für die unirte Kirche gestiftet ward. Vermittelung ist ein sehr allgemeiner Begriff. Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie, Leben und Wissenschaft, Kirche und Staat, Confession und Confession, Gemeinderecht und Consistorialregierung, Idealismus und Materialismus, hierarchischer Zwang und autonomer Individualismus, sind jetzt, wie immer, die Extreme, um deren Vermittelung es sich hier handelt. Es wäre daher zu wünschen gewesen, daß der Verfasser die gegenwärtige Physiognomie dieser Extreme schärfer bestimmt und damit die Gruppen noch charakteristischer gesondert hätte, als es in seinen Versuchen geschehen ist. Im Ganzen leitet ihn der Gedanke der Union, deren Herabsetzung von einer ethisch-dogmatischen zu einer nur kirchenregimentlichen, von hier zu einer Bekenntnißunion und von dieser zu einer Consensusunion er mit Antheil verfolgt. Von den Theologen stellt er Rothe, von den Philosophen Fichte am höchsten. Die Charakteristik Rothe's halten wir für einen der Glanzpunkte des Buchs. Sie weist nach, daß dieser Theologe, der also im Augenblick auf der obersten Staffel wissenschaftlicher Bildung steht, an den kirchlich-dogmatischen Maßstab gehalten, ein Häretiker und, in der Eschatologie namentlich, ein unverhohlener Anhänger der abenteuerlichen Mystik Oetinger's ist. Die Bemühungen von Fichte und Weiße um eine theistische Theologie wollen wir mit Schwarz gern anerkennen. In Dem, was diese unablässig mit ernster Gesinnung thätigen Männer gegen den kirchlichen Lehrbegriff wie gegen den Pantheismus in der Lehre von der Trinität, von der Schöpfung, von der Gnade, von der Person Christi u. s. w. Negatives einzuwenden haben, sind sie ziemlich klar. Was sie selbst dagegen Positives an die Stelle setzen wollen, scheint uns noch vielfach problematisch und die Foderungen eines einheitlichen Lehrbegriffs keineswegs befriedigend. Als Weiße's vorzüglichstes Werk betrachte ich hier seine musterhafte Schrift: „Die Christologie Luther's und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie, zur dogmatischen Begründung der Union" (1852) und ich kann nur bedauern, daß Schwarz sie gänzlich ignorirt. Neben Fichte und Weiße hätten hier wol noch Ulrici, Wirth, Fischer und Carriere ge-

nannt werden müssen, als welche mit ihnen ziemlich denselben Standpunkt einnehmen. Die Literatur ist allerdings sehr weitläufig geworden und eine tiefer eingehende Gründlichkeit ist eigentlich unplacirt, wo nur eine elegante für das größere Publicum berechnete Darstellung gegeben werden soll. Allein gerade das Talent, was Schwarz für das literarische Porträt zeigt, läßt uns ungern so Vieles vermissen, was die Vollständigkeit der Erscheinungen, um die es sich handelt, vermehrt und jenem Zwecke doch nicht widersprochen hätte, sobald nur die allgemeine Organisation historischer gehalten wäre.

Das letzte Capitel des dritten Buchs hat Schwarz die Repristinationstheologie überschrieben. Es verläßt eigentlich die Geschichte der wissenschaftlichen Theologie und geht in eine Geschichte der letztjährigen kirchlichen Streitigkeiten über, inwiefern sie einerseits mit den Bestrebungen für die Union der protestantischen Confessionen, andererseits mit den Sympathien einiger der confessionellen Ausartungen des Protestantismus für den Katholicismus zusammenhängen. Die Erzählung behauptet auch hier im Ausdruck ihre Frische, entbehrt aber eines chronologischen Pragmatismus und wird durch ihre Lockerheit zu großen Auslassungen verleitet. Wir können es schlechterdings nicht entschuldigen, wenn Schwarz die deutschkatholische und die freigemeindliche Bewegung mit einigen vornehmen Worten als eine Bewegung der Massen abfertigt. Haben sie auch keine sonderlichen Resultate abgeworfen, so sind sie doch als Symptome vorhandener Bedürfnisse in Lehre und Cultus keineswegs in dem Grade unbedeutend, als man sie wegen der Schwäche einiger ihrer Führer und wegen der Unklarheit und Prätension, womit sie sich oft äußerten, zu schildern versucht. Ein Franzose, Taillandier, der, wie Schwarz, die Geschichte unserer neuesten Theologie in ihrem Zusammenhang mit der Philosophie, aber auch mit der Politik, 1853 in seinen „Études sur la révolution en Allemagne", erzählt hat, kann uns belehren, daß selbst den katholischen Franzosen dieser ganze Proceß gar nicht so unwichtig erschienen ist. Hätte Schwarz dies in Deutschland, wie es scheint, zu unbekannt gebliebene merkwürdige Buch gekannt, würde er sich vielleicht in seiner Organisation des Stoffs sehr gefördert gesehen haben. Er würde durch ein etwas näheres Eingehen auf jene Massenbewegung von Ronge, Czersky, Dowiat, Uhlich, Rupp, Wislicenus, Baltzer und Andern, wie Taillandier es vorbereitet hat, den richtigen Untergrund zur Reaction des confessionellen Particularismus gewonnen haben, der seinen Besitzstand bedroht sah und eben deshalb sein Recht geltend machte. Schwarz bemerkt selbst, daß die juridische Auffassung der Religion auf diesem Standpunkt vorherrsche, und daß sie es sei, welche den Protestantismus hier so oft und so plötzlich dem Katholicismus nähere. Jemehr der Protestantismus von der Idee der Union ab-

fällt und, statt einer Entwickelung der Einheit in einer freien Mannichfaltigkeit, sich in die enge Ausschließlichkeit eines sterilen Confessionalismus verliert, der mit knechtischer Unterwerfung unter die abstracte Reproduction einer abgestorbenen Vergangenheit auf eine Fortbildung der Kirche Verzicht leistet, umsomehr muß er in dem Katholicismus das Ideal einer Einheit und Reinheit der Lehre, einer unmittelbaren Heiligkeit des Buchstabens, des Amtes und Sacraments sowie der Gewalt einer Kirchenzucht finden, wie sie im Protestantismus unmöglich sind, falls er nämlich Protestantismus bleiben und das Kleinod evangelischer Glaubens- und Gewissensfreiheit bewahren will. Wie es Schwarz möglich gewesen ist, bei seiner Geschichte der Union sich nicht auf die so unendlich wichtige Generalsynode von Berlin 1846 einzulassen, ist uns ein Räthsel. Sie war eine große That Eichhorn's, die leider, wie so Vieles aus jenen Tagen, mitten im fröhlichsten und gedeihlichsten Fortgang zur Ruine gemacht ward. Wäre sie durchgeführt, so hätte sie nicht nur die sporadischen Massenbewegungen organisch absorbirt, sondern sie hätte auch unmöglich gemacht, daß der phantastische Irvingianismus sich bei uns einbürgerte. Schwarz beschränkt sich im Grunde auf einige Angaben über die Geschichte des Neu- und Hyperlutherthums und auf einige Betrachtungen über die katholisirenden Regungen desselben in der Lehre von der Kirche, vom Bekenntniß des Glaubens, von der Macht des Amtes, von der Gewalt der Sacramente, wie sie bei Vilmar, Kahnis, Kliefoth und Andern vorkommen. Die Versicherung, mit der reinen Lehre der Kirche übereinzustimmen, die specifische Kraft der Priesterweihe, die tägliche Fürbitte des Geistlichen am Kirchenaltar für die Gemeinde, der einsame Genuß des Abendmahls für den Geistlichen am Schluß jedes Gottesdienstes, auch wenn keine Communion stattfindet, die Zurückdrängung der Predigt und das Hervorheben der liturgischen Andachten, alles Das sind Ueberleitungen zum Aberglauben des Katholicismus an das opus operatum und an die magische, einem Dinge, einer Person oder Handlung inwohnende Kraft. Im Katholicismus existirt dieser Aberglaube als ein offenes, organisches System, dessen ästhetische Vollendung so groß ist, daß wir uns gar nicht wundern, wenn Protestanten, sobald sie erst auf jene Misform und Halbheit eines katholisirenden Protestantismus verfallen sind, nach einiger Zeit lieber zum Katholicismus selbst übertreten, der die gebrochene Sehnsüchtigkeit durch seine Romantik gründlicher zu befriedigen vermag als jene armselige Gedrücktheit eines entmannten Protestantismus, dem die wahre Bedeutung der Kraft des allein rechtfertigenden Glaubens abhanden gekommen ist. Schwarz weist nach, wie dieses verstandeskahle, auf den Buchstaben des Rechts pochende Kirchenthum sich auf Luther's Worte insofern umsonst berufe, als derselbe in den verschiedenen Perioden seines Lebens

sich äußerst ungleich ausgelassen habe. Die begeisterte Ueberzeugung und die reine Gesinnung des Verfassers erheben sich hier und in seiner schönen Schlußbetrachtung zu einer hinreißenden Beredtsamkeit und wir stimmen ihm in den Postulaten zur Versöhnung der uns gegenwärtig entzweienden Gegensätze nicht nur von Herzen bei, sondern hegen auch zu dem in der Menschheit waltenden und ihre Geschicke leitenden Geiste Gottes das Vertrauen, daß selbst die heutigen Zustände und Menschen mehr für den Fortschritt zur Verwirklichung des Reichs Gottes thun, als wir zu übersehen vermögen.

Literatur und Kunst.

Biographie.

Bei Decker in Berlin erschien soeben „Prinz Wilhelm von Preußen in den Kriegen seiner Zeit. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Von Dr. Franz Joseph Adolf Schneidawind, Hofrath, Professor der Geschichte am königlich bairischen Lyceum zu Bamberg ꝛc. Mit dem Bildnisse und Facsimile des Prinzen." Prinz Wilhelm, geboren 1783, gestorben 1851, war der dritte Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. Sowol er wie seine Gemahlin Maria Anna oder, wie sie vom Volksmunde gewöhnlich genannt ward, Prinzessin Marianne, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg (sie ist die Mutter der regierenden Königin von Baiern), gehörten lange Jahre hindurch zu den beliebtesten und volksthümlichsten Persönlichkeiten des preußischen Hofes; während Beide gleichsam wetteiferten an Patriotismus und Theilnahme für Literatur, Kunst und jede höhere Bildung, stand der Prinz außerdem in dem wohlerworbenen Ruf, einer der tapfersten und geschicktesten Cavalerieanführer der preußischen Armee zu sein und diese Eigenschaften auf zahlreichen Schlachtfeldern bewährt zu haben. Schon an der Schlacht von Auerstädt nahm der Prinz, damals 23 Jahre alt, ruhmvollen Antheil; wären alle Abtheilungen der preußischen Armee damals so geschickt geführt gewesen und hätten sie alle solche muthige und tüchtige Männer an der Spitze gehabt wie die Cavaleriebrigade, die Prinz Wilhelm, damals im Range eines Oberstlieutenants, bei dieser Gelegenheit befehligte, der Tag von Auerstädt würde ein anderes Blatt in der preußischen Geschichte einnehmen als er thut. Der Prinz machte drei Angriffe nacheinander auf die französische Division Morand, erst mit einer Abtheilung Blücher'scher Husaren, dann mit einigen Schwadronen Kürassieren, endlich mit den Leibkarabinieren. Aber alle drei Angriffe blieben vergeblich und schon beim zweiten wurde dem Prinzen das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst so schwer verwundet, daß er, noch bevor der dritte Angriff entschieden war, das Schlachtfeld verlassen mußte. Mit welcher Begeisterung er auch nach dem unglücklichen Frieden von Tilsit an der preußischen und deutschen Sache festhielt und zu welchen Aufopferungen er damals bereit war, ist aus den neuerdings veröffentlichten Biographien von Stein ꝛc. be-

kannt; um eine Herabsetzung der von Napoleon gefoderten unerschwinglichen Kriegscontribution zu erlangen, war der Prinz erbötig, sich dem französischen Gewalthaber persönlich als Geißel zu stellen. Der Feldzug von 1813 bot ihm erwünschte Gelegenheit, die Schmach von Jena und Auerstädt zu rächen; er befand sich als Befehlshaber der Reservecavalerie bei der Blücher'schen Armee und nahm an den vorzüglichsten Waffenthaten derselben theil. Ebenso 1815 an der Schlacht von Belle-Alliance, wo er wiederum die Reservecavalerie des Blücher'schen Armeecorps befehligte, sodaß also alle großen Schlachtfelder der Befreiungskriege, von der Schlacht von Lützen angefangen, den Namen des Prinzen aufzuweisen haben. Auch nach Wiederherstellung des Friedens behauptete Prinz Wilhelm sich unverändert in der Verehrung und Liebe des Volks; als im Jahre 1830 nach Ausbruch der Julirevolution die Lage der Rheinprovinz einige Augenblicke bedenklich erschien, wußte Friedrich Wilhelm III. ihr kein besseres Unterpfand seines Wohlwollens zu ertheilen, als indem er seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Generalgouverneur von Westfalen und Rheinland ernannte und auch die unruhvollsten und sturmbewegtesten Zeiten der Jahre 1848 und 1849 vermochten nicht, das Band gegenseitiger Achtung und Zuneigung zu erschüttern, welches den Prinzen mit der Nation verknüpfte. Daß es der Mühe werth war, die Lebensgeschichte eines so hervorragenden, durch Eigenschaften des Geistes und Herzens in so hohem Grade ausgezeichneten Fürsten zu schreiben, wird Niemand in Abrede stellen und auch wir thun es nicht; wol aber müssen wir unser Bedauern darüber aussprechen, daß Prinz Wilhelm keinen befähigtern Biographen gefunden als den Verfasser der vorliegenden Schrift. Hr. Schneidawind hat schon mehrfache Proben davon gegeben, daß er seine historische und kriegswissenschaftliche Schriftstellerei mehr als Industrie betreibt denn als wissenschaftlichen Beruf. Das vorliegende Buch vermehrt die Anzahl dieser Beweisstücke. Es ist ein mit leidlichem Fleiß und äußerlicher Geschicklichkeit gemachter Auszug aus verschiedenen allbekannten und allgemein zugänglichen kriegsgeschichtlichen Werken und Memoiren über die Zeit der Befreiungskriege, aus denen uns hier eine Reihe ganz interessanter und lesbarer Schlachtgemälde vorgeführt wird; von Dem aber, was das Buch sein will und soll, nämlich von einem Lebensbild des Prinzen Wilhelm, dessen Namen es doch an der Stirn führt, findet sich darin kaum eine Spur. Allerdings hat der Verfasser sorgfältig alle Schlachten und Gefechte excerpirt, an denen der Prinz theilgenommen und auch die dazwischenliegenden politischen Ereignisse und kriegerischen Bewegungen werden mit einer Ausführlichkeit geschildert, die sogar kein Bedenken trägt, die allbekanntesten Dinge, die in jedem Geschichtsbuch stehen, des Breitesten zu wiederholen. Das ist aber auch Alles und vergebens sehen wir uns nach irgendwelchen Notizen um über das Privatleben des Prinzen, über seine politische Thätigkeit, seine wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen rc. Wie dürftig das Buch in dieser Hinsicht ist, kann man schon aus dem äußerlichen Umstand sehen, daß die ganze Geschichte des Prinzen von seiner Geburt bis zum Ausbruch des Krieges 1806 mit Einleitung und Allem wenig über zwei Seiten beträgt; die spätere Geschichte nach der Schlacht von Belle-Alliance fehlt ganz und auch von jenem obenerwähnten so höchst edeln und charakteristischen Anerbieten des Prinzen weiß der Verfasser offenbar nichts, wenigstens thut er desselben mit keiner

Silbe Erwähnung (S. 62). Sollte der Verfasser sich aber damit rechtfertigen wollen, daß es eben nur seine Absicht gewesen, die militärische Thätigkeit des Prinzen zu zeichnen, so müssen wir diese Absicht selbst für verfehlt erklären. Trotz seiner Tapferkeit und militärischen Tüchtigkeit, ja trotz der wohlverdienten Lorbern, die sein Andenken schmücken, gehört der Prinz doch nicht zu den großen Heerführern der Befreiungskriege, er hat niemals Gelegenheit gehabt, bedeutende Unternehmungen auf eigene Hand auszuführen, er ist niemals Urheber und Mittelpunkt eines kriegerischen Ereignisses gewesen, sondern er glänzt nur als Held zahlreicher und ruhmvoller Episoden und so bildet auch die Geschichte der Befreiungskriege selbst nur eine Episode in seinem übrigens so denkwürdigen und thatenreichen Leben. Mit demselben Recht oder vielmehr mit demselben Unrecht wie den Prinzen Wilhelm hätte der Verfasser auch noch unzählige andere Generale aus jener Zeit zum Träger seines Buchs machen können, nur daß bei einem minder beliebten und verehrten Namen das Zweckwidrige dieses Verfahrens noch rascher und deutlicher vom Publicum erkannt worden wäre. Kurz, das Ganze ist eine Fabrikarbeit, die den Namen des Prinzen Wilhelm mit Unrecht zur Schau trägt. Die Biographie dieses tapfern und liebenswürdigen Prinzen aber bleibt noch zu schreiben; möge sie in die richtigen Hände fallen und möge dann dabei auch die Gemahlin des Prinzen, die Prinzessin Marianne, die echt deutsche Frau, nicht übersehen werden. Schließlich noch ein Wort über den Stil des Buchs. Derselbe ist, wie es nicht wol anders sein kann bei einem Werk, das gleich dem vorliegenden ein bloßes Mosaik aus den verschiedenartigsten, meist wörtlich angeführten Schriftstellern ist, außerordentlich ungleich. Aber auch das Wenige, was der Hr. Verfasser selbständig hinzugesetzt hat, unterliegt demselben Vorwurf; auch hier ist die Darstellung sehr ungleich, bald erhaben bis zum Schwülstigen, bald platt bis zum Trivialen. So z. B. findet sich in der Vorrede wörtlich folgender Satz, dessen Entzifferung wir andern scharfsinnigern Interpreten überlassen müssen — Davus sum, non Oedipus (S. VII): „Andere werden, vielleicht glücklicher, das Bild vollenden, aber gewiß Keiner mit größerer Liebe, als ich, der, dessen Beruf es ist, jedes Volk und jedes hervortretende Individuum und in dem Leben jedes einzelnen Individuums das Walten der Gottheit näher zu beschauen, das Benehmen des Prinzen Wilhelm von Preußen in Gefahr des Thrones und des Vaterlandes, in dem Gewühle der entscheidendsten Schlachten und in dem Irrsale politischer Windungen und Wendungen mit Ehrfurcht betrachtet, mich an Ihn (?!) erfreut habe, und mich mit einer magischen Gewalt an Ihn gezogen fühlte, als ich Ihn im Schlosse Aschaffenburgs zu schauen das Glück gehabt hatte.“ S. 51 wird der obenerwähnte Reiterangriff unter Prinz Wilhelm in der Schlacht von Auerstädt geschildert: „Prinz Wilhelm ... warf sich, wie ein Sturmwirbel, der auf dem Meere plötzlich ein Fahrzeug erfaßt, aufwärts hebt und in Atome zermalmen will, in die französischen Vierecke...“ Wir zweifeln, daß das historischer oder gar kriegswissenschaftlicher Stil ist. Die Ausstattung ist, wie wir es aus der Decker'schen Officin gewohnt sind, ungemein elegant; doch könnte der Druck correcter sein, besonders in den Namen. So z. B. findet sich S. 80 fg. consequent „Fr. Kölln“ statt Fr. Kölle gedruckt und dgl. mehr. Fkg.

Culturgeschichte.

Karl Seifert, den Freunden der deutschen Sagengeschichten sowie überhaupt der Literatur- und Culturgeschichte des Mittelalters bereits durch seine „Sagen ꝛc. aus Stadt und Stift Hildesheim" und andere kleinere Schriften vortheilhaft bekannt, hat unter dem Titel „Altdeutscher Studentenspiegel" einen Beitrag zur Geschichte der deutschen Universitäten geliefert, der gerade in diesem Augenblick, angesichts der bekannten heidelberger Vorgänge, von doppeltem Interesse ist Die Abhandlung erschien zuerst als Journalartikel in dem „Bremer Sonntagsblatt"; der hier vorliegende besondere Abdruck ist durch verschiedene Zusätze vermehrt und macht in dieser Gestalt den Wunsch rege, der Verfasser möchte sich diesem so interessanten und dabei noch immer im Ganzen genommen so vernachlässigten Gegenstande noch ferner widmen. Es ist gewiß eine eigenthümliche, aber wenig erfreuliche Erscheinung, daß Deutschland, nicht blos das an Universitäten reichste Land der Welt, sondern auch das eigentliche Mutterland des Studentenlebens, noch immer keine Geschichte weder der Universitäten als wissenschaftlicher Anstalten, noch des akademischen Lebens im Allgemeinen besitzt, wenigstens keine, die den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft genügt; die ältern Werke von Meiners ꝛc. sind veraltet, was aber Klüpfel, Tholuck, Raumer und Andere neuerdings geliefert haben, sind eben Einzelheiten, die der ordnenden Hand, welche ein Ganzes daraus zusammenstellen wird, noch warten. Die kleine Schrift des Hrn. Seiffart zeigt eine lobenswerthe Belesenheit und ist reich an interessanten und unterhaltenden Zügen; wir wünschen ihr recht viele Leser, namentlich auch unter den Studirenden selbst, damit sie ihren Namen „Studentenspiegel" in doppeltem Sinne wahr mache. R. P.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M.

16. August 1856.

x—x. Daß die Fremdensaison diesmal so lebhaft ist wie nicht seit langen Jahren, bedarf eigentlich kaum der Erwähnung; sie ist es überall. Und wie überall ist sie auch bei uns verhältnißmäßig erst spät eingetreten. Welche Durchlauchtigkeiten und andere „Sommitäten" der vornehmen Welt allnächtlich die Gasthäuser beehren, meldet nicht blos der „Fremden-Anzeiger", sondern seit einigen Tagen auch gewissenhafterweise die „Frankfurter Postzeitung". Außer an den kaiserlichen und königlichen „Passanten" hat sich aber das Publicum am lebhaftesten für die Herzogin von Orléans interessirt, welche von Bad Soden mit ihren Söhnen häufig zur Stadt kam und besonders das Theater öfters besuchte. Der Intendant Benedix erhielt bei ihrer Abreise als Zeichen der Anerkennung einen Brillantring. Aber auch die politische Kannegießerei machte sich mit ihrer Anwesenheit zu schaffen und fabelte in den Zeitungen von einem Orléanistischen Congreß, welcher hier stattgefunden haben sollte. Freilich war Thiers hier, allein von einem Congreß ist schwerlich die Rede gewesen. Indessen scheint allerdings das Napoleon'sche Cabinet während jener Zeit unser neutrales Frankfurt mit einer besondern Aufmerksamkeit beehrt

zu haben. Denn nicht blos die nahe Mündigkeit des Grafen von Paris mit allen damit zusammenhängenden Umständen, sondern auch der Gesundheitszustand des Kaisers Napoleon sollen in Paris die Thronfolge- oder, wenn Sie wollen, die Prätendenzbedenken gegenwärtig mehr als seit Jahren in den Vordergrund gedrängt haben. Dabei fällt mir ein, daß gestern der kaiserliche Namenstag, der 48., im festlich geschmückten Dome mit einem Hochamt und Tedeum begangen wurde, obgleich der Gesandte nicht hier anwesend ist. Die „Postzeitung" bemerkt dazu: „Das diplomatische Corps war bei der Ceremonie nicht vertreten."

Diese Vertretung wäre auch nur sehr spärlich möglich gewesen, wenn beabsichtigt. Denn die Bundestagsferien, am 2. August begonnen, haben fast die gesammte Diplomatie sich zerstreuen lassen und enden diesmal erst am 30. October. Während dieser elf Wochen kommt also die holstein-lauenburgische Domänenfrage sicherlich nicht vor das Forum des deutschen Centralorgans und daß die Telegraphen-Nachdrucksangelegenheit, die ein so bedeutender Schritt zur Hebung der deutschen Preßzustände gewesen sein würde, wol für immer beseitigt ist, darf kaum bezweifelt werden. „Eine" und dann „einige Regierungen" — sagen die officiösen Protokollauszüge — haben sich dagegen erklärt, daß den größern Zeitungen ihr wohl- und theuer erworbenes Eigenthum wenigstens für 24 Stunden gegen die Piraterie der kleinen Blätter geschützt werde. Und die kleine Presse, welche früher entsetzlich über Uncollegialität der großen schrie, als dieselbe sich nicht zuerst an ihre Loyalität wendete, sondern den Weg der Petition beim Bunde betrat, ist vollkommen schweigsam über die Frage geworden, seitdem die loyale „Weimarer Zeitung" den praktischen Vorschlag zu pecuniären Vereinbarungen mit der großen Presse über die Benutzung ihrer Originaldepeschen gemacht hat. Zu verwundern ist es nur, daß nach jenem (factisch schon bestehenden) abschläglichen Bescheide des Bundestags — denn für ein Eingehen auf die Petition müßte Stimmeneinhelligkeit vorhanden sein — die große Presse nicht die Frage einer Vereinigung behandelt, um das Plagiat nicht blos an telegraphischen Depeschen, sondern namentlich auch an andern Originalartikeln mindestens moralisch zu brandmarken. Raum für solche praktische Erörterungen wäre in gegenwärtiger „Gurkenzeit" doch wahrlich genug. Wenn aber erst wieder politische Flut eintritt, wo die größern Blätter den Nachtheil der Piraterie empfindlich fühlen, ist es dafür sicherlich zu spät. Dies nur beiläufig!

Was die „politische Gurkenzeit" anbelangt, so macht unsere Republik davon eine Ausnahme. Gestern ist die neue schutzmannschaftliche Organisation der Polizei — vorläufig nicht uniformirt — ins Leben getreten. Vor wenigen Tagen hat der Senat bekannt gemacht, daß die neue Gerichtsorganisation mit nächstem ersten Januar ihre Wirksamkeit beginnt. Vorher hat er das Preßgesetz, welches ziemlich gemildert aus der Legislative hervorging, ebenfalls vollzogen. Mit einer ziemlich umfassenden Amnestie breitet er den Schleier der Vergessenheit über die frankfurter Septembertage des Jahres 1848. Nur dem Proteste der Bürgerrepräsentation sowie der Petition eines großen Theiles der Bürgerschaft gegen die Verbindung der Bahnhöfe längs und in dem Main stellt er einen entschiedenen Abweis entgegen. Am Hafen ist schon mit Einrammung ungeheurer Balken in das Flußbett begonnen; so eifrig arbeitet man, daß selbst die östreichische Garnison und die Nacht

zu Hülfe genommen wird. Den preußischen Soldaten ward es dagegen, wie man hört, vom Commandanten nicht gestattet, an den auch ihnen angebotenen Arbeiten und Nebenverdiensten theilzunehmen. Nach dem schroffen Abweis von Seiten des Senats beharrt nun die Bürgerrepräsentation auf ihrem Protest. Die Kosten des Baus werden sonach auf die laufenden Ausgaben geschlagen und voraussichtlich ein zehn- bis zwölfjähriges Deficit verursachen. Ob dieses später durch die Rente der Bahn gedeckt wird, bleibt vorläufig ebenso zweifelhaft als die Nothwendigkeit der Vergrößerung des Hafens. Denn offenbar muß dessen Verkehr, schon seit Jahrzehnden durch die Abänderung der Verkehrswege und Umwandelung des vorwiegenden Geschäftscharakters von Frankfurt an Wichtigkeit zurückgetreten, umsomehr abnehmen, je einfacher der Transport auf der Bairischen Bahn und von dieser auf die andern Bahnen sich herstellt. Dazu kommt, daß die Heidelberg-Würzburger Bahn in wenigen Jahren der Mainschiffahrt ebenfalls eine starke Concurrenz bietet.

Doch solche Specialitäten interessiren in der Ferne wol nur wenig. Bemerkenswerth für die innern Verhältnisse des frankfurter Staats erscheint jedoch die ganze Angelegenheit insofern, als sie schwerlich ohne Folgen auf die Constellationen der um die Macht ringenden Parteien bleibt. Die Gesetzgebende Versammlung geht in dieser Frage Hand in Hand mit dem Senat, in beiden Körperschaften hat vorzugsweise die sogenannte Gothaer Partei die jetzige Entscheidung festgestellt. Es ist dieselbe Partei der organischen constitutionellen Entwickelung, aus welcher das neue Staatsgrundgesetz, die Trennung der Justiz und Administration, das Preßgesetz, kurz die ganze Verjüngung unsers Staatslebens auf politischem Gebiete hervorging. Diese Resultate stehen vorläufig fest, aber an ihre nothwendigen Consequenzen, an die Lockerung der mittelalterlichen Fesseln des Zunft- und Innungswesens hat man bisher nur mit zager Hand gerührt. Die mindere Uebermacht des Gewerbestandes auf den Senatsbänken, die Gewerbekammer mit industriellen Mitgliedern ꝛc. sind schwache Anfänge. Dennoch haben bereits diese Vorläufer weiterer Consequenzen der politischen Reorganisation genügt, eine starke Opposition des Handwerkerstandes gegen die herrschenden Gothaner zu consolidiren. Demokratische und reactionäre Elemente haben nicht verfehlt, diese sociale Opposition für ihre politischen Zwecke auszubeuten. Bisher haben sie sich bei den Wahlen in die Staatsgewalten in passivem Widerstande gehalten unter dem Vorgeben, das bestehende Wahlgesetz nicht anzuerkennen, in Wahrheit im Gefühl ihrer politischen Ohnmacht. Denn der große Kern des Bürgerthums ist politisch nicht hyperconservativ, noch weniger demokratisch. Nun wird aber die jetzige Entscheidung und Betreibung jener Verbindungsbahn, die Nichtbeachtung des Protestes der Bürgerrepräsentation ꝛc. wie ein Vergewaltigungsact der herrschenden Partei dargestellt, und in so engen Verhältnissen wie die unsern fehlt es auch nicht an Nebendingen, mit denen die Reizung gesteigert werden kann. Die Agitation beginnt frühzeitig genug, um bis zum Termin der Neuwahlen für die Legislative auf eine leidenschaftliche Spitze zu kommen; da sie auf den Seckel des Staates, resp. der Steuerpflichtigen hinweist, hat sie eine feste Basis, auch wurde schon gegen die Gerichtsorganisation — und auch von demokratischer Seite — vornehmlich mit solchen Motiven operirt. So drängt sich die Frage heran:

wird auch künftighin die organisch vorschreitende Partei die Oberhand behalten? Oder werden die kaum festgestellten Organisationen durch die mächtigere Einwirkung rückzügelnder oder überstürzender Elemente im jungen Stamme geknickt werden? Ein lebhafter Kampf steht sicherlich bevor, der Wintersanfang hat ihn zu entscheiden.

Ein anderer Kampf, zwar nicht auf so ernstem Gebiete, doch keineswegs ohne Bedeutung, wächst auch für den Schluß des Theaterjahres in der Generalversammlung der Actionäre heran. Meine Mittheilungen erwähnten schon öfters, wie lebhaft das Theaterinteresse, wie günstig die pecuniären Resultate des reorganisirten Unternehmens, wie glücklich die künstlerischen Gestaltungen namentlich in Herstellung eines ausgezeichneten Ensemble und eines geschickten Repertoire. Dies ist Hrn. Benedix und den mit ihm wirkenden Regisseuren zu danken. Neuerdings soll nun das Comité, oder doch einzelne Mitglieder desselben, seine Machtbefugnisse ungebührlich ausgedehnt, der Intendanz aber, resp. artistischen Direction, nicht die ihr zukommende Verfügung über die Engagements belassen haben. Man spricht davon, einige der Herren hätten auf eigene Faust Engagements abgeschlossen, die überflüssig, Entlassungen erzwungen, die, nach dem ganzen Charakter und Zuschnitt des Instituts ungerechtfertigt, das organische Repertoire und Ensemble aufs äußerste bedrohen. Wir lassen dies dahingestellt sein; gewiß ist, daß unser ausgezeichnet zusammengespieltes Personal mit dem November nach einigen Richtungen hin zerrissen wird und zwar nicht durch den Willen der Mitglieder, sondern durch Kündigung. Dagegen scheint mit Virtuositäten experimentirt werden zu sollen. Der Tenor, Hr. Eppich, wurde bereits mit einer Gage engagirt, welche die gewohnten Sätze unsers Etats weit übersteigt. Dies fand man indessen noch gerechtfertigt, da die Oper in der That einer solchen Stütze bedurfte. Dazu trat jetzt das Engagement des Hrn. Haase mit 500 Fl. Monatsgage und einem ganz exceptionellen dreimonatlichen Urlaub für Gastreisen. Hrn. Haase's neuliche Gastspiele haben allerdings in der Damenwelt Furore gemacht, die Männer dagegen fühlten sich im weitern Verfolge durch die stereotype Blasirtheit und Krankhaftigkeit der Auffassung jedes Charakters, durch die Zustutzung jeder Rolle für diese Neigung, durch die Impietät des Gastes gegen die Integrität classischer Stücke, z. B. Hamlet, Richard III., Philipp in „Don Carlos", sehr bedeutend abgekühlt. Dabei lockerte sich das Ensemble durch die nothwendigen Rücksichten auf Hrn. Haase's Absonderlichkeiten zusehends während seines Gastspiels. Der Vergleich zwischen Aufführungen, in denen er unbeschäftigt war, mit seinen Gastspielstücken drängte dies auch einer minder scharfen Beobachtung auf. Dies wird fortdauern, wenn er engagirt ist; das Repertoire seiner Thätigkeit wird beschränkt bleiben, denn das seinige ist beschränkt, eine Menge älterer Charakterrollen kann er seiner Individualität zufolge gar nicht spielen; ob er aber ein größeres Repertoire erwirbt, ist höchst zweifelhaft, nachdem er die Lösung seiner karlsruher Verhältnisse durch eine Dienstunfähigkeitserklärung herbeigeführt hat. Und für alles Dies so ungeheure Opfer, welche natürlich durch Beschneidung des Gagenetats für zweite Partien eingebracht werden sollen — dies wird einen Hauptpunkt der Anklagen in der Generalversammlung der Actionäre bilden. Hoffen wir, daß das Comité sich durch die That, d. h. durch tüchtige Fortpflege des Ensembleengagements, trotz solcher Experi-

mente, zu rechtfertigen weiß. Hoffen wir vor allem, daß uns Hr. Benedix als wirklicher, nicht blos als nomineller Oberleiter auch der artistischen Theile des unter ihm in so kurzer Zeit so schön erblühten Theaters erhalten bleibe.

Aus Berlin.

22. August 1856.

NO. Wie gut ist es doch für alle Theile, für Sie, für mich und vor allem für Ihre Leser, daß das „Deutsche Museum“ eine Wochenschrift ist und kein Tageblatt und daß also auch Ihre Correspondenten nicht nöthig haben, auf jede auftauchende Neuigkeit, ja jeden Schatten einer Neuigkeit loszufahren, wie der Falke auf seine Beute, blos um die unersättlichen Spalten zu füllen! Mit wahrer Schadenfreude habe ich in diesen Wochen das Treiben meiner Collegen von der Feder beobachtet, wie sie seufzend umherschlichen und Einer den Andern fragten und beschworen bei allen Göttern, ob denn nur gar nichts passiren wolle, was etwa im Stande wäre, einen passabeln Correspondenzartikel abzugeben — und wie sie dann gesenkten Haupts sich in die Einsamkeit zurückzogen und, in Ermangelung anderer solider Waare, Enten aufsteigen ließen. In der That, es waren harte Wochen, die wir hier durchgemacht haben, nicht blos wegen der afrikanischen Hitze, die uns einige Zeit hindurch geröstet und die in unsern langen breiten schattenlosen Straßen doppelt unerträglich war, sondern vor allem wegen der gänzlichen Ereignißlosigkeit, wegen der absoluten Langeweile, die ihre bleiernen Fittige über unsere Stadt gebreitet hielt. Noch nie hat jene Sauregurkenzeit, von der ich Ihnen früher schrieb, solange gedauert wie diesmal; selbst die ältesten Weißbiertrinker erinnern sich nicht einer so anhaltenden Dürre an Neuigkeiten, wie sie seit Monaten bei uns herrscht. Auch die Rückkehr des Hofes, die seit Anfang des Monats erfolgt ist, hat diese sommerliche Stille nur in geringem Grade unterbrochen; die Kaiserin von Rußland hielt sich ungeachtet der Stärkung, welche ihre Gesundheit im Wildbade gefunden haben soll, außerordentlich zurückgezogen und auch die übrigen fürstlichen Gäste, welche unsere Stadt in dieser Zeit in großer Anzahl passirten, wurden im Publicum nur wenig gesehen. Seit vorgestern haben nun die alljährlich stattfindenden Herbstmanöver und Paraden begonnen. Für den echten Berliner, besonders aus dem kleinen Gewerbstand, haben diese militärischen Schauspiele, wiewol sie wie gesagt alljährlich wiederkehren und obwol Berlin auch übrigens bekanntlich an militärischem Pomp keinen Mangel hat, noch immer einen unwiderstehlichen Reiz und es ist ordentlich ergötzlich mit anzusehen, wie der durch Hitze und Langeweile niedergedrückte Spießbürger sich wieder aufrichtet und anfängt zu räsonniren und zu renommiren (und dies Beides sind bekanntlich die Lebenselemente des echten berliner Spießbürgers), seitdem die zu den Uebungen versammelten Regimenter allmorgenlich mit schallender Musik zum Thore hinausziehen, ja seitdem er selbst im Schweiße seines Angesichts wieder auf den Kreuzberg und nach Tempelhof wandern kann, um sich an dem Anblick seiner geliebten Soldaten zu erfreuen.

Wenn nur die preußische Seemacht erst ebenso fest begründet wäre und ebenso beliebt beim Volke wie das Ansehen unserer Truppen! Sie errathen sogleich, was mich zu diesem etwas erzwungenen Uebergange bringt: das

unglückliche Gefecht, das unser Admiral Prinz Adalbert mit der Corvette Danzig an der Küste von Afrika mit den Riffpiraten zu bestehen gehabt und von dem die Kunde Ende voriger Woche hier eintraf. Bei der Armuth an Neuigkeiten, die ich Ihnen vorhin geschildert, können Sie sich leicht vorstellen, welch Aufsehen das Ereigniß hier macht und wie lebhaft es hier besprochen wird; einige Tage lang hörte man kaum etwas Anderes als von dieser Begebenheit und die Riffpiraten, von deren Existenz der Berliner bis dahin weniger wußte als vom Mann im Monde, sind seitdem der Gegenstand des lebhaftesten Interesse und eifriger Nachfragen geworden. Doch ist der ganze Vorfall wol zu ernst, um in diesem scherzenden Tone davon zu sprechen; auch kann ich, ohne der Wahrheit zunahezutreten, nicht verschweigen, daß der Eindruck, den das Ereigniß hier gemacht hat, durchweg ein höchst peinlicher ist. Man gönnt und wünscht unserer jungen Marine alles mögliche Gute, man zweifelt auch nicht im mindesten, daß die preußische Tapferkeit, wird ihr anders die Gelegenheit dazu geboten, sich zur See ebenso ruhmvoll bewähren wird wie zu Lande — allein man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Gelegenheiten minder gewaltsam herbeigeführt und minder unglücklich ausgewählt werden möchten, als es leider in diesem Falle geschehen zu sein scheint. Freilich sind die officiellen Berichte noch erst abzuwarten; soviel indessen scheint schon jetzt festzustehen, daß der Prinz bei seiner plötzlichen kriegerischen Unternehmung mehr dem Instinct seiner Tapferkeit, vielleicht auch gewissen Reminiscenzen des preußischen Soldatenruhms als dem Gebote der Klugheit und Zweckmäßigkeit gefolgt ist. Selbst ein momentaner Sieg gegen dies räuberische Gesindel, das in keiner Art von politischer Ordnung lebt und dessen Unterthanenverhältniß zum Kaiser von Marokko eine leere Redensart ist, hätte nur wenig zu bedeuten gehabt, da den Räubereien selbst, die von diesem barbarischen Stamme völlig als Handwerk, als Lebensberuf getrieben werden, dadurch doch kein Ziel gesetzt worden wäre. Politische oder überhaupt praktische Bedeutung hat auch die erlittene Schlappe nicht: denn wenn einzelne wunderliche Köpfe hier schon von einem Kreuzzug der vereinigten preußischen Flotte gegen Marokko infolge des Vorfalls träumen oder wenn andere, nach meinem Dafürhalten noch wunderlichere Köpfe gar von einem Einschreiten Rußlands und Frankreichs zu Gunsten unserer Marine sprechen, so sind das eben Redensarten, auf die kein vernünftiger Mensch irgend etwas geben kann noch mag. Wol aber erscheint das Ereigniß angethan, das moralische Ansehen, den Ruf und die Achtung der jungen, eben erst im Entstehen begriffenen Schöpfung zu gefährden und diese Gefahr hervorgerufen zu haben und zwar wie es scheint völlig unnöthigerweise, ist eben der Punkt, in Betreff dessen auch Diejenigen eine gewisse peinliche Empfindung nicht unterdrücken können, die übrigens dem Muth, der sowol von dem Führer wie von der Truppe, nachdem sie einmal in die unglückliche Affaire verwickelt waren, bewiesen worden ist, die vollste und herzlichste Anerkennung zollen. Besonders lebhaft wird der Tod des Lieutenant Niesemann beklagt; er war einer der tüchtigsten und hoffnungsvollsten Offiziere unserer jungen Marine, dabei ein liebenswürdiger und trefflicher Mann, der in dem Kreise seiner Freunde noch lange vermißt werden dürfte. Für unsere Zeitungen war das Ereigniß bei alledem eine wahre Wohlthat: sie hatten doch etwas, die leeren Seiten zu füllen und wirklich

haben sie mit unerschütterlicher Geduld Spalte vor Spalte alle Berichte abgedruckt, die bisher darüber bekannt geworden sind, obwol dieselben fast ohne Ausnahme immer nur denselben an sich höchst einfachen Inhalt wiederholen. Daß unsere Presse sich dabei lediglich auf die Rolle des Berichterstatters beschränkt und jedes eigene Urtheil vermeidet, darf Sie nicht Wunder nehmen. In vormärzlicher Zeit wäre dies ganz gewiß nicht geschehen, die Selbstcensur der Furcht aber, welche seit Aufhebung der officiellen Censur bei uns eingetreten, ist viel mächtiger und dabei noch viel vorsichtiger als der Rothstift des angestellten Censors jemals war und so würde man sich schon seit langem in einem schweren Irrthum befinden, wollte man die Stimmung unsers Publicums allein und lediglich aus den hiesigen Zeitungen beurtheilen; vielmehr muß man zu Dem, was sie aussprechen, auch noch immer Das hinzurechnen, was sie verschweigen und nicht selten dürfte dies Letztere der interessantere und wichtigere Posten sein.

Ein anderer Stern der Hoffnung geht unsern stoffhungrigen Zeitungsschreibern in der bevorstehenden Kaiserkrönung zu Moskau auf. Schon jetzt erscheint kaum mehr eine Nummer, die nicht irgendeine darauf bezügliche Notiz enthielte; insbesondere ist die „Neue Preußische Zeitung" unermüdlich, ihren Lesern die Pracht und Herrlichkeit auszumalen, die sich bei dieser Gelegenheit entfalten wird — vermuthlich zum Trost der Strudelwitz und Prudelwitz, die auch gern dabei sein möchten, aber aus triftigen Gründen zu Hause bleiben müssen. Denn sowenig es im Alterthum einem Jeden gestattet war, nach Korinth zu reisen, sowenig ist es heutzutage Jedem gestattet, nach Moskau zur Kaiserkrönung zu reisen und zwar Beides aus demselben Grunde: nämlich weil nicht jeder Beutel dazu angethan ist, die Kosten dieses Aufenthalts zu bestreiten. Der Luxus, den man in Moskau zur Schau tragen wird, soll außerordentlich sein, aber noch lange nicht so außerordentlich wie die Theuerung, oder um es nur gerade herauszusagen, die Prellerei, deren die vortrefflichen Bartrussen von Moskau sich befleißigen und deren erstes und ergiebigstes Opfer natürlich die fremden Gäste sind. Einzelne Züge, die in dieser Hinsicht erzählt werden, übersteigen fast jeden Glauben und erregen in den Zuhörern je nach ihrer Persönlichkeit Entsetzen oder neidische Bewunderung: dies Letztere, wie sich von selbst versteht, blos bei unsern Kaufleuten, Gastwirthen und ähnlichen Gewerbtreibenden, die sich bei dieser Gelegenheit zu ihrem tiefen Bedauern überzeugen müssen, daß eine russische Kaiserkrönung doch noch etwas Anderes als etwa ein berliner Wollmarkt. Nun, sie können sich trösten, unsere Bartrussen an der Spree, sie haben ihr Schäfchen ebenfalls geschoren, ja man könnte sagen, sie haben die Sahne oben abgeschöpft und von jedem Rubel, der in Moskau springen wird, ihren Kopeken zum voraus erhoben. Bei weitem die Mehrzahl der Fremden, die in diesem Augenblick aus allen Enden Europas gen Moskau wallfahrten, nehmen ihren Weg über Berlin, wo es denn noch immer allerhand nachträgliche Einkäufe und Anschaffungen zu besorgen gibt und auch die zahlreichen russischen Familien, die auf Veranlassung der Krönung nach Rußland zurückströmen, verfehlen selten, ihre Vorräthe von Luxusartikeln und Kostbarkeiten hier noch zu vervollständigen. Unsere Kaufleute, sowie namentlich unsere Hôtelbesitzer haben eine gesegnete Ernte gehalten; es war eine wahre Völkerwanderung, die in den letzten Wochen hier durchging, Alles nach Rußland, gleich als

sollte das alte N. N. N. N. auf einmal ausgelöscht werden. Besonders zahlreich waren darunter die deutschen Fürsten und Fürstensöhne vertreten; wenn Alexander II. auf dem Kreml zu Moskau die Scharen seiner Freunde und Anhänger mustert, werden die deutschen Dynastien ohne Widerspruch in der ersten Reihe stehen.

Bis dahin denn also, daß dieses große Ereigniß in Scene gesetzt wird und daß, ähnlich den Krönungsmünzen, die man unter das Volk zu vertheilen pflegt, ein Strom russischer Krönungsneuigkeiten unsere dürren Blätter erfrischt, nähren dieselben sich auf gut Berlinisch von großem und kleinem Skandal, eine Waare, an der es ja bekanntermaßen hier niemals mangelt. Besonders ergiebig sind auch diesmal wieder die Wucher- und Wechselgeschichten; es wäre dringend zu wünschen, daß die von unserm Handelsminister mehrfach beantragte und eben jetzt wieder, wie man hört, in Anregung gebrachte Aufhebung der Wuchergesetze endlich durchgesetzt würde, indem dies nach dem Urtheil aller Sachverständigen der einzige Weg ist, einem Treiben ein Ende zu machen, das ja doch aller gesetzlichen Verbote spottet und je länger je verderblicher wird. Am meisten sollen die Offiziere der Garnison unter den jetzigen Verhältnissen zu leiden haben; eine Anzahl von plötzlichen Dienstentlassungen, die kürzlich stattgefunden, soll ihren Grund in nichts Anderm haben als in den finanziellen Verwickelungen, in welche die betreffenden Persönlichkeiten durch unsere Wucherer gebracht worden sind und die endlich eine Höhe erreichten, deren Consequenzen sich als unvereinbar mit der militärischen Ehre darstellten. Selbst ein fürstlicher Name, unserm königlichen Hause nahe verwandt, wird in dieser Beziehung genannt. Thatsache ist, daß Herzog Wilhelm von Mecklenburg, ein Neffe unsers Königs, den preußischen Militärdienst plötzlich verlassen und sich unter Zurücklassung ziemlich ungeregelter Verhältnisse nach Rußland begeben hat. Es ist dies derselbe Herzog Wilhelm von Mecklenburg, dessen Name vor einigen Monaten bei Gelegenheit eines gegen den bekannten Dr. Vehse anhängig gemachten Verleumdungsprocesses so vielfach genannt ward und auch in der bekannten Angelegenheit des Jockeyclubs, die dann zu der unglücklichen Hinckeldey'schen Katastrophe führte, spielte derselbe Name eine Hauptrolle.

Was diese Katastrophe selbst betrifft, so hat dieselbe durch die Verurtheilung des Hrn. von Rochow und seiner Secundanten endlich ihren Abschluß gefunden. Hr. von Rochow befindet sich in der That, wie die Zeitungen schon vor einigen Wochen gerüchtweise meldeten, auf der Citadelle zu Magdeburg, um daselbst einen fünf- oder wie Andere wollen nur vierjährigen Arrest abzubüßen und auch seine Secundanten sind, wie eben zufällig bekannt wird, zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden. Im Ganzen hat es ein großes und wie mich dünkt nicht ungegründetes Befremden erregt, daß der richterliche Ausgang eines Ereignisses, das nun einmal eine solche man darf ohne Uebertreibung sagen europäische Oeffentlichkeit erlangt und so tief in unsere öffentlichen Verhältnisse eingegriffen hatte, so ganz in aller Stille zu Ende geführt worden ist; war auch die Oeffentlichkeit der Verhandlung durch die vorschriftmäßigen Formen des Kriegsgerichts ausgeschlossen, so hätte es doch, meint man, im Interesse aller Betheiligten, ja im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit selbst gelegen, den Hergang des unglücklichen Ereignisses nachträglich in actenmäßiger Vollständigkeit zu veröffentlichen und

dadurch Gerüchten den Boden zu nehmen, die um so schädlicher sind, je tiefer das Dunkel, in welchem sie schleichen. Auch steht dieser lautlose, um nicht zu sagen geheimnißvolle Ausgang nur in schlechtem Einklang mit der schrankenlosen Oeffentlichkeit, die man dem Ereigniß anfangs gab und die wenigstens im ersten Augenblick von oben herab sichtlich begünstigt ward; es fehlt nicht an Stimmen, welche aus diesem Umstand den Schluß ziehen, daß in entscheidenden Regionen Veränderungen und Umstimmungen vor sich gegangen, die dem Andenken des Hrn. von Hinckeldey nicht günstig und daß die Gegner, die, solange er lebte, seiner nicht mächtig werden konnten, nach seinem Tode nur um so glücklicher gewesen sind.

Und richtig ist es allerdings, daß die „kleine aber mächtige“ Partei sich wohler fühlt als seit langem. Natürlich mit allem Grund: wie es ja überhaupt ein Vorzug dieser Partei ist, den selbst ihre Gegner anerkennen müssen, daß sie nichts ohne bestimmten Grund und klar erkannte praktische Absicht thut. Als ein Zeichen der gesicherten Position, in welcher die genannte Partei sich befindet, wird es betrachtet, daß Hr. Wagener, der bekannte frühere Redacteur der Kreuzzeitung und jetziges Mitglied der Zweiten Kammer, vom König mit dem Hohenzollernorden begnadigt worden ist. Darf man dem Gerücht trauen, so wäre dies nur die Einleitung zu einer noch größern Auszeichnung; es heißt nämlich, Hr. Wagener werde demnächst in den Adelstand erhoben werden, vermuthlich mit Rücksicht auf den Grundbesitz, den seine Anhänger und Verehrer ihm vor einiger Zeit zum Geschenk machten und der, in Hinterpommern belegen, den ominösen Namen Dummerwitz führt. Auch in Hrn. von Hinckeldey's Nachfolger, Hrn. von Zedlitz-Neukirch, soll die mehrgedachte Partei ein willfähriges Organ gefunden haben. Namentlich wird die von ihm mit großem Eifer betriebene Aufhebung der öffentlichen Häuser in diesem Sinne gedeutet. Der Gegenstand ist zu widerwärtig, um hier dabei zu verweilen; doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Versuch, der eben jetzt wieder unter den Auspicien des Hrn. von Zedlitz gemacht wird, nämlich die öffentlichen Häuser vollständig auszurotten, sowie überhaupt der öffentlichen Liederlichkeit jede Art polizeilichen Schutzes, aber damit auch sie selbst jeder polizeilichen Controle zu entziehen, schon zu wiederholtenmalen bei uns gemacht worden ist, zuletzt noch und mit großem Geräusch bald nach der Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs, daß aber die Erfahrung bisjetzt noch jedesmal das Zweckwidrige und Nachtheilige eines solchen radicalen Verfahrens dargethan hat. Von einer principiellen Vertheidigung oder Rechtfertigung der in Rede stehenden Anstalten kann dabei natürlich keine Rede sein; aber die Schärfe der Principien läßt sich auf die Praxis des Lebens überhaupt nicht durchweg anwenden und nachdem man Berlin einmal zu einer europäischen Großstadt gemacht hat und noch in diesem Augenblick seinen Stolz darein setzt, es immermehr dazu zu machen, so muß man nun auch die unvermeidlichen Schattenseiten, die mit dem genußsüchtigen Treiben einer großen Stadt verbunden sind, in den Kauf nehmen. Ist das aber richtig und müssen selbst die enragirtesten Anhänger der neuen in der Ausführung begriffenen Maßregel zugestehen, daß mit den Stätten der Sünde die Sünde selbst nicht entfernt wird, so dünkt es mich doch ein gar nicht wegzuleugnender Vorzug, der Staat behält sich über Das, was er nun einmal nicht hindern kann, wenigstens eine gewisse Controle, eine ge-

wisse Mitwissenschaft offen, durch die, wenn nicht das Uebel selbst, doch wenigstens die schädlichen Folgen desselben nach Möglichkeit beschränkt werden. Im Uebrigen hat unser neuer Polizeipräsident sich beim Publicum ziemlich beliebt gemacht; man rühmt ihn als zugänglich, leutselig und höflich und überzeugt sich somit allmälig, daß Jemand ein guter und thätiger Polizeipräsident sein kann, auch ohne die heftigen und barschen Manieren, die Hr. von Hinckeldey zur Schau zu tragen liebte. Einen besonders angenehmen Eindruck hat es gemacht, daß Hr. von Zedlitz bemüht ist, die Polizei mehr und mehr jenes militärischen Charakters zu entkleiden, den sein Vorgänger ihr, gewiß nicht zum Vortheil des Instituts, aufgedrückt hatte. Denn abgesehen von der vielen müßigen Spielerei, die dabei mit unterlief und der vielen unnöthigen Last, welche den Betheiligten selbst daraus erwuchs, war dadurch auch in unsere Schutzmannschaften (und um diese handelt es sich dabei vornehmlich) eine Art militärischen Selbstgefühls und eine Geringschätzung des Bürgerstandes gekommen, die ganz an das berüchtigte „Zaruck“ unserer vormärzlichen Gendarmen erinnerte und die jedenfalls mit den Foderungen, die Staat wie Publicum heutzutage an die Polizei richten, in schwer zu lösendem Widerspruch stand.

Unsere Theater haben die stille Zeit redlich mitgemacht. Die Königliche Bühne war, wie Sie sich erinnern, längere Zeit gänzlich geschlossen; dann fing zuerst wieder das Ballet seine Vorstellungen an und seit einigen Wochen werden auch wieder Opern aufgeführt. Doch wurde Alles, Ballet wie Opern, mit großer Lässigkeit getrieben, namentlich die letztern und auch ein Gast, Frl. Carl aus Königsberg, die unsere noch auf Urlaub befindliche Primadonna zu ersetzen sucht, erntet nur mäßigen Beifall. Wäre übrigens ein seit kurzem verbreitetes Gerücht begründet, so würden wir auf die Rückkehr unserer Primadonna überhaupt gar nicht mehr zu rechnen haben oder sie doch bald für immer verlieren. Es heißt nämlich, Frl. Johanna Wagner habe sich mit einem jungen königsberger Assessor Hrn. Jachmann, aus einer der ersten und angesehensten dortigen Familien, verlobt und die Habitués unserer Opern zittern bereits, das Gerücht könne sich bewahrheiten. Unter unsern Vorstadttheatern fährt das Königsstädtische unter der einsichtsvollen Leitung des Hrn. Wallner fort, die meiste und glücklichste Thätigkeit zu entfalten. Eine der letzten Neuigkeiten, welche diese Bühne brachte, „Der Actienbudiker“ von Kalisch, hat nicht weniger als 40 Vorstellungen hintereinander erlebt: ein Beweis, wie glücklich das Stück, dem ursprünglich ein wiener Original zugrunde liegt, den hiesigen Localton getroffen hat. Daß das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater (dessen Fortexistenz neuerdings durch ein dem Abschluß nahes Arrangement der Gläubiger gesichert sein soll) mit Ponsard's „Börse“, die daselbst vorgestern zum ersten mal über die Breter ging, ebenso glücklich sein wird, bezweifle ich; ich habe der gestrigen Vorstellung zwar nicht beigewohnt, höre jedoch von Augenzeugen, daß das Stück sich in seiner deutschen Bearbeitung ziemlich langweilig und nüchtern ausgenommen haben soll. Nächsten Sonnabend werden auch die Schauspiele der Königlichen Bühne wieder eröffnet; mein nächster Theaterbericht wird also hoffentlich fruchtbarer ausfallen.

Indem ich meine Registrandenliste durchsehe, werde ich noch an allerhand große und kleine Begebenheiten erinnert, über die es eigentlich meine Absicht

war, Ihnen zu berichten: als da sind die Ehrenberg'sche Rede gegen die Materialisten, das Wrangel'sche Jubiläum, der Proceß gegen Hrn. Lindenberg in Münster, der, wie es heißt, in den ersten Tagen des künftigen Monats beim Kreisgericht zu Potsdam zur Verhandlung kommen wird, der Charlottenburger Corso und das „Ernte-Dankfest" auf der Schönhausener Straße ꝛc. Doch sehe ich soeben mit Schrecken, daß ich schon wieder das mir vergönnte Maß überschritten habe und schließe ich daher für heute, indem ich nur noch einiger industrieller Unternehmungen gedenke, die hier im Werke sind und die mir auch auswärts Beachtung zu verdienen scheinen, namentlich im Gegensatz zu den müßigen und unfruchtbaren Speculationen, in denen die jetzt so beliebten Creditgesellschaften zwar nicht ihr, aber doch ihrer Actionäre Geld versplittern. Außer einer zweiten Wasch- und Badeanstalt nämlich, die hier, nachdem die erste während der kurzen Zeit ihres Bestehens alle in sie gesetzten Hoffnungen, selbst auch die pecuniären aufs glänzendste erfüllt hat, an der Ecke der Artilleriestraße errichtet werden soll, geht man auch mit Gründung einer großartigen Bierbrauerei um, ebenfalls auf Actien; das Bedürfniß danach ist unleugbar und wäre es auch nur um den vielen schädlichen Verfälschungen entgegenzuarbeiten, welchen, wie neuerdings durch officielle Prüfungen erwiesen ist, das hiesige Bier unterworfen wird. Dagegen ist von der früher projectirten Actienbäckerei Alles wieder still; es wäre sehr schade, wenn die niedrigern Brotpreise, denen wir denn doch wol endlich entgegengehen, das Zustandekommen dieses nützlichen und nothwendigen Unternehmens verzögern sollten.

Notizen.

Leopold Schefer, der Nestor der deutschen Dichter, dessen Fruchtbarkeit mit den Jahren zuzunehmen scheint (er ist 1784 geboren, also jetzt 72 Jahre alt) steht im Begriff, eine Menge neuer Arbeiten zu veröffentlichen. Außer vier Theaterstücken, welche gleichzeitig erscheinen sollen (darunter „Sophokles' Tod" und „Donna Laura") werden von ihm die Presse verlassen in Hamburg: „Heitere Andacht" (in der Art des „Koran"), in Leipzig: „Peter in der Falle" (aus dem Leben Peter's des Großen), in Düsseldorf: „Der Wahltag" und „Die Schneekönigskinder, in zwölf Gesängen" in Hexametern, in Leipzig eine Novelle: „Der Kinderkreuzzug"; ferner eine Novelle: „Die Starenberger", zu der ihm der tragische Tod des Grafen Mailáth und seiner Tochter Stoff geboten, sowie zwei starke Bände „Neue Gedichte". Auch als Componist wird er sich dem Publicum in Erinnerung bringen; es sind von ihm „Drei große Sinfonien für Orchester" in Vorbereitung, ferner „Sechs Sonaten" und „72 Lieder mit Composition vom Verfasser".

Aus Nonnenhorn am Bodensee wird der Tod Peter Joseph von Lindpaintner's gemeldet. Derselbe war 1791 zu Koblenz geboren, wo sein Vater als Hofsänger des Kurfürsten von Trier angestellt war. Sein musikalisches Talent entwickelte sich frühzeitig; die erste künstlerische Ausbildung

erhielt dasselbe durch den berühmten Winter in München, dessen Unterricht der angehende Musiker längere Zeit genoß. Auch seine erste Oper „Demophoon" schrieb er in München, wie er denn auch hier seine erste Anstellung als Musikdirector am Isarthortheater erhielt. 1819 vertauschte er dieselbe mit der Stelle als Hofkapellmeister in Stuttgart; als solcher ist er auch gestorben. Seine Compositionen zeichnen sich durch Anmuth und Lieblichkeit aus und auch als praktischer Musiker, namentlich als Dirigent stand er in hohem Ansehen. Am meisten werden seine Instrumentalwerke sowie einzelne Liedercompositionen geschätzt, während es seinen Opern, deren er eine ziemliche Anzahl geschrieben hat, mit Ausnahme des „Vampyr", nicht gelingen wollte, auf dem Theater festen Fuß zu fassen. Lindpaintner war ein Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und einer Frische des Geistes, die ihm bis zum letzten Augenblicke treu blieb. — In Frankreich ist Charles Prevost, in England Dr. Buckland gestorben, Beide berühmte Geologen. Dr. Buckland namentlich hat sich durch sein Bemühen, die Foderungen der Wissenschaft mit den Traditionen der Bibel in Einklang zu setzen, bekannt gemacht; er war ein Hauptmitarbeiter der berühmten, auch in Deutschland mehrfach nachgeahmten „Bridgewater-Bücher". Sein vornehmstes Werk, in welchem er die ihm eigenthümliche Richtung zuerst und am nachdrücklichsten zur Geltung brachte, waren die „Vindiciae geologicae" die 1820 erschienen; auch seine Beschreibung des südwestlichen Kohlendistricts von England (1825) verschaffte ihm ein großes Ansehen, sowol bei den Männern der Wissenschaft als bei den Praktikern. Dr. Buckland war Decan von Westminster; er hat ein Alter von 72 Jahren erreicht.

Von der rühmlichst bekannten, auch in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten „Collection of Standard American Authors", die seit Ende vorigen Jahres aus dem Verlag von Gebrüder Katz in Dessau, durch die sie begründet wurde, in den von Alphons Dürr in Leipzig übergegangen ist, sind einige neue Lieferungen, Bd. 20—22 des gesammten Werks erschienen. Dieselben enthalten G. W. Curtis' „Nile Notes of a «Howadji» or the American in Egypt"; „The Hidden Path" von Marion Harland und die auch durch Auszüge und Uebersetzungen bei uns bereits rühmlichst bekannt gewordenen „Representative men" von Emerson. Die Sammlung zeichnet sich ebenso sehr durch gediegene Auswahl wie durch elegante Ausstattung und Billigkeit des Preises aus und verdient, allen Freunden der englischen Literatur aufs lebhafteste empfohlen zu werden. Bereits erschienen sind außer den ebengenannten noch Bryant's „Gedichte", Cooper's „The Last of the Mohicans", „Franklin's Selbstbiographie", „The Blitdale Romance", „Twice-Tow-Tales" und „The House of the Seven Gables", sämmtlich von Hawthorne; ferner Longfellow's „Sämmtliche Werke" in fünf Bänden (Gedichte; „Der spanische Student", „Evangeline" und „The golden Legend"; „Hyperio"; „Kavanagh"; Outre-Mer" und „The Song of Hiawatha"), Marvel's „Reverie's of a Bachelor" und „Dream-Life", eine Auswahl von Edgar Poe's Werken in zwei Bänden, Prescott's „Geschichte Philipp's II." und Spark's „The Life of George Washington" und „A Continuation to B. Franklin's Autobiography".

In der deutschen Journalistik stehen zum 1. October zwei neue Erscheinungen bevor: nämlich eine populär-wissenschaftliche Zeitschrift, welche unter dem Titel „Illustrirte Monatshefte“ bei Westermann in Leipzig erscheinen wird und eine „Neue deutsche Sonntagszeitung“, die Adolf Glaßbrenner herauszugeben beabsichtigt und die gleichzeitig in Hamburg und Berlin erscheinen soll. Von demselben Schriftsteller ist auch der Anfang einer neuen Eisenbahn- und Reisebibliothek gemacht, die den Titel „Erfrischungen“ (Berlin, Hofmann) führt. — Auch von „Brockhaus' „Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe“ sind seit unserm letzten Bericht darüber schon wieder zwei neue Bändchen ausgegeben worden: „Das Schlesische Gebirge. Von Rudolf Gottschall“ und „Das hessische Land und Volk. Für Reisende von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M. Von Emil Müller“. Beide schließen sich ihren Vorgängern würdig an und werden sich ohne Zweifel zahlreiche Freunde erwerben, nicht nur im reisenden Publicum, sondern überhaupt unter Allen, die sich für Geschichte, Landschaft und Sitten des deutschen Vaterlandes interessiren.

Von dem durch seine historischen Forschungen rühmlichst bekannten Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg steht demnächst eine neue quellenmäßige Ausgabe von Paul Flemming's Gedichten zu erwarten. Augenblicklich befindet Hr. Lappenberg sich in Moskau; da Paul Flemming bekanntlich ebenfalls längere Zeit in Moskau verweilte, so wäre es nicht unmöglich, daß hier noch neue Documente zur Geschichte seines Lebens und seiner Dichtung aufgefunden würden. — Friedrich Halm soll ein neues Drama vollendet haben, eine „Iphigenie“; das Stück soll bereits auf dem Burgtheater in Wien in Vorbereitung sein. — Der Text der neulich erwähnten Oper, welche Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha unter der Feder hat, ist neuern Nachrichten zufolge von Otto Prechtler abgefaßt; die Oper führt den Titel „Diana“. — Von Josef Rank in Weimar ist eine Erzählung „Sein Ideal“ (Zwickau, Thost), von Fanny Lewald eine Sammlung: „Deutsche Lebensbilder“ (4 Bde., Braunschweig, Vieweg und Sohn) erschienen.

In München ist Grillparzer's Tragödie „Des Meeres und der Liebe Wellen“ (die Geschichte von Hero und Leander; das Stück erschien zuerst 1840) zur Aufführung gebracht worden, aber mit dem entschiedensten Misgeschick. Dagegen behauptet in Berlin Brachvogel's „Narziß“, der wegen der Theaterferien längere Zeit von den Bretern verschwunden war, sich in der Gunst des Publicums. Bacherl's „Cherusker in Rom“ sind jetzt außer in München auch in Schwerin, in Leipzig sowie auf einem Sommertheater in der Nähe von Wien gegeben worden, aber in einer Art und Weise, wie man es sich zur Noth gefallen läßt: nämlich als Farce, sodaß die Hauptrollen des Stücks von den Komikern der Gesellschaft übernommen waren. Hoffentlich wird die Neugier des Publicums damit nun befriedigt sein und man wird das unglückliche Machwerk in das Dunkel zurückkehren lassen, dem es am besten niemals wäre entrissen worden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 37.** 11. September 1856.

Die Originalität des Dramatikers.

Von

Rudolph Gottschall.

Einige literarische Vorgänge der jüngsten Zeit, welche die Aufmerksamkeit des ganzen deutschen Publicums auf sich gezogen, machen eine unbefangene Erwägung wünschenswerth, worin die Originalität des Dramatikers zu suchen ist, da sich in diesem Punkte eine große Begriffsverwirrung geltend gemacht hat. Weder der Bacherl-Halm'sche Streit, der unter den Schwingen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" durch alle Continente geflogen ist und in München sogar zu tumultuarischen Scenen und improvisirten Localpossen Veranlassung gab, noch die Werther-Laube'schen Zwistigkeiten, welche ebenfalls lange genug die deutsche Presse beschäftigten, haben die Klarheit der herrschenden Ansichten über diesen Punkt darzuthun vermocht. Im Gegentheil, die Thatsache, daß ein Weltblatt wie die augsburger „Allgemeine Zeitung", welche für die Besprechung deutscher dichterischer Leistungen so selten ein Plätzchen übrig hat, soviele Spalten für die gewaltsame Schilderhebung eines obscuren Schulmeisters und seiner rohen Productionen hergeben konnte; die Thatsache, daß soviele Zeitungen Raum hatten, die vermeintlichen An-

sprüche eines berliner Schriftstellers, welchem seine zehnte Muse, die Themis, ein zu starkes Gefühl geistigen Eigenthumsrechts gegeben, zur Geltung zu bringen, das beweist wol zur Genüge, daß die principiellen Erörterungen über diese Frage noch nicht zu jener Reife gediehen sind, welche alle abenteuerlichen Willkürlichkeiten von vornherein auszuschließen vermag. Deshalb wird ein kleiner Beitrag zur Erläuterung des Princips gewiß nicht unwillkommen sein.

Der Stoff, den der Dramatiker behandelt, ist für den Werth und Erfolg seines Werks höchst wesentlich. Zufällig ist es dagegen, ob er diesen Stoff in freier Thätigkeit der Phantasie selbst erfunden, ob er ihn der Geschichte oder Romanen, Novellen und andern dichterischen Arbeiten entlehnt. Dies ist nicht nur an und für sich zufällig, sondern auch gleichgültig in Bezug auf unsere Frage. Stoff bleibt Stoff, d. h. das Material, welches des Künstlers harrt. Man mag diesen Satz bestreiten — man bestreitet damit die Originalität Shakspeare's und der meisten großen Dichter. Aehnlich ist es in jeder Kunst! Welche Stoffe boten sich dem griechischen Bildhauer dar? Für alle dieselben Götter und Helden! Hunderte meißelten einen Zeus — aber unter ihnen war nur ein Phidias.

Wie, wird man uns einwenden, vorhandene dichterische Erfindungen zu benutzen, sollte Jedem freigestellt sein? Liegt darin nicht eine Beeinträchtigung des Rechts, welches dem ersten Erfinder zukommt? Kann da noch von Originalität die Rede sein? Ist es nicht wesentlich die Erfindung, welche den Dichter zum Dichter macht? Gewiß: aber nicht die Erfindung zufälliger Ereignisse und Verwickelungen, wie sie das Leben und die Geschichte dem aufmerksamen Beobachter und Forscher in reichster Fülle bietet; nicht die stoffartige Erfindung, in welcher untergeordnete Talente, die nur für den Lesebedarf produciren, oft eine außerordentliche Virtuosität besitzen; sondern diejenige Erfindung, welche das zufällig gefundene Material so zu verarbeiten weiß, daß ein Kunstwerk mit organischer Gliederung und ideellem Rhythmus daraus entsteht, die Erfindung, welche den todten Stoff beseelt und an die Stelle des äußerlichen Zusammenhangs den innern geistigen und künstlerischen setzt. Die Fabel der meisten griechischen Tragödien war eine traditionelle; der Stoff war gegeben und lebte in festen Zügen in dem Bewußtsein des Volks. Sophokles, Euripides und Andere behandelten dieselben Stoffe, denen ihre Erfindung im trivialen Sinne des Worts nichts fortnehmen und zufügen konnte; Shakspeare behandelte dieselben Stoffe wie viele zeitgenössische Poeten. Nicht in der Erfindung des Stoffs, sondern in seiner künstlerischen Durchdringung und Beherrschung, in der mehr oder minder genialen Behandlungsweise liegt die Originalität des Dramatikers. Nur darin unterscheiden sich die großen Poeten von den kleinen, z. B. Goethe

von dem Puppenspielpoeten, der schon vor ihm einen Faust in Scene gesetzt. Wer einen novellistischen Stoff zum Drama verarbeitet, der muß ihn im Wesentlichen neu erfinden, wenigstens in Allem, was dem Gebiete der wahrhaft künstlerischen Erfindung, welche sich des Unterschiedes der Dichtgattungen bewußt ist, angehört.

Da also nur die künstlerische Behandlungsweise den Maßstab für die Beurtheilung der Originalität hergibt, so kann man auch nur aus ihr mit Sicherheit entnehmen, wo sie fehlt und die ästhetische Anklage der Nachahmung oder eines noch rohern räuberischen Verfahrens gerechtfertigt ist. Dies findet überall statt, wo überhaupt von keinem Kunstwerth die Rede ist, sondern eine rohe Erfindung ebenso roh benutzt wird; wo der Dramatiker den Romandichter nur in ganz äußerlicher Weise für die Bühne zurechtschneidet und sich kein Gewissen daraus macht, seinen Dialog seitenlang wörtlich zu benutzen; kurz, wo ein Drama aus den zerstückten Gliedern eines Romans nur in mechanischer Weise zusammengeschleudert wird, statt als ein neues organisches Gebilde aus seinen innerlich aufgezehrten Bestandtheilen emporzuwachsen. Nicht die Gleichartigkeit des Stoffs, sondern die Gleichartigkeit der Behandlung begründet hier den Mangel an Originalität. Bei dem fabrikmäßigen Treiben der französischen Boulevardsdramatik kann man daher das in Frankreich geltende Gesetz, welches dem Romandichter einen Theil der Einnahmen zuwendet, die sich der Dramatiker durch Ausbeutung und Benutzung seines Romans verdient, nur gerechtfertigt finden. Auch in Deutschland mag die Art und Weise, wie Frau Birch-Pfeiffer's beliebige Romanstoffe bei möglichster Unversehrtheit des Dialogs und mit vorzugsweiser Ausbeutung des Dichterischen und Geistigen, das in ihnen bereits formgebildet vorliegt, für die tantièmespendenden Hofbühnen zurechtschneidet, als ein Beispiel unkünstlerischer Behandlung und eines offenbaren Mangels an Originalität gelten.

Eine Grenze zu ziehen, wird hier schwer oder unmöglich sein: denn nur das Genie des Dramatikers gibt den Ausschlag. Er kann sogar dieselben Motive benutzen, die irgendein früherer Schriftsteller in einer Dichtung verarbeitet hat, wenn er sie nur innerlich vertieft und ihnen eine neue Stellung zum ideellen Grundgedanken seines Werkes gibt. Die Fabel des Romans ist eine Verkettung von Ereignissen; die Fabel des Dramas eine Verkettung von Thaten. Wer das Ereigniß in die That umwandeln will, der muß in die innersten Tiefen der Seele und des Geistes hinabsteigen und dort gänzlich neue Hebel ansetzen. Deshalb ist im Durchschnitt anzunehmen, daß der Roman eine ungeeignete Fundgrube für dramatische Stoffe ist, indem der Schwerpunkt des Dramas und des Romans auf der entgegengesetzten Seite liegt. Es ist möglich,

daß der Dramatiker besonders bei der historischen Tragödie Einzelheiten des Costüms oder einzelne Episoden dem historischen Roman entnehmen kann, wie z. B. Schiller einem Roman der Benedicte Naubert die Episode von Max und Thekla entnommen haben soll: aber einen ganzen Roman ins Dramatische übersetzen wird stets eine undenkbare Mühe sein — man müßte denn die Tantièmen, welche „Die Waise von Lowood" eingebracht, als einen Gegenbeweis ansehen. Die Erzählung, die Novelle, die Ballade dagegen können, in ihrem lebendig zusammengedrängten Inhalt, dem Dramatiker so gut wie jede Begebenheit des Lebens und der Weltgeschichte die Anregung zur Conception eines Dramas geben; er kann sogar dem Faden des überlieferten Stoffs mit der größten Treue nachgehen und wird doch ein Originaldrama liefern, wenn er wahrhaft dichterische Kraft besitzt. Die Aneignung des Genius ist stets eine chemische Metamorphose des Stoffs; einfach und allbekannt sind die Elemente der Luft und der Erde, aus denen jede Blume ihren Kelch, ihre Blütenkrone in originellster Weise aufbaut.

Wie aber, wenn derselbe Stoff bereits in derselben Kunstform, also schon dramatisch behandelt ist? Wenn der neue Dramatiker gleichsam in die Fußstapfen seines Vorgängers tritt? Auch hier müssen dieselben Grundsätze gelten. Es gab zur Zeit der Blüte des hellenischen und englischen Dramas typische Stoffe, Stoffe, deren dramatischer Werth feststand, die volksthümlich und allbekannt waren und gleichsam die Concurrenz der dramatischen Dichter herausfoderten. Diese Stoffe waren schon durch die Tradition gleichsam niet- und nagelfest gearbeitet, es gab wenig daran zu rücken und zu rühren; sie waren unerschütterlich im Zusammenhang ihrer Motive. Es konnte ein Poet sie mit genügendem Verstande in passender Weise zum Drama verarbeitet haben und doch, als ein mächtiges Genie denselben Stoff behandelte, wie ganz anders muthete er die Menschen an! Welch ein wunderbares Licht ergoß sich über die Motive, die man bisher gleichsam auf Treue und Glauben hingenommen! Wie sah man tief hinein in das innerste Leben der Menschheit! Welche Magie der Beleuchtung umschimmerte mit ungeahntem Zauber die gegebenen Linien und Formen! Und hätte dies Genie sogar das Scenarium seines Vorgängers benutzt — dennoch wäre sein Werk schöpferisch und originell! Denn das anatomische Skelett mit Fleisch und Blut zu bekleiden, das scheint uns die höchste Schöpferkraft.

Nach diesen Grundsätzen können wir die Scheu der namhaften deutschen Dichter, irgendeinen Novellenstoff dramatisch zu bearbeiten, irgendein hier oder dort gegebenes Motiv künstlerisch zu benutzen, ihre Furcht, den Ruhm der Originalität einzubüßen, nur ganz unbegründet finden. Noch mehr aber muß die Polemik, welche einige bedeutende Schriftsteller

des künstlerischen Plagiats und der Nachahmung bezichtigte, vollkommen absurd erscheinen.

Die Veröffentlichung der „Cherusker in Rom“ von Bacherl hat diese Streitfrage wol für alle Zeiten erledigt, eine Streitfrage, welche ein Denkmal ästhetischer Barbarei des hochgebildeten 19. Jahrhunderts bleiben wird. Wie ist es möglich, wird man sich fragen, einen Schriftsteller wie Halm, der soviele Proben seines Talents gegeben, deshalb der Nachahmung und des Plagiats zu beschuldigen, weil in irgendeinem Winkel des Baiernlandes ein Schullehrer denselben Stoff und zwar in der burlesken Weise der Puppenkomödie behandelt hat?! Wie ist es möglich, daß ein gebildeter Mann sich zum Advocaten des naturwüchsigen pfaffenhofener Genies aufwirft und daß die erste deutsche Zeitung uns mit Artikeln und Proben, mit einer apotheosirenden Musterreiterei dieser idyllischen Productionen förmlich überreitet, obgleich man schon die Grobheit der ganzen Textur aus den einzelnen poetischen Fetzen, die sie aufgeklebt hat, hinlänglich erkennen kann?! Wie ist es möglich, daß das münchener Publicum, das doch unter den Einflüssen der königlichen Tafelrunde und der „Neuen Münchener Zeitung“ steht oder doch stehen sollte, nach der Aufführung des „Fechter von Ravenna“ den Verfasser der „Cherusker in Rom“ hervorruft, und zwar solange und so stürmisch, bis die Generalintendanz den Kronleuchter verschwinden ließ, um die passende Dunkelheit auch äußerlich über diese Scenen des geistigen Obscurantismus auszubreiten?! Doch was thut nicht das bairische Bier und der deutsche Localpatriotismus, selbst bei einem Weltblatt wie die Augsburgerin? Zunächst wandte sich der Bacherlsturm gegen Heinrich Laube, der ihm in würdiger Weise die Stirn bot. Wie wurde seine Erklärung von allen Seiten angegriffen und zerzaust, auch von Solchen, welche den Schein der Unparteilichkeit annahmen! Wie machte man ihm aus nicht genauer Angabe der unbedeutendsten und gleichgültigsten Einzelheiten ein Capitalverbrechen! Wie stürmten darauf die ästhetischen Sansculotten Altbaierns auf Friedrich Halm los, als dieser sich als Verfasser des Fechters bekannte, ohne in gerechtem Stolz der Bacherlkomödie zu erwähnen! Welch ein Frevel war es von ihm, diesen wichtigen Punkt unaufgeklärt zu lassen, ob er die pfaffenhofer Lehrer- resp. Schülerarbeit zu Gesicht bekommen und nicht gar seine Inspiration aus diesem Machwerk geschöpft? Und erst jetzt tritt allmälig in der irregeleiteten öffentlichen Meinung die unausbleibliche Reaction ein, während bei richtiger Würdigung der maßgebenden Principien der ganze Bacherlskandal von Anfang an unmöglich gewesen wäre. Aus unsern ästhetischen Axiomen ergibt sich von selbst, wie wir darüber stets gedacht haben. Ob Hr. Halm das Werk des Hrn. Bacherl kennt oder nicht, ist höchst gleichgültig. Und hätte er Scene für Scene dieser confusen

und barbarischen Tragikomödie benutzt, um daraus eine künstlerische Dichtung zu gestalten, seine Originalität bliebe unbestreitbar. Glücklicherweise besitzen wir in den Erklärungen der Herren Halm und Laube literarische Actenstücke, welche beweisen, daß das wahrhaft ästhetische Bewußtsein in diesem vandalischen Bildersturm noch nicht verschüttet ist.

Und nun gar die Essexfrage! Das Trauerspiel „Essex" von Laube ist eine Dichtung von hohem künstlerischen Werth, auf welche wir ein Recht haben stolz zu sein. Die dramatische Charakteristik und Steigerung, die markige Sprache, die theatralische Behandlung, Alles ist gleich vortrefflich. Kaum aber hatte das Stück in Wien den verdienten Erfolg, so meldete sich Hr. Werther in Berlin als der eigentliche Urpoet des „Essex", um einige von Laube's Lorbern für sich zu erhaschen! Wie das Thema des „Fechter von Ravenna" schon früher von Ayrenhoff bearbeitet worden, so hat noch mehr der Essex zahlreiche Behandlungen in allen Sprachen erlebt. Man kann sagen, er gehört zu den typischen Stoffen. Feststeht Elisabeth's Neigung zu ihm, seine geheime Ehe mit der Rutland, die entscheidende Ohrfeige, welche die Katastrophe herbeiführt, sein tragisches Ende; die Grundpfeiler des Stoffs sind gegeben. Laube aber legte ihm eine neue historische Idee, den Kampf des Vasallenthums mit der Königsmacht unter, die er in sein ganzes Werk hineinarbeitete, und gewann außerdem allen andern Bearbeitern durch künstlerische Gruppirung und Entwickelung und die technische Sicherheit der Behandlung den Preis ab. Der „Essex" des Hrn. Werther ist in der beliebten mehr fragmentarischen Manier der Shakspearomane geschrieben, von dem Laube'schen toto coelo verschieden, sodaß sich kaum eine abweichendere Bearbeitung desselben Stoffs denken läßt. Wer die Lessing'sche Dramaturgie aufschlägt, der findet darin eine analytische Entwickelung des englischen Dramas „Essex" von Banks und eine Angabe des Inhalts nach den einzelnen Acten. Man kann nun wohl sagen, daß sich Laube in der scenischen Reihenfolge und in Dem, was gleichsam die Spitze jedes einzelnen Actes ausmacht, an diese Banks'sche Tragödie angelehnt hat, ohne ihm bei seiner wahrhaft genialen Behandlung deshalb den Vorwurf der Nachahmung zu machen; wie aber Hr. Werther dazu kommt, sich für ein geplündertes Original zu halten, das ist, trotz der ähnlichen Behandlung eines im Ganzen gleichgültigen Motivs, ganz unbegreiflich! Hätte Hr. Laube selbst die historischen Entdeckungen, die Hr. Werther sich gemacht zu haben rühmt, benutzt, so hätte das dem Dichter Laube vollkommen freigestanden, und nur bei einem geschichtlichen Werke über „Essex" würde er in einer Note dem Columbusruhm seines Vorgängers gerecht werden müssen.

Indeß haben gerade diese Streitigkeiten vielleicht dazu beigetragen, die Frage, um die es sich handelt, in ein klares Licht zu setzen. Die

Originalität des Dramatikers ist gerade so groß wie sein Talent und sein Genie; jede andere Stellung des Problems ist falsch, jede andere Frage müßig und beiläufig. Die Attentate auf Laube und Halm waren Attentate auf das Talent; das ästhetische Bewußtsein der Nation wird sie als solche zurückweisen und verdammen und einstimmig in der Verehrung für schöngeformte Kunstgebilde den Fetischanbetern ihre vergötterten Klötze bereitwillig gönnen.

Ueber
Max Duncker's „Geschichte des Alterthums".

Dritter Band, „Die Geschichte der Griechen" (Berlin, Duncker und Humblot, 1856).

In diesem Werke erhalten wir die erste „Geschichte des Alterthums", die zugleich vortrefflich geschrieben ist und wissenschaftlichen Anfoderungen genügt. Der Standpunkt der Becker'schen Weltgeschichte war längst überwunden, ohne daß sie durch eine andere ersetzt worden wäre; denn von Schlosser's Werk werden auch seine eifrigsten Vertheidiger nicht behaupten, daß es lesbar. Außerdem hatte sich aber auch das Material gerade für diesen Theil der Geschichte unendlich vermehrt. Die Erforschungen der ägyptischen Monumente, die Entdeckungen in Ninive hatten neues Licht über die Zustände der alten Reiche am Nil und Euphrat verbreitet. Die persischen Religionsbücher, die indischen Epopöen waren der historischen Forschung zugänglich geworden; eine vorgeschrittenere Kritik hatte gelehrt, in den Büchern des Alten Testament die verschiedenen Zeiten zu unterscheiden, in denen diese Erzählungen entstanden sind, und die Einflüsse zu erkennen, die ihre Gestaltung bestimmt haben. Endlich waren die Länder des Orients durch zahlreiche Reiseberichte überhaupt bekannter geworden und bei ihrer ungeheuern Stabilität hat die Kenntniß ihrer gegenwärtigen Sitten und Zustände dazu beigetragen, die um Jahrtausende zurückliegende Vergangenheit anschaulicher zu machen. Die Aufgabe, diesen höchst umfangreichen und mannichfaltigen Stoff in einer Darstellung zu verarbeiten, die es jedem Gebildeten möglich macht, sich die Resultate der wissenschaftlichen Forschung zueigen zu machen, ist von Duncker im Ganzen auf eine höchst glückliche Weise gelöst. Zwar ist seine Erzählung, wie natürlich, überall von den Untersuchungen derjenigen Gelehrten abhängig, die auf jedem einzelnen Gebiet im eigentlichen Sinne des Wortes zu Hause sind. Aber diese „Geschichte des Alterthums" ist ja auch kein Buch für die gelehrte, sondern für die gebildete Welt. Ein gesundes Urtheil, eine geschmackvolle Form und eine lebendige Darstellung sind die Vorzüge, welche ihm einen dauernden Werth verleihen,

und es ist insofern wahrhaft populär, als es nicht blos klar und faßlich geschrieben ist, sondern auch überall die Phantasie des Lesers anregt. Es ist ein gutes Zeichen für den gesunden Sinn des lesenden Publicums, daß von den beiden ersten Bänden in so wenigen Jahren bereits eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

Bei der Geschichte Griechenlands, von welcher gegenwärtig der erste Band vorliegt, hatte der Verfasser bei weitem größere Schwierigkeiten zu überwinden als bei der der orientalischen Völker. Er hatte hier ein unendlich höher organisirtes Volk darzustellen, dessen Entwickelung zugleich eine unendlich reichere und mannichfaltigere gewesen ist. Eine zwar sehr umfassende, aber auch ebenso verwirrte und schwer zu sichtende Ueberlieferung zwang ihn, fast bei jedem Schritt ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Durch zahllose Détailforschungen war die unbefangene Betrachtung eher erschwert als erleichtert worden; nur die englische Literatur bot ihm Vorarbeiten, an die er sich anlehnen konnte. Denn während in Deutschland jede Stelle in allen griechischen Schriftstellern und Dichtern unendlich oft commentirt und jedes Atom der griechischen Alterthümer mikroskopisch untersucht worden ist, sind wir doch bisjetzt nicht dazu gekommen, eine Geschichte von Griechenland zu schreiben. In England dagegen sind deren drei geschrieben worden: von Mitford, Thirlwall und Grote, welch Letzterer auch einen erkennbaren Einfluß auf Duncker's Buch geübt hat. Außerdem wird dem Geschichtsschreiber bei der Geschichte Griechenlands seine Aufgabe durch das Verhältniß des lesenden Publicums zu dem Gegenstande erschwert. Wer Amenophis und Wiswamitra waren, wissen die wenigsten Leser (außer daß sie von dem Letztern aus Heine gelernt haben, daß er für eine Kuh sehr viel kämpfte und büßte;) und noch wenigere haben etwas vom Mahabharata oder Zendavesta gelesen und sind in dem Labyrinth der indischen Götterlehre oder dem Moralsystem Zarathustra's zu Hause. Im Allgemeinen werden also die Leser der beiden ersten Bände die Belehrung, die ihnen über so unbekannte Dinge auf die anregendste Weise und in der geschmackvollsten Form geboten wird, mit unbedingtem Glauben dankbar annehmen. Bei dem dritten Bande dagegen ist es anders. Wenn auch nicht Pindar und Herodot, so ist doch Homer Allen bekannt, Alle bringen über die Sagen des alten Griechenland, über die Bedeutung seiner Götter, über die älteste Geschichte seiner Stämme mehr oder minder bestimmte Vorstellungen mit und sind natürlicherweise zum Zweifel und Widerspruch geneigt, wenn diese umgestoßen werden, ohne daß sie sich von der Nothwendigkeit überzeugen können. Referent muß bekennen, daß er sich selbst bei der Lectüre dieses Bandes öfter in diesem Falle befunden hat. Endlich ist das Sagenzeitalter ohne Vergleich die schwierigste Partie der ganzen griechischen Geschichte. Durch die Natur des Gegen-

standes ist es bedingt, daß die Darstellung häufig hypothetisch sein muß und daß sie folglich großentheils von der subjectiven Auffassung des Darstellenden abhängt. Der Verfasser eines gelehrten Werks wie Grote hat den Vortheil, seine Hypothesen durch Anführung aller thatsächlichen Gründe unterstützen zu können, die er in den Quellen aufzufinden vermag. Der Verfasser eines populären Buchs wie Duncker muß sich begnügen, seine Auffassung der Sache ohne weitern Beweis mitzutheilen. Wir glauben, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, Darstellungen, die fast ganz aus Vermuthungen construirt werden müssen, in einem für einen weitern Leserkreis bestimmten Werke entweder wegzulassen oder sehr abzukürzen.

Am wichtigsten für das Verständniß des hellenischen Lebens in dieser frühen Zeit ist eine richtige Auffassung des hellenischen Götterglaubens: denn er ist der vollständigste Ausdruck des geistigen und sittlichen Bewußtseins dieser Periode. Duncker hat sich einer Auffassung der griechischen Religion angeschlossen, die, wie verbreitet und von wie gewichtigen Autoritäten sie auch vertreten sein mag, unserer Meinung nach auf einem völligen Misverständniß beruht. Es wird dabei a priori vorausgesetzt, daß die griechische Religion eine Naturreligion gewesen sein müsse. Denn da die Griechen zum arischen Stamme gehören, diejenigen Völker desselben aber, die in ihren ursprünglichen Sitzen in Asien geblieben sind, die Inder und Perser, Naturmächte verehrt haben, so schließt man, daß auch der Theil, der, nach Westen wandernd, sich endlich in Hellas ansiedelte, die Religion der alten Heimat in sein neues Vaterland gebracht haben müsse. Dieser Schluß ist unzweifelhaft richtig: aber jene Wanderung liegt in einer vorhistorischen Zeit und wir haben durchaus kein Mittel, zu bestimmen, durch wie viel Jahrhunderte sie von den Anfängen der griechischen Geschichte getrennt ist. Die älteste Quelle, die wir für dieselbe besitzen, sind die Homerischen Gedichte, wie Duncker mit Grote annimmt, aus dem 9. Jahrhundert. In diesen finden wir eine Verehrung von Göttern, die wir nur als Personificationen sittlicher Ideen, als Verklärungen der concreten Erscheinungen des menschlichen Lebens verstehen können, aber keine Spur von einer Naturreligion. Nach der Analogie des Staats und der Familie im Homerischen Zeitalter hat sich der Olymp gestaltet. Als König herrscht der Vater der Götter und Menschen, weil, wie schon Aristoteles bemerkte, die Monarchie und nicht die Republik damals die allgemeine Regierungsform war. Er ist das Haupt der olympischen Familie, ihr weiser, gütiger und gerechter Vater, und matronale Würde ist durch Hera (d. h. die Herrin), jugendliche Kraft und Schönheit durch Apollo, besonnener Heldenmuth durch Pallas Athene (d. h. die athenische Jungfrau), Anmuth und Holdseligkeit durch Aphrodite repräsentirt. Hermes ist der Gott der geistigen

Gewandtheit, Hephästos des Kunstfleißes. Selbst die Gottheiten, die aus dem Eindruck der Naturgewalten entstanden sind, sind keine bloßen Personificationen elementarischer Potenzen. Poseidon ist nicht das feuchte Element, sondern es ist der Gott, der die Wogen des Meeres nach seinem Gefallen regiert und in seinem Zorn die Erde erschüttert und die Ufer zerreißt; Helios ist nicht die Sonne, sondern es ist der Gott, der täglich zum Frommen der Götter und Menschen lichtspendend am Himmelsgewölke dahinfährt. Kurz auch hier ist die Persönlichkeit das Erste, Hauptsächliche, worin die Idee der Naturkraft völlig aufgeht. Die Griechen haben also die Religion ihres arischen Vaterlandes in ihrer neuen Heimat so völlig umgestaltet, daß sie als eine ganz neue selbständige Schöpfung angesehen werden muß, und in den Homerischen Gedichten tritt sie uns schon völlig consolidirt und entwickelt entgegen. Jeder Versuch, die muthmaßliche Naturreligion einer vor-Homerischen Periode zu construiren, schwebt eigentlich in der Luft. Die Homerische Religion selbst bietet dafür, wie gesagt, keinen Anhalt; die indische ebenso wenig, weil es sich nicht berechnen läßt, welche Umgestaltungen sie in Griechenland erlitten hat; am allerwenigsten die nach-Homerische, deren Uebereinstimmung mit orientalischen Glaubensformen nachweislich erst durch spätern Verkehr der Griechen mit Orientalen hervorgebracht ist, aber keineswegs von übriggebliebenen Resten einer ursprünglichen griechischen Naturreligion herrührt. Nichtsdestoweniger will man die aus dem Osten herübergebrachte Urbedeutung der griechischen Götter, die freilich die Homerische Zeit nicht mehr gekannt haben soll, trotz der Hüllen, die sie umschließen, herauserkennen: es sollen lauter Naturpotenzen sein. Der Vater der Götter und Menschen soll weiter nichts sein als der Gott des Aethers; die blauäugige Pallas die Göttin des blauen Himmels und des Gewitters; der hochwandelnde Jüngling Apollo der Gott des Lichts; der verschlagene Hermes gar ein Wind- und Regengott. Alle solche Erklärungen lassen sich nur behaupten, wenn man höchst unwesentliche Seiten der Götter als die wesentlichsten hervorhebt und Vorstellungen aus einer Zeit, wo die griechische Religion durch orientalische Einflüsse entstellt, die ursprüngliche Reinheit der Gestalten getrübt war, für die ältesten ansieht. Wie sehr man sich hierbei durch eine vorgefaßte Meinung verführen lassen kann, mag folgendes Beispiel zeigen. Pallas soll in der vor-Homerischen Zeit, wie gesagt, die Göttin des Gewitterhimmels gewesen sein. Duncker erklärt nun, warum die Eule ein ihr heiliges Thier wurde: „Wie das Auge der Eule hell durch das Dunkel strahlt, so glänzte der lichte Himmel durch die Gewitterwolken." Nun ist aber die Eule bei Homer noch gar nicht das Thier der Pallas und sie ist es später auch in der That aus keinem andern Grunde geworden, als weil auf der Akropolis von Athen, dem Hauptsitz der Verehrung

der Göttin, zahlreiche Eulen nisteten; ganz ebenso wie der Pfau das Thier der Juno wurde, weil Pfauen in ihrem Tempel zu Samos zahlreich und frühzeitig gezogen wurden. Es gibt nicht leicht eine falsche Auffassung der griechischen Religion, die sich nicht durch Deutungen der Göttersagen und -namen scheinbar begründen ließe. Lobeck hat im zweiten Bande des „Aglaophamus" den Scherz durchgeführt, daß die griechische Religion nichts Anderes sei als ein in allegorisches Gewand gekleidetes System der Kochkunst und die Götter nichts Anderes als Speisen und Küchengeräthe. Wir müssen bekennen, daß uns manche Deutungen der griechischen Götter auf Naturkräfte nicht besser begründet zu sein scheinen. Auf die Darstellung der Heroensage in dem Duncker'schen Werke hat die physikalische Erklärungsweise der Mythologie im Ganzen wenig Einfluß geübt. Dagegen sind hier mehrmals etymologische Erklärungen von Namen aufgenommen worden, die Jeden befremden müssen, der nur Griechisch versteht und mit den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung nicht bekannt ist. Referent befindet sich in diesem Falle und darf sich daher über die Zulässigkeit solcher Deutungen kein Urtheil erlauben; doch möchte er glauben, daß die ganze Methode noch zu jung ist, als daß ihre Ergebnisse für sicher gelten könnten.

Sobald wir die Schattenwelt der Sagenperiode verlassen und den festen Boden der geschichtlichen Zeit betreten, wird auch der Eindruck der Darstellung durchaus befriedigender. Ein großer Vorzug des Buchs sind die höchst lebendigen Schilderungen der Festlichkeiten. Im ersten Capitel „Land und Volk" ist die Natur und Lage der Halbinsel vortrefflich dargestellt und von allen wichtigen Punkten werden an passender Stelle glänzende farbenreiche Bilder gegeben. Wir sehen die steilen wilden Felszacken des Parnasses, auf denen Adler und Geier horsten und in deren Schluchten Eber und Wölfe hausen, über der Terrasse von Delphi ragen; den Eurotas von dichtem Schilf umgeben und von zahlreichen Schwänen bewohnt; die gartenartige Ebene Messeniens, wo noch heute die Aecker von Cactushecken eingefaßt, die Dörfer in Oliven- und Maulbeerhainen verborgen liegen; das steilabfallende Vorgebirge des Athos; die aus dem blauen Meere ragenden weißen Felswände der Cykladen, auf deren Terrassen sich Oel- und Feigenbäume, Rebenpflanzungen, Lorber- und Cypressenhaine erhoben. Alle diese so lebhaft miteinander contrastirenden Bildungen der reichen griechischen Landesnatur werden mit gleicher Anschaulichkeit beschrieben und ebenso die entlegenen Küsten, an denen hellenische Ansiedler sich niederließen, von dem afrikanischen Bergplateau, auf dessen wasserreichen Triften die reiche Stadt Cyrene entstand, bis zu den nebeligen Ufern des Schwarzen Meers, auf denen milesische Kaufleute griechische Fabrikate gegen die Häute und Pelze, Wachs und Honig der Steppenbewohner tauschten.

Die Erzählung, welche die Anfänge der historischen Zeit umfaßt, zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste (bis zum Anfang der Olympiaden) enthält die Wanderungen, infolge deren die verschiedenen Stämme ihre bleibenden Wohnsitze gewannen, namentlich die Auswanderung nach Kleinasien, auf dessen Boden die Homerische Dichtung erwuchs; die Wanderung der Dorer nach dem Peloponnes und die Constituirung des spartanischen Staats durch Lykurgus. In Bezug auf die letztere hat sich Duncker (unserer Meinung nach mit vollem Recht) im wesentlichen den Resultaten von Grote's Untersuchung angeschlossen, wonach die angebliche Auftheilung des Landes durch Lykurg entweder ganz erdichtet ist oder nur eine sehr dürftige Maßregel war. Der zweite Abschnitt (bis S. 630) ist überschrieben „Die Herrschaft der Besten und die Colonisation". Es ist dies die Periode, in welcher fast überall die monarchischen Regierungen durch die vereinten Adelsgeschlechter gestürzt wurden, in welcher das Bewußtsein der gemeinsamen Nationalität die zahlreichen Cantone zu einem Volke verband, und wo griechische Sprache, Sitte und Institutionen durch unternehmende Auswanderer über Italien und Sicilien verbreitet wurden. Diese Colonien im Westen blühten schnell zu einer größern Macht auf, welche die kleinern Staaten des Mutterlandes verdunkelte, die damals noch ihre Kraft in gegenseitigen Befehdungen abnutzten. Im Peloponnes war noch um die Mitte des 8. Jahrhunderts Argos die erste Macht und eine bedeutende Handelsstadt, die Münzen, Maße und Gewichte aus dem Orient in Griechenland einführte. Aber diese Bedeutung, die der kleine Staat hauptsächlich der Tüchtigkeit seines Regenten Pheidon verdankte, ging bald verloren. Als Handelsplatz trat Korinth, als führende Macht im Peloponnes Sparta an die Stelle von Argos. Sparta erlangte seine Ueberlegenheit über seine Nachbarn durch die Lykurgische Kriegszucht und bethätigte sie zuerst in der definitiven Eroberung Messeniens, da die Geschichte uns freilich nur in späten, in messenischem Sinne abgefaßten poetischen Bearbeitungen überliefert ist. Der Staat, welcher später die erste Stelle in Griechenland einzunehmen bestimmt war, Attika, war damals noch durch die Constituirung seiner eigenen Verfassung in Anspruch genommen. Einen sehr bedeutenden Einfluß übte in dieser so strengreligiösen Periode das delphische Orakel, und Delphi war in der That im 8. und 7. Jahrhundert nicht blos die kirchliche, sondern in gewissem Sinne auch die politische Hauptstadt Griechenlands. Die delphischen Priester griffen nicht nur in die innern Zustände der Staaten, sondern auch in ihre Verhältnisse zueinander ordnend und bestimmend ein und dirigirten namentlich die Colonisation mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit. Das in jedem vierten Jahre wiederkehrende olympische Fest knüpfte ein immer festeres Band zwischen den Stämmen

und Städten der hellenischen Nation, aus denen von nah und fern, von den Ufern des Schwarzen Meers und den Küsten Siciliens Wettkämpfer und Zuschauer zusammenströmten. Diese Versammlungen stärkten das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft und hoben das nationale Selbstgefühl.

Dies sind die Hauptzüge der Erzählung, welche die Entwickelung des jugendlichen Hellas darstellt; sie ist überall klar und faßlich, spannend und anregend. Am besten gelingen dem Verfasser die Schilderungen, unter denen wir besonders „Leben und Sitten der Griechen in Asien" (wie es sich in den Homerischen Gedichten reflectirt) und „Das olympische Fest" hervorheben. Sehr zweckmäßig sind die umfangreichen Mittheilungen aus gleichzeitigen Dichtern; erstens weil sie uns die Denk- und Anschauungsweise, den Culturzustand und die Sittengesetze der betreffenden Perioden am besten kennen lehren, zweitens weil sie einen Begriff von dem Inhalt und der Bedeutung der verschiedenen Gedichte geben.

In Bezug auf Homer ist Duncker noch conservativer als Grote, da er nicht blos die „Odyssee", sondern auch die „Iliade" wesentlich als ein Ganzes betrachtet, das auf kleinasiatischem Boden entstanden ist, wobei die Verherrlichung der darin auftretenden Helden sich sehr wohl aus den Sympathien und Culten erklärt, welche sie bei den ionischen Bewohnern Kleinasiens besaßen. Auch „Die Werke und Tage" Hesiod's scheint Duncker als ein Ganzes anzusehen, obwol die neuere Forschung zur Evidenz erwiesen hat, daß dies Gedicht aus einer sogar zum Theil alphabetischen Zusammenstellung von Denksprüchen und Lebensregeln erwachsen ist. Doch ist freilich die Sammlung darum noch immer geeignet, uns das Leben und Treiben der böotischen Bauern im 8. Jahrhundert anschaulich zu machen. Ebenso werden Auszüge aus „Tyrtäus" benutzt, um die Schilderung des zweiten Messenischen Kriegs zu beleben, wobei der Verfasser die sehr wunderliche Meinung äußert, daß die Lahmheit, die dem Tyrtäus in der Sage beigelegt wird, sich auf das Versmaß seiner Gedichte beziehen soll, in welcher der Pentameter dem Hexameter gleichsam nachhinkt, obwol Tyrtäus doch nicht einmal der erste elegische Dichter war! Auch aus Archilochus und Kallinus sind Fragmente mitgetheilt, und überall die eigenen Worte griechischer Dichter an passenden Stellen in die Darstellung verwebt.

Die Mängel dieses Bandes wird eine billige Betrachtung gern mit der großen Schwierigkeit des Gegenstandes, noch mehr aber damit entschuldigen, daß dies Buch das erste in seiner Art ist. Seine großen und mannichfaltigen Vorzüge machen es in hohem Grade geeignet, das Verständniß des hellenischen Lebens in weitere Kreise zu verbreiten.

Gedichte.

I. Ein Herz ist immer ein Gewinn.

Von

Erwin Schlieben.

O schätze nie ein Herz gering,
Ist dir's auch nimmer zugethan;
Ein Herz ist stets ein köstlich Ding
Mit seinem Weh und seinem Wahn.
Und liebt dich eines, wie es sei,
Misbrauch' es nicht und nimm es hin;
Du wählst ja Schlimm'res mancherlei —
Ein Herz ist immer ein Gewinn.

Und triffst du eines kalt und schlimm,
Ein böses Herz, ein hassend Herz,
Dein Auge sei die Sonne ihm,
Die weiße Blumen lockt im März.
Es ist kein Thal so dürr und graus,
Es wächst ein grüner Halm darin:
Drum streue deine Saaten aus —
Ein Herz ist immer ein Gewinn.

Und hat sich eins dir zugewandt,
Das sich in Spötterwitz ergießt,
Liebkos' es nur mit treuer Hand:
Mild wird ein Herz, das Treu' genießt.
Denn manches ist wol brav und gut,
Doch kränkt' es oft ein böser Sinn:
Drum steht es wol auf seiner Hut —
Ein Herz ist immer ein Gewinn.

Und hast du ach! ein Herz erkannt,
Das nicht mehr Blut zur Wange treibt,
Das sich der Ehr' hat abgewandt,
Sodaß ihm keine Tugend bleibt:
Erscheint dein Geist ihm läuternd Licht,
Und neigt sich's flehend zu dir hin,
O Tugendheld, verstoß' es nicht —
Ein Herz ist immer ein Gewinn.

II. Griechisches Märchen.

Von

Gottlob Schneider.

Nun glänzt in heimlichem Glanze
Der Osten; dort steigt hervor
Eos auf goldenem Wagen,
Aus strahlendem Himmelsthor.

Sie zügelt die eilenden Rosse,
Die eilen geschwind, geschwind,
Schnaubend aus glühenden Nüstern:
Das bringt den Morgenwind.

Was zittern der Göttin die Hände?
Was ist so trüb ihr Gesicht?
Den todten Sohn sucht die Mutter,
Sucht ewig und findet ihn nicht.

Ihn sandt' sie den Troern zu Hülfe,
Da fiel er Achilleus' Hand:
Wo liegt meines Sohnes Leiche
Im fremden, unheiligen Land?

Schnell ist sie vorübergeflogen
Klagend und weinend — und schau:
Ueberall liegen die Thränen,
Der zitternde Morgenthau!

III. Dichterahnung.

Von

Robert Prutz.

Das ist ein köstliches Gefühl,
Wenn zu des Herzens tiefsten Schlägen
Der Seele stummes Saitenspiel
Von neuen Liedern sich will regen.

O wunderseliges Gemisch
Von Furcht und Hoffnung, Lust und Bangen,
Wie Meeresathem mild und frisch
Und heiß wie bräutliches Verlangen!

So muß es wol dem Saatkorn sein,
Verborgen in der Erde Gründen,
Wenn erster Thau und Sonnenschein
Den nahen Frühling ihm verkünden.

Es keimt und quillt und dehnt sich aus
Und wächst und sproßt und keimt aufs neue,
Schon wird zu enge ihm das Haus,
Es sehnt sich nach des Himmels Bläue.

Und leise, leise Träume weh'n
In seine Dunkelheit hernieder,
Von Sommertagen hold und schön
Voll Sonnenglanz und Lerchenlieder:

Wo es wird stehen stolz und stark,
Ein grüner Halm mit schwanken Aehren,
Und wird mit seinem milden Mark
Ein dankbares Geschlecht ernähren. —

O blüh' herauf, herauf auch du,
Mein keimend Lied aus stillem Busen!
Es lächle dir als Sonne zu
Der schaffende, der Blick der Musen!

Zwar weiß ich wol, du wirst verweh'n,
Noch eh' du halb dich erst erschlossen,
Nicht wirst du stolz und ragend steh'n,
Am Boden bleiben deine Sprossen.

Und doch, o neidenswerthes Loos,
Wird dir's so gut nur wie der Blume,
Die einsam blüht in Waldes Schoos,
Zur Freude sich und Gott zum Ruhme!

Literatur und Kunst.

Jugendschriften.

Von Dr. Karl Abel, der sich bereits durch verschiedene Uebertragungen aus dem Englischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, erschien soeben: „Holländische Kinderlieder von Hieronymus von Alphen. Uebersetzt von Dr. Karl Abel". (Berlin, Heinicke). Hieronymus von Alphen wurde 1746 zu Gouda geboren; er starb 1803 als einer der vielseitigsten Gelehrten neuerer Zeit, indem er sowol als Theolog wie als Jurist, als Historiker wie als Aesthetiker durch zahlreiche gediegene Schriften sich die allgemeinste Anerkennung erworben hatte. Auch als Dichter steht er bei seinen Landsleuten in wohlverdientem Ansehen, besonders durch seine religiösen Lieder, von denen viele in die Gesangbücher der reformirten Gemeinden seines Vaterlandes übergegangen sind und noch heute beim Gottesdienst mit Vorliebe gesungen werden. Die eigentliche Grundlage seines Ruhmes aber bilden doch die Kinderlieder; sie sind in Holland selbst unzählige male neu aufgelegt und auch mehrfach ins Französische und Englische übertragen worden. Auch eine deutsche Uebertragung erschien schon früher (bei Bädeker in Essen): doch scheint dieselbe nur wenig bekannt geworden zu sein. Aber auch was die vorliegende Uebersetzung betrifft, so zweifeln wir, ob sie im Stande sein wird, den Alphen'schen Kinderliedern nur einen kleinen Theil jener Beliebtheit zuzuwenden, deren dieselben in ihrer Heimat genießen. Nicht zwar als ob der Uebersetzer seiner Aufgabe nicht genügt hätte; die Bearbeitung ist im Gegentheil gewandt und wohllautend und gibt die eigenthümlich leichte und fließende Sprache des Originals so getreu wieder, wie es einer Uebersetzung nur immer verstattet ist. Wol aber, scheint es uns, besitzen wir in Deutschland selbst zu viel Kinderlieder, welche diesen Alphen'schen Dichtungen an die Seite zu setzen sind, ja die ihnen den Rang streitig machen, als daß diese letztern bei uns auf eine besonders lebhafte Anerkennung zu rechnen hätten. Die Alphen'schen Kinderlieder sind einfach, natürlich, dem jugendlichen Alter angemessen, doch sind sie im Ganzen genommen zu lehrhaft, sie moralisiren zu viel und zu ausdrücklich, es fehlt ihnen jener tiefere poetische Hauch, jenes unbefangene Sichversenken in die Welt des Kindes, durch welche die besten unserer Jugendlieder sich auszeichnen; es ist zu viel Rationalismus darin und zu wenig eigentliche echte Poesie. Dem Verdienst des Uebersetzers soll damit, wie sich von selbst versteht, kein Abbruch geschehen; höchstens könnte man ihm den Vorwurf machen, ein Buch übersetzt zu haben, das dieser Auszeichnung nicht ganz würdig oder für das doch wenigstens bei uns kein rechtes Bedürfniß ist. Für die jungen Mynheers mag diese nüchterne, verständige, lehrhafte, durchweg auf das Praktische gerichtete Dichtung ganz geeignet sein; wir aber, die wir die Kinderlieder von Hey, Güll, Hoffmann von Fallersleben oder innerlich und äußerlich so werthvolle Sammlungen wie die von Volbeding mit Richter'schen Bildern (Leipzig, F. A. Brockhaus) haben — wir, dünkt uns, sind in vollem Recht, wenn wir uns lieber an diese Originale halten, die den Alphen'schen Kinderliedern in der That soweit überlegen sind wie die deutsche Poesie der holländischen überhaupt.

Demselben oder doch einem nahverwandten Gebiete gehört eine andere Neuigkeit an, die soeben bei Brandstetter in Leipzig erschienen ist: „Biographische Miniaturbilder. Zur bildenden Lectüre für Jung und Alt verfaßt von A. W. Grube. Erster Band, erste Abtheilung." Hr. Grube gehört bekanntlich zu den geschätztesten Jugendschriftstellern der Gegenwart; zahlreiche Schriften aus den verschiedensten Gebieten der pädagogischen Literatur geben Zeugniß sowol für seine praktische Erfahrung wie für seine schriftstellerische Gewandtheit. Leider scheint die letztere ihn neuerdings zu einer Thätigkeit zu verführen, die mehr in die Breite als in die Tiefe geht; Hr. Grube benutzt den erworbenen Ruf zu sehr als ein Capital, aus dem er möglichst hohe Zinsen zu schlagen sucht, übersieht dabei jedoch, daß er auf diesem Wege leicht dahin kommen kann, das Capital selbst einzubüßen. Auch das vorliegende Werk scheint, nach diesem Anfang zu urtheilen, seinen Ursprung mehr einer industriellen Berechnung als einem wirklichen innerlichen Bedürfniß zu verdanken; es ist sehr oberflächlich gearbeitet und entspricht nur zum kleinsten Theil Dem, was bei einer sorgsamern Ausführung erreicht werden konnte und was auch wol dem Verfasser selbst ursprünglich vorgeschwebt hatte. Biographische Schilderungen aus dem Leben verdienter und denkwürdiger Männer sind ganz gewiß eins der wichtigsten Bildungsmittel sowol für die eigentliche Jugend als auch für das Volk im Allgemeinen: und insofern ist der Zusatz auf dem Titel „Für Jung und Alt" vollkommen berechtigt. Auch darin sind wir mit dem Hrn. Verfasser einverstanden, daß er „Miniaturbilder" geben will „ebenso fern von Kürze wie von buntem Notizenkram". Doch ist damit weder die Oberflächlichkeit gerechtfertigt, welche die meisten dieser Schilderungen kennzeichnet, noch vermögen wir die Auswahl zu billigen, welche der Verfasser in dem vorliegenden Bande getroffen hat und die mit den pädagogischen Zwecken, die er doch nach seinem eigenen Eingeständniß verfolgt, nur zum kleinern Theil vereinbar ist. Das Buch enthält nämlich biographische Skizzen von Kepler, Kant, Heim, Spener, Rauch, Heine, Werner, Frauenhofer — mit allen diesen kann man vollkommen einverstanden sein und nur in Betreff der Ausführung bleibt zu bedauern, daß der Verfasser größtentheils auf sehr unzulängliche Quellen beschränkt war, sodaß der Leser z. B. über Rauch, Werner ꝛc. und ihre Lebensschicksale nicht viel mehr erfährt als in jedem Conversationslexikon zu lesen steht. Daneben aber enthält das Buch auch Lebensabrisse von Lavater, Rafael Mengs, Angelica Kauffmann, Beethoven, Mendelssohn-Bartholdy, Nikolaus Lenau, Seydelmann und Steffens: interessante und denkwürdige Männer, ganz gewiß, aber schwerlich solche, deren Leben und Wirksamkeit der Jugend durchweg verständlich und angemessen ist. Natürlich liegt darin für die Betreffenden selbst kein Vorwurf; man kann ein sehr großer Dichter sein wie Nikolaus Lenau, oder ein sehr großer Musiker wie Beethoven oder ein sehr interessanter Rhetor wie Steffens, ohne sich darum zum Mustermenschen für Volks- und Jugendbibliotheken zu eignen. Auch hat der Verfasser sich stellenweise in der That nicht anders helfen können als durch eine Schönfärberei, die weder mit der geschichtlichen Wahrheit noch (was damit zusammenhängt) dem Zweck einer vernünftigen Erziehung, deren oberstes Grundgesetz natürlich immer die Wahrheit sein muß, in Einklang steht; man vergleiche z. B. das Leben Lavater's oder Nikolaus Lenau's, wie es hier

dargestellt wird, mit den bekannten historischen Thatsachen und frage sich dann, was ein Leser, der Lavater oder Nikolaus Lenau nur aus dieser Quelle kennt, wol eigentlich überhaupt von ihnen kennt. Das ganze Buch trägt das Gepräge der Eilfertigkeit, mit der es allem Vermuthen nach entstanden ist; je weiter der Verfasser vorrückt, je abgerissener und flüchtiger werden seine Schilderungen; in der Biographie Rauch's wird eine halbe Seite mit den Namen der Feldherren ꝛc. auf dem Fußgestell des berliner Friedrichsdenkmals ausgefüllt, eine Angabe, die, wenigstens in dieser Nacktheit, vielleicht in ein Reisehandbuch, aber ganz gewiß nicht in eine biographische Mustersammlung gehört; ja die letzten Bogen des Bandes weiß der Verfasser nicht anders zu füllen, als daß er aus Steffen's „Was ich erlebte“ eine Reihe abgerissener zusammenhangloser Stellen zusammenrafft — freilich eine bequeme Manier, bei der es leicht ist, jährlich mit so und soviel Bänden auf dem Büchermarkt zu erscheinen.

Dagegen verdienen die „Illustrirte geographische Bilder aus Preußen. Schilderungen aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben. Herausgegeben von Friedrich Körner, Oberlehrer an der Realschule zu Halle“ (Leipzig, Spamer) deren erster Band, „Bilder aus Brandenburg und Preußen“ enthaltend, zugleich den fünften Band von „Das Vaterlandsbuch“, herausgegeben unter Mitwirkung von Director Dr. Vogel in Leipzig, Schulrath Joseph Wenzig in Prag und dem ebengenannten Friedrich Körner bildet, auch von Seiten der Selbständigkeit und Gediegenheit der Forschung die lebhafteste Anerkennung. Der Plan des gesammten Unternehmens ist, wenn wir uns recht erinnern, schon früher in diesen Blättern besprochen worden; wird er durchweg mit dem Fleiß und der Umsicht ausgeführt wie in dem vorliegenden Bande, so wird „Das Vaterlandsbuch“ dereinst unserer populären Literatur zur dauernden Zierde gereichen. Auch die künstlerische Ausführung der zahlreichen Illustrationen verdient in den meisten Fällen alles Lob und zeigt aufs neue, zu welchem hohen Grade von Vollkommenheit der Holzschnitt in jüngster Zeit bei uns gediehen ist.

Schließlich wollen wir hier noch eines Büchleins gedenken, welches, obwol für jugendliche Kreise bestimmt, doch auch für Erwachsene manches Erheiternde und Anregende enthält: „Neckräthselbuch von Dr. Franklin von Ensfurt. Räthselfragen und Volksräthsel zur Lust und Lehr“ für das reifende, begreifende Jugendalter von 10 bis 1000 Jahren. Mit vielen unsichtbaren Stichen und Schnitten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage“ (Frankfurt a. M., Druck und Verlag von H. L. Brönner). Der Verfasser (es ist, wie Kundige leicht errathen, der auch sonst als Jugendschriftsteller bekannte Karl Enslin in Frankfurt a. M.) hat mit großem Geschick eine erstaunliche Menge theils selbsterfundene, theils alte, im Munde des Volks umgehende Scherzräthsel und launige Einfälle zusammengestellt. Daß unter den erstern, den selbsterfundenen, sich manches Mindergelungene befindet, wird Niemand befremden; der Witz läßt sich bekanntlich nicht commandiren und wo Räthsel haufenweis nach dem Schema erfunden werden sollen, muß nothwendig manches Frostige und Unbedeutende mit unterlaufen. Im Ganzen jedoch enthält auch diese Abtheilung manches recht Gelungene. Der Verfasser ist ein treuherziger Schalk, der es gar gut versteht, sich zu der eigenthümlichen Denkweise der Jugend herabzulassen und in liebenswürdiger Naivetät fröhlich mit dem Fröh-

lichen zu sein. Dagegen ist diejenige Abtheilung des Buchs, die aus ältern volksthümlichen Quellen zusammengestellt ist, durchweg vortrefflich; es sprudelt in diesen kurzen neckischen Sätzen eine Fülle des köstlichsten Humors und nicht blos Kinder werden sich daran ergötzen, sondern auch Lesern mit grauem Kopf darf die Sammlung empfohlen werden, selbst auch in wissenschaftlicher Hinsicht, insofern sie manches culturgeschichtlich Interessante und Merkwürdige enthält. Sollte das Buch, wie wir nicht zweifeln, noch eine dritte Auflage erleben, so möchten wir dem Herausgeber rathen, den Reichthum seiner Mittheilungen einigermaßen zu sichten; das wahrhaft Interessante und Werthvolle darunter, das schon jetzt den bei weitem größten Theil der Sammlung bildet, wird dann noch deutlicher hervortreten und mithin auch die Totalwirkung des Buchs noch angenehmer und vortheilhafter sein. mmr.

Sagenforschung.

Als wir in unserer vorletzten Nummer E. Heusinger's „Sage und Geschichte aus den Sachsenländern" besprachen, konnten wir bei aller Anerkennung der patriotischen Zwecke, welche der Herausgeber des genannten Werks verfolgt, doch nicht umhin, unser Bedauern darüber auszusprechen, daß es ihm zu sehr an eigentlicher gelehrter Vorbildung und strenger wissenschaftlicher Methode gebricht, um seinem Buch auch in dieser letztern Hinsicht das Interesse zu verleihen, das es als Unterhaltungsschrift in der That in Anspruch nimmt. Jetzt liegt uns ein Werk verwandten Inhalts vor, das auch in Betreff der gelehrten Behandlung und der wissenschaftlichen Methode als ein wahres Muster bezeichnet werden darf. Das sind die „Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert von Ernst Ludwig Rochholz", von denen soeben der erste Band bei Sauerländer in Aarau erschienen ist. Der Verfasser, dessen Name allen Freunden unserer ältern Literatur durch seine „Eidgenössische Liederchronik" ꝛc. seit langem wohlempfohlen ist, bietet uns darin die Frucht vieljähriger liebevoller Forschung und einer Gelehrsamkeit, die alle Zweige der Wissenschaft, die hier irgend in Betracht kommen, selbständig beherrscht. Einer so geschickten und kundigen Hand ist es denn gelungen, Schätze zu entdecken, von denen kaum irgend Jemand eine Ahnung hatte. Als die Brüder Grimm im Jahre 1818 ihre „Deutsche Sagen" erscheinen ließen, war das Aargau darin mit zwei Stücken vertreten; aus demselben Gebiet bringt der vorliegende Band weit über zweihundert Sagen, der noch in Aussicht stehende zweite Band wird ebenso viel bringen, sodaß alsdann, Dank dem unermüdlichen Fleiß des Herausgebers, das Aargau allein zur Literatur der deutschen Sage ein Contingent von ziemlich 500 Nummern gestellt haben wird — und das Alles aus einem Ländchen, das noch nicht volle 26 Quadratmeilen mißt! Wir behalten uns vor, nach Vollendung des Werks ausführlicher darauf zurückzukommen, wobei namentlich die vielen höchst lehrreichen Winke über Zusammenhang, Ursprung und Bedeutung der einzelnen Sagen, welche der Verfasser in den Anmerkungen mittheilt, hervorzuheben sein werden; für heute begnügen wir uns, indem wir alle Freunde der deutschen Sagenforschung auf dies interessante und wichtige Werk aufmerksam machen, aus der umfangreichen Einleitung, welche der Verfasser demselben vorangeschickt hat, zwei Stellen hervorzuheben,

in denen er sich über Absicht und Entstehung seines Unternehmens selbst in höchst liebenswürdiger Weise ausspricht. In der ersten dieser Stellen rechtfertigt er den streng localen Charakter, den er seiner Sammlung gegeben hat. „Die Selbstbeschränkung", heißt es hier, „ist der wesentliche Charakter einer Sagensammlung, aus dem örtlichen Heimatsboden saugt sie ihre Körperkraft, ihre Gedächtnißschärfe, Anschaulichkeit und Geisteswahrheit. Die Naturtreue, auf die sie sich stützt, ist ihrem eigenen Begriffe nach ohnedies niemals etwas blos Locales und Beschränktes. Die Sage hat dies mit dem Volksliede gemein, dessen Echtheit auch nur in der örtlichen Abkunft liegt, und dessen Verständniß doch der ganzen Nation angehört. Damit allein documentirt sie sich, wenn sie den Ursprungsschein aller ihrer Güter bei den Grenzwächtern vorweisen soll, welche die Marken unsers wissenschaftlichen Zollvereins hüten. Die ganz unberechenbare Ausgemachtheit der Sätze des alten Volksglaubens und das ans Wunderbare reichende Erinnerungsvermögen, mit welchem derselbe an Ort und Stelle ausgedauert hat, diese unveränderliche Ueberlieferung und tausendfache Uebereinstimmung gibt der Sage eine Würde, mit der sie nicht nur jeden Versuch, sie poetisch auszuschmücken, weit übergipfelt, sondern mit der sie zugleich auch jeder rationalistischen und historisirenden Verwendung siegreich Trotz bietet". Und sodann einige Seiten weiter, wo der Verfasser sich über die Entstehung seines Buchs sowie über die persönlichen Beziehungen, die ihn mit dem Stoff verknüpfen, ausspricht. „Der Verfasser", sagt er, „ist weder Aargauer, noch Schweizer. Seine Mitbürger waren Platen, Schmeller und Panzer, Namen, die seinem Freundesherzen vollauf genügen. Aber er bewohnt schon seit 20 Jahren das Aargau und hat diese lange Zeit ausschließlich darauf verwendet, die Sitte, Sage und Sprache der alemannischen Schweiz kennen und wissenschaftlich fassen zu lernen. Es ist leicht einzusehen, was ihn dazu veranlaßte. Der patriotische Eifer wächst in der Fremde. Nie erscheint die Heimat begehrter, als wenn man sie entbehrt. Wen da innerer Sinn und Eifer treibt, der wird unter dem benachbarten, blutsverwandten Volke sich immer wieder auf ein Gebiet geführt sehen, auf dem es kein Ausland, keine provinzielle Scheidewand gibt, wo alle Arbeiter gleichberechtigt und nach ihren Kräften auch gleich belohnt sind. Dieses neutrale Gebiet ist eben das der Sprache und Mythe. Am fremden Sprachgebrauch entdeckt sich schärfer der Grund unserer eigenen Denk- und Ausdrucksweise, und begründeter läßt anderer Glaube und Brauch den unserer eigenen Landschaft vors Auge treten. Aus gleichen Gewohnheiten zweier sich sonst entfremdeten Länder schließen wir mit Recht auf ursprünglich gleiche Natur- und Lebensverhältnisse beider, also werden beide Länder sich auch einen übereinstimmenden Märchen- und Sagenkreis beiderseits erzeugt haben. Durch die lange Reihe der Aberglaubenssätze hindurch, bis in den unscheinbaren Kinderreim hinab, bis auf die ähnliche Form hinunter, die man dem Festbrote an altüblichen Feiertagen gibt, läßt sich dieses Gleichniß weiter verfolgen. Und so finden wir mit freudiger Ueberraschung in der älternlosen Fremde oft die süßesten Bilder unserer Jugendzeit unvermuthet alle am Leben.... Wir gehorchen einem gemüthlichen und einem wissenschaftlichen Drange zugleich, wenn wir solchen Erfahrungen ein Andenken stiften. Aus Betrachtern und Zuhörern werden wir unabsichtliche Nacherzähler, und in der Freude über die Gewinnste, die uns auf fremdem

Boden geglückt sind, halten wir sie für wichtig genug, sie mit unserer Nation theilen zu dürfen. Es fühlt sich wie ein besonderes Glück, so mit dem Volke von Angesicht zu Angesicht über seine altreligiösen Symbole verkehren zu können; so Vielerlei gehört und erfahren zu haben aus dem aufrichtigsten Vertrauen guter Menschen, so oftmals ihnen ins junge oder alte Herz geblickt und eine große Welt darinnen gesehen zu haben, die um soviel Glauben, Trost und Demuth reicher ist, je weniger dessen ihr von außen her zutheil wird.... Und so hat den Sammler auf seinen Gängen gar oft das Wohlgefühl begleitet, das aus dem Goethe'schen Spruche redet:

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Möge denn dem würdigen Verfasser ungestörte Gesundheit des Körpers und Frische des Geistes vergönnt sein, das rühmlich begonnene Werk zu vollenden! Und möge demselben nicht blos in der schweizerischen Heimat, sondern auch bei der deutschen Wissenschaft im Allgemeinen die Anerkennung zutheil werden, auf die es durch den Reichthum und die Gediegenheit seines Inhalts so gerechte Ansprüche hat! R. P.

Geschichte.

Reisende, welche die schönen Herbsttage, auf die wir Alle ja noch hoffen, etwa zu einem Ausflug nach Thüringen benutzen wollen, machen wir aufmerksam auf ein Werkchen, durch das einer der malerischsten und historischdenkwürdigsten Punkte des gesegneten Landes in höchst ansprechender Weise erläutert wird: „Die Veste Koburg. Bearbeitet von Benno von Zehmen, Hauptmann im herzoglichen Regiment. Mit einem Plan der Festung und einer Ansicht des innern Festungshofes“ (Gotha, Scheube). Wann die Veste Koburg gegründet worden, darüber fehlt es an bestimmten Nachrichten; doch fallen die ersten Anfänge vermuthlich bereits in die Zeit Karl's des Großen. Späterhin gehörte sie den fränkischen Königen, bis sie 990 von Kaiser Otto III. mit den Fürstenthümern Koburg und Saalfeld an Ehrenfried, Pfalzgraf zu Aachen oder wie Andere wollen an Eppo von Lothringen zu Lehen gegeben ward. Nach verschiedenen Wechselfällen gelangte sie 1232 an die Grafen von Henneberg, denen sie bis 1347 verblieb, wo sie durch Heirath an das Haus Sachsen kam, dem sie dann bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Aus der spätern Geschichte der Festung sind besonders der Bauernkrieg, wo sie sich gegen die andrängenden Horden tapfer vertheidigte, ferner der Aufenthalt Luther's vom April bis October 1530, endlich die wiederholten Belagerungen im Dreißigjährigen Kriege auszuzeichnen. Seit 1549 hatte sie aufgehört Residenz zu sein; nach dem Dreißigjährigen Kriege verlor sie auch ihre militärische Wichtigkeit und gerieth im Lauf des vorigen Jahrhunderts in tiefen Verfall, bis endlich Herzog Ernst, der Vater des gegenwärtigen Regenten, im Jahre 1838 mit Beihülfe des bekannten Heideloff die Wiederherstellung begann, die dann unter seinem Nachfolger, dem kunstsinnigen Herzog Ernst II., fortgesetzt und zu einem wenigstens vorläufigen Abschluß gebracht ist. Der Verfasser der vorliegenden

Schrift hat, als Militär, die kriegsgeschichtlichen Ereignisse, welche die alte Veste betroffen, vielleicht mehr als billig in den Vorgrund gerückt und dagegen die allgemeinen historisch-politischen sowie namentlich die kunstgeschichtlichen Beziehungen, die sich an dieselbe knüpfen, einigermaßen vernachlässigt. Indessen ist Das, was er geliefert, fleißig und gründlich gearbeitet und auch die einzelnen Kriegsabenteuer selbst, von denen er berichtet, sind unterhaltend genug, nicht blos in kriegsgeschichtlicher, sondern namentlich auch in culturgeschichtlicher Hinsicht, sodaß das Buch, außer seinem nächsten Zweck, als wohlunterrichteter Führer für die Besucher der Burg zu dienen, auch von den Freunden und Kennern unserer ältern Sittengeschichte nicht ohne Nutzen wird gelesen werden. Vss.

Correspondenz.

Aus Stralsund.

Mitte August 1856.

Kr. Schon wieder etwas Neues aus der ultima Thule, woher uns ja erst vor wenigen Wochen, erst Ende Juli berichtet ward? So mögen Sie und die Leser Ihres Blattes fragen, da dergleichen „Ueberstürzungen" von hier Ihnen eben nichts Gewohntes sind. Indessen ist es auch eben nichts Neues, was diese Zeilen bringen, sondern nur eine kleine Gegenrede, dem Julicorrespondenten gegenüber; zunächst in Betreff der beabsichtigten Eisenbahnverbindung zwischen Greifswald und Passow oder Angermünde. Es wäre ein Irrthum, die Ausführung dieser Bahn schon als gesichert anzunehmen; das ist sie keineswegs, ja nach neuern Nachrichten aus Stettin ist sogar die Wahrscheinlichkeit, wenigstens auf eine geraume Zeit, verschwunden. Es ist ferner ein sehr erheblicher Irrthum, daß der Bau der schon vor drei Jahren concessionirten directen Berlin-Stralsunder Bahn irgendwie abhängig sei von jener beabsichtigten Greifswalder-Passower oder richtiger Stettin-Pasewalk-Greifswalder Zweigbahn, welche demnächst zwar auch über Passow oder Angermünde nach Berlin trachtet, aber auf so erheblichem Umwege und durch ein so ganz anderes Gebiet, daß die durch die Mitte Vorpommerns, Mecklenburg-Strelitz und den Templiner Kreis vorbereitete directe Bahn zu jener Umwegsbahn eigentlich gar keine Beziehung hat. Wer die Verhältnisse der Eisenbahnfrage für ganz Vorpommern etwas näher kennt als der Julicorrespondent, wird nicht erwarten, daß Stralsund sich den greifswalder Projecten anschließen könne und werde, bevor die weit wichtigere directe Berlin-Stralsunder Bahn zur Ausführung gesichert und jedes weitere Bedenken beseitigt sein wird. Beiden Projecten fehlt es zur Zeit noch an den Geldmitteln. Für die Berlin-Stralsunder Bahn ist, vorläufig nur im Bahngebiet, bei den zunächst Betheiligten eine Actienzeichnung eröffnet worden; diese hat namentlich in den an der Bahn liegenden Städten eine lebhafte Theilnahme erregt (es soll — Berlin ausgeschlossen — über eine Million von den Communen und Bewohnern der Städte gezeichnet sein). Bei den Gutsbesitzern, deren Interessen bei dieser Bahn vorzugsweise betheiligt sind, geht es, wie mit Allem in Pommern und Mecklenburg, mit der Actienzeichnung nur lang-

sam vorwärts; doch dürfte mit Unterstützung des Hofes in Neu-Strelitz, der, gleich dem preußischen Staate, bei dieser Bahn durch Domänen und Forsten ganz außerordentlich interessirt ist, ein hinlängliches Capital gesichert werden können, um das Ziel zu erreichen. Viele Grundbesitzer kehren erst jetzt von ihren Sommer- und Badereisen zurück und haben eine sehr gesegnete Ernte in Empfang zu nehmen, wodurch denn auch der Muth steigen wird, zur Beschleunigung der Ausführung der für sie sehr wichtigen Bahn ihre sehr erheblichen Capitalkräfte etwas mehr anzustrengen, als sie infolge der vorjährigen sehr schlechten Ernte bisher geneigt waren.

Was die von dem Julicorrespondenten erwähnte Generalkirchenvisitation betrifft, so hatte der Hr. Jaspis hier gerade auch nicht mit lauter geschliffenen Edelsteinen zu thun; rohe Feldsteine sind in den norddeutschen Strandgegenden häufiger. Dazu kommt noch, daß der für gute Saat sonst hier sehr fruchtbare Boden doch für die Lehre vom persönlichen Teufel und für ähnliche dürre Dogmen nicht sehr empfänglich ist und auch niemals war. Schon im Jahre 1407 wurden hier drei Pfaffen, als Verräther der Stadt und heimliche Anhänger des überstrengen Curd Borow, Archidiaconus von Tribsees, auf öffentlichem Markte, unter Anführung eines gewissen Kramer, lebendig verbrannt. Als später Pfaffenunfug die heiligsten Gefühle eines Luther und des ganzen deutschen Volks empörte, da erhob sich gerade hier der Widerstand überaus kräftig und würdig; die Gotteshäuser wurden, wenn auch etwas stürmisch, doch ohne Grausamkeit gegen die römisch-katholischen Geistlichen gereinigt, obwol diese eifrigst versucht hatten, die Stadt den päpstlichen Bannstrahl empfindlich fühlen zu lassen und deren Straßen unter Verwünschungen mit einem Pfluge zu durchfurchen. In Stralsund ward, in hanseatischer Selbständigkeit, eine der ersten evangelischen Kirchen- und Schulordnungen eingesetzt und trotz vieler Anfechtung von Seiten des Landesherrn aufrechterhalten. Es kam deshalb bald zu Kirchen- und Landtagen, endlich aber, nachdem Herzog Philipp Julius im Jahre 1612 mit einer Kirchenvisitation gewaltsam in die Rechte der Stadt eingedrungen, zu einem Erbvertrage (1615), worin für immer festgestellt ward, daß ein landesherrlicher Generalsuperintendent von Regierungswegen und zwar unter Zuziehung der Landstände nur in dem Falle einzuschreiten Macht haben solle, wenn Rath und Bürgerschaft mit der städtischen Geistlichkeit die Augsburgische Confession von 1530 nicht aufrechterhalten könnten. Im Besitze dieses Rechtes befindet sich die Stadt noch jetzt und hat dasselbe, bei Zulassung des auch nur zur Information angesonnenen Besuchs des Generalsuperintendenten Jaspis, protokollarisch gewahrt. Diesen „Besuch zur Kenntnißnahme" in eine förmliche Kirchen- und Schulvisitation umzuwandeln, war daher ein gewagtes Unternehmen, das denn auch vollständig mislungen zu sein scheint; man hat sich seitens der Visitatoren mit vielem Predigen, scharfem Examiniren der Geistlichen, öffentlichem Befragen der Gemeinden — auch mit einer Teufelspredigt — gewaltig abgemüht, doch ohne dabei den Samen christlicher Liebe ausgestreut zu haben. So wenigstens scheint hier die allgemeine Stimme zu lauten; vielleicht hat aber dabei das Misbehagen über versuchtes Eindringen in anerkannte vertragsmäßige sehr wichtige Stadtrechte — nicht etwa veraltete Satzungen — mitgewirkt. Einzelne Ausbrüche dieser Stimmung sind allerdings zu beklagen.

Die in Berlin ausgestellt gewesenen, von Sr. Majestät dem Könige der hiesigen St.-Marienkirche geschenkten, über 80 Fuß hohen und 17 Fuß breiten gemalten Kirchenfenster, sowie der in Berlin für Rechnung der St.-Nicolaikirche restaurirte Altarschrein mit kunstvoll geschnitzten Bildern sind hier angekommen. Dieser, bereits in der Aufstellung begriffen, stellt die Hauptscenen aus des Heilands Leben, namentlich die Kreuzigung dar, wobei denn auch ein personificirter ganz abscheulicher Teufel erscheint, der mit der Seele des Schächers davonfliegt.

Aus Siebenbürgen.

August 1856.

S. F. Sie haben mir, Herr Redacteur, gütigst gestattet, Ihren Lesern als Nachtrag zu meiner neulichen Correspondenz noch Einiges aus Siebenbürgen erzählen zu dürfen und ich mache von dieser Erlaubniß Gebrauch, solange mir noch die Freiheit von Amtsgeschäften Lust und Zeit dazu gewährt.

Es ist bei dem heutigen Zustande der Verkehrsmittel beinahe unglaublich, wie in jeder Beziehung falsche Vorstellungen und Ansichten über Siebenbürgen in Deutschland allenthalben noch herrschen. Ehe ich vor nun beinahe einem Jahre meine Reise hierher antrat, ließ ich es mir angelegen sein, mich soviel irgend möglich von den hiesigen Verhältnissen zu unterrichten und suchte deshalb, von der Unzuverlässigkeit des größten Theils der betreffenden gedruckten Reiseberichte zum voraus überzeugt, mehrfach Männer auf, die wissenschaftliche Zwecke selbst nach Siebenbürgen geführt hatten. Ich muß gestehen, daß ihre Schilderungen hiesigen Lebens und Treibens keineswegs geeignet waren, irgendwelche frohe Erwartungen in mir zu erwecken; das gesellige Leben in den Städten sollte auf einer noch sehr niedern Entwickelungsstufe stehen, das Landvolk sich durch Unwissenheit und Roheit auszeichnen, Stege und Wege durch Räuber und reißende Thiere unsicher gemacht sein. Allein dem Himmel sei Dank, die Wirklichkeit, die ich zunächst bei meiner Herkunft kennen lernte, hat jene Berichte fast durchgängig Lügen gestraft. Was das gesellige Leben in den Städten anbetrifft, so habe ich mich darüber bereits neulich ausgesprochen; dem Landvolke und seiner Bildung werden die nachfolgenden Zeilen zum größten Theile gewidmet sein; von Räubern ist, Dank der trefflichen, den hiesigen Verhältnissen mit seltener Einsicht angepaßten Organisation der Gendarmerie, längst keine Rede mehr. Es blieben mithin nur die reißenden Thiere — Bären und Wölfe — übrig, und da ist denn freilich nicht in Abrede zu stellen, daß in Anbetreff der Ausrottung derselben noch Manches geschehen muß. Aber dennoch gehört es zu den allerseltensten Fällen, daß ein Mensch von ihnen angefallen wird. Mir ist seit meinem Hiersein nur Ein solcher Fall zu Ohr gekommen, wo bei Gelegenheit einer Treibjagd auf den von Bären besonders frequentirten, theilweise im Gebirge gelegenen Gütern eines Barons Löwenthal ein Jäger sich durch eigene Unvorsichtigkeit eine glücklicherweise nicht lebensgefährliche Verletzung zuzog. Daß die Heerden, besonders in den Gebirgsgegenden, viel von Raubthieren zu leiden haben, kann nicht in Abrede gestellt werden, und scheint es, daß die häufig auf dieselben im großartigsten Maßstabe angestellten Treibjagden ein durchaus nicht zweckmäßiges Mittel zu ihrer Vertilgung

sind. Vielmehr wird und kann diese nur erfolgen, wenn nachsichtigere Waffen- und Jagdgesetze als die augenblicklich bestehenden den Landbewohner und Hirten in den Stand setzen, allenthalben sein Gewehr mit sich zu führen. Denn diese Gattung von Leuten trifft bei ihren Beschäftigungen in Wald und Feld weit häufiger auf Raubthiere, als man sie auf Treibjagden zu sehen bekömmt; ich selbst habe bereits mehren der letztern beigewohnt, die völlig resultatlos blieben. Das beiläufig.

Nun also zum Landvolk. Das siebenbürgische Landvolk deutschen Ursprungs, Sachsen genannt, steht dem ungarischen, römischen und szeklerischen, was geistige Bildung anbetrifft, ohne Zweifel weit voran. Die evangelische Geistlichkeit (alle Sachsen sind Evangelische) nimmt sich schon seit Decennien des ihr untergeordneten Volksschulwesens mit so regem Eifer und so thätiger Hingebung an, daß die hiesigen Dorfschulen sich denen in Deutschland fast durchgängig an die Seite stellen dürfen; deutsche Bauern, die des Lesens und Schreibens unkundig sind, gehören zu den Seltenheiten; ja ich habe in dem Ortsvorstande mancher deutschen Gemeinde (Gräf genannt) Leute angetroffen, die mit der Feder so vertraut umzugehen wußten, wie man es von einem Bauern kaum erwarten konnte. Die Geistlichen der deutschen Dörfer haben eine ebenso eigenthümliche als einflußreiche Stellung; von ihnen vorzüglich hängt das Thun und Lassen der ganzen Gemeinde ab und in vielen Fällen sind sie das Mittelglied, durch welches die Behörden auf die Bevölkerung des platten Landes einwirken. Jede Gemeinde in Stadt und Land wählt ihren Seelsorger selbständig durch Stimmenmehrheit und auf Lebenszeit aus einer Anzahl von sechs ihr präsentirten Candidaten, theils Pfarrern anderer Gemeinden, theils Gymnasiallehrern. Die Besoldung des Pfarrers besteht außer den geringen Stolgebühren und der Nutznießung der Kirchenäcker aus dem Ertrage des Zehnten, hier besser des Dreizehnten, den ihm seine Kirchenkinder vom Wein, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Kukuruz, Hanf u. s. w. entrichten. So ist denn natürlich je nach der Größe der Gemeinde das Einkommen verschiedener Pfarrer sehr verschieden; in Normaljahren mag es auf den geringern Stellen etwa 600, auf den besten aber bis 5000 Gulden Conventionsmünze betragen. Augenblicklich geht man in Wien damit um, den Zehnten zu beseitigen und an seiner Stelle eine verhältnißmäßige fixe Besoldung zu setzen; nur ist man noch nicht einig, ob der Zehnten dabei als Kirchensteuer oder als Grundlast zu betrachten. Die Wohnung des Pfarrers und deren Instandhaltung hat die Gemeinde zu besorgen. Wo irgend möglich liegen Kirche und Pfarrhaus auf einem erhabenen Punkte; auch ist erstere beinahe überall mit einer Mauer umgeben, hinter der in frühern Zeiten die Dorfbewohner bei plötzlichen Türkenüberfällen Schutz suchten.

Die Wohnungen der Bauern gleichen meist eine der andern vollständig: lange mit Stroh oder Schindeln, bisjetzt nur selten mit Ziegeln gedeckte Häuser ohne Stockwerk, die schmale Fronte gegen die Straße gekehrt und mit zwei kleinen Fenstern und der Hausthür versehen, vor der sich eine gegen den Regen schützende Galerie hinzieht. Die meisten Bauernhäuser enthalten nur ein Zimmer, von dem der Ofen wieder einen bedeutenden Theil in Anspruch nimmt; an den Wänden ist dasselbe mit allen möglichen Wirthschaftsgeräthen und Kleidungsstücken in bunter Ordnung ver-

ziert. Die Viehställe befinden sich meist dicht daran, im hintern Theile des Hauses. Beinahe jeder Bauer hält Pferde, daneben selbstverständlich Ochsen und Kühe, häufig Büffelkühe, welche letztere weit nutzbringender sein sollen als die weißen ungarischen; Schweizerkühe sind beinahe unbekannt. Im Allgemeinen zeichnet der Bauernstand sich durch Fleiß und Thätigkeit aus, ein Umstand, aus dem sich auch die durchschnittliche Wohlhabenheit desselben erklärt; einzelne Dörfer, wie z. B. das dicht bei Bistritz gelegene Budak sind sogar reich zu nennen. Freilich verdankt vielleicht gerade dieses seinen Reichthum einer nicht eben erfreulichen, leider aber öfters wiederkehrenden Erscheinung. Gerade in Budak nämlich herrscht oder besser grassirt das unglückselige sogenannte Zweikindersystem. Die Bauern halten es hier für schimpflich und zigeunerhaft, viele Kinder zu haben, indem ihr Besitz dadurch in zu viele Theile zersplittert wird; dies zu verhindern, greifen sie zuweilen sogar zu den unerlaubtesten und schmachvollsten Mitteln. Die Folgen dieses verderblichen Systems zeigen sich denn auch in Budak, trotz alles Reichthums, sehr deutlich: die Einwohnerzahl des Orts nimmt stetig ab, ganze Häuser stehen leer, wie denn überhaupt dieser unselige Wahn nach und nach auf das gesammte Deutschthum in Siebenbürgen die verderblichsten Einwirkungen ausüben kann. Neben den eigentlichen Bauern existiren in beinahe allen Dörfern sogenannte Neubauern, früher wandernde Zeltzigeuner, die man, wie es im Laufe der Zeit mit allen beabsichtigt wird, gezwungen hat, sich fest anzusiedeln. Doch sind nur die wenigsten von ihnen wirkliche Ackerbauer; die meisten treiben das Schmiede-, Schuster- oder ein anderes Handwerk. Ihre Kinder sind wie alle übrigen des Dorfes gezwungen, vom 6.—15. Jahre die Schule zu besuchen, wo sie Deutsch reden, lesen und schreiben lernen. Weil aber die alten Zigeuner der deutschen Sprache nicht mächtig sind, bedienen sich die sächsischen Geistlichen bei Begräbnißreden u. s. w. von Neubauern meist der romanischen (walachischen) Sprache, deren hierzulande neben der deutschen und ungarischen die große Mehrzahl mächtig ist. Die allgemein übliche Sprache des Landvolks und eines großen Theils der Städter ist die sogenannte sächsische, eine Art Plattdeutsch, das zwar, als naturwüchsig vorhanden, seine sprachliche Berechtigung hat, von dem aber Niemand, auch nicht der eingefleischteste Siebenbürger, wenn er sonst unbefangen ist, behaupten wird, daß es eine irgendwie angenehme oder wohlklingende Mundart sei. Dieses Sächsisch wird nicht nur in den verschiedenen Kreisen, sondern auch in den verschiedenen Gemeinden so verschieden gesprochen, daß, cum grano salis verstanden, jener Herr nicht Unrecht hatte, der bemerkte, man spreche Sächsisch, sobald man nur an die Stelle des im Hochdeutschen vorhandenen irgendeinen beliebigen andern Vocal setze und nebenbei die Worte möglichst willkürlich verrenke und verkürze. „Es't Milly ku?“ höre ich eben vor meinem Fenster fragen, und der Leser erräth schwerlich, daß dies heißen soll: „Ist die Emilie gekommen?“ Uebrigens existirt eine recht gute Sammlung alter Lieder im sächsischen Dialekt von dem hierzulande rühmlichst bekannten Gelehrten und Sprachforscher Schuller, einem Manne, der überhaupt um das sächsische Schul- und Unterrichtswesen die größten Verdienste hat. Die Tracht der Bauern ist von der der norddeutschen wenig verschieden, einfach und den hiesigen Verhältnissen angemessen. Höflichkeit ist ihnen durchgängig so eigen, daß man in Betreff ihrer das deutsche

Sprichwort „grob wie ein Bauer" geradezu mit dem „höflich wie ein Bauer" vertauschen möchte.

Es sollte mich aufrichtig freuen, sollte ich durch diese Skizzen, die ich sine ira et studio niederschrieb, irgendwie zur Beseitigung verjährter Vorurtheile und irriger Ansichten über ein Land beigetragen haben, welches, wenn in wenigen Jahren die Eisenbahnen seine Grenzen Deutschland näher gerückt haben werden, mit seinen zahlreichen Heilquellen, seinen Bergen, Thälern und Wäldern gewiß das Reiseziel Manches werden wird, dem es Bedürfniß ist, sich einmal aus der blasirten Abgespanntheit und Schlaffheit einer großen Stadt in ein urwüchsiges, frisches und gesundes Naturleben zurückzuziehen. Und das findet er hier im reichsten Maße.

Notizen.

Der von Hannover aus in Vorschlag gebrachte „Verein deutscher Bücherfreunde zur Verbreitung der Quellen der ältern deutschen Literatur", über den wir vor einiger Zeit berichteten, ist, wie uns neuerdings aus Hannover gemeldet wird, als gesichert zu betrachten; ein vom 1. August laufenden Jahres datirter Aufruf, in welchem die Zwecke des Vereins und die Bedingungen der Mitgliedschaft näher erläutert werden, hat unter den Freunden unserer ältern Literatur so lebhaften Anklang gefunden, daß das Zustandekommen des interessanten und nützlichen Unternehmens schon jetzt außer Zweifel ist. Unterzeichnet ist der Aufruf von G. Brandes, Th. Colshorn, Fr. Culemann, C. L. Grotefend, A. G. F. Meyer, C. Rümpler, W. Siemsen und A. Tellkampf, sämmtlich in Hannover, ferner von Karl Gödeke in Celle, Jakob Grimm in Berlin, K. G. Helbig in Dresden, J. M. Lappenberg in Hamburg und L. Schweiger in Göttingen. Eben diese Herren werden sich auch für die Dauer des ersten Rechnungsjahrs der Leitung der Vereinsangelegenheiten unterziehen; späterhin werden dieselben durch einen aus der Mitte des Vereins jährlich neu zu wählenden Vorstand von neun Mitgliedern geleitet werden. Eröffnen wird der Verein seine Thätigkeit mit Herausgabe der Schwänke des Hans Sachs, nach der ältesten Sammlung unter Benutzung von Einzeldrucken und Vergleichung der schwankhaften Literatur des 16. Jahrhunderts. Ueberhaupt sollen in jedem Rechnungsjahre 70—80 Druckbogen erscheinen, welche den in Deutschland wohnhaften Mitgliedern des Vereins durch die Post portofrei zugeschickt werden.

Bekanntlich ist der Wilhelmsplatz in Berlin mit den Standbildern der berühmtesten preußischen Feldherren aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges geschmückt; der größere Theil derselben, nämlich die Statuen von Schwerin, Winterfeld, Keith und Seydlitz, wurden bereits bei Lebzeiten Friedrich's des Großen errichtet, während die von Schadow gefertigten Standbilder Ziethen's und des alten Dessauer erst im Laufe der neunziger Jahre aufgestellt wurden. Diese beiden letztern sind es hauptsächlich, die wirklichen Kunstwerth haben: allein gleich den übrigen gehen sie mit raschen Schritten

ihrem Untergang entgegen, indem der Marmor, aus welchem sie gearbeitet sind, den Einflüssen der nordischen Witterung nicht mehr lange zu widerstehen vermag. Unter diesen Umständen hat der König von Preußen die Abformung und Herstellung der Statuen in Bronze befohlen; wie das „Deutsche Kunstblatt“ berichtet, sind die Formen für Ziethen und Seydlitz bereits vollendet, die von Keith und dem alten Dessauer werden demnächst folgen, Schwerin und Winterfeld dagegen, die der Künstler dem damaligen Geschmacke gemäß in römischer Kleidung dargestellt hat, sollen durch neue Statuen in der Tracht ihrer Zeit ersetzt werden. Die Anfertigung derselben ist dem Professor Kiß übertragen worden, der auch die ganze Restaurationsarbeit leitet. Bei dieser Gelegenheit bringt die genannte Zeitschrift zugleich die interessante Notiz, daß Professor Drake eine Erfindung gemacht hat, wodurch Marmorarbeiten gegen die nachtheiligen Einflüsse der Witterung geschützt werden. Das Mittel, in einer Tränkung bestehend, die von dem Stein vollständig aufgesogen wird und seiner Farbe nicht nur nicht schaden, sondern dieselbe im Gegentheil noch verschönern soll, ist vorläufig noch Geheimniß des Künstlers; doch wird dasselbe, wenn es sich wirklich bewährt, wol ohne Zweifel in Kürze der Oeffentlichkeit übergeben werden.

In Dresden ist ein Drama von Arnold Schloenbach gegeben worden „Anton und Cordelia“: aber mit dem entschiedensten Misgeschick. Auch Flotow's „Indra“ hat bei der kürzlich stattgehabten ersten Aufführung auf dem Stadttheater zu Hamburg nur sehr geringen Anklang gefunden. Freilich soll auch die Aufführung nichts gethan haben, die Schwächen der Composition zu verdecken: wie denn überhaupt die Leistungen der genannten Bühne, trotz ihrer neuen Leitung und trotz ihrer angeblichen Reorganisation, auch hinter den mäßigsten Anfoderungen zurückbleiben sollen, selbst auch in der Oper, die doch sonst seit Jahren das Steckenpferd der ehemaligen „Schröder'schen Kunstanstalt“ zu sein pflegte. Wenn nichtsdestoweniger Tempeltey's „Klytämnestra“ auch auf dieser Bühne sich den lebhaftesten Beifall erworben hat, so dürfte dies nur ein neuer Beweis für den echten poetischen Kern des genannten Stückes sein. Das auf dem Burgtheater zu Wien in Vorbereitung begriffene neue Stück von Friedrich Halm ist neuern Nachrichten zufolge nicht eine „Iphigenie“, sondern eine „Elektra“ — für jeden Fall wol eine Seitenverwandte des Tempeltey'schen Drama.

In dem Nachlaß des frühverstorbenen Eduard Boas, aus dem wir bereits das interessante Werk über „Schiller's Jugendjahre“ (Hannover, Rümpler) erhielten, hat sich eine, wie es scheint, authentische Handschrift der Goethe-Schiller'schen Xenien vorgefunden, die für den alten (freilich wie uns dünkt sehr müßigen) Streit über die Herkunft der einzelnen Epigramme von Interesse ist. Die Handschrift, früher im Besitz von Eckermann in Weimar, der sie Boas zum Geschenk machte, ist jetzt von Wendelin von Maltzahn, dem Herausgeber des „Lessing“, dem wir auch die Veröffentlichung von „Schiller's Jugendjahre“ verdanken, herausgegeben worden; das Buch führt den Titel: „Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum ersten mal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Wendelin von Maltzahn“, und ist bei L. Hirsch in Berlin erschienen. Eine ungleich

wichtigere Bereicherung der Goethe-Schillerliteratur ist die seit längerm erwartete neue vermehrte Auflage des „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", die soeben bei J. G. Cotta in Stuttgart erschienen ist und zwar zu einem Preise, der hoffen läßt, daß dies so unendlich wichtige und doch vom größern Publicum im Ganzen sowenig gekannte Vermächtniß unserer beiden Dichterkönige endlich die ihm gebührende Verbreitung finden wird; denn während die erste, durch Goethe persönlich besorgte Ausgabe in sechs Bänden (von 1828) über 11 Thlr. kostete, kostet diese neue in zwei Bänden, bei eleganter Ausstattung und höchst zweckmäßiger innerer Einrichtung, wenig über 3 Thlr. — Eine andere interessante Veröffentlichung steht aus dem Nachlaß Herder's bevor: nämlich der umfangreiche Briefwechsel desselben, darunter namentlich sein Briefwechsel mit Goethe, der bisher so schmerzlich vermißt wurde. Die Papiere sollten ursprünglich für das „Lebensbild" Herder's benutzt werden, das von Herder's Sohn, dem bairischen Regierungsrath Dr. E. G. von Herder, 1846 bei Bläsing in Erlangen herausgegeben wurde, das aber leider mit dem fünften, bis 1769 reichenden Bande ins Stocken gerathen ist. Jetzt hat die Verlagshandlung von Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt am Main die Papiere erworben und steht eine Auswahl derselben, vom Professor Düntzer geordnet, demnächst zu erwarten. — Heinrich Pröhle, der sich noch immer in Wernigerode aufhält, hat ein „Leben Bürger's" geschrieben, das in kurzem bei Avenarius und Mendelssohn in Leipzig erscheinen und mancherlei werthvolle neue Aufschlüsse bringen wird.

Außer den neulich erwähnten Zeitungsprojecten stehen der deutschen Journalistik demnächst noch einige andere neue Erscheinungen bevor. Nämlich erstens eine neue „Berliner Modenzeitung", als deren eigentliche Gründerin die bekannte Gerson'sche Modehandlung genannt wird; die Leitung des literarischen Theils wird Anton Gubitz übernehmen. Ferner soll in Paris wieder einmal der Versuch gemacht werden, eine deutsche oder doch wenigstens den deutschen Interessen ausschließlich gewidmete Zeitung zu gründen. Dieselbe soll den Namen „Deutschland" oder vielleicht auch „L'Allemagne" führen: denn ob das Blatt in deutscher oder französischer Sprache erscheinen wird, darüber ist (wie die augsburger „Allgemeine Zeitung" versichert, der wir diese Notiz entnehmen) aus dem Prospect so wenig klar zu werden, wie über die politische Richtung des projectirten Blatts. Doch scheint die Leitung desselben ausschließlich in deutschen Händen zu sein; insbesondere wird als technischer Director und Mitredacteur ein Dr. jur. Schütz (vielleicht derselbe, der vor etwa acht Jahren die „Trier'sche Zeitung" redigirte?) sowie als der mit der Correspondenz beauftragte Dr. Emil Passavant aus Frankfurt a. M. namhaft gemacht.

Von Klaus Groth's „Vertellen" ist eine hochdeutsche Uebertragung von Reinhard Otto (Braunschweig, Vieweg) erschienen; dieselbe hat, soweit dies bei der Verschiedenheit der Idiome überhaupt möglich ist, den Ton des Originals recht wohl getroffen und kann Denen, die des Plattdeutschen nicht mächtig sind, dazu dienen, sich wenigstens einen annähernden Begriff von den liebenswürdigen Eigenschaften zu verschaffen, welche der geniale Verfasser

auch auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung bewährt hat. — Ernst Kossak hat die Skizzen „Aus dem Wanderbuche eines literarischen Handwerksburschen", von denen die „Berliner Montagspost" kürzlich verschiedene Bruchstücke brachte, jetzt vollständig im Buchhandel erscheinen lassen (Berlin, Stage): eine Nachricht, die den zahlreichen Freunden des Kossak'schen Humors gewiß in hohem Grade willkommen sein wird, da sie ihnen einen neuen Genuß verheißt. Von den in demselben Verlag erschienenen „Historietten" desselben Verfassers, über die wir kürzlich ausführlich berichteten, soll, wie uns aus Berlin geschrieben wird, eine neue Auflage in Vorbereitung sein.

In dem kurzen biographischen Nachruf, den wir kürzlich dem Andenken von Schön's widmeten, hätte auch der von ihm veranlaßten Stiftung der danziger Friedensgesellschaft gedacht werden sollen. Unter dieser Bezeichnung nämlich wurde im Jahre 1816, zum Andenken an den glücklich errungenen Frieden und die dadurch gesicherte Unabhängigkeit Deutschlands, auf den Vorschlag des Hrn. von Schön, der eben damals als Regierungspräsident in Danzig lebte, ein Verein gestiftet, welcher es sich zur Aufgabe machte, junge unbemittelte Talente, die sich der Kunst und Wissenschaft widmen wollten, zu unterstützen und dadurch ihre Ausbildung zu befördern. Wer Danzig kennt und weiß, in welchem Grade daselbst, namentlich in frühern Jahren, ein einseitiger Kaufmannsgeist überwog und wie sehr dadurch alle idealern Bestrebungen zurückgedrängt wurden, der wird auch die culturhistorische Bedeutung dieser Stiftung ermessen können. In der That hat dieselbe sich in segensreicher Wirksamkeit bewährt und steht noch bis auf diesen Tag in erfreulicher Blüte; unter den jungen Talenten, die durch sie unterstützt wurden und denen es späterhin gelang, sich einen allgemein geachteten Namen zu erwerben, sind namentlich O. F. Gruppe in Berlin und der verstorbene Robert Reinick in Dresden anzuführen.

Wie die Mitte des Jahres überstiegen ist und der Herbst allmälig näherrückt, stellen sich auch schon wieder die Kalender für das nächste Jahr ein, diese treuen Begleiter, die uns auf so bescheidene und doch so nachdrückliche Weise an die Vergänglichkeit aller Dinge erinnern. Einer der frühesten dieser Mahnboten ist der zu Oldenburg bei G. Stalling erscheinende oldenburgische Hauskalender oder wie er mit seinem Haupttitel heißt „Der Gesellschafter", von dem uns der 17. Jahrgang vorliegt. Derselbe ist sehr zweckmäßig angeordnet und wenn er auch eben deshalb (denn ein richtiger Haus- und Volkskalender wird immer möglichst local sein müssen) seine eigentliche Verbreitung nur in der Gegend von Oldenburg, Bremen ꝛc. finden wird, so werden doch auch über jenen Landstrich hinaus Freunde der plattdeutschen Sprache und Literatur gutthun, sich die Bekanntschaft des Buchs nicht entgehen zu lassen. Dasselbe enthält nämlich neben einer Anzahl von hochdeutsch abgefaßten Beiträgen aus Geschichte, Naturgeschichte ꝛc. auch eine Reihe von plattdeutschen und gerade unter diesen befinden sich vortreffliche Stücke. Auch zur Sittengeschichte sowie zur Statistik der oldenburger Lande enthält das Buch einige nicht uninteressante Beiträge.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 38.** 18. September 1856.

Gedichte.

I. Drei Gedichte eines Deutschen.

1. Schleswig-Holstein. 1851.

Ein Völkersturm, der an des Alten Wucht
So stark wie keiner je zuvor gerüttelt! —
Und plötzlich schien so nah des Sieges Frucht,
Von der Geschichte Baum so leicht geschüttelt!

Der Gegner griff euch übermüthig an,
Ihr mußtet kämpfen um verbriefte Rechte;
Wie schöne Thaten wurden da gethan!
Das ganze Deutschland jauchzte dem Gefechte.

Und doch, vergebens war die Heldenkraft!
Verlassen von den Mächtigen und Großen,
Saht ihr das schon Erkämpfte weggerafft
Und tiefer euch ins Leid zurückgestoßen.

O herbe Noth! O grimme Bitterkeit!
Wer darf nach euch von hartem Loose sagen?
Ihr seid die wahren Märtyrer der Zeit:
Die Tugend ist wie Missethat geschlagen!

Erschütternd Elend, allem Volk enthüllt!
Wo ist ein edler Mann in deutschen Landen,
Dem nicht mit Thränen sich das Auge füllt,
Sieht er den Bruderstamm in solchen Banden?

Und doch — erhebt euch wieder, schaut empor
Und laßt euch nicht von euerm Schmerz bezwingen!
Ist auch das Ziel nun ferner als zuvor,
Noch immer ist es kämpfend zu erringen.

Es war uns Allen allzu nah gebracht!
Das eben hat der bösen Geister Tücke
Zu grollerfülltem Widerstand entfacht;
Zu rasch gelung'ne Schöpfung ging in Stücke.

Doch weil ihr jetzt bewältigt vom Geschick,
Nicht dürft ihr auf ein künftig Heil verzichten:
Als Männer, schmerzgeprüft, mit off'nem Blick
Erkennt in euerm Leid die neuen Pflichten!

Tragt euer unabänderliches Loos!
Ertragt das Völkchen, das mit solcher Gierde
Nach euch verlangt: es fühlt sich arm und bloß,
Entbehrt in euch es seiner höchsten Zierde!

Gebt ihm die Stütze, deren es bedarf
Und ohne die es freilich sinken sollte,
Weil hohe Politik die Würfel warf
Und das Geschick es leben lassen wollte.

Und drängt es kleinlich euch im eig'nen Land,
Entgegensetzt ihm einen Sinn von Eisen!
Das von Natur und Geist gewob'ne Band,
Das uns vereinigt, wird es nicht zerreißen.

Ist es ein Volk von eig'nem Genius?
Nein, sondern eins, dem wir Erleuchtung senden
Und das mit uns im Geiste wandeln muß,
Und immer mehr, je mehr wir uns vollenden.

Und wenn sie meinen, daß sie jetzt euch dreist
Den deutschen Sinn, die deutsche Weise nehmen —
Wir werden sie mit Sprache, Sitte, Geist
In siegender Entfaltung überströmen!

Vielleicht nur darum auch gefiel es Gott,
Zu dulden, daß sie euch hinweggenommen
Und daß ihr tragen müßt der Sieger Spott,
Damit sie selbst mit euch herüberkommen.

Fürwahr, es wird sich in dem Lauf der Zeit
Das deutsche Machtbewußtsein wieder rühren
Und, was begonnen Geistesthätigkeit,
Durch Heldenkraft zum letzten Schlusse führen.

2. Ideologie.

Der große Mann aus Corsica
Verhöhnt als Ideologen
Des deutschen Volks Ingenia.
Er hatte, wohlerwogen,
Dazu nach seiner Art das Recht:
Für ihn sprach siegendes Gefecht,
Zu Boden liegendes Geschlecht,
Für jene nur ihr Trachten.

Doch die Ideen nach und nach
Sie wurden auch zu Thaten,
Und jagten ihn zu seiner Schmach
Hinweg aus unsern Staaten.
Sie traten auf in Fleisch und Blut,
Bewährten sich in Kraft und Muth,
In Krieg und Sieg! — Es ist nicht gut,
Ideen zu verachten!

3. Umgekehrt.

Der große Mann aus Corsica,
Er **war** der Ideologe!
Zerstört ist seine Schöpfung ja
Durch mächt'ge Völkerwoge.

Die riesengroße Monarchie
Mit ihren Pfeilern allen,
Die stolz gegründet sein Genie,
Sie ist in Nichts zerfallen.

Das Werk der Uebermacht und List,
Es ist zu Staub zerrieben,
Und nur Ideeverwandtes ist
Von seinem Thun geblieben.

II. Zwei Gedichte.

Von

Michel Berend.

---

1. Ein Mann.

Es hatt' ihn in der Jugendzeit
Ein blondes Kind verrathen,
Das hat ihn mehr nur angespornt
Zur Arbeit und zu Thaten.

Und zuckt' es manchmal ihm im Aug',
Er wollt' es kühn beweisen,
Wenn auch von Glas nur ist das Herz,
Der Wille ist von Eisen.

Sie kamen auf ihn eingestürmt
Des Kummers wilde Horden —
Er aber bot die Brust und sprach:
Ich bin ein Mann geworden.

— Er ward ein Mann; er hat gekämpft,
Gewirkt, gesorgt, gelindert,
Und auch der Tage Balsam hat
Den alten Schmerz gelindert.

Und oftmals sagt' er sich's mit Stolz:
Wo Hunderte gestorben,
Hat mir die Kraft der Mannespflicht
Des Mannes Recht erworben.

... Zuweilen nur, in später Nacht,
Wenn Alle um ihn schliefen,
Da klang ein ungesproch'nes Wort
In seines Busens Tiefen.

Da weht's um ihn wie Geisterhauch,
Aus Süden nicht noch Norden;
Da tritt ihn ein Gedanke an:
Ach, wär' es anders worden!

2. Heil'ge Unschuld.

Laß deines Herzschlags wild Geräusch
In ihrer Nähe schweigen,
Sie ist so rein, so knospenkeusch,
Ob sie dir ganz zueigen;

Denn was ein rother Mund verspricht
In heißen, rothen Küssen,
Sie ahnt es nicht, sie weiß es nicht —
Und soll es ja nicht wissen.

Du unverstand'ne Seligkeit,
Du räthselvolle Liebe —
Dir selber schwand sie weltenweit,
O daß sie ihr denn bliebe!
Dein Kuß küßt ihr im Herzen auf
Viel tausend weiße Blüten —
Brich' du sie nicht, schau betend drauf
Und laß dein Herz sie hüten!

III. Frühling im Sommer.

Von

Emil Kuh.

Das ist die schönste Stunde,
Wo du mich still bewegst,
Gleich einer Himmelskunde
Mich rein und tief erregst;

Wo jede Frucht des Baumes,
Zur Blüte sich verkehrt,
Und nur die Welt des Traumes
Die Wünsche wieder nährt;

Wo meinem Liebesdrange
Ein Blick zu reichlich lohnt,
Wo ich den Kuß verlange,
Doch wie das Kind den Mond;

Wo ich mit nichts mich quäle,
Mit Allem freu' was ist,
Und selig mir erzähle,
Daß du auf Erden bist!

Die Literaturgeschichte
in ihrer Entwickelung als Wissenschaft.

Von

Robert Prutz.

I.

Kaum eine zweite Wissenschaft in Deutschland hat in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so außerordentliche Fortschritte gemacht und dabei auch äußerlich eine so rasche und ausgedehnte Verbreitung gefunden als die Literaturgeschichte, namentlich die Geschichte unserer eigenen vaterländischen Literatur. Vor wenig mehr als zwei Menschenaltern kaum noch dem Namen nach gekannt, eine trockene Anhäufung von Namen und Jahreszahlen, in der nur der abstracte Wissensdurst des Fachgelehrten seine Befriedigung finden konnte, hat sie sich gegenwärtig erweitert zu einem so inhaltreichen wie lebensvollen Gemälde aller edelsten und größten Bestrebungen, die jemals auf dem Gebiete unsers geistigen Lebens stattgefunden; die erste unter den deutschen Wissenschaften, welche den Bann der Gelehrsamkeit brach und sich hinauswagte auf den Markt des Lebens, unter die Masse des Publicums, hat sie diesen Weg mit soviel Beharrlichkeit verfolgt und zugleich mit soviel Glück, daß sie gegenwärtig eine der ersten Stellen einnimmt unter den Elementen unserer nationalen Bildung überhaupt. Selbst unsere Schulen haben, wenn auch nach langem Sträuben, der Literaturgeschichte den Zutritt gestatten müssen; selbst unsere gelehrten Pädagogen haben einsehen gelernt, daß der Quell des Schönen, dieser für die Bildung der Jugend so nothwendige, so unerlaßliche Quell, nicht in Rom und Griechenland allein fließt, sondern daß auch die Geschichte der vaterländischen Literatur einen würdigen Stoff bietet, die jugendlichen Geister daran zu jenen höhern sittlichen Zwecken heranzubilden, die überall das vornehmste Ziel aller Erziehung bleiben müssen. Ja was reden wir von den Schulen allein? da ja selbst unsere Universitäten sich allmälig genöthigt sehen, die Literaturgeschichte als ebenbürtige Wissenschaft anzuerkennen, wenn auch noch nicht alle, doch wenigstens einige von ihnen, und da es schon drei oder vier Universitäten in Deutschland gibt, wo neben den Lehrstühlen für chinesische und persische und indische Literatur auch eigene Lehrstühle der deutschen Literaturgeschichte theils in Blüte stehen, theils wenigstens geduldet werden.

Aber noch weit merkwürdiger als diese rasche Entwickelung der Literaturgeschichte selbst sind die Umstände, unter denen dieselbe stattgefunden. Genau in dieselben neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wo unsere Literatur zur classischen Schönheit emporsteigt, fällt auch die Ent-

stehung unserer Literaturgeschichte als Wissenschaft oder doch wenigstens derjenigen Form derselben, die wir heutzutage noch als Wissenschaft anerkennen und in der sie überhaupt erst zur populären Wissenschaft, ja zur Wissenschaft selbst geworden ist. Schritt für Schritt, wie unsere moderne Literatur selbst sich erweitert, wächst auch Geschmack und Sinn für die Literaturgeschichte; bald muß das ästhetische Interesse, das die Nation an ihren Dichtern nimmt, zurücktreten vor dem geschichtlichen; ja unsere Schriftsteller selbst fangen an, mehr für die Literaturgeschichte zu schreiben als für das unmittelbare Bedürfniß und den lebendigen Genuß der Gegenwart.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt und noch gegenwärtig lassen sich dergleichen vernehmen, welche diese Erscheinung ohne weiteres verdammen und sie für ein deutliches Merkmal erklären von dem Verfall, in den, mit dem übrigen nationalen Leben, auch unsere Literatur gerathen ist. Der Literaturgeschichte aber oder zum mindesten der Art, wie dieselbe gegenwärtig behandelt wird, sowie der Ausbreitung, welche sie gewonnen, hat man den Vorwurf gemacht, diesen Verfall noch beschleunigt zu haben. Es ist nur noch ein alexandrinisches Zeitalter, sagt man, in dem wir leben; die frischen Quellen der Production sind bei unsern Dichtern versiegt, sogar das Publicum hat die Fähigkeit des unmittelbaren, unbefangenen Genusses verloren; nur was die Gelehrsamkeit erst auf ihrer kritischen Retorte abgedämpft, nur was wir zuvor als historisch zurechtgemacht haben, nur Das sagt unserm verwöhnten Gaumen noch zu —

Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Es ist hier noch nicht der Ort, des Genauern auf diesen Vorwurf einzugehen; indem wir uns daher begnügen, denselben vorläufig zu den Acten zu nehmen, können wir doch nicht umhin, schon hier darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn es sich wirklich so verhielte und wenn dieser Vorwurf in der That so völlig und ohne Einschränkung begründet wäre, daß alsdann auch weder Lessing noch Schiller noch Goethe davon auszunehmen, vielmehr auch diese größten Geister unserer Literatur als alexandrinische Dichter zu verurtheilen sein würden. Von Lessing weiß Jedermann, daß er zum mindesten in demselben Maße Gelehrter war, namentlich Literarhistoriker, als Dichter; erfreut der Freund des Schönen sich noch heute an seinem „Nathan", seiner „Emilia Galotti", seiner „Minna von Barnhelm", so kann auch der gelehrte Forscher seine literarischen Analekten, seine Specialuntersuchungen über griechische und römische, über spanische und englische sowie namentlich über ältere deutsche Literaturgeschichte noch jetzt ebenso wenig entbehren, wie der Aesthetiker seine archäologischen und kunstgeschichtlichen Untersuchungen, oder der Theolog seine berühmte Polemik mit den damaligen Zionswächtern. Aber auch Schiller und Goethe

haben den Gipfel ihrer classischen Dichtung auf keinem andern Wege erklommen als auf dem Wege der kritisch-geschichtlichen Forschung; sogar die Ersten waren sie, welche jenes Selbstbewußtsein über den eigenen künstlerischen Standpunkt, das ein so eigenthümliches Merkmal der modernen Zeit überhaupt bildet und das kein Schriftsteller auf anderm Wege erreichen kann, es sei denn an der Hand der Literaturgeschichte, als das unterscheidende Kennzeichen des wahren Künstlers, des wahren Dichters aufstellten. Auch indem unsere Zeit daher auf dieser Bahn fortwandelt, verfolgt sie nur die Spuren, welche ihre classischen Dichter ihr vorangegangen; wer aus keinem andern als nur aus diesem Grunde den Stab brechen will über unsere angeblichen alexandrinischen Neigungen, der breche ihn zuvor auch über Lessing, Goethe und Schiller.

Ihre eigentliche populäre Ausbreitung aber hat die Literaturgeschichte erst in den dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts gewonnen: und hier gestalten sich die Umstände denn noch bei weitem merkwürdiger. Denn bekanntlich sind es auch eben diese dreißiger Jahre, in denen, nach langem und traurigem Winterschlafe, das politische Bewußtsein unserer Nation zu neuem Leben (oder wenigstens neuen Lebensversuchen) zu erwachen beginnt.

Man sollte meinen, dies politische Interesse hätte dem bisherigen literarischen Abbruch thun müssen; wie die Geschichte selbst wieder an Ansehen und Bedeutung gewinnt, tritt, sollte man meinen, die Literaturgeschichte wiederum in Schatten. Aber ganz das Gegentheil geschieht. Geht die Literaturgeschichte in der ersten Hälfte ihrer Entwickelung Hand in Hand mit der wachsenden ästhetischen Bildung der Nation, so erblicken wir sie in der zweiten Hälfte, vom Jahre **1830** ab, als die getreue Begleiterin unserer beginnenden politischen Bildung.

Und nicht blos als Begleiterin, sondern zum guten Theil auch als Amme und Nährerin, ja als Mutter derselben. In die Literaturgeschichte flüchten sich jene nationalen Ideen, jene Ideen deutscher Einigkeit, Macht und Größe, für welche die politische Geschichtschreibung der Zeit, unterdrückt und in Fesseln geschlagen ebenso sehr durch den Haß wie durch die Furcht der damaligen Gewalthaber, keinen Raum mehr bietet; hier wenigstens, in den geheiligten Räumen der Kunst, unter dem Banner der Schönheit, darf die so vielfach, so geflissentlich zersplitterte Nation sich noch als zusammengehörig fühlen; hier, an dieser welkenden Blüte unserer Literatur wird uns klar, woran das deutsche Leben überhaupt krankt, hier fühlen wir, welche Erneuerung demselben noththut und daß auch die Blume der Schönheit nicht eher wieder ihr gesunkenes Haupt erheben wird, bevor nicht die Sonne der Freiheit ihren erquickenden Strahl auf unser Vaterland geworfen!

Sie nimmt nicht den letzten Platz ein unter den Beförderungsmitteln

zur Ausbreitung und Popularisirung der Literaturgeschichte, diese versteckte Art von politischer Geschichte, die unter der Firma der erstern getrieben ward. Ja wir möchten behaupten, daß die Literaturgeschichte erst von hier an, seitdem sie in der Schönheit zugleich die Freiheit, in der Literatur zugleich das Leben suchte und fand — wir möchten behaupten, daß sie erst von hier an wirklich in die Kreise des Volks übergegangen ist, erst von hier an das Ohr der Nation sich für ihre Lehren erschlossen hat. Auf diese Art kam es auch, daß der Literaturgeschichte sogar längere Zeit die Ehre zutheil ward, auf dem Verzeichniß der gefährlichen und misliebigen Wissenschaften obenanzustehen; verschiedene Namen, die auch späterhin in den praktischen Kämpfen der Nation nicht ohne Auszeichnung genannt worden sind, verdanken der Literaturgeschichte ihre erste Bekanntschaft beim Publicum. Für jeden Fall ist jene allerneueste specifisch-christliche und loyale Literaturgeschichte, mit der man sich gegenwärtig an gewissen Orten soviel weiß und die man uns gern als die Literaturgeschichte als solche verkaufen möchte, in Wahrheit erst eine Erfindung von sehr neuem Datum, ein Product unserer dermaligen überschwänglichen Reactionsepoche, ebenso gut wie jene loyalen und christlichen Dichter selbst, die in diesem Augenblick ja auch an allen Ecken und Enden aufstehen und durch ihr frommes Geklimper soviel gnädiges Lächeln erwerben, — nur das der Muse freilich ausgenommen. In ihrer eigentlich volksthümlichen Gestaltung ist die Literaturgeschichte vielmehr entschieden oppositionell, so oppositionell wie jede Wissenschaft nothwendig sein muß, wo sie sich so verderbten und unnatürlichen Zuständen gegenüber sieht, wie die Zustände der dreißiger Jahre waren — und wie unsere gegenwärtigen wieder sind.

Andererseits erklärt sich auch aus eben diesem Umstande die Abnahme des Interesse, von welcher die Literaturgeschichte im Laufe der letzten Jahre einige Zeit hindurch bedroht schien. Es geschah dies unmittelbar nach dem Jahre 1848, also zu einer Zeit, da die Nation durch die erfahrenen Täuschungen — Täuschungen, an denen sie selbst die größte Schuld trug — aufs äußerste verstimmt und niedergeschlagen war. Der ungewöhnlichen Aufregung folgte eine ebenso große Abspannung; der Taumel, mit dem man sich soeben noch kopfüber in die Wogen der Politik gestürzt hatte, machte einer gründlichen Abneigung Platz gegen Alles, was nur irgendwie an Politik und politische Zustände erinnerte. Auch die Literaturgeschichte hatte unter dieser allgemeinen Verstimmung zu leiden und sie sogar ganz besonders: denn indem man, unwillig auf den falschen Idealismus, dem man sich hingegeben und der uns um die gehofften Früchte getäuscht hatte, überhaupt allen Idealen den Rücken wandte und sich selbst zu überreden suchte, als ob nur in dem Götzendienst der rohen Materie das wahre Heil der Zeit zu finden, so mußten

natürlich die Musen die ersten sein, deren Tempel verödet stand; man wollte sich nicht daran erinnern lassen, daß es doch noch etwas Höheres gebe als das Jagen nach äußerm Besitz, man fürchtete den Mahnruf des Gewissens, durch den man gegenüber den Idealen der Poesie zum Bewußtsein der eigenen Nichtsnutzigkeit kommen mußte.

Ein besonders gefährlicher Nebenbuhler erstand der Literaturgeschichte in dieser Zeit in den Naturwissenschaften. Natürlich kann es diesen selbst nicht im entferntesten zum Vorwurf gereichen, noch wird die Wichtigkeit ihres Einflusses dadurch im mindesten geschmälert: aber Thatsache ist es, daß jener Cultus der Naturwissenschaften, der in diesem Augenblick nicht blos die Literatur, sondern auch die Gesellschaft beherrscht, in der Zeit unserer politischen Reaction entstanden ist oder doch die Ausdehnung gewonnen hat, deren er sich gegenwärtig erfreut. Ermüdet von den Kämpfen der Politik, zum Theil auch wol eingeschüchtert durch Gewalten, vor denen man sich äußerlich beugen mußte, so wenig man ihre innerliche Berechtigung anerkannte, suchte man nach einem neutralen Gebiet und fand dasselbe, wo auch die großen Entdecker und Forscher aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach den politischen und religiösen Kämpfen ihrer Zeit es gefunden hatten — in der Naturwissenschaft. Mit demselben Eifer und fast auch mit derselben Ausschließlichkeit wie bisher der Literatur sehen wir das Publicum sich jetzt dem Studium der Natur hingeben. Dieselbe Aufmerksamkeit, mit der man solange die Streitfragen der Aesthetik oder das Auftreten eines neuen Dichters verfolgte, begleitet jetzt die großartigen Entdeckungen unserer Naturkundigen; wie sonst in Aesthetik und Literaturgeschichte, so dilettirt man jetzt in Naturwissenschaft; physikalische Experimente müssen unsere Damen unterhalten, wie sie sich sonst unterhalten ließen durch literargeschichtliche Besprechung ihrer Lieblingsdichter; was die Gervinus'sche Literaturgeschichte für die dreißiger Jahre, das wurde Humboldt's „Kosmos" für die Gegenwart: der allgemeine Gegenstand für alle Unterhaltungen, die sich über das Gewöhnliche erheben wollen, das unentbehrliche und unverwüstliche Musterbild unzähliger Nachahmer, der große königliche Bau, der unsern literarischen Kärrnern und Handlangern alle Hände voll zu thun gibt.

Wir wiederholen, daß es uns nicht von weitem in den Sinn kommt, den Naturwissenschaften diesen Ursprung ihrer heutigen Popularität zum Vorwurf zu machen und ebenso wenig denken wir auch daran, ihr selbst die Uebertreibungen zuzurechnen, die dabei mit unterlaufen und die nun einmal von der Ehre, die Modewissenschaft des Tags zu sein, unzertrennlich scheint. Im Gegentheil sind auch wir der Meinung, daß diese allgemeine Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und Interessen ein höchst erfreuliches Ereigniß ist, nicht blos in Rücksicht auf allgemeine

Bildung, sondern auch in nationaler, ja in politischer Hinsicht und daß überhaupt der segensvolle Einfluß desselben gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Von den Naturwissenschaften ging vor gerade zwei Jahrhunderten der erste Anfang der theologischen Aufklärung aus; ihre Leuchte war es, die den ersten Strahl in die Nacht des religiösen Aberglaubens fallen ließ, in der belebenden Helle, die sie verbreiteten, sind die ersten Blüten der modernen Humanität emporgewachsen. Was die Naturwissenschaften damals gegen den religiösen, Dasselbe, wir zweifeln nicht, werden sie jetzt auch gegen den politischen Aberglauben unserer Tage leisten. Die Wunder der biblischen Tradition konnten nicht Stich halten, die Schranke, welche die Autorität der Kirche dem gesunden Menschenverstand gesetzt hatte, zerbrach, seitdem die Naturwissenschaft ihre großen Entdeckungen über die Gesetze alles irdischen Daseins, über die Bewegung der Erde und des Himmels, ja über die Entstehung unsers Planeten selbst verkündigte. Auch der Wunderglaube, auf den die wiederhergestellte Gewaltherrschaft unserer Tage Anspruch macht, Anspruch machen muß, wenn sie selbst noch weiter existiren will, kann sich unmöglich halten, sobald dies große Gesetz der Freiheit und Selbstbestimmung, welches das ganze Weltall belebt, von Sonnen und Sternen, bis hinunter zum untersten Grashalm, erst völlig in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist.

Aber natürlich schließt das nicht aus, daß eben dieses Ziel der Freiheit und Bildung auch vom Literarhistoriker auf seinem Wege gesucht wird. Vielmehr wie Natur und Kunst dem höhern Verständniß nur als Offenbarungen eines und desselben göttlichen Inhalts erscheinen, so arbeiten sich auch Naturwissenschaft und Literaturgeschichte in die Hand und dienen gleichmäßig dazu, jenes glücklichere Geschlecht zu erziehen, welches dereinst jenen Stern der Verheißung, der uns nur auf wenige Augenblicke durch Wolken zugelächelt, in seinem vollen Glanze erblicken wird. Darum ist denn auch die Reaction, welche im ersten Augenblick durch das Aufblühen der Naturwissenschaften gegen die Literaturgeschichte eintrat, nur von sehr kurzer Dauer gewesen; wie die Gemüther sich von ihrer Niedergeschlagenheit erholten, wie man sich erinnerte, daß kein Leben so arm, kein Dasein so elend, das die Kunst nicht im Stande wäre mit wohlthätigem Strahl zu verklären und zu verschönen, und daß überhaupt die Freiheit keinen kräftigern und wirksamern Bundesgenossen hat als die Schönheit — so kehrte man auch zur Kunst, zur Literatur, zur Literaturgeschichte zurück. Im gegenwärtigen Augenblick steht die letztere wieder in so üppiger Blüte wie nur jemals; ja man darf behaupten, daß dieses Schwanken der öffentlichen Meinung, dem sie eine Zeit hindurch ausgesetzt war, ihr selbst nur zum Vortheil gewesen: sie hat die Flitter der Mode abgeworfen, jenes Heer von Nachahmern, das überall

gleich fremd und gleich zu Hause ist, hat sich auf andere, dem Anscheine nach ergiebigere Gebiete geworfen, der Hände, welche den Acker der Literaturgeschichte bestellen, sind vielleicht weniger geworden, aber dafür sind sie um so fleißiger und verrichten ihre Arbeit um so gründlicher und auch das Publicum nimmt, wie einige bekannte Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt haben, die Früchte ihres Fleißes mit um so größerer Aufmerksamkeit entgegen.

Und so dürfte es denn auch wol für eben dies Publicum nicht ohne Interesse sein, einen Blick in die Entwickelung der Literaturgeschichte selbst zu werfen und den Weg kennen zu lernen, auf welchem sie sich zu ihrer gegenwärtigen Gestalt und ihrem gegenwärtigen Einfluß entwickelt hat. Nicht blos die einzelnen Gelehrten, auch die Wissenschaften selbst fallen bekanntlich nicht vom Himmel; auch sie sind ein Product der Zustände im Allgemeinen, auch sie haben ihren geschichtlichen Verlauf, ihre Schicksale und Abenteuer. Sehen wir denn, wie dieses Schicksal sich in Betreff der Literaturgeschichte gestaltet hat; sehen wir, aus welchen geringen, bewußtlosen Anfängen sie sich allmälig entwickelt und welche langen und mühseligen Kämpfe, ja selbst welche Verirrungen dazu gehört haben, bevor es ihr gelang, sich als selbständige Wissenschaft zu befestigen. Wir werden uns dabei zunächst über Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im Allgemeinen klar zu machen suchen; wir werden untersuchen, welche Stellung sie im Organismus der übrigen Wissenschaften einnimmt, in welcher Reihenfolge, nach welchen Gesetzen sie selbst sich entwickelt hat, worauf ihr Anspruch, eine populäre Wissenschaft zu sein, beruht und was sie selbst zu thun hat, um diesem Anspruch wahrhaft zu genügen.

Zuerst also die Frage nach Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im Allgemeinen. Dieselbe schließt, wie schon der Name selbst andeutet, zwei andere Fragen in sich: was ist Geschichte? was ist Literatur?

Die Antwort darauf läßt sich sehr einfach geben: Geschichte ist, wie es wiederum schon im Worte liegt, Alles, was geschieht, die ganze Masse der Ereignisse, die sich in einer bestimmten Zeit und auf einem bestimmten Schauplatz zutragen, sowie deren Erzählung. Mit dem Worte Literatur aber bezeichnen wir die ganze Masse der schriftlichen Denkmäler, den gesammten Schriftvorrath, in welchem eine gewisse Nation und ein gewisses Zeitalter ihre Empfindungs- und Anschauungsweise niedergelegt hat, mit Einschluß derjenigen frühesten Erzeugnisse, die bei einem Volke etwa vor Einführung der Schriftsprache entstanden sind und die sich also längere Zeit hindurch nur auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt haben. Literaturgeschichte demnach ist die Erzählung der Ereignisse, die sich mit einem derartigen bestimmten Schriftvorrath zugetragen; wie die politische Geschichte die Schicksale der Staaten, das Herkommen der verschiedenen Nationen, ihre Blüte und ihren Fall, ihre Kriege und wechsel-

seitigen Beziehungen, so schildert die Literaturgeschichte die Schicksale der Bücher und ihrer Verfasser, ihren Ursprung, ihre Erfolge und ihre gegenseitigen Beziehungen.

Das ist eine sehr einfache Erklärung, nicht wahr? Aber auch eine sehr ungenügende. Und dennoch, so ungenügend sie in der That auch ist, so ist sie doch lange Zeit, ganze Jahrhunderte, ganze Jahrtausende hindurch die einzige gewesen, die man gekannt, ja von der man nur eine Ahnung gehabt hat; Jahrhunderte hindurch ist die Geschichte stets als Chronik, die Literatur nur als mechanische Büchermasse, als todter Stoff der Gelehrsamkeit, endlich die Literaturgeschichte nur als äußerliche Bücherkenntniß, als Bibliographie verstanden und geübt worden.

Und das für die betreffenden Zeiten mit vollstem Recht. Solange der Mensch in seiner Wesenheit sich selbst verschlossen war, solange er nur äußerlich existirte, nicht zugleich auch innerlich, ein Gegenstand des eigenen Bewußtseins, lebte: solange mußte ihm auch in der Wissenschaft, mithin auch in der Betrachtung der Geschichte wie der Literatur, dieser äußerliche Standpunkt vollkommen genügen. Ja er hätte sogar keinen andern brauchen, keinen andern begreifen können, und wenn ihm derselbe von vorgeschrittenern, bevorzugtern Geistern wäre erschlossen worden. Ein Geschlecht, das die treibende Macht der Weltgeschichte, Gott, Vorsehung, Schicksal oder wie wir sie sonst nennen wollen, außerhalb der Geschichte selbst verlegte; ein Geschlecht, dem Alles, was ihm begegnete und was es selbst vollbrachte, nur äußerliches Schicksal, nur vorbestimmte Fügung des Verhängnisses war; das ferner willenlos, äußerlich regiert ward, dem keine Theilnahme am Staat, keine Selbstbestimmung seines politischen Daseins zustand; das endlich auch in der Kunst nur die äußerliche Nachahmung der Natur erblickte, das dem Geheimniß der Schönheit mit Lineal und Richtschnur, nach Regeln und Systemen auf die Spur zu kommen glaubte; das in der freiesten, unberechenbarsten aller Künste, der Poesie selbst, nur eine Fertigkeit erblickte, die sich äußerlich erlernen und mittheilen ließ — ein solches Geschlecht konnte natürlich auch nur eine äußerliche Geschichtschreibung sowie eine äußerliche Literatur, mithin auch nur eine äußerliche Literaturgeschichte haben, bei dem mußte die Chronik die Geschichte, massenhafte Gelehrsamkeit die Literatur, Bücherkenntniß die Literaturgeschichte ersetzen.

Und so ist es in der That gewesen, nicht blos bei uns, sondern überall in Europa, bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts: wo dann, in einer Verwandtschaft, deren Stammbaum wir sogleich näher betrachten werden und die in der That eine Blutsverwandtschaft ist, wie es nur irgendeine gibt, mit der Blüte der Schönheit zugleich auch die Saat der Freiheit sich zu entwickeln beginnt — wo, mit andern Worten, die deutsche classische Poesie und die Französische Revolution zusammenfallen.

Angesichts dieser beiden Ereignisse, um die Mitte des gedachten Jahrhunderts, tritt nun eine Uebergangsepoche ein, gleichsam ein gemäßigter Absolutismus. Die Masse der Begebenheiten wie der Bücher ist zu groß geworden, es fällt zu unbequem und bald sogar unmöglich, sich hindurchzuschlagen. Man sucht daher nach leitenden Gesichtspunkten, nach einem Faden, einer Richtschnur, die uns sicher und unbeschädigt durch die von allen Seiten zusammendrängenden Massen hindurchführen soll. Der Historiker trennt sich vom Chronisten, der Literarhistoriker vom Bibliographen; nicht mehr alle Ereignisse sollen geschildert, nicht mehr alle Bücher verzeichnet und beschrieben werden, sondern nur einige, nur eine Auswahl des Wichtigsten.

Aber hier entsteht sogleich eine neue Schwierigkeit. Denn was ist nun das Wichtigste? Und woher entnimmt man den Maßstab, das Wichtige von dem Minderwichtigen, das Minderwichtige von dem Unwichtigen und Werthlosen zu unterscheiden?

Man braucht noch lange kein Alexander zu sein und zerhaut gleichwol die Knoten, die man zu lösen außer Stande ist. Auch das 18. Jahrhundert besaß den absoluten Maßstab, dessen es zur Lösung der Frage bedurft hätte, nicht. Aber dafür war es, in einer Ausdehnung wie noch keine andere Epoche vor ihm, das Jahrhundert der Subjectivität. Auch die Entscheidung über Das, was in der Welt der Ereignisse wie der Bücher wichtig sein sollte oder unwichtig, bedeutend oder unbedeutend, legte es in das subjective Belieben des Einzelnen; die geschichtliche Epoche, die mir eben am meisten zusagte, für die ich die meisten Sympathien hegte, hatte ich auch das Recht als die wichtigste zu proclamiren; der Schriftsteller, der mir am besten gefiel, das Buch, das mich am meisten fesselte, war auch das beste.

Allerdings gestand man sich das nicht völlig in dieser Nacktheit zu; Völker sowol wie Individuen sind nie in Verlegenheit, ihre Schwächen zu beschönigen und auch noch ihre Irrthümer mit einem klangvollen Namen zu schmücken. So erklärte man auch dazumal Dasjenige für geschichtlich bedeutend und verpflichtete den Historiker, seine Aufmerksamkeit Demjenigen zuzuwenden, was dazu diente und was nöthig war, sich gegenseitig zu erläutern; das Maß der gegenseitigen Einwirkung aufeinander, das Maß der Verwandtschaft und des Einflusses auf Andere sollte auch das Maß der Wichtigkeit bestimmen und gleichsam die Rangordnung festsetzen, nach der Ereignisse wie Bücher sich zu placiren hatten.

Allein wenn man damit nur wirklich weitergekommen wäre! Wenn nur nicht auch dies Maß der gegenseitigen Einwirkungen, diese Weitläuftigkeit oder Nähe der Verwandtschaft bei weitem in den meisten Fällen ganz in dem subjectiven Dafürhalten der Einzelnen und jedenfalls in der subjectiven Einsicht derselben gelegen hätte! Ein scharfes Auge

sieht bekanntlich da noch Zusammenhänge und Verbindungslinien, wo der Kurzsichtige nur das leere Nichts erblickt; ja eine lebhafte Phantasie schafft sich noch Zusammenhänge, wo die nüchterne Beobachtung nichts Dergleichen zu erblicken vermag: während andererseits wieder Abneigung und geflissentliche Geringschätzung Dinge leugnen, die für den Unbefangenen so hell sind wie der Tag.

Auch diese pragmatische Geschichtschreibung, wie man sie nannte, die Geschichtschreibung, welche den historischen Stoff nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit und des gegenseitigen Zusammenhangs ordnet, war in ihrem eigentlichen Kerne eine völlig subjective, völlig willkürliche, also unhistorische Geschichtschreibung. Ihr zur Seite geht in der Literatur die ästhetische Auffassung derselben, welche die einzelnen Dichter nebst ihren Erzeugnissen dem Maßstab des jeweiligen Geschmacks, des persönlichen Gefallens oder Nichtgefallens unterwirft. Beide zusammen geben für das specielle Gebiet der Literaturgeschichte die ästhetisch-pragmatisirende Methode, die den literarhistorischen Stoff allerdings schon nach allgemeinern Gesichtspunkten zu ordnen sucht, in diesen Gesichtspunkten selbst aber abhängig ist theils von der zufälligen persönlichen Einsicht, theils von dem zufälligen und beschränkten persönlichen Geschmack.

Auch dieses Verhältniß entspricht genau den politisch-socialen Zuständen der damaligen Welt. Wie der brutale Absolutismus der frühern Jahrhunderte den Chronistenstandpunkt in der Geschichtschreibung, die äußerlich mechanische Auffassung der Literatur, endlich die blos bibliographische Behandlung der Literaturgeschichte neben sich hat: so entspricht dieser mittlere, dieser ästhetisch-pragmatisirende Standpunkt, den wir soeben geschildert haben, dem aufgeklärten Absolutismus, der wohlmeinenden, humanisirenden Tyrannei, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Thronen Europas saß. Es ist das Zeitalter eines Friedrich's des Großen, eines Pombal, eines Struensee, eines Leopold von Toscana, einer Katharina von Rußland — Tyrannen ohne Zweifel: aber Tyrannen mit Auswahl, Tyrannen, die theoretisch über ihre eigene Tyrannei erhaben sind, die sich selbst freuen, wo sie von ihrer Tyrannei keinen Gebrauch zu machen nöthig haben, die sogar die Tyrannei selbst als Mittel der Aufklärung, als Schule zur Freiheit anwenden. Wo und wann dies geschehen soll? Und wer die Grenzen festsetzt, wo die Humanität aufhört und die Tyrannei wieder beginnt und umgekehrt? Nun versteht sich, Niemand anders als das subjective Belieben der Fürsten selbst! In der ersten Epoche ist nur Einer der Herrschende und alle Uebrigen sind Sklaven; das Auge des Chronisten schwebt über den Ereignissen wie der Geist Gottes über den Wassern und siehe da, es ist Alles gleich leer, gleich nichtig, gleich unbedeutend für ihn, bloße todte Namen, die er mit Gleichgültigkeit, einen wie den andern, in

seine Verzeichnisse einträgt. Jetzt ist die Welt allerdings schon etwas vorgeschritten, der Monarch erkennt schon gewisse Rechte seiner Untergebenen an, er erhebt schon Einzelne, wenn auch nur vorübergehend, aus dem Stande der Sklaven in den Stand der Freien, er hat schon seine schwachen Augenblicke, wo er in Zweifel geräth über die unbedingte Zulänglichkeit seiner fürstlichen Autorität und ob in diesem Staat, in dem er solange nur eine ihm zugehörige persönliche Domäne, und diesem Volk, in dem er bis dahin nur die Leibeigenen seines fürstlichen Hauses gesehen, sich nicht in der That der Funke eines eigenen selbständigen Lebens, der Anfang einer neuen, großartigen Weltentwickelung regt. Ganz ebenso fängt nun auch der Geschichtschreiber an, von der souveränen Gleichgültigkeit des bloßen Chronikenschreibers herabzusteigen; auch ihm kommen bereits Zweifel, ob die Geschichte in der That nicht noch etwas mehr als eine bloße Anhäufung von Thatsachen, ob sie nicht die lebendige, Leben zeugende Verwirklichung eines tieferliegenden geistigen Inhalts ist; auch er fängt bereits an, einzelne Ereignisse, einzelne Personen, einzelne Bücher herauszugreifen, die er bereit ist, in ihrer Bedeutung als Repräsentanten jenes geistigen Inhalts anzuerkennen. Aber der Eine wie der Andere folgt dabei keinem feststehenden, keinem bewußten Princip, sondern lediglich dem persönlichen Belieben; car tel est notre plaisir, ist die Devise, nach welcher nicht blos die Fürsten ihre Gunst, sondern auch die Geschichtschreiber ihre historischen Ehren, die Literarhistoriker ihre Kränze austheilen.

Der Fortschritt, den man gemacht hat, war in der That also nur ein scheinbarer. Auch zeigte sich das sofort überall, wo die subjective Halbheit und Unentschiedenheit mit der Wirklichkeit in Conflict gerieth. Die Willkür der Fürsten, die im Boudoir so hübsch zu raisonniren wußten über die Rechte der Menschheit und den Beruf der Völker zu Unabhängigkeit und Selbstbestimmung und so allerliebste Briefe wechselten mit Voltaire, Rousseau und Diderot, war überall, wo es sich um positive Fragen, um Fragen des Besitzes, der Macht und der Herrschaft handelte, sehr rasch dabei, die humanistische Schminke aus dem Gesichte zu wischen; die Geschichtschreibung sank herab zu einem Gewebe subjectiver Einfälle und Combinationen, deren Zweck bald dahinging, die Gewaltstreiche der Mächtigen zu beschönigen und ihrem Ehrgeiz zu schmeicheln, bald wieder dahin, sie anzugreifen und zu verspotten, in beiden Fällen aber stets nur den persönlichen Zwecken der verschiedenen Verfasser, nicht den eigenen, nothwendigen Zwecken der Geschichte selber diente; die Literatur verfiel in Anarchie, die Literaturgeschichte wurde zum leeren ästhetischen Geschwätz.

Und das Alles, weil der Maßstab schwankend war.

Es kam also darauf an, einen festen Maßstab zu finden, einen Maß-

stab, der, allgültig und allverbindlich, auch von Allen anerkannt würde und angewendet.

Dieser Maßstab ward gefunden und dem subjectiven Drängen des 18. Jahrhunderts damit sein Ziel und seine Versöhnung geboten durch die beiden größten Thaten des gedachten Jahrhunderts, Thaten, die überhaupt zu den größten, entscheidendsten der Weltgeschichte gehören und eine Epoche derselben begründen, so gut wie die Reformation und das Christenthum. Das ist die Französische Revolution und die Begründung der modernen deutschen Philosophie durch Kant.

Es ist wahrlich kein Zufall (nämlich wenn in der Geschichte überhaupt von Zufall die Rede sein könnte), daß beide Ereignisse gleichzeitig sind; nicht blos der Zeit nach, sondern auch innerlich gehören sie zueinander. In der blutigen Arbeit an der Seine sowie in der stillen am Pregel ist Ein Trieb, Ein Gedanke, die gigantischen Gestalten der französischen Revolutionsmänner und die kleine, hagere, gebückte Figur des königsberger Gelehrten sind von demselben historischen Athem belebt. Beide gehören gleichmäßig nicht nur sich selbst und ihrer nächsten Umgebung, sondern der Welt selber an; jene ist nicht blos die Französische Revolution, sondern die Revolution der Welt gewesen, dieses nicht blos ein philosophisches System, sondern eine geistige Revolution überhaupt. In beiden ist derselbe Wendepunkt: mit der Französischen Revolution tritt eine Reihe von politischen Umwälzungen ein, die unaufhaltsam, trotz alles Widerstrebens, den gesammten Erdkreis überziehen, während sich mit Kant die Reihe unserer philosophischen Arbeiten sowie überhaupt das gesammte Geistesleben unserer modernen Welt eröffnet. Beide arbeiten auf dasselbe Ziel hin: die Vernichtung der falschen Autorität, die Befreiung des Menschen von Vorurtheil und Aberglauben: — bis denn endlich beide, Revolution und Philosophie, in diesen unsern Tagen wieder zusammenlaufen und die alte bornirte Anklage, die Philosophen seien Schuld an der Unruhe, welche in der Welt herrscht, einen neuen und ehrenhaften Grund gewinnt.

Durch die Französische Revolution wird die Souveränetät, die bisher äußerlich im Fürsten fixirt war, in die Nation verlegt: und ebenso wird durch Kant das Sittengesetz, das bisher ebenfalls blos äußerlich, ein todtes, von außen herangebrachtes Dogma war, in den Menschen selbst verlegt. Die französischen Menschenrechte und der Kant'sche kategorische Imperativ gehen, als classische Ausdrücke einer und derselben geistigen Bewegung, Hand in Hand; durch jene wird die Freiheit, als das sich selbst Erfassen, sich selbst Bestimmen des Geistes, durch die moderne deutsche Philosophie das Denken, als welches ebenfalls das eigentliche Selbsterfassen, die eigentliche Consequenz des Geistes ist, auf den Thron gesetzt.

Beide also, über alle äußerliche Autorität hinaus, proclamiren den

Geist als das einzige Wahre und Herrschende, als das ewige und wahrhaft Absolute. Und zwar nicht den abstracten Geist, sondern den Geist, wie er sich im Menschen, durch den Menschen und für den Menschen offenbart — den Geist, welcher, wie im Mysterium des Christenthums, Gott ist und Mensch zugleich!

Recapituliren wir denn noch einmal den Entwickelungsgang, welchen die Auffassung der Geschichte, der Literatur und damit auch der Literaturgeschichte bis dahin genommen und der, wie wir bereits angedeutet haben, genau dem jedesmaligen praktisch-politischen Standpunkt entspricht.

Auf dem frühesten Standpunkt stehen sich Absolutismus und Knechtschaft gegenüber; die Auffassung der Geschichte wie des Lebens ist äußerlich, mechanisch; in der Geschichtschreibung waltet der Chronistenstil vor, in der Literaturgeschichte die Bücherkenntniß.

Auf der zweiten Stufe begegnen wir dem humanen Absolutismus, dem Absolutismus, der selbst kein Absolutismus mehr sein will; ihm entspricht die sogenannte pragmatische Auffassung der Geschichte sowie die ausschließlich ästhetische Auffassung der Literatur; ihr literargeschichtliches Gegenbild ist die ästhetisirend pragmatische oder, wie wir sie jetzt ebenfalls nennen dürfen, die eklektische, das ist die (und zwar nach subjectivem Belieben) auswählende Methode.

Der dritte und letzte endlich ist der Standpunkt der Freiheit, das Anerkenntniß des Geistes als des Absoluten, Allberechtigten; ihm entspricht die demokratische Gleichberechtigung, welche die europäische Gesellschaft seit der ersten Französischen Revolution anstrebt.

Wie stellt sich nun wiederum auf diesem Standpunkt die Auffassung der Geschichte? Wie diejenige der Literatur? Wie endlich die Auffassung der Literaturgeschichte?

Das einzig wahrhaft Vorhandene, wie wir soeben sahen, ist der Geist. Und zwar, wie wir sogleich hinzusetzten, nicht der abstracte jenseitige, sondern der fortwährend zur Erscheinung kommende Geist. Auch der wahre und eigentliche Inhalt der Geschichte ist mithin nichts Anderes als wiederum nur der Geist.

Damit ist aber auch der Maßstab gefunden, das entscheidende Princip ist aufgestellt, das die frühere Epoche vergeblich gesucht, weil sie noch nicht gelernt hatte, das Gelüste des eigenen Herzens zu bezwingen und sich mit seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Neigungen und Abneigungen dem Geist, als dem Absoluten, und seiner Erkenntniß unterzuordnen: — nur was der Geist mit seinem schöpferischen Hauche berührt hat, nur worin eine Knospe des Geistes, ein Ansatz geistiger Entwickelung keimt, nur Das, aber dies auch unter allen Umständen, ist ein Gegenstand der Geschichte und geschichtlicher Ehre werth.

Der Geist ist nun aber ferner, eben weil er das Absolute, Allumfas-

sende, Allgegenwärtige ist, in Allem lebendig, Groß wie Klein. Ja schon gibt es nichts Kleines und Großes, nichts Bedeutendes und Unbedeutendes mehr in der Geschichte: sondern wie nach der demokratischen Auffassung der staatlichen Gesellschaft Jeder zu gleichen politischen Rechten geboren und in Jedem, auch dem Aermsten, dem Bettler, blos weil er Mensch ist, derselbe göttliche Anspruch, verbunden mit derselben menschlichen Verpflichtung, ruht: so ist das Absolute auch in jedem scheinbar noch so Unbedeutenden thätig, die Könige und Feldherren, die gefeierten Dichter und Künstler sind des bisher genossenen geschichtlichen Privilegiums entkleidet und Große und Kleine, Berühmte und Unberühmte, Bettler wie Könige, Männer, Weiber, Kinder, sie alle zusammen weben der „Gottheit unendliches Kleid"; der einzelne Mensch, auch der reichbegabteste, ist ewig nur ein Bruchstück, nur ein Blatt am Baum, nur ein Tropfen unter den unzähligen, die sich in den Adern der Geschichte bewegen — und erst in der Totalität der Menschheit kommt der Geist und mit ihm die Geschichte zu ihrer völligen Erscheinung.

Die Zeit hat sich, fortbauend auf der Grundlage der Kant'schen Weltanschauung und diese selbst nur zu ihrer eigenen Wahrheit bringend, freigemacht von der Vorstellung eines Gottes, der, hoch über den Wolken thronend, das Weltall, nach den Worten des Dichters, nur am Finger laufen ließe, sowie einer Weltregierung, die in die Geschicke der Menschen und die Entwickelungen der Geschichte nur äußerlich, mechanisch eingriffe. Wir wissen jetzt, daß, wie der Geist der Materie überhaupt immanent (das heißt wesentlich in ihr enthalten, ihr eingeboren, zu ihr gehörig als andere Seite ihres Wesens), so auch Gott, der Allgeist, der Welt, der Allmaterie, dem All immanent ist: beide untrennbar aneinander gebunden, beide erst durch ihre Ergänzung, Vermischung, Durchdringung das volle wahre Sein darstellend.

Glaube doch Niemand dem delatorischen Geschrei, das theils beschränkte Eiferer, theils und noch öfters arglistige Heuchler erheben, als wäre die Welt darum nun entgöttlicht, die Geschichte dem Zufall, der einzelne Mensch dem bloßen thierischen Triebe anheimgegeben! Im Gegentheil: welcher Mensch ist sittlicher, der seinen Katechismus in der Tasche oder der ihn im eigenen Herzen trägt? Die Welt selbst ist jetzt nur noch die andere Seite Gottes, die Geschichte aber, als die ewige Entwickelung dieses Weltinhalts, stellt sich dar als das ewige sich selbst Entfalten, das ewige Werden Gottes in dem Menschen und durch den Menschen. Wie die gebundene Seele der Natur aufblüht in der Fülle der Blumen, der Mannichfaltigkeit der Creaturen, der ganzen Pracht und Fülle der sinnlichen Schöpfung: so blüht auch der befreite Geist der Geschichte auf in Thaten und Handlungen und die verschiedenen Epochen der Weltgeschichte sowie die verschiedenen Nationen der Erde in ihrer

wechselnden historischen Bedeutung sind nur gleichsam die wechselnden Jahreszeiten, die Bäume und Blumen in diesem ewig frischen, ewig blühenden Reich des Geistes, welches da ist das Reich Gottes!

Die Naturforschung hat uns bekanntlich in jüngster Zeit nachgewiesen, daß in jedem Samenkorn der ganze Baum, in jeder Blüte die ganze Frucht vorgebildet liegt und daß, was wir wachsen nennen, vielmehr nur das fortwährende Wiederkehren, das fortwährende Sichwiederholen des uranfänglich Vorhandenen ist, wenn auch in neuer, vollendeterer Form und auf einer höhern Stufe der Entwickelung. Es wird nichts, als was schon ist und es ist nichts, was nicht in fortwährendem Werden wäre; jedes Blatt ist nur die auszugsweise Wiederholung der gesammten Pflanze, jede Blüte nur das zusammengedrängte Bild der kommenden Frucht. Solch ein Baum ist auch die Weltgeschichte; auch in ihr ist ein ewiges Wiederholen, ewiges Neuwerden des eigentlichen, ursprünglichen Keims: und dieser Keim ist der Geist.

Dieses ewige Werden des Geistes also nennen wir Geschichte; mithin ist Geschichte überhaupt Entwickelung, Fortschritt, und zwar Fortschritt im Absoluten. Wie Sein und Werden überall zusammenfällt, so hat auch der Geist sein wahres Sein nur in diesem absoluten Werden. Auch die Geschichte mithin, als das Sein des Geistes, ist ein fortwährendes, unaufhörliches Werden, Entwickeln, Fortschreiten.

In prägnantem Sinne nun aber, angewendet auf die Entwickelung des Staats, die Politik, was man speciell Geschichte nennt, ist dieselbe, nach dem bekannten classischen Ausdrucke Hegel's, als der Fortschritt in der Freiheit zu verstehen. Für den Staat nämlich ist das Absolute wesentlich in der Form der Freiheit vorhanden. Indem nun aber die Entwickelung des Staats, oder wie wir es nennen, seine Geschichte ebenfalls nichts weiter thun kann, als daß sie diesen seinen ursprünglichen Inhalt in Fluß bringt, so folgt daraus auch von selbst, daß alle politische Entwickelung nur Entwickelung zur Freiheit sein kann und daß mithin auch durch die Geschichte der allerdespotischst regierten Staaten und der allergeknechtetsten Völker nothwendig immer noch ein unverkennbarer, ein göttlicher Zug nach dem ursprünglichen Inhalt alles staatlichen Lebens, nach der Freiheit gehen muß.

Allein dieses staatliche Dasein ist nicht das Einzige, das die Nationen führen. Wie die Pflanze sich nicht blos nährt von dem Saft der Erde und dem Naß der Quellen, sondern auch aus der Luft trinkt sie balsamische Nahrung: so ragt auch der Mensch aus seiner praktischen Umgebung fortwährend in eine andere, zweite Welt hinüber, eine Welt, welche mit der erstern zusammenfließt und sich ergänzt mit ihr, gleich zweien Hälften einer Kugel. Es ist dies ein Gesetz, das ebenso sehr durch die Geschichte der Menschheit geht, als es auch Jeden von uns in sei-

nem eigensten persönlichen Dasein betrifft. Ein Beispiel dieses Verhältnisses haben wir soeben erst an der Französischen Revolution gesehen, dem praktisch-politischen Ereigniß, das an der gleichzeitigen Revolution der Philosophie durch Kant seine theoretisch-ideale Ergänzung erhält. Wie in diesem Fall, so überall in der Geschichte; überall führen die Völker neben ihrem unmittelbaren, politischen noch ein zweites, ideales Dasein, haben sie neben der praktischen noch eine zweite, theoretische Geschichte.

Dieses zweite Dasein der Völker ist die Kunst; wie die Geschichte die Entwickelung in der Freiheit, so ist die Kunst die Entwickelung in der Schönheit. Freiheit und Schönheit selbst aber sind Eins als gemeinsame und gleichberechtigte Formen des Absoluten: die Freiheit ist die Schönheit der Praxis, die Schönheit die Freiheit der Theorie.

Ihre vollendetste Aeußerung hat die Kunst nun aber ferner in der Poesie; unter Anderm schon um deswillen, weil die Poesie es mit dem bildsamsten, dem unbegrenztesten, dem am meisten durchgeistigten Material zu thun hat, nämlich dem Wort. Das Wort ist durchgeistigter Laut, nicht blos Symbol des Geistes, wie in der Musik, sondern Form und Geschöpf des Geistes selbst. Darum und noch aus andern Gründen, die uns hier jedoch von unserm eigentlichen Thema zu weit abführen würden, ist das Höchste, wozu es die Kunst überhaupt bringen kann, in der Poesie enthalten — oder wie wir lieber sagen, wegen der falschen Nebenbedeutung, welche jener Ausdruck als Gegensatz der Prosa für das gewöhnliche Bewußtsein bekommen hat: in der schönen Literatur.

Diese schöne Literatur nun ist es, die wir überall im Sinne haben, wo wir hier überhaupt von Literatur sprechen und auf die sich daher auch unsere gesammte vorliegende Auseinandersetzung bezieht. Wir definiren sie als den sprachlichen Ausdruck der geistigen Bewegung der Völker, inwieweit das Ziel dieser Bewegung die Schönheit ist. Ihre Entwickelung, ihr Werden, das heißt also das Werden der Schönheit innerhalb der Literatur und die wissenschaftliche Darstellung desselben heißt Literaturgeschichte.

Da haben wir denn also auch für die Literaturgeschichte nunmehr ein ganz gewisses, ganz festes Maß in die Hand bekommen. Nichts mehr hier von bloßen Namen und Jahreszahlen, nichts hier von dem todten Ballast einer blos äußerlichen Bücherkunde, die nur eben gut ist als Einleitung und Vorarbeit für die höhern Zwecke der Literaturgeschichte! Nur worin sich ein Keim der Freiheit zeigt, darum kümmert sich die politische Geschichtschreibung; nur worin er eine Entfaltung der Schönheit erkennt, darum kümmert sich der Literarhistoriker. Jetzt können wir nicht mehr irregehen, das Labyrinth der Thatsachen hat sich gelichtet, in das wüste Chaos der mechanischen Ueberlieferung ist Gesetz und Ord-

nung und Vernunft gekommen, wir haben einen Stern jetzt, nach dem wir die suchenden Blicke richten — es ist der Stern der Schönheit, der uns leuchtet!

Aber vielleicht ist dies Maß im Gegentheil zu eng? Vielleicht sind wir damit in Gefahr, zurückzufallen in jene einseitig ästhetische Auffassung, an der wir selbst erst soeben soviel auszusetzen hatten?

Es scheint so: aber es scheint auch nur. Allerdings haben wir unter Literatur schlechthin, wie wir es oben bereits andeuteten, die Gesammtheit der sprachlichen Denkmäler zu verstehen, in denen das geistige Leben eines Volks sich niederlegt. Also nicht blos sein künstlerisches, sondern auch sein gelehrtes, sein wissenschaftliches, ja sogar sein technisches Leben; auch diese alle, soweit sie in schriftlichen Denkmälern niedergelegt werden, gehören zur Literatur im weitern Sinne. Wir können das ruhig zugestehen, ohne deshalb auch nur ein Titelchen zu ändern an der Erklärung, welche wir soeben über das eigentliche Wesen der Literatur gegeben haben. Denn die letzte Frucht, das letzte Ziel, welchem dieses Gesammtleben innerhalb der theoretischen, der idealen Sphäre zustrebt, ist immerhin die Kunst, das heißt die Schönheit. Wie die Freiheit das oberste Gesetz der praktischen Entwickelung, dem Alles dienen muß, auch unwissend, auch widerstrebend, was irgend im Gebiet des staatlichen Lebens auftaucht: so muß auch Alles, was auf dem Boden des idealen Lebens wächst, der Schönheit als oberster Herrin huldigen. Es ist nicht umsonst, daß die Schönheit den Namen der Siegreichen führt, Venus Victrix: sie ist wirklich die Siegerin über Alles, die ewig lächelnde Kypris, die holdselige,

.... die süßes Verlangen erregt im Busen der Götter,
Die auch die Stämme beherrscht der sterblichgeborenen Menschen,
Auch die Vögel des Himmels mitsammt den übrigen Thieren,
Denen im Wasser sowol als die auf der Erde sich nähren;
Alle gedenken mit Lust der blumengekrönten Kythere.

Es ist auch nicht umsonst, daß der Mythus der Griechen sie als die Schaumgeborene darstellt: aus allen Strömungen des Lebens, allen Wogen der Geschichte erhebt die Schönheit ihr göttliches Antlitz, und alle Gedanken des Philosophen, alle Erfindungen des Gelehrten, ja alle Thaten der Helden, die mit ihrem Ruhm die Welt erfüllt haben — alle sehnen sich der Schönheit entgegen, Alles will noch einmal aufblühen unter ihrem göttlichen Hauch, will fortleben als Poesie — Poesie, diese wahre Brautfreude des Geistes!

Nicht also ausschließen will die Literaturgeschichte die eben bezeichneten wissenschaftlichen und technischen Bestrebungen: aber sie nimmt nur insofern Notiz von ihnen, inwiefern dieselben zur Entwickelung der

Schönheit beitragen, inwiefern sie Theil haben an der Schönheit selbst und berührt sind von ihrem himmlischen Finger.

Diese Beschränkung ist mitnichten zu eng. Wie die Natur aus Allem Leben saugt und Alles, Lebendiges und Todtes, Gesundes und Krankes, in heilsame Säfte zu verwandeln weiß, so weiß auch die ideale schöne Natur sich Alles zu unterwerfen und weiß an Allem ihre Macht zu bethätigen, selbst auch an dem scheinbar Widerstrebendsten; wie Alles nach dem Lichte drängt und kein Pflänzchen so klein, kein Samenkorn so tief gebettet ist, daß es nicht aufwärts, der Sonne entgegenstrebt, so drängt auch Alles nach diesem Licht der Schönheit, das die vergänglichen Geschöpfe des Augenblicks mit unsterblichem Glanze verklärt. Es ist eine Bahn, die Niemand verschlossen ist, die Jeder frei betreten kann, wenn er nur selbst die Kraft und den Willen dazu besitzt. Einige Beispiele werden sogleich deutlicher zeigen, wie wir es meinen. Womit hat die Aesthetik dem Anscheine nach weniger zu thun als mit Astronomie oder Zoologie? Wo gibt es eine Wissenschaft, die um ihrer Trockenheit willen verrufener ist als die Jurisprudenz? Was ist unschöner als die Theologie? oder die Chemie? oder gar die Anatomie? Auch wird die Literaturgeschichte sich wohl vorsehen, von der Astronomie oder Zoologie oder Jurisprudenz ꝛc. als solcher Notiz zu nehmen; wo sie dagegen Werken begegnet von der allgemeinen culturhistorischen Bedeutung und der künstlerischen Form wie Humboldt's „Kosmos“, oder Oken's „Naturgeschichte“, oder von Savigny's „Rechtsgeschichte“, oder Schleiermacher's theologischen Schriften, oder Liebig's „Chemischen Briefen“, oder Burdach's „Physiologie“ oder ähnlichen Werken, in denen sich die Strenge der Wissenschaft mit der Grazie der künstlerischen Form vermählt — nun ganz gewiß, da wird sie recht sehr Notiz davon nehmen und wird denselben Kranz, mit dem sie die Dichter und Künstler krönt, auch um die Stirn ihrer Verfasser winden.

Also um das Resultat dieser gesammten Entwickelung noch einmal in kurzen Worten zusammenzustellen: Geschichte überhaupt ist Entwickelung des Geistes als des Absoluten; dieses Absolute selbst aber tritt in doppelter Form auf: erstlich in Form der Freiheit, wo es den Staat und die politische Geschichte — und zweitens in Form der Schönheit, wo es die Kunst, insbesondere die schöne Literatur und die Literaturgeschichte gibt.

Literatur und Kunst.

Naturwissenschaften.

Unter dem Titel: „Physiologische Vorträge. Für Freunde der Naturwissenschaften" (Zwei Theile in Einem Bande, Oldenburg, Schmidt) hat Dr. F. W. Beneke, Medicinalrath und Leibarzt Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg ꝛc., soeben eine Reihe von Vorlesungen herausgegeben, welche er im Winter 1854 auf 1855 vor einem größern und gemischten Zuhörerkreise gehalten. Der Verfasser, obwol ihm die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht entging und wiewol er sich auch darüber nicht täuschte, daß wir der populären naturwissenschaftlichen Schriften nachgerade genug, ja vielleicht schon zuviel haben, glaubte sich dennoch der an ihn ergangenen Auffoderung, die größtentheils frei gehaltenen Vorträge nachträglich niederzuschreiben, nicht entziehen zu dürfen und zwar aus einem dreifachen Grunde. Der erste liegt eben in der Unzulänglichkeit, an der die Mehrzahl jener populären naturwissenschaftlichen Schriften leidet, mit denen der Büchermarkt heutzutage überschwemmt wird; dieselben nehmen den Standpunkt bald zu niedrig bald zu hoch, dociren bald zu sehr und verlieren sich bald in einen belletristischen Ton, der gerade den Naturwissenschaften sehr übel ansteht. Auch beschäftigen sie sich größtentheils nur mit Einzelheiten, während doch, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, die Natur ein großes zusammenhängendes Ganze bildet, dessen einzelne Theile ohne Einsicht in diesen Zusammenhang ebenfalls unverständlich bleiben. Dieser Einseitigkeit und Zerstückelung suchte der Verfasser entgegenzutreten, indem er eben das ganze Gebiet der Natur in das Bereich seiner Betrachtung zog, überzeugt, was er damit an der Möglichkeit specieller Darlegungen einbüßte, werde durch den Gewinn eines allgemeinen Verständnisses des zusammenhängenden Ganzen mehr als ersetzt werden. In Betreff der von ihm gewählten Form bemerkt der Verfasser: „Dem denkenden und strebsamen Naturfreunde sollen die folgenden Vorträge etwas mehr geben als die Mehrzahl der ganz populären und oft sehr oberflächlichen Machwerke schreibseliger Autoren. Ich gebe dabei von der Ansicht aus, daß man dem Laien nicht nur eine Schilderung und Erklärung der am oberflächlichsten gelegenen Erscheinungen geben, sondern ihm auch hier und da eine tiefere Einsicht in das weite Gebiet der wissenschaftlichen Forschung verschaffen muß. Achtung und Liebe zu derselben wachsen in gleichem Schritt mit der Tiefe der Einsicht."

Doch war dieser populäre Zweck nicht der einzige und auch nicht einmal der wichtigste, welcher den Verfasser zu seinem Unternehmen bestimmte; vielmehr bezeichnet er selbst als seinen Hauptbeweggrund den Wunsch, der heranwachsenden Generation der Aerzte, seinen werdenden Collegen ein Werk zu bieten, welches ihnen als Vorbereitung zu den Fachstudien im engern Sinne dienen kann, indem es ihnen den unmittelbaren Zusammenhang der praktischen Medicin mit den allgemeinen Naturwissenschaften klar macht und sie damit von vornherein vor Abwegen sichert, von denen es späterhin im Gedränge des praktischen Lebens keine Rückkehr mehr gibt. Auch über diesen Punkt thut der Verfasser einige vortreffliche Aussprüche, auf die wir die „werdenden Collegen" nicht dringend genug verweisen können. „Die Krank-

heits- und Heillehre", sagt er, „sind nur kleine Zweige der allgemeinen Naturwissenschaften. Ebenso wenig wie das gesunde kann das kranke Leben begriffen werden ohne diese..... Große durchgreifende Naturgesetze, die uns die allgemeine Physiologie kennen lehrt, beherrschen, wie das gesammte Geschehen in der Natur, so auch das Leben des thierischen und menschlichen Organismus; ohne ihre gründliche Erkenntniß wird es immer ein vergeblicher Versuch sein, sich die Erscheinungen des gesunden oder kranken Lebens zu deuten. Nicht die Kenntniß einiger Krankheitserscheinungen und vieler Arzneimittel macht den Arzt; der allgemeine Physiolog ohne jedes Arzneimittel im engern Sinne des Wortes wird stets ein besserer Rathgeber sein in Krankheiten als der beste Pharmakolog ohne allgemeine Physiologie."

Endlich drittens soll das Buch auch den ehemaligen Zuhörern des Verfassers als Erinnerungszeichen dienen und das Interesse für die Naturwissenschaften, welches dieselben in ihnen erweckt haben, lebendig erhalten. Wie weit der Verfasser diese letztere Absicht erreichen wird, müssen wir natürlich dahingestellt lassen; was aber die beiden ersten Gesichtspunkte betrifft, so ist sein Werk allerdings geeignet, denselben aufs vollständigste zu entsprechen. Namentlich wüßten wir für junge Leute, die im Begriff stehen, sich den medicinischen Studien zuzuwenden, keine angemessenere, lehrreichere und anregendere Lectüre als diese „Vorträge". Der Verfasser steht durchaus auf der Höhe der heutigen naturwissenschaftlichen Bildung; mit einer ausgebreiteten Belesenheit verbindet er ein klares und besonnenes Urtheil, das überall Wahres und Falsches, Vermuthungen und Thatsachen, Hypothesen und wirkliche Erfahrungen genau zu sondern weiß. Was ihn aber nach unserm Dafürhalten ganz besonders geeignet macht, als frühester Führer in das Gebiet der Wissenschaft zu dienen, das ist die wahrhafte Ehrerbietung, die er überall vor der Wissenschaft zeigt und die sich denn namentlich auch in der schönen Bescheidenheit äußert, mit welcher er überall die Grenzen des augenblicklichen Wissens zugibt und selbst auf die Punkte hindeutet, wo unsere Kenntniß noch mangelhaft und wo also die Forschung ihr Schürfeisen des weitern ansetzen muß. Wie vortheilhaft unterscheidet sich nicht diese Selbstbeschränkung von der zudringlichen Allwissenheit unserer jüngsten Schule! Und wieviel geeigneter ist diese Gewissenhaftigkeit, die Jugend zu erziehen, sittlich wie wissenschaftlich, als das moderne Titanenthum, das alle Gipfel erstiegen hat und für das es nichts Unbegreifliches mehr gibt!

Diesem Zweck, angehende Mediciner in die Wissenschaft einzuführen und sie frühzeitig daran zu gewöhnen, daß sie die Natur als Ganzes und auch den kranken Menschen nur als ein Product der Natur betrachten, entsprechen denn auch die vielfachen Beziehungen und Uebergänge, die der Verfasser, wo irgend sich die Gelegenheit bietet, von dem Allgemeinen der Naturwissenschaften zu den Specialitäten der praktischen Medicin macht. Freilich wird das Buch dadurch für gewöhnliche Leser in einzelnen Partien etwas schwierig, wie denn überhaupt die strenge wissenschaftliche Gliederung, die der Verfasser seinem Werke gegeben hat, sowie der schmucklose, beinahe trockene Ton seines Vortrags wol kaum geeignet sein möchten, die Masse des Publicums heranzuziehen. Ernstere und aufmerksamere Freunde der Natur dagegen, besonders solche, die nicht ohne alle wissenschaftliche Vorbereitung sind, werden das Buch mit ebenso viel Nutzen als Befriedigung lesen. Das Ganze zer-

fällt in funfzehn Vorträge, von denen die drei ersten sich mit den Elementarstoffen und deren Verbindung sowie mit der Erdbildung und den Metamorphosen der Erdrinde beschäftigen. Es folgen sodann die Organismen der Vorwelt, ihre erste Entstehung und allmälige Entwickelung, wobei auch die durch Rudolf Wagner und Karl Voigt so populär gewordene Frage nach der Abstammung von Einem Paar oder mehren mit jener wissenschaftlichen Mäßigung und Besonnenheit erörtert wird, die überhaupt das ganze Buch charakterisirt. Mit dem Kreislauf des Stoffes wird sodann der Uebergang zur Pflanzen- und Thierwelt gemacht; der innere Bau der Pflanze, ihr Leben sowie die Grenzen und Unterschiede zwischen Pflanze und Thier werden erörtert und sodann in Vorlesung 10—14 der innere Bau und das Leben des Thieres dargestellt. Der 15. und letzte Vortrag beschäftigt sich hauptsächlich damit, einige Andeutungen zu einer rationellen Diätetik des Menschen zu geben, womit dann gleichsam der wissenschaftliche Kreislauf geschlossen und der Verfasser bei jenem praktischen Ziele wieder angelangt ist, von dem er zunächst ausging und das ja überhaupt alle Wissenschaft, die ihres Namens wahrhaft werth sein will, nicht entbehren kann noch darf. Schließlich sei noch der vortrefflichen Ausstattung des Buches erwähnt, namentlich der zahlreichen Holzschnitte, welche, nach den besten Mustern gearbeitet, ebenso instructiv und richtig wie elegant ausgeführt sind und die Brauchbarkeit des Werks wesentlich erhöhen. abs.

Correspondenz.

Aus Baden.

Ende August 1856.

Chs. Sie werden mich wol in Gedanken bereits aus der Liste Ihrer Berichterstatter ausgelöscht haben und verargen kann ich es Ihnen nicht: denn viele Monate sind vergangen, ohne daß ich habe von mir hören lassen, ja selbst die berühmte heidelberger Affaire, die so unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat, ist nicht im Stande gewesen, mich an die langversäumte Correspondentenpflicht zu erinnern. Zwar was diese heidelberger Affaire anbetrifft, so muß ich Ihnen nur gleich von vornherein gestehen, daß ich die Wichtigkeit derselben keineswegs so hoch anschlage, als es von der Mehrzahl der deutschen Presse geschehen ist; ich gehe sogar in meiner Ketzerei so weit zu behaupten, daß das gewaltige Aufsehen, welches sie weit und breit gemacht hat, zum größten Theil durch den Mangel an andern interessantern Neuigkeiten hervorgerufen ist und daß, wäre das Ereigniß (wenn es nun doch einmal eins sein soll) in eine minder abgespannte, dürre und langweilige Zeit gefallen, in den Zeitungen nicht halb soviel darüber verhandelt worden wäre, als in der That und zwar, wie ich glaube, zum Ueberdruß der meisten Leser geschehen ist. Erwarten Sie daher auch nicht von mir, daß ich das Vorgefallene hier noch einmal des Breitern recapitulire; das Ganze ist oder vielmehr war (denn in diesem Augenblick haben selbst die leidenschaftlichsten Gemüther sich wieder zu Ruhe begeben und auch von den verderblichen Folgen, die man der alten Rupertina von gewisser

Seite her daraus prophezeien wollte, ist bisjetzt noch nicht das Mindeste eingetroffen, sodaß die Geschichte also schon in diesem Augenblick als todt und abgemacht betrachtet werden kann) — das Ganze, sage ich, war ein Studentenskandal, wie sie in früherer Zeit regelmäßig auf allen deutschen Universitäten passirten und noch heute hier und da sich zutragen, der Unterschied ist nur, daß die Sache anderwärts nicht gleich so an die große Glocke gehängt und zum Gegenstand einer öffentlichen Debatte gemacht wird, wie es mit dieser heidelberger Begebenheit der Fall gewesen. Auch waren wir, die wir in der Nähe leben und dabei doch das Glück haben, außer den Parteien zu stehen, seit langem im Klaren darüber, daß eine Katastrophe wie die gegenwärtige früher oder später eintreten mußte. Wer, der irgend selbst einmal die Wonne des Studentenlebens empfunden, wollte der akademischen Jugend den vollen und unverkümmerten Genuß dieser glücklichsten Epoche des Lebens misgönnen? Wer wollte nicht im Gegentheil stolz darauf sein und es als einen Vorzug des deutschen Lebens, der deutschen Wissenschaft betrachten, daß das Studentenleben gerade bei uns sich auf so eigenthümlich poetische Weise entwickelt und daß gerade in Deutschland, wo wir bekanntlich der Freiheit eben nicht zu viel haben, zum wenigsten die akademische Freiheit sich so glücklich erhalten und allen Stürmen der Zeit so tapfer Trotz geboten hat? Aber freilich darf der Begriff der akademischen Freiheit nicht so weit ausgedehnt werden, daß man darunter Dinge befaßt, die nicht blos dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auch dem angeborenen Sittlichkeitsgefühl, der natürlichen Scham, ja der menschlichen Würde widersprechen; Koth bleibt immer Koth und auch jener poetische Glanz, der das deutsche Studentenleben mit Recht verklärt, ist nicht im Stande, Gold aus Schmuz zu machen. Wir gönnen Heidelberg von Herzen seinen alten Ruf, die lebenslustigste und flotteste Universität Deutschlands zu sein; nur wenn die vermeintliche Lebenslust so weit geht, daß darüber nicht blos die Wissenschaft vernachlässigt, sondern auch Sitte und Anstand mit Füßen getreten wird, so scheint uns da eine Remedur außerordentlich am Platze, selbst auch wenn sie für den Augenblick weiter greifen sollte, als vielleicht nöthig gewesen wäre.

Was die vorgefallenen Excesse aber, wenigstens nach meinem Dafürhalten, ganz besonders anstößig macht und ein energisches Einschreiten nur allzu sehr gerechtfertigt hat, das ist, daß dieselben erstlich von einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl von Studirenden ausgegangen sind und daß zweitens diese Studirenden selbst fast ohne Ausnahme Ausländer sind, junge Leute aus Baiern, Hessen, Hannover, Mecklenburg, Preußen ꝛc., die sich an die Verhältnisse unsers Landes durch nichts gebunden fühlen und die ihren Aufenthalt in Heidelberg nur benutzen, ihr Geld oder vielmehr das Geld ihrer Aeltern und Angehörigen zu verthun und unter der Maske des flotten Studenten und der standesgemäßen Verachtung des Philister sich jene Brutalität anzueignen, die sie dann heimgekehrt als Beamte nicht blos gegen ihre Untergebenen, sondern auch gegen das gesammte Publicum, soweit sie amtlich mit ihm in Berührung kommen, so vortrefflich auszuüben wissen. Ich will hier absichtlich in keine Specialitäten eingehen: aber man frage einmal, wo die groben Landrichter, die naseweisen Referendarien, die despotischen Landräthe, über die der kleine Mann in Baiern, Hessen, Preußen ꝛc. seufzt — man frage doch einmal, wo diese Despoten des grünen Tisches studirt haben und unter

neun von zehn Fällen wird die Antwort lauten: bei den Corps in Heidelberg!

Nun ist es allerdings nicht unsere Sache, unsere deutschen Brüder in Baiern, Hessen, Preußen ꝛc. vor Verfolgungen zu schützen, die sie selbst sich gefallen lassen, oder gegen die sie doch zum höchsten nur leise zu murren wagen; wol aber, glaube ich, sind wir in Baden in unserm vollsten Recht, wenn wir unsere Landesuniversität, die von unsern Mitteln erhalten wird und zunächst zur Bildung unserer Jugend bestimmt ist, nicht dazu hergeben wollen, den pommerschen, märkischen und andern Junkern mit und ohne Von als Uebungsplatz und Vorschule ihrer künftigen Brutalitäten zu dienen. Zugegeben, daß diese fremden Studenten durchschnittlich bessere Wechsel haben und also auch mehr Geld in Umlauf bringen als unsere Landeskinder: so sind wir doch hierzulande bisher noch immer so „philiströs“ gewesen, eine Universität zunächst und hauptsächlich für eine wissenschaftliche Anstalt, nicht aber für eine industrielle zu halten; wir haben geglaubt, daß auf der Universität das Studium das Erste und daß die Schneider und Schuster, die Bierwirthe und Pferdevermiether nur eine sehr untergeordnete Stelle im akademischen Haushalt einnehmen. Auch hat sich, wie ich schon vorhin andeutete, bereits zur Genüge gezeigt, wie thöricht die Prophezeiungen gewesen sind, die aus der Auflösung der Corps den Untergang oder doch wenigstens den Verfall der Universität voraussagen wollten. Die Zahl der gefoderten Abgangszeugnisse ist diesmal kleiner, als sie sonst zu Ende des Sommers zu sein pflegt, während umgekehrt die Zahl der für das nächste Semester Angekündigten größer ist als seit langem. Für den gesunden Menschenverstand ist das freilich ein sehr einfaches und richtiges Exempel: bisjetzt pflegen es in Deutschland (und außer Deutschland wol auch, vielleicht mit Ausnahme der Yankees) noch die Aeltern und Vormünder zu sein, nicht die Studirenden selbst, die über den Besuch dieser oder jener Universität entscheiden und da ist es denn sehr natürlich, daß ein von dem Unwesen der bisherigen Corps gereinigtes Heidelberg Aeltern und Vormündern besser gefällt und ihnen mehr Vertrauen erweckt als das Gegentheil.

Wenn man aber endlich von Seiten der Corps und ihrer Vertheidiger behauptet hat, der eigentliche Grund zu der plötzlichen Strenge, mit der sie behandelt worden, liege nicht in ihren Excessen, sondern vielmehr in der Vorliebe, welche gewisse augenblicklich einflußreiche und entscheidende Persönlichkeiten für den „Wingolf“ und andere pietistische Verbindungen und Bestrebungen hätten, so ist das völlig aus der Luft gegriffen. Heidelberg wird niemals ein Sitz pietistischer Kopfhängerei werden, dafür hat schon die Natur vorgebaut; auch wären wir doch begierig zu wissen, in welchem Zusammenhang z. B. die Vorgänge in Ladenburg, die bekanntlich das Gefäß endlich zum Ueberlaufen gebracht haben, mit dem „Wingolf“ oder überhaupt mit dem modernen Pietismus stehen. Die Corps und ihre Vertheidiger bedienen sich dabei eines alten Kunstgriffs, der aber eben zu alt ist, um noch irgend Jemand zu täuschen: sie werfen ihren Gegnern Parteilichkeit und exclusives Verfahren vor, während doch notorisch gerade die Corps selbst es gewesen sind, die durch ihr exclusives, ja tyrannisches Benehmen Frieden, Würde und Ansehen des akademischen Lebens gestört und seit langer Zeit Woche für Woche, um nicht zu sagen Tag für Tag, Auftritte herbeigeführt haben,

unter denen das Wohl und die Ehre der Universität aufs äußerste litt und die daher durchaus nicht länger zu dulden waren. Schlimm genug, daß man sie solange geduldet! Dies ist der einzige Punkt, in dem wir den Gegnern Recht geben müssen: nämlich daß die akademischen Behörden das Uebel, das ihnen endlich über den Kopf zu wachsen drohte, selbst großgezogen haben und daß das Unwesen der Corps niemals würde so arg geworden sein, hätte man nicht gerade von der Seite her, die am ersten berufen war, dagegen einzuschreiten, eine so thörichte und verderbliche Nachsicht geübt. Allein wenn einmal ein Fehler begangen ist, soll er darum niemals verbessert werden? Hatte man sich einmal, aus was immer für Gründen, die Zügel aus der Hand gleiten lassen, sollte man sie deshalb nie wieder ergreifen? Wie die Zustände in Heidelberg geworden waren, konnten sie nicht bleiben, ein Einschreiten und zwar ein unnachsichtiges war unerlaßlich; ob das nun gerade infolge dieser oder jener einzelnen Veranlassung und ob es unter dem Prorectorat eines Theologen oder Juristen, eines Rationalisten oder Gläubigen geschehen, ist gleichgültig — genug, daß es geschehen und daß wir endlich die gegründete Hoffnung haben, vor der Rückkehr von Zuständen gesichert zu sein, die allen Theilen, Akademikern wie Bürgern, Studenten wie Professoren, zur Unehre und zum Nachtheile gereichten.

Da haben Sie denn also doch noch mein nachträgliches Votum in dieser vielerörterten Angelegenheit; ich fürchte, es ist länger ausgefallen als Ihnen lieb, kann mich dafür aber mit meinen übrigen Mittheilungen desto kürzer fassen, da in der That nichts vorliegt, was zu einer eingehendern Erörterung Veranlassung bieten könnte. Das Hauptereigniß in unserm Lande, dem alle Blicke sich entgegenwenden, ist die bevorstehende Vermählung unsers Regenten. Dieselbe wird, wie jetzt officiell angezeigt ist, gegen Ende des künftigen Monats in Berlin stattfinden; zu dem festlichen Einzug in unsere Grenzen, der einige Tage später erfolgen wird, werden schon seit längerm die umfassendsten Zurüstungen getroffen. Der schönste Schmuck in der Reihe der Festlichkeiten wird aber doch immer die allgemeine Amnestie sein, die man bei dieser Gelegenheit erwartet; bei der bekannten Gesinnung unsers Regenten ist eine Täuschung der allgemeinen Erwartung nicht zu besorgen. Dagegen scheint noch immer nicht entschieden, ob auf Veranlassung der bevorstehenden Vermählung in der officiellen Stellung oder richtiger gesagt in Rang und Titel unsers Regenten eine Aenderung stattfinden wird oder nicht. Doch glaubt man aus dem Umstande, daß unsere amtliche Zeitung erst kürzlich wieder die Krankheit des Großherzogs Ludwig als unheilbar und seinen Zustand als hoffnungslos bezeichnete, den Schluß ziehen zu dürfen, daß unser Regent zu der Macht, die er seit dem Tode des Großherzogs Leopold factisch wie rechtlich ausübt, wol demnächst auch den entsprechenden Titel annehmen wird.*) Daß mittlerweile in unserm Fürstenhause noch eine zweite Verlobung stattgefunden, nämlich zwischen der Prinzessin Cäcilie, der Schwester unsers Regenten, und dem Großfürsten Michael von Rußland, werden Ihre Leser aus den Zeitungen ersehen haben; im Publicum hat das Ereigniß keine be-

*) Die Vermuthung unsers Correspondenten hat sich bekanntlich bereits bestätigt, indem der bisherige Regent durch Erlaß vom 6. September den Titel eines Großherzogs von Baden angenommen hat. D. Red.

sonders freudige Sensation hervorgerufen, man liebt und wünscht hierzulande die russischen Verlobungen nicht....

Unser Kirchenstreit ist noch immer auf dem alten Fleck; auch sollen die Aussichten zur endlichen Beilegung nicht die besten sein, indem die Ansprüche des päpstlichen Stuhls seit dem glücklichen Abschluß des Concordats mit Oestreich sich immer höher steigern. Die ungemeine Innigkeit, mit der vor kurzem die Dreihundertjährige Einführung der Reformation in Baden gefeiert ward, war gewiß nicht ohne alle Beziehung zu dieser leidigen Angelegenheit; so sehnlich man dieselbe beseitigt wünscht, so sehr hofft und erwartet die Mehrzahl des Volks doch auch, daß unsere Regierung den Ansprüchen Roms gegenüber fest bleiben und sich zu keinen Zugeständnissen herbeilassen wird, die einer protestantischen Regierung unwürdig und die ja doch, namentlich unter unsern Verhältnissen, nur den Samen neuer und noch schlimmerer Verwickelungen in sich tragen würden.

Notizen.

In Leipzig starb der Advocat Dr. Ludwig Puttrich, 73 Jahre alt, der Herausgeber der „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen“ und anderer ähnlicher Werke, durch die er sich um die Kunstgeschichte des Mittelalters verdient gemacht hat; in Berlin die Gattin des bekannten Malers Professor Krüger, ehedem unter dem Namen Johanna Eunicke eine Zierde der berliner Bühne. Johanna Eunicke, eine Tochter des berühmten Tenoristen Eunicke und seiner Frau Therese, geborene Schwachhofer, die ebenfalls sowol als Sängerin wie als Schauspielerin ein Liebling des Publicums war, wurde im Jahre 1800 zu Berlin geboren. Das Talent ihrer Aeltern schien auf sie übergegangen zu sein; durch eine vortreffliche Ausbildung unterstützt, betrat sie frühzeitig als Sängerin die Bühne ihrer Vaterstadt, wo sie Alles ebenso sehr durch die Macht und Schönheit ihrer Stimme wie durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit entzückte. Doch wurde sie der Bühne bald durch ihre Vermählung untreu gemacht und ließ sie sich seitdem nur noch selten und dann immer nur zu wohlthätigen Zwecken öffentlich hören. — Aus England wird der Tod des berühmten Nordpolfahrers Sir John Roß gemeldet. 1777 in Schottland geboren, trat er bereits 1786 in die englische Marine; infolge der Tapferkeit und Umsicht, die er in dem Kriege gegen Frankreich an den Tag legte, wurde er zum Commodre befördert. 1818 nahm er an der Parry'schen Expedition zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt theil; 1829 trat er eine zweite selbständige Reise an, auf der er den magnetischen Pol und die Halbinsel Boothia Felix entdeckte und von der er erst 1833, nach Ueberstehung unerhörter Mühseligkeiten, zurückkehrte. Eine dritte Reise nach dem Nordpol machte er 1850 zur Auffindung des unglücklichen Franklin und seiner Gefährten. Durch Anciennetät war er inzwischen zum Rearadmiral aufgerückt, als welcher er noch an dem letzten Kriege in voller geistiger und körperlicher Rüstigkeit theilnahm.

Bunsen's berühmte „Zeichen der Zeit“ sind ins Holländische (Amsterdam, Altmann und von der Palm), „Friedrich Perthes' Leben von seinem

Sohne" ist ins Englische (Edinburg, Cortrate und Comp.) übersetzt worden. — „Die vier Jahreszeiten" von Professor **Roßmäßler** (Gotha, Scheube), welche zuerst vor ungefähr Jahresfrist in sehr prächtiger Ausstattung die Presse verließen, erscheinen jetzt in einer Volksausgabe, die ungeachtet des noch immer sehr zierlichen Aeußern sich durch ungewöhnlich billigen Preis auszeichnet; das Ganze erscheint in vier Lieferungen, von denen jede nicht mehr als $^1/_4$ Thlr. kostet.

Tempeltey's „Klytämnestra" wird jetzt auch auf dem Hoftheater in **Berlin** einstudirt. Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater daselbst ist eine neue Localposse „Leichte Vögel" gegeben worden, aber nur mit sehr geringem Erfolg. Auf dem Königstädtischen Theater, das unter Wallner's Leitung eine ungemeine Thätigkeit entwickelt, die eigentliche Sphäre seiner Wirksamkeit aber noch immer nicht gefunden zu haben scheint, werden verschiedene Neuigkeiten höhern Stils einstudirt; so namentlich ein historisches Lustspiel von Luise Mühlbach, „Der Prinz muß sich verheirathen" und ein Drama von Hermann Grimm, dem Verfasser des „Demetrius". In **Frankfurt** a. M., wo man sich sonst bekanntlich, einem alten Sprichwort gemäß, um Goethe herzlich wenig bekümmert, ist der Geburtstag des Dichters diesmal mit einer Aufführung des „Faust" gefeiert worden: ein neuer Beweis von der höhern Richtung, welche Hr. Benedix der ihm anvertrauten Anstalt zu geben bemüht ist. Umsomehr würde es zu bedauern sein, wenn das Gerücht von dem bevorstehenden Rücktritt des Hrn. Benedix sich bestätigen sollte. Auch in **Leipzig** wurde an demselben Tage der „Faust" mit Hrn. Grunert aus Stuttgart als Mephistopheles gegeben. Ebendaselbst ist „Herzog Albrecht" von Melchior Meyr zur Aufführung gekommen, aber wie es scheint auch ohne rechten Erfolg.

Interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: „Novellen und Erzählungen von Ernst Willkomm" (Hannover, Rümpler); „Aus Vergangenheit und Gegenwart. Gesammelte Erzählungen von Arnold Schloenbach" (Hannover, Rümpler); „Novellen von August Becker, Verfasser des «Jung-Friedel»" (Pesth, Heckenast); „Jenaisches Fichte-Büchlein von Karl Hase" (Leipzig, Breitkopf und Härtel); „Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Dr. Gerd Eilers, königlich preußischem Geheimen Regierungsrathe a. D., 1. Theil" (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Unter den zahlreichen Vereinen und Versammlungen, die in diesen Wochen in den verschiedensten Gegenden Deutschlands und zu den verschiedensten Zwecken abgehalten werden, scheint uns der **Künstlercongreß**, der vom 28. bis 30. September in Bingen zusammentreten wird, besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Die Idee dazu ist von den düsseldorfer Künstlern ausgegangen; man rechnet besonders auf zahlreichen Besuch aus München und hofft durch diese Zusammenkünfte, die alljährlich wiederholt werden sollen, unter den deutschen Künstlern eine Einigkeit und einen kameradschaftlichen Sinn zu erzeugen, der auch auf die Kunst selbst gewiß nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Elfinger (A.), und **Hauser (F.), Der physische Mensch.** Wissenschaftlich-populäre Zusammenstellung des Wichtigsten über den Bau des menschlichen Körpers und seine Lebensverrichtungen. Als Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher auch beim Unterricht für Blinde. Mit 90 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien 1856. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rittinger (P.), Kurze Mittheilungen über die berg- und hüttenmännisch wichtigern Maschinen- und Baugegenstände bei der Allgemeinen Industrie-Ausstellung zu Paris im Jahre 1855. In 168 selbstständigen Artikeln mit 188 in Holzschnitt ausgeführten Handzeichnungen. 8. Wien 1855. 20 Ngr.

Tunner (P.), Bericht über die auf der Pariser Welt-Industrie-Ausstellung von 1855 vorhandenen Producte des Bergbaus und Hüttenwesens oder der Gegenstände der I. Classe nach der im officiellen Kataloge getroffenen Eintheilung. 8. Wien 1856. 15 Ngr.

Wurzbach von Tannenberg (C.), Bibliographisch-statistische Uebersicht der Literatur des Oestreichischen Kaiserstaates vom 1. Jänner bis 31. December 1854. Zweiter Bericht, erstattet im hohen Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Innern Alexander Freiherrn von Bach. Mit 57 Tabellen. 8. Wien 1856. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zerrenner (C.), Einführung, Fortschritt und Jetztstand der metallurgischen Gasfeuerung im Kaiserthum Oesterreich. Ein Beleg für den Fortschritt des österreichischen Eisenhüttenwesens im Allgemeinen und eine Anleitung zur Torfwirthschaft und zur Darstellung des Stabeisens aus Roheisen mittelst Torf und Braunkohlen im Speciellen. Im Auftrage des Hohen k. k. Finanzministeriums herausgegeben. Mit elf Tafeln. 8. Wien 1856. 2 Thlr.

(Verlag der k. k. Hof- und Staats-Druckerei in Wien.)

Bei **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Stacke, Dr. L., Erzählungen aus der alten Geschichte in biographischer Form. 2. Auflage. 2. Theile. 8. Geh. 1 Thlr.

Das Werkchen hält die Mitte zwischen der Ausführlichkeit eines Lehrbuches und der compendiösen Darstellung eines Leitfadens, und ist, bei der vortrefflichen Darstellungsweise des Herrn Verfassers, sehr geeignet, den Schüler in seinen Präparationen zu unterstützen und um das in der Schule Gehörte nachzulesen. — Die sehr günstigen Urtheile in der **Zeitschrift für Preußisches Gymnasialwesen**, der **Allg. Schulzeitung**, **Diesterweg's Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht** sind dem ersten Bändchen vorgedruckt; sie haben dazu beigetragen, daß in kurzer Zeit diese **zweite Auflage** nöthig wurde.

Im Verlage von **A. Schnée** in **Brüssel** erschien:

Gedichte
von
Michel Berend.

16. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 39.** 25. September 1856.

Die Literaturgeschichte
in ihrer Entwickelung als Wissenschaft.

Von
Robert Prutz.

II.

Im ersten Abschnitt unserer Abhandlung haben wir uns über Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im Allgemeinen klar zu machen gesucht; prüfen wir jetzt, inwieweit die allgemeinen Sätze, die wir bis dahin aufgestellt haben, durch die Erfahrungen der Geschichte bestätigt werden. Denn ohne diese Bestätigung würden jene Sätze selbst nur ein sehr müßiger, sehr thörichter Luxus sein; wie der Poet nur die Empfindungen auszusprechen hat, welche die Natur in jedes Herz gelegt und die daher auch jeden Augenblick aus jedem Herzen widertönen, so hat auch der philosophische Betrachter nur die wissenschaftliche Formel aufzufinden für jene innere Vernunft der Dinge, welche diesen selbst von Hause aus innewohnt und auf die daher auch jeden Augenblick die Probe der geschichtlichen Erfahrung gemacht werden kann. Wir haben untersucht, was Geschichte und was Literatur ihrem Begriffe nach sind. Sehen wir denn jetzt, wie dieser Begriff sich historisch gestaltet hat; war unsere Begriffsbestimmung richtig, so werden wir auf beiden Wegen zu demselben Ziele gelangen.

Auch hier schicken wir noch einmal einen allgemeinen Satz voraus: die Literaturgeschichte, sagen wir, ist eine wesentlich moderne Wissenschaft. Was dieser Satz eigentlich bedeutet, darüber werden wir uns wiederum erst später verständigen können, wenn der Begriff des Modernen selbst zur Sprache kommen wird. Für den Augenblick indessen schadet es auch nichts, im Gegentheil, wir sind ganz damit einverstanden, wenn der Leser unsern Satz zunächst nur im alleräußerlichsten und allertrivialsten Sinne auffaßt: die Literaturgeschichte ist eine moderne Wissenschaft — das heißt, sie ist eine Wissenschaft, welche die Alten nicht gekannt haben.

Ja wir dürfen noch weiter gehen: der Begriff einer Literatur selbst, dürfen wir behaupten, wie wir ihn früher festgestellt haben und wie er gegenwärtig allgemein verbreitet ist, nämlich als einer geistigen Totalität, ist den Alten überhaupt unbekannt gewesen. Und zwar dermaßen unbekannt, daß sie nicht einmal ein Wort dafür in ihrer Sprache besessen haben. Weder in dem griechischen noch in dem lateinischen Ausdruck, den man etwa dafür anwenden könnte, γράμματα, literae, literatura (beide, das griechische wie das lateinische Wort, bezeichneten ursprünglich die Schrift, dann das Geschriebene, ähnlich wie das französische lettres), liegt der Umfang und die Tiefe Dessen, was wir heutigentags unter Literatur verstehen. Selbst der letztere, der lateinische Ausdruck, den die modernen Sprachen dann allgemein aufnahmen, gewinnt diese weitere Bedeutung erst bei den Kirchenvätern, zu einer Zeit also, wo die antike Weltanschauung bereits aufs entschiedenste erschüttert und gebrochen, wenn nicht gar schon zu Grabe getragen war. Es ist aber dieser Mangel des Worts allemal, bei Individuen sowol wie bei ganzen Völkern, der unzweifelhafteste Beweis dafür, daß auch der Begriff mangelt oder wenigstens noch nicht zur richtigen Klarheit, der Klarheit des Bewußtseins gekommen ist. Freilich sagt der Poet, daß eben da, wo Begriffe fehlen, das Wort sich am liebsten einstellt. Das mag so sein: aber nur das richtige, das passende, das dem Begriff congruente Wort thut es gewiß nicht.

Wir behaupten nun aber weiter, daß die Alten den Begriff der Literatur gar nicht haben konnten: nämlich weil sie selbst eine Literatur in unserm Sinne gar noch nicht besaßen. Jedes Ding besitzt man erst dann wirklich und wird erst dann dieses Besitzes sich bewußt, wenn man zugleich seinen Gegensatz innehat und von diesem aus, rückgreifend, zu dem Dinge selbst gelangt.

Von dieser Art ist für uns der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben, Kunst und Wirklichkeit, Literatur und Praxis. Dieser Gegensatz mit allen seinen Consequenzen ist durchaus moderner Natur, er liegt begründet in der ganzen Art und Weise unsers Daseins, dessen wesentlichstes Element (um dies hier sogleich vorwegzunehmen) der fortwährende

Kampf der Gegensätze und ihre ewig erneute, selbstbewußte Versöhnung ist.

Ganz anders das Leben der alten Welt. Dürfen und mögen wir, Söhne der neuen Zeit, nichts unser nennen, was wir nicht zuvor von uns losgerissen und als ein Fremdes überwältigt und zu uns zurückgebracht haben, so lebten im Gegentheil die Alten überall aus dem Vollen, ein ursprünglich unmittelbares Dasein, in heiterer, schöner Fülle, ein Leben der Natur, ungespalten und unbewußt, die ewigen Kinder der Weltgeschichte. Ueberall, wo sie auftreten, bei Allem, was sie ergreifen, erscheinen sie in voller, kerniger Gesundheit; überall sind sie der concrete, der volle und ganze Mensch, der sich selbst seines Menschenthums erfreut und sich wohl darin fühlt, nicht blos eine abgelöste Seite, eine abstracte einzelne Richtung desselben. Die Alten hatten Alles, wir, Stiefkinder der Natur, müssen uns Alles erst erwerben; wo sie naiv waren, reflectiren, wo sie genossen, kritisiren wir; zwischen ihrer Unmittelbarkeit, die sich aller Orten sofort zu Hause fand, und unserer gelehrten Umständlichkeit, die überall erst der geschichtlichen Vermittelung bedarf, liegt eine Kluft, noch tiefer als diese Kluft der Jahrtausende, die sie und uns voneinander scheidet. Das ist auch der eigentliche Grund jener Sehnsucht, jener unwiderstehlichen, immer wiederkehrenden, die noch gegenwärtig jeden edler gebildeten Geist zum Alterthum hinzieht; das ist es, warum wir, mitten aus dem Widerstreit und der Zerrissenheit unsers modernen Lebens, immer wieder in Gedanken zu ihm zurückschweifen, wie zu einem verlorenen Paradiese: diese Ganzheit des antiken Daseins, dieses volle, natürliche, unverkünstelte Menschenthum, auf dem das gesammte Leben der Alten Welt als auf seiner eigensten Wurzel beruth. Unsere heutigen Institutionen sind der Mehrzahl nach darauf gerichtet, den natürlichen Menschen zu beschränken, wenn nicht gar auszurotten; der natürliche Mensch ist in unsern Augen nicht viel besser als ein Wilder, ein Feind, den wir auf alle mögliche Weise durch Wall und Graben der Civilisation von uns abzuhalten, ja den wir sogar in uns selbst müssen todtzumachen suchen. Dem Alterthum dagegen, in seiner glücklichen Unmittelbarkeit, war in Allem, was es schaffte, suchte und strebte, nur Ein Inhalt und Ein Ziel gegeben, Ein Maß und Ein Gesetz: und dieses Gesetz war der Mensch.

So auch in Kunst und Wissenschaft. Auch von ihnen foderten die Alten nur den Menschen; auch hier war die höchste Aufgabe, um die es sich handelte, nur die Aufgabe allgemeiner menschlicher Bildung und allgemeinen menschlichen Genusses. Nirgends, wenigstens nicht in der echten antiken Zeit, die wir für die Griechen freilich nur bis auf den Peloponnesischen, für die Römer sogar nur bis auf den zweiten Punischen Krieg rechnen dürfen — nirgends, sage ich, gewinnt diese Bildung daher

auch eine besondere, von dem allgemeinen Boden menschlichen Daseins losgelöste Existenz; nirgends macht sie den Versuch, sich vom praktischen Leben zu emancipiren, wie sie es bei uns gethan hat, und einen Gegensatz, sogar einen höchst feindseligen, zu dem übrigen Dasein zu bilden. Vielmehr wie weit sie sich entwickelt und welche zum Theil höchst künstlichen Formen sie auch annimmt, so bleibt sie selbst doch immer nur ein Element des Lebens überhaupt, nur eine unmittelbare, naturgemäße Frucht seiner allgemeinen Entwickelung, eine selbstverständliche und unerlaßliche Bedingung seines völligen Genusses. Die Alten hatten weder Universitäten noch Akademien; wie ihre Bildung nur ein integrirender Theil des Lebens war, so wurde sie auch nur in der Schule des Lebens erworben. Und ebenso wenig hatten sie auch Gelehrte und Gelehrsamkeit, wenigstens nicht in der kastenartigen Abgeschlossenheit, dem handwerksmäßigen Betriebe, wie dieselben sich in der modernen Welt ausgebildet haben. Wo dergleichen in der Alten Welt ja vorkommt, da findet es, wie bei den Griechen der alexandrinischen Epoche, stets nur in solchen Zeiten statt, wo das antike Leben selbst bereits innerlich gebrochen war und der Kern einer neuen, wesentlichen modernen Bildung die schöne Schale des Alterthums zu zersprengen begann. Ja sowenig die Griechen und Römer der classischen Zeit ein Wort für Literatur haben, sowenig haben sie eins für den Gelehrten in unserm Sinne; sie haben Poeten, Geschichtschreiber, Philosophen, Alterthumsforscher, Grammatiker, Redner — aber keine Gelehrten und keinen Gelehrtenstand: sondern überall nur Menschen, durch Wissenschaft gebildete, durch Kunst verschönerte, gleichsam vermenschlichte Menschen.

Denn dies ist die zweite und nicht minder wichtige Seite dieses Verhältnisses. Wie diese Bildung der Alten unmittelbar zum Menschen gehört, wie sie nichts Eigenes, Selbständiges, seiner Natur Fremdes oder gar Entgegengesetztes sein will, an das er sich erst mühsam gewöhnen müßte, sondern in unmittelbarer Verwandtschaft ein Stück seines Wesens selbst: so war ihnen, hauptsächlich den Griechen, nun auch andererseits ohne diese Bildung gar kein würdiges, kein im vollen Sinne menschliches Dasein denkbar. Nur „die Schönen Guten", das heißt also Diejenigen, welche neben der praktischen Tüchtigkeit und der Lauterkeit ihres sittlichen Verhaltens sich zugleich durch die Anmuth und Feinheit ihrer Bildung auszeichneten, galten als die eigentlichen und wahren Menschen; diese aber dann auch in einem solchen Grade, daß man sie als die geborenen Herrscher der Uebrigen betrachtete und mit freudigem Stolz (wir erinnern an Perikles, dieses Musterbild eines Atheniscben „Schönen Guten") die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände legte. Wer dagegen auf diese Bildung ganz verzichtete, wer, ohne Theilnahme an den Werken der Muse, sein Dasein an die bloße Arbeit der Hand

verlor und dasselbe mithin im Sinne der Alten nicht menschlich genoß, der war ihnen ein Ofenhocker (Banausos), ein Philister, nach dessen Namen alles Niedrige und Gemeine geheißen ward, ein elendes, verächtliches Ding, nicht viel besser als ein Sklave, der bekanntlich gar nichts war.

Was hier nun soeben von der Bildung im Allgemeinen gesagt ist, das gilt auch, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, von dem Verhältniß der Alten zur Literatur. Auch die Literatur der Alten war dem Leben immanent; auch sie bildete bei ihnen keine besondere vereinzelte Thätigkeit, gereichte zu keinem besondern Lebensberuf, gründete keinen besondern Stand, sondern war ebenfalls, wie die Bildung überhaupt, nur ein Gegenstand und Ausdruck menschlicher Thätigkeit und menschlichen Genusses im Allgemeinen — die äußerste und edelste Knospe am Baum des Lebens, aber doch nur eine Knospe, die, wo der ganze Baum in so gesunder Blüte stand, sich nothwendig und von selber mit entfalten mußte.

Wie daher zur Bildung im Allgemeinen, so konnten die Alten auch zur Literatur insbesondere keinen solchen Gegensatz gewinnen, daß sie dieselbe, losgelöst von dem Boden allgemeiner menschlicher Existenz, als etwas Besonderes und Einzelnes betrachtet hätten, dem darum auch ein eigener Verlauf, eine eigene Geschichte zugekommen wäre. Die Literatur als solche, in ihrer Totalität und ihrem Gegensatz zur Wirklichkeit des täglichen Lebens, war kein Begriff für sie; sie hatten kein Bewußtsein davon. Man kann aber keine Geschichte eines Dinges schreiben, ohne den Begriff und das Bewußtsein des Dinges selbst zu haben. Mithin konnten auch die Alten keine Geschichte der Literatur im eigentlichen und wahren Sinne haben: sondern ihre ganze literargeschichtliche Thätigkeit (nämlich wenn wir dieselbe jetzt noch so nennen dürfen) mußte sich auf ein bloßes äußerliches Verhalten, ein bloßes Registriren und Katalogisiren des literarischen Bestandes einschränken.

Und zwar nur ihres eigenen. Damit gelangen wir zu einem neuen höchst wichtigen Umstande, der gleichsam die äußerliche Parallele bildet zu dem eben Betrachteten.

Die Alten stehen allein in der Welt; sie haben keinen Gegensatz fremder Nationalitäten neben sich oder erkennen denselben doch nicht an, wenigstens nicht in dem Grade, daß sie es der Mühe werth hielten, sich in ihn hineinzuversenken und sich aus dem Widerspruch der fremden die Besonderheit der eigenen Natur zu desto deutlicherm Bewußtsein zu bringen. Namentlich hat die Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, eine Kenntniß, dürfen wir behaupten, auf der unsere moderne Bildung recht eigentlich beruht, in dem Kanon antiker Bildung niemals auch nur die kleinste Stelle eingenommen.

Zwar wird man uns vielleicht das Beispiel der Römer entgegenhalten wollen, bei denen die Kenntniß und Uebung der griechischen Sprache sowie das Studium der griechischen Literatur zu gewissen Zeiten ungefähr denselben Rang behauptete und ganz ebenso zu den unerlaßlichen Eigenschaften eines gebildeten Mannes gerechnet ward, wie es in den beiden letzten Jahrhunderten bei uns in Deutschland mit dem Französischen der Fall war.

Allein erstlich tritt diese Erscheinung, wenigstens in ausgedehnterm Maße, überhaupt erst mit dem zweiten Punischen Kriege ein, einem Zeitabschnitt also, den wir schon vorhin als den eigentlichen Grenz- und Wendepunkt altrömischen Lebens bezeichneten. Zweitens aber und worauf das Allermeiste ankommt, haben sich die Römer auch zu den Griechen und umgekehrt, niemals in einem solchen nationalen Gegensatze befunden, wie es zwischen Deutschen und Franzosen und überhaupt zwischen modernen Völkern der Fall ist. Im Gegentheil, die Römer liebten es, sich als die eigentlichen Nachfolger der Griechen und die berufenen Erben ihres geschichtlichen Ruhms zu betrachten; so große Unterschiede wir von unserm Standpunkte aus zwischen griechischem und römischem Nationalcharakter gewahrwerden, so traten diese Unterschiede doch für ihr eigenes Bewußtsein zurück, ja verschwanden gänzlich, solange sie beide gemeinsam das Banner der Bildung und der geschichtlichen Macht gegen das Barbarenthum aufrechthielten. Die Römer waren das einzige Volk, das die Griechen, die Griechen das einzige, das die Römer neben sich anerkannten.

Auf diesem gegenseitigen Anerkenntniß, auf dieser bevorzugten, dieser souveränen Stellung, die sie unter den Völkern des Erdballs gleichmäßig für sich beide in Anspruch nahmen, beruhte ihre Gemeinsamkeit. Und in dieser Gemeinsamkeit leben sie nun auch fort in dem Andenken der Welt; wie sie ehemals sich in der Herrschaft der ihnen bekannten Welt abgelöst, so herrschen sie auch jetzt noch gemeinsam über die Geister, die noch bis zur Stunde ihre edelste Nahrung bei den Alten finden, das heißt bei Griechen und Römern gemeinsam.

Einen Gegensatz also, einen bewußten, lebendig empfundenen, hatten die Römer an den Griechen und umgekehrt nicht und kann daher auch das Studium der griechischen Literatur, das zu gewissen Epochen in Rom einheimisch war und hier allerdings mit der Zeit ein Element des nationalen Lebens selber bildete, unsere Behauptung, daß die Alten von fremden Sprachen und Literaturen keine Notiz genommen, keineswegs umstoßen. Die römische Bildung des sogenannten Goldenen Zeitalters will selbst nur eine Fortsetzung griechischer Bildung sein: die Dichter und Philosophen, die Historiker und Rhetoren der classischen Epoche ahmten nicht nur die Muster der Griechen nach, sondern sie betrachteten sich

auch wirklich als die Erben und Erhalter griechischer Kunst; es waren griechische Werke in lateinischer Sprache. Da konnte denn überall von einem Gegensatz keine Rede sein, sondern nur von dem engsten und innigsten Gemeingefühl.

Es wird aber diese Gleichgültigkeit gegen die fremden Nationalitäten und namentlich gegen die fremden Sprachen um so auffälliger, wenn wir uns erinnern an die außerordentlich häufigen und nahen Berührungen, freundliche sowol als feindliche, friedliche wie kriegerische, in welche Griechen und Römer zu den übrigen Völkern der damals bekannten Erde traten. Man erinnere sich namentlich der Colonien, welche sie in alle Weltgegenden ausführten, Griechen sowol wie Römer, sowie der langen und glorreichen Weltherrschaft, welcher die Letztern sich erfreuten. Man denke ferner an die unzähligen Kriege, durch welche diese Weltherrschaft begründet ward; man denke an die Verwaltung so zahlreicher und so verschiedenartiger Provinzen, die ohne eine wenigstens zeitweilige, wenigstens oberflächliche Kenntniß der verschiedenen Landessprachen geradezu unmöglich scheint; endlich an die ausgedehnten und lebhaften Handelsverbindungen, in denen sie mit den übrigen Völkern standen und durch welche schon frühzeitig die Schätze der entlegensten Küsten auf dem Märkten von Athen und Rom zusammengebracht wurden. Bei einem so lebhaften und ununterbrochenen Verkehr mit den verschiedensten Nationalitäten, was will es da sagen, wenn wir nun auch wirklich hier und da auf einen griechischen oder römischen Historiker stoßen, dem ägyptische, persische oder punische Quellen zugänglich gewesen scheinen, oder der seine fragmentarische Kenntniß eines barbarischen Volksstammes benutzt, daraus einen Sittenspiegel für seine eigenen Mitbürger zusammenzusetzen, wie es von Tacitus in seiner „Germania" geschehen ist? Oder auf einen Komödiendichter, der zu andern kräftigen Späßen wol auch einmal einen Barbaren „zwitschern" läßt, in keiner andern Absicht, als um seinen Zuhörern eine recht gründliche, recht übermüthige Freude zu bereiten? Auch diese Beispiele, weit davon entfernt, unsere Behauptung zu entkräften, dienen im Gegentheil nur dazu, sie zu bestätigen, so selten sind sie und von so ganz absonderlichen Umständen begleitet.

Aber das Räthsel löst sich, sobald wir uns Dasjenige ins Gedächtniß zurückrufen, was oben über den Charakter des Alterthums im Allgemeinen angedeutet ward. Die ewigen Kinder der Weltgeschichte nannten wir sie: und so halten sie es denn auch in diesem Fall wie die Kinder. Auch den Kindern ist bekanntlich Alles neu und doch nichts fremd, in Allem finden sie entweder sich selbst wieder, sie nehmen es in völliger Unbefangenheit als ihr Eigenthum, als einen Theil ihrer selbst für sich in Anspruch — oder aber es kümmert sie überhaupt nicht, sie lehnen es von sich ab und übersehen es, als ob es gar nicht vorhanden wäre.

Ebenso die Alten. Alles, worin dieselben eine Berührung mit ihrem eigenen Leben, eine Parallele eigener Zustände zu finden meinten, das sprachen sie auch ohne weiteres für ihr Eigenthum an, sie setzten sich in Besitz, was immer es war, Götter und Helden, berühmte Männer und große Thaten, ohne alles Gefühl der Fremdheit, als hätte es ihnen von Anbeginn gehört; den Rest aber verachteten sie als barbarisch. Hätten sie es anders machen wollen, hätten sie nicht Die sein müssen, die sie waren: die vollen, ganzen Menschen, die Kindergemüther, die ewig naiven, denen Reflexion und Kritik nicht einmal dem Namen nach bekannt sind; die sich so völlig eins fühlen mit sich selbst und der eigenen Natur, daß sie keine fremde Existenz verstehen und begreifen; die zu voll sind dieses einigen, unmittelbaren Glücks, als daß sie ihr Dasein nicht für das allein wünschenswerthe, das allein menschliche halten und demgemäß nicht jedes andere, fremde Dasein aus tiefster Seele verachten sollten. Was die Griechen und Römer (und also mittelbar auch wir) dadurch an Kenntniß der übrigen Welt verloren haben, das ist an sich das Wenigste; seine hauptsächlichste und folgereichste Bedeutung hat das Verhältniß für die Entwickelung des antiken Lebens selbst gehabt. Wer Niemand kennt als sich, der kann auch sich nicht kennen; Selbsterkenntniß ist wol das Ziel und Ende, nicht aber der Anfang der Erkenntniß. Wo kein Gegensatz ist, da ist auch keine Vertiefung in sich selbst; wo kein Anderes, da auch kein Ich, das sich an dem Andern aus seiner Unterschiedslosigkeit herausarbeitet — mit Einem Worte, kein Selbstbewußtsein.

Die Anwendung, welche hiervon, wie auf das gesammte Leben der Alten, so auch auf ihre Literatur und namentlich auf ihre literargeschichtlichen Bestrebungen zu machen steht, liegt auf der Hand. Auch nach dieser Seite hin entbehrten sie des Gegensatzes, auch hier war nichts, was ihre Unbefangenheit gebrochen und sie in die Vertiefung des Selbstbewußtseins hinübergeführt hätte. Die griechische und die römische Literatur waren die einzigen, welche sie überhaupt kannten: und diese beiden, wie wir soeben ausgeführt haben, waren einander zu verwandt, die römische namentlich war zu dicht auf den Stamm der griechischen gepflanzt, als daß die eine der andern zum Gegensatz dienen und sie sich dadurch wechselseitig zum Bewußtsein ihrer selbst hätten verhelfen können. Wo die Literatur nichtsdestoweniger Gegenstand der Betrachtung werden sollte, da wurde sie nur als ein Aeußerliches, Mechanisches aufgefaßt; nicht die Literatur in unserm Sinne erblickte man, diesen unschätzbaren geistigen Organismus, der in seinem feinen, tausendfach verzweigten Nervengeflecht uns jede leiseste Bewegung des nationalen Gesammtlebens widerspiegelt: sondern lediglich die todte Büchermasse erblickte man. Die Alten, um es kurz zu sagen, haben keine Literatur-

geschichte, sondern nur Bibliographie; katalogisiren, classificiren, rubriciren, siehe da die ganze Arbeit des antiken Literarhistorikers, der daher auch nur den Namen eines Buchführers, eines Archivars, nicht eines Historikers in Anspruch nehmen darf.

Ueberaus charakteristisch ist es dabei, daß die Begünstigung und erweiterte Ausbreitung literargeschichtlicher Studien bei den Griechen sich unmittelbar an die Gründung der großen Bibliotheken in Alexandria und Pergamus anschließt und daß die Kataloge und Eintheilungen, welche man hier zunächst für bibliothekarische Zwecke veranstaltet hatte, das vornehmste Fachwerk und die hauptsächlichste Richtschnur für die Literaturgeschichte, ja selbst für die ästhetische Kritik des Alterthums abgaben. Jener berühmte alexandrinische Kanon, der viele Jahrhunderte hindurch bei Griechen und Römern im unbestrittensten Ansehen gestanden hat und dessen Bestimmungen sich sogar noch in den traditionellen Urtheilen der Gegenwart forterben, wurde von den Vorstehern der dortigen Bibliothek aufgestellt; der Bibliothekar war zugleich Aesthetiker, die Rangordnung, welche er den Büchern ertheilte, lieferte zugleich auch die Grundpfeiler des ästhetischen Systems.

In dieser Eigenschaft als Archivare und Aufseher eines ungeheuern und unschätzbaren Besitzthums haben die Literarhistoriker der Alten in der That Alles geleistet, was mit Fleiß und Liebe, aber freilich ohne wissenschaftliche Methode und darum auch ohne eigentliche Kritik zu leisten möglich war. Es war, als hätten sie geahnt, daß bald die Woge der Zeit hereinbrechen und diese ganze stolze Fülle der Alten Welt auf ewig zertrümmern sollte, als hätten sie gewußt, daß bald auf Jahrhunderte hinaus ein dunkles Meer der Vergessenheit diese selige Atlantis der antiken Bildung überschwemmen und daß dereinst ein neues, lehrbedürftiges Geschlecht an diesen Fluten stehen würde, für das auch noch die leere Muschel ein köstliches Geschenk ist, weil auch in diesen leisen Eindrücken, diesen halbverwischten Spuren sich immerhin noch erkennen läßt, wie viel und welche Perlen dieselben einst umschlossen hielt.

Von diesem Gesichtspunkte aus sind die wenigen Reste antiker Literaturgeschichte, welche auf uns gekommen, diese trockenen Register, diese fragmentarischen Auszüge und Kataloge noch jetzt, in ihrer Armuth und Zersplitterung, gleichwol für uns von unersetzlichem Werthe. Sie dienen uns als ein vortreffliches Hülfsmittel, ja in vielen Fällen gewähren sie allein uns die Möglichkeit, die Lücken unserer geschichtlichen Kenntniß auszufüllen und unsere Anschauung des Alterthums zu vervollständigen. Es sind rohe, unbehauene Werkstücke, allerdings: aber indem wir sie in das Fundament unserer Geschichtschreibung einmauern, dienen sie dazu, unserm ganzen Baue Festigkeit und Dauer zu geben. Nur freilich für wirkliche Literaturgeschichte dürfen sie soweniq gelten, als man mit

der genauesten Stammrolle und wenn man, wie Cyrus, die Namen aller seiner Soldaten auswendig wüßte, jemals einen Fußbreit Land erobern wird.

Allerdings ist es richtig und die Vollständigkeit nöthigt uns hinzuzusetzen, daß diese registerartigen Werke nicht die einzigen literargeschichtlichen Anfänge und Versuche sind, welche die Alten angestellt haben. Sie haben auch in das Innere der verschiedenen Schriften einzudringen versucht; nicht zufrieden blos, die Titel zu registriren oder blos erklärende Commentare dazu zu schreiben, was mehr in das Gebiet des Grammatikers fällt oder des Rhetorikers als des Literarhistorikers, haben sie auch den Inhalt der Schriften zum Gegenstande der verschiedenartigsten Betrachtungen gemacht. Allein wo immer dies geschehen ist, wie in den ehemals so zahlreichen Werken über die Erfindungen, über die Dichter und die Dichtkunst nebst ihren verschiedenen Gattungen, über Aesthetik und Rhetorik, über Sprache und Grammatik, über Geschichte und Antiquitäten, über Religion und Moral und was dergleichen Stoffe mehr waren, da lag der Gesichtspunkt, von welchem aus das Ganze betrachtet ward, allemal außerhalb der Literaturgeschichte. Was in diesen Schriften Literargeschichtliches war, das war sich nicht Selbstzweck, sondern es diente nur dazu, irgendeinen andern Gegenstand des nationalen Lebens oder des gelehrten Interesse zu erläutern; die Literaturgeschichte war nur ein Beiwerk, ein Accidenz, der Punkt, um den es sich eigentlich handelte, lag in einer ganz andern Sphäre.

In vorzüglichem Grade war dies bei den Römern der Fall, deren patriotischer Stolz bekanntlich einen besondern Genuß darin fand, die Uranfänge ihrer Geschichte, ihrer Literatur, ihrer Sitten und Gebräuche 2c. aufzudecken und zu erläutern, gleichsam die Wiege aufzusuchen, in der die römische Weltherrschaft als Kind gelegen.

In dieser antiquarisch patriotischen Hinsicht konnten derartige Werke nun höchst bedeutend sein; daß jedoch übrigens bei diesem Verfahren keine wirkliche Literaturgeschichte zustande kam, sondern daß auch dabei im besten Falle immer nur einzelne literargeschichtliche Notizen gewonnen werden konnten, das liegt denn freilich vor Augen. Darum hat sich bei den Alten auch eine wirkliche literargeschichtliche Methode nicht wohl bilden können; mit der größten Gebundenheit und einer geradezu mechanischen Abhängigkeit im Ganzen und Großen, namentlich was die griechische Literaturgeschichte betrifft, geht ein fast willkürliches, echt dilettantisches Belieben im Einzelnen Hand in Hand. Beinahe Jeder geht mit andern Gesichtspunkten, andern Zwecken und Grundsätzen ans Werk, Jeder sucht etwas Anderes in der Literatur, Jeder entdeckt, ergründet und entwickelt etwas Anderes aus ihr: nur Keiner leider die Literatur selbst.

Nichtsdestoweniger haben wir auch hier zu wiederholen, daß Dasjenige, was von Schriften dieser Art bald mehr, bald minder fragmentarisch auf uns gekommen, für uns höchst schätzbar ist, indem es theils die früher besprochenen Register erweitert und ergänzt, theils uns neue Anschauungen von der Eigenthümlichkeit der Alten eröffnet, theils über manche andere wissenswerthe Dinge uns beiläufig aufklärt und endlich für jeden Fall unsere historische Kenntniß der Alten Welt vermehrt. Im Uebrigen aber gilt von ihnen Dasselbe wie von den Katalogen und Registern: sie sind Alles eher als Literaturgeschichte und haben wir sie auch an dieser Stelle, wie schon erwähnt, nur der Vollständigkeit halber zur Sprache gebracht.

Noch weit geringfügiger ist Dasjenige, was das Mittelalter für die Literaturgeschichte geleistet hat. Das Mittelalter, als Ganzes genommen, bildet den entschiedensten Gegensatz zur Alten Welt, ja wir haben es als die eigentliche Aufhebung, die eigentliche grundsätzliche Vernichtung derselben zu betrachten. War das Leben der Alten Welt ein vorwiegend äußerliches, so bildet dagegen die Innerlichkeit des Gemüthslebens die ausschließliche Sphäre der mittelalterlichen Welt. Wie jene im Diesseits wurzelt, so das Mittelalter im Jenseits; wie der Mensch der Alten Welt niemals, selbst im kühnsten Flug seiner Gedanken nicht, über die Grenzen der Erde hinausschweift, dieser Erde, die ihn so mütterlich trägt und auf der es ihm so völlig wohl ist, in einem solchen Grade, daß selbst sein Olymp nur eine verschönerte Erde, selbst seine Götter nur höher potenzirte Menschen sind: so dagegen hat der mittelalterliche Mensch seine eigentliche Heimat vielmehr im Himmel, das Leben, das er auf der Erde führt, ist nur eine Prüfung, eine Buße, der er sich demüthig, in tröstendem Hinblick auf die Belohnungen des Jenseits, unterzieht. Der Mensch als solcher ist nur ein Gefäß des Bösen, jede Regung seines natürlichen Lebens ist ein Fallstrick, den die Teufel ihm legen; das Leben selbst empfängt seinen Werth erst durch den Tod, ja die ganze Welt, als Abfall vom Göttlichen, ist nur zum Untergange bestimmt.

Wie Ziel und Inhalt des antiken Lebens das reine, volle, natürliche Menschenthum war, so war dies Menschenthum zu ertödten, den Genuß zur Pein und die Pein zum Genuß, das Leben zum Tod und dafür den Tod zum eigentlichen Leben zu machen, Aufgabe und Ziel der mittelalterlichen Entwickelung. Was aus dem Menschen nach dem Tode würde, war eine Frage, welche das Alterthum im Ganzen nur wenig kümmerte; für das Mittelalter dagegen bildet sie den eigentlichen Haupt- und Schwerpunkt, den Grundton, der durch die verschiedenartigsten Modulationen in Literatur, Kirche und öffentlichem Leben hindurchgeht. Darum ist der sogenannte Chiliasmus, der Glaube an das tausendjährige Reich und die persönliche Wiederkunft Christi, auch der eigentliche

Glaube des specifischen Mittelalters; wie die erwartete Rückkehr des Heilands und das damit verbundene allgemeine Weltgericht in das Jahr Eintausend versetzt wird, also gerade in die Mitte desjenigen Zeitabschnitts, den man gemeiniglich als Mittelalter bezeichnet, vom Untergange des weströmischen Reichs bis zur Reformation, so bildet dieser Glaube auch in geistiger Hinsicht das charakteristische Centrum der mittelalterlichen Weltanschauung, die in ihm ihren wahren Höhepunkt erreicht.

Es ist wahr, die düstere Färbung, das Abstracte, Einförmige, Wesenlose, das infolge dessen das gesammte Mittelalter überkommt, hat für den ersten Anblick etwas höchst Beängstigendes, um nicht zu sagen Abschreckendes, besonders wenn wir damit die heitere Lebensfülle, den entzückenden Farbenreichthum der Alten Welt vergleichen: und wir begreifen vollkommen, wie selbst hochgebildete Geister bis auf diese Stunde im Mittelalter nur einen Abfall, nur eine Verirrung der Menschheit haben erblicken mögen. Bei genauerer Prüfung indeß überzeugen wir uns, nicht nur daß dieser vermeintliche Abfall ein geschichtlich nothwendiger und unvermeidlicher war, sondern daß er in der That auch einen Fortschritt im Leben der Menschheit bildet.

Ueberall, wo ein geschichtliches Princip zu seiner vollen Reife, seiner vollen Verwirklichung gelangt ist, da ruft es, eben durch diese seine Vollendung, sofort auch seinen Gegensatz hervor; je gewaltiger das ursprüngliche Princip war und mit um so größerer Vollständigkeit es sich entwickelt hat, mit um so größerer Energie stellt sich alsdann auch der Gegensatz ein, um so durchgreifender, um so gewaltthätiger ist auch die Reaction des neuen Princips. Die kolossale Weltlichkeit der Antike ruft die kolossale Außerweltlichkeit des mittelalterlichen Christenthums als ihren nothwendigen Gegensatz hervor. Nur bei einem Geschlecht, das in unersättlicher Weltlust sich selbst dermaßen abhandengekommen war, konnte ein Glaube Wurzel schlagen, dem hinwiederum die Welt so ganz und gar abhandengekommen; die empörenden Ausschweifungen der Sinnlichkeit, in denen das heidnische Leben zugrunde geht, führten folgerecht zu jenen Ausschweifungen der Entsagung, jenen Kasteiungen und Martern, an denen das Mittelalter so reich ist und die nicht weniger empörend, weil nicht weniger gegen die Natur des Menschen sind als jene; an den Höfen der römischen Kaiser, in der ungeheuern sittlichen Verwilderung, welche die letzten Jahrhunderte des Römischen Reichs erfüllen, werden jene Einsiedler und Büßer vorbereitet, die dann das Mittelalter zu einer allgemeinen Schlachtbank des natürlichen Menschen machen und die wir ebenfalls wieder als eine sittliche Verwilderung bezeichnen müssen. Es war ein Bruch, ganz gewiß: aber sowenig der Mensch bestimmt ist ewig Kind zu bleiben, sowenig ist es auch die Menschheit; auch die prächtigste, die lieblichste Blüte muß fallen, eben weil sie

nur Blüte ist und weil nur aus dem entblätterten, schmucklosen Keim die reife Frucht sich entfalten kann. Das ist der Fortschritt, der ungeheure, welthistorische, welchen das Mittelalter mit all seiner Roheit und all seinem düstern, selbstmörderischen Fanatismus dennoch gegen das Alterthum gemacht hat, daß mit ihm der Bruch überhaupt in die Welt gekommen, daß der Mensch sich hier zuerst losreißt von dem Busen der Erde, an dem er bis dahin so kindlich gespielt, ja daß er sich losreißt von sich selbst und in Kampf und Entzweiung tritt mit seiner eigenen Natur. Nur aus diesem Kampf konnte der dereinstige Friede, nur aus dieser Entzweiung die höhere Einheit hervorgehen: die höhere deshalb, weil sie nicht, wie die Einheit des antiken Lebens, mit dem Gegensatz schlechthin unbekannt ist, sondern weil sie denselben an sich selbst erprobt und überwunden hat und den also überwundenen als Element ihres eigenen Daseins in sich umschlossen trägt.

Neue Principien erfodern auch neue Menschen; wo neue Welten des Geistes auftauchen, da sehen wir die Geschichte auch sofort neue Völker heraufführen, sich auf denselben anzusiedeln und sie urbar zu machen.

Dieses neue Volk sind die Germanen, die von da ab die Führung der Weltgeschichte übernehmen. Und zwar im allerweitesten Umfang. Nicht nur die nächste Aufgabe des Mittelalters, die Negation der Alten Welt, wird durch sie vollendet, sondern sie führen auch schließlich das Mittelalter über sich selbst hinaus und heben, durch die sogenannte Reformation, die Einseitigkeit des mittelalterlichen Gegensatzes in der Einheit eines höhern Begriffs, des modernen Lebens, wieder auf.

Den unmittelbaren Nachkommen der alten römischen Weltbeherrscher, den romanischen Völkerschaften, war es nur verstattet, sich an der erstern geringern Hälfte der Aufgabe zu betheiligen: und auch an ihr nur in einseitiger Weise. Nur die Schroffheit des Gegensatzes findet in den romanischen Völkerschaften ihren Ausdruck, nur für den abstracten Fanatismus der mittelalterlichen Weltanschauung zeigen sie sich empfänglich; je inniger der Zusammenhang des äußern Lebens, je ungestörter Sprache, Sitten, Gebräuche sich forterben, je tiefer gestaltet sich die religiöse Kluft. Dieselbe verzehrende Sonne Aegyptens, die ehemals die tollen Ausschweifungen einer Kleopatra und eines Antonius ausgebrütet, erzeugt einige Jahrhunderte später auch die ersten christlichen Einsiedler, die Vorbilder jenes mittelalterlichen Mönchthums, in welchem dann die Ertödtung und Bekämpfung des natürlichen Menschen ihren eigentlichen classischen Ausdruck erreicht. Ebenso wird dasselbe Rom, das bis dahin der Sitz einer unermeßlichen Herrschaft gewesen, kurz darauf Ausgang und Mittelpunkt eines neuen Reichs, das seine Ansprüche aus keinem irdischen Rechtstitel herleitet, sondern unmittelbar von Gott selbst, aus jenem jenseitigen Reiche, als dessen irdischer Repräsentant es sich dar-

stellt. Dieselben heißblütigen Söhne des Südens, die den Becher der Lust bis dahin am lärmendsten geschwungen, versenken sich jetzt auch am tiefsten, am inbrünstigsten in das mittelalterliche Mysterium von der Ertödtung des Fleisches und dem Haß alles Irdischen. Es ist die alte Geschichte von der Magdalene: nur wer die Welt so thöricht geliebt hat, kann sie hinterdrein auch so thöricht hassen.

Unter den romanischen Völkerschaften und durch sie vornehmlich getragen, entfaltet sich ferner jenes kolossale Kirchengebäude, das Jahrhunderte hindurch alle übrigen Regungen des Lebens in seinen ehernen Mauern gefangen hält. Von hier aus gehen jene gewaltigen Priester aus, die mit der Lehre von der Nichtigkeit der Welt die Welt selbst in Fesseln schlagen; von hier aus jene geistlichen Orden und Körperschaften, welche die Unnatur zum Princip erheben; von hier aus jener ganze wundersame Cultus, der den Sinnen schmeichelt, aber nur um sie zu tödten, und der es sogar nicht verschmäht, sich mit dem Pomp des Heidenthums zu bekleiden, wenn das Heidenthum selbst dadurch um so gewisser ausgerottet wird; von hier aus endlich die Kämpfe gegen die Ungläubigen, die Ketzergerichte, die Scheiterhaufen und alle jene Entartungen der Menschheit, die der christliche Fanatismus des Mittelalters sich im Gegentheil sogar für Tugenden anrechnete.

Allein über diesen einfachen und rohen Contrast sind die romanischen Völker auch nicht hinausgekommen, selbst bis auf diese Stunde nicht; noch heutigentags bekennt die Mehrzahl von ihnen sich zum Katholicismus, das heißt zu dem einseitigen, abstract mittelalterlichen Christenthum, während die germanischen Völkerschaften schon längst den Uebergang vom Katholicismus zum Protestantismus gemacht und damit die Rückkehr aus dem mittelalterlichen Christenthum zur freien, selbstbewußten Humanität wenigstens vorbereitet und ermöglicht haben. Man rühmt es gewöhnlich als ein Verdienst des Christenthums, daß es die rohen Sitten der Germanen geläutert und ihren störrigen Nacken unter das sanfte Joch der Bildung und der zartern Menschlichkeit gewöhnt habe. Dieses Verdienst soll ihm, soweit im Mittelalter von Bildung und Menschlichkeit die Rede sein kann, ungeschmälert bleiben. Nur verkenne man darüber auch nicht dasjenige, das die Germanen sich ihrerseits um das Christenthum erworben haben; man verkenne nicht, daß das Christenthum erst bei ihnen seine orientalische Wildheit abgestreift, daß erst hier sein mittelalterlicher Fanatismus sich gemäßigt hat, es erst bei ihnen wahrhaft zu einer Religion der Liebe, der Menschlichkeit und Bildung geworden ist. Hervorgegangen aus einer armen, unfruchtbaren Natur, frühzeitig gewöhnt an Anstrengung und Mühsal jeder Art, ja diese Mühsal für etwas ebenso Menschliches haltend wie der Südländer Wohlleben und sinnlichen Genuß, besitzen die Germanen jene In-

nerlichkeit, jene Tiefe und Heiligkeit des Gemüthslebens, welche den romanischen Völkerschaften erst durch einen völligen Bruch, eine völlige Umkehr ihres bisherigen Bewußtseins aufgezwungen werden soll, vielmehr von Hause aus als eine angeborene Mitgift ihrer Natur. Der Katholicismus ist bei Jenen immer nur eine Art Heidenthum geblieben; von den Germanen dagegen darf man sagen, daß sie als prädestinirte Christen in die Weltgeschichte eintreten. Es ist etwas Erhabenes um den Anblick dieser ernsten, in sich gekehrten, nüchternen Germanen, wie sie mitten durch den Glanz und die Herrlichkeit der Alten Welt daherschreiten und doch niemals von ihr geblendet werden, überall siegreich und doch von keinem Sieg berauscht, überall, in alle Pracht und alles Wohlleben des Südens die unsichtbaren Schätze ihrer nordischen Heimat mit hinnehmend, nämlich ihren Ernst, ihre Entsagung, ihre starke, keusche Kraft. Die Germanen haben kein neues Weltreich gegründet, selbst das mächtige Reich Karl's des Großen, auch abgesehen von seiner kurzen Dauer, ist nur von sehr untergeordneter Bedeutung, verglichen mit der allgewaltigen Herrschaft der Päpste, in welcher die römische Weltherrschaft ihre wahre Fortsetzung findet. Auch in der langen Reihe der Päpste selbst begegnen uns bekanntlich kaum ein oder zwei deutsche Namen; ebenso sind auch die berühmtesten und einflußreichsten Mönchsorden des Mittelalters sämmtlich nicht auf deutschem Boden entsprossen. Wol aber hat Alles, was die geistige Fortentwickelung des Mittelalters anbetrifft, Alles, was auf die dereinstige Ausgleichung und Versöhnung des abstracten Gegensatzes hinarbeitet, wenn auch zum Theil, sogar zum größern Theil in völlig unbewußter Weise — alles Das hat auf germanischem Boden von früh an seine treueste und nachhaltigste Pflege gefunden.

Aus der Mitte eines germanischen Völkerstammes, aus England, empfängt die mittelalterliche Philosophie ihre ersten und bedeutendsten Anregungen. Auch seinen poetischen Ausdruck hat das Mittelalter nirgends vollständiger und nirgends mit so viel dichterischer Tiefe gefunden als in der deutschen Literatur; ja die deutsche Literatur ist, streng genommen, die einzige, die eine specifisch mittelalterliche Epoche besitzt, die einzige, welche die Kluft zwischen antiker und moderner Poesie ausfüllt, und zwar nicht blos durch einzelne Fragmente und Uebungsstücke, sondern durch einen vollständigen literarischen Organismus.

Und endlich, wie schon oben angedeutet, sind es die Germanen, denen wir die Reformation verdanken: das heißt die Aufhebung der mittelalterlichen Einseitigkeit und die Wiederherstellung des geläuterten, des zum Bewußtsein erhobenen Alterthums.

Denn wenn es etwas Erhabenes ist um den eben geschilderten Anblick der Germanen, so ist doch auch Dies etwas nicht minder Herrliches,

wie aus dem allgemeinen Zusammensturz des antiken Lebens, aus diesem Untergang des mächtigsten Reichs, diesem Verfall von Kunst, Literatur und Wissenschaft, diesem ganzen wüsten Treiben der Völkerwanderung, die mit ihren trüben Fluten nicht blos Italien und Griechenland, nein, Europa zu verschlingen droht — es ist etwas Herrliches, sage ich, wie aus diesem Allen der wahre und unvergängliche Inhalt des Alterthums, der Gedanke der Menschlichkeit, sich in reiner, geläuterter Form wieder herausarbeitet, wie die Sieger des Schwerts in Allem, was Bildung und Kunst betrifft, in die Schule gehen müssen bei den Besiegten, wie der lebendige Quell antiker Schönheit durch alle Trümmer des Untergangs, allen Staub und Wust der Geschichte sich glücklich zum zweiten male Bahn bricht und wie sein köstliches Naß nun auch Diejenigen erquickt, welche gekommen schienen, ihn auf ewig zu verschütten.

Die erste Berührung zwischen den neuen Einwanderern und den Resten des Alterthums war allerdings sehr schroff. Der germanische Eroberer zerstörte mitleidslos die köstlichen Denkmale einer Kunst, für deren Zauber sein Auge sich noch nicht erschlossen hatte: und ebenso mitleidslos, ja mit noch weit größerer Härte zwang die Kirche, die darin nicht einem rohen natürlichen Triebe folgte, sondern einem klar erkannten und beabsichtigten System, ihm eine ihm fremde Sprache und fremde Sitten auf — Sprache und Sitten derselben Nation, die er soeben erst überwunden hatte. Der germanische Charakter war stark genug, auch dieser Versuchung zu widerstehen; die sinnlichen Genüsse des Südens hatten ihn nicht verlocken können, auch von den Drohungen und Machtsprüchen der Kirche ließ er sich nicht einschüchtern. Es half nichts, daß man seine uralten Lieder, das Erbtheil seiner heidnischen Abstammung, verfolgte und ausrottete; es half auch nichts, daß man ihm Priester setzte, die in fremder Zunge zu ihm sprachen und ihn anleiteten, Gott selbst in einer ihm unverständlichen Sprache zu verehren: die Kirche mußte endlich doch nachgeben, die deutsche Predigt, anfangs nur als Einschiebsel, als Nothdurft geduldet, nahm bald ihr Recht als Hauptsache in Anspruch, deutsche Gebete und deutsche Lieder traten den lateinischen zur Seite, das Mysterium selbst, jenes geistliche Schauspiel, in welchem die mittelalterliche Kirche eine ihrer merkwürdigsten und glorreichsten Schöpfungen feierte, ging von der lateinischen zur deutschen Sprache, von den Geistlichen zu den Laien über. Starken Naturen wird zuweilen zum Heilmittel, was für schwächere Vernichtung wäre. Auch dieser Gegensatz der römischen Sprache und Denkweise, welcher durch die Kirche an das germanische Leben herangebracht war, weit entfernt, dieses Leben selbst zu ersticken oder auch nur zu beengen, gereichte demselben vielmehr zur entschiedenen Stärkung und Kräftigung. Gerade in diesem unablässigen Kampf mit den Fremden, diesem tiefen, mit jedem

Tage mehr ins Bewußtsein tretenden Gegensatz gegen die kirchlich römische Bildung gewann das deutsche Mittelalter jene Vertiefung des Gemüths, jene Stärke der Empfindung, endlich jene Klarheit des Selbstbewußtseins, zu der die antike Welt, eines derartigen Gegensatzes entbehrend, sich niemals hatte erheben können. An dem Alterthum, das ihm nicht blos in der fremden Kirchensprache entgegentrat, nein, dessen Ueberreste ihn überall auf Schritt und Tritt umgaben, zwischen dessen Trümmern er sich selbst angesiedelt, dessen gewaltige Quadern er seiner Hütte als Grundstein untergeschoben hatte — an diesem Alterthum besaß der Mensch des Mittelalters und namentlich der Germane einen fortdauernden fruchtbaren Gegensatz, einen Gegensatz, an dem er sich zum Verständniß seiner selbst heranarbeitete und dem er somit den wichtigsten Theil seiner geistigen wie sittlichen Kraft verdankte.

So ganz besonders auch an der alten Literatur. Auch sie war in dem Zusammensturz der Alten Welt keineswegs so vollständig untergegangen, wie man gemeiniglich annimmt und wie man es nach diesem massenhaften Hereinbrechen fremdartigster Elemente allerdings hätte vermuthen mögen. Sie war zerstreut und vergessen worden, allerdings; auch mochte religiöser Fanatismus Manches geflissentlich vernichtet haben. Doch fand auch dieser Fanatismus noch immer eine gewisse Schranke daran, daß die Sprache des heidnischen Alterthums und die Sprache der Kirche eine und dieselbe war. Es waren Ketzereien, ohne Zweifel, aber doch noch immer lateinische Ketzereien; man verabscheute den Inhalt, aber wenigstens die Form mußte man respectiren und mußte in ihr die Vorbilder der eigenen Bildung anerkennen.

So wurden denn allmälig, wie die Wogen der Geschichte sich wiederum geebnet hatten, auch die Ueberreste der alten römischen Literatur (von den Griechen konnte nicht wohl die Rede sein, da sie politisch wie religiös eine andere, völlig abgesonderte Welt bildeten) wieder hervorgesucht und gesammelt. Zugestanden, daß das Interesse, das man an der alten Literatur nahm, zunächst nur ein sehr äußerliches, vielleicht sehr fremdartiges gewesen sein mag; manches alte Manuscript mag seine Entstehung nur der Langeweile des klösterlichen Lebens verdanken, mancher alte Autor nur darum bewahrt worden sein, um einen immer fertigen Gegenstand der christlichen Polemik daran zu haben. Allmälig indeß erkannte man auch ihren innern Werth; man verschmähte schon nicht mehr, einzelne gelegentliche Aussprüche antiker Schriftsteller als Belegstellen oder Prophezeiungen christlicher Wahrheiten zu benutzen. Wie antikes und mittelalterliches Leben sich übrigens in Sprache, Sitten und Gebräuchen auf die mannichfachste Weise vermischt hatten, ja wie selbst die christliche Kirche es nicht unter ihrer Würde erachtet hatte, bei der heidnischen Mythologie zu Gast zu gehen, dergestalt, daß nicht blos ein-

zelne Figuren der antiken Mythologie als christliche Heilige wiederkehren, sondern daß auch der ganze Heiligencultus der christlichen Kirche selbst sich nur als eine Wiederholung des antiken Heroendienstes darstellt: ganz ebenso geht nun, und zum Theil in ebenso barocker Form, auch die antike Literatur in das mittelalterliche Bewußtsein über. Daß, beispielsweise, ein Perseus mit der Andromeda als christlicher Ritter Sanct-Georg wiederkehrt, dies und unzähliges Aehnliches mag man für Zufall oder vielleicht auch für absichtliche Spielerei erklären. Wenn wir dagegen sehen, wie die ganze ritterliche Dichtung des Mittelalters an den antiken Ueberlieferungen vom Trojanischen Kriege und von Alexander dem Großen gleichsam erwacht; wenn wir ferner sehen, wie das Mittelalter den heidnischen Dichter Virgil auf den Ehrenplatz einer mythischen Figur erhebt, als welche er nicht nur dem Dante zum Wegweiser dient auf seiner berühmten Wanderung durch Hölle und Fegefeuer, sondern als welche er auch den eigentlichen Kern und Stammbaum abgibt zu jener langen Reihe von Zauberern und Schwarzkünstlern, die sich durch das gesammte Mittelalter hinzieht, um endlich im Jahrhundert der Reformation in unserm protestantischen Doctor Faust ihren Abschluß und höchste Ausbildung zu erreichen; ja vor allem wenn wir sehen, wie der Fürst der alten heidnischen Weisheit und Gelehrsamkeit, Aristoteles, auch das vergötterte Schulhaupt der mittelalterlichen Philosophie wird: so kann von Zufall oder Absicht nicht wol weiter die Rede sein, sondern wir überzeugen uns, daß hier ein großer weltgeschichtlicher Proceß vorliegt, ein Proceß, den wir nach seinen letzten und glänzendsten Resultaten gemeiniglich als das Wiederaufleben der antiken Literatur bezeichnen, der sich in der That aber, wenn auch minder handgreiflich und mit weniger großartigen Aeußerungen, bereits durch das ganze Mittelalter hinzieht, oder doch wenigstens durch die zweite Hälfte desselben, vom **10.** oder **11.** Jahrhundert an.

Ueber dieses sogenannte Wiederaufleben der antiken Literatur und seinen Zusammenhang mit der Reformation werden wir sogleich noch ausführlicher handeln, wo wir auf die letztere selbst zu sprechen kommen. Hier wollen wir nur noch darauf aufmerksam machen, wie nothwendig und folgerichtig es nach dem eben Dargestellten ist, daß das erste Wiederaufleben der Literaturgeschichte als Wissenschaft nun ebenfalls an den Ueberresten der antiken, heidnischen Literatur geschieht. Es ist allerdings nur ein einziges Werk, das hier in Betracht kommt, und auch dies gehört nur zur Hälfte der Literaturgeschichte, zur andern Hälfte aber der Scholastik, diesem eigentlichen Liebling des Mittelalters an. Allein auch hier verdient es wol genannt zu werden, theils um seiner selbst willen, theils und ganz besonders wegen der großen und andauernden Verbreitung, welche es gewann und durch die es sogar den ersten Keim abgab

für eine volksthümliche Literatur= oder Gelehrtengeschichte in deutscher Sprache.

Dies ist die Schrift über das Leben und die Sitten der Philosophen und Dichter („De vita et moribus Philosophorum et Poetarum"), welche von einem gewissen Gualterus Burläus in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verfaßt ward. Gualterus Burläus oder wie er mit seinem ursprünglichen Namen heißt, Walter Burleigh, war ums Jahr 1273 in England geboren; anfänglich ein Zuhörer und Schüler des berühmten Duns Scotus, dessen Name jetzt freilich nur noch sprichwörtlich ist, einen gelehrten Pedanten und Klopffechter zu bezeichnen, der aber damals einer der angesehensten Gelehrten Europas war, wurde er späterhin ein Gegner desselben und zwar ein sieggekrönter. Die ungemeine Schärfe und Klarheit, welche er in seinen gelehrten Kämpfen bewährte, erwarb ihm, nach der Sitte jener Zeit, den ehrenden Beinamen des Klaren und Deutlichen (Doctor planus et perspicuus); auch war er Erzieher König Eduard's III. und wurde von demselben zu verschiedenen politischen Geschäften, namentlich auch zu einer Gesandtschaft an den Papst verwandt. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt; doch war er im Jahre 1337 noch am Leben.

In der obengenannten Schrift behandelt er in mehr als 130 Capiteln das Leben und die Lehren der antiken Dichter und Philosophen (welche bei ihm nämlich, nach echt mittelalterlicher Vorstellung, zusammenfallen), von Thales bis auf Seneca. Da er selbst kein Griechisch verstand und Kritik seine Sache sowenig war wie die des Mittelalters überhaupt, so laufen natürlich die wunderlichsten Irrthümer und Misgriffe mit unter, nicht blos in philosophischer, sondern ganz besonders auch in historischer Hinsicht. Bei dem Reiz indessen, welchen der Stoff für jenes Zeitalter bereits gewonnen hatte, sowie bei der Neuheit des Unternehmens — denn in der That war Burläus der Erste, der sich an eine solche geschichtliche Zusammenstellung wagte — hinderte das nicht, daß sein Buch zu großem Ansehen gelangte und sich noch Jahrhunderte nach seinem Tode darin behauptete. Das Buch des Burläus gehört mit zu den ersten, woran die neuerfundene Buchdruckerkunst sich erprobte; allein bis zum Jahre 1494 zählt man bereits vier verschiedene Drucke davon. Auch wurde es in dieser Zeit ins Deutsche übertragen: „Das Buch von dem Leben vnd sitten der heydnischen maister, Augsburg, 1491", in welcher Gestalt es sogar zum Volksbuch wurde.

Um sich aber recht klar zu werden über die Wichtigkeit der Burläus'schen Schrift und ihre Verbreitung, muß man damit vergleichen, was gleichzeitig in Deutschland für Geschichte und Kenntniß der deutschen Literatur selbst geschah. Nämlich gar nichts. Es gehörte eben der Gegensatz des Alter=

thums dazu, um der Zeit überhaupt nur ein Bewußtsein von Literatur und literarischer Entwickelung zu erwecken; wo dieser Gegensatz fehlte, wie also bei der eigenen vaterländischen Literatur, da kam es auch zu gar keinem Bewußtsein darüber, da wurde auch kein Fleiß darauf verwendet, da war es für die Wissenschaft — oder wo dieser Ausdruck zu anspruchsvoll klänge — für die Gelehrsamkeit so gut, als ob eine deutsche Poesie und deutsche Poeten gar nicht existirten. Vergeblich sucht man in den zahlreichen Chroniken des Mittelalters nach irgendwelchen Notizen über die gleichzeitigen Dichter und Schriftsteller: man erfreute sich ihrer Lieder, man erbaute sich an ihren Sprüchen — aber daß das auch ein Gegenstand der Gelehrsamkeit und des Sammlerfleißes werden könnte, das fiel Niemand ein; Burläus' Buch über die alten Meister übersetzte man, die eigenen deutschen Meister ließ man leben oder sterben, wie sie wollten.

Nur eine einzige Ausnahme gibt es von dieser Regel: die sogenannte Limburger Chronik. Aber auch dies ist eine von den Ausnahmen, durch welche die Regel mehr bestätigt wird als widerlegt. In dieser Limburger Chronik nämlich — sie führt ihren Namen von ihrem Ursprungsort Limburg an der Lahn, wo sie vermuthlich von dem ums Jahr 1400 verstorbenen Stadtschreiber Tillmann Emmel, oder vielleicht auch erst von dem spätern Stadtschreiber Johannes Gansbein, begonnen und von verschiedenen Nachfolgern bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts fortgesetzt ward — werden mit andern Notizen über Gewohnheiten und Sitten der Zeit, an denen sie besonders reich ist, auch verschiedene Anfänge von Liedern und Gesängen angeführt, die seit Mitte des 14. Jahrhunderts sich im Munde des Volks allmälig verbreiteten. Und worin nun bestehen diese, wenn man sie denn so nennen will, literargeschichtlichen Notizen? „Zu jener Zeit kam auch ein neu Liedlein auf" — „allda hub man an zu singen und zu pfeifen" — diese und ähnliche Wendungen sind Alles, was über die Literatur der Zeit in einem Buche gesagt wird, das übrigens, wie schon erwähnt, sich keineswegs blos auf die politischen Ereignisse beschränkt, sondern sogar mit Vorliebe bei Dem verweilt, was wir heutzutage die innere Geschichte eines Zeitalters nennen.

Man mag danach ermessen, wie es im Allgemeinen mit dem literargeschichtlichen Bewußtsein jener Epoche bei uns stand, namentlich und ganz besonders in Beziehung auf die eigene vaterländische Literatur.

Literatur und Kunst.

Neue Lyriker.

Zum Schönen das Gute, lautet ein alter Spruch, der aber nichts von seiner Wahrheit verliert, wenn man ihn auch umkehrt: zum Guten das Schöne. Im Gegentheil, wo von der Kunst die Rede, einerlei ob sie dichtet oder malt, in Reimen oder in Tönen schafft, da ist diese letztere Lesart sogar die einzig richtige und verbindliche, das ganze Geheimniß der Kunst, der Inbegriff aller Regeln liegt darin ausgesprochen: trachtet zuerst nach dem Schönen, ihr Künstler, so wird euch das Uebrige von selbst zufallen. Neuheit und Kühnheit der Entwürfe, Erhabenheit der Anschauungen, philosophische Tiefe, sittliche Wärme, patriotische Begeisterung — es ist Alles sehr gut und lobenswerth und wir wollen dem Künstler Dank wissen, der uns solche Gaben zu bieten vermag: aber immer nur insoweit, als jene speciellen Zwecke und Beziehungen nicht mit der Schönheit in Widerspruch treten. Denn diese ist und bleibt einmal das oberste Gesetz aller Kunst; das Gute selbst ist in der Kunst nicht mehr gut, wenn es nicht in schönem Gewande auftritt, wenn der Blick der Grazie es nicht berührt und es aus seiner prosaischen Nutzbarkeit zu einem neuen höhern Dasein erweckt hat. Was uns dazu veranlaßt, solche alte allbekannte Sätze hier zu wiederholen? Die „Gedichte von Hugo Oelbermann", die unlängst in Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienen sind. Dieser Dichter hat nicht blos Einiges, sondern sogar recht Vieles von Dem, was den Poeten, den Künstler macht; er hat starke und lebhafte Empfindungen, eine bewegliche und feurige Phantasie, ein Herz, das mit Ungestüm für die höchsten Interessen der Menschheit schlägt, dazu einen raschen Fluß der Sprache, Fülle der Bilder, Wohllaut des Reims; es fehlt nur ein Einziges, aber gerade dies Eine ist es, ohne das alle jene löblichen Eigenschaften theils werthlos bleiben, theils nicht diejenige Wirkung erreichen, die sie unter andern Umständen erreichen würden — nämlich die Schönheit, das Geheimniß des Maßes, das instinctmäßige Bewußtsein jener Schranke, innerhalb deren die Kunst sich allein bewegen kann und darf und in deren Anerkennung, nach dem bekannten Goethe'schen Ausspruch, sich eben der Meister zeigt. Es ist kaum glaublich, wie sehr es dem übrigens so talentvollen Verfasser in dieser Hinsicht an Takt und Einsicht gebricht. Wie es gewisse Augen gibt, die bei übrigens ungeschwächter Sehkraft nur einzelne bestimmte Farben nicht zu unterscheiden vermögen, nämlich weil sie dieselben überhaupt nicht sehen, so, scheint es, vermag auch dieser Dichter das Schöne vom Häßlichen, das Edle vom Gemeinen, das Erhabene und Großartige vom Trivialen und Niedrigen nicht zu unterscheiden; mitten im kühnsten Flug der Gedanken stürzt er plötzlich mit irgendeinem unschönen oder abenteuerlichen Bilde, einem crassen und widerwärtigen Vergleich aus allen seinen Himmeln; eben noch in wogenden Rhythmen spricht er die Sprache der Götter und gleich darauf schlägt irgendeine ganz prosaische Wendung, ein ganz hausbackener terminus technicus an unser Ohr, sodaß wir uns verwundert fragen, ob dies derselbe Dichter ist und derselbe Mund, der soeben noch von so erhabenen Reden überfloß. Einer böswilligen Kritik, die einseitig nur die

Schwächen des Buchs hervorheben wollte, würde es nicht schwer fallen, eine Blumenlese daraus zusammenzustellen, die mit dem „höhern Blödsinn" des „Kladderadatsch" wetteifern könnte. So z. B. klagt der Dichter gleich im Eingangsgedicht über den Verfall der Kunst und die zunehmende Prosa des Jahrhunderts:

> Der Dichtung Gabe ward zum feilen Gut!
> Nun führt die Welt der Analyse Wehr —
> Die Kränze, welk, der Lorber grünt nicht mehr!

Um des Himmels Willen, wie ist der Dichter auf dies „der Analyse Wehr" gekommen? Das ist ein Pfahl im Fleisch, an dem sich das ganze übrigens so schwungvolle Gedicht zu Tode blutet. Ueberhaupt ist der Verfasser im Gebrauch der Fremdwörter sehr unglücklich; S. 74 in der „Sternschnuppensage" heißt es:

> Und eine holde Mythe
> Hat jedes dann gewußt,
> So laß auch mich dir künden
> Die Mythe meiner Brust.

In ähnlicher Weise wird S. 120 von „socialem Misstand, Lebenshast und Jagen" gesprochen und in der „Tanhäuserei" (S. 122), in welcher der Dichter die „schlottrigen Venusritter", die „früh zerfallenen Leute" verspottet, lesen wir gar:

> Zerfallen! weil der Ethik Fond
> Dem Busen kam abhanden,
> Nicht kräftig auswuchs, oder auch
> Schon frühe ging zuschanden.

S. 191 wird „Einer gefeierten Schönheit" ins Album geschrieben, sie sei ein „salzlos Atom" im großen Weltenraume und diese absurde Vorstellung gefällt dem Poeten so gut, daß er sie in dem kurzen zwölfzeiligen Gedicht zwei mal wiederholt. S. 324 in den „Gedichten aus den Papieren des Humboldt'schen Zeitalters", einer Verherrlichung des Moleschott'schen Materialismus, die überhaupt die schwächste Partie des Buchs ist und die jugendliche Unreife des Verfassers am deutlichsten zeigt, wird der Materialismus gegen den Vorwurf vertheidigt, als ob er die Poesie ertödte:

> Nur das Kleid, das alte, ist verdorben,
> Nur ein neu Object hat sie erworben,
> Das den Strahl des Lebens widerscheint.

Und gleich darauf:

> Geh'n Objecte wechselnd dir verloren,
> Die sie einst mit ihrem Hauch belebt ꝛc.

Oder einige Seiten weiter, in dem Schlußgedicht: „Verbrennt die Todten" (oder wie der Verfasser schreibt, mit einer Koketterie, die seit Herwegh bei unsern jungen Poeten Mode geworden, in Betreff deren sie aber doch nachgerade selbst einsehen sollten, wie inconsequent und abgeschmackt sie ist: „Die Toten"), in welchem er gegen das übliche Begraben der Leichen eifert:

> Verbrennt die Toten! schwört dem Menschenwohle;
> Zur Asche werde, was da stofflich ist!
> Durchwürzt die Luft mit Ammoniak und Kohle —

Noch weit schlimmer freilich als diese ungeschickten, prosaischen Wendungen sind die zahlreichen unschönen, ja ekelhaften Schilderungen und Bilder,

in denen der Verfasser sich gefällt. Schon der „Zaun der Krämerbäuche", von denen S. 103 „ein Menschengeist sich umzäunt fühlt", scheint uns kein besonders appetitliches Bild: aber was soll man erst zu folgender Stelle sagen, die uns in dem Gedicht „Cultur-Gespenster" (S. 119) begegnet:

Die Jungfrau dort! an Jahren kaum zu nennen
Mit diesem Wort, und doch schon überreif;
Der schon Begehrung macht die Wangen brennen,
Die Pulse fiebern und den Busen steif.

Die arm an Blut, der bleichen Sucht verfallen,
Geheimem Fühlen, künstlich aufgereizt,
Gespenstisch schleicht durch des Geschlechtes Hallen,
Und mir ins Aug' des Jammers Thräne beizt.

Auch die nachstehende Stelle aus den „Pessimistischen Versen" (S. 132 fg.), in welchen der Dichter den moralischen, ästhetischen, wissenschaftlichen und sonstigen Humbug unserer Zeit geißelt, hätte wol füglich etwas minder drastisch ausgedrückt werden dürfen:

Von den Kathedern tönt der Ruf:
„Ihr seid der Zukunft Hoffen!
Ihr habt einen schönen, hohen Beruf"
— Derweil sind die Hörer besoffen!

Doch ist es, wie gesagt, nicht unsere Absicht, diese schwachen Seiten des Buchs noch weiter aufzudecken, noch verkennen wir das unzweifelhafte Talent, das sich trotz dieser und ähnlicher Extravaganzen darin offenbart. Nur darin freilich irrt der Dichter nach unserm Dafürhalten beträchtlich, wenn er zwar den beiden ersten Abtheilungen seiner Sammlung die bescheidene Ueberschrift „Trauben und Most" gibt, die dritte stärkere aber „Wein" überschreibt. Es ist eben Alles noch Most, was er uns bietet, trüber, gährender Most und er selbst wird sich wohl vorzusehen haben und ernstlichen Fleiß anwenden müssen, damit das jugendlich unreife Getränk nicht umschlägt und statt Wein Essig liefert. Es ist ganz schön, daß er sich zum „Dichter der Menschheit" berufen fühlt und mit seinen Liedern „um das Herz der großen Nation" wirbt: aber eben deshalb hätte er auch dafür sorgen sollen, daß er „der großen Nation" etwas Reifes und Tüchtiges zu bieten habe. Wie seine Gedichte jetzt vorliegen, machen sie mehr den Eindruck von Improvisationen als von wirklichen zum Druck bestimmten Gedichten; selbst die Sprache wird zuweilen mit einer Willkür behandelt, die aller Grammatik Hohn spricht (man vergleiche z. B. das Sonett an Jakob Moleschott, S. 307) und mithin im Verse ebenso unstatthaft ist wie in Prosa. Oder wäre dies schlotterige Wesen vielleicht gar Princip? Erstreckte die Verachtung der Form, die der Verfasser hier und da kundgibt, sich auch bis auf die schöne Form der Poesie und wäre es also absichtlich, daß er Wahres und Falsches, Schönes und Häßliches, Edles und Gemeines so bunt durcheinanderwürfelt? Einstweilen wollen wir uns lieber an Das halten, was er selbst in den „Sonetten an Geibel" (S. 196 fg.) andeutet; sollten wir darin aber irren und sollte der Verfasser wirklich glauben, das moderne Titanenthum, dem er nachstrebt und das ihn, wie wir gesehen haben, auch zum poetischen Lobredner unserer Kraft- und Stoffmänner macht, auch durch Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen gleich den angeführten darthun zu

müssen, so würde das ein Misbrauch des Talents und eine Verkennung der Kunst und ihrer obersten Gesetze sein, die uns um seine poetische Zukunft aufrichtig besorgt machen würde.

Weit maßvoller, aber freilich auch weniger tief und leidenschaftlich sind die „Lieder ohne Weisen. Von Wilhelm Duncker“ (Stettin, Nagel). Es ist ein frisches, liebenswürdiges Talent, das uns darin entgegentritt; die Melodien, die der Dichter anschlägt, sind nicht besonders neu oder eigenthümlich, aber seine Stimme ist hell und klar und tönt aus einer gesunden kräftigen Brust und so hören wir auch das oft Vernommene immer wieder mit Vergnügen. Am besten glücken dem Verfasser Zech- und Wanderlieder im Tone des Volksliedes; doch gelingt ihm hier und da auch ein vollerer Ton, wie z. B. in „Der Heerschild wird geschlagen“:

Frisch auf! ein neues Lied gesungen,
Solange noch die Wange glüht!
Frisch auf! den Becher angeklungen,
Solange noch die Rebe blüht!
Es zog mit süßem Wohlgeruche
Der Frühling auf der Erde ein,
So soll er denn bei Sang und Spruche,
Bei Lieb' und Wein willkommen sein.

Schade, daß der Verlauf des Gedichts diesem schwungvollen Anfang nicht ganz entspricht. Durchweg vortrefflich dagegen erscheint uns das nachfolgende Stück, das wir deshalb auch als bündigste Empfehlung der Sammlung hier vollständig mittheilen wollen:

Es ist dein Segen ohne Maß.

O wenn du eine Stätte hast,
Wohin dein müdes Haupt sich legt,
Wenn eigen eine Seele dir,
Die dich nach deinem Kummer frägt,
Und wenn der Gram, der in dir ist,
Auch eine and're Brust erreicht,
Und wenn die Ruh', die dich erfüllt,
Auch auf ein ander Herz sich neigt:

Wie ist dein Segen ohne Maß,
Wie bist du glücklich dann und reich,
O wie kommt alles Gut der Welt
Nie deinem gold'nen Theile gleich!
Wenn dieses Glück dein eigen ist,
Bewahr' es als den höchsten Schatz,
Wirf Alles aus dem Herzen fort
Und räume nur für ihn den Platz.

Denn wäre dein der Erde Gut
Und keine Seele wäre dein,
Wie würdest du bei allem Gold,
Wie arm bei allem Reichthum sein!
Wol Mancher sehnte sich danach,
Der eine halbe Welt besaß:
O wisse — Ueberglücklicher —
Es ist dein Segen ohne Maß!

Von dieser liebenswürdigen Sammlung zu den „Dichtungen von Peter Kraus“ (Manheim, Bensheimer) und den „Gedichten von Gottfried Stickelbrucks“ (Krefeld, Gehrich) ist ein weiter Sprung, aber nicht aufwärts, sondern in die Tiefe. Beide Verfasser sind offenbar Dilettanten, redliche, wohlmeinende Dilettanten, die ihre schlechten Verse so harmlos machen und dabei in ihrem Gott so vergnügt sind, daß es Einem beinahe leidthun kann, mit der unerbittlichen Schere der Kritik zwischen ihre Strohblumen hineinzufahren. Aber ihr guten Männer und schlechten Musikanten, wer hat euch auch geheißen, euch mit euern Versen auf den Markt der Oeffentlichkeit zu wagen? Warum war euch die Bewunderung der Vettern und

Basen nicht genug und es stachelte euch, eure Namen gedruckt zu sehen auf einem Buch, einem wirklichen leibhaftigen Buch, das ordentlich im Meßkatalog angezeigt steht? Nun habt ihr den Schaden — und daß es beim Schaden nicht ohne Spott abgeht, wißt ihr ja schon aus dem Sprichwort. Hr. Peter Kraus singt bei Anhörung einer Tischrede:

Und wem in nüchternen Tagen
Auch nie die Rede fließt,
Der weiß doch viel zu sagen,
Wenn er besoffen ist!

Was will der Redner meinen,
Dem Alles lauscht so still?
Mir ist als hört' ich Einen,
Der Unsinn reimen will!

Nun und uns ist, als hörten wir Einen, der es schon gethan hat. Hr. Stickelbrucks ist ein sehr bescheidener Mann, der „im Saal der Hochschul' nie gestanden", bei dem aber die Muse schon „vorhanden" war, „bevor er mit der Verslehr' Regeln rang". Und so redet er die Muse denn als gute alte Bekannte folgendermaßen an:

O Muse, sammle deinen Seelenadel,
Auf gutes Glück zieh'n die Gesänge hin!
Nimm theil an ihrem Lob und Tadel,
Ergreif' die Spitze als Begleiterin!
Sie müssen jetzt die Feuerprob' besteh'n,
Sonst, ach! gemeinsam traurig untergeh'n.

Fügen wir dazu noch folgende Stelle aus der „Elegie beim Tode eines Landmädchens" (S. 86):

Adelgunde, sie ist heimgegangen,
Heim, wohin voran die Mutter ging;
Seht, erloschen ist die Glut der Wangen,
Womit sie am Jugendleben hing —

so wird der Leser gewiß gern auf eine weitere Charakteristik dieses Dichters verzichten.

Auch Ludwig Schulmann's „Talmudische Klänge" (Hildesheim, Vincke), sowie die „Gedania. Poetisches Album von Danzig und seinen Umgebungen. Von Dr. F. Brandstätter" (Danzig, Homann) tragen den dilettantischen Charakter noch ziemlich deutlich an sich. Doch tritt derselbe hier ungleich gereinigter und darum genießbarer auf als in den beiden vorigen Sammlungen. Hr. Schulmann erzählt talmudische Sagen in einfacher und anspruchsloser Weise; nur wird er noch häufig zu breit und versteht noch nicht, das eigentliche poetische Motiv mit wenigen wirksamen Strichen hervorzuheben. In den Schilderungen aus Danzig und seiner Umgebung zeigt sich das Dilettantische hauptsächlich darin, daß der Verfasser Schritt vor Schritt Alles und Jedes schildert, was ihm auf seiner Wanderung aufstößt, gleichviel ob es sich zur poetischen Darstellung eignet oder nicht. Aber der Vers allein macht noch nicht das Gedicht, der wahre Poet vertieft sich in seinen Gegenstand, er wirkt von innen heraus; der Dichter der „Gedania" dagegen schildert uns seine Objecte in voller Breite, von allen Seiten und Enden, ohne den Leser noch irgend etwas ahnen oder empfinden zu lassen. Das gibt denn wol einen recht guten Wegweiser, aber nur eine sehr mittelmäßige Poesie. R. P.

Correspondenz.

Aus Breslau.

September 1856.

Es. In einer vielgelesenen und weitberühmten deutschen Zeitschrift wurde kürzlich das hiesige Stadttheater als das seinen Mitteln nach am besten situirte und somit in einer gewissen Beziehung als das erste in Deutschland bezeichnet. Gegenüber dieser ihm auswärts zuerkannten hohen Stellung wird es verzeihlich sein, wenn ich mich heute vorzugsweise mit unserm Theater beschäftige, und das umsomehr, als wir, die wir im Orte leben, denn doch einigermaßen Anstand nehmen müssen, jenem Lobe beizustimmen. Freilich ist es richtig, daß die Anstalt sich gegenwärtig in einer Art von Provisorium befindet und das ist bekanntlich ein Zustand, der nirgends viel taugt, am wenigsten aber beim Theater. Von den zwei Directoren, welche unsere Bühne bisher geleitet hatten, trat der eine vor einiger Zeit freiwillig aus der Verwaltung und vor kurzem ist nun der andere, Dr. Nimbs, dem dadurch die alleinige Direction zugefallen war, vom Tode abgefodert worden. Was die journalistische Thätigkeit des Dr. Nimbs angeht, so weiß ich, daß dieselbe vielen und nicht unbegründeten Bedenken unterliegt; hier habe ich es nur mit dem Theaterdirector zu thun und diesem glaube ich das Zeugniß schuldig zu sein, daß er Alles gethan, was die hiesigen Verhältnisse erlaubten, weshalb das Theater sich denn auch unter seiner Führung sichtlich gehoben hat. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb der Verstorbene sich noch durch das kurz vor seinem Tode veranstaltete Gesammtgastspiel der wiener Hofburgschauspieler. Dasselbe hat uns manchen genußreichen Abend verschafft und die Vorführung alter bewährter und neuer berühmter Stücke höhern Stils ermöglicht; so namentlich Tempeltey's „Klytemnästra", die auch hier von Kritik und Publicum mit Wohlwollen aufgenommen wurde. Unter den Darstellern ragte vor allen Frau Rettich als Stern erster Größe hervor; sie ist eine vollendete Künstlerin, die sich dreist allen Berühmtheiten des Auslandes an die Seite stellen kann. Ueber das fernere Schicksal unserer Bühne ist noch nichts Authentisches bekannt; nur gerüchtweise verlautet, daß infolge eines von Seiten der Witwe und Erbin des Dr. Nimbs, der als dramatischen Sängerin rühmlichst bekannten Frau Fischer-Nimbs, mit dem hiesigen Stadtrath und Kämmerer Friebuß abgeschlossenen Vertrags Letzterer die alleinige Leitung unsers Musentempels übernimmt und wollen wir nur wünschen und hoffen, daß derselbe künftig nicht blos als der am besten situirte unter den Vorständen deutscher Stadttheater gerühmt werden möge. Denn die Leistungen unserer Mitglieder ließen allerdings sehr viel zu wünschen übrig und sanken nicht selten unter das Mittelmäßige, besonders in der letzten Zeit, da uns die tüchtigsten Kräfte, Jaffé, ein bewährter Charakterspieler, Deetz, ein geistvoller Held und Liebhaber, Frau Maximilien, eine sehr tüchtige Coloratursängerin und Hr. Heinrich, ein braver mit guter Stimme und vorzüglicher Schule versehener lyrischer Tenor, sämmtlich fast zugleich und ohne Ersatz verlassen haben. Wir haben zwar auch ein Sommertheater, aber auf den Namen eines Kunstinstituts hat dasselbe sowenig Anspruch wie seine zahlreichen Collegen im übrigen Deutsch-

land und war dasselbe daher auch nicht im Stande, die Lücken des Stadttheaters auszufüllen. In dieser Noth erschien gerade zur rechten Zeit Emil Devrient, um auch dieses Jahr wieder seine alte Zaubermacht zu bewähren. Außer den schon bekannten, aber immer gerngesehenen Rollen erregte er das allgemeinste Interesse besonders als Narziß in dem mit ihm hier zum erstenmal zur Darstellung gelangten erfolgreichen Trauerspiele unsers Landsmanns A. E. Brachvogel, welches bereits einige mal bei übervollem Hause unter dem größten Beifall des Publicums in Scene gegangen ist und auch hier, wie in Berlin, ein Zugstück zu werden verspricht. Allerdings ist es richtig, daß Emil Devrient durch seine musterhafte, tief ergreifende Darstellung der Hauptrolle das ganze Interesse auf sich concentrirt, und ist es daher immer noch fraglich, ob bei einer andern, weniger wirksamen Besetzung der Titelrolle der Erfolg derselbe bleiben wird.

Aber auch außerhalb der die Welt bedeutenden Breter haben wir in jüngster Zeit ein Drama erlebt, das die allgemeinste Aufmerksamkeit fesselte: ein Drama, dem man nach seinem Ausgang den Namen eines Trauerspiels, nach seiner Darstellung den einer Komödie beilegen möchte. Eine den vornehmsten Geschlechtern Schlesiens angehörige Dame war wegen wiederholter Urkunden- und Wechselfälschungen und zahlreicher Betrügereien auf die Anklagebank geführt und vor das hiesige Schwurgericht gestellt worden. Die ungewöhnliche, von hoher Bildung zeugende Beredtsamkeit, mit der dieselbe sich vertheidigte, sowie die Gewandtheit, mit welcher sie einen vollständigen, inhaltsreichen und wohlzusammenhängenden, wenn auch jeder Wahrheit baren Roman zur Verhüllung ihrer Verbrechen ersonnen hatte, erregte nicht nur das lebhafteste Interesse, sondern auch zugleich das tiefste Bedauern, daß ein so reichbegabter Geist, allerdings nur theilweis, durch widrige Schicksale auf eine unsittliche Bahn geleitet worden, während es andererseits nicht möglich war, die gerechte Entrüstung zurückzuhalten über den beispiellosen Leichtsinn und die unglaubliche Frivolität, mit welcher die Angeklagte ihr auf sechs Jahre Gefängniß lautendes Urtheil aufnahm; selbst noch bei Verlesung des Spruchs der Geschworenen sowie während der Berathung des Gerichtshofs musterte sie lächelnd das ungewöhnlich zahlreiche Publicum und unterhielt sich in kokettester Weise mit ihrem Vertheidiger. Es gab nur Eine Stimme nach Beendigung dieser an dramatischen Momenten überaus reichen Verhandlung: nämlich daß das Urtheil ein sehr mildes sei, so vollständig war das Mitleid, das man sich anfangs geneigt fühlte der Unglücklichen zu schenken, durch ihre äußere Erscheinung und die Art ihres Auftretens unterdrückt worden. Psychologen und Dichter haben an diesem Charakter reiche Studien machen können; aber auch auf die sittlichen und ökonomischen Zustände unserer angeblichen „höhern" Stände warf die Verhandlung ein Streiflicht, das sich kaum greller denken läßt.

An unserer Universität, die durch den Tod von Henschel und Ambrosch neue und empfindliche Verluste erlitten hat, fängt man allmälig an, die dadurch entstandenen Lücken sowie die schon früher vorhandenen auszufüllen. Zwar Wilda's und Stenzel's Stellen sind noch immer unbesetzt. Dagegen haben die Unterhandlungen mit Roßbach in Tübingen (für das Fach der classischen Philologie) endlich zum Ziele geführt, während für dasselbe Fach gleichzeitig ein junger bonner Privatdocent als Extraordinarius berufen ist.

Sehr erfreulich ist auch das frischere und namentlich einheitlichere Leben, das durch die jüngst bei Gelegenheit der Feier des 350jährigen Jubiläums unserer Universität erfolgte Gründung einer allgemeinen Studentenschaft unter der hiesigen akademischen Jugend erblüht ist. Zwar haben die Landsmannschaften sich bisjetzt noch fern davon gehalten, zum Theil wol aus Eifersucht gegen die beiden Burschenschaften, die dem neuen Institut eine sehr lebhafte Thätigkeit widmen: doch steht zu hoffen, daß auch jene sich der allgemeinen Verbrüderung mit ihrer Verminderung der Duelle, ihrem Ehrengericht 2c. in Kürze anschließen werden, was denn dem gesammten Leben unserer Universität, dem sittlichen sowol wie dem wissenschaftlichen, und selbst auch dem natürlichen Frohsinn der Jugend und ihren akademischen Lustbarkeiten nur zum Vortheil gereichen wird. Eine andere Frage freilich ist, wie lange das neue Institut selbst sich behaupten und ob es nicht früher oder später dasselbe Schicksal theilen wird, das bisher noch alle deutschen Einheitsbestrebungen, im Großen wie im Kleinen, betroffen hat.

Aus der Schweiz.

September 1856.

Gl. Bei dem großen und in gewisser Hinsicht nicht unverdienten Aufsehen, welches der royalistische Aufstand in Neuenburg nicht nur bei uns in der Schweiz, sondern auch außerhalb, namentlich aber in Deutschland und in Preußen erregt hat, dürfte es Ihren Lesern nicht unerwünscht sein, etwas Genaueres über die Motive zu erfahren, die ein so unerwartetes Ereigniß herbeigeführt, ja die es überhaupt möglich gemacht haben. Seit die Bundesverfassung von 1848 ins Leben getreten, ist dies der erste Putsch, durch den wir an die Zeiten cantonaler Machtvollkommenheit, wo dergleichen bekanntlich keineswegs zu den Seltenheiten gehörte, zurückerinnert werden. Er überraschte umsomehr, je weniger bei der jetzigen Centralverfassung, bei der verstärkten Bundesgewalt, die über die gesetzlichen Rechtszustände sowol der Gesammtschweiz als der einzelnen Cantone zu wachen hat, man an die Möglichkeit eines Putsches überhaupt noch glauben konnte. Wie kam es nun, daß die Royalisten von Neuenburg für die Verwirklichung ihres schon längst gehegten Plans, den Canton wieder in ein preußisches Fürstenthum zu verwandeln, gerade jetzt die Waffen ergreifen zu müssen glaubten? Hierauf geben die schon seit einiger Zeit bestehenden innern Zustände von Neuenburg die genügende Antwort.

Die Regierung, welche aus dem republikanischen Umschwung des Jahres 1848 hervorgegangen war, kam bei der diesjährigen Integralerneuerung des Großen Rathes in die Minderheit. Sie hatte dies theils der Wahl unfähiger Bezirksbeamten, theils der Politik zu verdanken, welche sie in der für den gesammten Canton so wichtigen Eisenbahnangelegenheit befolgt hatte. Die Opposition, welche der Regierung unter diesen Umständen gegenüberstand, war zahlreich genug; doch bestand sie nicht aus einer compacten geschlossenen Partei, sondern wiederum aus zwei Minderheiten. Die eine derselben, deren Hauptsitz die Stadt Neuenburg ist, nennt sich selbst conservativ, wird aber im Allgemeinen als royalistisch bezeichnet; die andere, welche sich zur Republik bekennt, hat ihre Hauptstärke im Traversthal, während die

Regierung ihre zahlreichsten und entschiedensten Anhänger in den industriellen Bergen zählt.

Keine der drei Parteien, weder Gouvernementale noch Indépendants (wie sich die republikanisch gesinnten Gegner der Regierung nennen) noch Royalisten hatten eine Mehrheit im neuen Großen Rath. In politischen Fragen neigten sich die Indépendants zur republikanischen Regierung, in der Eisenbahnangelegenheit aber hielten sie zu den Royalisten. Die Regierung hatte vom alten Großen Rath für die Eisenbahn von Neuenburg nach Lachaux-de-fonds (Jurabahn) eine Staatsbetheiligung von drei Millionen erlangt, während sie das Unternehmen der Verviersgesellschaft, bei welchem sich viele Royalisten mit ihrem Gelde betheiligten, eher hinderte, als irgendwie begünstigte. Jene drei Millionen, welche die Montagnards noch fester an die Regierung binden sollten, wurden nun von den Gegnern als Waffe gegen dieselbe gebraucht und als Verschleuderung der öffentlichen Gelder bezeichnet. Das Unternehmen der französisch-schweizerischen (ehemals Verviers-) Gesellschaft ist mittlerweile ohne Hülfe der Regierung gesichert worden; die Bahn ist in vollem Bau begriffen und der Anschluß an einen von Frankreich herkommenden Schienenweg gewiß. Die Arbeiten an der Jurabahn sind zwar ebenfalls begonnen: aber es fehlt derselben mehr als je die Aussicht auf einen Ausgang nach Frankreich, sie scheint wiederholt bestimmt, eine Localbahn zu bleiben. Dadurch wird ihre Rentabilität, bei der Kostspieligkeit des Baus und Betriebs, noch zweifelhafter und der Vorwurf wegen Verschleuderung des Staatsguts gegen die Regierung gewinnt an Gewicht.

Versuche, die zwei rivalisirenden Bahngesellschaften, im eigenen wohlverstandenen Interesse, wie zum Vortheil des Cantons, zu einer Verständigung zu bringen, haben bisher keinen Erfolg gehabt; ebenso wenig gelang es, die zwei politischen Parteien zu versöhnen. Die Gouvernementalen wollten ihr Unrecht nicht einsehen, die Indépendants von ihren Foderungen nichts nachlassen. Der Verständigung in Eisenbahnsachen stand die politische Feindschaft, der Versöhnung auf gemeinsam republikanisch-schweizerischem Boden die Eisenbahnrivalität entgegen. Diesen unerquicklichen Zustand benutzten nun die Royalisten zu einem Schlag gegen die bestehende Verfassung; allein er mislang, weil die beiden republikanischen Parteien diesem Angriff gegenüber sofort einig waren. Ja, ein Haupt der Indépendants, Oberst Denzler, war es, der den Angriff auf das von den Royalisten besetzte Schloß leitete und seine erbittertsten Feinde, die gefangenen Regierungsglieder befreite.

Wir müssen hier die eigenthümliche Bestimmung der Verfassung vom 25. April 1848 in Erinnerung bringen, wodurch für den Großen Rath, den Staatsrath und die Verfassungsrevision ganz verschiedene Perioden bestimmt sind. Die Verfassung kann vor Ablauf von neun Jahren nicht revidirt werden; der Große Rath ist gewählt auf vier Jahre, der Staatsrath auf sechs Jahre, somit würde nach der jetzigen Verfassung die Erneuerung beider zum ersten mal 1860 zusammentreffen. Ob für den Fall, daß es dem Volke 1857 gefiele, die Verfassung abzuändern, auch das Mandat der Legislativen und der Executiven als erloschen zu betrachten wäre, ist in der Verfassung von 1848 zwar nicht gesagt, es versteht sich aber wol von selbst, daß mit dem Staatsgrundgesetz auch alle Behörden erneuert werden

müssen. Im April 1857 kann der Große Rath, können auch 3000 Bürger eine Volksabstimmung über die Revisionsfrage veranlassen. Die Royalisten haben nicht solange warten wollen; sie werden dafür zu büßen haben.

Notizen.

Im Begriff, diese Nummer zu schließen, werden wir durch eine Trauernachricht aus Tübingen überrascht, die uns doppelt schmerzlich trifft, indem sie uns nicht nur den Tod eines geschätzten Gelehrten und liebenswürdigen Dichters, sondern auch eines langjährigen und fleißigen Mitarbeiters meldet: am 14. September starb daselbst infolge einer langwierigen Brustkrankheit der ordentliche Professor der Jurisprudenz an der Universität zu Tübingen, Dr. Christian Reinhold Köstlin, in der belletristischen Literatur unter dem Namen C. Reinhold bekannt. Geboren zu Tübingen 1813, studirte er, auf dem Gymnasium zu Stuttgart vorbereitet, von 1829—34 in Tübingen, Heidelberg und Berlin die Rechte, worauf er sich 1834 als Advocat in seiner Vaterstadt niederließ. Doch schied er sehr bald wieder aus diesem Verhältniß, das ihm bei seinen lebhaften wissenschaftlichen und poetischen Neigungen überhaupt nur wenig zusagte, um, auf Veranlassung des Kanzlers von Wächter, sich als Docent bei der tübinger Universität zu habilitiren. Bald darauf zum außerordentlichen, 1840 aber zum ordentlichen Professor ernannt, entwickelte er sowol als Docent wie als juristischer Schriftsteller eine große Thätigkeit; in letzterer Beziehung sind besonders seine Schrift über „Die Perduellio unter den römischen Königen" (1841), die „Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts" (1844—45, sein juristisches Hauptwerk), sowie „Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrhundert nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts" (1849) hervorzuheben. Aber auch als Dichter erwarb er sich in dieser Zeit sowol durch seine „Gedichte" wie namentlich auch durch seine „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (3 Bde., 1847—48) die allgemeinste Anerkennung. Dem „Deutschen Museum" war er seit Gründung desselben ein thätiger und theilnehmender Freund.

Von Professor Hermann Weiß in Berlin, dem Verfasser der vortrefflichen „Costümkunde" (Stuttgart, Ebener und Seubert), von der soeben die dritte Lieferung erschien, ist demnächst eine „Geschichte der bürgerlichen Baukunst" zu erwarten. Hermann Heidel in Berlin, der Schöpfer des „Oedipus", der „Iphigenie" ꝛc. ist mit einer „Anatomie für Künstler" beschäftigt. Da Hr. Heidel, jetzt bekanntlich einer der talentvollsten und geschätztesten unter den jüngern berliner Bildhauern, früher selbst Mediciner war, so läßt sich von ihm ein Werk von besonderer Gediegenheit erwarten. Melchior Meyr in München schreibt „Philosophische Briefe"; von einem andern münchener Dichter Karl Heigel, von dem auch das „Deutsche Museum" kürzlich eine Probe brachte, wird demnächst ein größeres erzählendes Gedicht „Bar-Cochba" (Hannover, Rümpler) erscheinen. Von dem durch den badi-

schen Aufstand so bekannt gewordenen Corvin bringen die „Hausblätter" von Hackländer und Hoefer seit einiger Zeit autobiographische Schilderungen, unter denen besonders die Erzählungen aus dem berliner Cadettenhause sich durch Lebendigkeit der Darstellung wie durch Gerechtigkeit und Milde des Urtheils auszeichnen. Infolge der badischen Ereignisse von 1849 hatte Corvin (der anfänglich zum Tode verurtheilt worden war), ein sechsjähriges Zellengefängniß in Bruchsal zu verbüßen; es ist ein seltener Beweis von Stärke und Tüchtigkeit des Charakters, daß diese furchtbare Strafe, wie jene Mittheilungen in den „Hausblättern" beweisen, weder die Frische seines Geistes gebrochen noch auch sein Gemüth verbittert haben.

In Bremen, wo soeben der Gustav-Adolfsverein getagt, hat man diese Gelegenheit benutzt, ein Standbild Gustav Adolf's von Schweden feierlich einzuweihen. Es ist dies dasselbe von dem Schweden Fogelberg gearbeitete Standbild, welches, für Gothenburg, die Vaterstadt des Künstlers, bestimmt und zu München gegossen, auf dem Wege dorthin an der Küste von Helgoland Schiffbruch erlitt. Da die habgierigen Inselbewohner, auf ihr altes Strandrecht pochend, für Bergung der Statue ein ganz unmäßiges Lösegeld foderten, so zog der Künstler es vor, ihnen dieselbe ganz zu überlassen und sein Werk noch einmal in München gießen zu lassen; dieser zweite Guß gelangte denn auch glücklich nach Schweden und ist, wenn wir uns recht erinnern, schon seit längerm an dem dazu bestimmten Platze aufgestellt. Die Helgoländer dagegen waren in großer Verlegenheit, was sie mit dem ehernen Schwedenkönig anfangen sollten, bis endlich eine Anzahl bremer Kaufleute ihn erstanden, um ihn ihrer Vaterstadt zum Geschenk zu machen. Auf diese abenteuerliche Weise ist Bremen zu einem Denkmal gekommen, das ihm zu einer nicht geringen Zierde gereicht und das überdies dem bekannten kirchlichen Sinne der Einwohnerschaft ganz besonders entspricht. — In Düsseldorf will man jetzt statt des früher projectirten Denksteins eine Statue Immermann's errichten. Niemand kann von den Verdiensten Immermann's lebhafter durchdrungen sein, Niemand sein vorzeitiges Scheiden aufrichtiger beklagen als wir. Aber bei alledem scheint es uns doch, als ob die Ehre, durch öffentliche Standbilder gefeiert zu werden, nur solchen Dichtern zukomme, welche auf den ganzen Bildungsgang ihrer Zeit entscheidend eingewirkt — classische Dichter, in denen gewisse Richtungen ihrer Zeit ein für alle mal zum Abschluß gelangt sind und ihre schlechthin mustergültige Form erlangt haben. Einen Dichter dieses Ranges aber vermögen wir bei aller Hochachtung doch so wenig in Immermann zu erkennen wie etwa in Platen, und darum, wenn wir uns schon gegen die Erweiterung erklären mußten, die das beabsichtigte Platen-Denkmal erhalten hat, so müssen wir denselben Protest auch gegen das düsseldorfer Project zu Ehren Immermann's einlegen. Es ist etwas Erhabenes, ohne Zweifel, in Erz oder Marmor vor allem Volk öffentlich dastehen: aber wohlgemerkt, es müssen auch Männer sein, die das Volk wirklich kennt, nicht blos die Literatur — und die Hand aufs Herz, was weiß das Volk von Platen oder Immermann, ja was kann es davon wissen?!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 40.** 1. October 1856.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Die Finanzen des Proletariats.

Von

Karl Grün.

I.

Das Jahr übt eine heiligende Kraft. Man sieht es der jüngsten und bedeutendsten aller Wissenschaften, der Oekonomik, auf Tritt und Schritt an, daß sie kaum ein Jahrhundert zählt, Jahrhunderte aber sind die Jahre, nach welchen die Wissenschaften gemessen werden. Die Oekonomik hat erst ihre Schneidezähne, um den Stoff abzubeißen. Welch ein Unterschied, wenn man die Arbeiten der kritischen Theologie und Philosophie, der Geschichte, mit den ökonomischen Vorstudien vergleicht, welche allererst auf den Namen der Prolegomenen Anspruch erheben können. Als Immanuel Kant den Dogmatismus unter beiderlei Gestalt — denn

der Sensualismus der Encyklopädie mit allen seinen Sippen und Magen ist ebenfalls nichts Anderes als baarer Dogmatismus — als Immanuel Kant den Dogmatismus unter dem Hohlspiegel seiner Sonnenkritik auflöste, da erst begann der Tag für das methodische Denken. Dieses zählt also gerade soviel Lustren als der dogmatische Oekonomismus; Immanuel Kant und Adam Smith waren Zeitgenossen. Von Adam Smith bis Proudhon ist in der Oekonomik wenig mehr als Dogmatismus getrieben worden: gewisse im voraus bestimmte, fürder kaum untersuchte Gedankenwesen bildeten den Gegenstand des Raisonnements, und was darüber raisonnirt wurde, war durchgängig nur ein mehr oder weniger orthodoxes, mehr oder weniger geistreiches Gerede über unkritisirte Vorstellungen. Wolf hat sich den präparirten Gedankenstoff nicht bequemer zurechtgelegt und nicht harmloser in Paragraphen zerlegt als J. B. Say die ökonomischen Kategorien; man braucht die Ueberschrift nur anzusehen, so weiß man, was dabei herauskommen muß, weil eben nichts Anderes dabei herauskommen kann. Und wie die deutschen Repetenten und Landpastoren noch lange Decennien nach Kant auf gut Wolfisch langweilig waren, so treibt sich der officielle Oekonomismus und der Leitartikel der politischen Zeitungen fast ohne Unterschied noch zur Stunde auf der grünen Wiese der Say'schen Production, Consumtion und Distribution umher. Ein einziger unter den Epigonen des Say'schen Dogmatismus, der jüngere Mill, ist ein Mann von Geist; wieviel und wiewenig aber der Geist ausrichtet, wenn er auf unkritischen Voraussetzungen fußt, wenn er nicht auf das Wesen der Dinge eingeht, das beweist gerade James Stuart Mill, der als ganzes Resultat seiner Forschung dem begierigen Leser folgendes Dilemma der Verzweiflung hinwirft:

„Wenn Dem so wäre, wenn die Masse des Menschengeschlechts immer bleiben müßte, wie sie heute ist, Sklavin einer Arbeit, an der sie kein Interesse hat, und folglich keins nimmt, geplackt von der Morgenröthe bis tief in die Nacht hinein, für das bloße Bedürfniß und mit der ganzen geistlichen und sittlichen Abschwächung, die das mit sich führt, ohne irgendein Interesse und Gefühl, Mitglieder der Gesellschaft zu sein, es sei denn das Gefühl der Ungerechtigkeit, das an ihrem Herzen frißt, sowol über Das, was sie nicht hat, als über Das, was Andere haben: — so weiß ich nicht, welche Theilnahme das Loos des Menschengeschlechts einem irgend intelligenten Menschen einflößen könnte. Die einzige Weisheit würde darin bestehen, sich aus dem Leben zurückzuziehen; mit epikurischer Indifferenz soviel Befriedigung als möglich für sich und für Diejenigen zu suchen, mit denen man sympathisirt, ohne Irgendjemanden Schaden zuzufügen, und den nichtssagenden Lärm des sogenannten civilisirten Daseins unbeachtet vorüberziehen zu lassen."

Auch dieses Moment war in der philosophischen Entwickelung als

Epikuräismus Heinse's, als Ironie und Weltentfremdung der Romantiker vorhanden. Es ist Alles eitel, gaudeamus igitur! bis der große Immanuel der Generation mit dem vulkanischen Hammer auf den Kopf schlug, daß positive Gedanken in voller Rüstung daraus hervorsprangen.

Wie die kritische Philosophie sehr verständig damit begann, das Inventarium des menschlichen Geistes aufzustellen, damit der Zustand des menschlichen Denkvermögens vor allen Stücken constatirt werden könne, so bedurfte die Oekonomik ihres Inventars, damit man zu allererst wisse, über welche bestimmten Dinge man denn zu reden habe. Bisher war nämlich immer a priori von dem „Ding an sich" gefaselt worden, ehe man die Dinge kannte. Das Inventar der Oekonomik heißt die Statistik, und ist die größte wissenschaftliche That des Jahrhunderts, seitdem sie rationell betrieben wird. Kein Land Europas hat so Vortreffliches in der Statistik geleistet als Belgien, weil man nirgends mehr Sorgfalt auf die kleinsten Dinge verwendet, und besonders weil die Männer, welche mit der Leitung betraut sind, über jeden Verdacht des Unterschleifs, der Bemäntelung, der Augendienerei erhaben sind. Ich weiß nicht, ob in Belgien die Politik stets im Namen des Volks und der Wahrheit spricht; aber die Statistik thut es. Das „Exposé de la situation du royaume", welches der Minister des Innern alle zehn Jahre veröffentlicht, und das in letzter Instanz für die Jahre **1841—50** erschienen ist, wiegt an Werth und Bedeutung sämmtliche Lehrbücher der Nationalökonomie auf; die Arbeiten der Centralcommission für Statistik, an deren Spitze Männer wie Ducpétiaux, Heuschling, Visschers stehen, ist eine wahre Sternwarte für die Constellationen der Gesellschaft, und wenn vom belgischen Congreß und von dessen liberalem Formalismus keine Rede mehr sein wird, so werden die Arbeiten über Bevölkerung, Rente, Bodenbau, Industrie, Lohn, Armenunterstützung, Schulunterricht, Criminalität, Gefängnißwesen, wie sie in der Periode trübster Reaction hier zusammengebaumeistert wurden, als Marksäulen zweier Epochen betrachtet und verehrt werden. Denn die Statistik lehrt uns die Physiologie sammt der Anatomie der staatlichen Gesellschaften, wie und wovon der Mensch lebt, was ihm fehlt, was folglich geändert, gebessert oder gänzlich umgeworfen werden muß.

Anstatt von allgemeinen Menschenrechten, ad libitum Grundrechten, von der Souveränetät des Robespierre'schen Menschen und Bürgers, von Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft, von directer Gesetzgebung durch das Volk mit allgemeinem Stimmrecht zu phantasiren, ist es doch wol zuerst nothwendig, die allgemeine Menschenexistenz, das Grundvermögen der Völker, die Stellung der arbeitenden Massen zur Vertheilung des Jahreseinkommens, die Verhältnisse von Arbeit, Lohn und Almosen, die

Rechte der Arbeit bei der Vertheilung zu erörtern. Sonst laufen wir zum andern male in dem falschen Cirkel umher, daß die souveräne Masse gar keinen Inhalt für ihr absolutes Stimmrecht hat, daß sie immerfort gegen sich selbst stimmt und noch lauter über die Führer heult als diese selbst, nachdem der Vorhang über ihre Thaten herabgefallen.

Hr. Ed. Ducpétiaux, Generalinspector der sämmtlichen belgischen Gefängnisse und Wohlthätigkeitsanstalten, einer der unermüdlichsten Statistiker Europas, hat im vorigen Jahre (1855) eine Monographie als Manuscript drucken lassen, welche den Titel führt: „Die ökonomischen Budgets der arbeitenden Classen in Belgien", welche auf 340 Großquartseiten die sehr kritische Frage: Was gibt der belgische Arbeiter aus, was nimmt er ein? in lauter Zahlen beantwortet. Der Plan zu solchen Lohnstatistiken rührt von dem Statistischen Congreß her, der sich 1853 in Brüssel versammelte und der dahin übereinkam, daß im Ausgabebudget drei Classen unterschieden werden sollten: Ausgaben physischer und materieller Natur, Ausgaben für religiöse, moralische und intellectuelle Bedürfnisse, Ausgaben des Luxus und der Unvorsichtigkeit; daß man bei allen localen Angaben Maß und Gewicht oder Quantität sowie die Abschätzung in Geld mitzutheilen habe; daß ferner für jede Abtheilung und Unterabtheilung des studirten Landes Ackerbau- und Industriearbeiter getrennt zu halten und stets das Budget von drei Familien zusammenzustellen sei, von denen jede aus Vater, Mutter und vier Kindern im Alter von 16, 12, 6 und 2 Jahren bestehe: 1) dürftige Arbeiterfamilie, zum Theil durch öffentliche Mildthätigkeit unterhalten; 2) wenig gutgestellte Arbeiterfamilie, die aber keinen Theil an der öffentlichen Unterstützung hat; 3) gutstehende Arbeiterfamilie, die ganz unabhängig lebt. Endlich wurde verlangt, daß man die Beschäftigungen der einzelnen Familienglieder angebe und die Wahl der Beispiele in der Art treffe, daß die jedesmalige Angabe die möglichst richtige Idee von der größten Zahl analoger ökonomischer Lagen liefere.

Die Centralcommission für belgische Statistik sandte ihre Formulare an die Provinzialcommissionen, diese vertheilten die Arbeit an die Localitäten ihres Bezirks, viel Privateifer und fleißiges Bestreben gesellte sich dazu; die Angaben der einzelnen Provinzen wurden von den Beamten des Ministeriums des Innern collationirt und endlich redigirte Hr. Ducpétiaux seine interessante Schrift, ein wahres Archiv für die Memoiren des belgischen Proletariats. Wohl zu bemerken ist, daß die Kriegsereignisse und der Miswachs auf die folgenden Daten gar keinen Einfluß üben konnten, sintemal die Jahre 1854 und 1855 vollständig ausgeschlossen sind. Es wird nicht viel Phantasie dazu gehören, sich noch etwa 25—50 Procent mehr Elend hinzuzudenken. Dieses Plus steht

nicht in Frage, kann aber auch ebenso natürlich den Zweiflern und Ungläubigen nicht zugute kommen.

Von 15 Familien aus Stadt und Land und aus den drei Rangclassen genommen, wie das Programm des Congresses vorschrieb, in der Provinz Brabant, haben 11 gar keine Mittel, die religiösen, moralischen und intellectuellen Bedürfnisse zu befriedigen; die vier übrigen zahlen resp. 20 Francs, 27 Francs, 46.80 und 9.36 (Francs und Centimes). Von denselben 15 Classen sind vier außer Stande, ein Luxus- oder Schadenbudget zu bestreiten. Unter diesem Namen laufen: der Besuch des Wirthshauses, der Genuß geistiger Getränke, Taback, Verlust im Spiel, Toilette, Theater, Feste, Zinsen fürs Leihhaus. Drei von den 15 Familien haben keinen Centime für die zweite und dritte Bedürfnißclasse, für geistigen und Luxusverzehr.

Die 90 Personen der 15 Familien (zu 6 Personen) haben alle zusammen jährlich für geistige und Luxusbedürfnisse ein Ausgabebudget von 329 Francs; macht durchschnittlich 22 Francs per Jahr und Familie oder 3 Francs 68 Cent. per Kopf aufs Jahr oder 1 Cent. per Kopf und per Tag. Das hat der Arbeiter von allem außeranimalischen Leben!

Um dieses Resultat zu controliren, werden 15 andere brabanter Arbeiterfamilien aus fünf andern Städten und Gemeinden vorgeführt, ebenfalls aus verschiedenen Thätigkeitszweigen, und jedesmal aus drei Rangclassen. Von 15 sind wiederum 11 unfähig, Geist und Gemüth mit eigenen Mitteln zu bilden, eine bezahlt keinen Luxus, drei andere werfen dafür 8, 7 und 10 Fr. jährlich aus.

Die 90 Individuen dieser 15 Familien haben jährlich 1067 Francs 84 Cent. für die Ausgaben zweiter und dritter Classe, macht 11 Francs 86 Cent. auf den Kopf per Jahr oder $3^1/_4$ Cent. per Tag. Rechnen wir den 1 Cent. der 15 erstern Familien dazu, so haben wir $4^1/_4$ Cent. für zwei Köpfe, oder in der Provinz Brabant per Kopf und per Tag in der Arbeiterwelt $2^1/_8$ Cent. für Geist, Gemüth und Schönheitssinn, für die reine, die praktische und die ästhetische Urtheilskraft! Dabei darf nicht vergessen werden, wie die Budgets für blos animalische Bedürfnisse beschaffen sind, die ich hier jedesmal nach der Reihenfolge der drei Rangclassen, zu drei und drei folgen lasse: Stadt: 820.74, 858.88, 934; — Land: 462, 581, 657; — Land: 810.46, 901.32, 1152.44; — Land: 958.88, 1124.24, 1877; — Land: 539.64, 448.24, 562.64; — Land: 715.96, 1335.04, 1871.80; — Stadt: 602.72, 713.12, 969.56; — Stadt: 449.75, 961.78, 1520.16; — Land: 805.88, 1153.92, 1673.12; — Land: 407.44, 433.52, 531.20. Wer sich die Mühe geben will, die Brotrechnung für sechs Personen jährlich anzufertigen — vom Fleisch wollen wir aus Zartgefühl nicht reden —, der mag selber finden, wie die ani-

malischen Bedürfnisse der Arbeiter in der Provinz Brabant befriedigt werden.

Nehmen wir die sämmtlichen Ausgabe- und Einnahmebudgets der 30 Musterfamilien in der Provinz Brabant, summiren wir die Ueberschüsse auf der einen, die Deficits auf der andern Seite, so erhalten wir bei der ersten Reihe von 15 Familien Boni 404 Francs 13 Cent., Deficit 382.86, also ein Gesammtboni von 21.27, die folglich auf die Aermsten jährlich zu vertheilen blieben, wenn die heutige Arbeiterwelt solidarisch unter sich würde. 90 Personen haben, bei der Art wie sie leben, jährlich 21 Francs 27 Cent. Ueberschuß! Bei der folgenden Reihe von 15 stellt sich die Sache nach ganz anders heraus. Gegen ein Gesammtdeficit von 1804.62 kommt nur ein Gesammtboni von 45.68 auf. Totaldeficit: 1758.94. Zieht man hiervon das obige Boni von 21.27 ab, so tragen die 30 brabanter Familien solidarisch ein Deficit von 1737.67 jährlich oder 57.92 per Familie, oder von 9.65 per Kopf, oder endlich von $2^5/_8$ Cent. täglich per Kopf.

Würden nun von beiden Reihen gar keine Bedürfnisse zweiter und dritter Classe bestritten, d. h. striche man die $329 + 1067.84 = 1396.84$ dort gänzlich, um sie auf des bloßen Leibes Nahrung und Nothdurft zu verwenden, so würden den 30 brabanter Familien dennoch jährlich zur physischen Existenz fehlen — 341.83 oder 11.39 per Familie, oder 1.90 per Kopf, oder $^1/_2$ Cent. täglich per Kopf. Dieses Resultat wird vollkommen bestätigt durch eine andere Methode des Rechnens. Das allgemeine Deficit unter den solidarischen 180 Personen betrug $2^5/_8$ Cent. per Kopf und Tag. Von den Bedürfnissen der zweiten und dritten Classe wären auf jeden Kopf per Tag bei gleicher Vertheilung der wirklichen Ausgabe gekommen $2^1/_8$ Cent. Streicht man die letztere Ausgabe, um sie dem Deficit zugute kommen zu lassen, so bleibt, nach Beseitigung aller und jeder Culturbedürfnisse, $2^5/_8 - 2^1/_8 = {}^4/_8$ oder $^1/_2$ Cent. Deficit.

Es war also eine furchtbare Wahrheit, die Wolf-Say naiv hinwarf, daß die Norm für den Arbeitslohn das „Minimum der Subsistenz" sei, eine Wahrheit, die der trockene Ricardo zu einem theoretischen Glaubenssatze erhob. Ja es fehlt in der reichen Provinz Brabant der Arbeiterwelt täglich per Kopf noch $^1/_2$ Cent. zur Befriedigung ihrer blos animalischen Bedürfnisse. Und noch spreche ich blos von Dem, was ist, von Dem, was in Normaljahren ist! Die Wissenschaft bedarf der abnormen Fälle gar nicht, diese überläßt sie den Pastoren und Poeten, welche in der Regel soviel beweisen, daß sie nichts beweisen. Endlich aber, last not least, rede ich von Dem, was ist, nicht wie es geworden ist, noch wie es werden wird. Denn hier thut sich der kritischen Oekonomik erst die Halle weit auf, hier wird sie von dem Dogmatismus nichts als die schamrothen Fetzen übriglassen.

Das jedoch gehört weder zur Predigt noch zur Poesie, daß man nach angestellter Durchschnittsrechnung nicht vergißt, wie man die erste und zweite Rangclasse der Arbeiter sehr bedeutend bevortheilt hat, wie zum wenigsten $^2/_3$ der 30 Familien oder 180 Personen es bei weitem nicht dahin bringen, nur $^1/_2$ Cent. tägliches Deficit zu haben. Wir werden das bei den Rechnungen der Wohlthätigkeit sehen, soweit sie als öffentliche constirt.

Nur noch als Noten zum Text füge ich den Befund des Dr. Dieudonné auszugsweise bei, der 1844 schon in der „Untersuchung über die Lage der arbeitenden Classen" einen sanitätspolizeilichen Bericht über die Arbeiterwelt von Brüssel und Umgegend erstattete, den das Ministerium mit veröffentlichte. Im Allgemeinen, heißt es, ist die Nahrung der Arbeiter schlecht und wenig herstellend, sie besteht aus purem Roggenbrot oder aus Roggen mit etwas Weizen, oder aus Roggen mit Kartoffelmehl, aus Kartoffeln (wieder Kartoffeln), Möhren, Stangenbohnen, Rüben. Diese Gemüse sind schlecht zubereitet, mit schlechtem Fett und verdorbenem Gewürz angemacht. Ein Aufguß von Kaffee und Cichorien (besonders Cichorien) gilt als Nektar, der ihnen die Erinnerung an des Lebens Last wegschwemmt. Wir sprechen nicht von Fleisch und Fisch, weil diese sehr selten genossen werden. Auf dem Lande lebt der Arbeiter viel besser, nicht weil er ausgesuchtere Speisen ißt, sondern weil sie von besserer Qualität, besser zubereitet und gewürzt sind, auch die Quantität zweckmäßiger ist. Doch ist diese bessere Stellung der Arbeiter auf dem Lande bei weitem nicht allgemein. Ach! man trifft nur zu viele Ausnahmen, zu viele unglückliche Weber und Spinner, die von Sonnenaufgang bis 10, 11 Uhr in der Nacht arbeiten, das ganze Jahr auf die roheste Nahrung beschränkt sind, deren sie nicht einmal genug haben, um ihre Kräfte herzustellen, die nur Ein mal des Jahres Fleisch essen, am Kirmestage! Der Arbeiter in den Städten ißt ein mal wöchentlich Fleisch oder Fisch, und dabei ist das Fleisch von untergeordneter Qualität, in Zersetzung begriffen, es sind Abfälle: Leber, Lunge, Herz, die er an Festtagen speist. Der Auswurf des Marktes, faulender Fisch sind seine Gerichte und er wirft sich zuletzt auf die Muscheln. Der Arbeiter der Städte wohnt in den engsten Straßen oder Gassen oder Sackgassen, wohin die Sonne fast nie scheint, wo die Luft sich verpestet, wo die Unreinigkeit des Bodens und der aufgehäufte Unrath allerhand Ausdünstungen verursachen, welche mächtige und dauernde Ursachen der Krankheit bilden. Meistens besitzt der Arbeiter nur Ein Zimmer, das für die ganze Haushaltung ausreichen muß. Zu ebener Erde triefen die Mauern von Feuchtigkeit, im obern Stock wirkt die Trockenheit der eingesperrten Luft verderblich. Das Bett dient der ganzen Familie von 5—6 Personen jeden Alters und beider Geschlechter. Es besteht aus

einer schlechten Matratze. Aber das ist noch Sybaritismus (sic) neben dem elenden Pfuhle in einer Art von Trog mit erbärmlichem Strohsack, worauf in sehr vielen Arbeiterfamilien Vater, Mutter, Knaben, Mädchen, der Eine den Kopf oben, der Andere unten, unter einer schmuzigen, groben, meist zerlumpten Decke ausgestreckt liegen. In einer Familie dicht bei Brüssel fand Dr. Dieudonné eine Weberfamilie mit sieben Kindern, wohnhaft in einem kleinen viereckigen Zimmer, mit einem Loch neben daran, das durch einen letzten Webstuhl ausgefüllt wurde. Oberhalb des Webstuhls, 80 Centimeter von der Decke, hing ein ungeheurer Trog mit einem schlechten Strohsacke. In demselben Loch waren die Mundvorräthe, Gemüse und etliche lebendige Kaninchen. Die Familie aß nie Fleisch. Vater, Mutter und eine Tochter erwarben von Morgens früh bis Abends zehn Uhr jedes einen Franc. Wenn nun aber die Arbeit ausging! „Nie haben wir soviel Elend, Muth und Ergebung gesehen." Und man sagt, das heroische Zeitalter sei vorüber!

Das sagt uns nicht etwa Eugène Sue oder Louis Blanc, der Poet oder der Rhetor, sondern der Minister des Innern Sr. königl. Majestät Leopold's I., der sich in dem officiellen Abdruck der „Untersuchung über die Lage der arbeitenden Classen" (1846) zum Sprachrohr und Bürgen des Dr. Dieudonné macht. Der Minister theilt uns noch einen andern ärztlichen Bericht, den des Dr. Sélade mit: Die von der arbeitenden Classe verzehrten Speisen sind entweder mehlig oder bestehen aus Gelatin und Albumin, die Fibrinstoffe kommen nur selten in ihre Nahrung. Und doch ist es bewiesen, daß nur diese mit dem Leim im Stande sind, die Verluste des Organismus zu ersetzen. Dr. Sélade berechnet das Wochenbudget eines Arbeiters nebst Frau und drei Kindern mit äußerster Oekonomie auf 14 Francs 5 Cent. Dieser Arbeiter, fährt er fort, verdient täglich 2 Francs, und dann muß man noch annehmen, daß er keinen einzigen Tag außer dem Sonntag verliert. Man sieht, die Bilanz dieses Arbeiters saldirt sich mit einem Jahresdeficit von 104 Francs. Die verrechneten Lebensmittel sind möglichst niedrig gegriffen, Fleisch macht sich durch seine Abwesenheit bemerklich, Brot und Kartoffeln füllen die leeren Räume. Für Brot ist nur 4.20 gerechnet. 1854—55 konnte man dreist 8 Francs dafür ansetzen, dann war das wöchentliche Deficit 6 Francs, das jährliche über 300 Francs. Doch davon sollte nicht die Rede sein. „Und doch wären substantiellere Nahrungsmittel zur Unterhaltung seiner Kräfte nothwendig und wir fragen uns, ob die Billigkeit nicht gebietet, dem Manne, der seine ganze Zeit und seine Existenz der Gesellschaft widmet, eine Bezahlung zukommen zu lassen, die für die ersten Bedürfnisse seiner Familie hinreicht. Doch ist es nicht unmöglich, daß eine bessere Organisation der Arbeit das Loos der arbeitenden Classe verbessere." Diese Utopie mag der Dr. Sélade mitsammt seinem Mini-

ster des Innern auf die Kappe nehmen; wir reden, wie gesagt, blos von Dem, was ist.

Der Graf Arrivabene, ein katholischer Stockconservativer, liefert für das Werk des Hrn. Ducpétiaux eine kleine Monographie über eine ländliche Arbeiterfamilie in der Gemeinde Gaesbeck, die mit der furchtbarsten Anstrengung des Vaters und zweier Söhne, im Tagelohn bei fremden Gutsherren, wie auf dem eigenen gepachteten Stück, bei 4 Francs 50 Cent. religiös-moralisch-intellectuelle Ausgaben (Kirchensitze 1.50, Bücher, Federn, Tinte, Papier für die Schulkinder 3 Francs) und bei 10 Francs Luxusbudget (Wirthshaus 3, Taback 7), ihre Jahresrechnung mit 4 Francs 52 Cent. Boni abschließt. Der Graf Arrivabene lehrt uns zugleich, wie es stellenweise mit dem gepriesenen belgischen Ackerbau aussieht und was unter dem Namen rationeller Cultur mit unterlaufen muß. „Der Arbeiter schleppt den Mist, Schubkarre nach Schubkarre, auf das Feld, welches eine Viertelstunde von seiner Wohnung entfernt ist, und ebenso schleppt er die Ernte wieder nach Hause. Ihr könnt ihn sehen, wie er, zur Erde gebückt, diese mit dem Karst aufreißt. Ihr seht Mann, Frau, Kinder, alle an die Egge gespannt, diese wie menschliches Zugvieh mühsam hinschleifen."

Aus der Gemeinde Opwyck kommt der Statistischen Centralcommission folgende Bemerkung über ländliche Vergnügungen und Zerstreuungen zu: „Die Zerstreuungen des Sonntags bestehen für die Aeltern im Sommer darin, daß sie in der Nachbarschaft über die Aussichten auf eine schlechte oder gute Ernte schwatzen, und im Winter über die Unbilden der rauhen Jahreszeit schimpfen. Die Kinder (für die nach dem Alter das Beste gerade gut genug sein soll) kennen die Spiele ihres Alters gar nicht. Im Sommer wälzen sie sich im Staub, im Winter im Schnee. Der Mangel an Mitteln bei diesen armen Familien verbietet ihnen den Eintritt in die Schenke und ihr Oberhaupt fühlt sich überglücklich, wenn es sich Sonntags, vor oder nach der Messe, ein Glas Genever zulegen darf."

Dahin hat es der souveräne Staatsbürger („Alle Gewalten gehen von der Nation aus", sagt die stolze Verfassung) in der Provinz Brabant gebracht. Wir werden sehen, wie man im ganzen Königreich lebt.

München und das Gebirge.

Wer zum ersten male nach München kommt, ist ganz überrascht und erstaunt über diese Größe und Fülle von Kunstschätzen. Jeder Tag, ja jede Stunde zeigt ihm Neues. Man muß den König bewundern, der in so kurzer Zeit soviel Herrliches hervorzurufen zu schaffen und zu sammeln verstand. Wie wenn alle diese Hochbauten mit ihrem köstlichen Inhalte auf einem Platze vereinigt ständen, welche einzige Prachtstätte der Welt würde München darbieten! Und die Stadt ist noch lange nicht ausgefüllt und ausgebaut. Die von König Ludwig angesiedelte Kunstschule schafft fortwährend an neuen Gebäuden, Gemälden und Statuen, und König Maximilian gibt, wenngleich er sich vorzugsweise der Förderung der Wissenschaften zugewandt hat, doch auch den Künstlern noch vielfache Gelegenheit zu neuen Schöpfungen. Nach ein paar Tagen freilich, wo man sich immer noch nicht sammeln kann von den mächtigen vielfachen Eindrücken, überkommt den Fremden in München leicht ein gewisses Gefühl des Unbehagens und der Nichtbefriedigung, die Kunstschätze erscheinen Einem kalt und leblos, man neigt sich der Ansicht zu, daß das Alles doch nur künstlich und hastig geschaffen und nicht aus dem eigenen Leben des Volks geboren sei. Man will es sich aber nur nicht gestehen, daß solche trübe Betrachtungen aus nichts Anderm entspringen als aus der eigenen Abspannung, welche eine Folge der Nervenüberreizung ist. Bald kehrt man frischern Geistes zu den Gemälden und Bildsäulen, in die Festsäle der Residenz, in die Kirchen und zu den Werkstätten der Künstler zurück, und labt sich jetzt die Seele erst recht an Allem, was Einem bei dem ersten Durchwandern besonders lieb geworden ist.

Solcher Lieblinge unter den Kunstwerken gewinnt man hier, wo so vieles Echte mit feinem und zugleich mit wissenschaftlichem Kunstverständniß zusammengestellt ist, bald eine gute Anzahl, und indem diese Ideale in ihrer Hoheit und Anmuth dem Geiste vorschweben, vergißt man, daß die Umgebung von München nüchtern und leer ist. Sie ist wirklich sowenig reizend, daß man sich bei dem ersten Schritte aus dem prachtvollen Siegesthor unwillkürlich fragt: wie kommt denn die bairische Residenz gerade hierher in diese dürre unfruchtbare Ebene hinein?

Da führt uns ein Spaziergang zufällig an die Isar — welche wilden Reize eröffnen sich da auf einmal! Das ist ja ein richtiger Gebirgsstrom! Zwischen hohen breit eingerissenen Ufern jagt das frische schäumende Wasser daher, hier Kiesbänke anschlammend, dort tief ins Erdreich sich einfressend. Die Seiten des Tiefthals des Flusses sind mit Bäumen und Buschgrün üppig behangen, weit, weit blickt man darin

hinauf, dort in der Ferne, wo sich die bläulich dunkeln Linien am Horizonte abzeichnen, ragt das Hochgebirge, dort entspringt die Isar. Auf ihren Flößen bringt sie die Wald- und Forsterzeugnisse des Gebirges heran und aus seinen reichen Vorlanden Korn und Früchte. Jetzt wird uns klar, warum an dieser Stelle München entstand. Hier war der Handelsplatz, wo das Gebirgsvolk für seine Erzeugnisse die Waaren aus dem Flachlande eintauschte, noch mehr, hier war der Vorort des Handels, wo sich Diejenigen mit dem Nöthigen zur Reise versahen, welche aus dem Innern Deutschlands über das Gebirge nach Italien wollten, und wo die Waarenzüge, welche über die Alpen kamen, zuerst den Handelsleuten vorgelegt wurden. München gehört zum Gebirge und das Gebirge gehört zur Stadt.

Die Münchener sind in der That gewohnt, das nahe Gebirge als eine Art Anhang zu ihrer Stadt zu betrachten. Es ist ihr großer Erholungsplatz. Jeder hat dort ein paar Lieblingsplätzchen, für die er schwärmt und wo er regelmäßig jedes Jahr seine „Sommerfrische" sucht. Ein Logenplatz im Theater und ein Landhaus im Gebirge stehen unter den besondern Wünschen der Damen obenan. München hat aber von der Alpennähe noch andere Vortheile, die schwerer ins Gewicht fallen. Wenn man irgendwo nur noch eine Tagereise vom Meere entfernt ist, so merkt man schon dessen Nähe an tausend großen und kleinen Dingen. Von den freien Meereswellen weht erfrischende Luft herüber, nicht blos in die Lungen, auch in die Geister der Menschen. Das Hochgebirge übt auf seine Umgebung viele Meilen in die Runde einen ähnlichen wohlthätigen Einfluß. Ohne daß man daran denkt, stehen seine grandiosen Massen fortwährend vor der Anschauung, fließt etwas von der Wald- und Bergfrische ins Gemüth ein. Das wirkt ebenso kräftigend als erheiternd. Auch das Gebirgsvolk, welches in die Ebenen niedersteigt und in ihren Städten verkehrt, verbreitet darin etwas von seinem rüstigen und gescheiten Wesen. Unmerklich erhält die Bevölkerung dieser Städte einen unaufhörlichen Zuwachs aus dem Gebirge. Diese Vortheile sind mehr als hinreichender Ersatz für die Unannehmlichkeiten der Bergluft, welche den Ankömmling in München so häufig mit Erkältungen belästigt und leichte Diätfehler, welche anderswo spurlos vorübergehen, mit Krankheiten straft. Indessen muß es mit den verrufenen Uebelständen des münchener Klimas doch nicht soviel auf sich haben: denn die Bewohner dieser Stadt haben durchweg ein gesundes und kräftiges Aussehen und es soll unter ihnen verhältnißmäßig mehr alte Leute geben als anderswo.

Wenn man ein paar Tage in München ist und am Horizonte das Gebirge sich erheben sieht und soviel von seinen Herrlichkeiten erzählen hört, wird es schwer, der Sehnsucht dahin zu widerstehen. Auch ich gab ihr Folge und fuhr unter dem schönsten blauen Himmel nach dem Starn-

bergersee. Dieser ist sieben Stunden von München entfernt, die Münchener haben sich ihn aber durch eine Eisenbahn so nahe gebracht, daß sie ihn in einer Stunde erreichen. Täglich vier mal können sie hinfahren, und jedesmal gibt es, wie ich hörte, einen langen vollbesetzten Wagenzug. Auf den drei Haltpunkten bis Starnberg ergoß sich regelmäßig eine Menge Leute in die grünen Wälder und Thäler, in welche man aus dem Wagenfenster hineinsah. Die Lust, sich in der schönen Natur zu ergehen, scheint bei den Süddeutschen noch lebhafter zu sein als in der nördlichen Hälfte unsers Vaterlandes. Die letztere freilich ist mit landschaftlicher Schönheit viel stiefmütterlicher bedacht, die Norddeutschen haben nur ihr bischen Harz, Thüringerwald nnd Sächsische Schweiz, und müssen schon eine weite Strecke durch Flachlande fahren, ehe sie an die rauschende Nord- oder Ostsee gelangen.

Der Starnbergersee ist prächtig, ein blaugrüner Spiegel, sieben Stunden lang, eingefaßt von zierlichen grünen Uferhügeln, in der Ferne die leisen Umrisse der Alpen. Wenn die Berge nicht klar hervortreten, sondern ihre Ketten nur ungewiß wie durch einen bläulichen Schleier zeigen, so ist das ein sicheres Zeichen, daß das gute Wetter fest bleibt. Mit dieser heitern Zuversicht blickte ich über den weiten lichten See den Alpen entgegen. Ein hübsches Dampfschiff schnitt bald in die leise ans Ufer anklatschenden Wellen. Das Wasser des Sees ist herrlich, frisch grün, ein rechtes Edelgrün. Es war entzückend, wie unter den Rädern das helle Naß aufsprühte und die weißen Schaumwellen rasch über das blinkende Untergrün wegglitten. Der See ist mit einer Menge von Ortschaften besetzt, welche sich halb in Obstgärten und Buchenlaub und Fichtengrün verbergen. Desto lebhafter treten Reihen von weißen Landhäusern hervor, welche ihre zierlichen Erker, Verandas und schweizerischen Vordächer im See bespiegeln. Alle zehn Minuten landet das Dampfschiff, dann regt es sich hier und dort in dem Baumschatten und Gärten am Ufer, Damen eilen hervor, die neuen Besuche zu empfangen, alle in einfachen kleidsamen Anzügen, keine ohne den braunen Landhut mit der breiten nickenden Krämpe und den wehenden Bändern. Kaum gibt es irgendein wohnliches Häuschen am Starnbergersee, das nicht regelmäßig Anfang Sommers seine Gäste aus München erhält, welche einige wochenlang die reizende Gegend und die frische Seeluft genießen wollen. Wer unter ihnen keine Freunde hat, findet auch in den Gasthäusern, und jede Ortschaft hat wenigstens eins, das wohleingerichtet ist, gute Bewirthung. Man sitzt im Schatten grüner Bäume, sieht auf den leuchtenden See hinab und speist von den trefflichen Fischen, von denen jeder der bairischen Gebirgsseen eine leckere Auswahl hat. Das ganze Jahr Wild und Fische von allen Sorten — gehört auch zu den Annehmlichkeiten, welche München von der Gebirgsnähe hat.

Da das Dampfschiff täglich zwei mal alle Orte am See besucht, so hat man die beste Muße und Gelegenheit, hier und dort auszusteigen und sich umzusehen. Vom Leoni-Gasthaus führt ein steiler Waldweg zur Rottmannshöhe, einer Waldecke mit weitester Aussicht über See und Wald bis zu den Bergen, deren ganze Kette hier das Auge bis tief in den Horizont hinein verfolgen kann. Es ist ein erhebendes Landschaftsbild, je schöner je länger angeschaut. Die reichen tiefen Waldebenen mit dem schimmernden Seestück geben einen herrlichen Vordergrund zu den gewaltig aufragenden Bergzügen. Man begreift, wie der geniale Rottmann hier den ganzen Tag lang im Baumschatten liegen und seine Blicke auf der Gegend weiden lassen konnte. Hier nicht weit von der Stelle, wo der deutsche Lothringer Claudius (Claude Lorrain) sich denselben Studien und Entzückungen ergab, studirte Rottmann jene unsaglich schönen und zarten Tinten des Abend- und Morgenhimmels, durch welche das bairische Oberland bei Malern und Landschaftsfreunden so berühmt ist, und welche auch auf den Bildern Rottmann's uns wie Verklärung entgegenstrahlen. Auf dieser Höhe, wo sein glühender leidenschaftlicher Geist so oft die Ruhe in der Anschauung des reinen Schönen gefunden, hat König Ludwig ihm ein Denkmal gesetzt.

Wenn sich das Dampfschiff dem Ende des Sees nähert, erheben sich die Bergmassen deutlicher aus der bläulichen Umhüllung, auch ohne Fernrohr sieht man bereits hier und dort einen Schneestreifen oder eine glatte Felswand glänzen. Seeshaupt ist der äußerste Punkt des Starnbergersees Unser Dampfschiff hatte unterwegs eine Menge Leute abgesetzt; dennoch stürzten sie noch scharenweise über die Landungsbrücke, einen Wagen für die Weiterfahrt zu erobern. Bald sah man einen Wagen nach dem andern forteilen zur Gebirgsluft. Es sind indessen noch einige Stunden Weges bis dahin; sie dünken aber nicht zu lang, weil die Gegend überaus anmuthig bleibt. Waldecken und kleine Anhöhen wechseln mit schimmernden Seen; stände nicht das Rohr und Schilf dazwischen, so würde man glauben, der Starnbergersee sei über und zwischen diese Wälder getreten, um diese schönen Waldinseln und die malerischen Baumgruppen, welche sich über das Wasser neigen, zu schaffen. Der erfrischende Wald- und Wiesenduft und die Tannenwürze wehen stets über die kleinen klatschenden Wellen. Bauernhäuser gibt es hier, stattlich und sauber wie Rittergüter. Das grünt und blüht in den weiten Gärten, als wollte die Erde hier ihr Bestes thun. In einem Wirthshause wurde zu einer Hochzeit gerüstet. Die Hochzeiten werden hier nämlich immer bei den öffentlichen Wirthen gefeiert. Der Reiche hat ein paar hundert, der Arme wenigstens funfzig Gäste, und damit auch der Arme seinen Ehrentag haben kann, geht nach dem Vesperbrot ein Teller umher, und von den Gästen „ehrt" den Hoch-

zeiter der eine mit zwei, der andere mit drei Kronthalern. Der Wirth aber erhält vom Hochzeiter für jeden Gast seinen Kronthaler, das ist einmal hergebrachter Preis; Musik wird noch besonders bezahlt. Für einen Kronthaler läßt sich, ohne Wein, viel verzehren; es geht lustig auf diesen Bauernhochzeiten her.

Als der Abend zu dämmern begann, trat breit und mächtig aus dem bläulichen Dunst, der sie bisher umzog, die Benedictenwand hervor, eine lange nackte steile Bergwand von 6000 Fuß Höhe. Die anstoßenden Berge haben mehr Kuppen, wie der Rabenkopf, der Herzogsstand, die Fahrenwand. Ein leichter rosiger Hauch flog über die schroffen Felswände und verweilte mit lebhaftern Farben auf ihren höchsten Zacken und Spitzen. Der Wagen hielt vor dem Wirthshause in Benedictbeuern.

Zum ersten mal trat ich hier in einen dieser altbairischen burgartigen Gasthöfe, in deren gewölbten Gängen und Hallen kaum absehlich das Volk sitzt und dampfenden Braten und endloses Bier vertilgt. Das hört hier den ganzen Tag nicht auf, vom Morgen bis Abend sind die kleinen schweren Eichentische mit Leuten im Tuch- oder Zwilchrock besetzt, die sich etwas zugute thun. Sieht man diese reichlichen guten Speisen mit dem kräftigen und wohlschmeckenden Bier, die behaglichen weiträumigen Häuser, die üppigen Gärten und Felder, diese Volkslust in Reihen von Festen, Kirmessen, Tänzen und Hochzeiten, dieses ruhige und stetig wiederkehrende Behagen im Wirthshaus: so muß man diese bairischen Voralpenlande zu den gesegnetsten auf der Erde rechnen. Nach Norden zu, soweit der deutsche Stamm sich erstreckt, gibt es zum Glück noch viele solcher Gegenden, wo der Bauer recht in der Wolle sitzt und kein hülfloser Häusling neben ihm hockt, wie Altenburg, Westfalen, Ostfriesland, Holstein und andere Länder. Weiter nördlich von Deutschland werden die Bissen schmäler und die Oelkrüglein kleiner; in Belgien und England wäre es ebenfalls gut sein, wenn dort nur nicht die hungernde Armuth in dichten schwarzen Scharen vor den Thüren der Reichen stände. Wandert man über die Alpen nach dem Süden oder über den Rhein nach dem Westen, je weiter südlich oder westlich von Deutschland, desto mehr Abnahme von Lust und Fülle und gutem Leben im Volke. Und wie ärmlich sieht es gar nach Osten hin aus! Man braucht nicht bis zu den schmuzigen Polacken und Russen zu gehen, um das Volk wie das liebe Vieh essen und wohnen zu sehen, auch die Vorlande jener stämmigen Slawen zeigen immer auf ein wohlhabendes Haus zwanzig andere, in welchen jahraus jahrein Schmalhans Küchenmeister bleibt. Wahrlich, unser deutsches Vaterland ist ein gesegnetes Land und Altbaiern ein Fettauge darin. Man wandere durch möglichst viele andere Länder und vergleiche unbefangen, wo es die Masse des Volks im Essen und Trinken, in Wohnung und Kleidung am besten hat, wo am meisten

gelacht und gespaßt wird, wo Bildung, schöne Sitte und humane und politische Freiheit am meisten im Volke vertheilt sind, und man wird noch immer Deutschland schätzen lernen.

Es war mir schon früher aufgefallen, daß die Leute in Altbaiern so still im Wirthshause sind. Wenn die ganze Stube voll sitzt, hört man doch nur leises Gemurmel und Gläserklappen. Der Norddeutsche beginnt zu plaudern und zu spaßen, sobald er im Wirthshaus Platz genommen, und ehe eine Stunde vorüber, verspürt er leicht einige Neigung zum Lärmen. Und wie lustig scherzt und lacht und liebt es sich erst in einem rheinischen oder fränkischen oder thüringischen Wirthshause! Der Altbaier genießt die Gottesgabe gern in Ruhe und Stille, er will sich durch keine geistige Anstrengung davon abziehen lassen, dafür trinkt er um so gründlicher. Ich fragte meinen Nachbar am Wirthstische in Benedictbeuern, wieviel Krüge er für gewöhnlich trinke. Er meinte, täglich doch wol vier bis fünf, auch wol einmal sechs bis sieben. Sieben Krüge sind aber sieben volle Maß, und doch sah der Mann gar nicht als ein Vieltrinker aus, sondern als ein reinlicher und behaglicher Mensch. Man sollte nun denken, daß der Verbrauch von soviel Bier täglich eine beständige Schwindsucht in der Kasse zur Folge haben müsse. Indessen der Baier arbeitet dafür auch ruhig, solide und einträglich, und gibt niemals Geld für Wein aus, der dem täglichen Schoppenstecher ziemlich hoch zu stehen kommt. Welche Vorzüge sonst aber der Wein vor dem Bier voraushat, ist eine ganz andere Frage.

Das Dorf Benedictbeuern ist als ein Anhang zu der Abtei gleichen Namens entstanden, welche lange Jahrhunderte hindurch blühte und schon in den Zeiten der Karolinger stattliche Versammlungen von Kaisern, Herzögen, Bischöfen und Landständen in ihren Mauern sah. Diese grünen, von See und Wald anmuthig belebten Vorlande der Alpen, wo unter dem Schutze der sturmbrechenden Berge das Land seine reichste Fruchtbarkeit entfalten kann, gefielen schon in alter Zeit den Mönchen nicht wenig, zahlreich siedelten sie sich hier an und in solcher Menge und — Nachbarschaft, daß sie einander zur guten Abendstunde besuchen konnten. Jedesmal wählten sie ihren Platz mit Kennerblick für landschaftliche Schönheit. Die Aussicht vom Balkon in Benedictbeuern über den Kochelsee hin ins Gebirge ist wundervoll. Wenn der Abt hier einen Mönch vor sich beschied, um ihn wegen schlechter Klosterzucht auszuschelten, konnte er inmitten dieser lachenden hochherrlichen Umgebung unmöglich ihn grimmig anlassen. Die Gänge und Säle im Kloster waren mit allerlei Freskenmalereien geschmückt, welche keineswegs geistlichen Sinn, aber viel derbe Freude am Leben verriethen. Jetzt ist auch Benedictbeuern von seinen alten Bewohnern verlassen, in den weiten Klosterhöfen wuchert das Gras und Thüren und Fenster wollen nicht mehr

recht in den Angeln haften. Alles hat seine Zeit — der trübste Anblick ist aber immer dort, wo das Leben entflohen und die malerische Ruine noch nicht vollständig ist.

Der Kochelsee geht tief in die Gebirgsschluchten hinein. Von den Hügeln an seinem Ufer schaut hier und da ein Schlößchen herab — die Glücklichen, welche dort täglich den blinkenden See unter und das gewaltige Gebirge und prangende Fluren vor sich haben! Es ermüdet sie niemals das Einerlei, die Wolken wetteifern unaufhörlich in den seltsamsten Bildungen und Versuchen, um über die Bergkanten zu schiffen; auf den Seen in diesen Bergen stürmt es oft in hohen Wellen, und der Himmel spiegelt sich darin in fast stündlich wechselnden Farben. Den reizendsten Punkt am Kochelsee besitzt der Müller am Joch; keine Mühle in der Welt kann romantischer liegen. Der See brandet hier an schroffe Felsberge, die wie auseinandergerissen und hoch übereinandergethürmt erscheinen. Ein Handweiser macht auf den Steig zu den Wasserfällen aufmerksam. Der erste Fall ist etwas klein, ein Waldbach hat sich eine Rinne in den lebendigen Felsen eingeschnitten und stäubt herunter; dergleichen hat man oft gesehen und geht enttäuscht weiter, weil soviel von der Schönheit dieser Wasserfälle gesprochen wird. Alles Das aber wird sofort zur Wahrheit bei dem zweiten, die Natur cascadirt hier auf die zierlichste und zugleich großartigste Weise. Es ist unmöglich, durch Kunst diese vielen durcheinandersprühenden und in artigen Bogen sich abfächernden Wasserstrahlen nachzuahmen, der erhabenen Umgebung gar nicht zu gedenken. Wie gewaltig diese, wie hier alle Maßstäbe der Harzer und Thüringer Berge aufhören, merkt man recht, wenn man weiter steigt. Viertelstunde auf Viertelstunde klimmt man höher, bleibt athemlos stehen und glaubt kaum einen Büchsenschuß weiter zu sein. Vergebens denkt man den Wagen wieder zu benutzen, bei der nächsten Windung geht es wieder so steil bergan, daß man erleichtert ist, wenn die Pferde nur den leeren Wagen wieder eine Strecke höher gebracht haben. Es war kein kleines Stück Arbeit, mit den geringen Mitteln des 15. Jahrhunderts über diese Höhe einen fahrbaren Weg zu schaffen. Das Bewußtsein davon spricht sich in den Reimen aus, welche in altgothischer Schrift auf einer Denktafel im Felsen angebracht sind:

Nachdem Maria Jesum gebar,
Im Jahr des Herrn 1492 Jahr
Albrecht der Durchlauchtige erkoren,
Pfalzgraf bei Rhein Herzog geboren
In Ober- und Niederbayernland
Durch den Kesselberg also genannt
Hat er den Weg und auch die Straßen
Auf seine Kostung machen lassen,

Von München Heinrich Part erdacht,
Den Sinn dadurch es ward gemacht.

Für Diejenigen, welchen die gothischen Schriftzeichen zu schwierig, sind diese Reime in jetziger Schrift beigefügt. Nicht weit von der Denktafel ist die Höhe erreicht und auf einmal leuchtet grünblau der Walchensee durch die Bäume, und im raschen Trabe geht es bergab und dann immer hart am See hin.

Es gibt wenige Seen, welche so schön sind als der Walchensee. Es ist ein ungeheurer Brillant, eingefaßt von allem Großen der Bergnatur. Sein Spiegel selbst liegt beinahe 3000 Fuß hoch, und ringsum gießen sich von den noch ein paar tausend Fuß höhern kahlen Zacken die grünen Bergwellen herab. Das Liebliche wird hier erdrückt durch das Ernste, Schwergewaltige, fast Düstere. Es war heller Mittag und die Sonne lag glänzend über der stillen Fläche, in der Ferne um die Felsenvorsprünge glitten zwei Kähne. Ohne daß ein Windzug zu spüren, wurden die Wellen allmälig unruhiger. „Der See wird wild!" sagte der Führer und erzählte, daß das Wasser auch bei stillstem Wetter regelmäßig um die Mittagszeit anfange zu wellen und zu wogen. Es gehen im Volksmunde eine ganze Menge düsterer Sagen über diesen See, in dessen ungeheure Tiefe man auf manchen Stellen durch das klarste durchsichtige Wasser hineinschauen kann. Der Ernst der wilden einsamen Umgebung stimmt das Gemüth doppelt feierlich. Hier ist die rechte Heimat für die Wassergeister, deren tückische Gewalt das Menschenkind berückt. Aus den langgewundenen Schluchten, deren Eingang überall durch Vorberge verdeckt ist, braust oft der Sturm urplötzlich über das Wasser: wehe dem leichten Kahne, den der Windstoß erfaßt, auch der kundigste und stärkste Fährmann wird häufig in die Tiefe gerissen.

Im Postwirthshause der Ortschaft Walchsee gab es Gemsbraten und Saiblinge; die letztern sind Fische von zartem Geschmack, unter allen Süßwassersachen kommen sie an Köstlichkeit der Meerauster am nächsten. In der Wirthsstube waren, da es Sonntag war, alle Tische von Burschen besetzt, welche sich mit ihren Mädchen den Bierkrug schmecken ließen. Die Burschen hatten die kecke Spielhahnfeder mit Goldborte am Stutzhut befestigt, und die Mädchen trugen meist noch das zierliche silberne Riegelhäubchen und das Geschnür von silbernen Ketten und Spangen vor dem Busen. In München haben die Kellnerinnen diese kleidsame Tracht zum größten Theil schon abgelegt. Als das Völkchen Nachmittags lustiger wurde, begannen die Schnadahüpfle. Das sind kleine meist vierzeilige Liedchen, welche von den sangesreichen Gebirgsleuten bei irgendeiner Veranlassung erfunden, gesungen und wieder vergessen werden. Es ist nicht gerade viel körnige Poesie darin, wol aber

sprechen sie die Stimmung des Augenblicks oft auf eine glückliche Weise aus. Ein Bursche hat zum Beispiel auf der Jagd oder bei der Heumaht aus einem Brünnchen getrunken, das ihn erquickt hat, da singt er im Fortgehen:

Für daß du mich getränkt hast
Bedank' ich mich schön,
Und kommt hier mein Dirndel,
Soll's auch zu dir geh'n.

Oder es fällt ihm irgendetwas Lustiges ein, worüber er lachen muß, alsbald gestaltet es sich auf seiner Zunge zum hüpfenden Liedchen:

Und wenn die Kuh auf dem Dache sitzt
Und nimmt den Baß zu Handen,
Dann wackelt das Haus zum Hof hinaus
Und laufen all Musikanten.

Auch seine Herzenstrauer singt der Einsame vor sich hin, indem er zwanzig mal dieselbe Vierzeile wiederholt und jedesmal einen andern Klageton hineinbringt.

Ach meine Mutter, ach meine Mutter,
Was hast du gethan,
Mein Schätzel ist verstoßen,
Und ich ein armer Mann.

In der Volksmundart klingen diese Liedchen unendlich naiver und flüssiger, und da sie eine große Freiheit im Ausdehnen und Zusammenziehen der Worte läßt, so stellt sich auch der Reim gleichzeitig mit dem Gedanken ein. Die Melodie ist ebenfalls Eingebung des Augenblicks, jedoch stehen einige lustige oder traurige Weisen fest, welche meist und leicht in den Haupttönen variirt werden. Am lustigsten laufen diese Liedchen über die Zunge, wenn das junge Volk zusammensitzt und in neckischen und launigen Einfällen einander aufreizt und vergnügt. Dann sind die Schnadahüpfle die rechten schneidigen und hüpfenden Liedchen, bald springt hier bald dort eins aus dem Kreise hervor, das, mit Gelächter empfangen und wiederholt, dem Einen ebenso viel Aerger als den Andern Vergnügen macht. Die Fertigkeit, mit welcher die Sänger das erste Beste, das ihnen auffällt, in einem Schnadahüpfle über den Tisch fliegen lassen, ist bewundernswerth. Zeigt sich zufällig eine schöne Dame oder ein seltsam ausstaffirter Tourist an der Wirthsthür, macht sich alsbald ein Schnadahüpfle auf, über welches die Dame freundlich lächeln, der Herr die Nase rümpfen würde, wenn sie die Worte verständen.

Es wohnt in diesen Bergen noch ein kerniges naturfrisches Volk, und Jeder ist gern darunter, in welchem die Lebenslust noch nicht vertrocknet ist. Bei vieler Gutmüthigkeit sind sie gescheit und verschlagen, und bei tief religiösem Gefühl geben sie sich ihrer gesunden, oft natur-

derben Sinnlichkeit hin. In ihrer Tracht lieben sie Putz und Blumen, in ihren Häusern Sauberkeit. Leicht wird ihr Stolz aufgeregt, ihr Ehrgefühl beleidigt: dann lodert der Jähzorn auf und sucht schnelle Rache. Kommen die jungen Burschen zusammen, so wird es ihnen schwer, die Rauflust zu zähmen. Dann werden die Schnadahüpfle beißend und herausfodernd, und ehe man sich's versieht, schlägt Alles aufeinander los. In Zorn und Hitze werden auch wol die Messer gezogen und fast blindlings hin- und hergezückt, bis Einer mit dem Ausrufe: „O Jesus Maria, ich hab's!" zusammenstürzt. Dann flieht Alles erschreckt und reuig auseinander, und die Gerichte schreiten zu strenger Untersuchung und Strafe. In den letzten 30 Jahren sind die blutigen Raufereien seltener geworden, die Behörden halten wachsam und strenge den Unfug zurück. Die Gemeinden sind für den Schaden verantwortlich gemacht, der von einer übermüthigen Schar Jemand zugefügt wird. Man ist selbst bis zu dem Gesetze vorgeschritten, daß alle Kirmessen auf Einen Tag gehalten werden sollen. Damit ist viel Anlaß zu Raufereien, jedoch noch mehr Volkslust zerstört.

Während in der Wirthsstube von einem Tisch zum andern die Liedchen und das Gelächter erklangen, zog über den Walchensee ein schweres Gewitter. Wie wenn 100 Geschütze auf einmal gegen eine Wand gefeuert würden, so krachte der Donner von den Bergen zurück, vom Echo von einem zum andern geworfen. Auf diese Mahnung eilten Mehre aus dem Wirthshause zu ihren Kähnen. „Grüß dich Gott, komm gesund nach Hause!" rief man sich zu und stach in den See. Einige ließen noch fern auf dem Wasser oder schon in den Schluchten verschwindend einen Jodler hören. Ein alter Gemsjäger hatte sich aus dem Schreien, Pfeifen und Falzen des Vogelwilds ein seltsames Stückchen zusammengesetzt, das in scharfen schrillen Tönen weit über den See schallte. Während die Wolkenheere oben widereinander kämpften und ihre Geschosse entluden, wechselten auf den Bergen und dem Gewässer wundervolle Farben, violett, purpurn, nachtschwarz; zu Zeiten fielen wieder Sonnenstrahlen aufs Wasser und ließen weithin hellgrüne Streifen blicken, darauf jagte es wieder grau und rauschend mit dunkeln Wellenkämmen über die ganze Fläche. Die Natur scheint in den Hochbergen in ewiger Bewegung, als sei sie noch nicht zu Ende mit ihren Bildungen und wolle noch etwas Neues gebären.

Wenn der Regen und der Donner ins Wasser klatschen, ist es gar herrlich im See zu baden. Die Wellen springen Einem unter den Armen weg und kommen alle Augenblicke anschlagend wieder. Die ganze Natur wird erfrischt, Ufer und Wälder duften und athmen rascher, der ganze Leib des Badenden trinkt im Gewitter frische wonnige Lebensluft. Auch ich plätscherte etwas in den köstlich grünen Wellen des Walchensees,

während die donnernde Schlacht in den Wolken und in den Bergen tobte. Dann ging es rasch wieder in den Wagen, längs des Sees hin und langsam wieder die Höhe einer Schlucht hinauf, um aus dem Seekessel herauszukommen. Der Weg von hier nach Partenkirchen war überaus herrlich; bergauf bergab durch grünschimmernde Haide und Dörfchen tief in Obstbaumgärten, vor Augen und zur Seite die kolossalen Berggestalten, welche jede fünf Minuten sich verschoben und ihr Aussehen wechselten. Links stand das Karwändelgebirge, eine noch viel gewaltigere nackte Bergwand als gestern Abend die Benedictenwand. Bastionen auf Bastionen erhoben sich bis hoch über die Wolken, gekrönt mit zahllosen Zacken und Spitzen. Den Fuß des Gebirges umwallten dunkle Wolken, auf seiner Brust strahlte die hellste Sonne wider, sein höchster Grat schaute nur dann und wann aus den schwarzen Wettern hervor. Manchmal wenn es in ein Thal hinabging, lag dasselbe bis zur halben Berghöhe ganz von Nebeldunst bedeckt, die Sonne strahlte hinein, dann war das Ganze wie ein leuchtender See, und hoch zur Seite über dem dunkelgrünen Nadelholz spielten an den kahlen Felsensteinen gelbe und rothe Lichter. Es gibt inmitten dieser Berge unaufhörlich Neues, nie wird man müde, immer neu angeregt: die Gebirgsfrische bringt stählend und erweckend in alle Nerven ein. Das Gewitter sandte noch ein Hagelwetter, in wenigen Secunden prasselte der Weg voll von übermäßig dicken glänzenden Eiskörnern, die scharfe Sonne leckte sie jedoch bald wieder weg. Jetzt trat die hohe Zugspitze gerade vor uns aus dem Nebel hervor und man sah die Schneefelder hoch oben breit in die Schluchten sich hinabgießen. Die junge Isar kommt hier aus dem Karwändelgebirge und wendet sich zur Linken ein Thal hinab. Die Berge ihres Ursprungs, auf welchen ebenfalls Schneeflächen schimmerten, wurden jetzt durch näherliegende bis oben begrünte Gebirgszüge verdeckt. Der Weg lief eine zeitlang am Fuße derselben fort, dann hob er sich und plötzlich trat über die grüne scharfabgeschnittene Gebirgslinie zur Seite die Wettersteinwand hervor, ihre langgestreckten Kämme einförmig hellgrau, wie stehengebliebene greise Riesenhäupter aus der Urzeit, welche aus dem reinen Aether hinabschauen auf die kleinen grünen Bergzwerge in der Tiefe.

Als die Blicke noch gefesselt daran hafteten, eilte der Wagen um einen Bergvorsprung und auf einmal die Straße von Partenkirchen hinauf, das sich vorher noch gar nicht hatte sehen lassen. Alles war in dem Städtchen voll Leben, die Fenster mit hübschen Damen besetzt, die Hausthüren mit dem einheimischen Bergvolke in seiner malerischen Tracht. Die lange enge Straße mit den bemalten Häusern, welche ihre Vordächer weit herüberstrecken, ruft eine halbe Erinnerung an Italien hervor. Hier war von jeher ein Hauptdurchpaß nach Tirol und Italien,

das Städtchen ist schon uralt und sieht aus, als könnte es viel erzählen. Es ist aber gar behaglich darin. Die Münchener haben es sich zum Mittelpunkt ihrer Gebirgslust auserseheh. Kaum mag es in München Jemand unter den gebildeten Ständen geben, der nicht schon in Partenkirchen gewohnt oder Freunde dort besucht hat. Das Städtchen wird nicht blos so anziehend durch die unendlich herrliche und erhabene Umgebung — es liegt recht inmitten grünbewaldeter Thäler und Berge und unmittelbar zu Füßen der Hochalpen —, auch nicht blos durch das Freundliche und Saubere der einheimischen Bevölkerung, durch die Güte, den Reichthum uud die Billigkeit der Lebensmittel, durch die gute Straßenverbindung mit den benachbarten Städten — Partenkirchen hat noch seine ganz besondern Vorzüge. Niemals tritt hier die stockige dumpfe Luft ein, wie wol in andern geschlossenen Tiefthälern, auch an den heißesten Tagen weht eine milde Frische, der Kranz von hohen Bergen aber wehrt die Stürme ab. Wenige Stellen im Gebirge haben eine solche grüne Fülle von Wald, Wiesen und Gärten als Partenkirchen; auch Das trägt dazu bei, die Luft mit Wohlgeruch zu erfüllen. Endlich kann sich hier auch keine sumpfige Ausdünstung entwickeln, dem Städtchen läuft von allen Seiten Frischwasser zu, fließt jedoch rasch wieder ab oder verliert sich mit dem Regenwasser in dem lockern Sand- und Kiesboden.

Der Aufenthalt in Partenkirchen ist deshalb nicht nur höchst angenehm, Geist und Seele erhebend, sondern auch vorzugsweise gesund. Kaum ist daher der letzte Schnee aus den Thälern verschwunden, so füllen sich die Häuser mit Gästen aus München, die für Wochen oder für Monate sich einmiethen. Weil sie so häufig wechseln, weil nirgends ein Vereinigungspunkt, dagegen die Gelegenheiten zu Spaziergängen und Ausflügen so weit und mannichfaltig sind: so stellt sich hier keineswegs jener belebte gesellige Verkehr wie in Bädern ein. Die Familien leben einsiedlerisch, beschäftigt mit Gesundheitspflege und stillerm Naturgenuß. Auch an allerlei Stoff zur Lectüre wird viel mitgebracht. Die Goethe- und Schiller-Literatur, die rastlos anschwellende, fehlt auch hier nicht. Es ist doch schrecklich, daß man ihr nirgends mehr entgehen kann; immer dieser rückwärtsgewandte Blick der Nation, dies ewige Wiederkäuen einer Zeit, die nur durch Denken und Dichten, nicht durch gewaltige Thaten groß war!

Das Postgasthaus in Partenkirchen, in welchem ich abgestiegen war, hatte über dem Hofe eine Galerie, welche die Aussicht ins Gebirge gewährte. Man konnte nicht wohl sein Zimmer suchen, ohne noch auf die Galerie hinauszutreten: auf den Berghöhen leuchtete es gar zu herrlich. Die Sonne, für das Thal längst untergegangen, glomm noch am Hochgebirge; denn ihre geraden Strahlen treffen über die niedrigern Höhen hin, hinter welche sie niedergesunken, noch jene am Horizont aufragenden

Spitzen und Kämme. Es verweilte das röthliche Licht dort oben auf den Schneefeldern und blanken Felskolossen, während unten schon Alles in Dunkel begraben lag. Jene Berghöhen standen noch wie helle Wächter über die Nacht, gleichsam lächelnd über das Wallen und Wogen der Finsterniß, welche ja vor dem ewig dauernden Lichte nichts ist als wieder zergehender Nebel.

Am andern Morgen ging ich an der Partnach hinauf einer tiefen Gebirgsschlucht zu. Es war ein sonnenheller Morgen und die Luft voll des Wohlgeruchs, den die Wälder und die Heumatten aushauchten. Eine enge dunkle Schlucht aus Felsen und Bäumen nahm mich auf; auf glitschigen Wegen hin und her kann man seine Kletterkünste üben und die Hand nach Himbeerbüschen ausstrecken; tief unten murmelt die Partnach. Man glaubt sich im Bodethale bei der Roßtrappe, jedoch ein Blick in die Höhe zeigt ganz andere Herrlichkeiten. Grünbebüschte Bergzüge schwingen sich hin und her über die Schlucht, der eine höher als der andere, und hoch im Hintergrunde thront das gewaltige hellgraue Alpengebirge, das doch so heiter aus der reinen Himmelsbläue herniederblickt. In der Schlucht selbst kommen Gießbäche ein paar hundert Fuß hoch von Gestein auf Gestein plätschernd herunter. Wo sie das Erdreich von den Felsenlagen weggespült, zeigt sich scharflinirt, wie die einst horizontalen und ganz ebenmäßigen Schichten des Flötzgebirges durch einen Stoß von unten zu Spitzbogen gekrümmt sind. Ungeheure Zeiträume vergingen, seitdem die vulkanische Kraft diese Gebirge hob, formte und auseinanderriß; seitdem schnitt und schliff die Partnach in jedem Jahre ihr Bette einige Linien tiefer in das Gestein, und jetzt hat sie sich schon einige 100 Fuß senkrecht eingewühlt. Man steht mit eigenem Grausen auf der Brücke über der Schlucht, auf deren Boden man das Wasser kaum noch schäumen und brodeln sieht. Die Wände der Schlucht sind glatt ausgeschliffen. Läßt man Steine hinunterfallen, so brauchen sie mehre Secunden, ehe sie mit dem klatschenden widerhallenden Geräusche, wie in einem sehr tiefen Brunnen, aufs Wasser kommen. Von der Brücke aus führt ein Steig aus der Schlucht empor, und sowie man aus den letzten Bäumen tritt, zeigt sich die ganze lichte gewaltige Erhabenheit des Gebirgs. Auf würzigen Matten steht hier ein Forsthaus, wo man sich trefflich erquicken und mit und ohne Fernrohr mustern kann, was sich dort hoch in den Alpen, wo ein scheinbarer Steinblock ein Berg ist, und auf den Bergwiesen und Tannenblößen begibt, welche bis in die schroffen Felsbasteien hineinkriechen.

Oben auf der Höhe, an welcher das genannte Forsthaus „Graseck“ liegt, war auf meiner Karte noch ein Bauerngut verzeichnet, „Max Seppert“ genannt. Da oben mußte die Aussicht noch herrlicher sein und der Weg schien höchstens 20 Minuten. Es dauerte indessen gut

anderthalb Stunden, bis die steile Höhe überwunden war. Mit jedem Schritte aber veränderten sich die Ansichten des Gebirges, die Sonne schien hell darauf, es war die unendliche weite Herrlichkeit, die volle leuchtende Bergmajestät. Das ist so prächtig in den Bergen, daß sie bei jeder Wendung des Weges die Coulissen verschieben, als steckte zwischen ihnen irgendein günstiger Riesengeist, der sich freut über das Menschenkind, daß es seine Sachen so schön findet und sie ihm alle zeigen will. Das Bauernhaus war klein und behaglich eingerichtet, und hätten die guten Leute noch einen wettersichern Raum übrig gehabt, wo ein Fremdenbett stehen konnte, so war auf der ganzen Welt keine schönere Villegiatur für einen Dichter oder Künstler zu finden. Ob sich freilich das poetische Gemüth mit den ewig wiederkehrenden Alpengerichten, dem Topfen und dem Schmarren begnügen könnte, wäre eine Sache, die wohl zu bedenken. Diese Speisen aus unfertigem Käse sind sehr nahrhaft, auch ihr Duft ist gut, ihr Geschmack jedoch abscheulich für Den, welcher nicht daran gewöhnt ist. Ein Gemüsegärtchen und ein paar Blumen waren indessen selbst hier oben an einem geschützten Plätzchen am Abhange angelegt. Die Bewohner des Hauses gaben sich sehr freundlich; Einsamkeit in so erhaben schöner Umgebung macht auch den Ungebildeten herzensmilde. Die Herzlichkeit tönte selbst durch die häßliche schreiende Aussprache hindurch. Unten in den Thälern macht sich der Krach- und Kehlton vernehmlich, er kehrt gleichmäßig wieder bei Romanen, Celten und Germanen, wenn sie im Hochgebirge wohnen, der hallende Wind und das Wassergeplätscher in den tiefen Thälern theilt sich auch der Menschenstimme mit. Höher hinauf wird der Ton immer schneidiger und greller, und schrillt von einer Berghöhe zur andern wie Geierpfiff und Windespfeifen.

Die grüne Höhe, auf welcher der „Max Seppert“ lag, war recht zwischen die Berge hineingeschoben, in den Halbkreis, den die drei Hauptmassen, das Karwändel-, Wetterstein- und Zugspitzgebirge machen. Der Vordergrund ist ausgefüllt mit bewaldeten Bergzügen und Schluchten hin und her, man blickt auf zahllose Wiesenstückchen an und auf den Bergen, und tief in die laubigen Abgründe hinab, auf deren Boden hier und da Wasser spiegelt. Gegenüber kommt ein Gießbach mehr als 1000 Fuß eine begrünte Berglehne hinunter, wie eine ungeheure glänzende Schlange, welche sich durch das Tannengrün windet. Unmittelbar hinter dem Grün erheben sich steil und schroff die ungeheuern nackten Felswände mit ihren zahllosen Spitzen und Furchen und Zacken. Das Karwändel erscheint wie eine langgestreckte zackige Wand, das Wettersteingebirge hebt vier Häupter hervor, den Schneeferner, den Wannerspitz, den Rothbachspitz und den Dreithorspitz, dazwischen ragt noch viel anderes Spitziges und Zackiges in die Luft empor. Das Gebirge des

Zugspitz mit seinen beiden andern Köpfen, dem Alpspitz und Waxenstein, scheint so hell und nahe, als könnte man in ein paar Stunden hinaufklettern, und doch braucht man zu der beschwerlichen Partie auf den Zugspitz von Partenkirchen aus zwei Tage. Außer diesen nahen Hauptmassen des Gebirges sieht man noch andere Züge, Berg hinter Berg streichen bis weit in Tirol und Baiern hinein.

Das Hinuntersteigen von Hochbergen geht zwar zehn mal rascher als das Emporklimmen, aber es knackt und zittert dabei in den Beinen, als müßte man zusammensinken. Jedoch einige Augenblicke Ruhe und ein paar tiefe Züge kräftiger Alpenluft geben immer neue Stärke. Die ganze Bergseite war belebt von Heumähern, und die Kinder machten sich das Vergnügen, auf Schlittchen die steilen kurzgrasigen Matten hinabzurutschen. Das Heu wurde mühsam in den bei jeder Bergwiese befindlichen Heustadel gebracht; dort bleibt es bis in den Winter, wo ein einziger Mann mit der Hülfe eines Zugstiers auf einem Schlitten 12 Centner ins Thal herabbringen kann. Die Mäher, welche ich ansprach, waren überaus freundlich und gesprächig. In den Bergen hat die plumpe Grobheit und Blödigkeit gar nicht Zeit sich festzusetzen, die Leute müssen stets wachsam und geschickt bleiben, um ihre Habe zu erkämpfen und zu bewahren; auch hat Jeder hundert mal des Jahrs die hülfreiche Hand des Andern nöthig, wenn seine Leute oder sein Vieh und Heu auf den Bergen in Gefahr gerathen, während der Bauer in der sichern Ebene, versichert gegen Brand und Hagelschlag, sich trotzig auf seinen Besitz verläßt. Ich bot einem alten freundlichen Mann eine Cigarre an, sogleich rief er seine Tochter, daß sie mir zum Danke etwas Ziegenmilch melken solle — ich machte, daß ich wegkam, schon kuhwarme Milch erregt mir Widerwillen, nun gar die warme Milch, wie sie eben aus einem so kleinen zicklichen Thierchen kommt; der Gedanke daran war Schrecken.

Ich mußte Partenkirchen schon am nächsten Tage verlassen. Die Berge gaben mir noch einige Stunden das Geleite. Das Loisachthal ist von himmelhohen Bergmauern eingefaßt und der Fluß strömt mit wilden Wellen darin weiter. Am Ausgang des Gebirges liegt Murnau, eine der freundlichen gewerbsamen Städte, an denen die Vorlande der Berge so reich sind. Dicht dabei breitet sich der Staffelsee aus, in welchem sich liebliche Inseln spiegeln, die ihre Waldbüsche gar zierlich erheben. Sehnsüchtig sah ich noch oft nach den Bergen zurück. Als ihre Umrisse sich längst wieder in den bläulichen Duft der Ferne gehüllt hatten, tönte es mir noch immer von ihnen wie ein erhabener Hymnus herüber. Es war ganz dasselbe unendliche, erhebende und zugleich kräftig heitere Gefühl, als käme ich vom Meere. Wandellos, immer dasselbe, ist das Gebirge wie das Meer; jedoch nur die Hauptmasse macht

diesen gewaltigen Eindruck ewiger Ruhe und Einförmigkeit, mit tausend Wechseln, mit tausend Reizen werden Meer und Berge erfüllt durch Sonnenlächeln, Wind und Wolken und dunkle Stürme. Das Herrlichste, was die Menschen geschaffen, an Kunst- und Dichtwerken, kann man nur in geweihten Stunden recht genießen, täglich angeschaut verliert es seine erhebende Kraft; vor der gewaltigen Naturfrische stumpfen unsere Nerven niemals ab, immerdar weht von dort etwas wie Urfrische zu uns herüber.

Literatur und Kunst.

Komische Literatur.

Daß deutscher Schriftsteller zu sein überhaupt kein besonders dankbarer Beruf ist, das wird Niemand leugnen, der mit den innern und äußern Zuständen unserer Literatur nur einigermaßen vertraut ist. Aber das Undankbarste von Allem, was Einer in Deutschland unternehmen kann, bleibt doch immer, als komischer Schriftsteller aufzutreten und die Lachmuskeln eines deutschen Publicums in Bewegung setzen zu wollen. Diese Thatsache ist so bekannt, daß sie aufgehört hat, Verwunderung zu erregen; ja wie man es liebt, Fehler, deren Existenz man nicht in Abrede stellen kann und die man doch auch nicht ablegen kann oder mag, wol gar für Tugenden auszugeben, so hat man auch versucht, diese übermäßige Ernsthaftigkeit der deutschen Nation, dieses griesgrämig langweilige Gesicht, das wir allen Annäherungen der komischen Muse entgegensetzen, als einen besondern Vorzug anzupreisen. Wir sind, hat man gesagt, zu tief, zu sinnig, unsere Gedanken sind zu angestrengt, zu ausdauernd auf die höchsten Probleme der Menschheit gerichtet, als daß wir für die Blumenpfeile des Scherzes empfindlich wären; Philosophen lachen nicht und da das deutsche Volk bekanntlich der Philosoph unter den Völkern Europas ist, so folgt auch klärlich, daß wir uns mit so frivolen Dingen, wie die komische Muse sie zu bieten pflegt, nicht abgeben können noch dürfen. Zwar die Natur ist mächtig, selbst auch im Philosophen und so erleben wir es auch alle Tage, daß wir uns, selbst gegen unsern Willen, zum Gelächter hinreißen lassen; die gefüllten Vorstadttheater, der Heißhunger, mit dem wir über den „Kladderadatsch" herfallen, wie er naß aus der Presse kommt und andere ähnliche Erscheinungen beweisen hinlänglich, daß wir gar nicht so griesgrämig sind, als wir uns stellen. Aber freilich, wer kann gegen die Schwäche der Creatur? Wir können uns nicht ganz vom Lachen entwöhnen, wol aber können wir jedesmal hinderdrein, sowie der Gott der Freude uns überrascht hat, ein doppelt verdrießliches Gesicht schneiden, wir können unsere eigene Heiterkeit nachträglich für Narrenspossen erklären, unwürdig eines gebildeten Menschen, und können sogar auf Diejenigen, die uns unserm Trübsinn auf Augenblicke entrissen haben, zum Dank eine recht tugendhafte Verachtung, einen recht edelsinnigen Unwillen werfen.

Und das Alles thun wir denn in der That, besonders das Letztere. Es gibt, wie gesagt, mehr Spießruthen in der deutschen Literatur als Lorbern; aber das traurigste Loos von Allen fällt doch dem komischen Dichter, weil er etwas unternimmt, was dem Genius unserer Nation widerspricht; er will den Bären tanzen, er will den Deutschen lachen lehren; Beides kann eine zeitlang glücken, aber Vergnügen hat weder der Bär davon noch der Deutsche. Das Wunderbarste dabei ist, daß es keineswegs immer so gewesen und daß derselbe Deutsche, dieser leibhaftige Heraklit, der die Welt jetzt nur noch durch Thränen betrachtet, ehedem ein sehr vergnügter, sehr ausgelassener Bursche war, ein Vergnügling und Schwänkemacher trotz Einem, der nicht müde wurde, spaßhafte Geschichten zu hören und zu erzählen und nach Befinden auch wol selbst in Scene zu setzen. Die alte Klage über die Armuth unserer Literatur auf dem Gebiet des Komischen ist nur richtig, solange wir uns dabei auf die moderne Literatur beschränken; sowie wir die Grenzen der mittelalterlichen Literatur betreten, selbst noch über die Reformation hinaus bis hinein in die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, welche Fülle von komischen Gedichten und Erzählungen! welche Masse von Schwänken und Possen aller Art! welche prächtigen volksthümlichen komischen Figuren, so ganz geschaffen, der Kern und Stamm einer großartigen komischen Literatur zu werden! Es würde uns hier natürlich viel zu weit führen, wollten wir untersuchen, woher es gekommen, daß diese Keime so durchaus unfruchtbar geblieben sind und daß selbst das Wenige davon, was sich hier und da noch gerettet hat, unter dem schweren Druck unserer modernen Atmosphäre mehr und mehr verkümmert. Nur die Bemerkung können wir nicht unterdrücken, daß uns an dieser zunehmenden Verdüsterung des deutschen Charakters die Philosophie weit weniger Antheil zu haben scheint als die Politik — oder weil dies Wort einer Misdeutung fähig wäre, als die politischen Zustände, in denen wir leben. Nur Menschen, die sich in ihrer Haut wohl fühlen, lachen gern und von Herzensgrund; an wem geheime Schmerzen nagen und wäre es nur ein Schuh, der ihn drückt, für den ist es freilich leicht, die spaßhaftesten Geschichten mit dem ernsthaftesten Gesichte anzuhören. Oder ja, er lacht auch: aber es ist ein ungesundes, widerwärtiges Lachen, versetzt mit stummem Groll und Selbstverspottung, ein Lachen, das sich gleichsam vor sich selbst zu verbergen sucht und das dem aufmerksamen Ohre oft mehr wie ein Lachen der Verzweiflung als wie ein Lachen der Freude klingt. Halte man uns nicht das Beispiel des von uns selbst citirten Mittelalters entgegen, dessen politische Zustände denn doch noch ein gut Theil unfreier, dessen gesellschaftliche Verhältnisse noch bei weitem unvernünftiger und drückender waren, als es gegenwärtig der Fall ist. Wir geben dies Letztere, was das Mittelalter im Ganzen und Großen betrifft, vollkommen zu: aber nur für die Kreise, in denen die komische Literatur damals vornehmlich, ja ausschließlich blühte, paßt es nicht. Das mittelalterliche Bürgerthum — und das ist es denn doch, an das wir zunächst zu denken haben, wo von unserer ältern komischen Literatur die Rede ist — mit seiner kastenartigen Abgeschlossenheit, seinem Innungszwang und seinen sonstigen Bocksbeuteleien nimmt sich, vom Standpunkt moderner Gleichberechtigung aus betrachtet, ohne Zweifel sehr häßlich aus und gewiß hatten Diejenigen, die unter dem Druck seiner Ausschließlichkeit litten, allen Grund, es von Herzen zu hassen und zu bekämpfen.

Aber innerhalb dieses Kreises selbst, unter den Bevorzugten, die nun einmal so glücklich waren, ihm anzugehören, herrschte ein Gefühl von Selbständigkeit und Mannessinn, von Kraft und Freiheit, von Heiterkeit und Lebenslust, von dem wir in unsern wohlpolizirten Tagen, unter der wohlwollenden Obhut unserer allgegenwärtigen Gendarmen auch nicht die leiseste Ahnung mehr haben. Wer lachen will, muß nicht blos gesund, er muß auch frei sein, er muß nicht auf jeden Schritt einen Schutzmann vor und zwei hinter sich haben, ihm muß nicht, wenn er in seiner Freude einmal übermüthig wird und etwa eine Flasche oder eine Fensterscheibe zerschlägt, oder auch zur Erhöhung des Vergnügens sich mit seinem Nachbar ein wenig bei den Haaren kriegt, sofort die verhängnißvolle Perspective auf Gefängniß und Zuchthaus offenstehen. Ihr fragt, wo unsere mittelalterlichen Schwänke, unsere Fastnachtspiele und Possen geblieben sind? Ihr wundert euch, daß das Geschlecht unserer Eulenspiegel, unserer Hanswurste so ganz ausgestorben ist, daß kein „Weinschwelg" mehr unter uns aufstehen will und daß, trotz der unzähligen Narren, die auch unter uns noch umherlaufen, doch Niemand mehr den Muth hat, ein lustiges „Narrenschneiden" anzustellen? Fragt auch, wo die alte bürgerliche Selbständigkeit, der bürgerliche Stolz und Uebermuth geblieben ist! Fragt, wohin die öffentlichen Aufzüge und Festlichkeiten, die Schmäuse und Ehrentänze gekommen sind! Erstickt sind sie in den eisernen Armen der allherrschenden Büreaukratie, die Polizei hat sie geächtet und verfemt, sie sind hinübergegangen mit den Freuden des bäuerlichen Lebens, den Jahrmärkten und Kirchweihen, den Pfingstbäumen und andern alten guten Sitten, welche die Cultur unserer Zeit für unsittlich und gemeinschädlich erklärt hat. Seht hinüber nach England! Da steht jene individuelle Freiheit, deren zwar nicht die Gesammtheit, wol aber einzelne Kreise des Mittelalters innerhalb ihrer Schranken sich erfreuten, noch in voller Blüte, da gibt es noch Körperschaften und Innungen, nicht künstlich gemachte, polizeilich zurechtgezirkelte, dergleichen man uns wieder aufpfropfen will, sondern von altersher ererbte, zusammengehalten durch die Gemeinsamkeit der Interessen, der Erinnerungen, der Sitten und Gebräuche, insbesondere auch der geselligen Vergnügungen; da stehen die Freuden des Turf noch in allgemeinem Ansehen, da sind Wetten und Jagden, Ringen und Ballschlagen, Schmäuse und Aufzüge noch wahrhaft nationale Vergnügungen, an denen Groß und Klein und Vornehm und Gering noch denselben jubelnden Antheil nimmt; da endlich ist auch das politische Leben zwar nicht so vollkommen und unbedingt mustergültig, wie unsere Anglomanen uns noch bis vor kurzem überreden wollten, aber es ist doch wenigstens vom Hauch der Freiheit durchströmt und bietet jeder gesunden Kraft und jedem tüchtigen Streben ein freies Feld, fair play. Darum aber hat England auch eine komische Literatur wie kein anderes Volk der Welt; darum kann der übrigens so lederne, bocksteife Engländer auch so herzlich lachen; darum ist der Humor, der Alles bewältigende, Alles verklärende, eine englische Erfindung. Wunderliches Verlangen, daß die Poesie munter und keck und witzig sein soll, wo das Leben schal und öde und langweilig ist; schafft uns erst wieder ein gesundes menschenwürdiges Dasein, gießt erst wieder in die entnervten Adern unsers Volks ein frisches, freies, kräftiges Blut — und dann fragt wieder nach, ob der Deutsche lachen kann und ob wir komische Dichter haben, an

denen wir noch mehr bewundern dürfen als den Muth, mit dem sie sich an ein so undankbares, so unmögliches Unternehmen heranwagen!

Einstweilen freilich, bis dieser große Umschwung dermaleinst eingetreten sein wird, müssen wir uns schon an diesem Muthe genügen lassen und auch die Schriftsteller selbst dürfen uns nicht zürnen, wenn wir, als richtige Deutsche aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, ihre wohlgemeinten komischen Gaben nur mit ziemlich ernsthaften, wenn nicht gar mürrischen Gesichtern entgegennehmen. Es ist wahr, die Kritik soll überall den höchsten Maßstab anlegen; aber wenn irgendwo, so scheint gegenüber den Erzeugnissen der komischen Muse eine billige Nachsicht allerdings am Orte. Sind wir doch Alle in derselben Schuld, Leser wie Schriftsteller, Dichter wie Kritiker und leiden unter demselben Druck; es wäre nicht wohlgethan, in der That, wollte sich Einer über den Andern erheben und ihm als persönliche Unfähigkeit zuschreiben, was doch vielmehr die allgemeine Verschuldung des ganzen Geschlechts. Wenn Momus in Person herniederstiege, er könnte in Zeiten wie die gegenwärtigen und unter einem Volk wie das unserige, kein komisches Meisterwerk zustande bringen und so müssen auch die beiden verdienten und achtbaren Schriftsteller, die kürzlich das schwere Wagstück unternommen haben, das Gebiet des komischen Romans unter uns anzubauen, sich genügen lassen, wenn wir ihre Arbeiten nur als interessante und beachtenswerthe Versuche bezeichnen. Wir meinen „Fritz Beutel. Eine Münchhauseniade von Hermann Marggraff" (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.; das Buch bildet zugleich den 10. Band der „Deutschen Bibliothek") und „Chronica des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit. Zur Kurzweil und guter Mahnung für Alt und Jung erzählt von Franz Trautmann" (2 Bde., Frankfurt a. M., Sauerländer). Beide Bücher, wie verschieden sie im Ganzen auch sind und wie selbständig auch beide Verfasser zuwerke gegangen, zeigen doch in einzelnen Punkten eine merkwürdige Uebereinstimmung, zunächst schon in der Wahl des Helden. Beide haben zum Mittelpunkt ihrer Darstellung sowie zum vornehmsten Träger des eigentlichen komischen Elements einen Schwindler gemacht, einen gutmüthigen Gauner, ein humoristisches Kniff- und Pfiffgenie, das aber seine Schwindeleien mit soviel guter Laune betreibt und soviel Unbefangenheit und natürlichen Mutterwitz dabei entwickelt, daß wir niemals dazu kommen, ihm im Ernst böse zu werden. Gewiß kann diese Wahl nur eine höchst zeitgemäße und glückliche genannt werden; die Zeit des untergehenden Ritterthums brachte ihren Don Quixote hervor und so kann das komische Ideal unserer speculirenden, stockjobbernden Zeit, der Zeit des Actienschwindels, der Credits mobiliers, der Zeitungsenten ꝛc. nothwendig nur ein Schwindler sein. In der Ausführung freilich gehen beide Dichter sehr weit auseinander. Franz Trautmann, der sich in die Zustände des Mittelalters, insbesondere der ältern bairischen Geschichte mit einer Innigkeit eingelebt hat und sie wiederzugeben weiß mit einer Treue und Anschaulichkeit, die geradezu einzig genannt werden muß, ist, wie schon der Titel zu erkennen gibt, auch in diesem seinem neuesten Werke dem ihm so theuern Boden der „guten alten Zeit" und des bairischen Vaterlandes treu geblieben. Sein „Petrus Nöckerlein" ist ein Abenteurer aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, der nach mancherlei leichtfertigen Jugendstreichen endlich in „die lob- und preiswürdige Stadt

München" gekommen ist, um daselbst sein Glück zu versuchen. Als den geeignetsten Weg dazu betrachtet er es, zwei schönen und, wie sich von selbst versteht, reichen Kaufmannstöchtern den Hof zu machen und zwar gleichzeitig, sodaß, wenn der eine Strick reißt, er sich doch immer noch am andern wieder aufrichten kann. Zu größerer Sicherheit verschmäht er es sogar nicht, noch einer Dritten, der Tochter eines Schenkwirths, Hoffnungen zu erwecken, die ihm denn auch in sehr reeller Weise mit Speise und Trank und baaren Vorschüssen vergolten werden. Ueberhaupt ist Herr Nöckerlein eine von jenen Naturen, die gleich den Katzen, wenn sie vom Dache fallen, überall, wohin sie auch kommen, fest auf ihren Beinen stehen; Allen weiß er zu schmeicheln, Allen zu imponiren, von Allen seinen kleinen unschuldigen Vortheil zu ziehen — bis der Krug am Ende doch sein herkömmliches Schicksal hat und, der Alle täuschte, selbst als der Getäuschte dasteht. Es macht dem sittlichen Ernst des Verfassers alle Ehre, daß er nicht müde wird, das Verwerfliche und Unsittliche in dem Treiben des „windflüchtigen Gesellen und Glücksritters" hervorzuheben, wie es andererseits ein Beweis seiner Gemüthlichkeit ist, daß er Herrn Nöckerlein nicht als beschämten Abenteurer verschwinden, sondern ihn in sich gehen und sich bessern läßt. Selbst in poetischer Hinsicht finden wir diese Wendung durchaus berechtigt, das Gegentheil würde im Leser einen Miston zurücklassen, der um so empfindlicher sein würde, je mehr Interesse wir an Herrn Nöckerlein genommen haben und je ausschließlicher derselbe vom Verfasser selbst in den Vorgrund gerückt ist. Mit der Sache selbst also sind wir vollkommen einverstanden; dagegen scheint es uns, als ob der Verfasser sowol in der Hervorhebung jenes sittlichen Moments sowie überhaupt in dieser ganzen zweiten Hälfte in der Entwickelung seines Helden ein wenig zu ausführlich geworden ist. Der Leser, glauben wir, würde zufriedengestellt sein, auch wenn ihm nur die Keime der Besserung, die Nähe der sittlichen Erhebung gezeigt worden wäre; mit der Katastrophe, welche die Künste und Listen des Herrn Nöckerlein zuschanden macht, ist das Interesse des Romans, wenigstens als eines komischen zu Ende, was nun noch folgt, kann, wenigstens in dieser Ausführlichkeit, den Eindruck nur schwächen. Davon abgesehen und die eigenthümliche Manier des Verfassers (die er in der That mit großer Liebenswürdigkeit handhabt) einmal zugegeben, verdient das Buch die lebhafteste Anerkennung; das historische Costüm ist mit bewundernswerther Genauigkeit festgehalten und auch das komische Talent des Verfassers — von dem er freilich bereits in seinem „Herzog Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer", in der köstlichen Geschichte von dem „Klosterschreiber zu Seldenthal" ein so glänzendes Beispiel gegeben — zeigt sich in zahlreichen drastischen Scenen im günstigsten Lichte.

Ist somit das Trautmann'sche Buch gleichsam ein lebendiggewordenes Stück Mittelalter, so bewegt sich dagegen der „Fritz Beutel" von Hermann Marggraff in der allerunmittelbarsten Gegenwart; sogar die Belagerung von Sewastopol mit Lord Raglan, General Saint-Arnaud, Fürst Mentschikow ꝛc. ist in das Buch hineingezogen — wir zweifeln, ob zum Gewinn desselben, da dieses Thema doch theils gar zu neu, theils zu ernsthaft ist, um in dieser Weise verarbeitet zu werden. Fritz Beutel selbst ist halb Eulenspiegel, halb Münchhausen, Lügen und Schwindeln ist seine zweite Natur, die abenteuerlichsten Einfälle gehen ihm glatt vom Munde, als wären es die

einfachsten und natürlichsten Dinge von der Welt. Der Anfang des Buchs, namentlich die Schilderung von Fritz Beutel's Jugendleben, ist vortrefflich und auch im Verlauf des Buchs finden sich einige höchst ergötzliche Partien; so besonders seine Abenteuer in Nordamerika, wo er als Besitzer eines Museums thierischer und menschlicher Wunder sowie als Gründer einer neuen Religion auftritt, endlich aber doch der amerikanischen Smartneß das Feld räumen muß. Im Ganzen jedoch will es uns vorkommen, als ob der Charakter des Fritz Beutel denn doch nicht ergiebig genug gewesen wäre, einen ganzen ziemlich umfangreichen Roman damit anzufüllen. Fritz Beutel ist Caricatur, Caricaturen aber haben keine Entwickelungsfähigkeit und so fehlt auch dem vorliegenden Roman das nächste und natürlichste Interesse aller epischen Dichtung, nämlich dasjenige, das wir an der Entwickelung des Helden und seines Charakters nehmen. Der Verfasser hat diesen Mangel innerer organischer Entwickelung zu ersetzen gesucht durch eine bunte Anhäufung von Abenteuern und Schwänken. Allein gerade hierin scheint er uns des Guten zuviel gethan zu haben; wir sind nicht mehr das naive Geschlecht, das sich 24 enggedruckte Bogen hindurch von einer Caricatur zur andern führen läßt; gerade der Witz, der durch komische Uebertreibung wirken will, muß sehr sparsam verwandt werden, Münchhausen und Eulenspiegel sind auch nur ein paar ganz dünne Bücher und auch „Fritz Beutel", meinen wir, würde bedeutend gewonnen haben, hätte der Verfasser ihn auf den dritten oder vierten Theil seines Umfangs beschränkt. Auch sind die einzelnen Abenteuer zu locker aneinandergereiht, es fehlt dem Ganzen zu sehr an einem eigentlichen Mittelpunkt, der es organisch beherrschte und zusammenhielte. Ein anderer Mangel scheint uns in der stark satirischen Beimischung zu liegen, mit welcher der Verfasser seinen Humor versetzt hat. Es ist das freilich ein ganz moderner Zug und wir begreifen vollkommen, wie der Verfasser auf diesen Irrweg gerathen ist. Aber ein Irrweg ist und bleibt es; gerade dieser Münchhausen'sche Humor muß sich, wie ja auch in dem Volksbuch geschieht, vollkommen naiv, vollkommen treuherzig geben, jeder satirische Fingerzeig, der uns daran erinnert, daß neben dieser verkehrten Welt des Unsinns und der Tollheit noch eine andere höchst reale Welt existirt, stört die Illusion und raubt dem Leser jenes traumartige Behagen, in welchem Dinge dieser Art sich überhaupt nur genießen lassen.

Außer diesen beiden komischen Romanen haben die jüngstverwichenen Monate uns auch zwei komische Versuche in dramatischer Form gebracht: „Die Lichtfreunde. Eine Thier-Komödie. Von Theodor Meyer-Merian" (Berlin, Springer) und „Moderne Walpurgisnacht. Dramatisches Charivari" (2. Auflage; Berlin, Hirsch). Doch sind sie hinter den beiden eben besprochenen Werken weit zurückgeblieben, nicht nur was Umfang und Ernst der Arbeit, sondern namentlich auch was den poetischen Werth betrifft. Beiden schwebt ein gewisses Ideal Aristophanischer Freiheit vor, aber beide sind zu schmächtig von Wuchs, zu schwach von Gliedern, um nicht von der gewaltigen Rüstung des alten Komöden erdrückt zu werden. Am besten gemeint sind die „Lichtfreunde", aber auch am schwächsten ausgeführt. Der Verfasser will die modernen Kraft- und Stoffmenschen verspotten, ist sich aber seiner eigenen Tendenz sowenig klar und vermag die dramatische Form sowenig zu beherrschen, daß das Stück schließlich beinahe auf das Ge-

gentheil hinauskommt. Die „Moderne Walpurgisnacht“ geht allerhand Thorheiten und Auswüchsen unserer neuesten Literatur, besonders der poetischen, zuleibe. Es sind einzelne recht treffende Einfälle darin, dem Ganzen aber fehlt es doch zu sehr an jener überlegenen Bildung und jenem höhern poetischen Schmelz, die nothwendig dazu gehören, um den Persönlichkeiten und sonstigen Derbheiten, an denen der Verfasser es denn freilich nicht fehlen läßt, das Gegengewicht zu halten.

Ein ganz trauriges Machwerk, trotz des lustigen Anstrichs, den es sich zu geben sucht, sind die „Fliegenschwämme. Humoristisch-satirische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle des Jucundus Schwertlein“ (Leipzig, Reclam). Der Humor des Verfassers gehört einer Gattung an, von der wir bisher glaubten, sie wäre in Deutschland nachgerade ausgestorben, wenigstens im außeröstreichischen Deutschland: denn an den gesegneten Ufern der Donau gibt es ja leider, wie der Augenschein lehrt, noch immer ein gläubiges Publicum, das Hrn. Saphir für einen großen Schriftsteller und seine Zoten und Fadaisen für ausgezeichnete Witze hält. Aus dieser Saphir'schen Schule stammt der Verfasser der „Fliegenschwämme“; es sind Wortwitze der fadesten Art, die darin zu Tode gehetzt werden und zwar entwickelt der Verfasser dabei eine Schwerfälligkeit und eine Gedankenarmuth, gegen die sein Muster und Vorbild noch als ein wahrer Ausbund von Witz und Grazie dasteht. Eine beliebte Form seines Witzes besteht besonders darin, daß der Verfasser die Bibel und andere religiöse Documente parodirt; man braucht gewiß kein Frömmler zu sein, um darin einen höchst tadelnswerthen Misbrauch zu sehen. Der Verfasser spricht verschiedentlich die Besorgniß aus, sein Buch könne in Beschlag genommen werden. Davor hoffen wir, ist es sicher; wol aber muß die ästhetische Polizei sich mit aller Entschiedenheit dagegen erklären, daß unter der Firma von Humor und Satire so ganz ungewaschene und kindische Dinge in die Welt gesetzt werden. R. P.

Reiseliteratur.

Unter den Neuigkeiten, welche im Laufe der letzten Monate auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen sind, ist August von Haxthausen's „Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Mit einem Titelkupfer, zwei Lithographien, zahlreichen Holzschnitten und einer Karte“ (zwei Theile, Leipzig, F. A. Brockhaus) vor vielen andern geeignet, die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zu ziehen. Hr. von Haxthausen, als Beobachter fremdländischer Zustände auch von Denen geschätzt, die seine politischen Ansichten und Sympathien nicht zu theilen vermögen, hat sich durch sein bekanntes Werk über Rußland, das namentlich in Betreff der landwirthschaftlichen Zustände als classisch gilt, ein wohlverdientes Ansehen unter unsern Reiseschriftstellern erworben. Auch das vorliegende Werk, das schon vor einigen Jahren in englischer Sprache erschien, hat sich bei dem dortigen Publicum einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt und ist von den einflußreichsten Organen der englischen Kritik als ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß eines Landstrichs anerkannt worden, der von uralters

her der Schauplatz der wichtigsten historischen Begebenheiten gewesen ist und auf den noch vor wenigen Monaten die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt gerichtet war, indem man von hier aus eine wichtige Diversion in dem Kriege zwischen Rußland und den Alliirten erwartete. Freilich sind diese Gegenden eben ihres geschichtlichen Interesse wegen auch seit Menschenaltern der Gegenstand vielfacher Nachforschungen und Schilderungen gewesen; von dem alten Pallas ab, der wenigstens einen Theil dieser Landstriche besuchte, bis auf Koch und Wagner haben zahlreiche Reisende, theils Russen, theils Franzosen, hauptsächlich aber Deutsche, diesen denkwürdigen Boden besucht und ihre Beobachtungen in ausführlichen Werken mitgetheilt. Namentlich ist dies der Fall gewesen, seitdem die Tscherkessen durch den heldenmüthigen Widerstand, welchen sie dem gefürchteten russischen Koloß entgegensetzten und noch bis auf diese Stunde entgegensetzen, angefangen haben, die Aufmerksamkeit, ja die Bewunderung Europas auf sich zu ziehen. Selbst die deutsche Poesie hat es unter diesen Umständen nicht verschmäht, sich in diesen unwirthbaren Klüften anzusiedeln; wir erinnern nur an Bodenstedt und die Verdienste, die er sich sowol als Historiker und Ethnograph wie namentlich auch als Poet um die Völker des Kaukasus erworben hat. Nach solchen Vorgängen über ein soviel und so gründlich beschriebenes Land noch mit zwei starken Bänden auftreten, ist allerdings nicht ganz leicht, besonders wenn, wie es bei Hrn. von Haxthausen der Fall ist, die Reise, als deren Frucht uns diese Bände geboten werden, bereits vor einer ziemlich beträchtlichen Reihe von Jahren, bereits im Jahre 1843 gemacht worden ist: also zu einer Zeit, wo viele von den Fragen, die jetzt unser Auge auf jenen fernen Winkel der Erde hinlenken, noch gar nicht existirten oder sich doch wenigstens noch nicht geltend gemacht hatten, nicht zu gedenken der neuern Reisenden, welche jene Districte seitdem besuchten und von denen uns ebenfalls ausführliche Berichte vorliegen. Noch größere Schwierigkeiten aber bereitete dem Verfasser ein anderer Umstand, der, wenigstens nach den Foderungen, die heutzutage an einen wissenschaftlichen Reisenden gerichtet werden, allerdings etwas Befremdliches hat: nämlich daß der Verfasser keiner der Sprachen mächtig ist, welche in den transkaukasischen Ländern gesprochen werden, weder der armenischen noch der grusischen, ja nicht einmal der russischen, sodaß er also in Allem, was den Verkehr mit dem eigentlichen Volke betrifft, sich lediglich auf fremde Vermittelung angewiesen sah. Auch die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher Hr. von Haxthausen die Länder, über die er uns eine so umfangreiche Mittheilung macht, mehr durchflog als durchreiste, erregt ein gerechtes Bedenken. Sein ganzer Aufenthalt von der Landung in Redout-Kale an umfaßt einen Zeitraum von nicht mehr als fünf Wochen; in dieser Zeit besucht er Tiflis, macht einen Ausflug nach Kachetien, einen zweiten nach Eriwan, einen dritten nach Ossetien und trifft pünktlich nach fünf Wochen wieder in Redout-Kale ein. Wir haben allen möglichen Respect vor dem divinatorischen Scharfblick des Herrn Verfassers und auch die Uebung, die er sich auf seinen frühern Reisen erworben hat, wollen wir wahrlich nicht zu gering anschlagen; dennoch scheint uns ein solcher fünfwöchentlicher Durchflug allenfalls für einen Touristen ausreichend, der sich mit dem äußern Anblick von Dingen und Menschen begnügt, schwerlich aber für einen Reisenden, der, wie Hr. von Haxthausen, ausdrücklich diejenigen Seiten des Volkslebens zum Gegenstand seiner

Beobachtung macht, die sich dem Blick des Fremden am allerschwersten und allerlangsamsten enthüllen: nämlich die socialen Verhältnisse, das Leben der Familie und der Gemeinde, ja selbst die Geheimnisse der Sagenwelt, diese tiefsten Schätze des Volksinnern, die ebendeshalb auch — wie sich noch diesen Augenblick jeder Sagenforscher und Märchensammler selbst unter unsern deutschen Landsleuten überzeugen kann — am sorgfältigsten vor jedem fremden Auge gehütet werden. Wir sind daher auch nicht in der Lage, dem Buche des Hrn. von Harthausen den Werth beizumessen, den die englische Kritik ihm mit so freigebigen Händen zuerkannt hat. Es ist wahr, das Buch enthält manches recht Interessante und Unterhaltende; im Ganzen aber scheint uns das Verdienst davon, abgesehen von der lebhaften und gefälligen Darstellung des Verfassers, doch mehr dem Reichthum des Stoffs als der Genauigkeit oder Zuverlässigkeit des Verfassers und seiner Forschungen zuzugehören. Besonders zwei Punkte sind es, welche der Verfasser mit Nachdruck hervorhebt und in Betreff deren er offenbar auf eine gewisse Neuheit und Selbständigkeit Anspruch macht: erstens die Sagen, deren er eine ungemein große Anzahl mittheilt und zweitens die angebliche Verwandtschaft, welche er zwischen den Ossen und den Deutschen entdeckt haben will. Aber leider paßt auf beide Punkte der bekannte Lessing'sche Ausspruch von dem Neuen, das nicht wahr ist. Seine Sagen und Märchen hat Hr. von Harthausen beinahe ohne Ausnahme aus dem Munde eines Deutschen, Peter Neu, der sich eine Reihe von Jahren in Kleinasien und Persien umhergetrieben hatte, bis er endlich in Tiflis als „Wundarzt für alte Schuhe" hängen geblieben. Dieser Peter Neu, von dessen Treue und Zuverlässigkeit Hr. von Harthausen zwar nicht genug zu sagen weiß, der aber in dem Gemälde, das er selbst uns von ihm liefert, für unbefangene Augen einem Schalk so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, war der Dolmetsch und Reisebegleiter unsers Verfassers — natürlich, er verstand ja keine von den Sprachen, die hier geredet werden, er befand sich zwischen den kaukasischen Völkern wie Robinson auf seiner Insel und so war der Beistand des zungengewandten, redseligen Peter Neu für ihn allerdings ein Schatz, der sich durch nichts ersetzen ließ. Allein die Dämonen, welche Schätze bewachen, sind gewöhnlich etwas neckischer Natur und so scheint auch der wackere Peter Neu sich eben kein Gewissen daraus gemacht zu haben, dem wißbegierigen Reisenden Dinge aufzubinden, die allem Vermuthen nach nirgends anders existiren als in Peter Neu's eigenem Gehirn. Und wer möchte ihm das allzu sehr verargen, da Hr. von Harthausen in schwerbegreiflicher Naivetät ihm die Versuchung dazu so sehr nahelegte? Hr. von Harthausen selbst erzählt uns, wie er seinen Peter Neu hier und da auf gut Glück in ein Dorf schickt, um sich Märchen einzusammeln; unterwegs, wenn er müde ist oder der Weg sonst nichts Interessantes darbietet, ladet er seinen Peter Neu ein, ihm doch wieder einige Märchen zu erzählen. Peter Neu wartet denn auch jedesmal mit Märchen auf, soviel sein Gönner nur wünscht — und als Reiseunterhaltung mögen sie auch gut genug gewesen sein, nur daß Hr. von Harthausen fast die Hälfte seines Buchs mit diesen Histörchen anfüllt, ja daß er historische Folgerungen darauf baut und dem Leser zumuthet, dies Alles für baare Münze zu nehmen, das heißt der deutschen Geduld denn doch wirklich etwas zu viel zutrauen. Die Sagen und Märchen, welche

Hr. von Harthausen mittheilt, sind zum Theil recht unterhaltend und lesen sich ganz angenehm, ihr wissenschaftlicher Werth aber ist gleich Null, da es ihnen an jeder kritischen Sichtung und Glaubwürdigkeit gebricht. Noch unglücklicher ist der Verfasser in Betreff der Verwandtschaft, die er zwischen den Ossen und den Deutschen entdeckt haben will. Hr. von Harthausen ist geneigt, in den Ossen eine gothische Colonie zu erblicken; doch sind zur Begründung dieser Ansicht, der bisjetzt noch erhebliche Schwierigkeiten, sowol in geschichtlicher wie namentlich auch in sprachlicher Hinsicht entgegenstehen, die einzelnen Aehnlichkeiten, die er in der Lebensweise der Ossen, ihren häuslichen Einrichtungen, ihren Werkzeugen 2c. entdeckt haben will und die zum Theil höchst kleinlicher Natur sind, noch bei weitem nicht hinreichend, wenigstens nicht für Jemand, der gewohnt ist, Dinge dieser Art mit wissenschaftlichem Ernst, nicht nach dilettantischen Launen und Liebhabereien zu beurtheilen. Auch in Betreff der politischen Auffassung unterliegt das Werk des Hrn. von Harthausen gerechten Bedenken. Daß er starke russische Sympathien hat, wollen wir ihm nicht weiter zum Vorwurf machen; wol aber müssen wir die Kritiklosigkeit tadeln, mit der er auch in dieser Hinsicht zuwerke gegangen ist und die ihn denn stellenweise zu den wunderlichsten Irrthümern und Misgriffen verleitet hat. Wir verweisen namentlich auf die Darstellung des lesghischen Krieges, bei der dem Verfasser das eigenthümliche Unglück passirt ist, eine längst bekannte und benutzte russische Quelle für die „durch große Unbefangenheit und ungetrübten Blick“ ausgezeichnete, von ihm zuerst entdeckte und benutzte Darstellung eines „die Verhältnisse ganz in der Nähe beobachtenden deutschen Freundes“ zu halten. Und doch ist dies angebliche neue unschätzbare Document bereits vor einer Reihe von Jahren in einer zu Tiflis erscheinenden russischen Zeitschrift abgedruckt worden, ja (da Hr. von Harthausen hiergegen den Einwand machen könnte, daß er des Russischen nicht mächtig, was freilich seine Schuld ist), dasselbe ist sogar schon vor acht Jahren in Erman's „Archiv“ auszugsweise ins Deutsche übersetzt und außerdem auch von Bodenstedt in seinen „Völkern des Kaukasus“ ausführlich benutzt worden. Aber so geht es, wenn man sich an so schwierige Unternehmungen mit so ungenügender Vorbereitung macht; Peter Neu mag ganz gut sein, Märchen erzählen, aber wer uns über geschichtliche Thatsachen belehren will, ja wer mit vornehmem Nasrümpfen gegen seine Vorgänger sich das Ansehen gibt, als könne er und er allein uns ganz neue, bis dahin unbekannte Quellen eröffnen, der müßte sich doch wol nicht auf so groben Irrthümern betreffen lassen. So ist das Buch denn im Ganzen, wie gesagt, mehr eine angenehme Unterhaltungslectüre als eine Bereicherung der Wissenschaft; der Verfasser hat geleistet, was ein liebenswürdiger und wohlmeinender Dilettant leisten kann, nur Schade, daß er sich an eine Aufgabe gewagt hat, die ein Dilettant überhaupt nicht zu lösen vermag. Nur die drei Aufsätze, die dem zweiten Theile als erster Nachtrag beigefügt sind, müssen wir von diesem Urtheil ausnehmen; dieselben sind überschrieben „Die türkische Sage von Kjöroglu“, „Die Mantik aus den Schulterknochen bei den kaukasischen Völkerstämmen“ und „Der Kaukasus und die Türken“ und haben den Dr. Th. Pfund in Berlin, „einen der jüngern gelehrten Freunde“ des Reisenden, zum Verfasser. Dieselben zeichnen sich ebenso sehr durch Scharfsinn wie durch Gelehrsamkeit aus, namentlich der letztgenannte Aufsatz, in welchem

der Verfasser auszuführen sucht, daß bereits die Scythen und Sarmaten der alten Griechen von türkischer Abstammung gewesen, die Türken also keineswegs, wie bisher mit Klaproth angenommen wurde, erst im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Westasien und Europa vorgedrungen sind. Ein zweiter Anhang bringt unter dem Titel: „Zur Jurisprudenz Transkaukasiens", Beiträge zur Kenntniß der Gesetzgebung von Georgien, Armenien 2c.; namentlich wird das Gesetzbuch des Wachtang, Zar von Grusien, vom Jahre 1723, in ziemlich ausführlichem Auszuge mitgetheilt. Die Ausstattung des Werks ist vorzüglich; als Titelbild ist ihm das Porträt des Narses, Patriarchen von Armenien, beigegeben; der alte Herr nimmt sich mit seinem langen weißen Bart, seiner spitzen Zipfelmütze und den zahlreichen Ordenssternen und Kreuzen sehr stattlich aus.

Bei weitem anspruchsloser als das Werk des Hrn. von Haxthausen tritt die „Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe von Wilhelm Heine. Mit 10 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar" (2 Bde., Leipzig, Costenoble) auf: und doch nehmen wir keinen Anstand, diesem anspruchslosen Werke die Palme zu reichen. Hr. Heine, seines Zeichens ein Maler, aber durch Reiselust und Thatendrang nach Amerika verschlagen, hat sich schon vor einigen Jahren durch höchst anziehende „Wanderbilder aus Centralamerika" vortheilhaft bekannt gemacht. Auch er ist kein Gelehrter, auch ihm fehlt es an den Vorkenntnissen, deren es bedurft hätte, seine Reise in wissenschaftlicher Hinsicht fruchtbar zu machen; er ist nichts weiter als ein schlichter Reisender, der an dem Neuen, Wunderbaren, das ihm begegnet, seine unbefangene Freude hat; sein klarer, natürlicher Verstand, sein scharfes Auge, sein behender Griffel und endlich seine niefehlende Büchse sind seine ganze Ausrüstung. Allein gegen Hrn. von Haxthausen hat er den großen Vortheil, daß er auch gar nicht mehr sein will, alle Ansprüche, die Wissenschaft zu bereichern, liegen ihm fern, er weiß nichts von den aufdringlichen Hypothesen und Combinationen, durch welche Hr. von Haxthausen den Männern von Fach ein so unbehagliches Gefühl erregt; vielmehr geht sein ganzes Bestreben nur dahin, das Gesehene und Erlebte in flüchtigen Umrissen ganz so frisch und unbefangen, wie er selbst es gesehen und erlebt hat, wiederzugeben und den Leser somit gleichsam zum Gefährten seiner Reise und ihrer rasch wechselnden Abenteuer zu machen. Und da der Verfasser nun ein höchst liebenswürdiger Geselle ist, eine tüchtige praktische Natur, immer den Kopf oben, an allem Neuen seine herzliche Freude habend und doch durch nichts aus dem Sattel geworfen, so können wir uns keine angenehmere Gesellschaft wünschen. Aber auch für die Wissenschaft ist das Buch keineswegs ohne Interesse, sowenig Anspruch es selbst auch darauf erhebt. Der Verfasser hatte das Glück, an der berühmten „friedlichen Expedition" theilnehmen zu dürfen, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1852 gegen Japan ausrüsteten und deren Zweck bekanntlich dahin ging, Japan, das sich seit mehr als 200 Jahren von aller Berührung mit fremden Völkern mit einer Strenge abgeschlossen, die in der Welt nicht ihresgleichen hatte, dem Welthandel zugänglich zu machen. In-

wieweit dieser Zweck erreicht worden, darüber gibt eben das vorliegende Buch die erschöpfendste Auskunft, indem der Verfasser nicht nur den wichtigsten Verhandlungen persönlich beiwohnte, sondern auch in der Lage war, sein Buch mit sämmtlichen auf die Expedition bezüglichen Documenten, Actenstücken, Correspondenzen ꝛc. auszustatten. So genaue Mittheilungen aus einem so entfernten Himmelsstrich und über ein historisch so wichtiges und folgenreiches Ereigniß würden unter allen Umständen von hohem Interesse sein: aber dies Interesse wächst, da sie ein Land betreffen, das seit Jahrhunderten nur höchst selten von einem europäischen Fuß betreten ward und von dem wir selbst nach den umfangreichen Mittheilungen, die von Siebold darüber gegeben hat, noch immer nur eine sehr unvollständige Kenntniß besitzen. Daß es dem Verfasser übrigens auch nicht an der Fähigkeit mangelt, seine einzelnen Erfahrungen und Beobachtungen zu Gesammtanschauungen zu verarbeiten, das beweist die „Ethnographische Skizze über Japan und seine Bewohner“, die dem zweiten Bande als Anhang angefügt ist und in der er in engem Rahmen eine wohlgeordnete und lehrreiche Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand, die politische und religiöse Verfassung, die Bewohner, die Sitten und Gebräuche des „Ostreichs“ ꝛc. liefert. Am liebenswürdigsten aber zeigt der Verfasser sich doch immer in den einzelnen Schilderungen des unmittelbar Erlebten, die er uns in der Form von Briefen und Tagebuchblättern mittheilt. Ein Theil dieser Briefe (oder war es auch das Ganze?) wurde bereits vor Jahren, noch während der Reise des Verfassers, in den Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilt; der Verfasser hat wohl daran gethan, den Rath zu befolgen, welchen Alexander von Humboldt ihm ertheilte (vgl. den als Vorwort abgedruckten Brief Alexander von Humboldt's an den Verfasser), indem er die Briefe ganz unverändert „in ihrer primitiven Einfachheit“ hat abdrucken lassen. Allerdings ist seine Darstellung nichts weniger als correct, ja sie verstößt zuweilen sogar gegen die grammatische Richtigkeit der Sprache; dafür aber hat sie, was sich aus keiner Grammatik lernen läßt, nämlich natürliche Anmuth und Leichtigkeit und eine Lebhaftigkeit der Schilderung, die mit den Darstellungen des Griffels wetteifert. Es ist eben, wie Humboldt in dem schon angeführten Briefe sich ausdrückt: „Wer die Natur so wahr aufzufassen und im Bilde darzustellen weiß, der findet auch leicht das Naturwahre in der Sprache“: und so hat auch die incorrecte, flüchtige, aber durchweg lebensvolle Darstellung des Verfassers in der That etwas, was an das geübte Auge des Malers, die feste und sichere Hand des Zeichners erinnert. Die Reise geht von Neuyork nach einem längern Aufenthalt in der Chesapeakbai über Madeira und St.-Helena nach der Kapstadt; dann an der Südostküste von Afrika entlang über Mauritius, Ceylon und Singapore nach Hong-kong, von wo aus Kanton besucht wird. Nach einem wiederholten Besuch auf Lieukieu erreicht die Expedition endlich ihr Ziel, indem sie auf der Bai von Jeddo Anker wirft. Auf der Rückreise werden die Sandwichsinseln, San-Francisco, Rio de Janeiro besucht; der letzte Brief ist in dem Augenblick geschrieben, da das Schiff seine Rückreise nach Neuyork antritt. Der ethnographischen Skizze über Japan, welche dem zweiten Bande beigefügt ist, haben wir bereits gedacht; ein zweiter Anhang enthält die ebenfalls schon erwähnten Documente und Actenstücke. Auch die Ausstattung dieses Werks ist vorzüglich; namentlich gereichen ihm

die Kretzschmar'schen Holzschnitte zu einer ganz besondern Zierde und auch in Papier und Druck, welche beide fast verschwenderisch zu nennen sind, darf es sich dem Besten an die Seite stellen, was die englische und französische Presse in dieser Art geliefert hat.

Verglichen mit der Fülle und Lebhaftigkeit dieser Heine'schen Schilderungen nehmen die „Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Von J. A. H. E. Ratzeburg" (Berlin, Hirschwald) sich allerdings ein wenig mager aus. Doch hat das Buch ebenfalls seine Verdienste, namentlich in der Einfachheit der Darstellung sowie in der Klarheit und Treue der Schilderungen, wenn dieselben auch von jener Lebhaftigkeit des Colorits, durch welche die Reise nach Japan auch den ästhetischen Sinn des Lesers befriedigt, nichts verspüren lassen. Der Verfasser ist ein preußischer Seemann, gebildet genug, um neben seiner nächsten praktischen Beschäftigung auch an Natur und Menschen ein unbefangenes und aufrichtiges Interesse zu nehmen. In dem ersten Abschnitt seiner Reise, der in das Jahr 1852 fällt, führt er uns nach Paramaribo und den Ufern des Surinam, dem Hauptsitz der holländischen Kaffee- und Zuckerproduction. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich vornehmlich mit Australien, wohin der Verfasser auch auf seinen beiden folgenden Fahrten wiederholt zurückkehrt und das somit den Hauptinhalt seines Buchs bildet. Besonders ausführlich schildert er das Treiben in Melbourne und die unglaubliche Ausdehnung, welche diese Stadt im Lauf weniger Jahre, ja fast muß man sagen weniger Monate erfahren hat. Auch über das Aufblühen von Adelaide wird viel Vortheilhaftes berichtet. Auf der Rückreise legt der Verfasser unter Anderm auch bei den Guanoinseln an, von denen er ebenfalls eine recht anschauliche Schilderung liefert. Angehängt ist ein „Terminologisches Verzeichniß" zur Erklärung der in dem Buche vorkommenden Seemannsausdrücke; es wird vielen Lesern eine willkommene Zugabe sein, auch abgesehen von seiner nächsten Bestimmung.

Lernen wir somit in der Ratzeburg'schen Schrift die wohlthätigen Wirkungen kennen, welche die Entdeckung der australischen Goldminen — wenigstens äußerlich — hervorgebracht hat, so erhalten wir in den Bekenntnissen eines Schweizers: „Nach dem Sacramento. Reisebilder eines Heimgekehrten von Karl Meyer" (Aarau, Sauerländer), ein ergreifendes Gemälde von den Nachtheilen, die mit diesem goldfinderischen Treiben verbunden sind. Der Verfasser war, wie es scheint auf gut Glück, nach Nordamerika gegangen, als ihn im Frühjahr 1850 die Lust, das Goldland Californien zu besuchen, ergriff. Eine abenteuerliche Natur, jung und keck, mit einer gewissen poetischen Neigung, die ihm die Dinge leicht glänzender erscheinen ließ, als er sie hinterdrein fand, widerstand er diesem Gelüste nicht. Nach einer mühsamen und gefahrvollen Fahrt, bei der er mehr als einmal dem Tode ins Angesicht gesehen, landete er endlich an der Küste von Californien und begab sich sofort in die südlichen Goldminen. Allein es ging ihm wie so Unzähligen: seine Erwartungen wurden nicht befriedigt und auch sein späterer Aufenthalt in San-Francisco sowie in den übrigen Districten des durch seinen Goldreichthum so rasch berühmt gewordenen Landes blieb ohne die gehoffte Frucht. Der junge Abenteurer gerieth sogar zeitweise in sehr bedenkliche Lagen, in denen es seiner ganzen Kraft und Entschlossenheit bedurfte, um nicht muthlos zusammenzubrechen. Und das ist es denn eben, was dem

Buche seinen Reiz verleiht: dies jugendlich rüstige Streben, das keine Gefahr scheut, ja das, von Uebermuth gestachelt, die Gefahr wol selbst herausfodert und sich in immer neue Kämpfe begibt, weniger um des Sieges willen als um des Kampfes selber. Im Uebrigen bietet das Buch wenig Neues, vielmehr besitzen wir schon eine ziemliche Anzahl von Werken, die ganz ähnliche Erfahrungen und Zustände mit derselben, ja zum Theil mit noch größerer Lebhaftigkeit schildern; wir erinnern beispielsweise nur an den betreffenden Abschnitt von Gerstäcker's „Reisen um die Welt", sowie an die bekannten „Vier Monate unter den Goldfindern". Dennoch möchten wir das Buch nicht als überflüssig bezeichnen; es trägt ein frisches individuelles Gepräge, das den Leser unwillkürlich zur Theilnahme nöthigt. Die Darstellung ist lebhaft und anschaulich, nur stellenweise zu breit. Auch würde der Verfasser gut gethan haben, die vielen poetisirenden Reflexionen und Sentenzen wegzustreichen; für ihn selbst sind sie allerdings charakteristisch, zu dem übrigen derb realistischen Inhalt des Buchs aber passen sie doch nur schlecht.

Von Californien nach Bornholm, dem kleinen dänischen Eiland', ist ein weiter Sprung: doch müssen wir ihn machen, wohl oder übel, indem die nächste Neuigkeit, die unser Büchertisch uns darbietet, den Titel führt: „Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Dr. Sören Kierkegaard: Wider die dänische Staatskirche; mit einem Hinblick auf Preußen. Von R. Quehl, königlich preußischem Generalconsul für die dänische Monarchie ꝛc. Mit drei Abbildungen und einer Karte" (Berlin, Decker). Genau besehen zwar reicht dieser Sprung noch weiter: er führt uns überhaupt über die Grenzen der Reiseliteratur hinaus in ein Gebiet der politischen Literatur, insbesondere der politischen Streitschriften und Pamphlete, mit dem wir, wenigstens an dieser Stelle, nichts zu schaffen haben. Der durch seine literarischen Antecedentien hinlänglich bekannte Verfasser, der früher in Danzig ein radicales Wochenblatt herausgab, dann längere Zeit hindurch der journalistische Amanuensis des Hrn. von Manteuffel und Vorstand des berliner Central-Preßbüreau war, bis er endlich als preußischer Generalconsul für Dänemark einen ebenso ehrenhaften wie einträglichen Rückzug antreten mußte, hat einen achttägigen Aufenthalt auf der Insel Bornholm benutzt, nicht nur ein dickleibiges Buch über die Insel selbst zu schreiben, sondern er hat diese Gelegenheit auch ergriffen, seine Meinung über die innere und äußere Politik Preußens sowie überhaupt über die dermalige Weltlage abzugeben. Man hat ein altes, eben nicht sehr höfliches Sprichwort von dem Bauer, der Edelmann wird; nach dem vorliegenden Buche zu urtheilen steht es mit den Journalisten, die zu Diplomaten avanciren, nicht viel besser. Wenigstens sollten dieselben sich alsdann hüten, von der Höhe ihrer politischen Stellung wieder zur Literatur zurückzukehren und die Feder, mit der sie sich so glücklich in die Höhe gedient haben, statt zu Noten zu Büchern zu misbrauchen. Wir kennen die frühern Werke des Hrn. Quehl nicht, auch nicht einmal jene politischen Broschüren, die er zur Zeit seiner berliner Herrlichkeit in die Welt schickte und die er selbst noch in dem vorliegenden Werke mit so vielem Wohlbehagen citirt. Aber Das wissen wir allerdings, daß, wenn der Stil des Hrn. Quehl immer so breit und schleppend, sein Witz so frostig, seine Polemik so plump und ungeschickt, seine ganze Darstellung so geistlos und oberflächlich war — daß dann die Literatur allerdings keinen Grund hat,

seinen Uebertritt zur Diplomatie zu beklagen. Das Buch zerfällt der Hauptsache nach in zwei größere Massen. Die eine enthält eine Schilderung der Insel Bornholm, ihrer Geschichte, ihrer physischen Beschaffenheit, ihrer Bewohner x. In diesem Theil findet sich manches Interessante, nur werden die einzelnen dankenswerthen Mittheilungen, die der Verfasser, begünstigt durch seine diplomatische Stellung, zu liefern im Stande war, wahrhaft ertränkt in dem Schwall überflüssiger und nichtssagender Bemerkungen, mit denen der Verfasser für nöthig befunden hat, dieselben zu begleiten. Die Breite der Darstellung geht über alle Begriffe; Schritt vor Schritt, die ganzen acht Tage hindurch, müssen wir den Verfasser begleiten, er sieht und hört, er spricht und denkt, ja er ißt und trinkt nichts, wovon er uns nicht des breitesten Bericht erstattete; selbst das Leibschneiden, das ihn einmal über Nacht befällt, sowie der „grüne Kräuterbranntwein", mit dem er sich wiederherstellt, werden uns nicht erlassen. Wäre Hr. Quehl noch wie früher ein bloßer abstracter Literat, angewiesen auf den Ertrag seiner Feder, so würde uns diese haarsträubende Ausführlichkeit allenfalls erklärlich sein; ein preußischer Diplomat aber, ein Generalconsul, ein Mann, dessen Aufgabe es ist (wie er selbst mit Nachdruck hervorhebt), die preußische Nation gegenüber der dänischen zu vertreten, könnte sich denn doch wol etwas kürzer fassen. Die zweite Abtheilung des Buchs beschäftigt sich, wie bereits erwähnt, mit den politischen, zum Theil auch mit den religiösen Fragen der Gegenwart. Die Art und Weise, wie der Verfasser dabei gegen die preußische Junkerpartei Fronte macht, hat bei dem ersten Erscheinen des Buchs ein gewisses Aufsehen erregt, namentlich bei Denen, die sich zunächst davon getroffen fühlten; insbesondere erwiderte die Kreuzzeitung die Angriffe des Verfassers, die sich freilich auch nicht durch ihre Feinheit auszeichnen, mit einer Reihe von Enthüllungen und Reminiscenzen, die für das diplomatische Ohr des Hrn. Quehl nicht sehr erbaulich geklungen haben mögen. Irgendwelche principielle Bedeutung vermögen wir aber dem ganzen Streite nicht beizulegen; höchstens für die individuelle Würdigung des Hrn. Quehl würde er von Interesse sein, nun und für diese ist ja des Materials schon genug und übergenug vorhanden. Merkwürdig ist noch die Widmung des Buchs; dieselbe ist nicht nur an den Ministerpräsidenten von Manteuffel (das wäre ganz in der Ordnung), nicht blos den Manen des Hrn. von Ladenberg (auch dies ließe sich allenfalls erklären), sondern auch (und sogar in erster Reihe) an Alexander von Humboldt gerichtet. Hoffentlich hat der Herr Verfasser dabei nur an die naturhistorischen und ethnographischen Partien seines Buchs gedacht, obwol gerade diese sehr schwach sind und den ehemaligen Belletristen sehr deutlich verrathen.

Bei alledem hat das Quehl'sche Buch doch noch wenigstens den Reiz des Tagesinteresse, es ist, wie unbedeutend an sich, doch wenigstens ein Beitrag zur Geschichte — fast hätten wir gesagt zur Naturgeschichte — unserer politischen Parteien. Allein auch dieser beiläufige Reiz fehlt den Schilderungen, die Auguste Kurs unter dem Titel „Aus dem Sommer" (Berlin, Sacco) herausgegeben hat. Das ist eine Gattung der Reiseliteratur, die denn doch nachgerade nicht mehr angebaut werden sollte, wenigstens nicht öffentlich; können und wollen unsere Damen nicht davon abstehen, Reisetagebücher zu führen, können und wollen sie sich nicht dem unbefangenen

Genuß der Reise hingeben, ohne ihn sich erst durch sentimentale Declamationen zurechtzumachen — nun wohl, so mögen sie ihr Vergnügen haben, aber wir wiederholen es: nur in der Stille, nicht öffentlich! Mögen die daheimgebliebenen lieben „Anverwandten und Freunde“ mit dem Vorlesen des Tagebuchs gepeinigt werden, aber das Publicum verschone man damit! Die Reise bewegt sich in den ausgetretensten Gleisen und die Reisebeschreibung nicht minder; die Verfasserin, natürlich eine Berlinerin, reist über Nürnberg, Salzburg, Tirol nach Mailand, zurück über Venedig, Triest, Wien und Prag — also lauter Gegenden, die heutzutage so ziemlich jeder gebildete Leser aus eigener Anschauung kennt und die unzählige Dichter und Schriftsteller zur Genüge geschildert haben. Es würde eine große Originalität der Auffassung sowie ein eigenthümliches Talent der Darstellung oder auch ein ungewöhnlicher Vorrath positiver Kenntnisse dazu gehören, eine Schilderung dieser allbekannten Gegenden interessant zu machen; bei der Verfasserin findet sich nichts von dem Allen, vielmehr bewegt sich ihr Buch in dem allergewöhnlichsten Trott und auch die einzelnen poetischen Anwandelungen, mit denen ihr Stil hier und da verbrämt ist, gehen nicht über die herkömmlichen Leistungen guteingerichteter Mädchenpensionen hinaus. Am unglücklichsten ist die Verfasserin, wo sie naiv oder gar humoristisch werden will; man vgl. z. B. die Stelle S. 113, wo sie die Kühe, diese „harmlosen Geschöpfe“, als „unerreichbares Vorbild von schwindelfreier Kletterfertigkeit und elastischer Beweglichkeit“ preist. Wir verlangen nicht, daß jede reisende Dame eine Ida Pfeiffer sei; nur sollten die reisenden Damen auch nicht von uns verlangen, daß wir ihre Reisetagebücher lesen und — kritisiren.

ss.

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

September 1856.

Fg. Während sich die Schwalben zur Abreise anschicken, kommen die vornehme Welt, die Beamten, die Künstler ꝛc. nach und nach wieder aus den Ferien zurück. Auch unser Hoftheater ist nach zweimonatlichen Ferien in den letzten Tagen des August wieder eröffnet worden, allein nicht ohne daß man eine schmerzliche Lücke im Orchester wahrnahm. Lindpaintner's Tod, der, wie ich sehe, auch von Ihnen bereits gemeldet ward, hat hier in weiten Kreisen eine schmerzliche Lücke zurückgelassen; seit mehr als 30 Jahren der Unsere, war er mit allen künstlerischen Bestrebungen unserer Stadt aufs innigste verwachsen und die feste und kräftige Gesundheit, deren er trotz seiner vorgerückten Jahre genoß, ließ uns hoffen, daß wir uns noch lange seines Besitzes würden erfreuen dürfen. Anscheinend vollkommen wohl und rüstig, reiste er mit dem Beginn der Theaterferien an den Bodensee, nach Nonnenhorn, seinem alljährlichen Lieblingsaufenthalt. Im Juli nahm er noch am St.-Galler Liederfeste theil, wo er als Preisrichter gewählt ward. Aber bereits bei seiner Rückkehr nach Nonnenhorn war er krank und wenige Tage später eine Leiche. Was er während seiner langjährigen hiesigen Wirksamkeit für die musikalischen Zustände unserer Residenz geleistet hat, ist hier wie auswärts

bekannt; aber nicht minder schmerzlich wird der Mann vermißt, der durch die liebenswürdigsten geselligen Tugenden, durch hohe Bildung und ehrenwerthen Charakter in allgemeinem Ansehen stand. Als Künstler zeichnete Lindpaintner sich durch seinen klaren Sinn für das Classische und ewig Schöne in der Musik aus. Seiner Beharrlichkeit verdankt man hier die erste, aber nachhaltige Bekanntschaft mit den Beethoven'schen Symphonien, überhaupt die Weckung eines gediegenern musikalischen Sinnes. Unter seiner Leitung hat die hiesige Oper einen achtungswerthen Ruf erworben. Am bekanntesten und populärsten ist aber Lindpaintner's Name durch seine Liedercompositionen geworden, die namentlich in Würtemberg und der Schweiz sehr beliebt sind; sein „Frühlingslied“, seine „Fahnenwacht“ werden noch lange Herz und Ohr der Jugend erfreuen. Auch fehlte es seinen Verdiensten nicht an Anerkennung, auch nicht an officieller; als er 1844 sein 25jähriges Dienstjubiläum als Hofkapellmeister feierte, wurde er von dem Könige mit dem Orden der würtembergischen Krone geschmückt. Mit der Ueberarbeitung einer seiner Opern beschäftigt, wurde er an den Ufern des von ihm so geliebten Bodensee vom Tode überrascht. Er hatte einmal den Wunsch ausgesprochen, in jener schönen Gegend von den Mühen des Lebens auszuruhen; leider ist dieser Wunsch nur zu bald in Erfüllung gegangen. Auf dem stillen Friedhofe von Nonnenhorn wurde Lindpaintner unter großer Theilnahme seiner Freunde und Kunstgenossen aus Deutschland und der Schweiz beerdigt. Auch in Stuttgart veranstaltete man für ihn eine Trauerfeierlichkeit; in der katholischen Kirche wurde ein Seelenamt abgehalten und von Mitgliedern der Hofkapelle dabei Mozart's „Requiem“ aufgeführt und zwar mit einer künstlerischen Vollendung, einer Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, wie es bei diesem ernsten Anlaß nicht besser, nicht würdiger hätte geschehen können. Es hatten sich aber auch die besten Kräfte der Hofkapelle bei der Aufführung betheiligt. Auch eine sichtbare Erinnerung an den geschiedenen Meister wird vorbereitet: seine Büste soll angefertigt und in dem neuen Odeon öffentlich aufgestellt werden.

Dies letztere steigt nun allmälig aus der Erde und läßt die Beschaffenheit seiner Umrisse erkennen. Der Bau wird sehr rüstig betrieben; die Hälfte des Schloßplatzes ist mit Bauhütten überdeckt, in denen zahlreiche Steinmetzen hämmern und klopfen. Der Bau selbst steht unter der Leitung des Architekten Leins, desselben, von dem auch die kronprinzliche Villa in Berg herrührt. Wer die äußerst zweckmäßige, elegante und wohnliche Einrichtung dieser Villa gesehen hat, wird im voraus davon überzeugt sein, daß auch das Odeon in seinen innern Räumlichkeiten ebenso wol nach den Regeln der Zweckmäßigkeit als denen eines gebildeten Geschmacks ausgeführt werden wird. Nach seinem Aeußern wird es wol das imposanteste Gebäude abgeben, das Stuttgart besitzt, besonders auch vermöge seiner günstigen Lage in der Königsstraße gegenüber der königlichen Residenz und an der Seite des kronprinzlichen Palais. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der ganze Bau ein Privatunternehmen unsers Königs ist.

Von einem andern Neubaue dagegen sind bisjetzt blos unbestimmte Gerüchte in Umlauf. Man spricht nämlich davon, das Waisenhaus abzubrechen und an dessen Stelle ein Universitätsgebäude hinzusetzen. Denn wirklich ist der Gedanke, die Universität von Tübingen in die Residenz zu verlegen,

noch immer nicht ganz aufgegeben, trotz des ablehnenden Gutachtens, welches der tübinger akademische Senat abgegeben hat. Das Project soll namentlich von unserm Kronprinzen begünstigt werden, zu dessen Lieblingswünschen es gehört, und dürfte demnach die Ausführung, wenn auch vielleicht für den Augenblick aufgeschoben, doch keineswegs aufgehoben sein. Nothwendiger und gedeihlicher für unsere Landesuniversität würde es wol jedenfalls sein, wenn die theils unbesetzten, theils mangelhaft versehenen Lehrstellen endlich wieder mit tüchtigen Kräften ausgefüllt würden. In dieser Beziehung wird der Regierung nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht, die wohlverstandenen Interessen unserer Universität zu wenig wahrgenommen zu haben. Den berühmten Staatsrechtslehrer Mohl ließ sie nach Heidelberg, den geistvollen Aesthetiker Vischer nach Zürich, den scharfsinnigen Theologen Zeller nach Marburg ziehen; der treffliche Nationalökonom Fallati wurde uns durch den Tod entrissen, der philosophisch gebildete Criminalist Köstlin (einem größern Publicum unter dem Namen C. Reinhold als geschmackvoller Belletrist und Dichter bekannt) ist ihm, nachdem er schon längere Zeit durch Krankheit an seinen Vorlesungen verhindert war, soeben gefolgt. Auch der bekannte Pandektist Fein muß von Zeit zu Zeit wegen leidender Gesundheit seine Vorlesungen aussetzen, der verdienstvolle Vermittler zwischen deutschem und französischem Recht aber, Professor Warnkönig, ist unlängst in den Ruhestand versetzt worden. Es ist richtig, daß nur ein Theil dieser Verluste durch unsere Regierung verschuldet, ein anderer durch höhere Fügung herbeigeführt ist; aber die dadurch entstehenden Lücken baldmöglichst auszufüllen und den wissenschaftlichen Glanz unserer Hochschule nach Kräften aufrechtzuerhalten — das scheint uns denn doch unter allen Umständen eine Pflicht der Regierung, einerlei ob die Hochschule selbst sich in Tübingen befindet oder in Stuttgart.

Aus Berlin.

23. September 1856.

NO. Endlich ein erquickender Regen nach langer trostloser Dürre! Natürlich ist das blos eine tropische Redewendung; an Regen — unsere unglücklichen Sommerwohnungsinhaber, deren Leiden Ernst Kossak in seinen „Historietten" kürzlich so allerliebst schilderte, haben es empfunden — hat es uns in diesem Sommer wahrlich nicht gefehlt und auch der Herbst läßt sich, nach wenigen warmen Tagen, die uns für die verlorene Sommerfreude zu entschädigen versprachen, verzweifelt naß und unfreundlich an. Die Dürre, von der ich spreche, ist nur eine moralische: seit Monaten stockt das hiesige Leben, gerade so träge und regungslos wie unsere berühmten berliner Rinnsteine, an denen die neue englische Wasserleitung bisher auch noch nichts von den Wundern verrichtet hat, die man uns davon versprochen hatte und auch die Luft, die über beiden schwebt, ist so ziemlich dieselbe. In diese Dürre, die gewiß Niemand lebhafter empfunden hat als unsere Zeitungen, sind nun in diesen jüngsten Tagen die Hoffestlichkeiten, mit denen die Vermählung der Prinzessin Luise, Tochter des Prinzen von Preußen, mit dem Großherzog von Baden gefeiert wurde und die erst mit dem gestrigen Tage ihr Ende erreichten, hineingefallen wie ein wahres Manna in der Wüste. Freilich liegt es in der Natur dieser Festlichkeiten, daß dieselben sich in sehr ab-

geschlossenen Kreisen bewegen; Hoffeste zu Volksfesten zu machen, wie man das in Frankreich so trefflich versteht und wie man es soeben auch in Moskau versucht hat, ist bei uns nicht Sitte und so ist auch der Anblick der Uniformen und Livréen, das Rollen der Wagen und hinterdrein die wohlstilisirten Berichte unserer Zeitungscorrespondenten, deren Verdienst in diesem Falle um so größer ist, als sie größtentheils nur aus der Phantasie berichten — dies, etwa noch mit Hinzurechnung der Festvorstellungen in den Theatern, ist so ziemlich das Einzige, was unser Publicum von jenen Festlichkeiten hat. Aber es genügt ihm auch vollkommen, besonders wenn, wie bei der Vermählung der Prinzessin Luise, soviel politische und persönliche Sympathien sich vereinigen, das Ereigniß, das seiner Natur nach auf einen so engen Kreis beschränkt ist, zu einem allgemein interessanten und bemerkenswerthen zu machen. Man weiß, und der Enthusiasmus, mit dem vor zwei Jahren die Silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin gefeiert ward und zwar nicht blos bei uns, sondern man darf dreist sagen durch ganz Preußen, hat es bewiesen, welchen Umschwung die öffentliche Stimmung in Betreff des genannten Prinzen erfahren hat; der Prinz von Preußen ist jetzt ebenso populär und gilt ebenso sehr als der Anker unserer politischen Hoffnungen, wie er vor dem März als die Hauptstütze unserer Reaction betrachtet ward. Unter dem segnenden Gestirn dieser Popularität ist denn auch diese Vermählung vor sich gegangen; durch sie erklärt es sich, daß auch Schichten der Bevölkerung sich dafür interessirt haben, die der Welt des Hofes im Uebrigen sehr fern stehen und sich also consequenterweise auch sehr fremd dagegen verhalten. Auch der Großherzog von Baden erfreut sich bei dem intelligenten Theil der hiesigen Bevölkerung lebhafter Sympathien, während zugleich die vielen Landwehrmänner, die von hier aus den Feldzug nach Baden vom Jahre 1849 mitgemacht haben, eben deshalb für die Person dieses Fürsten und also auch für seine Vermählung mit einer preußischen Prinzessin ein ganz besonderes, fast könnte man sagen persönliches Interesse hegen. Und in der That verdient die Mäßigung, mit welcher der gegenwärtige Großherzog von Baden der Strömung der Zeit gefolgt ist, alle Anerkennung. Gerade auf einem so unterwühlten Boden, wie das Baden der Jahre 1848 und 1849 war, lag es der Reaction sehr nahe, die ganze Fülle ihres Fanatismus zu entfalten und daß Großherzog Friedrich dies verhindert hat und daß Baden, trotz seiner revolutionären Vergangenheit und trotz der äußern Umstände, die gerade hier so hemmend einwirken, noch immer zu denjenigen Ländern im gegenwärtigen Deutschland gehört, die sich verhältnißmäßig der freiesten Bewegung erfreuen, das ist ein Verdienst, das nicht geschmälert werden darf und das denn auch bei dieser Gelegenheit nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Stimmung geblieben ist. Eine besonders freudige Sensation hat namentlich auch bei uns die umfassende Amnestie hervorgebracht, durch welche, wie die Zeitungen uns soeben meldeten, der Großherzog seinerseits den Tag seiner Vermählung gefeiert hat. In einigen Kreisen hatte man sich mit der Hoffnung getragen, daß auch von Seiten der preußischen Regierung ähnliche Gnadenacte (und an Gelegenheit dazu fehlt es ja bekanntlich auch bei uns nicht) würden veröffentlicht werden. Bisjetzt ist nichts davon bekannt geworden; doch schmeichelt man sich, daß die Gnadenacte nur aufgeschoben sind bis zu einer andern, das preußische Interesse noch näher

berührenden Vermählung. Wie Ihre Leser sich erinnern, ist der Bruder der jetzigen Großherzogin von Baden, Prinz Friedrich Wilhelm, der vermuthliche dereinstige Thronerbe, mit der ältesten Tochter der Königin von England verlobt; die Vermählung wird, wie man hört, im Lauf des künftigen Sommers stattfinden und hofft man fest darauf, daß alsdann über unsere politischen Verurtheilten, deren Zahl noch immer größer ist, als man nach sieben Jahren vollständiger politischer Ruhe erwarten möchte, dieselbe Sonne der Gnade aufgehen wird, die in diesem Augenblick über Baden leuchtet. Auf diese Zeit soll denn auch der Besuch der Königin von England verschoben sein, den man eigentlich schon für diesen Herbst erwartete. Warum diese Erwartung sich vorläufig noch nicht erfüllt hat, darüber laufen im Publicum verschiedene Gerüchte um; doch glaube ich nicht, daß diejenigen von ihnen, die den Grund in politischen Motiven suchen, auf irgendetwas Thatsächlichem beruhen. Allerdings hat die Innigkeit, mit welcher erst ganz kürzlich bei Gelegenheit der ostpreußischen Manöver des Bündnisses zwischen Rußland und Preußen gedacht worden ist, einigermaßen überrascht: aber doch nur Diejenigen, welche ein für allemal gewohnt sind, ihre Illusionen und Wünsche höher anzuschlagen als das nackte Facit der Thatsachen. Man suchte sich hier allerdings eine zeitlang zu überreden, als ob die bevorstehende Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit einer englischen Prinzessin auch die Politik Preußens der englischen annähern würde, während man andererseits von dem in Rußland eingetretenen Thronwechsel eine Lockerung des russisch-preußischen Bündnisses erwartete. Wie unbegründet diese letztere Erwartung, darüber habe ich mich bereits in einem frühern Briefe bei Gelegenheit des Besuchs, den Kaiser Alexander am hiesigen Hofe machte, ausgesprochen und die ebenerwähnte Rede des Königs auf dem Schlachtfelde von Eylau, die so ganz unumwunden die Einheit der russischen und preußischen Politik proclamirt, kann als ein neuer Beweis dienen, wie sehr ich damit im Rechte war. Und das ist denn der Tropfen Wermuth, der sich auch in die gegenwärtige Feststimmung mischt: nämlich die Einsicht, wie sehr wenig Einfluß auf die politischen Beziehungen der Staaten die persönlichen Beziehungen ihrer Herrscher heutzutage noch haben und daß es daher sein Gefährliches hat, an dergleichen dynastische Ereignisse weitergehende patriotische Hoffnungen zu knüpfen.

Allein wohin bin ich gerathen? Ich reflectire über preußische und russische Politik und das Schicksal von Staaten und Dynastien und wollte Ihnen ja eigentlich nur sagen, daß ich Ihnen über die eben stattgehabten Festlichkeiten nichts zu melden vermag, aus dem einfachen Grunde, weil ich, ein paar illuminirte Fensterreihen und einige preußische und badische Fahnen über den Eingangsthüren einiger Restaurationen abgerechnet, nichts davon gesehen habe. Selbst den „Trousseau" der fürstlichen Braut, der einige Tage öffentlich im Schlosse ausgestellt war und durch den unter unserer Damenwelt eine wahre Völkerwanderung hervorgerufen wurde, hat Ihr Correspondent zu sehen verabsäumt — ein unverzeihliches Vergehen, ohne Zweifel, über das mich nur Zweierlei tröstet: nämlich erstens daß das „Deutsche Museum" keine Modenzeitung ist und zweitens daß das berühmte L. R. der „Voß'schen" eine so ausführliche und dabei so hoch poetische, so tief philosophische Beschreibung dieser Ausstellung geliefert hat, daß selbst die

wißbegierigste Leserin davon völlig befriedigt sein muß. Auch von den Festvorstellungen, die unsere Theater bei dieser Gelegenheit veranstalteten, habe ich zufällig nichts gesehen. Die königlichen Theater brachten ihre Festvorstellung erst vorgestern; im Schauspielhause wurde „Donna Diana", im Opernhause aber Spontini's „Cortez", der zu diesem Zweck nach jahrelanger Ruhe neueinstudirt war, gegeben. Zu dieser letztern Vorstellung hatten nur die geladenen Gäste des Königs Zutritt; doch wird sie heute Abend für das Publicum wiederholt und werden wir dabei ja sehen, ob die hiesige königliche Oper überhaupt noch im Stande ist, Werke wie den „Cortez", die so bedeutende musikalische Mittel erfodern, in würdiger Weise zur Aufführung zu bringen. Einstweilen nach den Erfahrungen, die wir in dieser Hinsicht namentlich in den letzten Wochen gemacht haben, muß es erlaubt sein daran zu zweifeln. Der mehrmonatliche Urlaub, den Hr. von Hülsen bekanntlich eingeführt hat, zeigt seine nachtheiligen Wirkungen unter Anderm auch darin, daß unsere Künstler, die überhaupt nicht zu den bestgeschulten gehören, in der Zwischenzeit vollständig verwildern und daß Wochen und Monate dazu gehören, bevor nur jener dürftige Grad von Zusammenspiel wieder erreicht wird, den man bei uns überhaupt noch kennt. Was speciell die Oper betrifft, so hat die Abwesenheit von Frl. Johanna Wagner wieder einmal recht deutlich gezeigt, wie schlimm es ist, wenn ein so bedeutendes Kunstinstitut sein ganzes Wohl und Weh auf eine einzige Sängerin setzen muß; um die Opern, in denen Frl. Wagner sonst die Hauptrolle spielte und die gerade um ihretwillen die Lieblingsopern des Publicums sind, nur überhaupt herausbringen zu können, sah die Intendanz sich genöthigt, zu einer Reihe von Gastspielen zu greifen, die indessen zum größten Theil sehr wenig befriedigten. Da sich nun das schon in meinem letzten Briefe erwähnte Gerücht, die Verlobung von Frl. Wagner betreffend, bestätigt hat und da wir somit die sichere Aussicht haben, diese trotz mancher Einseitigkeiten und Unarten immerhin unersetzliche Künstlerin für immer zu verlieren, so ist die Zukunft, der unsere Oper entgegengeht, in der That eine ziemlich düstere. Aber auch dem recitirenden Drama leuchtet kein besonders günstiger Stern. Die neuengagirte Heldin, Frl. Heußer aus Manheim, ist bisjetzt erst ein einziges mal aufgetreten und zwar als Iphigenie. Die Aufnahme war ziemlich günstig: doch wage ich nicht zu entscheiden, ob dieser Erfolg Frl. Heußer selbst gebührt oder ob sie ihn mehr ihren Mitspielern zu verdanken hat — nämlich weil diese so ganz unter aller Würde spielten, sodaß schon ein mittelmäßiges Talent in einer so ganz verwahrlosten Umgebung wie ein Edelstein hervorleuchten mußte. Unsere gegenwärtige Intendanz thut sich nicht wenig darauf zugute, daß sie soviel classische Stücke gibt und daß Goethe und Schiller und Shakspeare nirgends anders in Deutschland so häufig über die Breter gehen als bei uns. Allein dies Verdienst scheint mir ein sehr zweideutiges, solange der künstlerische Werth dieser Aufführungen so gering, wie es meistentheils bei uns der Fall ist; ja ich würde es für eine größere Pietät halten und für eine bessere Schule des classischen Geschmacks, die Iphigenie gar nicht zu geben als sie so zu geben, wie es vor einigen Wochen auf der hiesigen königlichen Bühne geschah — derselben Bühne, die ehedem mit dem Wolff'schen Ehepaar, ferner mit Frau Crelinger, Eduard Devrient ꝛc. gerade dies Stück so vortrefflich gab, wie man es sonst nirgends in Deutschland

sah. Und jetzt wagt man uns Aufführungen zu bieten, wie, einem Stück von Goethe gegenüber, kaum ein Stadttheater zweiten Rangs sich gestatten würde!

Wundern Sie sich übrigens nicht, daß mein heutiger Brief so ganz nach der herkömmlichen Chablone der Correspondenten vom Handwerk geschrieben ist: erst etwas Hofgeschichten, dann etwas Theatergeschichten — und nun zum Schluß vielleicht noch etwas Skandalgeschichten? Ganz richtig: und eben weil ich heute nicht in der Stimmung bin, von Criminalprocessen und Hinrichtungen, von Verhaftungen und Anklagen, von Bankrotten und Fälschungen zu sprechen, so habe ich dies unverfängliche Thema, das ja auch charakteristisch genug ist, vorgezogen. Was aber die eigentliche politische Neuigkeit des Tages betrifft, nämlich die neuenburger Vorgänge, so scheint es mir nicht zweckmäßig, die weise Zurückhaltung, welche die hiesige Presse übrigens darüber beobachtet hat — mit Ausnahme natürlich der „Neuen Preußischen“, und selbst diese läßt sich offenbar nicht so völlig heraus wie sie gern möchte — zu verletzen; das Thatsächliche des Vorgangs ist theils bereits hinlänglich erörtert, theils bedarf es keines Commentars und mit Conjecturen wird weder Ihnen noch Ihren Lesern gedient sein. Ich schließe daher für heute, indem ich nur noch eines Zuges in der Physiognomie unserer Stadt erwähne, der in den letzten Wochen hervorgetreten und der, so neu er ist, mir doch einige Beachtung zu verdienen scheint. Das sind die „Volksfeste“, die hier seit einiger Zeit grassiren: denn das scheint mir der richtige Ausdruck für das wüste Gemisch von Raffinement und Brutalität, von Vergnügungssucht und Selbstverhöhnung, das in diesen angeblichen Volksfesten vorliegt. Den Anfang machte ein „Erntedankfest“ in Pankow und das vortreffliche Geschäft, das die dortigen Bierwirthe dabei gemacht, hat in kürzester Zeit eine ganze Reihe von Nachfolgern hervorgerufen. Charakteristisch für alle diese Feste ist, daß das Publicum sich dabei nicht selbst amüsiren will, sondern nur sich amüsiren lassen; Maskenzüge, wenn auch noch so bettelhaft, Caricaturen und Anspielungen, wenn auch noch so witzlos, müssen die Schaulust kitzeln, man muß gewiß sein, in erstickendem Staub stundenlang im furchtbarsten Gedränge hin- und hergeschoben zu werden und endlich hungrig und durstig, mit zerrissenen Kleidern, schadenfroh über sich selbst und die unzähligen Andern, die es ebenso gemacht und in dieselbe plumpe Falle gegangen, nach Hause zu kommen — damit solch ein Fest so recht in Flor komme und seine Besucher nach Tausenden zähle. Von wirklicher Volksfreude ist dabei keine Rede; man geht nur hin, um sich nachher selbst auszulachen, daß man dagewesen. Nicht ganz diesem Genre angehörig, aber doch ihm nahe verwandt war das „Flaggenfest“, das kürzlich bei Kroll zum Besten der beim Riff Verwundeten gefeiert ward; trotz der hochtrabenden Ankündigungen jedoch und trotz der Tausende, die sich wirklich hatten davon verlocken lassen, waren die Veranstaltungen außerordentlich dürftig, sodaß man zweifeln konnte, was größer, ob die Taktlosigkeit, die den Plan ausgeheckt, oder die Geschmacklosigkeit, mit der derselbe ausgeführt worden.

Notizen.

Das erhöhte Interesse, welches die dresdener Gemäldegalerie durch ihre Aufstellung in dem neuerrichteten Museum erhalten, hat Veranlassung zu verschiedenen neuen Schriften über dieselbe gegeben, von denen wir unsern Lesern besonders zwei empfehlen: nämlich erstens von Julius Hübner, dem berühmten Maler, der bekanntlich seit Jahren in Dresden ansässig ist, ein „Verzeichniß der königlichen Gemäldegalerie in Dresden mit einer historischen Einleitung und Notizen über die Erwerbung der einzelnen Bilder“ (Dresden, Schönfeld) und „Dresdener Galeriebuch. Ein berathender Führer zur Auffindung und zum Verständniß der Meisterwerke in der königlichen Gemäldegalerie zu Dresden. Nach den besten Hülfsquellen bearbeitet“ (Dresden, am Ende). Das letztere Werk ist weniger ein eigentlicher Katalog als ein kurzer Auszug aus der Geschichte der Malerei selbst; doch sind diejenigen Meister, die sich in der dresdener Galerie vertreten finden, mit besonderer Ausführlichkeit besprochen, während zugleich durch ein zweckmäßig geordnetes Register Sorge getragen ist, daß jedes einzelne Bild leicht aufgefunden werden kann. In dem Hübner'schen Buche sind besonders die Erzählungen über die Erwerbungsart einzelner hervorragender Kunstwerke von Interesse; es sind zum Theil wahre kleine Novellen, voll Abenteuerlichkeiten und Ueberraschungen und diesem phantastischen Inhalt entspricht auch die halb belletristische Einkleidung, die der Verfasser seinen Erzählungen gegeben hat und die seiner poetischen Darstellungsgabe aller Ehre macht.

Das Juli- und Augustheft der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, herausgegeben von Dr. Johannes Müller und Johannes Falke“ (Nürnberg, Bauer und Raspe), auf die wir unsere Leser schon öfters aufmerksam gemacht haben, enthält wiederum eine Reihe von Abhandlungen, die sich ebenso sehr durch die Neuheit und Gründlichkeit des Inhalts wie durch die ansprechende Behandlung empfehlen. Wir heben namentlich hervor: „Ueber die Bedeutung des Studiums der Culturgeschichte für unsere Zeit“, von A. von Eye; Dr. F. L. Bösigk, „Ueber die Judenspottbilder des Mittelalters in Deutschland“; „Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland“ von Dr. G. Landau; ein Fragment von Karl Biedermann „Aus der vornehmen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts“; „Hingerichtete Thiere und Gespenster“ von K. Seifart und „Zur Culturgeschichte der deutschen Bäder“ (zunächst über Schwalbach und Pyrmont) von Dr. Stricker.

Schon vor einigen Wochen irrthümlich todt gesagt, ist der königlich sächsische Hofrath und Vicedirector des dresdener Hoftheaters &c., Karl Gottfried Theodor Winkler, in der Literatur bekannt unter dem Namen Theodor Hell, zu Dresden am 24. September wirklich gestorben. 1775 zu Waldenburg im Schönburgschen geboren, studirte er in Wittenberg Jurisprudenz und Historie und widmete sich dann seit 1796 dem sächsischen Staatsdienst. Doch nahm ihn die Literatur bald völlig gefangen; die von ihm herausgegebene „Abendzeitung“ (1817—43), die „Penelope“ sowie seine zahlreichen Bearbeitungen französischer Stücke sind allbekannt, gehören jedoch sämmtlich einer längst entschwundenen Epoche an. An der Verwaltung des dresdener Hoftheaters nahm er seit 1814 theil.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 41.** 9. October 1856.

Die Düsseldorfer Malerschule.

Von

Dr. **Lucanus.**

1. Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren. Kunstgeschichtliche Briefe von Wolfgang Müller von Königswinter. 2. Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf, ihre Geschichte, Einrichtung und Wirksamkeit und die düsseldorfer Künstler von R. Wiegmann.

Die neue Düsseldorfer Malerschule, wiewol eine der jüngsten Kunstschöpfungen unserer Zeit, hat sich nicht allein von ihrem ersten Entstehen an gleich durch ihre frühesten Werke die allgemeine Anerkennung der Kritik sowie die wachsende Theilnahme des Publicums erworben, sondern sie hat auch sozusagen von Jugend auf das Glück gehabt, daß namhafte Schriftsteller sich für die ihr angehörigen Künstler und deren Werke interessirt und denselben eigene Werke gewidmet haben. So zunächst Immermann, von Uechtritz, Fabre; dann der Graf Raczynski, der schon in dem ersten Theile seines großen illustrirten Werkes (1836) über die neue

deutsche Kunst, also zunächst über Düsseldorf ausführlich redet. Noch ausführlicher geschah dies ferner von Püttmann in seiner „Düsseldorfer Malerschule“ (1839), wo namentlich auch die bis dahin bekanntgewordenen Gemälde der genannten Schule eingehend besprochen und gewürdigt wurden.

Diesen Vorgängern schließen sich jetzt nach einer längern Pause die obengenannten Werke von W. Müller und R. Wiegmann an. Beide sind offenbar nicht blos gleichzeitig, sondern auch in derselben Veranlassung geschrieben, nämlich als Wilhelm Schadow das 25jährige Jubelfest als Director der düsseldorfer Akademie feierte und in nächster Beziehung zu dieser Feier. Allerdings hat die Wiegmann'sche Schrift erst vor wenigen Monaten die Presse verlassen: allein die historischen und statistischen Angaben über die Akademie sowie die Notizen über die Künstler und deren Werke reichen nicht weiter als auf die Jahre 1853 und 1854 und nur nachträglich finden sich S. 425 und 426 die Personalveränderungen angeführt, die in den Jahren von 1852—55 bei der Akademie eingetroffen sind, sodaß also das Schadow'sche Jubelfest gleichsam die Grenze bildet, bis wohin das Wiegmann'sche Werk sich erstreckt. Auch bei der Müller'schen Schrift ist eine derartige Begrenzung (die überdies ganz in der Natur der Sache liegt) unverkennbar und auch vom Verfasser selbst in liebenswürdigster Weise ausgesprochen. Doch fassen wir erst das Wiegmann'sche Werk ein wenig näher ins Auge.

Dasselbe hat den wesentlichen Vorzug, das geschichtliche und statistische Material mit größter Vollständigkeit und Genauigkeit zu liefern: ein Vorzug, der sich freilich zum Theil schon aus der amtlichen Stellung des Verfassers erklärt, indem ihm, als dem Secretär der Akademie selbst, auch alle Materialien und Documente aufs vollständigste und bequemste zudienste standen. Aber gerade dieser einfache historische Gang bietet höchst interessante Momente dar. Die Stiftung der Akademie fällt bekanntlich in das Jahr 1767 unter die Regierung des Kurfürsten Karl Theodor. Die ersten Directoren waren Lambert Krahe und Johann Peter Langer; das Gemälde, das der Verfasser uns von dem damaligen Zustand der jungen Anstalt entwirft, ist sehr lebendig und anschaulich. Es kommen seltsame Dinge vor, besonders um den Ruf der Akademie zu erhöhen. So erfahren wir z. B., daß im Jahre 1795 die ersten Größen der Kunstakademien zu London, Antwerpen, Amsterdam, Trier, Braunschweig, München, Manheim &c. als Lehrer der Kunstakademie in Düsseldorf aufgeführt wurden, während doch nur Langer, Brulliot und Erb wirklich Unterricht ertheilten. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Akademie bis zum Jahre 1805 einen für jene Zeit ganz ansehnlichen Standpunkt erreicht und in der That Alles geleistet hatte, was den Umständen nach von ihr ver-

langt werden konnte. Aber eben dies Jahr **1805** bildet auch den Wendepunkt, von wo ab der kaum erschlossene Flor der Anstalt rasch wieder in Verfall gerieth, und zwar in einen Verfall, der gar nicht tiefer sein konnte.

In diesem verhängnißvollen Jahre **1805** nämlich wurde die unschätzbare Gemäldegalerie, die bis dahin die höchste Zierde Düsseldorfs gewesen war, nach München gebracht. Dasselbe Schicksal hatte auch die Antikensammlung, ja selbst das berühmte Cabinet mit **14,241** zum Theil höchst werthvollen Handzeichnungen und **23,445** alten Kupferstichen und Radirungen mußte ihr folgen, obwol alle diese Zeichnungen und Stiche, wie Wiegmann ausdrücklich versichert, aus den Mitteln der bergischen Stände angekauft und also das ganz unzweifelhafte Eigenthum derselben waren.

Noch weit schlimmer erging es der Anstalt unter französischer Herrschaft. Sogar die Gebäude, in deren Besitz sie bisher gewesen war, wurden der Akademie entzogen und so konnte denn, bei dem gänzlichen Mangel allen Materials, auch der Unterricht, welchen die Professoren Schäfer, Thelott und L. Cornelius zu ertheilen nicht aufhörten, nur ein sehr nothdürftiger sein. Allein dies dürftige und unwürdige Verhältniß änderte sich, sowie Düsseldorf und mit ihm die düsseldorfer Akademie an Preußen übergingen. Schon im Jahre **1819** setzte die preußische Regierung der Akademie eine feste jährliche Einnahme von **8700** Thlrn. aus. Aber noch weit mehr als durch diese materielle Sicherstellung leistete sie ihr durch die geistige Führung, der die Anstalt untergeben ward: in demselben Jahre **1819** wurde Peter von Cornelius zum Director der neubegründeten Anstalt berufen. Hr. Wiegmann benutzt diese Gelegenheit, sich ausführlich über die Verhältnisse auszusprechen, in denen Overbeck, Cornelius, Wilhelm von Schadow und Veit in Rom damals zueinander standen; namentlich schildert er, wie dieser jugendliche Kreis schon damals gegen das verknöcherte Wesen der Akademien ankämpfte und wie gewissermaßen schon hier jene Reorganisation vorbereitet ward, welche dann Schadow zuerst praktisch ins Leben einführte und durch die unter seiner Leitung glänzende Resultate erzielt worden sind. Von großer Wichtigkeit sind ferner die Mittheilungen über den Lehrgang, der seitdem in der Akademie befolgt worden ist, sowie über die Principien, die bei den verschiedenen Einrichtungen und Gliederungen maßgebend gewesen: wobei denn auch mit Glück der Beweis geführt wird, daß kunst- und naturgemäße, also wahrhaft praktisch organisirte Akademien, geleitet von Meistern, die wirkliches Lehrtalent besitzen, nicht blos wünschenswerthe und nützliche, sondern für unser Zeitalter auch völlig unentbehrliche und nothwendige Institute sind. Schadow selbst hat sich

über diese seine Principien zuerst in dem vorhin genannten Werke des Grafen Raczynski vom Jahre 1836 öffentlich ausgesprochen; wie zweckmäßig sie sind, beweist die allgemeine Anerkennung, die ihnen zutheil geworden, sowie namentlich die zahlreichen Nachahmungen, die sich ihnen angeschlossen.

Allein wenn der Verfasser solchergestalt die principiellen Verdienste Schadow's anerkennt, so verschweigt er auch nicht die höchst wesentliche Unterstützung, die der Meister selbst bei Ausführung derselben an einer Anzahl jüngerer Künstler gefunden, welche ihm von Berlin bis Düsseldorf gefolgt waren. Hier ist es denn, wo die Namen K. F. Lessing, J. Hübner, Th. Hildebrandt, K. Sohn, sowie von Spätern H. Mücke und Ch. Köhler, jetzt mit Recht so gefeiert, ihre ersten Lorbern ernteten. Im Princip des Meisters gebildet, wirkten sie in völligster Uebereinstimmung in seinem Sinne und halfen dadurch wesentlich der Akademie jenen Charakter der Einheit und künstlerischen Geschlossenheit zu erwerben, der sie solange auf so glänzende und fruchtbare Weise ausgezeichnet hat. Wie sehr das Streben, Alles zur möglichsten Vollendung durchzubilden, schon damals die Akademie beherrschte, zeigte sich bereits in den Gemälden, welche damals von Düsseldorf ausgingen und von denen nicht wenige, indem sie plötzlich ein bis dahin ganz unbekanntes oder längst verschwundenes Interesse für Malerei erweckten, rasch zu Lieblingen der Nation wurden. Es genügt in dieser Hinsicht nur an Werke zu erinnern wie Hübner's „Fischer", Lessing's „Trauerndes Königspaar", K. Sohn's „Rinaldo" und „Hylas", wie an Hildebrandt's „Tankred" und „Romeo": Werke, die neben der strengen Zeichnung und der gründlichen Durcharbeitung zugleich auch durch die wahre und leuchtende schöne Farbe allgemeine, aber wohlverdiente Bewunderung erregten und auch in dieser Hinsicht eine neue Epoche unserer Kunst eröffneten.

Soweit reicht der erste Haupttheil des Wiegmann'schen Werks. Im zweiten finden sich dann diejenigen Künstler aufgeführt, welche seit 1824 theils als Lehrer, theils als Schüler der Akademie angehört haben, ebenso deren Werke nebst denjenigen der Passanten in akademisch-historischer Reihenfolge und ganz übereinstimmend mit den durch die „Correspondenzblätter des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen" fortlaufenden Nachrichten, gleichfalls unter dem Titel: „Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf zc." Dieselben beginnen mit dem December 1851, schließen mit Februar 1856, reichen aber, wie bereits erwähnt, nur bis zum Jahre 1853—54. Aber eben diese Jahre von 1854—56 sind von hoher Wichtigkeit, indem die Historienmalerei gerade in ihnen zum Theil einen neuen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Daher denn auch die Lücke, die wir hier bemerken und die um so empfindlicher ist, als nicht wenige der wichtigsten Werke von Lessing (Luther

verbrennt die Bulle), Leutze (Schlacht bei Bunkershill und die Scenen aus Milton's Leben), von Tidemand, Gude, Hübner, A. Achenbach rc. gerade in diese Jahre fallen.

Was endlich die Urtheile des Verfassers über die einzelnen Künstler und deren Leistungen anbetrifft, so sind dieselben durchaus gerecht, aber bei aller Gerechtigkeit doch auch sehr vorsichtig und maßvoll, wie es durch die amtliche Stellung des Autors zur Akademie ohne Zweifel bedingt ward. Die Glanzseite des Buchs bleibt jedoch immer sein bedeutender historischer Inhalt; durch ihn vornehmlich wird es für die Kunstgeschichte völlig unersetzlich und unentbehrlich. Noch steigern aber wird sich der Werth des Buchs, wenn der Verfasser (um was wir ihn denn auch hiermit angelegentlichst ersuchen) sich entschließen möchte, das Zusammentragen des Materials mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit fortzusetzen und dasselbe von Jahr zu Jahr in der Form kurzer Notizen und Uebersichten in dem schon erwähnten Correspondenzblatt niederzulegen.

Liegt somit dem Wiegmann'schen Werke ein gewisser, im besten Sinne amtlicher Stempel aufgeprägt und verdankt es seine Vorzüge hauptsächlich dem Reichthum und der Zuverlässigkeit des Materials, so hat dagegen Wolfgang Müller für das Leben der „düsseldorfer Künstler" stets das wärmste Herz, für das Emporblühen der Schule die freudigste Begeisterung, ja für die hervorragenden Glieder derselben stets die treueste Freundschaft, die innigste Hingebung gezeigt; stets stand er mitten in der Künstlerschaft, anerkennend, anregend, zu rüstigem Vorschreiten ermunternd. Auch sein Buch ist ein Product der Begeisterung, die sich stellenweise selbst zum lauten Enthusiasmus steigert. Aber da dieser Enthusiasmus ein aufrichtiger und wahrempfundener ist, so verfehlt er auch nicht, dem Leser ein ähnliches Gefühl zu erwecken. Daneben ist das Buch auch so reich an neuen und interessanten Aufschlüssen, wir werden so tief hineingeführt in das eigenthümliche Schaffen und Treiben der Künstler, so bekannt gemacht mit ihrem persönlichen Leben und Weben, und das Alles in so populärer und anmuthiger Weise, daß es jedem Gebildeten ebenso viel angenehme Unterhaltung als geistreiche Belehrung gewährt.

In der Vorrede erhalten wir zunächst eine kurze, aber höchst liebenswürdige Schilderung des Schadow-Festes im November 1851, dem, wie der Verfasser bekennt, auch sein Werk gleichsam seinen geistigen Ursprung verdankt. Im ersten Capitel spricht er sodann über die romantischen Anfänge der Schule und verwebt darin eine Schilderung Düsseldorfs im Jahre 1827: jenem folgenreichen Jahre, da zunächst Schadow mit seinen Genossen einzog, Immermann dann durch einen glücklichen Zufall ebenfalls nach Düsseldorf geworfen ward, und bald darauf in

Verbindung mit Schnaase und von Uechtritz sich jener Kreis bildete, dem auch F. Mendelssohn, F. Hiller und R. Schumann sich nach und nach anschlossen und dem eben jenes neue begeisterte Leben, jener frische frühlingsartige Trieb in Literatur und Kunst zu verdanken ist, der das damalige Düsseldorf charakterisirt. In diesen Müller'schen Schilderungen findet sich vieles höchst Anziehende und culturhistorisch Interessante; so namentlich über das Chaos der romantischen Anfänge, über die wunderliche Glut, mit der man damals für die „Nibelungen" schwärmte, für Tieck und Uhland 2c. „Alles", sagt der Verfasser, indem er von dieser Epoche spricht, „war Gefühl, weit weniger Verstand, Alles quoll aus dem Gemüth, nichts aus der Vernunft und selbst die Legenden wurden mit einer gewissen Frömmigkeit studirt, biblische Darstellungen, die irgend dem Charakter der Vorzeit nahekamen, mit Andacht beschaut und die einfachsten Volksmelodien mit wahrer Seligkeit gehört." Als das Stärkste und Geistreichste dieser Zeit rühmt W. Müller Lessing's „Leonore" und „Das trauernde Königspaar", ferner Hübner's „Fischer" und „Roland", Sohn's „Hylas", Bendemann's „Trauernde Juden", während die Kirchengängerinnen und Edelknaben als das Schwächste bezeichnet werden.

In die zunächst folgende Uebergangsperiode werden die Genoveven, Gretchen, Aschenbrödel und Räuber rangirt und dabei ein liebenswürdiges Bild der sogenannten „Künstlerwirthschaft", des so höchst gemüthlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens der Künstler gegeben. Sodann verbreitet der Verfasser sich über die Krisen, welche im nächsten Jahrzehnd durch politische, religiöse und ästhetische Einflüsse hervorgerufen wurden, besonders über Immermann's Einfluß als Kritiker. Es war nämlich damals noch die Zeit, wo die meisten Künstler nur allein von Künstlern beurtheilt sein wollten, wo Niemand, der nicht selbst den Pinsel führte, ein Recht haben sollte, seine Meinung über ein Gemälde zu äußern und wo man sich von Seiten der Künstler namentlich gegen die Kritik der Journale ein für alle mal öffentlich und feierlich verwahrte. Müller schildert vortrefflich, wie die öffentliche Kritik sich nichtsdestoweniger immer mehr Bahn brach; das Publicum überzeugte sich, daß ein tüchtiger Maler unter Umständen ein sehr schlechter Kritiker sein konnte, die Luft der Oeffentlichkeit, diese so unerbittlich scharfe, so schneidende und doch so wohlthätige, so heilsame Luft drang allmälig auch in die Werkstätten unserer Künstler, während die harmlosen Illusionen, mit denen dieselben sich bisher getragen, wie schwache Nebel mehr und mehr versanken.

In dem dritten Capitel, „Schule und Lehrer" überschrieben, schildert der Verfasser ungefähr mit denselben Farben, wie wir es auch in dem Wiegmann'schen Buche finden, die tiefe Versunkenheit, in welcher die

Akademie sich befand, als W. Schadow die Leitung derselben übernahm; ferner die Grundsätze, welche derselbe in Betreff des Lehrcursus und der Classenstufen befolgte, sowie namentlich das Lehrtalent des berühmten Meisters, das sich solange Jahre hindurch so glänzend und unantastbar bewährt hat. Allein so bereitwillig er dieses Verdienst anerkennt, so kann er doch nicht umhin, auch seinerseits zu beklagen (wie schon vor ihm von zahlreichen andern, nicht minder competenten Stimmen geschehen ist), daß nicht nur Schadow's ideelle Seite als Lehrer weit hinter der praktischen zurückgeblieben, sondern daß sie auch in den verschiedenen Perioden seines Lebens eine sehr verschiedene gewesen. Müller bezieht sich dabei auf eine Aeußerung Immermann's, die ungefähr dahin lautet, daß Schadow's strenge katholische Richtung in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit bei alledem eine durchaus freundliche Färbung getragen, bei der Rückkehr aus Italien jedoch, nach der Reise von 1831, habe dieselbe nicht selten einen politischen Charakter angenommen und das hauptsächlich deshalb, weil er am Rhein sozusagen mit Gewalt eine Schule habe hervorrufen wollen, wie sie Rom und Florenz im 16. Jahrhundert besessen. Was Müller aus eigener Wahrnehmung beibringt, beweist allerdings, daß Immermann auch mit dem letztern Theil dieser Aeußerung weder Schadow selbst noch der Wahrheit zunahe getreten. So erfahren wir, daß Schadow in diesem seinen katholisirenden Eifer soweit ging, Lessing's Atelier nicht wieder besuchen zu wollen, weil dieser den Ketzer Huß zum Gegenstande einer Darstellung gemacht habe und wie durch ähnliche Zerwürfnisse nach und nach auch noch andere der ersten Künstler sich von Schadow lossagten. Doch beeilt der Verfasser sich hinzuzusetzen, daß diese Lossagung der Schule selbst zum großen Heil gereicht und Viele zu eigener bedeutungsvoller Wirksamkeit geführt habe.

An diese Schilderung von Schadow's Lehrthätigkeit schließt sich dann eine Darstellung seiner Eigenschaften als Künstler. Von derselben Seite wird uns J. Hübner geschildert und der Einfluß dargelegt, den Beide in dieser Hinsicht ausgeübt haben. In ähnlicher Weise werden im nächsten Capitel Bendemann und Ch. Köhler, deren Werke und Einfluß besprochen.

Sehr zweckmäßig ist im Folgenden die Eintheilung nach Richtungen und Kreisen, indem dadurch allein eine klare Uebersicht über die Leistungen der Schule, über ihre Stärke und Schwäche, und ein wirkliches übersichtliches und deutlich geordnetes Bild ihres geistigen Daseins möglich gemacht wird; es ist das gewissermaßen die andere, aber sicherlich nicht minder wichtige Hälfte zu jener statistisch-historischen Uebersicht, die wir dem Wiegmann'schen Buche verdanken und wenn wir dessen Verdienste von dieser Seite her mit Lebhaftigkeit anzuerkennen hatten, so gebührt dem Verfasser dieses zweiten Werkes nicht

weniger Dank für die umsichtige und geistvolle Weise, mit der er sich dieser zweiten, noch schwierigern Hälfte der Aufgabe entledigt hat. So sind die Eklektiker im biblischen Fache Ernst Deger und sein Kreis, der in seinen Darstellungen in der Apollinariskirche vorzugsweise Bedeutendes in der christlichen Kunst geleistet hat, scharfsinnig zusammengereiht, woran sich Notizen über Mintrop rc. anschließen. Eine andere eigenthümliche Gruppe tritt uns entgegen in Alfred Rethel mit Joseph Fay und deren Huß, wobei die Leistungen in der eigentlichen Historienmalerei wiederum gesondert werden. Das elfte Capitel beginnt dann mit den Worten: „Und so komme ich denn zu den wahrhaft lebensfähigen Historienmalern, deren Stoffe in der Anschauung der Gegenwart beruhen und deren Ausführung in dem Material, welches die Natur ewig und unerschöpflich mit reichen Händen spendet, begründet ist. Theilweise liegt hier die eigentliche Kraft der Schule, denn hier entspricht die Frucht dem ausgestreuten Samen. Nicht die gedankenreiche Abstraction, sondern die schlichte Natürlichkeit ist von jeher das Princip der bessern Düsseldorfer gewesen; die geschichtlichen Momente könnten größer und gewaltiger erfaßt werden und das Dargestellte oft wol eine breitere Basis haben, aber wir geben dennoch diesen Vertretern der Geschichtsmalerei den Vorzug von denen, die sich mit halbverdauten Symbolen spreizen. Denn sie nehmen sich Stoffe aus Perioden, wo wirkliche Geschichtschreibung der Völker, und nicht allein der Fürsten, wie im Mittelalter, existirt." Die Biographien Lessing's und Leutze's, die sich dieser Einleitung anschließen, sowie die Beleuchtung ihrer Werke ist wahrhaft genial; sowol die Schärfe der Auffassung und Charakteristik als die geistreiche Lebendigkeit des Vortrags machen diesen Abschnitt zu einer der glänzendsten Partien nicht blos des Müller'schen Buchs, sondern der ganzen hierhergehörigen Literatur und reißen den Leser unwillkürlich zu einem ähnlichen Enthusiasmus hin, wie er den Verfasser selbst beseelt. Namentlich Lessing ist mit sichtbarer, aber wohlverdienter Vorliebe behandelt; der Artikel, den er ihm widmet, ist der umfangreichste des ganzen Buchs, seine Gemälde stehen lebendig vor uns, wir blicken in seine Mappen, ja selbst über Lessing's inneres Leben, namentlich über seinen religiösen Standpunkt erhalten wir ebenso interessante wie dankenswerthe Schilderungen. Sein „Huß vor dem Scheiterhaufen" wird als das großartigste und genialste Bild der gesammten düsseldorfer Schule geschildert und dem „Luther, der die Bulle verbrennt" die höchste Anerkennung gezollt.

Mit ähnlichem Enthusiasmus spricht Müller von Leutze. Unter den Schlachtenmalern dagegen wird besonders Camphausen hervorgehoben. Dann folgen Sohn und sein Kreis, Th. Hildebrandt, Eduard Steinbrück und deren Nachzügler. An die Spitze der Humoreske und Genremalerei ist A. Schrödter gestellt und gewiß mit vollem Recht; Jordan,

Ritter, Evers sind ihm angereiht. Eine zweite Gruppe umfaßt diejenigen Künstler, welche vorzugsweise Scenen aus dem Volksleben behandeln; als ihre hervorragendsten Häupter bezeichnet der Verfasser J. Becker und J. Dielmann, während von den jüngern Knaus, E. Böttcher und A. Breitenstein eine ehrenvolle Erwähnung zutheil wird. Eine dritte Gruppe bilden J. Meyer, A. Richter und Andere, während Hasenclever's genialer Eigenthümlichkeit ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. Ebenso auch K. Hübner, den der Verfasser ebenfalls mit sichtlicher Vorliebe behandelt. Zu einer andern annähernden Gruppe gehören dann A. Tidemand, Canton, H. Kretzschmer &c. Die Landschaftsmaler werden eingetheilt erstens in stilistische, zu denen J. W. Schirmer, Weber und deren Kreis gerechnet werden; zweitens in naturalistische: A. Achenbach, H. Gude und deren Anhänger; drittens in landschaftliche Stimmungsmaler, wie Lasinsky, Pose, Klein, Michaelis &c. Nach einer Besprechung Schadow's und seiner vielseitigen Meisterschaft als Landschafter, Aquarellist und Illustrator folgen dann die Thiermaler und die Maler von Blumen und Stilleben, ferner eine Notiz über die neugebildete Kupferstecherschule und endlich zum Schluß ein Rückblick auf die Leistungen der düsseldorfer Kunstschule im Ganzen und ihre kunst- und culturgeschichtlichen Resultate.

Und so nehmen denn auch wir hier Abschied von unserm Verfasser, aber nicht ohne ihm unsern aufrichtigen Dank zu sagen für seine ebenso belehrende als anregende Schrift. Die Düsseldorfer Kunstschule mag sich, wir wiederholen es, Glück wünschen, neuerdings zwei so vortreffliche, sich gegenseitig so glücklich ergänzende Historiographen gefunden zu haben; wir zweifeln nicht, daß die glückliche Verbindung, die darin liegt, sich erfüllen und diese Schule auch fernerhin durch den Reichthum und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen den Ruhm der deutschen Kunst aufrechterhalten und erweitern wird.

Die Finanzen des Proletariats.

Von

Karl Grün.

II.

Wir haben, unter Voraussetzung der Solidarität aller Arbeiter auf Grund der bestehenden Verhältnisse, den brabanter Arbeiter mit einem jährlichen Deficit von 57 Francs 92 Cent. entlassen, woran Mann, Frau und vier Kinder zu zehren haben. Die Voraussetzung der Solidarität ist von besonderer Wichtigkeit; denn wenn sie auf der einen

Seite durch statistische Verdünnung des Einzelelendes den Poeten und Rhetoren Abbruch thut, so erweist sie auf der andern Seite der kritischen Betrachtung den Dienst, einen fürchterlichen Lehrsatz herzugeben: die Arbeit überhaupt kann nicht leben!

Betrachten wir jetzt die Resultate für alle neun Provinzen. Für die Provinz Brabant ist in dem Ducpétiaux'schen Werke noch eine andere, mehr allgemeine Berechnung aufgeführt worden, welche für 18 Normalfamilien, anstatt mit einem Deficit, mit einem Boni von 155 Francs 74 Cent. abschließt, was 8 Francs 65 Cent. per Familie über des Leibes Nahrung und Nothdurft hinaus ergibt.

	Boni.	Deficit.
Brabant also, per Familie	8.65	
Ostflandern, Agricultur und Industrie, 6 Musterfamilien, Deficit 180.53		30.09
Westflandern, 22 Familien, Deficit 1024.40 . . .		46.56
Antwerpen, 9 Familien, Deficit 63.50		7.06
Limburg, 12 Familien, Deficit 261.01		21.75
Hennegau, 22 Familien, Deficit 113.01		5.14
Lüttich, 23 Familien, Deficit 5719.19		248.66
Namur, 18 Familien, Boni 518.10 . . .	28.78	
Luxemburg, 24 Familien, Deficit 472.22		19.68
	37.43	378.94
		37.43
	Deficit .	341.51

Auf 9 Familien vertheilt, gibt das ein jährliches Deficit per Familie von 37 Francs 95 Cent., sage 38 Francs. Nehmen wir aber, anstatt des Boni von 8 Francs 65 Cent. in der Provinz Brabant, das viel wahrscheinlichere Deficit von 57.92 an, so haben wir für das Königreich ein Enddeficit von 408.08 oder per Familie von 45 Francs 34 Cent.

Hr. Ducpétiaux macht die Bemerkung, daß die Ausgabebudgets wol mehr nach dem Wunsche der Leute als nach der Realität fixirt sein möchten. Mag wol sein, denn wenn der belgische Arbeiter wirklich seiner Angabe gemäß ausgäbe, so müßten ihm die 45 Francs Deficit ersetzt werden. Das würde auf 700,000 Familien jährlich 31,500,000 Francs machen, d. h. das gesammte Militärbudget ginge darauf. Das stehende Heer ist aber absolut nothwendig zur Conservation der heutigen Staaten und hat seine providentielle Bedeutung, bis die ökonomische Anschauung die Utopie von Oben wie von Unten besiegt haben wird.

Hierzu wieder etliche Noten. Die Arbeit der Kinder ist schlechterdings nothwendig zur Aufrechterhaltung selbst dieses ärmlichen Status. Die Kinder der Masse kommen nicht aus dem Zirkel heraus, Maschinen-

futter und Drangsalsmenschen zu sein und solche wieder zu erzeugen, und es ist daher wieder eine Utopie, durch den öffentlichen oder Gratisunterricht die Kette des unwissenden Elends brechen zu wollen. In beiden Flandern verdienen die Kinder oft mehr als die Aeltern, werden daher von zartester Jugend an zur Arbeit gehalten.

In Ostflandern liegt die Gemeinde Caprycke mit 3508 Seelen. 100 Familien höchstens befinden sich etwas wohl, 70 davon sind Ackerbauer mit zwei bis drei Pferden, der Rest besteht aus Eigenthümern, Beamten und Industriellen; alle zusammen etwa 750 Personen. 1400 Personen liegen dem Wohlthätigkeitsbüreau zur Last; von den übrigen 225 Haushaltungen sind 175 Tagelöhnerfamilien, von denen höchstens die Hälfte das ganze Jahr durch beim Bauer Arbeit findet, die andere Hälfte bearbeitet des Winters den Flachs.

Das Resultat der Localcommission in den Gemeinden Aedegem, Waerschoot, Lembecke, Ertvelde ist folgendes: „Ein Arbeiter und seine Frau, ziemlich stark, ziemlich fleißig, und ziemlich mäßig in ihrem Appetit (denn das Alles ist unumgänglich), mit einer Tochter von 16 Jahren, die soviel verdient wie ihre Mutter, mit einer andern Tochter von 12 Jahren, die ein Drittel des Lohns ihrer Schwester heimträgt, mit zwei kleinern Kindern, die sich nichts Ueberflüssiges erlauben, die keine Krankheit, keine Schwäche haben, denen sie ihre ärmliche Nahrung doch aussetzt; die der Ausgabe für Geburten und Todesfälle entgehen: diese armen Leute sehen ihr Budget, das auf den Mittelpreis der Nahrungsstoffe basirt ist, mit einem Deficit abschließen, welches dem Budget für Kleidung und Wohnung gleichkommt. Und das ist die Lage, welche 19 Zwanzigstel der flandrischen Bevölkerung mit neidischem Auge betrachten!"

Die wohlfeilern Industrieproducte haben das Leben der arbeitenden Bevölkerung um nichts erträglicher gemacht. Die Baumwolle ist allgemein an die Stelle des wollenen Tuchs getreten. Damals hatte der Arbeiter zwei Anzüge, einen für den Werktag, den andern für Sonn- und Feiertags. Der letztere bestand aus einem wollenen Rocke und einer dito Hose, einem Hut und einem Paar Stiefel. Das Sonntagscostüm findet man nur noch bei den Aufsehern, Mechanikern, Maschinisten und andern Arbeitern, die ein starkes Salair beziehen. Und warum beziehen diese ein starkes Salair? Weil sie die Aristokratie der Arbeiter bilden, weil sie capitalisirte Geschicklichkeit verzinsen, weil ihr Angebot verhältnißmäßig schwach auf dem Markte ist.

In Westflandern beträgt das ganze Einkommen einer Normalfamilie erster Rangclasse (die unterste) mit Tagelöhnern, eigenem Ackerbau und Weberei des Vaters, Tagelöhnern und Spinnen der Mutter, Tagelöhnern und Spitzenklöppeln der ältesten Tochter mit Hülfe der ältesten

Knaben beim Weben wie auf dem Acker, mit Holz- und Aehrenlesen, mit Kaninchenverkauf, Ziegenmilch und Lumpenhandel — 433 Francs 28 Cent. per Jahr! Unsere Documente belehren uns, daß es in den beiden obern Rangclassen derselben Provinz „ein wenig besser" steht! „Auf jeden Fall zeugt dies von der äußersten Dürftigkeit und von einer Oekonomie, die, wie wir glauben, kein Analogon in irgendeinem Lande Europas hat." Das mag dahingestellt sein.

Die ärmste Classe der Bevölkerung wohnt in miserabeln Hütten, die aus Holz und Lehm gebaut sind; das Strohdach schützt kaum vor Wind und Regen; es gibt da weder Fußboden noch Pflaster; der Boden ist oft mit stinkendem Schlamm bedeckt, der einen mephitischen Geruch verbreitet und diese tristen Höhlen um so ungesunder macht, als zugleich die Hausthiere der Familie darin leben. Und das ist nicht blos auf dem Lande, auch in den Städten wohnen oft 100 Bewohner in erbärmlichen Höhlen, die nicht gesünder sind. Es ist kläglich zu sehen, wieweit die Habgier gewisser Eigenthümer geht, die, um ihre Capitale zu verwerthen, von diesen Unglückseligen Miethpreise fodern, die meistens ihre Mittel übersteigen und ihnen dafür Schlupfwinkel geben, deren Scheußlichkeit nur Ungläubige findet. Die Medicinalcommission fügt hinzu, es sei „trostlos, gestehen zu müssen, daß dergleichen Misbräuche im 19. Jahrhundert im Schoose großer Städte sich vorfänden, und daß die Communalbehörden sie nicht verhindern und nicht gegen so entartete Wesen einschreiten könnten."

Könnten! Die Herren Aerzte sind wirklich das ideologische Element in unsern Gesellschaften, die brüsseler Doctoren Dieudonné und Sélade müssen dem Leser noch im Gedächtniß sein. Aber was denken sich denn diese Mediciner unter dem Eigenthumsrecht? Und was meinen sie, was die Municipalbehörden wider das Recht selbst vermöchten? Wenn nun die Eigenthümer jener Hütten ihr Capital nicht länger in Arbeiterwohnungen anlegen wollten, weil es dort nicht genug eintrüge — ei, so würden sie zu irgendeinem Crédit mobilier gehen und für die Armen würden am Ende gar keine erschwingbaren Wohnungen vorhanden sein! Man muß es als eine flagrante Ungerechtigkeit zurückweisen, daß das Capital an der Börse frei und im Häuserbau unfrei sein soll.

In der Provinz Namur verdient ein Arbeiter erster Rangclasse, der mit acht Kindern gesegnet ist, 620 Francs; da das nicht ausreichte, lud er sich noch neue Arbeit auf, die ihm 3 Francs per Woche eintrug. Er fügte die Tagelöhne von zweien seiner Söhne hinzu; eine seiner Schwestern, bei der seine älteste Tochter wohnt, unterstützt ihn bisweilen: bei der größten Sparsamkeit kann er nicht auf seine Ausgaben kommen. Plötzlich muß sein ältester Sohn fort, unters Militär, dieser verdiente

450 Francs jährlich. Die Lage ist „kläglich", und ist die von 50,000 andern Familien.

In der Stadt Namur und in der benachbarten Landgemeinde Fläwinne zusammengenommen kommt auf den Kopf der Arbeiterbevölkerung eine Ausgabe von 187 Francs 60 Cent. Jeder Gefangene in ganz Belgien kostet durchschnittlich 229.70 Unterhaltungskosten. Die Gefängnisse sind also besser als die Freiheit! Die Provinzialcommission meint, die Subsistenz aller Arbeiter in ganz Belgien, alle Provinzen ineinandergerechnet, käme auf mehr als 200 Francs per Kopf zu stehen. Ist sehr zweifelhaft, beweist aber, daß die Finanzen des Proletariats auf das „Minimum der Subsistenz" berechnet sind, da in den Gefängnissen sicherlich kein anderer Maßstab angelegt wird.

Nach dem Bürgermeister von Arlon (Luxemburg) verdient ein dortiger Maurer jährlich 340 Francs (8 Monate), seine Frau 100, das älteste Kind 50 Francs. Andere 250 Francs kommen vom Torfstechen und Holzlesen im Arloner Busch. Ohne die Torfindustrie könnte die Masse dort nicht leben; sie verschafft zugleich Brennmaterial im Winter. Trotz alledem muß die öffentliche Wohlthätigkeit 50 Francs und die private 40 Francs darauflegen, soll die Maurerfamilie herumkommen. Das geht noch über unsere 35 Francs 34 Cent. hinaus. Mag der Bürgermeister, dem der Verfasser in trüber Zeit zu Dank und Lob verpflichtet wurde, es selbst verantworten, wenn er zu jenen Angaben hinzufügt: „Die Unvorsichtigkeit ist groß in dieser Arbeiterclasse, welche die Sparsamkeit und ihre heilsamen Früchte nicht kennt, und die nicht daran denkt, sich im voraus gegen die Leiden und Entbehrungen zu schützen, von denen sie so oft heimgesucht werden."

Was nun erst das Leben des Arbeiters wird, wenn Getreide- und Kriegskrisen dazu kommen, das wollten wir zwar grundsätzlich unberücksichtigt lassen. Da aber Hr. Ducpétiaux selbst die Tarife der Nahrungsmittel von vor 1854 und von 1854 zusammenstellt, so mag der Leser auch diese Gedankenreihe in den Kauf nehmen. Im Durchschnitt der Jahre 1849—54 kostete in Brüssel das Pfund Weizenbrot 15 Cent., im Jahre 1854 21½ Cent.; 1849—54 das Pfund Roggenbrot 9½ Cent., 1854 14 Cent.; 1849—54 das Pfund Kuhfleisch 40 Cent., 1854 50 Cent. 1849—54 das Pfund Kartoffeln 4 Cent., 1854 6 Cent.; 1849—54 das Pfund Kaffee 87 Cent., 1854 1 Franc. Da dies die Hauptnahrungsmittel der Arbeiterwelt sind, so ergibt sich ein Extradeficit von allermindestens 33 Procent.

Die höchste Mittelzahl des Tagelohns in Belgien ist 1 Franc 56 Cent. für den Mann, 89 Cent. für die Frau, 56 Cent. für die Knaben, 55 für die Mädchen. Nun darf kein Mitglied der Familie krank werden, die Frau nicht in die Wochen kommen, die Kinder können

nicht von ihr verwahrt und erzogen werden, ja die Wäsche muß liegen bleiben, damit die Normalfamilie Belgiens 1068 Francs jährlich verdient. Und dann fehlen ihr, nach Rechnung des Hrn. Ducpétiaux, noch 43 Francs 71 Cent. zum Bestande, um leben zu können wie die Gefangenen. Unser eigenes Resultat von 45 Francs 34 Cent. stimmt nahezu damit zusammen.

Wie sie leben, sagt Hr. Ducpétiaux, das weiß — Gott. „Man kann die Rechnungen, auf die wir uns stützen, bestreiten, man kann unsern Hypothesen jede beliebige andere Hypothese substituiren; aber was man auch anstelle, man wird zum selben Resultat gelangen: daß in den meisten Fällen die Mittel der arbeitenden Classe nicht im Verhältniß stehen zu den wesentlichsten Bedürfnissen, daß ihre Lage sich verschlimmert im Verhältniß der gesteigerten Preise der Lebensmittel, und daß, wenn es nicht gelingt, das Gleichgewicht zwischen Lohn und unumgänglichen Bedürfnissen herzustellen, man sich auf eine ernsthafte Krise gefaßt halten kann, deren Ausgang Niemand vorauszusehen vermag."

„Wir danken Dir, Gott, daß wir nicht sind wie diese Zöllner und Sünder." Zu Denen, die so reden und denken, noch ein Wort, und ich schließe.

Rau in Heidelberg, also im Lande der Schriftgelehrten, sendet Hrn. Ducpétiaux seine Lohn- und Ausgabestatitik aus Unterbaden ein, die gleichfalls nach Vorschrift des brüsseler Congresses abgefaßt ist. Die

Musterfamilie in Heidelberg verzehrt jährlich	400 Gulden = 848 Francs 80 Cent.
Vater, Mutter und Ein Kind verdienen . .	330—340 Gulden = 700 Francs — 724 Francs
Deficit . .	60— 70 Gulden = 127—148 Francs.

Diese müssen also wol ihre Ausgaben beschränken, sagt Rau. Freilich! Wie sie leben, weiß wieder — Gott. Wenn der Vater Handwerker oder Holzsäger ist, so kann er für seinen Kopf 200—220 Gulden verdienen; dann steigt die Gesammteinnahme auf 350—380 Gulden = 742—805 Francs. Deficit 106—43 Francs, und das im allerglänzendsten Falle! Rau: „Man kann annehmen, daß 742 Francs ganz streng nothwendig sind zum Unterhalt einer Familie von sechs Personen in der Stadt. Wenn die Einnahme nicht höher steigt, so ist die alleraußerordentlichste Sparsamkeit nöthig, und bisweilen muß sie sich darein fügen, einige Schulden zu contrahiren." Da die gewöhnliche Einnahme eines Arbeiters in Heidelberg 700—724 Francs beträgt und 742 zum Leben nöthig sind, so bleiben der Familie 30 Francs jährliches Deficit im Durchschnitt.

Der badische Arbeiter auf dem Lande verzehrt jährlich	315	Gulden	= 667.80.
Seine Einnahmen betragen dagegen	277½	"	= 588.30.
Deficit	37½	Gulden	= 79.50.

Die Familie miethet daher ein kleines Feld, man sammelt officinelle Pflanzen, treibt Handel mit Obst, Butter, Eiern, hält ein paar Ziegen, deren Futter die Kinder sammeln (anstatt in die Schule zu gehen) und die an Butter, Mist und Zicklein 34 Gulden Reinertrag verschaffen, was etwa das Deficit deckt.

In den weiter von der Stadt entlegenen Dörfern ist der Tagelohn nur 24 Kreuzer, dann ist das Deficit 67½ Gulden oder 143 Francs. Was alsdann die Ziegen machen, wird uns von Rau nicht mitgetheilt. „Auch lebt der Arbeiter hier meistentheils in einem der Noth nahegelegenen Zustande." (In dem Manschettenfranzösisch heißt es: dans un état, voisin de la gêne.)

Die Ausgaben des badischen Arbeiters erster Rangclasse werden von Rau für Stadt und Land so bestimmt:

Stadt:			Land:		
Nahrung .	241 Gulden	36 Kreuzer.	Nahrung .	207 Gulden	28 Kreuzer.
Bloße Erhaltung .	133 "	18 "	Bloße Erhaltung .	92 "	47 "
	374 Gulden	54 Kreuzer.		300 Gulden	15 Kreuzer

ohne religiös-moralische Bedürfnisse in der Stadt wie auf dem Lande. Die Durchschnittszahl für den badischen Arbeiter ist also 337½ Gulden Ausgabe. Die Einnahmen sind in der Stadt 330—340, sagen wir 335, auf dem Lande mit der Ziege 311 Gulden, Durchschnitt 323 Gulden. Aber die Hälfte der Landleute verdient nur 24 Francs statt 30, macht einen Unterschied von $\frac{10}{7}$ Gulden auf 300 Arbeitstage oder 296 Gulden; Städter und Ländler haben so eine Durchschnittseinnahme von 314 Gulden. Mit der Ausgabe verglichen gibt das ein Normaldeficit von 23½ Gulden = 49 Francs 76 Cent. für den badischen Arbeiter.

Rechnet man den Handwerksmann und den Holzsäger hinein, deren Mittellohn 350—380, sagen wir 364 Gulden, ist, so ergeben sich folgende 4 Einnahmebudgets:

Handarbeiter und Säger	365	Gulden,
Gewöhnlicher Stadtarbeiter	335	"
Landarbeiter mit Ziege	311	"
Entfernter wohnender Landarbeiter . .	296	"
	1307	Gulden

auf vier Familien, wonach jede einzelne 327 Gulden erhält, was ein Normaldeficit von 10 Gulden oder 22 Francs 80 Cent. macht.

Es bleibt uns nun noch übrig, ehe wir den Schluß ziehen, das Werthverhältniß des belgischen zum badischen Gelde zu berechnen. Das Geld in Baden hat jedenfalls einen höhern Werth als das Geld in Belgien. Dürfen wir uns auf so gewiegte Leute wie die Herren Ducpétiaux und Rau verlassen, so gelten 327 Gulden in Baden, was der beste Durchschnitt der Arbeiterlöhne in Baden war, soviel als 1068 Francs, was der beste Durchschnitt in Belgien ist. Danach entstände die folgende Proportion:

693 Francs : 1068 Francs :: 22.80 : x

x oder das badische Normaldeficit wäre demnach in belgischer Währung gleich 35 Francs. Das belgische Normaldeficit war nach einer Annahme 37 Francs 95 Cent., nach der andern 45.34. Sieht man das erstere an, so ergibt sich eine frappante Aehnlichkeit, ja fast Identität in den Arbeiterverhältnissen beider Länder. Viele Leute würden sich vielleicht dadurch für dieses erstere bestimmen lassen. Ich halte das zweite für richtiger und erkläre die Differenz zwischen 35 Francs und 45.34 durch die in Belgien mehr gesteigerte Production und durch die höhere Productivität, namentlich der Industrie.

Denn hier am Ende eines ziemlich trockenen arithmetischen Capitels, aus dem ein einfacher Lehrsatz entspringt, daß nämlich der Arbeitslohn um das Minimum der Subsistenz herumschwankt und in zwei ganz verschieden situirten Ländern die Masse des Volks noch unter das Niveau des Gefangenen stellt, thut sich einer jener schwindelnden Abgründe der Erkenntniß auf, die nach Platon der Anfang der Weisheit sind. Je blühender die Industrie, je einträglicher die menschliche Arbeit wird, um desto höher schwillt das Jahresdeficit aller der Millionen, die auf dem Erdenrunde nichts als ihre Muskelkraft einzusetzen haben. Was ist aller metaphysischer Schwindel von Jakob Böhme bis auf die Gottseligen unserer Tage gegen diesen Abgrund? Wenig mehr als der Traum eines schlecht verdauenden Kindes.

Bringt man aber gar die kritischen Jahre in Anrechnung, die auch ihre fatale Periodicität haben, den Miswachs, den Krieg, die Handelsstockungen, so verzeiht man willig den Herren Supranaturalisten und Mystikern ihr „Wunder"; denn nur ein Wunder kann dich tragen über solche Kluft der Unbegreiflichkeit.

Nach allen Oekonomen, auch nach Rau und Ducpétiaux, werden ungefähr 70 Procent des Arbeiterbudgets auf bloßes Essen und Trinken verwendet. Steigen nun die allernothwendigsten Lebensmittel um 40—50 Procent, so ist das ganze Budget mit Beschlag belegt, der Arbeiter kann nicht wohnen, schlafen, sich nicht kleiden und wärmen, überhaupt nichts thun, als was das Thier an der Krippe verrichtet. Nach Hrn. Ducpétiaux sind die Nahrungsmittel von 1849—54 allein um $33^1/_3$ Procent

gestiegen. Wieviel die Misernten, wieviel Californien und Australien dazu gethan, gehört nicht hierher. Wäre das Steigen der Preise auch blos nominell, das Resultat bliebe absolut dasselbe. Rau sagt wörtlich: „Die Höhe der Löhne in Baden ist seit wenigstens 30 Jahren dieselbe geblieben." Hr. de Brouckère, Bürgermeister von Brüssel, erklärte voriges Jahr im Stadtrathe der belgischen Hauptstadt: die Arbeitslöhne seien dieses ganze Jahrhundert noch nicht erhöht worden. Das heißt: die Arbeitslöhne sind dieses ganze Jahrhundert immerfort gefallen.

Gedichte.

Von

Friedrich Bodenstedt.

1. Im Frühling.

Nun keimt und blüht es allerwärts,
Die Drossel singt im Waldesgrün,
Mir ist, als fühlt' ich auch mein Herz
Neu mit des Waldes Blumen blüh'n.
Die ganze Welt erneut sich,
Und jedes Würmchen freut sich,
Wie Alles duftet, treibt und ringt
In wonnevollem Werden —
Was auch das Leben Trübes bringt:
Es ist doch schön auf Erden!

Dort sinnend wandelt eine Frau,
Schon furcht sich alternd ihr Gesicht;
Das schwarze Haar wird silbergrau —
Sie denkt der Jugendzeit und spricht:
Die Vöglein zwitschern wieder
Die alten Frühlingslieder,
Sie kennen nicht Veränderung
In Antlitz und Geberden —
Doch, bleibt man auch nicht immer jung:
Es ist gar schön auf Erden!

Es fiel vom Baum ein welkes Blatt,
Ein Greis schloß seine Augen zu,
Ein Trauerzug wallt aus der Stadt,
Man trägt den Leib zur ew'gen Ruh;
Der Geist, auf lichtern Bahnen
Sieht schon, was wir nur ahnen —

Er geht zu neuem Frühling ein,
Frei aller Noth zu werden;
Wohl mag's im Himmel schöner sein,
Doch schön ist's auch auf Erden.

2. Ballade
vom treuen Ritter und der spröden Maid.

Ein junger Ritter liebte eine wunderschöne Maid,
Doch ohne Gegenliebe schied er voll Weh und Leid,
Und blieb verschollen bis ihr die Kunde einst gekommen:
Er habe in seinem Herzeleid das Leben sich genommen.
Da begann die Maid zu trauern, weinte Nacht und Tag,
Sie jammerte und weinte mehr als ich sagen mag:
„Ach, hätt' ich doch erwidert des treuen Ritters Lieben
Und nicht durch eitel Sprödethun zum Tode ihn getrieben!“
Dem treuen Ritter wurde der Jungfrau Jammer kund,
Er hatte sich nicht getödtet, war noch ganz gesund;
In Freuden heimwärts eilt' er, zu werben um ihre Minne.
Sie aber stieß den Lebenden von sich mit stolzem Sinne!
Erst um den Todtgeglaubten war sie voller Gram,
Nun war ihr Gram noch größer, da er lebendig kam.
So schwer ist's hier auf Erden den Schönen recht zu machen!
Ich weiß nicht, ob man weinen soll darüber oder lachen.

3. Jephtha's Tochter.

Nun hat Juda ausgeweint:
Jephtha's Hand bezwang den Feind.
Streitbar zog er fort von Haus
Und bezwang die Ammoniter —
Blumen streut man vor ihm aus:
Im Triumphe heimwärts zieht er.

Keine Blum' auf Judas Höh'n
Blüht wie Jephtha's Kind so schön!
Mit Gesang und Paukenschlag,
Schmuckreich, mit gesalbten Füßen
Zog sie aus am frühen Tag,
Den Erzeuger zu begrüßen.

„Was verhüllst du dein Gesicht?
Kennt sein Kind der Vater nicht?“
— Weh'! ein schwer Gelübde that
Ich, um Juda zu befreien:
Was zuerst vom Haus mir naht,
Als ein Opfer Gott zu weihen! —

Und sein Haar in Weh und Leid
Rauft er aus, zerreißt sein Kleid...
„Vater, jamm're nicht um mich!
Gott half dir das Land befreien:
Ist dein Kind nicht werth, für dich
Ihm als Opfer sich zu weihen?"

Betend schaut er himmelwärts,
Drückt sein blühend Kind ans Herz,
Das von Trübsal überschwoll:
— Herr, du gabst sie! Nimm sie wieder! —
Eine heiße Thräne quoll
Die gebräunte Wange nieder.

Und ihr junges Leben schwand
Reiner als der Opferbrand
Der verzehrend sie umloht,
Und die Töchter Judas klagen
Um der Tochter Jephtha's Tod
Noch bis zu den spät'sten Tagen.

4. Shakspeare und seine Erklärer.

Seit Lessing dich, der größte Richter,
Verkündet hat als größten Dichter —
Seit Goethe dich und Schiller schätzten,
Dich Tieck und Schlegel übersetzten:
Wirst du von Andern auch bewundert,
Und dies erklärende Jahrhundert
Erklärt und hundertfältig preist es
Die ewigen Werke deines Geistes.
Von dir zu reden weiß heut Jeder,
Wie im Salon, so vom Katheder;
Viel elegante Herr'n und Damen,
Die nie gelesen deine Dramen,
Sie geh'n und hören dich erklären,
Um dich bequemer — zu entbehren.

Ach, wie's mit den Erklärern geht,
Man kann es täglich seh'n —
Wer dich nicht ohne sie versteht,
Der lernt dich nie versteh'n.

Literatur und Kunst.

Literaturgeschichte.

Von dem „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade" (Hannover, Rümpler), einem Unternehmen, das sowol durch die Namen der Herausgeber wie durch die Mannichfaltigkeit und Gediegenheit seines Inhalts sich rasch beim Publicum eingebürgert hat, liegen uns das erste und zweite Heft des vierten Bandes vor. Die Herausgeber, welche die Redaction des „Jahrbuch" früher gemeinschaftlich besorgten, haben seit einiger Zeit die Einrichtung getroffen, daß jeder von ihnen abwechselnd ein Heft selbständig herausgibt; so ist die erste der vorliegenden Lieferungen von Hoffmann von Fallersleben, die zweite von Oskar Schade besorgt. Auf die Haltung der Zeitschrift selbst scheint diese Einrichtung nicht ohne Einwirkung geblieben zu sein. Zwar stehen beide Herausgeber auf demselben Boden philologischer Gelehrsamkeit und genauester kritischer Forschung: aber Hoffmann von Fallersleben ist nicht blos Gelehrter, er ist, wie wir Alle wissen, zugleich Poet und so behauptet auch bei seinen literargeschichtlichen Forschungen das ästhetische Interesse den Vorrang, während Oskar Schade mehr auf das Antiquarische, auf die Erforschung alter Sitten und Gebräuche sowie auf das eigentlich Sprachliche gerichtet scheint. Diesem verschiedenen Charakter der Herausgeber entsprechen auch die beiden vorliegenden Hefte. Das erste, von Hoffmann von Fallersleben herausgegebene, ist besonders reichhaltig, namentlich zur Geschichte der deutschen Dichtung. Karl Anthes macht auf die Aehnlichkeit aufmerksam, die zwischen dem deutschen Hildebrandsliede und der iranischen Sohrabsage obwaltet und die allerdings schlagend ist. Doch hätte der Verfasser die Parallele noch viel weiter ausdehnen können, indem das persische und germanische Volksepos in der That noch weit mehr gemeinsame Züge enthalten: Züge, an denen außer den genannten auch noch das indische und griechische Volksepos theilnehmen, sodaß wir allen Grund haben, für die Heldendichtung dieser Völker, die ja auch bekanntlich sämmtlich demselben Stamme angehören, gewisse älteste gemeinsame Quellen anzunehmen, wenn dieselben auch mehr in der Gemeinsamkeit gewisser sittlicher und religiöser Bildungselemente als in eigentlichen literarischen Documenten bestanden haben mögen. Ueber diesen Gegenstand hat Moriz Carriere in seinem vor zwei Jahren erschienenen Werke: „Das Wesen und die Formen der Poesie" (Leipzig, F. A. Brockhaus), höchst schätzenswerthe Andeutungen gegeben; der Verfasser der obengenannten Abhandlung hat das Carriere'sche Werk offenbar nicht gekannt, er würde sich sonst überzeugt haben, daß die von ihm bemerkte Aehnlichkeit zwischen der persischen und der germanischen Sage keineswegs etwas so Neues oder Wunderbares ist, als er glaubt und auch seine Gesichtspunkte würde er dann vermuthlich etwas weiter und umfassender abgesteckt haben. Unter dem Titel „Kleine Mittheilungen" bringt sodann Karl Goedeke eine Reihe von Notizen und Ergänzungen zum Gengenbach, Eulenspiegel, Burkard Waldis, Melissus rc. Auch ein bisher ungedrucktes Gedicht von Fischart theilt er mit und zwar

aus einer eigenen Handschrift des Dichters. Fischart'sche Handschriften gehörten bisher zu den größten Seltenheiten, selbst Hr. von Mäusebach, der berühmte Sammler, dessen Schätze jetzt in die königliche Bibliothek zu Berlin übergegangen sind, vermochte, trotz der ganz besondern, ja leidenschaftlichen Sorgfalt, die er gerade dem Fischart zuwandte, keine Handschrift des Dichters aufzutreiben. Hr. Goedeke bereitet die in seinem Besitz befindliche zur Herausgabe vor; sollte auch der Inhalt, wie wir nach der hier mitgetheilten Probe fast glauben müssen, nicht sehr bedeutend sein, so wird doch der Umstand, daß es nach einer eigenen Handschrift des Verfassers abgedruckt ist, dem zu erwartenden Werke immerhin ein großes Interesse verleihen. Den Schluß der Goedeke'schen Mittheilungen bildet ein Brief Tieck's an den Buchhändler Göschen in Leipzig, vom Sommer 1800, in welchem der Dichter sich über einen ältesten Plan des „Phantasus" ausspricht, nebst vier Briefen von A. W. Schlegel, ebenfalls an Göschen gerichtet. Dieselben betreffen gleichfalls literarische Entwürfe und Pläne und sind nicht ohne einzelne charakteristische Züge. So schreibt Schlegel über seine Gedichte, die er damals herauszugeben beabsichtigte, deren Verlag Göschen jedoch, wie wir eben aus diesem Briefe sehen, abgelehnt hatte: „Aber Das muß man doch gestehen, närrische Rechnungen versteht ihr Buchhändler zu machen. Wenn Sie mir 300 Thlr. für meine Gedichte gäben, hätten Sie 200 Thlr. Schaden, schreiben Sie. Wenn Sie mir also 100 Thlr. gäben, so hätten Sie Ihre Mühe rein umsonst. Da das doch nur höchst unbillig wäre, so können Sie mir gar nichts geben; ja, weil es zuverlässig viel schwerer ist, einen Band Gedichte zu verlegen als zu dichten, so muß ich Ihnen noch ein paar Hundert Thaler obenauf geben." Unsere jungen Lyriker, die so ungeduldig sind, ihre Producte auf den Markt zu bringen, mögen sich diese Stelle merken. Doch wollen wir zu ihrem Troste gleich hinzusetzen, daß es Schlegel schon das Jahr darauf gelang, einen Verleger zu seinen Gedichten zu finden (Mohr in Heidelberg) und daß dieselben sogar nach elf Jahren eine zweite Auflage erlebten. Der nächste Aufsatz: „Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz", hat den Herausgeber selbst zum Verfasser. Er ist in der etwas trockenen, aber gründlichen Weise geschrieben, wie Hoffmann von Fallersleben dergleichen Gegenstände zu behandeln pflegt; den größten Raum nimmt das berühmte, bis auf Haller's Zeit und selbst noch später vielfach nachgeahmte Trauergedicht auf den Tod seiner Doris ein (1695), von dem der Herausgeber mit Recht bemerkt, daß es „trotz allem rhetorischen Schmucke und einer gewissen Fülle von Wiederholung ähnlicher Wendungen, durch echten Schmerz und Innigkeit des Gefühls unsere Achtung und Liebe für den Dichter in Anspruch nimmt": ein Urtheil, auf das umsomehr Gewicht zu legen ist, als die Tendenz des Aufsatzes im Uebrigen hauptsächlich dahin geht, die übertriebenen Lobeserhebungen, deren Gegenstand Canitz sogar noch heute ist, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen und den Nimbus zu zerstören, der sich um den Namen dieses Dichters gebildet hat und der sich denn von einer Literaturgeschichte in die andere getreulich fortpflanzt. Von demselben Verfasser erhalten wir ferner einen vollständigen Abdruck des berühmten „Liber vagatorum" (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts), eines für die Sittengeschichte jener Zeit höchst merkwürdigen Büchleins, das selbst Luther dereinst der Ehre einer Herausgabe werth hielt; ferner „Altniederländische Lieder"

als Nachtrag zum achten Band der „Horae Belgicae“, sowie eine dankenswerthe Beschreibung der berühmten Sammlung deutscher Schauspiele, die sich ehemals in Gottsched's Besitz befand und ihm bei Herausgabe seines „Nöthigen Vorrath ꝛc.“ zur Grundlage diente. Die Sammlung befindet sich gegenwärtig in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar; sie ist zwar nicht mehr ganz vollständig, gehört aber doch noch immer zu dem Bedeutendsten, was wir an Materialien für die Geschichte des deutschen Theaters besitzen und darf von Niemand, der auf diesem Gebiete irgendwelche Forschungen anstellen will, übersehen werden. In dem vorliegenden Aufsatze werden zunächst die Stücke, die in die Zeit von 1520—1620 fallen, aufgezählt und, wo es nöthig scheint, durch kurze biographische Angaben erläutert. Den Schluß der Hoffmann'schen Beiträge und zugleich auch des Bandes bilden „Alte Lieder aus dem 16. Jahrhundert“, zum Theil politischen Inhalts; sie sind ebenfalls der weimarischen Bibliothek entlehnt und sollen in dem 1. Heft des fünften Bandes fortgesetzt werden. Sehr beachtenswerth ist, was der Herausgeber bei dieser Gelegenheit in Uebereinstimmung mit Jakob Grimm über den wunderlichen Misbrauch äußert, der neuerdings bei Herausgabe von Liedern aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Betreff der Rechtschreibung eingerissen ist, indem nämlich alle zufälligen Albernheiten der damals völlig verwilderten Schreibart, ja selbst die offenbaren Versehen und Thorheiten der Setzer getreulich wiederholt werden — als ob (um Jakob Grimm's Worte auch hier zu wiederholen) „die Fahrlässigkeit und Unkunde eines Schreibers und Setzers jener Zeit irgendein Interesse für uns haben könnte und als ob nicht mit demselben Recht, ja mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher wir für das Mittelhochdeutsche eine übereinstimmende, auf Autoritäten wie Benecke, Lachmann und die Grimm gestützte Rechtschreibung angenommen haben, auch für die in dieser Hinsicht völlig barbarische Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts eine gewisse Regelmäßigkeit herzustellen und festzuhalten wäre“. Von dem übrigen Inhalt des Heftes bleibt uns noch zu erwähnen: ein wohlgeschriebener Aufsatz von Dr. Joh. Marbach „über Platen's Stellung in der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur“, mit dem freilich unsere Platenbewunderer um jeden Preis nur wenig zufrieden sein werden; ferner „Klopstock's Liebe zu Fanny. In Briefen Klopstock's an Bodmer“, aus der „Isis“ von 1805, einer schweizerischen Monatsschrift, die aber bald darauf wieder einging und in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt geworden ist, und endlich die „vierte Gabe“ der „Findlinge“, gelegentlicher Lesefrüchte und Notizen literargeschichtlichen Inhalts. Als besonders bemerkenswerth darunter bezeichnen wir die Nachträge zu Abraham von Frankenberg (vgl. Jahrbuch, I, 270 und 284), ein Ausspruch des alten Johann Matheson (er war der Jugendfreund Händel's und der berühmteste musikalische Theoretiker seiner Zeit) über poetische Volkslieder und ihre Bedeutung; ferner verschiedene Auszüge aus Sulzer's Briefwechsel mit Bodmer (ebenfalls aus der „Isis“), Sulzer's „Urtheile über die deutsche Literatur seiner Zeit“ enthaltend; einige bisher nicht beachtete Recensionen Schiller's aus der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“, hier „zum ersten mal“ mitgetheilt von Paul Trömel; „Weimarische Theaterzettel“, aus der reichhaltigen, die Jahre 1784—1815 umfassenden Sammlung des verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich, unter denen besonders die Bekanntmachung bei Schil-

ler's Tod von Interesse, sowie ein höchst charakteristischer Brief nebst einem bisher ungedruckten Liede von Clemens Brentano. — Minder mannichfach, aber desto gewichtiger ist der Inhalt des zweiten, von Oskar Schade herausgegebenen und auch zum größten Theil selbst verfaßten Heftes. Wir erhalten nämlich vom Herausgeber zunächst eine sehr umfangreiche Abhandlung vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, mit vielfachen Handwerksgrüßen, Lossprechungen und ähnlichen Documenten; ferner Bergmannsspiele aus Ilmenau, zur Erläuterung einer Stelle in „Wilhelm Meister's Lehrjahren", in denen ein ähnliches Spiel geschildert wird und zwar, wie der Herausgeber nachweist, in nächster Beziehung zu dem jetzt in Ilmenau üblichen. Der dritte Beitrag des Herausgebers betitelt sich: „Zur makaronischen Poesie" und schließt sich als Fortsetzung an die im „Weimarischen Jahrbuch", Bd. II., gemachten Mittheilungen an, die seitdem auch unter dem Titel „Fercula Macaronica" (Hannover, Rümpler) in eigenem Abdruck erschienen sind. Endlich liefert der Herausgeber noch eine Abhandlung über Jörg Graff und Hans Witzstadt, zwei bisher wenig beachtete Liederdichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; der Verfasser stellt die wenigen Notizen zusammen, die sich über das Leben der beiden Dichter auffinden lassen und bei denen lediglich ihre eigenen Lieder als Quelle dienen müssen und gibt dann einen vollständigen Abdruck der Lieder selbst. Außer diesen Beiträgen des Herausgebers finden wir in dem Hefte noch „Ein Paradeisspiel aus Oberufer in Ungarn, mitgetheilt von K. J. Schröer". Oberufer ist ein Ort auf der Insel Schütt, unweit Presburg; das Stück selbst, das sich in nichts Wesentlichem von dem sonst bekannten Typus dieser Gattung entfernt, wird noch jetzt alljährlich um die Weihnachtszeit von dortigen Bauern aufgeführt, ähnlich wie ein anderes nahe verwandtes, jedoch umfangreicheres und künstlicheres „Paradeisspiel", das Weinhold in seinen „Weihnachtsspielen" mitgetheilt hat und das ebenfalls noch jetzt alljährlich um die Weihnachtszeit in Obersteiermark von herumziehenden Landleuten dargestellt wird. Heinrich Deinhardt gibt den ersten Abschnitt von „Dramaturgische Fragen, mit Bezug auf Hebbel's Vorwort zur «Maria Magdalena»"; der Aufsatz entzählt zahlreiche feine und scharfsinnige Bemerkungen, ist aber in einer etwas schwerfälligen und dunkeln Sprache geschrieben. Schließlich liefert Reinhold Köhler noch einige Bemerkungen zu der eingangserwähnten Abhandlung von Karl Anthes „Ueber das deutsche Hildebrandslied" ꝛc. Es werden darin einige Versehen berichtigt, die dem Verfasser jener Abhandlung begegnet sind, sowie einige hierhergehörige Parallelstellen mitgetheilt; die Abhandlung von Carriere jedoch, die doch unstreitig das Wichtigste ist, was über diesen ganzen Gegenstand erschienen, scheint auch der Verfasser dieses Aufsatzes nicht gekannt zu haben.

In demselben umsichtigen und thätigen Verlag, der besonders das Feld der Literaturgeschichte mit großem Eifer anbaut, sind noch einige andere Neuigkeiten verwandten Inhalts erschienen, die kein Freund der ebengenannten Wissenschaft sich darf entgehen lassen. Zunächst zwei Werke von Hoffmann von Fallersleben: „Niederländische Volkslieder. Gesammelt und erläutert von Hoffmann von Fallersleben. Zweite Ausgabe" und „Glossarium Belgicum. Von Demselben." Beide wurden schon früher in des Verfassers „Horae Belgicae" veröffentlicht, erscheinen hier jedoch als Bd. 2

und 7 der gedachten Sammlung in neuer vielfach vervollständigter und verbesserter Form. Das niederländische Volkslied ist verhältnißmäßig kaum minder reich als das deutsche, mit dem es auch nahe verwandt ist, sowol innerlich als auch nach seinen äußern Schicksalen. Zwar ist Vieles davon zugrunde gegangen: doch ist der Reichthum Dessen, was sich erhalten hat und was großentheils noch jetzt lebendig im Munde des Volks umgeht, noch immer höchst bedeutend, sowol nach seinem poetischen Werthe als namentlich auch wegen seiner literarhistorischen Beziehungen. Durch Hoffmann von Fallersleben, der nicht blos die Bibliotheken des Landes sorgfältig durchstöbert, sondern auch auf oft wiederholten Wanderungen das Volk selbst in seinen Liedern belauscht hat, sind diese Schätze zuerst wissenschaftlich zusammengestellt und geordnet worden und zwar nicht blos mit Rücksicht auf die deutsche Literatur, sondern auch die Niederländer selbst sind zum großen Theil erst durch ihn wieder an die Schätze erinnert worden, die sie in ihren alten Volksliedern besitzen. Die Zahl der hier mitgetheilten Lieder beläuft sich auf etwas mehr als 200; es sind alle Gattungen darunter vertreten, religiöse und weltliche, politische und Liebeslieder. Nur die eigentlichen historischen Lieder sowie die Kinderlieder wurden ausgeschlossen: die erstern (zu deren Sammlung übrigens kürzlich in Holland selbst durch J. van Vloten ein rühmlicher Anfang gemacht worden ist), weil sie, wie der Herausgeber versichert, mehr der Geschichte als der Poesie angehören und „meist nur trockene Berichte von Begebenheiten und Ereignissen enthalten, die je nach dem Standpunkte des Verfassers oder der Partei, welcher er angehört, aufgefaßt, beurtheilt und gedeutet werden"; die letztern, die Kinderlieder (auf die zuerst der verstorbene J. W. Wolf in seiner „Wodana" die Aufmerksamkeit lenkte und für die jetzt ebenfalls in Holland selbst ein löblicher Sammeleifer erwacht ist), theils weil sie nur an Ort und Stelle aus dem Munde der Mütter, Ammen, Wärterinnen zusammengebracht werden können, theils weil sie nur, wenn sie in großer Anzahl vorliegen, etwas wirklich Poetisches, der Aufbewahrung Würdiges gewähren, im Gegensatz zu dem vielen Kindischen und Albernen oder doch im Laufe der Zeit beziehungslos und somit unverständlich Gewordenen, dessen sie übrigens so außerordentlich viel enthalten. Auch alle Zeitalter sind vertreten, von dem uralten Hildebrandsliede an, das mit dem unsern fast ganz übereinstimmt und das hier nach einer Handschrift aus dem Ende des 16. Jahrhunderts mitgetheilt wird, bis auf den Ausgang des vorigen Jahrhunderts. Aus dieser letztern Epoche datirt namentlich ein Lied „Die Patriotchen" (S. 297), das auch übrigens seiner seltsamen Schicksale wegen Beachtung verdient. Dasselbe ist nämlich ein Spottlied auf die holländische Staatenpartei, die sogenannten Patrioten, die im Jahre 1787 den Einmarsch der preußischen Truppen nicht zu hindern vermochten und infolge dessen erlagen, bis dann kurz darauf die Französische Revolution sie, wenn auch in etwas veränderter Form, zu neuem Leben erweckte. Das Lied ist, wie der Herausgeber unter Anderm auch aus sprachlichen Gründen nachweist, allem Vermuthen nach im preußischen Heere entstanden und jedenfalls von ihm zuerst gesungen worden. Dann tauchte es in den Jahren 1813—15 plötzlich an der Niederelbe auf, wo es von der damaligen Englisch-Deutschen Legion gesungen ward; auch diesen Text, mit dem charakteristischen Eingang, theilt der Herausgeber in den Anmerkungen mit. Endlich aber ging aus

der deutschen Melodie eben dieses Liedes die berühmte Parisienne vom Jahre 1830 hervor, zu der bekanntlich Delavigne den Text dichtete; wenigstens ist die Uebereinstimmung zwischen beiden Melodien, auf die auch schon vor einigen Jahren öffentlich aufmerksam gemacht ward, zu auffallend, als daß man sie einem bloßen Zufall zuschreiben könnte.

Eine höchst dankenswerthe Zugabe zu dieser Sammlung bildet das oben erwähnte „Glossarium Belgicum": Dasselbe erschien zuerst 1845 als siebenter Band der „Horae belgicae". Die Absicht des Verfassers dabei ging dahin, eine Sammlung von solchen Wörtern zu geben, erstlich, die dem Niederländischen nur eigenthümlich sind, und zweitens die in Bezug auf Form und Bedeutung vom Niederländischen und Hochdeutschen abweichen; dabei wollte er ferner für eine Menge Wörter ihr frühes Vorkommen nachweisen und endlich diejenigen alten Wörter hervorsuchen, die das Mittelniederländische zwar ursprünglich mit dem Mittelhochdeutschen gemeinhatte, die aber später im Neuniederländischen verschwanden oder sich nur noch stellenweise in den Mundarten erhielten, oder in Volksliedern und Volksbüchern gefunden werden. Bei der Ausgabe von 1845 beschränkte der Verfasser sich auf das 14. und 15. Jahrhundert; in der gegenwärtigen hat er zwar den Plan seines Werks in der Hauptsache festgehalten, aber außer den Glossarien des 14. Jahrhunderts und den Vocabularien des 15. Jahrhunderts auch die Wörterbücher des 14. zurathe gezogen, auch nebenbei auf Sitten und Culturgeschichte Rücksicht genommen und manchem poetischen witzigen Worte oder Ausdrucke zur Belehrung und Ergötzung einen Platz eingeräumt — eine Erweiterung, für die gewiß Jeder, der in den Fall kommt, das Buch zu benutzen (denn von eigentlichen Lesern kann bei einem Wörterbuch natürlich keine Rede sein), dem Herausgeber dankbar sein wird. Auch die äußere Einrichtung des Buchs ist ganz für den praktischen Gebrauch berechnet; namentlich ist durchweg die eine Hälfte der Seite leer gelassen, damit Jeder im Stande ist, die Sammlung für seine Zwecke zu erweitern und die Erweiterungen sofort an Ort und Stelle einzutragen.

Von dem zweitgenannten Herausgeber des „Weimarischen Jahrbuch" erschien in demselben Verlag der Anfang eines für die deutsche Literatur- und Sittengeschichte höchst wichtigen Werks, nämlich „Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. Herausgegeben von Oskar Schade. Erster Band." Bekanntlich war das Reformationszeitalter, das in alle Gebiete geistiger Thätigkeit ein neues, frisches, ja überquillendes Leben brachte, auch an Satiren und Pasquillen außerordentlich reich. Schon im Jahre 1524 erließ Karl V. ein eigenes Edict gegen die Pasquille und politischen Lieder; dasselbe fruchtete jedoch sowenig und war sowenig im Stande, die immer höher steigende Flut der öffentlichen Stimmung zurückzudrängen, daß es schon sechs Jahre darauf (1530) mit geschärften Drohungen wiederholt werden mußte. Allein auch diese Verschärfung nutzte nichts, vielmehr nahm die Literatur der Pasquille und Spottgedichte sowol an Zahl wie an Heftigkeit noch immer zu, in demselben Grade, wie die religiösen und politischen Gegensätze in Deutschland sich verschärften. Ihren Gipfel erreichte diese Literatur mit dem Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges; in dem kurzen Zeitraum von acht Jahren, 1541—48, wurde das ebenerwähnte Verbot nicht weniger als drei mal von Kaiser und Reich feierlich erneuert. So konnte

denn schon 1544 ein gewisser Cölius Secundus Lucio zu Basel „Pasquillorum tomi duo“ herausgeben, von denen ein ansehnlicher Theil, besonders im zweiten Band, sich auf die deutschen Verhältnisse bezieht. Im Ganzen lassen sich dabei zwei große Kreise unterscheiden. Der eine umfangreichere umfaßt die kirchlichen Angelegenheiten der Zeit; als besondere Gruppen treten hier wieder hervor die katholische Kirche im Allgemeinen, sodann der Papst zu Rom und die Geistlichkeit, ferner die Concilien, endlich das Interim, welches letztere besonders zu zahlreichen Scherz- und Stachelreden, die sich ja zum Theil noch jetzt im Gedächtniß des Volks erhalten haben, Veranlassung gab. Der andere Kreis bezieht sich auf die politischen sowie überhaupt die weltlichen Zustände der damaligen Zeit. Den Mittelpunkt bildet hier Karl V. selbst, der „Metzger von Holland“ und seine Bestrebungen gegen die deutsche Freiheit und die neue gereinigte Lehre. Aber auch die übrigen deutschen Fürsten sowie die verschiedenen Stände der damaligen Gesellschaft werden nach ihren sittlichen Gebrechen sowie nach ihrer politischen und religiösen Parteistellung vielfach zum Gegenstand des Spottes gemacht und müssen sich ohne Ansehen der Person die bittersten Dinge sagen lassen. Erst nach Karl's Rücktritt von der Regierung und dem Religionsfrieden, den sein Nachfolger vermittelte, geht mit jener Erschlaffung der Geister, die sich übrigens des deutschen Volks bemächtigte und unter deren lähmendem Einfluß denn namentlich auch die Poesie aufs neue verknöcherte, auch diese Literatur allmälig zu Grabe und auch ihr Wiederaufflackern zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo das Pasquill zuerst im Verein mit der bildenden Kunst als politische Caricatur auftritt, war nur von kurzer Dauer. Von dieser ganzen umfangreichen Literatur war nun bisher nur äußerst wenig bekannt. Zwar hatte zuerst Johannes Voigt in seiner Abhandlung „Ueber Pasquille, Spottreden und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ im Raumer'schen „Historischen Taschenbuch“ für 1838, sowie einige Jahre später (1843) Karl Hagen im zweiten Bande seines vortrefflichen Werks über „Deutschlands literarische und politische Verhältnisse im Reformationszeitalter“ auf die Wichtigkeit derselben hingewiesen: allein zur nähern Kenntniß fehlte es bisher noch an dem nöthigen Material. Diese Lücke verspricht nun das Werk des Hrn. Schade auszufüllen. Die Zahl der Stücke, die er in dem vorliegenden ersten Bande mittheilt, beläuft sich auf 15; dieselben umfassen die Zeit von ungefähr 1520—87. Der Herausgeber hat die einzelnen Stücke durch ausführliche Anmerkungen sowol in bibliographischer und sprachlicher als namentlich auch in historischer Hinsicht erläutert. Diese letztern Beziehungen bieten oft große Schwierigkeiten; umsomehr Anerkennung verdient der Fleiß und Scharfsinn, mit welchem der Herausgeber seine Aufgabe zu lösen gesucht hat. Dagegen können wir uns weder mit der Auswahl noch mit der Anordnung der einzelnen Stücke ganz einverstanden erklären; der Herausgeber scheint sich zu sehr auf Das beschränkt zu haben, was ihm eben zur Hand war, während das Werk doch, wenn es mehr als ein bloßer Beitrag, ein bloßes ungeordnetes Material zur Kenntniß unserer Satiren und Pasquille aus dem Reformationszeitalter sein soll, nothwendig nach gewissen sei es historischen, sei es sachlichen Gesichtspunkten geordnet sein mußte, wozu denn freilich ein etwas umfassenderer Ueberblick über die Gesammtheit dieser Literatur erfoderlich war, als dem Herausgeber, wenigstens bei dem

vorliegenden ersten Bande, zugebote gestanden zu haben scheint. Doch ist bei dem großen Mangel, der bisher auf diesem Gebiete herrschte, auch das hier Gebotene immerhin recht dankenswerth und sehen wir der Fortsetzung mit Interesse entgegen.

In demselben Verlag erschien ferner: „Der Sündenfall und Marienklage. Zwei niederdeutsche Schauspiele aus Handschriften der wolfenbütteler Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Otto Schönemann." Von der Blüte, in welcher das mittelalterliche Schauspiel auch in Niederdeutschland gestanden, sind uns im Ganzen nur sehr wenig Ueberreste aufbewahrt worden; das Bedeutendste ist der „Theophilus" mit seinen beiden Fortsetzungen (neuerdings von Hoffmann von Fallersleben herausgegeben), wozu dann noch das durch Mone und Ettmüller herausgegebene Redentinerspiel von der Auferstehung Christi kommt. So sind denn die beiden hier vorliegenden Stücke schon wegen ihrer Seltenheit höchst schätzenswerth. Doch nimmt auch wenigstens das erstere, „Der Sündenfall", durch seinen Inhalt eine hervorragende Stelle unter den Documenten unserer mittelalterlichen Bühne, insbesondere der geistlichen ein. Es behandelt der Reihe nach sämmtliche Hauptstücke des Alten Testament vom Sündenfall angefangen bis auf die Verheißung der Erlösung durch Anna's Verkündigung, ist also dem Stoffe nach das reichhaltigste und mannichfachste geistliche Stück, das wir überhaupt besitzen. Aber auch dem äußern Umfange nach nimmt es die zweite Stelle unter allen uns erhaltenen Stücken ein, indem es in dieser Hinsicht nur von dem von Mone im zweiten Band seiner „Schauspiele des Mittelalters" herausgegebenen großen Passionsspiel übertroffen wird. Als Verfasser nennt das Akrostichon der Vorrede einen gewissen Arnoldus Immessen. Wie der Herausgeber vermuthet, war derselbe Rector oder Plebanus zu Eimbeck, dessen berühmtes Bier in einem komischen Zwischenspiel des Stücks von König Salomo selbst getrunken und verherrlicht wird; sein Geburtsort war vielleicht das in der Nähe von Eimbeck belegene Dorf Immssen an der Wispe. Die Zahl der Personen ist sehr beträchtlich, wenn auch nicht so groß wie in dem bekannten frankfurter „Passionsspiel" vom Jahre 1467, in welchem 200 Personen, oder in der „Passion" von 1498, in der gar 265 Personen mitspielten; auch scheint es trotz seines ziemlich starken Umfangs in Einem Tage gespielt worden zu sein, während z. B. die letzterwähnte Passion volle acht Tage währte. Die „Marienklage", mit der noch ein kurzes „Osterspiel" verbunden ist, unterscheidet sich wenig oder gar nicht von den sonst bereits bekannten Spielen derselben Gattung; doch sind die zahlreichen Musikbeilagen von Interesse. Der Herausgeber hat den beiden Stücken aus einer kurzen sachgemäßen Einleitung ein Wortverzeichniß zur Erklärung der seltenern und schwierigern Wörter angehängt und das Verständniß dadurch auch minder geübten Lesern erleichtert.

Schließlich sei hier noch der neuen Ausgabe des Gervasius von Tilbury gedacht, welche Felix Liebrecht, Professor am Athénée royal zu Lüttich, der gelehrte Bearbeiter des Dunlop, unter dem Titel „Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia. In einer Auswahl neu herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Felix Liebrecht. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagenforschung", veranstaltet hat und die ebenfalls in dem mehrgenannten Verlag erschienen ist. Gervasius von Tilbury (diesen

letztern Beinamen führt er von seinem Geburtsorte Tilbury an der Themse, das Jahr seiner Geburt selbst ist nicht näher bekannt) lehrte anfangs das Kanonische Recht, hielt sich von 1177—99 in Neapel und Sicilien auf, wo er verschiedene hohe Staatsämter bekleidete, und wurde dann Kanzler Kaiser Otto's IV. Außer einer streitigen Schrift staatswissenschaftlichen Inhalts, die jedoch von Andern einem gewissen Richard von Ely zugeschrieben wird, haben sich von ihm nur die hier in Rede stehenden „Otia imperialia" erhalten, so genannt, weil der Verfasser sie, als die Frucht seiner Mußestunden, für seinen kaiserlichen Herrn und Gebieter niederschrieb. Dieselben wurden früher der historischen Literatur beigezählt, allein mit Unrecht, da wir sie vielmehr als eine Sammlung von Volkssagen und Fabeln aller Art zu betrachten haben, wobei dem Verfasser die ihm eigenthümliche Leichtgläubigkeit sowie seine Vorliebe zum Wunderbaren und Märchenhaften zustatten kam. Die „Otia imperialia" stehen im Zusammenhange mit den bekannten „Gesta Romanorum" in denen sich zum Theil dieselben Historien wiederfinden. Die einzige Ausgabe, die bisher davon existirte, befindet sich im ersten Bande von Leibniz' „Scriptores rerum Brunvic."; einen deutschen Auszug brachte die „Allgemeine Monatsschrift" von 1792. Aber Leibniz hatte das Buch noch zu den Geschichtsquellen gezählt; der Verfasser der vorliegenden Ausgabe dagegen weist ihm den richtigen Platz an, indem er es als einen Beitrag zur deutschen Mythologie und Sagengeschichte bezeichnet. Nach diesem Gesichtspunkt sind denn auch nicht blos die Stellen ausgewählt, die uns hier mitgetheilt werden, sondern auch die sehr umfangreichen Anmerkungen, welche der Herausgeber hinzugefügt hat und die dem Buche erst seinen eigentlichen Werth verleihen, beschäftigen sich hauptsächlich damit, die mythologischen Beziehungen, die hier in Betracht kommen, darzulegen. In einem eigenen Anhang sodann, der aber fast die Hälfte des Buchs bildet, werden „Einige Bemerkungen zu Grimm's deutscher Mythologie" mitgetheilt, ferner unter dem Titel „Sagenforschung" eine Anzahl kleinerer mythologischer Untersuchungen, endlich drittens „Französischer Aberglaube" aus „Traité des superstitions etc. par Jean Baptiste Thiers" (2. Ausg., Paris 1697). Den Schluß bilden „Nachträge und Berichtigungen" nebst einem sehr sorgfältig gearbeiteten Register. R. P.

Correspondenz.

Aus Genf.

Herbst 1856.

Hg. Durch die neuenburger Ereignisse, über die Sie, wie ich sehe, bereits berichtet haben, wenigstens soweit für den Augenblick möglich, sind die politischen Zustände und Beziehungen der Schweiz der Aufmerksamkeit Europas wieder sehr nahegerückt und so wird Ihnen hoffentlich eine kurze Uebersicht über unsere augenblickliche Lage und über die Begebenheiten des letztverwichenen Sommers hoffentlich nicht unwillkommen sein; die neuenburger Episode lasse ich dabei, aus triftigen Gründen, völlig aus dem Spiele.

Im Vordergrund stehen bei uns, wie überall jetzt, die materiellen Interessen; Eisenbahnangelegenheiten, Errichtung neuer Bank- und Creditinstitute,

die Verhältnisse der sich immer mehr hebenden schweizer Industrie, statistische Berichte über die inländische Handelsbewegung, die Ausfuhr und Einfuhr rc. füllen die schweizer Blätter. Die Sommersitzung der Bundesversammlung hatte sich mit keinen Fragen von besonderer politischer Bedeutung zu beschäftigen. Der früher fast ständige Artikel der Tractanden: Verwickelung mit dieser oder jener nachbarlichen Großmacht wegen Umtrieben politischer Flüchtlinge, denen die Schweiz ein Asyl gewährte, ist bereits seit einigen Jahren weggefallen, oder die etwa noch vorgekommenen bezüglichen Fälle waren doch höchst untergeordneter Natur. Die Beziehungen mit dem Auslande gestalten sich (immer von Neuenburg abgesehen) vielmehr recht günstig; hat doch selbst das früher noch immer zurückhaltende Rußland sich mit den gegenwärtigen schweizer Verhältnissen soweit ausgesöhnt, daß es bereits seit einem Jahre wieder in der Person des Hrn. von Krüdener einen diplomatischen Vertreter in der Schweiz unterhält. Ja man gibt sich wol mit Recht der Hoffnung hin, daß die zur Zeit des Sonderbundskriegs von Kaiser Nikolaus erlassene Verfügung, welche den Schweizern, namentlich Lehrern, Gouvernanten, Bedienten u. s. w. den Eintritt in das russische Reich untersagte, jetzt außer Wirksamkeit gesetzt werde. Thatsache ist, daß dieses Gesetz schon seit längerer Zeit mit größerer Milde gehandhabt und manche Ausnahme gestattet wurde.

Was das Verhältniß der Parteien in der Schweiz zur Bundesverfassung anbelangt, so hat sich dieses seit etwa drei Jahren bedeutend verändert. Bei der Abstimmung über die Bundesverfassung im Jahre 1848 zeigte sich bekanntlich noch von vielen Seiten eine ziemlich bedeutende Abneigung gegen dieselbe. Diese Opposition wurde von der conservativen Partei noch die folgenden Jahre fortgesetzt und zeigte sich häufig sowol in den Gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Cantone wie in manchen der namhaftesten Organe der conservativen Presse. Das ist seit einigen Jahren wesentlich anders geworden: ein großer Theil der conservativen Partei hat sich mit den neuen Institutionen allmälig befreundet. Die Centralisationsgelüste andererseits, welche wol von den Führern der liberalen Partei unmittelbar nach Einführung der neuen Ordnung der Dinge gehegt werden mochten, sind, da die Abneigung der einzelnen Cantone, wie z. B. 1852 bei Gelegenheit der Eisenbahnfrage, gegen ein noch strafferes Bundesregiment unzweideutig hervortrat, vielfach gemildert. Mit Einem Wort: der Centralisationsdrang und die alte Cantonalsouveränetät haben sich wieder mehr ins Gleichgewicht gesetzt; der erstere, der viele seiner Argumente aus der modernen französischen Staatstheorie herleitet, hat der letztern, die als Princip der politischen Vieltheiligkeit in einer lockern, die Staatsindividualität möglichst wenig beschränkenden Einheit ohne Zweifel ein echtgermanisches Erbtheil ist, manche Concessionen machen müssen und so ist der Frieden wiederhergestellt. Die frühere Opposition gegen die Bundesverfassung ist nach und nach selbst aus der Presse verschwunden.

Freilich gibt es noch immer eine Partei, die auch noch heute den frühern Zustand der Dinge mit der Basis der Bundesverhältnisse von 1815 zurücksehnt; die Royalisten von Neuenburg haben soeben einen Beleg dafür gegeben. Doch erscheint diese Partei nicht wie eine andere „klein, aber mächtig", sondern vielmehr unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht nur klein, sondern auch voll-

kommen macht- und einflußlos. Im Ganzen dürfen wir, ohne einen gegründeten Widerspruch befürchten zu müssen, die bestimmte Behauptung aufstellen, daß die Bundesverfassung, wenn heute noch einmal über sie abgestimmt werden sollte, jedenfalls eine größere Mehrheit vereinigen würde als vor acht Jahren.

Von diesen günstigen Verhältnissen macht nur Ein Canton — Tessin lassen wir, da die wiederholte friedliche Bundesintervention allmälig dort geordnetere Zustände herbeizuführen scheint, die tessiner Parteiconflicte überhaupt bisher mehr reincantonaler Natur sind, hier beiseite — eine bemerkenswerthe Ausnahme: der Canton Freiburg. Sie werden mir zwar entgegenhalten, daß auch aus diesem Canton die früher gewöhnlichen Nachrichten von unruhigen Bewegungen seit einigen Jahren verstummt sind, ja daß sogar die Zeitungen letzten Herbst von einer Fusion der dortigen Gegenparteien meldeten. Allein diese Ruhe ist scheinbar, diese Fusion illusorisch: nur eine zufällige Gelegenheit, die Eisenbahnfrage, welche die gesammten Landesinteressen gleicherweise berührt, brachte diesen Scheinfrieden zuwege. Er wird nun solange dauern, als jener zufällige Grund vorhanden ist. Der Canton Freiburg befindet sich bekanntlich in einer Ausnahmestellung der Bundesverfassung gegenüber. Letztere garantirt auf 14 Jahre von 1848 an gerechnet die freiburger Cantonalverfassung, d. h. verbietet für diesen Zeitraum eine Revision derselben. Die große Mehrzahl des Volks, wie dies die Volksversammlung von Posieux von 1852 deutlicher noch als die einzelnen Insurrectionen beweist, ist gegen diese gewissermaßen octroyirte Verfassung und gegen die aus derselben hervorgegangenen politischen Zustände. Hat in den östlichen Sonderbundscantonen eine versöhnlichere Stimmung Platz gegriffen, tritt dort der politische Einfluß der Geistlichkeit auf die katholische Bevölkerung immer mehr in den Hintergrund, so sehen wir im Canton Freiburg noch heute einen mächtigen, einflußreichen, nöthigenfalls zur That entschlossenen Klerus, eine blindgläubige, fanatische Menge, welche über die Gegenwart grollt und die Vergangenheit zurücksehnt. Nicht nur die Religion hält das Volk für bedroht, auch in seinen materiellen Interessen glaubt es sich beeinträchtigt. Man braucht nur einige Tage in Freiburg verweilt zu haben, um zu hören, wie früher Alles viel besser gewesen sei; wie das Jesuiteninstitut eine Menge vornehmer und reicher Fremden herbeigezogen habe, wie da ein reger Verkehr geherrscht und ein reicher Erwerb sich geboten habe, während jetzt die Stadt öde und leer dastehe, wie die Verarmung überhandnehme u. s. w. Diese Klagen sind nicht ganz unbegründet: Thatsache ist, daß es bisjetzt der Regierung nicht gelungen, neue Erwerbsquellen der zum Theil sehr armen Bevölkerung zu eröffnen. Ackerbau und Viehzucht sind nur in einigen Theilen des Cantons von Bedeutung, Industrie fehlt fast gänzlich *), der Handel (außer mit Käsen von Gruyère und Umgegend) ist gleich Null. Eine vortheilhafte Ausnahme macht der kleine protestantische Landstrich am Murtensee: dieser lebt aber wegen der Eisenbahnangelegenheit in offener Fehde mit der Regierung und wünscht lieber heute als morgen vom Canton Freiburg losgetrennt und Bern oder Waadt einverleibt zu werden.

*) Nur nach dem protestantischen Murten ist die Uhrenfabrikation aus dem neuenburger Jura mit Vortheil verpflanzt.

Die Zeitungen brachten vor einiger Zeit die Nachricht, der verbannte Bischof Marilley habe mittels Rundschreibens den Geistlichen seiner Diöcese angezeigt, daß seine Rückkehr auf unbestimmte Zeit vertagt sei. Diese Nachricht ist nicht ohne Wichtigkeit. Es waren bekanntlich in Freiburg seit längerer Zeit zwischen Delegirten des Bischofs und der Regierung Verhandlungen über Aufstellung eines modus vivendi eröffnet. Diese hatten auch zur Abfassung eines Vertrags geführt. Allein der Bischof Marilley hat schließlich dem Vertrag seine Zustimmung versagt, obwol sich die Regierung zu manchen Zugeständnissen herbeigelassen hatte. Der letztere Umstand ist wohl ins Auge zu fassen, da er uns nichts Anderes zu beweisen scheint, als daß der Bischof jetzt eine volle und unbedingte Anerkennung seiner frühern Rechte verlangt. Marilley ist sicherlich ein Fanatiker, aber auch ein kluger Diplomat: er hätte schwerlich einige Vortheile aufgegeben, wenn er nicht die sehr bestimmte Hoffnung hegte, zu einer andern Zeit mehr zu erlangen. Wir haben seiner Zeit berichtet, daß dem Bischof von der Regierung von Genf (Januar 1856) die Rückkehr in diesen Canton, der einen Theil seiner Diöcese bildet, gestattet, diese Erlaubniß aber infolge der in Genf sich erhebenden unruhigen Stimmung zurückgenommen wurde. Wir halten diese letztere Maßregel noch heute für eine politische Unklugheit. Der in seine Diöcese vertragsmäßig zurückgekehrte Bischof, der sich durch diesen Vertrag den bestehenden Gesetzen unterwirft, ist nicht sehr zu fürchten: gefährlich aber ist der verbannte Märtyrer Stephan Marilley. Und ein solcher ist er in den Augen der gläubigen Bevölkerung von Freiburg, die mit Fanatismus ihrem geistlichen Oberhaupte, ihrem verbannten Landsmann Marilley — der Bischof stammt aus dem freiburgischen Städtchen Châtel-St.-Denis, wo jetzt der einst so vielgenannte Dr. d'Ester aus Köln ein weltabgeschiedenes Leben als Arzt führt — ergeben ist. So wie die Sachen stehen, dürfte der Canton Freiburg, der sich schon heute in seinen Organen das „Stiefkind der Eidgenossenschaft" nennt, der Schweiz noch manche Sorgen bereiten, noch manchen Anlaß zu Verwickelungen bieten. Die Zeit wird lehren, ob diese Ansichten die richtigen waren.

Noch größere Bedeutung gewinnt die Ablehnung Marilley's, wenn wir dieselbe nicht als vereinzelt stehende Thatsache, sondern im Zusammenhange mit den allgemeinen Regungen der katholischen Partei, wie sie in den letzten Jahren fast in allen Ländern Europas sich kundgaben, auffassen. Dem Bischof Marilley scheint hier für die Länder zwischen Jura, Rhein und den südlichsten Alpenketten eine bedeutende Rolle zugetheilt. Schon jetzt vernehmen wir durch die Zeitungen Savoyens, in welchem Lande der verbannte Bischof gegenwärtig weilt, von einer neuen Erhebung des durch die sardinische Klosteraufhebung schwer gedemüthigten höhern Klerus; es fallen Andeutungen, daß Marilley diesen Bewegungen, welche auf einer Bischofsversammlung in Moûtiers in Savoyen organisirt sein sollen, nicht fremd sein dürfte. Doch wollen wir diesen Andeutungen, solange nicht Thatsachen reden, kein allzu großes Gewicht beilegen. Dagegen möchten wir im Vorbeigehen einer Erscheinung Erwähnung thun, die bereits in das Gebiet der Thatsachen gehört: die Opposition nämlich gegen die hierarchischen Anmaßungen, welche sich mehr und mehr in den sardinischen Staaten, zunächst in der liberalen Presse regt. Die im vorigen Jahre durch die öffentlichen Blätter

laufende Nachricht, daß schon jetzt in gewissen Kreisen an die Gründung einer von Rom unabhängigen sardinischen Nationalkirche gedacht werde, ist zwar wieder verstummt; dagegen gewinnt die Ansicht, daß einer nationalen Reorganisation Italiens eine religiöse Reform vorausgehen müsse, viele Anhänger. In Savoyen wird der confessionelle Kampf bisjetzt noch im Kleinen, und deshalb häufig in komischer, ja oft gehässiger Erscheinung geführt. Da herrscht großer Jubel im katholischen Lager, wenn irgendein verirrtes Lamm in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrt; noch größerer aber in den englischen und schweizer protestantischen Blättern, wenn, was häufiger geschieht, irgendein Savoyarde zum Protestantismus übertritt, wenn irgendein skeptischer Schulmeister seine Zweifel an der unbedingten Heiligkeit der Jungfrau Maria öffentlich ausspricht und Bibeln verkauft. Das Alles sind, wie gesagt, kleine, oft kleinliche Aeußerungen eines geistigen Kampfes, der denn doch einmal factisch schon besteht und der vielleicht im Laufe der Zeiten größere Resultate zutage fördern dürfte, als den politisch-nationalen Bestrebungen Italiens bis dahin gelungen ist oder voraussichtlich in der nächsten Zukunft gelingen wird.

Nach obiger Rundschau auf dem Gebiete der allgemeinen politischen Zustände der Eidgenossenschaft als solcher bleibt uns für heute kein Raum zu einer eingehenden Betrachtung der innern Verhältnisse der einzelnen Cantone. Aber auch hier gilt im Allgemeinen der Satz, daß — Tessin und Genf etwa ausgenommen — die schroffe Stellung der politischen Parteien zueinander im Wesentlichen milder erscheint als noch vor wenigen Jahren. Wie bereits eingangs bemerkt, die materiellen Interessen stehen hier fast überall im Vordergrunde und nun gar jetzt, während der holden Sommerzeit, wo eine wahre Völkerwanderung aus allen Weltgegenden in die helvetischen Lande hereingebrochen ist, muß die Politik natürlich schweigen. Wer nicht bei Eisenbahnen, Banken, dem Handel und der Industrie im Großen betheiligt ist, der hat vollauf zu thun, sich mit den Fremden zu beschäftigen und von diesem ans Fabelhafte streifenden Verkehr den möglichst großen Nutzen zu ziehen.

Die deutschen Blätter haben bereits so ausführliche Berichte über den diesjährigen Fremdenverkehr in der Schweiz gebracht, daß wir auf diese verweisen dürfen. Die Fremdenlisten brachten eine große Menge Namen bedeutender Persönlichkeiten, welche diesen Sommer die Schweiz besuchten, unter welchen besonders die Staatsmänner Nesselrode, John Russell, Walewsky das Interesse der Conjecturalpolitiker in Anspruch nehmen. Von deutschen bekannten literarischen Namen nannten die Blätter vom Vierwaldstättersee Ende Juli Fanny Lewald-Stahr, A. Stahr und Varnhagen von Ense. Die Schwedin Frederike Bremer war bald am Vierwaldstätter-, bald am Genfersee. Eugène Sue kommt und geht, doch scheint er seinen bleibenden Aufenthalt in Genf nehmen zu wollen. Sein literarischer Stern ist wol ziemlich im Verbleichen. Man spricht hier von ihm wie von einer abgelegten Mode von vor zehn Jahren. So ist die Welt. Werden dasselbe Schicksal auch die leitenden Persönlichkeiten des letzten großen politischen Dramas theilen? Noch scheint's nicht so: Marschall Canrobert vielmehr, der eine Badecur in Aix gebraucht und vor einigen Tagen in Genf weilte, mußte sich förmlich vor seiner Berühmtheit flüchten.

Was bei diesem außerordentlich starken Fremdenverkehr das numerische Verhältniß der Nationalitäten anbelangt, so dürfte, wie schon in den letzten Jahren, Deutschland wol unbedingt das stärkste Touristencontingent gestellt haben. Namentlich war die östliche und innere Schweiz, Vierwaldstättersee und Berner Oberland, mit deutschen Reisenden überfüllt. Der Adel, mehr noch aber die reiche norddeutsche Bourgeoisie, besonders aus Berlin, Hamburg und Bremen, waren scharenweise vertreten. Am Genfersee dagegen war das englische und amerikanische Element in den letzten Wochen dem deutschen fast gleich. Auch Rußland und Polen hatten viele Alpenbesucher geschickt. Spanien und Italien waren weniger zahlreich, doch immer noch mit einer hübschen Ziffer in den Fremdenlisten vertreten, während Frankreich die deutsch-rheinischen Bäder der Schweiz vorzuziehen schien. Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich vielleicht schon den mir gegönnten Raum überschritten habe und beeile mich deshalb, Ihnen für heute Lebewohl zu sagen.

Aus Frankfurt a. M.

Ende September 1856.

x—x. Nachdem die Messe beendet ist, beginnt hier jene stille Zeit, welche die Wintersaison einleitet. Die Resultate der Messe waren fast in allen Zweigen äußerst günstig, nur nicht für die Consumenten. Denn nicht nur gingen beinahe alle Rohstoffe bedeutend in die Höhe, sondern es erlitten auch die Fabrikate bedeutende Aufschläge. Die nächste Folge des Friedens und der guten Ernte ist überhaupt in Süddeutschland bisher nur als erhöhte Vertheuerung des Lebens erkennbar geblieben. Selbst der Abschlag auf Getreide, resp. Brot blieb bisjetzt äußerst gering und betraf das Fleisch gar nicht. Die Verwandlung des Arbeitsmangels in Arbeitermangel hat außerdem schon die meisten Gewerbe veranlaßt, den Preis ihrer Arbeiten und Waaren zu erhöhen. Jemehr es nun bisher gelungen ist, diesseit des Rhein die Zunft- und Innungsverhältnisse aufrechtzuerhalten, destoweniger steht auch zu hoffen, daß darin sobald wieder ein Rückschritt zur Wohlfeilheit eintreten werde. So bleibt der Kampf der Classen, welche aus der Hand in den Mund leben, gegen die veränderten Werthverhältnisse noch immer ungeschwächt. Der einzige Vortheil, welcher ihnen bisher aus dem Frieden erwächst, ist die Vermehrung der Arbeit. Man darf aber nicht vergessen, daß aus den letzten vier Jahren der Theuerung und des Mangels theils noch viel wirkliche Rückstände zu erledigen, theils Anschaffungen für das häusliche Leben zu bewirken sind, welche während dieser ganzen Zeit zurückstehen mußten.

Es hatte überhaupt für den unbetheiligten Beobachter etwas Betrübendes, wenn er sah, wie der Pariser Friedensschluß in seinen wahrscheinlichen Folgen von der Speculation anticipirt worden war und daher mit seinem wirklichen Eintreten nicht mehr jene günstigen Verhältnisse für das allgemeine Leben hervorrufen konnte, welche ohne diese verfrühte Ausbeutung zu erwarten gewesen wären. Anstatt daß die großen Unternehmungen der Capitalspeculation, welche auf Handel und Gewerbe zurückzuwirken hätten, nunmehr zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte kamen, hatte die finanzielle Ueberstürzung in den Frühlingsmonaten nur die Folge, daß die heute eingetretene Geld-

klemme nicht blos im kaufmännischen Publicum, sondern durch alle Schichten der Bevölkerung desto fühlbarer wurde. Nachdem man damals ein schwindelhaftes Emportreiben aller Papiere erlebt, wirkt der jetzige Rückschlag desto nachhaltiger. Noch in den letzten Tagen verkehrte die hiesige Börse in Aufregungen, welche, nur in gerade umgekehrter Richtung, an die Märzfriedenstage erinnerten. Weil aber bei solchen Verhältnissen die irgend flüssigen Capitale immer wieder der Börsenoperation zufließen, befinden sich solche Unternehmungen, welche nicht auf den Gewinn des Tags berechnet sind, trotz des massenhaften Anwachsens ihrer Aufträge in der übelsten Lage. Dies Thema ist hier nicht weiter zu erörtern, nur die eigenthümliche Thatsache bedarf der Erwähnung, daß bei aller äußerer Gunst der Verhältnisse die gesammte Geschäftsthätigkeit von einer eigenthümlichen Misstimmung beherrscht erscheint. Dies mag sich allerdings auch hier local stärker ausprägen als an andern Orten, welche nicht in gleicher Weise von den verschiedenartigsten Wirkungen der deutschen Geschäftsthätigkeit berührt werden.

Indessen verlautet doch auch von andern Plätzen ganz Aehnliches. Eine gegenseitige Ausgleichung wird und muß sich allerdings allmälig herausstellen; aber dieselbe wird dann dem großen Publicum schwerlich in gleicher Stärke fühlbar werden, wie es heute die minder günstigen Verhältnisse sind. Wer indessen die Anlande des Mittel- und Oberrhein in ihrer geschäftlichen Entwickelung etwas genauer beobachtet, der mag sich schwerlich verhehlen, daß überhaupt ihre materielle Thätigkeit in einem Umgestaltungsprocesse begriffen ist. Dieser datirt freilich nicht von der alten letzten Zeit, er ist in dieser nur stärker zutage getreten und scheint sich, während früher neben der Bodencultur die Fabrikthätigkeit die größten Kreise beherrschte, nunmehr der bis da ziemlich vernachlässigten montanistischen Ausbeutung mit ganz besonderer Vorliebe zuzuwenden. Vorzugsweise zeigt Baden eine äußerst lebhafte Entfaltung nach dieser Richtung; und je unzweifelhafter der Reichthum der süddeutschen Gebirge sich erweist, destoweniger läßt sich auch nur annähernd absehen, welche Umgestaltungen der materiellen Verhältnisse des deutschen Südwestens auf diese Weise nach und nach herbeigeführt werden.

Unter solchen Umständen ist es eine erfreuliche Erscheinung, neuerdings auch wieder den volksthümlichen geselligen Verkehr lebhafter entfaltet zu sehen, welcher seit 1848 durch die politische Begünstigung particularistischen Sinnes recht weit zurückgegangen war. Das mittelrheinische Musikfest zu Darmstadt ein Schlusse des August und Beginne des September war nach dieser Seite hin keine bedeutungslose Erscheinung. Ja man muß bekennen, daß noch vor wenigen Jahren das Zustandekommen eines derartigen Volksfestes höhern Stils in außerordentlich großen Dimensionen kaum ausführbar gewesen sein würde. Man nimmt die Zahl der während der Festtage in Darmstadt versammelten Gäste nach annähernden Schätzungen auf 40,000 an. Und wenn auch die historischen Erinnerungen, welche der Festzug zum Schlusse versinnbildlichen sollte, etwas dunkel ausfielen, so waren dagegen die Landestrachten und ihre Vertreter natürlich genug, um ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen. Soviel bekannt ist, soll von jetzt an die Versammlung der Musikvereine vom Mittelrhein alljährlich wiederholt werden. Auffallend muß es dabei immer erscheinen, daß für derartige Versammlungen so selten Frankfurt als Sammelplatz gewählt wird. Viel-

leicht liegt es daran, daß der reichen Stadt außer den Kirchen die Localitäten fehlen, um z. B. Musikaufführungen großen Stils zur vollen Geltung kommen zu lassen. Wie aber heute die theologischen Stimmungen sind, wäre es allerdings schwerlich zu erwarten, daß eine Kirche für profane Musik eingeräumt würde.

Doch selbst für gewöhnliche Concerte fehlt es hier noch immer an einem geeigneten Saal. Denn der Tanzsaal eines Hôtels, welcher dafür meistens in Anspruch genommen wird, ist weder akustisch vortheilhaft gebaut noch auch vollständig vor dem Hereintönen des Wirthschaftslärmens gesichert. Dieser Mangel ist umsomehr zu verwundern, als in Frankfurt die allgemeine musikalische Bildung außerordentlich hoch steht und kaum irgendeine Stadt von gleicher Größe soviel musikalische Vereine aufzuweisen hat, in welchen der Dilettantismus die Kunstübung in wahrhaft virtuoser Vollendung betreibt. Diesmal scheinen die Vereine für ernste Musik den Reihen der Concertsaison eröffnen zu wollen. Bereits haben der Cäcilienverein, so auch der Henkel'sche Quartettverein ihre ersten Aufführungen angekündigt, während das Museum in einer Generalversammlung wol erst den Charakter seiner diesjährigen Winterunterhaltungen feststellt. Unter den mehr privaten musikalischen Bestrebungen stellen wir außerordentlich hoch die „Matinées musicales", welche der Violinvirtuos Eliason alle 14 Tage in seiner Behausung veranstaltet. Vor einem eingeladenen Kreise von Kunstkennern werden dort nicht nur solche Werke, welche man sonst seltener hört, in großer Vollendung zur Ausführung gebracht, sondern auch solche Künstler produciren sich, welche selten in die Oeffentlichkeit treten.

Außer den musikalischen Unterhaltungen bereiten sich für den bevorstehenden Winter besonders viele populäre Vorlesungen vor. Unter Anderm beabsichtigt solche Hr. Heribert Rau, welcher nach seinem Rücktritte vom deutschkatholischen Predigtamt in Manheim sich nunmehr ganz der Aesthetik zu widmen scheint, die er bisher als Romanschriftsteller cultivirte. Dem Vernehmen nach wird derselbe die modernsten Entwickelungen der ästhetischen Literatur in ihrer Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen Zuständen der Gegenwart behandeln. Die Hauptsaison solcher Vorlesungen kommt jedoch bei uns gewöhnlich erst in der Fastenzeit und wir haben bis dahin wol noch mancherlei ähnliche Unternehmungen zu erwarten.

Unser Theater befindet sich gegenwärtig in einem einigermaßen unbehaglichen Zustande. Die Oper ist zwar nach längern Unterbrechungen wieder completirt; dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß das Engagement des Hrn. Friedrich Haase nicht zur Ausführung kommt. Das Präsidium des Cartelvereins hat nämlich denselben in Bezug auf München noch immer als contractbrüchig erklärt. Eine mehr als unpassende Bekanntmachung Hrn. Haase's versuchte nun zwar den Cartelverein wie eine Privatsache hinzustellen, die ihn nichts angehe. Unser Theater gehört aber diesem Cartelverein an, welcher überdies noch officiell dadurch anerkannt ist, daß der Senat ausdrücklich jede Concessionsertheilung daran band, daß das Institut diesem Vereine angehöre. Reichte dies schon hin, das Engagement rückgängig zu machen, so that Hr. Haase noch mehr dafür, indem er in der Heinrich'schen „Theaterzeitung" erklären ließ, daß der das Cartelverhältniß betreffende Paragraph „ohne sein Wissen" in den von ihm bereits unterschriebenen hiesigen Con-

tract eingesetzt worden sei. Er beschuldigte also mit unerhörter Keckheit die hiesige Theaterleitung einer gemeinen Fälschung! Ob nun nach solchen Vorgängen dieselbe, wenn sie ihre Autorität nicht der aufgeregten Stimmung jedes beliebigen Theaterprinzen preisgeben will, noch daran denken kann, irgendeinen vermittelnden Schritt zu thun — diese Frage, glauben wir, bedarf keiner weitern Erörterung. Abgesehen davon hat aber auch Hr. Haase jedenfalls alles Mögliche gethan, um den Cartelverein vom Wege der Milde auf den der strengsten Verfolgung seines Rechtes und seiner Befugnisse gegen einen contractbrüchigen Schauspieler zu weisen. Man kann es vielleicht in manchen Kreisen und für manche Rollen beklagen, wenn das Engagement mit Hrn. Haase sich zerschlägt, für das Institut im Ganzen würden wir es dagegen nahezu für einen Vortheil erachten. Abgesehen davon, daß Hr. Haase für ein Theater mittlern Ranges, welches vorzugsweise auf ein gutes Ensemble und die größte Mannichfaltigkeit des Repertoire gewiesen ist, schwerlich eine förderſame Acquisition genannt werden kann, hat derselbe sein Dienstverhältniß in Karlsruhe auch dadurch gelöst, daß er sein „physisches Unvermögen" zur Erfüllung seiner Dienstpflichten constatirte. Da nun derselbe in Karlsruhe relativ äußerst wenig in Anspruch genommen war und selbst diese kleinen Anstrengungen nicht zu ertragen vermochte, so ständen hier, wo derartige Rücksichten nicht genommen werden können, fortwährende Störungen des Repertoire in Aussicht. Einzelne, höchst seltene virtuose Leistungen in einem sehr beschränkten Repertoire würden aber doch wahrlich nach dem übrigen Etat des hiesigen Theaters mit 500 Gulden Monatsgage allzu theuer bezahlt. Gegenwärtig gastirt hier die Ristori unter einem Enthusiasmus, der, soweit wir die Dinge zu beurtheilen vermögen, doch wol etwas mehr dem europäischen Rufe der Künstlerin als dem unmittelbaren Eindrucke ihres Spiels gilt.

Zum Schluß erwähnen wir noch der wichtigsten Thatsache der letzten Tage. Es ist dies die Publication der organischen Gesetze, welche in Verbindung mit der Gerichtsorganisation vom Neuen Jahr ab ins Leben zu treten haben. Schon die diesjährige Neuwahl der Gesetzgebenden Versammlung hat nach dem neuen Organisationsstatut stattzufinden. Unterdessen beeilt man sich aber, die Reform der Lutherischen Kirchenverfassung noch der bestehenden Legislative vorzulegen, sodaß vom Neuen Jahre an Frankfurt in der That ein politisch und kirchlich vollkommen umgestaltetes Staatsleben beginnen wird.

Notizen.

Der Schiller-Verein in Leipzig fodert zu Beiträgen auf, welche ihn in den Stand setzen sollen, das bekannte Schillerhaus in Gohlis, in welchem der Dichter bekanntlich einen Theil des Sommers 1783 verlebte und wo insbesondere sein „Lied an die Freude“ entstanden ist, zu erwerben. Dasselbe ist von dem gegenwärtigen Besitzer zum Verkauf gestellt und steht zu befürchten, daß es in Hände geräth, die es verfallen lassen oder gar absichtlich vernichten. Dagegen ist das Schillerhaus zu Oggersheim unweit Manheim, von dem Josef Rank kürzlich in seinen „Schillerhäusern“ in „Brockhaus' Reise-Bibliothek“ eine ausführliche Schilderung lieferte, auf den Wunsch des Königs Ludwig von Baiern mit einer Gedenktafel versehen worden. Dieselbe führt, wie die Zeitungen melden, die Inschrift: „In diesem Hause wohnte Friedrich von Schiller, der Dichtkunst in erwünschter Verborgenheit lebend, A. D. 1782.“ Von wem diese Inschrift herstammt, wird nicht gesagt, aber soviel ist gewiß, daß es Jemand sein muß, der von Schiller's Jugendgeschichte nur eine sehr oberflächliche Kenntniß besitzt; weder die Erinnerungen an Schiller's Flucht von Andreas Streicher, seinem treuen Gefährten, der auch den Aufenthalt in Oggersheim mit ihm theilte, kann er gekannt haben, noch auch die verzweiflungsvollen Briefe, die Schiller selbst in jener Zeit an den manheimer Theaterintendanten, den Frhrn. von Dalberg, richtete; er würde sich sonst vermuthlich gehütet haben, diesen Aufenthalt, der für Schiller mit der bittersten Noth und den qualvollsten Kämpfen verknüpft war, eine „erwünschte Verborgenheit“ zu nennen. Eine „erwünschte Verborgenheit“ darf allenfalls das Exil in Bauerbach heißen, das die großherzige Freundschaft der Frau von Wolzogen dem flüchtigen Dichter eröffnete; der Aufenthalt in Oggersheim dagegen ist und bleibt eins der dunkelsten Blätter in Schiller's Jugendleben und können wir es daher, bei aller Anerkennung der guten Absicht, doch nur beklagen, daß auf diese Weise die Geschichte verfälscht und statt der bittern, aber heilsamen Wahrheit eine vergoldete Lüge in den geduldigen Marmor gegraben wird. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich eines literarischen Unternehmens gedenken, das ebenfalls mit Schiller's Andenken in nächstem Zusammenhang steht: nämlich eines lyrischen Albums, welches unter dem Titel „Dichterstimmen der Gegenwart, eine Sammlung vom Felde der deutschen Lyrik seit 1850“ von Dr. Weller in Dresden bei Hübner in Leipzig herausgegeben wird. Dasselbe soll Beiträge von mehr als 200 Dichtern bringen, theils von dem Herausgeber ausgewählt, theils von den Dichtern selbst ausdrücklich zu diesem Zwecke beigesteuert. Natürlich müssen sich unter einer Legion von mehr als 200 Dichtern viele höchst mittelmäßige befinden; wir zweifeln, daß durch diese Sammlung von Mittelmäßigkeiten dem Andenken Schiller's eine Ehre widerfährt, geschweige denn daß die praktischen Zwecke des Schiller-Vereins dadurch eine irgend nennenswerthe Beförderung erfahren werden. Vielmehr scheint uns das Ganze in das Gebiet jener „Zehnten Muse“ zu gehören, über die wir uns erst vor einigen Monaten des Nähern ausgesprochen haben und in der wir ein für allemal nur eine Aftermuse erblicken können, selbst auch wenn sie Schiller's geweihten Namen vor sich herträgt.

Auf dem Burgtheater zu Wien scheinen die Stücke von anonymen Verfassern Mode zu werden; ein dreiactiges Drama: „Ein Wohlthäter", von einem sonst völlig unbekannten Autor, der sich Franz Nissel nennt, hat daselbst Furore gemacht und wird von der Kritik als eine höchst bedeutende Erscheinung bezeichnet. In Berlin sind bei Gelegenheit der Hoffeierlichkeiten, welche daselbst in den jüngsten Wochen stattgefunden, eine Anzahl neuer Stücke zur Aufführung gebracht worden; darunter im Königstädtischen Theater „Die Pariserinnen nach der neuesten Mode", dramatisches Sittenbild von Luise Mühlbach, im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater „Die Virtuosen" von Bauernfeld. Doch scheinen beide trotz der festlichen Stimmung nur geringen Anklang gefunden zu haben und auch Tempeltey's langerwartete „Klytämnestra" scheint bei der dortigen königlichen Bühne kein besseres Schicksal gehabt zu haben. Ebendaselbst wird außer dem früher erwähnten historischen Drama von Brachvogel auch eine Tragödie „König Saul" von einem jungen berliner Juristen, Namens Kette, vorbereitet. Die biblischen Stücke haben bisher in Berlin wenig Glück gemacht; um so bemerkenswerther ist die Beharrlichkeit, mit welcher nicht blos die Intendanz, sondern auch die Poeten auf diesem Wege vorschreiten. „Narziß" hat auch in Hamburg lebhaft angesprochen, wogegen Ponsard's „Börse" die dortigen Börsenmänner ebenso kalt gelassen hat wie die berliner. Prag hat zu Ehren der deutschen Landwirthe und Forstmänner, welche daselbst kürzlich ihre jährliche Versammlung abhielten, eine „Wagner-Woche" gehabt; es wurden nacheinander „Der fliegende Holländer", „Lohengrin" und „Tanhäuser" gegeben. Hoffentlich werden die Nerven unserer trefflichen Oekonomen kräftigen Widerstand geleistet haben.

Die bildende Kunst ist im Laufe der letzten Wochen von einer Reihe namhafter Verluste betroffen worden. In London starb Sir Richard Westmacott, der berühmteste unter den englischen Bildhauern der Gegenwart, ja man darf vielleicht sagen der einzige, der sich auch auswärts eines gewissen Rufs erfreute. Westmacott war 1774 geboren, hatte also das hohe Alter von 82 Jahren erreicht. Seine Studien machte er in Italien unter Canova; seit Anfang des Jahrhunderts in sein Vaterland zurückgekehrt, stand er um die Zeit der großen Napoleonischen Kriege auf dem Gipfel seines Ansehens. Beinahe alle berühmten Männer jener Zeit, Redner wie Feldherrn, sind durch seinen Meißel verherrlicht worden. Am bekanntesten unter seinen Arbeiten sind die Standbilder von Addison, Fox, Pitt, Erskine; sie sind theils in der Paulskirche, theils in Westminster, theils auf öffentlichen Plätzen aufgestellt. Auch hat er den Entwurf zu der Wellingtonstatue in Hydepark, die den alten Eisernen Herzog als nackten, jugendlichschönen Achilles darstellt, sowie zu dem Nelson-Denkmal in Liverpool geliefert. In Biberich bei Wiesbaden starb Emil von Hopfgarten, ein geborener Berliner; in Berlin selbst Louis Friebel, bekannt durch seine vortrefflichen Guß- und Ciselirarbeiten. Friebel war 1812 zu Berlin geboren; ein Zögling der königlichen Eisengießerei daselbst, wurde er später Director der bekannten gräflich Einsiedel'schen Eisengießerei zu Lauchhammer. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, verschiedene großartige Gußarbeiten auszuführen, durch die er die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Künstler auf sich lenkte; so namentlich das Standbild Friedrich Wilhelm's III. in Pots-

dam, die Victoria auf dem Belle-Alliance-Platz in Berlin, das Denkmal des verstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Schwerin ꝛc. Durch Rauch, der das ungewöhnliche Talent des noch jugendlichen Mannes erkannte, nach Berlin gezogen, übernahm er hier den Guß des Friedrichs-Denkmals: eine der großartigsten Arbeiten dieser Art, die jemals ausgeführt sind. Von seinen spätern Leistungen sind die berühmten Kirchthüren in Wittenberg, die Standbilder von York und Gneisenau in Berlin (ebenfalls nach Rauch) sowie zahlreichere kleinere Arbeiten zu erwähnen. — Aus Neuenhofen bei Neustadt an der Orla wird der Tod des Kirchenraths und Pfarrers Schatter, geboren 1793, gemeldet; er war der Verfasser verschiedener geschätzter populärer Schriften; eine seiner letzten Sammlungen führte den Titel „Zum fröhlichen Dorfleben“ und wurde auch in diesen Blättern mit verdienter Anerkennung besprochen. Eine Fortsetzung soll sich im Nachlaß des Verewigten vorgefunden haben und demnächst veröffentlicht werden.

Unter dem Titel „Schleswig-Holsteinische Briefe“ (2 Bände, Leipzig, Mayer) hat Dr. Moritz Busch eine beträchtlich erweiterte Bearbeitung der Schilderungen erscheinen lassen, die vor einiger Zeit von den „Grenzboten“, den „Hausblättern“ und andern deutschen Zeitschriften veröffentlicht wurden und die damals durch die Unumwundenheit ihrer Darstellung ein nicht geringes Aufsehen erregten. Andere interessante Neuigkeiten des Buchhandels sind: der zweite und letzte Theil von Saalschütz' „Archäologie der Hebräer“, der dritte Theil von Professor Meyer's „Geschichte der Botanik“, und die zweite verbesserte und vermehrte Auflage von Karl Rosenkranz' „Goethe und seine Werke“, alle drei bei Bornträger in Königsberg; die zweite durchaus veränderte Auflage von Heinrich Koenig's „Die Waldenser“, unter dem Titel: „Hedwig die Waldenserin. Eine Novelle“ (2 Theile, zugleich als Bd. 5 und 6 von des Verfassers „Gesammelten Schriften“), „Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage“, „Neue Gedichte von Julius Sturm“, „Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George. Eingeführt durch Alexander Kaufmann“, „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Dritte Auflage“, sämmtlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig; „Der Stadtschultheiß von Frankfurt. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert von Otto Müller“ (Stuttgart, Cotta; es ist ein Wiederabdruck der vom „Frankfurter Museum“ unter dem Titel „Kaiser und Schultheiß“ veröffentlichten Novelle); „Rheder und Matrose. Ein hamburger Roman von Ernst Willkomm“ und „Milton und seine Zeit. Historisch-biographischer Roman aus der Geschichte Englands von Max Ring“ (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp., diese beiden zugleich als Bd. 11 und 12 der Meidinger'schen „Deutschen Bibliothek“). Ebendaselbst werden demnächst erscheinen: „Seltsame Geschichten, erzählt von Heinrich Koenig.“ Wolfgang Menzel überrascht das Publicum mit einem naturhistorischen Werke: „Naturkunde“ (3 Bde., Stuttgart, Neff). Auch der sogenannte Flotten-Fischer, trübseligen Andenkens, hat wieder einmal etwas von sich hören lassen: „Das Vertheidigungsrecht in Deutschland und die Juristenfacultät in Königsberg. Eine Denkschrift“ (Leipzig, R. Hoffmann); der alte wunderliche Mann kann also trotz seines „Martyriums“ noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 42.** 16. October 1856.

Das Verbindungswesen der deutschen Hochschulen.

Die vereinzelten Anläufe, die bisher genommen worden sind, um die gröbsten Misstände unserer Hochschulen zu beseitigen, haben bekanntlich wenig gefruchtet. Die alten Zunftvorurtheile sind hier viel zu tief eingerostet, um sobald, als es zu wünschen wäre, dem Geist der neuen Zeit zu weichen. Nur sehr allmälig wird der Weg zur Versöhnung mit ihm sich anbahnen lassen. Und darum beschränken wir uns heute darauf, nur eine Seite der für die Bildung unsers Volks so wichtigen Frage zu berühren, — eine Seite, von der die allerneuesten Ereignisse wieder recht augenfällig dargethan haben, daß sie nicht länger mehr unberührt bleiben darf, wenn wir nicht nach wie vor den gegründeten Vorwurf schlaffer Gleichgültigkeit und Lahmheit in Heilung auch der schreiendsten Gebrechen unserer altehrwürdigen echtdeutschen Anstalten zur Pflege und Lehre der Wissenschaft auf uns laden wollen. Wie sehr, beihin gesagt, diese unsere bisherige Schlaffheit sogar auf den guten Namen unserer Hochschulen im Auslande übel eingewirkt hat, zeigt sich namentlich an der grundschlechten Meinung von unserm Studentenleben, die das bekannte Buch von W. Howitt: „Student's life in Germany", vor etwa zehn Jahren hervorgebracht hat, das doch nichts weiter enthält als eine (aus heidelberger Quellen geflossene) ziemlich treue Schilderung des wüsten Treibens jener jederzeit schwachen Minderzahl der deutschen Studentenschaft, die den sogenannten Landsmannschaften angehört. Eine

etwas nähere Besprechung dieser Seite unsers Hochschulwesens ist ohne Frage gerade jetzt sehr an der Zeit und darum vielleicht nicht ganz ohne Hoffnung eines guten Erfolgs. Bisher aber scheint uns die Presse ihre Pflicht bei weitem nicht erfüllt zu haben, indem sie dabei stehen geblieben ist, lediglich die jüngsten heidelberger Vorgänge zu erörtern, aber ohne es zu irgendeiner Nutzanwendung zu bringen, gleich als ob darin etwas blos Oertliches zu sehen wäre, anstatt eines rein zufällig gerade hier einmal besonders stark hervorgetretenen tiefen gemeinsamen Schadens unserer höchsten Bildungsstätten, der zu einem tiefeinschneidenden Gebrauch des Messers längst schon überreif ist. Wenn auch wir nicht umhinkönnen, jene Vorgänge wenigstens zu berühren — die in der Hauptsache, wenn man von der Kreuzzeitung absieht, durchweg ziemlich in demselben Sinne besprochen worden sind —, so geschieht es nur, um, daran anknüpfend, den Blick vom Einzelnen aufs Ganze und auf die sich andrängenden Folgerungen hinzuleiten, von denen wir sehnlich wünschen, daß alle Verständigen sich endlich vereinigten, zu fodern, daß sie wirklich und mit allem Ernst auf allen deutschen Hochschulen gezogen würden.

Wir dürfen voraussetzen, daß das Thatsächliche der heidelberger Ereignisse, welche zur Auflösung der unter dem Namen der Corps daselbst befindlichen Studentenverbindungen führten, zumal aus der (auch in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 221 und 222, mitgetheilten) amtlichen Denkschrift, zur Genüge und zuverlässig bekannt sei. Man ersieht daraus, daß jene Ereignisse im Wesentlichen nichts enthalten, was nicht schon auf allen deutschen hohen Schulen hundertmal dagewesen wäre, nur daß der Unfug diesmal in so steigendem Verhältniß zugenommen hatte, daß mit allem Nachdruck ein Ende gemacht werden mußte. Ebendarum war denn auch, wie hier nochmals hervorzuheben am Ort sein wird, die allgemeine Meinung, sogar — was viel heißen will — der Bürgerschaft von Heidelberg, mit Ausnahme etwa einiger voreilig jammernder Stiefelwichser, dabei entschieden auf Seiten der Regierung und der akademischen Behörden, wenngleich begreiflich bei Ausführung der Auflösungsmaßregel der Eine Dieses, der Andere Jenes anders gewünscht hätte und namentlich fast durchgängig das Herbeirufen einer handvoll Soldaten als eine völlig überflüssige Ausgeburt übertriebener Besorgniß vor Widersetzlichkeit angesehen und umsomehr bedauert ward, als dadurch, so verständig und maßvoll man auch beim Vollzug der Auflösung verfuhr, dennoch auswärts an die weiland Falcke'schen Dragonaden in Göttingen unangenehm erinnert worden sein mag, jedenfalls ein greifbarer Anlaß geboten war, um die Sache in ein fälschendes Zwielicht zu bringen. Man müßte übrigens das fast sprichwörtlich gewordene freund- und genossenschaftliche Verhältniß nicht kennen, das

unter den deutschen Hochschullehrern herkömmlich ist, nicht den gewaltigen Universitätszopf, der, nicht etwa blos den gelehrtesten und berühmtesten, sondern auch den freisinnigsten unter ihnen zierlich im Nacken zu hängen pflegt, nicht die lähmende Furcht, im nächsten halben Jahre ein paar Zuhörer weniger sich anmelden zu sehen*), endlich nicht ein gewisses Haschen nach dem Ruf eines Vertreters der „akademischen Freiheit", das jederzeit allen halben Maßregeln gegen Studentenunfug warme Fürsprecher sichern wird, — wenn man sich wundern wollte, daß einige Wenige über den „Auflösungsukas" in Harnisch zu gerathen sich den Anschein gaben, noch Andere sich wirklich in einigen Aerger hineingearbeitet haben und Einzelne endlich alle Gewandtheit ihrer Feder aufboten, um ihren Angriffen darauf einen erträglichen Anstrich zu geben. Dies Letztere erhellt namentlich aus den sehr geschickt und bestechend geschriebenen Aufsätzen in Nr. 228 und 229 der augsburger „Allgemeinen Zeitung", worin ganz unmerklich, mit Hülfe mancher unbestreitbaren allgemeinen Sätze, die Sache so gedreht wird, daß man Das, worauf Alles ankommt, völlig aus dem Auge verliert. Nur darum auch ist es nöthig, hier nochmals die Thatsache hervorzuheben, daß die sehr große Mehrzahl des gesammten Lehrkörpers (den ehrwürdigen, freilich nicht mehr „activen" Schlosser an der Spitze, bis zu den jüngsten Docenten hin), wenn auch Manche darunter nicht immer gerade den Personen gewogen waren, denen das Verdienst zukommt, den Ausschlag gegeben zu haben, diesmal doch die Sache im Auge behielt und mit dem einstimmigen Beschluß des Engern Senats vollkommen einverstanden war. Es ist zwar wahr, daß die Zusammensetzung dieses Senats, wie freilich die unserer heutigen sogenannten Volksvertretungen auch, im Grunde nur ein Werk des blinden Zufalls ist; ebenso gewiß aber ist es, daß im vorliegenden Falle die Einmüthigkeit der sechs, sonst ihrer ganzen Denkweise und Richtung nach so sehr als möglich grundsätzlich verschiedenen Männer, aus denen er gebildet ist, ihn als wahres Organ des Lehrkörpers erscheinen ließ. Zudem wird kein Kenner deutschen Wesens und deutscher Geschichte, noch weniger ein in Geschäften irgend erfahrener Mann, im Ernst zweifeln können, daß, wo es galt, rasch und einheitlich zu handeln, der schwerfällige Versuch, erst zwischen 30 und 40 deutsche Köpfe, und vollends gelehrte, unter einen Hut zu bringen, mit andern Worten

*) Wie wenig die Studenten selbst zweifeln, daß mitunter auch diese traurige Triebfeder im Spiel ist, wenn, ihnen gegenüber, lauwarm gesprochen oder gehandelt wird, ist bekannt genug. Hunderte haben es z. B. mit angehört, wie 1828 eine väterliche Rede, um von einem Auszug abzumahnen, die unverschämte Antwort erhielt: „Ei was, wir wissen recht wohl, daß es Ihnen nicht um uns, sondern nur um unsere Louisdor zu thun ist!"

den Großen Senat zu berufen, das sicherste Mittel gewesen wäre, alles rechtzeitige Handeln zu vereiteln!

Soviel steht fest: wer immer den alten widrigen Krebsschaden des Corpslebens auf unsern Hochschulen gründlich kennt, wird ihm im Ernst gewiß das Wort nicht reden. Der bei dem vorerwähnten Anlaß lautgewordene Gedanke, der freilich fast wie Hohn klingt, daß die fortwährenden Klopffechtereien, Saufgelage, Hundehetzereien und Anderes mehr, was einen wesentlichen Bestandtheil jenes wüsten Treibens ausmacht, eine unersetzliche Schule der „Ritterlichkeit" sei, war aber zu glücklich, als daß ihn nicht das Kreuzritterthum begierig hätte ergreifen und einige Lanzen dafür hätte brechen sollen. Zwar fällt es etwas schwer einzusehen, welchen Anspruch auf Ritterlichkeit z. B. die ladenburger „Saturnalien" haben sollten (die freilich, wie bezeichnend genug die Denkschrift der Corpsstudenten zur Entschuldigung bemerkt, nur an „Bauermädchen" und „Jüdinnen" verübt wurden, — die hiernach vogelfrei zu sein scheinen); allein — nicht alle Leute sind von so spießbürgerlich schweren Begriffen! Ebenso wenig zweifelhaft aber ist es, ob es ritterlich genannt zu werden verdient, wenn einer der „Attentäter" versucht hat, die Bagatelle mit dem dreist erfundenen Geschichtchen zu beschönigen, daß der männliche Theil der ladenburger Einwohner sich 1849 durch eine höchst aufrührerische Gesinnung und Gott weiß welche verübten Gräuel bemerkbar gemacht habe.

Nicht Wenige zwar sind noch heute verblendet von dem alten Vorurtheil, zu glauben, daß, zwar nicht unter allen andern gebildeten Leuten — jungen wie alten —, bei denen die angeblich unvermeidliche „Wahl zwischen Stock und Degen" (bezeichnet Schläger) vermeidlich zu sein scheint, aber doch unter „Cavalieren, Offizieren und Studenten" im Fall einer Beleidigung in alle Ewigkeit das Faustrecht des Zweikampfs die einzig mögliche ehrenhafte Auskunft sei. Aber sogar sie können die Erbärmlichkeit nicht leugnen, die darin liegt, daß von jeher ein Hauptgeschäft der Corpsbrüderschaften im Händelsuchen bestand sowie in dem herkömmlichen widrigen Fortspinnen und künstlichen Vervielfältigen aller entstandenen Händel (durch sogenanntes „Nachstürzen", „pro patria-Skandale" und „Corpshatze" mit ihren „Bestimmzetteln"); daß auf diese überaus elende Weise sehr oft Leute, die sich in ihrem Leben nichts zu Leid gethan, vielleicht sich nie gesehen hatten, von Corpswegen sich miteinander zu schlagen gezwungen sind, d. h. zur ritterlichen Unterhaltung der Corps, ganz ebenso wie die Hunde der Corpsbursche, beziehentlich Corpshunde, aufeinandergehetzt werden! Zu welcher Höhe das Uebel dieses frivolen Spielens, das wenigstens bisweilen die Gesundheit oder das Leben kostet, gediehen ist, wie viele Hunderte von lediglich an den Haaren herbeigezogenen Duellen fast in jedem halben Jahre daraus

erwachsen sind, ist allbekannt und unleugbar. Auch die eifrigsten Vertheidiger des Duellwesens haben darin eine arge Ausartung und Fehlrichtung desselben zugeben müssen. Dabei ist aber noch ganz abgesehen von dem planmäßigen Zeitverderb, den diese und ähnliche „Corpsangelegenheiten" nothwendig im Gefolge führen. So konnte man z. B. in Heidelberg seit Jahren an drei bestimmten Tagen der Woche Morgens 80—130 Corpsbursche unangefochten über die Brücke nach der Hirschgasse (dem bekannten Paukort) ziehen und dort sich raufen und in der Regel den ganzen Vormittag todtschlagen sehen. Daß dabei mindestens alle in die einschlagenden Stunden fallenden Vorlesungen versäumt werden mußten, versteht sich ebenso von selbst als daß jede mit der für die Corpsfüchse obligaten Fechtbodenstunde zusammenfallende Vorlesung zu kurz kam, daß endlich bei jenen das ganze halbe Jahr unausgesetzt fortdauernden Raufereien überhaupt fast nothwendig das Nichtsthun zur Gewohnheit werden, also der Zweck des Besuchs der Hochschule ganz verlorengehen mußte. Dies gilt wenigstens von jenen Gliedern dieser Verbindungen, die es nicht schon von vornherein blos darauf abgesehen hatten, auf Commercen und Mensur sich hervorzuthun, den grand seigneur zu spielen, bei den Zuckerbäckern halbe Tagelang vor Anker zu liegen, Würfel und Karten zu handhaben, durch höchst ärgerliche Hetzereien mächtiger Rüden oder aber Dressuroperationen sich zu künftigen Stall- und Jagdjunkern vorzubilden, überhaupt in vornehmer und gemeiner Roheit und frechem Uebermuth sich zu üben, um demnächst im öffentlichen oder Privatleben bei jeder Gelegenheit die wohlverdienten Rittersporen in bekannter Weise mit Anstand zu gebrauchen.

Es gehört sicher eine etwas starke Einbildungskraft dazu, um „Poesie" in diesem Treiben zu finden und gerade darin die eigentliche Quelle des wahren „Handwerksgeistes" zu verkennen, der den wissenschaftlichen Sinn seit 30 Jahren immer mehr von unsern Hochschulen verdrängt hat. Es bedarf keiner Ausführung, welche vaterländischen Hoffnungen sich an die Sippschaft knüpfen, die sich in dem Allen gefällt. Und wenn dennoch unstreitig mancher tüchtige Mann sich durch diese traurige „Lebensschule" durchgerungen hat, in die ihn vielleicht eine Reihe von Zufällen verschlagen hatte, so ist das wahrlich nicht ihr, sondern sein Verdienst. Ungeachtet aller solchen sich von selbst verstehenden Ausnahmen aber steht die Regel unerschütterlich fest, daß nicht etwa blos die kläglichsten Philister, sondern die gesinnungslosesten, unselbständigsten Männer, die echten Staatshandwerker und Büreaukraten, die dreistesten Sophisten und Rabulisten, die hochnasigsten „Herren" aus diesen Verbindungen hervorzugehen pflegen. Ein einziger Blick auf die zahlreichen, aufgedunsenen Gesichter genügt, um zu erkennen, weß Geistes Kind zum großen Theile diese Bursche sind.

Schlimm genug, daß dieses ganze schreiende Unwesen herkömmlich fast als ein noli me tangere gilt und wol gar ein besonderer „Muth" dazu zu gehören scheint, es für durch und durch verrottet und „überlebt" zu erklären! Schlimmer noch, daß man im ganzen Deutschland seit langen Jahren ungescheut fast allgemein aus der handgreiflichen Begünstigung des Corpswesens von oben die schwere Anklage gegen unsere Regierungen schmieden konnte, daß sie dieses wüste Getreibe als ein bereites Mittel ansähen zur Bildung künftiger Staatsdiener von der erwünschtesten Geschmeidigkeit und blindesten Unterwürfigkeit! Es erinnert dies an den harten, aber wahren Vorwurf, den einst der französische Gesandtschaftssecretär Chevalier de St.-Didier in der Schrift: „La ville et la république de Vénise" (1685, S. 338), der venetianischen Regierung machte: „La république ne croit pas qu'elle doive remédier à ces désordres ni arrêter le cours du libertinage; elle le tient au contraire pour une maladie nécessaire à l'état, laquelle comme une léthargie assoupit l'humeur bouillante de la jeunesse et affaiblit les forces de ceux dont le naturel impétueux serait à craindre." Soviel steht jedenfalls fest, erstens daß man fast überall diesem Unwesen mit Allem, was drum und dran hängt, auf eine das Gesetz wahrhaft verspottende Weise durch die Finger gesehen hat — sodaß es allerdings beinahe lächerlich ist, darin nur eine Duldung, nicht eine offenbare thatsächliche Anerkennung sehen zu wollen —, zweitens, daß das Laufen durch diese Charaktermühle von Seiten der Glieder gewisser Verbindungen geradezu als eine Art Carrièreassecuranz betrachtet und nicht selten mit Stolz darauf hingewiesen ward, daß ihre frühern Senioren jetzt die höchsten Staatsämter bekleiden. Drittens, daß fast allenthalben, mit Berufung auf Erfahrungen ziemlich aller Universitäten, die Erwartung laut wird, daß die jetzige Auflösung der Corps in Heidelberg schwerlich von langer Dauer sein, daß sie kein „Princip", kein „jamais" enthalten, sondern schon sehr bald zu einer bloßen principlosen, vorübergehenden „Disciplinarmaßregel" herabgedrückt sein, daß mithin das alte Schooskind in kurzem neu angestrichen aus der Asche wiedererstehen werde. Hoffen wir, daß dem nicht so sei und daß eben dadurch die schmählichen, den Regierungen untergeschobenen Beweggründe Lügen gestraft werden, aus denen man so zuversichtlich — fürchtend oder hoffend — auf jene Wiederherstellung rechnen zu können glaubt! Wir unserstheils sind überzeugt, daß der ganze Geist der Hochschule, auf dem dieser „Alp" bisher drückte, mithin diese selbst unberechenbar gewinnen wird, wenn sie künftig um ein Schock jener Herren ärmer werden sollte, die sich seit Jahren mit besonderer Vorliebe, unter dem Schilde des Studirens, Heidelberg zum Schauplatz ihrer Thaten auserſehen haben. Nicht blos kann dann der größere und unstreitig bessere, also doch wol vorzüglich,

wenn nicht allein zu berücksichtigende Theil der Studentenschaft wieder frei athmen, während er bis dahin, schmählich genug, immer und überall, wie sogar die heidelberger „amtliche Darstellung“ ganz arglos zugibt, gegen die Corps „zurückgesetzt“ wurde; sondern künftig würden allerdings nicht mehr die Väter Ursache haben, Bedenken zu tragen, ihre Söhne auf eine Hochschule zu schicken, wo das Landsmannschaftunwesen in so traurigem Flor steht. Daß solche Bedenken bisher, zumal in Norddeutschland, sehr oft stattfanden, ist eine Thatsache, die man vergebens versuchen wird zu vertuschen oder wegzuspötteln. Auch müßte es sehr sonderbar zugehen, wenn eine Universität, die das Große vor andern voraus hätte, daß ihr mit den Corps die Hauptverführung zum Studentenspielen und Zeittodtschlagen fehlte, nicht einen ungleich stärkern Zufluß von tüchtigen und strebsamen, also dieser Wirthschaft abholden jungen Leuten erfahren und vielleicht einen ungeahnten Aufschwung nehmen sollte. Es wäre doch wahrlich eines Versuchs werth, eines Versuchs, von dem man überzeugt sein dürfte, daß sehr bald schon alle andern deutschen Hochschulen ihn nachthun, ja nachzuthun gezwungen sein würden, in dem wir ebendarum geradezu das einzige Mittel erblicken, das Eis dieses mittelalterlichen Unsinns in ganz Deutschland zum Bruch zu bringen. Noch zur Zeit pflegen überdies, wie man in der lächerlichen Angst vor Abnahme des Besuchs einer landsmannschaftlosen Hochschule ganz vergessen hat, nicht die rauf- und vergnügungslustigen Söhne, sondern die Väter und Vormünder über diesen Besuch zu entscheiden, wenn man auch hier wieder wie gewöhnlich von dem Urtheil, den Wünschen und Neigungen sämmtlicher Nichtcorpsstudenten absehen will, da — der Gesichtspunkt der „Kameele“ natürlich nicht maßgebend sein kann, sondern nur der des kleinen, aber einflußreichen Häufleins ihrer Gegner!

Der einzige von allen Einwürfen gegen eine Beseitigung der Corps durch die Behörden, die uns zu Ohr gekommen, der wenigstens einigen Schein für sich hat, geht dahin, daß das Gegengift gegen jene Verbindungen sich natürlicher und darum besser aus der Studentenschaft selbst entwickeln würde, und zwar in Gestalt von Verbindungen entgegengesetzter Richtung, mit besserm Zweck und Geist. Indeß bei allem Guten und Schönen, was solche Verbindungen (worunter wir freilich den krankhaften „Wingolf“ nicht begreifen) zuweilen hervorgerufen haben — und vor allen, ungeachtet so mancher schwachen Seiten, unzweifelhaft gerade die mit schnödem Unrecht soviel gelästerte und verdächtigte Burschenschaft —, so waren doch, wie es z. B. die neuesten Erfahrungen in Göttingen bestätigt haben, stete, höchst widerwärtige Reibereien mit den Corps, oder wie vor Zeiten geradezu ein Vernichtungskampf mit ihnen, immer und überall unzertrennlich damit verbunden, ohne daß es doch irgendwo

gelungen wäre, auf diesem Wege dem Corpswesen völlig den **Garaus** zu machen. Immerhin bleibt aber dieser Weg, auch wenn er jetzt etwas mehr Aussicht bieten sollte wie früher, ein höchst bedenklicher. Das einzig Richtige kann offenbar nur in der entschiedenen Nichtduldung aller nach Zweck und Mitteln erfahrungsmäßig nichtswerthen Verbindungen liegen. Nun aber ist es unstreitig wahr, daß, wenn von unsern Landsmannschaften alles Nichtsnutzige in Abzug gebracht wird, überhaupt nichts übrigbleibt, woran sie als solche zu erkennen wären. Wir hätten darum lebhaft gewünscht, Einige unter uns, die sich so ganz unverhofft zu Schutzrednern dieses treuen Kleinbilds des deutschen Jammers im Großen aufgeworfen haben, hätten sich herabgelassen, nicht blos den heidelberger „Staatsstreich“ eine kahle „Negation“ zu schelten, sondern uns mit bestimmten positiven Anträgen über Das zu beschenken, was sie an die Stelle dieser Negation zu setzen gedächten, damit man sehe, daß sie nicht etwa — wie es fast den Anschein hat und wie es mit Stolz alle Corpsbrüder laut preisen — die bloße Wiederherstellung der alten Pauk- und Saufgesellschaften unter dem ihrerseits gefoderten „Aufbauen“ verstehen, also eine neue Auflage der alten Wirthschaft, von welcher der Nestor unserer Historiker gesagt hat, „daß er sie mit schwerem Verdruß seit 40 Jahren angesehen habe, daß aber manche von seinen Collegen sie nun einmal nicht entbehren könnten!“

Soviel ist wol außer Frage, daß künftig nicht alle und jede Gemeinsamkeit, nicht jedes umfassendere gesellige Band unter den Studiengenossen kann wegfallen sollen. Sicher liegt das Heil nicht darin, daß, den zufälligen Verkehr im engsten Kreise näherer Freunde ausgenommen, ein Jeder in gänzlicher Vereinzelung mitten unter seines Gleichen lebe. Vielmehr ist es eine höchst natürliche Foderung, daß Genossen genossenschaftlich leben, daß junge Leute, deren Zwecke und Richtungen, deren ganze Lebensstellung und gesellschaftliche Verhältnisse in der Hauptsache ganz die nämlichen sind, alle ihre gemeinsamen Angelegenheiten in Scherz und Ernst auch in geordneter Weise gemeinsam besorgen sollen, also z. B. in Betreff der Lehre und des Lernens der sämmtlichen wissenschaftlichen und Unterrichtsanstalten der Hochschule, der geselligen Vergnügungen, der Zwistigkeiten unter sich oder mit Andern, der Begräbnisse Eines der Ihrigen, der ihrerseits etwa zu bringenden Glückwünsche, Danksagungen &c., der zu veranstaltenden festlichen Aufzüge, Fackelzüge u. s. w. Die angemessene Befriedigung dieser Foderung ist daher eine wahre Nothwendigkeit des Studentenlebens wie des Lebens jeder Körperschaft oder Innung; sie erleichtert zugleich außerordentlich die ganze Stellung der akademischen Behörden zu den Studirenden und die Möglichkeit einer guten Einwirkung auf dieselben. Ueberall da also, wo die Studentenschaft als Ganzes auftreten muß, kann sie dies begreiflich

nur vermittels geeigneter, aus ihrer Mitte hervorgegangener Vertreter. Unstreitig haben nun seither, in Ermangelung einer solchen echten Vertretung der Gesammtheit, in der Regel die Landsmannschaften die Gesammtangelegenheiten in die Hand genommen, folglich in der That, wohl oder übel, sich zum Organ der Studentenschaft aufgeworfen. Und solange nicht auf bessere Weise dem genannten, nun einmal unleugbar vorhandenen Bedürfniß abgeholfen war, mußte diese Pseudovertretung durch eine Minderheit, die in ihrer Richtung von der Mehrheit grundverschieden war, so kläglich und bisweilen lächerlich sie auch erschien, dennoch einige Entschuldigung und darum, von Seiten der Behörden sowol als der übrigen Studentenschaft, eine Art von Anerkennung finden. So haben wir Fackelzüge erlebt, durch die Corps Professoren gebracht, in deren Vorträgen höchst selten ein paar bunte Mützen zu sehen waren, geschweige ganze Reihen solcher, — ein Opfer, das allerdings einigen Dankes werth war. Aus dem Allen ergibt sich wol unwiderleglich, daß in Bildung nicht so und so vieler, so oder anders gefärbter, exclusiver Verbindungen, sondern lediglich einer, ohne Ausnahme alle Studirende der Hochschule in sich schließenden Körperschaft, einer „allgemeinen Studentenschaft" — die übrigens wieder in beliebig viele engere Kreise lebendig gegliedert sein mag — das ebenso einfache als natürliche Mittel zu suchen ist, um dem größern und bessern Theil der akademischen Jugend das gebührende Uebergewicht zu verschaffen und dem bisherigen trostlosen Mangel einer wahren Gesammtordnung des Studentenlebens gründlich abzuhelfen. Daher sollten die akademischen Behörden der Herstellung einer solchen, allerseits förderlichen Gesammtverfassung der Studentenschaft auch ihrerseits nach Kräften Vorschub thun. Selbstverständlich hätten sie dann künftig nur allein mit den frei gewählten Vertretern und Vorständen dieser allgemeinen Studentenschaft (nicht ferner mit einem „Seniorenconvent") in amtliche Beziehung zu treten; und mittels deren würde namentlich die unerlaßliche Errichtung eines erfolgreichen Ehrengerichts, und überhaupt ein wohlthätiger Einfluß auf die Gesammtheit der Studirenden in dieser wie in jeder andern Hinsicht überaus leicht und sicher zu erreichen sein. Wir wissen freilich nicht, ob, was die öffentlichen Blätter kürzlich von einer „allgemeinen Studentenschaft" in Breslau gemeldet haben, in diesem Sinn, mithin als ein erfreulicher Eintritt in die einzige Bahn, die zur endgültigen Lösung dieser Lebensfrage unserer Hochschulen führen kann, zu begrüßen und als Muster zu empfehlen sei oder nicht. Soviel aber wissen wir, daß, wer hier aus dem „vortrefflichen Material" der bisherigen deutschen Universitätsstatuten etwas wahrhaft Förderliches zusammenzuschweißen hofft, in einem bedauerlichen Irrthum ist und unfehlbar nur dem alten Jammer einen neuen Mantel umhängen wird. Es ist aber hohe, ja höchste Zeit,

daß etwas Anderes und Besseres geschaffen werde. Es wäre daher tief zu beklagen, wenn das alte Gespenst einer teutonisirenden Burschenschaft abermals als Popanz heraufbeschworen werden sollte, um unsern Staats- und Universitätslenkern bange zu machen und sie abzuhalten, festen Schritts das Einzige zu thun, was zum Ziele führt. Jenes Gespenst hat seinen Boden und seine Bedeutung ohnehin längst verloren und kann, vollends wo mit dem Verschwinden der Corps der Gegensatz aufgehört hat, der es geweckt hatte, nicht mehr unter uns weilen und die politischen Kinder ängstigen. Die Zeiten sind andere geworden als jene, wo man langes deutsches Haar und deutsche Röcke trug; und seit dem Erwachen politischen Lebens im deutschen Volk und der Eröffnung gesetzlicher Bahnen seiner Bethätigung, ist das ungebührliche Gewicht zusammt der alten Selbstüberschätzung einer handvoll unreifer Jünglinge geradezu unmöglich geworden; die Erinnerung daran kann also heute keinen verständigen Mann mehr beirren im Wirken für Das, was uns entschieden noththut. Wer, die Hand aufs Herz, Besseres zu rathen weiß, der rede — und Jeder wird ihm danken!

Ein pariser Brief.

Von

Moritz Hartmann.

September 1856.

Es ist die Zeit, von der man in Paris zu sagen pflegt: „Il n'y a personne à Paris", was soviel bedeuten will, als daß Alles, was die eigentliche Gesellschaft ausmacht, was etwas Geld und Freiheit besitzt, aufs Land und auf Reisen geflogen ist, daß die Salons leer, daß die Gassen und Restaurants von Engländern angefüllt sind. Nach dem Zug der Engländer durch Paris, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden, kann man hier, wie nach dem Zuge der Schwalben, Störche und Kraniche, Herbst und Frühling bestimmen. Die Deutschen sind nur Strichvögel. Sie kommen im Herbste nur auf kurze Zeit, wenn sie in den Bädern der Nordsee Kraft und Lebenslust genug gewonnen haben, um bei Mabile und im Jardin des fleurs mit Gattinnen und Töchtern darzuthun, daß sich Tacitus in manchen Stücken über die Germanen Illusionen gemacht hat. Um die Zeit gehört Paris ganz den Fremden. Der eigentliche Pariser sucht seine Gattin und Kinder solange als möglich, wenn thunlich, bis zum Monat Januar auf dem Lande zurückzuhalten, um seiner Tasche Toiletten, Soiréen und Diners zu ersparen und die immer wachsenden Luxusausgaben auf eine möglichst kurze Frist zu beschränken. So schrumpft die eigentliche Wintersaison und mit ihr das

eigentlichste pariser Gesellschaftsleben immer mehr zusammen. Der September gehört zu den wenigst pariser Monaten.

In solcher Zeit lassen sich nicht eigentliche Neuigkeiten geben, wir wollen uns darum vorzugsweise mit allgemeinen, die Zeit im Ganzen bezeichnenden Erscheinungen beschäftigen.

Seit ungefähr zwei Jahrzehnden war es das Bestreben vorzüglicher Schriftsteller, auf die eine oder andere Art zu beweisen, daß die große Französische Revolution nicht gegen die Religion gerichtet gewesen, daß die ihr vorausgehende Aufklärung sammt Deismus ein überwundener Standpunkt, daß die Rückkehr zur positiven Religion, zum — freilich, wie man sagt, vergeistigten — Offenbarungs- und Wortglauben ein Fortschritt und daß, mit Einem Worte, Frankreich ein religiöses Land sei und immer gewesen sei. Schon unter der Restauration hatten sich solche Stimmen hören lassen. Damals glaubte man ihnen nicht, weil man sie für jesuitisch hielt, weil man hinter ihnen die Congregationen und die Parteien Karl's X. vermuthete, und weil man überhaupt geneigt war, auf die Opposition zu horchen, welche ihre Waffen aus der revolutionären und vorrevolutionären Zeit holte. Aber unter der freiern Regierung Ludwig Philipp's, da ihnen gegenüber kein Mistrauen mehr herrschte, schafften sie sich bald ein großes Publicum. Wie Ludwig Philipp durch allerlei Concessionen in die Reihe der legitimen Herrscher einzudringen strebte, ebenso suchte sein Volk den europäischen Nationen zu beweisen, daß es ein gut bürgerliches, religiöses, nicht, wie der Ruf verkündigte, ein atheistisches Volk, sondern im Gegentheil würdig sei, in die Reihe der anständigen und unschuldigen Staaten aufgenommen zu werden. Die Geistlichkeit benutzte diese Stimmung und brachte es bald dahin, daß sich der Voltairianische König und sein protestantischer Minister Hr. Guizot nach ihrer Bundesgenossenschaft sehnten und, um sie zu gewinnen, ihr großen Spielraum ließen. In kurzem war es soweit gekommen, daß der Cultus- und Unterrichtsminister Hr. Villemain aus Furcht vor den Jesuiten seinen sonst so hellen und sarkastischen Verstand verlor.

Die Februarrevolution drängte die neue Macht für einen Augenblick in den Hintergrund. Aber auch nur für einen Augenblick: denn der coup d'état gab ihr nach kurzem ihren ganzen frühern, ja einen weit ausgedehntern Einfluß zurück. Seit jenem Momente ist die Religion, in den Provinzen von jeher mit der Sitte tief verwachsen, in Paris Mode geworden und herrscht darum mächtiger als selbst unter der Regierung der frommen restaurirten Bourbonen.

Die Reaction konnte nicht ausbleiben und in der That macht sie sich seit einigen Monaten auf bedeutende Weise bemerklich. Eines großen Theils der gebildeten Gesellschaft hat sich die Angst bemächtigt, das

bürgerliche Leben, die civitas, die sechzigjährigen, durch lange geistige Kämpfe vorbereiteten Errungenschaften von dunkeln, schwer zu bewältigenden Mächten benagt zu sehen. Daher die vielen höchst merkwürdigen Erscheinungen, die in unserer Zeit, bei den obwaltenden Umständen doppelt überraschend sind. Daher z. B. das plötzliche Auftreten neugebildeter protestantischer Gemeinden in der Champagne und in der Franche-Comté, die ohne Geistliche fortbestehen, obwol man sie für unerlaubte politische Gesellschaften erklärt, ihre Versammlungsorte als verdächtige Clubs gesperrt und ihre bedeutendsten Mitglieder als politische Rädelsführer ins Gefängniß geworfen oder zu Geldstrafen verurtheilt hat. Daher die allgemeine Freude, als vor einigen Monaten von dem hohen Gerichtshofe zu Orléans der protestantische Vater gegen Anverwandte und Geistlichkeit den Proceß gewann und seine Kinder behalten durfte, die man seiner Erziehung, seinem väterlichen Einflusse entziehen wollte. Daher auch der Beifall, den sich vor kurzem die pariser Tribunale erwarben, als sie sich gegen die nur kirchlich angetraute Witwe des Hrn. Pescatore und für die legitimen Erben aussprachen. Daher auch die Genugthuung, mit der man dem Streite im Schoose der klerikalen Parteien, zwischen dem „Univers" und den Anhängern Montalembert's zusieht (einem Streite, den man noch vor wenigen Jahren als einen höchst schädlichen Skandal bezeichnet haben würde) und mit der man die Schrift „L'Univers jugé par lui-même" liest und verschlingt.

Es ist natürlich, daß eine solche immer allgemeiner werdende Stimmung ihren Ausdruck in einer entsprechenden Literatur findet, welche der Besorgniß Worte, der kampfbereiten Opposition Waffen leiht. Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie müssen das Material liefern. Hierher gehören das naturphilosophische Buch des jungen Dolfus, Lanfrey's „Kirche und Philosophen des 18. Jahrhunderts", Jules Simon's „Natürliche Religion" und manche andere, selbst von Geistlichen geschriebene Bücher, die das Evangelium liberal, revolutionär, ja sogar socialistisch auszulegen und die Kirche mit ihren eigenen Waffen anzugreifen streben. Auch die einäugigen Cyklopen beginnen in dunkler Werkstätte zu schmieden und Proudhon arbeitet an seinem „Coup de grâce" oder „Gnadenstoß", den er den positiven Religionen zu geben gedenkt. Die gemäßigt liberale „Revüe für Philosophie und Religion", die seit Jahren besteht, aber schweigend in einem kleinen Kreise fortwirkend kaum bemerkt wurde, taucht plötzlich ans Tageslicht, macht von sich reden und gewinnt an Abonnentenzahl im selben Verhältniß wie der „Katholische Correspondent". Die deutschen Philosophen ziehen die Aufmerksamkeit an; Bary's Uebersetzung Kant's soll in neuer Auflage erscheinen und an einer Uebertragung Fichte's wird gearbeitet. Freilich werden, während man in den gebildetsten Kreisen deutsche Philosophen übersetzt, in den Arbeitervor-

städten Kirchen gebaut und von Haus zu Haus ununterbrochene Missionsreisen gemacht; aber die Missionäre erschrecken über die stets anwachsende Statistik herangewachsener ungetaufter Kinder und verstockter Aeltern, welche noch heute ihre Neugeborenen nicht wollen taufen lassen, trotz aller Versprechungen, trotz der reichen Kundschaft, die sie sich durch einige Nachgiebigkeit verschaffen könnten.

Doch das sind Alles Dinge, die man sich mehr oder weniger nahe, bei einiger Kenntniß der Verhältnisse im Allgemeinen auch in der Ferne selbst construiren kann. Ueberraschend, neu, ja etwas toll ist dagegen das Sektenwesen, das aus den gegenwärtigen kirchlichen und moralischen Zuständen Frankreichs auftaucht und zwar nicht, irvingianisch oder mormonisch, in den untern und unwissenden Classen auftaucht, sondern in Kreisen, die zu den gebildetsten der Weltstadt gehören. In dieser Beziehung hat das neue Sektenthum, der Druidismus, von dem wir sprechen wollen, einige Aehnlichkeit mit dem St.-Simonismus, dessen Jünger ebenfalls aus den gebildetsten Classen hervorgingen und deren mehre noch heute als hohe Staatsbeamte, als Finanzmänner, Techniker und Künstler eine große Rolle spielen. In Deutschland weiß man es vielleicht nicht, daß Hr. Isaak Péreire, der Napoleon des Crédit mobilier, ein Schwager des Hrn. Rodriguez, ersten Apostels St.-Simon's und selber ein Jünger dieses Reformators ist. Noch heute bekennt er sich zu den Lehren dieses merkwürdigen Abkömmlings Karl's des Großen und liebt es, wenn man den Crédit mobilier als eine Frucht St.-Simonistischer Staatsökonomie und St.-Simonistischer Associationsgedanken betrachtet. Er hält treu zu den Mitgliedern seiner Sekte und jedem derselben steht der Weg zur Theilnahme an seinen großen, reichmachenden Unternehmungen offen. Auch der Durchstich der Landenge von Suez, der jetzt so viele Geister beschäftigt, wird auf St.-Simon zurückgeführt und die erste Idee den St.-Simonisten zugeschrieben, die nach Aegypten gegangen, um das Weib, das Weib an sich, zu suchen.

Doch das ist eine Abschweifung, die höchstens dazu dienen kann, den deutschen Leser daran zu erinnern, daß die Franzosen, die sich selbst für so sehr praktisch halten, noch in diesem praktischen Jahrhundert für allerlei Phantastereien empfänglich sind. Nennen wir noch die Namen Fourier und Fourieristen, die, von manchen praktischen Gedanken ausgehend, sich in den tollsten Wahnsinn eingesponnen haben, so wird der Leser für den Glauben an das Bestehen eines modernen Druidenthums genugsam vorbereitet und wir nicht in Gefahr sein, für einen Märchenerzähler gehalten zu werden. Dieser moderne Druidismus besteht und hat seine Geschichte, stützt sich auf einen Geschichtschreiber und hat heute einen Geschichtschreiber unter seinen Jüngern. Augustin Thierry, der vor wenigen Monaten verstorben, der große Geschichtschreiber, hatte das

Verdienst, die französische Geschichtschreibung aus ihrem hergebrachten und abstracten Schlendrian herauszureißen und sie auf die geheime, stets fortwirkende Thätigkeit ursprünglicher, wenn auch unterdrückter nationaler Elemente aufmerksam zu machen. In seiner Geschichte „Die Eroberung Englands durch die Normannen“ hat er diese Idee bis zu einiger Uebertreibung durchgeführt und nachzuweisen gesucht, wie die ganze Geschichte Englands nichts Anderes sei als ein fortwährender Kampf der unterdrückten Angelsachsen gegen ihren Unterdrücker und daß die englische Revolution und das Uebergewicht des Unterhauses über das Oberhaus nur den endlichen Sieg über die normännischen Eroberer darstelle. Aehnlich faßte er die Geschichte Frankreichs auf. Jacques Bonhomme, der Bauer, der sich gegen seinen Herrn auflehnt, ist kein Anderer als der Gallier im Kampfe gegen die Franken. Doch wagte er diesen Gedanken nicht so schroff und in einem umfassendern Werke auszuführen, wohl fühlend, daß das eigentliche gallische Element zur Zeit der fränkischen Invasion durch römische Civilisation bereits bedeutend verhüllt und abgeschwächt gewesen und daß sich die Franken den gebildeten Unterjochten gegenüber nicht so ausschließlich verhalten haben wie die Normannen in England; daß jene im Gegentheil frühzeitig zu einem großen Theil von der gallisch-römischen Civilisation absorbirt worden, und daß die französische Feudalität eine fast ganz und gar heimische Pflanze geworden. Aber aus demselben Gedanken, aus dem der Eine Weisheit, spinnt der Andere Wahnsinn. Die Nachtreter Thierry's betrachteten die Französische Revolution als eine berechtigte, eine nationale Auflehnung des gallischen Geistes, des „esprit gaulois“ gegen den germanischen. Das Wort „esprit gaulois“ wurde Mode; in jedem Ding, in jedem Zustand und Verhältniß, in jeder Erscheinung suchte man das „Gallische“ herauszuspintisiren und das Arsenal zur Vertheidigung der neuen Manie fand man in den Quellen, die Thierry zum Behuf seiner Geschichtschreibung in alten Chroniken, Sagen und Liedern aufgedeckt hatte. Bei dieser Stimmung und der Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen brauchte es einem gallischen Phantasten nur einzufallen, auf das alte „gallische Druidenwesen“ hinzudeuten, um eines Hörer- und Jüngerkreises sicher zu sein. Dieser gallische Phantast fand sich in Jean Reynaud. Er ist der Philosoph des Tages und sein Werk „Terre et Ciel, Philosophie religieuse“ ist die Bibel der modernen Gallier. Es ist das ein mit Geist und Beredtsamkeit und in gutem Stil geschriebenes dummes Buch: ein scheinbarer Widerspruch, dem man aber in der französischen Literatur alltäglich begegnen kann. Die Vordersätze sind dumm, die Schlußfolgerung ist wahnsinnig: aber die Brücke, die von dem einen zu dem andern Ufer führt, ist kühn und mit geistreicher Erfindung angelegt. Das ist echt französisch. Die Hauptsache, um die sich das

Reynaud'sche Buch dreht, ist die druidische Lehre von der Seelenwanderung, von stufenweisen Incarnationen, von allmäliger Vervollkommnung der Seele auf ihren Reisen, von Verkörperung zu Verkörperung, von Stern zu Stern. Das Ganze versetzt mit hin- und hergedeutetem Christenthum, mit Judenthum und seinsollender Naturphilosophie, mit idealisirtem, höchst willkürlich zugerichtetem Materialismus, der sich für den subtilsten Spiritualismus hält — kurz, ein Ragoût und meist „ein Ragoût von Anderer Schmaus". Diese sehr gemischte und haut-goût-mäßige Schüssel kann natürlich einem gesunden Magen nicht bekommen und wird dem Volke niemals behagen; die neue Religion ist darum bisjetzt nur in jenen gebildeten Kreisen heimisch, die es bequem finden, die Phantasie anstatt des Verstandes arbeiten zu lassen und sich dabei doch einreden können, daß sie „philosophiren". In der That hören es die Druiden gern, wenn man sie eine „Schule" und nicht eine „Sekte" nennt. Ich könnte viele bekannte Leute bezeichnen, die den Kopf voll Jean Reynaud haben, überzeugt sind, einmal Rosen, Löwen, Ochsen, Gänseblümchen 2c. gewesen zu sein und sich darauf freuen, auf einer Villeggiatura im Jupiter, beim Anblick seiner vier Monde, von dieser Erdenqual, die nichts Anderes ist als eine Art Fegefeuer, ausruhen zu können. Sie hoffen aufs bestimmteste, dann fliegen zu können und mit Körpern, auf welche das Gesetz der Schwere keinen Einfluß hat, von Zeit zu Zeit an die frühern Orte ihrer Prüfungen zu kurzem Besuche zurückkehren zu dürfen. Ich weiß nicht, ob Henri Martin, der Geschichtschreiber und Schüler Thierry's, ebenfalls solche Hoffnungen hegt: aber daß er zu den Bekennern Jean Reynaud's gehört und daß er für die gereinigte Herstellung des alten Gallierthums schwärmt, ist gewiß. Hat er doch mit dieser Schwärmerei sein so verdienstvolles Werk, die französische Geschichte, zur Hälfte entstellt. In der ersten Auflage objectiv, unparteiisch, klarsehend wie wenige französische Geschichtschreiber, tritt er in der letzten Auflage, inzwischen von Jean Reynaud bekehrt, in manchen Stücken wahrhaft närrisch auf. Da gibt es keine Tugend, keine noch so tiefe Einsicht, keinen Civilisationskeim, der nicht den alten Galliern und den Schatzmeistern ihrer Weisheit, den Druiden, zuzuschreiben wäre. Natürlich! Auch Jean Reynaud betrachtet die ganze moderne Bildung, alle Humanitätsgefühle der Neuzeit, alle Nächstenliebe nur als Symptome des Erwachens altgallischen Geistes. „Oui, l'esprit de la Gaule s'est réveillé et son premier cri en faveur des droits de la pensée a fait trembler le moyen-âge jusque dans ses fondements; il s'est réveillé, mais plus puissant qu'il ne l'avait jamais été etc. (s. J. Reynaud, „L'Enfer").

Ich hoffe, Sie werden weniger überrascht sein, wenn ich Ihnen sage, daß auch George Sand bis über die Ohren im Jean-Reynaudismus

steckt. Denn Sie sind hoffentlich gegen die große Romanschriftstellerin nicht so ungerecht gewesen, sie, wie man hier und da gethan, für einen philosophischen Kopf zu halten. Sie ist ein Weib und ganz unter dem Einflusse von Gemüth und Phantasie. Schon haben sie St.-Simon, Lamennais, Pierre Leroux und was bezeichnend ist, mehre Musiker ganz in ihrer Gewalt gehabt und auf ihre Schreibweise wie auf ihre Composition gewirkt. Wer sich ihrer Phantasien bemächtigt und ihr Gelegenheit gibt, sich auf dieser Erde oder irgendwo über der Erde eine schöne Welt aufzubauen, der hat sie ganz und gar. Aehnlich verhält es sich mit Victor Hugo und in der That ist auch er ein Seelenwanderer geworden, was uns sein Buch „Dieu", an dem er jetzt arbeitet, wahrscheinlich bezeugen wird.

Was man von den Zusammenkünften und den Gottesdiensten der modernen Druiden erzählt, halte ich für Caricatur. Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, geberden sie sich mehr als Philosophen denn als eine religiöse Gemeinde und haben sie bis zur Stunde noch keine eigentliche Cultusform festgestellt. Sie werden schwerlich soweit kommen, in Paris, der Stadt des Geschmacks, barbarische Druidensteine, Dolmen oder Menhier aufzurichten. Es wäre auch unpraktisch, durch die Dolmen an die Menschenopfer der Druiden zu erinnern, da man doch diese als die Träger und Aufbewahrer der menschheitlichen Ideen gelten lassen will.

Mit dem gallischen Wesen hängt auch die ganze Literatur zusammen, die sich in den letzten Jahren um die Gestalt der Jungfrau von Orléans gesammelt hat und die sich bemüht, alles auf diese nationale Heldin Bezügliche zu enthüllen und sie so rein, so groß und nebenbei so gallisch als möglich hinzustellen. Jeanne d'Arc wird nämlich als die echteste Schwester oder Tochter jener Druidessen, jener gallischen Vestalinnen betrachtet, welche höhere Eingebungen hatten, das Wetter beschwören konnten und den nationalen Geist nicht erlöschen ließen. George Sand's „Jeanne" stellt Johanna von Orléans in moderner Verkörperung dar; Michelet feiert sie in seiner hohlen und pathetischen Weise; Henri Martin widmet ihr in der letzten Ausgabe einen ganzen Band und Bucher, der Historiker, ist jetzt mit einem Werke beschäftigt, das der Pucelle ausführlichste Apotheose und Vergötterung werden soll. Wenn das so fortgeht, werden Madame Roland und Charlotte Corday, nach einiger Zeit vielleicht selbst George Sand zu Druidessen gemacht.

Wenn ich den Louvre durchschreite und die göttliche Venus von Milos, die schöne Euterpe, die anmuthige Polyhymnia, die liebliche Artemis, den herrlichen Achilleus und diese ganze olympische Gesellschaft betrachte, begreife ich Julian, den man mit Unrecht den Apostaten nennt und begreife ich, daß Heinrich Heine, wenn auch nur in der poetischen

Wirklichkeit seiner Vorreden, der Venus ohne Arme zu Füßen gesunken, und daß sich mancher moderne Mensch nach der heitern Götterwelt des alten, sonnigen Hellas zurücksehnen kann. Ich begreife auch, wie mancher Hegelianer ganz unhegelisch in ihr die Verwirklichung und Verkörperung der höchsten und schönsten Menschheits- und Kosmosideen erblicken mag. Aber als ich die schauerlichen Oeden des Archipel im Morbihan durchfuhr, um die gallischen Monumente aufzusuchen, als ich auf der Insel Gavarnis oder auf der Landzunge von Lochmariaker verweilte und später die keltischen Todtenfelder von Karnak durchschritt, da fiel es mir nicht ein, daß sich irgendein modernes Gemüth nach dieser untergegangenen elementarischen Welt zurücksehnen, daß man diese rohen, unförmlichen, unheimlich und fühllos blickenden Steinblöcke mit Begeisterung umarmen, daß man irgendeine schöne Idee mit diesen Urbildern des Unschönen verbinden könne. Jean Reynaud und die Druiden haben das Möglichste geleistet.

Es sei genug über diesen Unsinn, der wie jeder Unsinn seinen Todeskeim in sich trägt und von dem wir nur erzählt haben, um darauf aufmerksam zu machen, wie selbst diese Zeit, die praktischste Zeit, bei ungesunden und verkehrten Verhältnissen ihre wahnsinnigen Blasen treibt. Aber es sind eben nur Blasen. Wir haben dem St.-Simonismus und Fourierismus Unrecht gethan, als wir ihn in Verbindung mit dem modernen Druidismus anführten. Beide Systeme hatten doch manche gesunde Grundprincipien, die auch ihre gesunden Früchte getragen haben, während die Auswüchse, das Kranke und Faule abfielen. Der Druidismus dagegen hat nichts für sich als Phantasterei und eine Art von Nationalitätsgefühl, das an Narrheit grenzt. Er ist nur da, um zu beweisen, daß die Franzosen in ihrem Sinne zu allen Zeiten eine kleine Hinterthür offen haben, durch die sich jeder beliebige Kobold einschleichen kann und ferner ist er da, um zu vergehen.

Literatur und Kunst.

Nationalökonomie.

In zweiter verbesserter und stark vermehrter Auflage erschien soeben bei C. F. Winter in Heidelberg: „Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung von Wilhelm Roscher“: ein Buch, das von jedem Gebildeten gelesen und aufmerksam gelesen zu werden verdient. Man spricht soviel von Colonien und dem Handel und der Politik, welche damit verknüpft sind; die Auswanderung nach den Colonien nimmt mit jedem Jahre eine breitere Strömung im Völkerleben ein. In dieser Beziehung gab es nur noch drei

ähnliche Zeiten in der Weltgeschichte: als die Griechen über die Küsten des Mittelmeers rasch ihre Städte ausdehnten, als die Deutschen mit Schwert, Pflug und Mauerkelle in die slawischen Länder vordrangen, und als Spanien seine Conquistadoren nach der Neuen Welt ausschickte. Jetzt segeln aus fast allen Häfen Europas unaufhörlich Auswandererscharen ab nach allen Richtungen der Windrose, die überseeischen Küstenländer bevölkern sich unglaublich rasch; Rußland, welches über See keine Auswanderung zu schicken hat, treibt sie statt dessen breit hinein in die ungeheuern Länderstrecken, welche den Stern des russischen Reichs, Großrußland, umgeben. Australien, um nur ein Beispiel zu nennen, ist erst seit einem Menschenalter von der Colonisation in Angriff genommen und schon übt seine Ausfuhr blos an Wolle einen gewichtigen Einfluß im Welthandel. Je bedeutungsvoller die Handels- und Gewerbsfragen für die Politik werden, je bestimmter die socialen Fragen auch auf Colonisation hinweisen, desto mehr drängt sich Alles, was mit Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung zusammenhängt, in den Vordergrund. Alles Dieses hat nun einer der ersten Männer von Fach, der ebenso geistvolle als kenntnißreiche Roscher, Professor der Nationalökonomie in Leipzig, erörtert. Den Engländern, Amerikanern, Franzosen und Russen — die Deutschen zählen hierbei heutzutage in zweiter Linie — stehen eine Menge praktischer Erfahrungen in Colonisationssachen zugebote, schwerlich aber möchte sich unter ihnen Irgendjemand finden, der auch eine solche feine Kenntniß des griechischen und römischen Colonialwesens, eine so tiefe und klare Einsicht in die Volkswirthschaft und den Handel der antiken Staaten besitzt als Professor Roscher. Sein Buch ist eine wahre Physiologie des gesammten Colonialwesens, eine wirkliche „Naturlehre" desselben. Auf Grund geschichtlicher Thatsachen und wissenschaftlicher Ergebnisse wird darin die innere Natur der Colonien, ihre Entstehung, ihre geistige, materielle und politische Entwickelung und ihr nothwendiger endlicher Verlauf dargelegt. Roscher hatte schon vor acht Jahren Untersuchungen über das Colonialwesen veröffentlicht, welche mit großer Aufmerksamkeit von den Freunden der Volkswirthschaftslehre gelesen wurden. Er hat jetzt eine Menge neuer Beobachtungen, eigene wie fremde, hineingearbeitet. Roscher verfolgt mit scharfem Blicke die nationalökonomischen Erscheinungen der Gegenwart in den Ländern der Neuen und Alten Welt und verbindet damit eine wahrhaft bewundernswerthe Belesenheit in allen Literaturen. Den Reichthum von großen und kleinen Thatsachen, welcher ihm auf solche Weise zuströmt, versteht er ungemein geschickt zu benutzen und am rechten Orte ins rechte Licht zu stellen. Aus der „Deutschen Vierteljahrsschrift" hat er einen frühern Aufsatz: „Nationalökonomische Ansichten über die deutsche Auswanderung", neu überarbeitet, und endlich dem Buche noch ein neues Capitel über politische Handelsgesellschaften hinzugefügt. So ist ein Werk entstanden, welches über jede der hier einschlagenden Fragen eine ebenso reiche als interessante Belehrung enthält. Die erste Abtheilung gibt die Grundzüge einer Naturlehre der Colonien, die zweite schildert die Hauptsysteme der neuern Colonialpolitik.

Auf diese Weise erhalten wir in der ersten Abtheilung den Prüfstein für die Unternehmungen der modernen Völker auf diesem Felde, und in der zweiten Abtheilung zugleich die Bestätigung und den Beweis für die Richtigkeit der in der ersten Gesagten. Die Heeren'sche Eintheilung in Ackerbau-, Pflanzungs-, Bergbau-

und Handelscolonien wird als eine erfolgreiche, gleichwol aber nicht als genügend erkannt. Roscher setzt an deren Stelle die Eintheilung in Eroberungs-, Handels-, Ackerbau-, Pflanzungs- und Culturcolonien und schildert das Charakteristische einer jeden derselben. In Eroberungscolonien z. B. wollen die Ansiedler nicht sowol aus eigener Production als aus der politischen und militärischen Ausbeutung der Eingeborenen Vortheil ziehen; sie müssen in den Hauptzügen immer denselben Gang nehmen wie eine kriegerische Invasion und können weder in sehr dünn bevölkerte noch in sehr niedrig cultivirte Länder geführt werden; die bürgerliche Gesellschaft in Eroberungscolonien zersplittert regelmäßig in Kasten. Eine Ackerbaucolonie läßt sich dagegen nur in einem ganz wüsten oder höchstens von Jäger- und Hirtenstämmen dünn bevölkerten Lande bewerkstelligen, sie wächst allmälig zu einer Nation heran, in welcher zwar ein sehr demokratischer Charakter vorherrscht, jedoch am längsten das Bemühen dauert, dem Mutterlande verhältnißmäßig nahe zu bleiben. Die Handelscolonien werden niemals selbständige Ableger des Mutterlandes bilden und in ihrer Politik ganz vornehmlich zur Eifersucht hinneigen, während in den Pflanzungscolonien, welche nur die Treibhäuser von Europa sind, die Ansiedler sich niemals recht heimisch finden. Wir haben hier nur Einzelnes über die Hauptarten der Colonien hervorgehoben, welches in dem ersten Capitel der ersten Abtheilung weiter ausgeführt ist. In derselben klaren und anziehenden Weise werden sodann die Hauptursachen der Colonisation und das Verhältniß der Regierung zu derselben erörtert. Ueberall begegnen wir hier bei Roscher einer selbständigen und scharfen Anschauung, welche den Gegenstand auf seine natürlichen einfachen und leicht übersichtlichen Grundlagen zurückführt. Wahre Meisterstücke an Reichthum des Inhalts in einem ansprechenden Rahmen sind die Gemälde des materiellen geistigen und wirthschaftlichen Charakters des Coloniallebens, welcher zuletzt zu Colonialrevolutionen hindrängt, mit deren Schilderung die erste Abtheilung schließt. Man sollte glauben, Roscher habe in der Neuen Welt an Ort und Stelle seine Studien gemacht, so naturwahr, so lebhaft an kleinen sprechenden Zügen ist seine Darstellung. Nur wer das Colonialwesen der antiken Welt so genau studirt hatte, konnte uns diesen tiefen Einblick in das Leben und Treiben in den Colonien gewähren. Die fast bis ins Kleinste hin genaue Uebereinstimmung dieses Treibens in alter und in moderner Zeit ist ebenso belehrend als auffallend; die Vergleichung antiker und moderner Colonien gibt fürwahr einen richtigen Maßstab für die weltgeschichtliche Bedeutung und die Zukunft Dessen, was jetzt in Amerika sich in so riesenhaften Umrissen neu zu gestalten scheint.

In der zweiten Abtheilung des Buches fällt der Hauptmoment auf die Lehren, welche das Mutterland, von welchem eine Colonie ausgeht, aus den Resultaten sowol der spanischen, englischen, nordamerikanischen Colonialpolitik als der politischen Handelsgesellschaften in Holland, England und andern Ländern zu ziehen hat. Für das innere Verständniß der Weltgeschichte in den letzten viertehalb Jahrhunderten ist hier ein außerordentlicher Reichthum von Thatsachen und Ideen niedergelegt, deren Fülle indessen, wie es scheint, zu sehr der schönen Darstellung Abbruch gethan hat, welche uns in andern Theilen des Buchs anzieht. Kein Capitel aber ist für uns Deutsche so beherzigenswerth als das über die deutsche Auswanderung. Roscher weist die Hoffnung

als eine Illusion nach, daß unsere Auswanderung ein sicheres Heilmittel gegen die Uebervölkerung sei. Letztere ist bei uns nicht vorhanden, solange unser Vaterland noch zu den vornehmsten Kornausfuhrländern gehört, und wäre sie wirklich vorhanden, so könnte sie auch durch bloße Auswanderung nicht geheilt werden. Denn die Volksvermehrung hat immer die Tendenz, gerade soweit zu gehen als das Maß der Nahrungsmittel irgend verstattet, ein Naturgesetz, das in seiner Art ebenso unzweifelhaft ist als das Gesetz der Schwere. Auch soll Niemand glauben, daß Menschen, welche bei uns wirklich unbrauchbar sind, in den Colonien gebraucht werden könnten. Weil endlich unsere Auswanderer mit Deutschland wirthschaftlich nicht verbunden bleiben, so gehen sie dem Vaterlande mit Allem was sie haben und sind regelmäßig verloren. Die jetzige deutsche Auswanderung gleicht, wie H. Say sagte, der jährlichen Aussendung eines Heeres von mehr als hunderttausend Mann, vollständig gerüstet, das aber sofort nach dem Ueberschreiten der Grenze für immer verschwindet. Die in Deutschland zurückbleibende Hauptmasse wird an Capitalien und arbeitskräftigen Menschen ärmer, an Bedürfnissen verhältnißmäßig reicher. „Ganz anders stände die Sache, wenn der Strom der Auswanderung nach unsern östlichen Nachbarländern geleitet würde, nach den fruchtbaren, aber dünn bevölkerten Theilen Ungarns, nach den polnischen Provinzen von Oestreich und Preußen, endlich nach denjenigen Theilen der Türkei, welche in Zukunft, so Gott will, das Erbe Deutschlands bilden sollen, Moldau und Walachei, Bulgarien und die Nordküste von Kleinasien. Dies ist bekanntlich eine Idee, für welche Friedrich List immer geeifert hat, und die unleugbare Genialität dieses Mannes war durchaus keine theoretische, sondern wesentlich praktisch. Hier könnte auf dem Wege friedlicher Eroberung ein neues Deutschland entstehen, das an Größe, Volkszahl und Reichthum das alte Deutschland sogar überträfe, das zugleich wider jede Art von Russengefahr und Panslawismus das sicherste Bollwerk bildete. Dieses Land könnte nationalökonomisch ganz ähnlich von uns benutzt werden wie das Mississippithal und der ferne Westen von den Vereinigten Staaten, insbesondere was die factische Ausschließlichkeit der Benutzung betrifft. Freilich müßten wir zuvor den größten Theil unserer nationalen Unarten ablegen. Per aspera ad astra! Indessen physische Unmöglichkeiten stehen durchaus nicht im Wege; doch darf man natürlich das Haus nicht eher bauen wollen, als die Grundlage, d. h. also Colonisten nicht eher einladen, bevor nicht politisch und social der Boden zu ihrer Aufnahme vorbereitet ist.“ L.

Moderne Mystik.

Wo Urtheilslosigkeit und Selbsttäuschung so naiv, ja beinahe müssen wir sagen so liebenswürdig auftreten wie in dem Buche: „Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart“ (Leipzig, F. A. Brockhaus), da hält es schwer, in den officiellen Zorn zu gerathen, den ein gewissenhafter Kritiker beim Anblick solcher Wunderlichkeiten, wie sie uns hier mit der größten Unbefangenheit vorgeführt werden, wol eigentlich empfinden sollte. Es sind Berichte über eine Somnambule, eine neue „Seherin von Prevorst“, welche sich, gleich ihrer berühmten Vorgängerin, in ihren Gesichten und Träumen hauptsächlich

mit dem Jenseits beschäftigt und allerhand angenehme und poetische Dinge über den Himmel als Aufenthalt der Seligen, über den Verkehr der Geister ꝛc. zu erzählen weiß. Der Herausgeber, der uns diese Hallucinationen mit größter Gläubigkeit mittheilt, bezeichnet sich selbst als einen „bloßen Laien in der Praxis dieses Gebiets". In der That hätte es dieser Versicherung gar nicht bedurft, da jede Seite seines Buchs die vollgültigsten Beweise dafür liefert, daß er zwar ein sehr rechtschaffener, sehr wohlmeinender und auch sehr gebildeter Mann, daß er aber von Dem, worauf es bei Beobachtung derartiger krankhafter Zustände ankommt, nicht den mindesten Begriff hat und daß es ihm namentlich an aller medicinischen Erfahrung sowie an allem kritischen Scharfblick gebricht. Eine Freundin des Verfassers, „eine Frau von ungewöhnlicher geistiger Begabung, von höchster Sittenreinheit und edelstem Herzen und Charakter", die aber „in einer Schule großer Leiden und schmerzlicher Lebenserfahrungen gereift" und deren „ganzes Nervensystem" von früh an „auf das traurigste zerrüttet ist", verfällt aus freien Stücken in einen magnetischen Schlaf, durch den ihre Nervenleiden einigermaßen gelindert werden. Nach dem Tode ihres Mannes jedoch und andern schmerzlichen Verlusten kehren dieselben mit verdoppelter Heftigkeit wieder und hier ist es nun, wo der Verfasser, der es „als ein alter Freund ihrer Familie" als seine „natürliche Pflicht" betrachtete, „sich der verlassenen und leidenden Witwe, soweit es nur immer in seinen Kräften stand, anzunehmen", sich plötzlich mit in die magischen Kreise gezogen sieht. Die Kranke machte nämlich, bereits im magnetischen Schlafe liegend, die Entdeckung, daß, sowie der Freund seine Hand auf ihr Haupt legen würde, ihre Schmerzen nach kurzer Zeit nachlassen und die sie peinigenden Krämpfe sich lösen würden. Natürlich war der Freund sofort bereit, die Probe zu machen und siehe da, sie gelang aufs vollständigste. Seitdem wurden die Versuche nun häufig wiederholt, wobei man denn bald entdeckte, daß sich durch eine gewisse Kreuzung der Hände ein noch viel glänzenderes Resultat erreichen lasse. Namentlich empfand die Kranke infolge dessen „ein sehr bestimmt und deutlich zu unterscheidendes fünfmaliges Abtropfen eines Fluidums ganz unten am Mittelpunkte der rechten Fußsohle", und diese Erscheinung wiederholte sich von nun an „bei jeder gekreuzten Händehaltung continuirlich und zwar stets in einem gewissen, jedoch häufig wechselnden Tempo der Geschwindigkeit und in einer sich fest abschließenden bald größern, bald geringern Zahl, Dicke und Schwere der Tropfen, die übrigens .... in der Regel nie die geringste sichtbare Spur zurückließen. Das raschere oder leichtere Tempo, das Mehr oder Minder und das schwerere oder leichtere Gewicht der abfließenden Tropfen standen, wie sich später ergab, stets in dem genauesten Verhältnisse zu dem mehr oder weniger leidenden Zustande unserer Kranken". An einer andern Stelle (S. 21) erfahren wir noch, daß bei dieser wunderbaren Abtropfung die Zahl von fünf bis sieben, neun, dreizehn und siebzehn wechselte. In Veranlassung dieser überraschenden Erscheinungen machte der Verfasser sich auch mit Reichenbach's Lehre vom Od bekannt, und wird Niemand, der den Verlauf solcher Geschichten kennt, es im mindesten wunderbar finden, daß sich darauf zu den bisher vorhandenen magnetischen Erscheinungen auch allerhand odische Phänomene einstellten. Doch ist das Alles nur Einleitung und Nebensache — und schlimm genug, daß es so ist; die Hauptsache sind dem Herausgeber

die Gespräche, welche er mit seiner Freundin während ihres magnetischen Schlafes führte und in denen sie sich theils über ihre Krankheit und sonstigen äußern Verhältnisse, theils und vornehmlich aber über allerhand innerliche Zustände, besonders wie schon erwähnt über das Jenseits des breitesten auslässt. Aus dem Abdruck dieser Unterhaltungen besteht das Buch. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Herausgeber dabei mit aller Gewissenhaftigkeit zuwerke gegangen und daß er keine Silbe hat drucken lassen, die er nicht genau so gehört oder gesprochen. Nichtsdestoweniger müssen wir das ganze Unternehmen als ein höchst verkehrtes, das Buch selbst als ein höchst überflüssiges bezeichnen, ja wir würden hinzusetzen als ein schädliches, wenn die moderne Mystik nicht schon weit Aergeres zutage gebracht hätte und wenn die völlige Bedeutungslosigkeit der hier mitgetheilten Gesichte und Bekenntnisse nicht so handgreiflich wäre, daß in der That Niemand, der überhaupt nur die geringste Kenntniß von derartigen Zuständen besitzt, dadurch getäuscht werden kann. Die Schilderungen des Jenseits, welche die Kranke in ihrem angeblichen magnetischen Schlafe liefert, sind zum Theil recht poetisch und auch in den zahlreich eingestreuten Gebeten und religiösen Betrachtungen gibt sich eine innig empfindende, schwungvolle Seele zu erkennen. Dagegen ist in allen diesen Schilderungen und Gesichten auch nicht ein Buchstabe, der sich nicht auf die allernatürlichste und allereinfachste Weise erklären ließe; es sind Phantasien und Reflexionen, genau so poetisch gefärbt und dabei so gestaltlos und unklar, wie eine nervenkranke Dame, die obenein viel gelesen und auch wol vom Hause aus eine lebhafte Einbildungskraft hat, sie fast mit Nothwendigkeit hervorbringt. Von einem „Hereinragen der Geisterwelt" kann dabei nirgends die Rede sein, ja bei nicht wenigen Stellen lassen die Reminiscenzen der Lectüre sowie die sonstigen Muster, denen die Kranke ihre Phantasien nachgebildet hat, sich geradezu nachweisen. Wollte der Herausgeber die Phantasmagorien seiner Freundin einmal vor die Oeffentlichkeit bringen, so hätte er wenigstens eine andere Form dafür wählen sollen; mit Vorsicht redigirt, hätte sich ein ganz gutes Andachtsbuch daraus zusammenstellen lassen, das dann unter gleichgestimmten Seelen auch gewiß seine Leser gefunden hätte. Wie es dagegen jetzt vorliegt, wissen wir durchaus nicht, wem es dienen soll; den Laien kann es nur verwirren, der Mediciner aber wie der Psycholog müssen sich mit Achselzucken von einem Werke abwenden, das seine wissenschaftliche Unzulänglichkeit so deutlich zeigt und das dabei, selbst aus dem Standpunkt des Herausgebers, so außerordentlich wenig Neues oder Interessantes bringt. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" brachte vor einigen Monaten einen Aufsatz über Magnetismus und Somnambulismus aus dem Nachlaß des verstorbenen Sieber in Jena, auf den, wenn wir uns recht besinnen, damals auch von Seiten des „Deutschen Museum" aufmerksam gemacht ward. Möchte der Herausgeber es doch nicht verschmähen, sich mit diesem Aufsatz bekannt zu machen; bei dem ruhigen, leidenschaftlosen Sinne, den er übrigens an den Tag legt, läßt sich hoffen, daß die Lectüre nicht ganz wirkungslos bleiben und er beizeiten noch den Rückweg aus einem Gebiete finden wird, das der Laie durchaus niemals und auch der Arzt stets nur mit der äußersten Vorsicht betreten sollte.

abs.

Correspondenz.

Aus Königsberg.*)

Herbst 1856.

M. R. Schon fürchte ich, durch mein längeres Schweigen den letzten Rest der Langmuth erschöpft zu haben, mit der Sie seit mehr als drei Monaten dem ersten Lebenszeichen Ihres neuen Berichterstatters entgegensehen. Schreiben Sie aber die Schuld dieser Versäumniß nicht auf Rechnung des Letztern, sondern lediglich auf die momentane Interesselosigkeit der hiesigen Zustände, welche in ihrer völligen Leerheit an bedeutungsvollen, über das Niveau eines kleinstädtischen Alltagslebens hinausragenden Ereignissen einem gewissenhaften Correspondenten, welcher sich scheut, die Spalten Ihres Blattes mit literarischem Ballast zu überfrachten, die Pflicht des Schweigens auferlegte. Leider ist es ein trauervolles Ereigniß, welches, in den letzten Wochen die Einförmigkeit unserer Localverhältnisse unterbrechend, mir heute die Feder in die Hand legt — ein Ereigniß von mehr als localem und provinziellem Charakter, das ohne Zweifel auch in den weitern Kreisen nicht blos unserer preußischen, sondern der gesammten deutschen Heimat ein lebhaftes Interesse erweckt haben wird. Ich meine das am 23. Juli 1856 erfolgte Hinscheiden des preußischen Staatsministers und ehemaligen Oberpräsidenten dieser Provinz, Heinrich Theodor von Schön. Das nun vollendete Leben dieses Mannes gehört der Geschichte an, welche seine staatsmännische Bedeutung in den Annalen Preußens und Deutschlands würdigen wird. Ich habe weder die Absicht noch die historischen Materialien zu einem vollendeten Bilde seines Wirkens, das in seiner Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit nicht in den engen Rahmen weniger Zeilen paßt. Der folgende Nachruf, der kaum den Rang einer flüchtigen Skizze beanspruchen will, hat keinen andern Zweck, als in diesem deutschen Blatte eine Stimme aus Ostpreußen ertönen zu lassen, der Wiege und Grabesstätte des Dahingeschiedenen, welches das Andenken eines seiner ruhmvollsten Söhne nicht erlöschen zu lassen die Ehrenpflicht hat.

Schön gehört in mehr als einer Beziehung dem Boden unserer ostpreußischen Heimat an, hat in mehr als einer Beziehung den gerechtesten Anspruch auf einen gefeierten Namen unter den Söhnen unserer Provinz. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich in diesem originellen und scharfausgeprägten Charakter den Geist unserer Provinz am reinsten verkörpert, in ihm den wahren Typus des ostpreußischen Wesens erblicke. Es ist eine unleugbare Eigenthümlichkeit Deutschlands im Vergleiche mit andern Ländern, daß seine Gaue, auch wo sie zu einem größern staatlichen Ganzen vereinigt sind, bis zu einem gewissen Grade ihre ursprüngliche nationale Verschiedenheit bewahrt haben — wol mit ein wesentlicher Grund von Deutschlands Zersplitterung und ein ewiges Hemmniß seiner nationalen Einigung. Auch in den preußi-

*) Wiewol wir bereits in Nr. 32 dieser Blätter dem Andenken des Hrn. von Schön einen kurzen Nachruf gewidmet haben, so wird doch auch der nachstehende Artikel, sowol um seiner selbst willen, als weil er unmittelbar aus der Provinz kommt, der Hr. von Schön zunächst angehörte, unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein. D. Red.

schen Provinzen tritt diese Eigenthümlichkeit lebhaft hervor. Auch hier hat in jeder ein gewisser nationaler Typus durch die Verschiedenheit der historischen Entwickelung sich herausgebildet und bis auf den heutigen Tag gegen den nivellirenden Einfluß büreaukratischer Centralisation, welcher die provinziellen Charakterfarben zu verwischen strebte, Fronte gemacht. Und vielleicht in keiner Provinz unsers Staates tritt diese locale Färbung so scharf und markig ans Licht wie gerade in Ostpreußen. Diese Erscheinung wurzelt in der Isolirtheit des Landes und in dem ganzen Entwickelungsgange seiner Geschichte. Eine deutsche Eroberung außerhalb deutscher Grenzen, ein vorgeschobener Posten des Germanenthums, ein Keil germanischer Civilisation mitten in dem slawisch-lettischen Osten, eine Oase des Protestantismus inmitten des katholischen Polenreichs, war Ostpreußen jahrhundertelang ein Land der Gegensätze; dies verlieh dem Charakter seiner Bewohner früh eine eigenthümliche Richtung. Die fast hermetische Abgeschlossenheit der Provinz von dem übrigen Deutschland — eine Folge ihrer entfernten Lage, die erst in unsern Tagen durch die Eröffnung der Ostbahn theilweise paralysirt ist — ließ, ungehemmt von den auf die Gesammtmasse Deutschlands wirkenden Einflüssen, den Localgeist dieses Landes seinen eigenen Weg verfolgen. Der Ostpreuße gewöhnte sich, seine Heimat als eine Welt im Kleinen zu betrachten. Er begnügte sich willig mit der kargen, einförmigen, stiefmütterlichen Natur seines Bodens, den er selten verließ und in der Regel nicht ohne sich zurückzusehnen wie der Schweizer nach seinen heimatlichen Bergen. Das ostpreußische Naturell acclimatisirte sich daher selten in einem andern Himmelsstriche, selbst nicht in dem stammverwandten Deutschland. Nirgends fühlte es sich so wohl und heimisch als in jener Oase deutscher Bildung, welche durch die Woge der Ostsee, durch die pommersche Sandwüste und die slawischen Wälder von den Culturländern Europas getrennt war. Man war hier lange gewohnt, in diesem engen Vaterlande das Centrum Deutschlands, den Kern des Preußenlandes zu suchen, um welchen die übrigen Provinzen der Monarchie, gleichsam als Nebenländer um den Hauptstaat, sich gruppirten. Dieser ostpreußische Nationalstolz, so lächerlich in seiner Uebertreibung, ward dennoch der Boden, aus welchem ein Patriotismus hervorwuchs, welcher in der vorangegangenen Generation herrliche Früchte getragen, mitgeholfen hat, Preußen und Deutschland vom Untergange zu retten — ein Patriotismus, der seine Nahrung fand in der Berührung mit dem Slawenthum, in dem Antagonismus gegen das benachbarte Russenthum und stolz darauf war, in Ostpreußen eine Grenzwacht deutscher Nationalität und deutscher Gesittung gegen die Uebergriffe panslawistischer Tendenzen zu sehen. Die Isolirung unserer Provinz ist die Quelle einer andern Erscheinung, die Keinem entgehen wird, der mit Aufmerksamkeit den Volkscharakter in diesem Lande beobachtet, die ostpreußische Bevölkerung mit den westdeutschen Stämmen vergleicht: die unverkennbare Hinneigung zum Idealismus. Theilweise hat diese Erscheinung wol ihren Grund in der mangelhaften Entwickelung des industriellen und mercantilen Lebens, die in dem Ostpreußen das materielle Interesse, welches im Rheinländer dominirt, zurücktreten läßt. Diese idealistische Richtung, welche nicht nur in den eminentesten Geistern, in einem Kant, Herder und Schön, sondern mehr oder weniger auch in der großen Masse der gebildeten Bevölkerung sich geltend macht, ist die Licht- und

Schattenseite in dem Charakter Ostpreußens. Während sie auf der einen Seite jenen oft an uns gerügten Mangel praktischen Talents, jene Unbeholfenheit in jeder andern als der reintheoretischen Sphäre erzeugt, bewahrt sie uns auf der andern vor dem schnellsten Versinken in jenen Materialismus, der in allen Schichten der Bevölkerung des westlichen Deutschland sich mehr und mehr Bahn bricht. Ich habe Ostpreußen vorhin als das Land der Gegensätze bezeichnet. Ein solches Land ist in der Regel der Boden, auf dem Charaktere sich bilden. Und in der That hat man im Auslande diesen Anspruch Ostpreußens anerkannt. Unser Land ist der Schauplatz anhaltender und gewaltiger Kämpfe um die Existenz gewesen in Jahrhunderten, wo die Culturvölker Europas längst im sichern Besitze ihres Bodens sich befanden. Erst im 13. Jahrhundert ward Preußen durch das Schwert des Ordensritters und die Axt des deutschen Colonisten der germanischen Cultur gewonnen; im 14. und 15. hatte es fast unablässig um seine Existenz mit dem Slawenthum zu ringen; in diesen Kämpfen stählte sich der Volkscharakter. Es ist bezeichnend, daß dieser frühzeitig eine oppositionelle Richtung gewann. Die politische Opposition, welche schon in den letzten Zeiten der sinkenden Ordensherrschaft emportauchte und an der Wiege des neuen Herzogthums stand, hat fortgedauert bis an die Schwelle unsers Jahrhunderts in immer schwächern Regungen. Der Geist provinzieller Selbständigkeit hat seine Ansprüche geltend gemacht gegen den polnischen Lehensverband, gegen die Autokratie des Kurhauses, gegen die bevormundende Centralisation der märkischen Hauptstadt. Dies scheinen mir die hervorragenden Eigenthümlichkeiten unsers Provinzialcharakters, die auch in unsern Tagen, obschon etwas verblaßt und verwischt, doch ihre locale Färbung nicht völlig verloren haben.

Diese Provinz ist die Heimat Schön's, und wer möchte verkennen, daß in seiner charaktervollen, patriotischen, idealistischen Natur die wahre Offenbarung des ostpreußischen Geistes liegt? Charakter, Patriot und Idealist resumirte er in seinem großartigen Wesen die herrlichsten Eigenschaften dieses provinziellen Geistes, der außer Immanuel Kant in ihm seinen würdigsten Repräsentanten zählt. Obschon seine Wirksamkeit als Staatsmann ihn weit über das Niveau eines einfachen Provinzialbeamten hinaushob, ihm eine ehrenvolle und bedeutende Stellung in den politischen Verhältnissen des preußischen Gesammtstaates anwies, fühlte doch Schön sich vor allem als ein Sohn Ostpreußens und war in seinem Innersten erfüllt von dem bis zur Excentricität potenzirten Glauben an die große welthistorische Mission seiner Heimat. In dieser Provinz begann seine frühzeitige staatsmännische Laufbahn in einem Lebensalter, in welchem der gewöhnliche Beamte kaum seine akademische Lehrzeit vollendet hat; diese Provinz blieb bis an das Ende seiner langen staatsmännischen Laufbahn vorzugsweise der Schauplatz seiner rastlosen, unermüdlichen, schöpferischen Thätigkeit. Die schwärmerische Liebe zu seinem heimischen Boden war zweifelsohne das Hauptmotiv, das ihn in spätern Jahren von der Uebernahme eines Portefeuille in dem berliner Cabinet zurückhielt, um nicht den ihm so theuer gewordenen Aufenthalt mit dem märkischen Hofleben zu vertauschen. Seine erste politische Thätigkeit fällt in die Periode der französischen Occupation bis zum Tilsiter Frieden, in jene Zeit, wo die protestantische Monarchie auf ihren Ausgangspunkt zurückgebracht, wo die Krone der Hohenzollern nur in Ostpreußen eine Wahr-

heit schien. Die Provinz hatte für einen Moment ihre alte Bedeutung wiedergewonnen; einst die Wiege einer Monarchie, war sie damals ihr letztes Asyl. In jenen sturmvollen Zeiten nicht zu verzweifeln, auszuharren, wo Alles abfiel, dazu gehörte die Kraft eines starken Geistes. Da konnte der Charakter, der Patriot sich beweisen. Die Geschichte jener Tage gibt Zeugniß, daß Schön mit einer Vaterlandsliebe, ebenso unermüdlich als seine schöpferische Thätigkeit, unter den Ausharrenden nicht der Letzte war. Der Friede am Niemen machte Ostpreußen aus dem Stammlande einer europäischen Großmacht zur Provinz eines französischen Vasallenstaates, zum Nebenlande einer deutschen Macht zweiten Ranges. Das Werk des Großen Kurfürsten und des Großen Friedrich lag in Trümmern; die Arbeit eines vollen Jahrhunderts, von dem Tage von Warschau bis zum Tage von Roßbach, war mit Einem Schlage vernichtet. Es galt wiederum auszuharren, aufzubauen was zerstört, neuzugestalten was veraltet war. Es charakterisirt in eigenthümlicher Weise die Generation von damals, daß sie inmitten des nationalen Unglücks, inmitten der Trostlosigkeit der öffentlichen Zustände nicht aufhörte zu hoffen. Sie hoffte, und dieser Glaube an eine bessere Zukunft, der in jenen idealistischen Naturen nie erlöschen wollte, machte sie thätig und unermüdlich in einem Streben, worin ein schlafferes und minder enthusiastisches Geschlecht eine Danaidenarbeit erblickt hätte. Die Reformperiode begann. Inwieweit Schön, als die rechte Hand von Stein und ein Gehülfe seiner reformatorischen Pläne, im Verein mit Männern wie Scharnhorst, Gneisenau u. s. w. an diesem Werke theil hatte, ist hinlänglich bekannt. Die Reform des preußischen Staatslebens war die Vorschule zu Deutschlands Befreiung. Das reorganisirte, durch das Unglück geläuterte Preußen trat an die Spitze einer Bewegung, die ihren ersten Anstoß in Schön's Heimat empfing. Wiederum war es Ostpreußen, welches den andern Provinzen und Deutschland voranging. Wiederum kam eine Periode, in der man Patriotismus, Charakter und Enthusiasmus bedurfte. Wiederum war Schön in den vordersten Reihen. Im lebendigen Zusammenwirken mit Scharnhorst, Gneisenau, Bülow und York entwarf er die umfangreichsten Pläne zur Aufstellung einer Wehrkraft, welche eine neue Epoche begründet in der Geschichte des preußischen Kriegswesens. Die Organisation der Landwehr ist theilweise sein Werk und Verdienst. Zum ersten male rückte der preußische Militärstaat mit einer volksthümlichen Miliz, mit einem Heere von bewaffneten Bürgern und Bauern ins Feld. Schön's agitatorische Thätigkeit in der Provinz umgab hier seinen Namen mit einem volksthümlichen Nimbus. Die auf das Ende des dreijährigen Kampfes folgenden Decennien waren eine Zeit der Erholung, der Regeneration für Preußen. Es hatte die Wunden eines erschöpfenden Krieges zu heilen und in der Hebung der geistigen und materiellen Cultur neue Hülfsquellen zu suchen, die es befähigten, seine neuerworbene Stelle unter den europäischen Staaten zu behaupten. Schön's Wirksamkeit in dieser Periode war ausschließlich den provinziellen Interessen seiner Heimat zugewandt. Mit der Verwaltung des Oberpräsidiums von Westpreußen, das nach Beendigung des Kriegs in seine Hände gelegt war, vereinigte er seit dem Jahre 1824 die Verwaltung Ostpreußens, eine Vereinigung, die von nun an bleibend ward. Als höchster Chef der Provinzialbehörden war Schön nun auch im Staatsorganismus

der Repräsentant seiner Heimat, deren Wesen in seiner Persönlichkeit eine so vollendete Repräsentation fand und deren Interessen Niemand besser kannte und Niemand besser zu fördern wußte als er. Es hat — vielleicht mit alleiniger Ausnahme von Vincke — Niemand diese Stellung als Provinzialchef würdiger zu deuten und segensvoller auszubeuten verstanden als er. Was Vincke für Westfalen, war Schön für Preußen. Sich selbst mit der ihm anvertrauten Provinz gleichsam identificirend, sah er in dem Oberpräsidenten weniger den Diener und das blinde Werkzeug der Centralbehörden als den legitimen Vertreter der provinziellen Interessen nach Oben. Diese Selbständigkeit seiner amtlichen Stellung hat er gleich Vincke in seltener Weise zu wahren gewußt. Die Provinz verdankt ihm in seinem rastlosen Walten den Aufschwung der materiellen Cultur durch Hebung des Ackerbaus und der Viehzucht, vor allem durch Anbahnung neuer Communicationsmittel. Sie verdankt ihm zahlreiche Institute zur Förderung technischer Interessen, sie verdankt ihm die Herstellung der Marienburg, jenes herrlichen Denkmals gothischer Baukunst, welches sein rastloser Feuereifer aus einem Schutthaufen zu neuem Glanze emporsteigen ließ und dessen Erhaltung und Ausschmückung bis zum Abend seines thatenreichen Lebens ein Hauptgegenstand seiner ämsigen Sorge blieb. Die Aufsicht über diese großartige von ihm vollendete Schöpfung war das letzte Ehrenamt, welches ihm, als Burggrafen von Marienburg, verblieb, als die Provinz ihn 1842 aus seinem amtlichen Wirken und aus dem Staatsdienste, welchem er ein halbes Jahrhundert geweiht hatte, mit innigem Bedauern scheiden sah. Gefolgt von zahllosen Beweisen öffentlicher Anerkennung, trat er, ein betagter Greis, vom Schauplatze seiner Wirksamkeit in die Ruhe des Privatlebens und in den Stand der ländlichen Grundbesitzer zurück, in welchem er von jeher die Basis des staatlichen und provinziellen Organismus erblickte. Auf der politischen Bühne ist er später nur auf einen Augenblick und ohne erfolgreiche Wirksamkeit wiedererschienen. Als das verhängnißvolle Jahr 1848 mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen herannahte und in Berlin und Frankfurt die Versammlungen tagten, von denen Preußen und Deutschland ihre politische Wiedergeburt vergebens ersehnten, richteten sich in zahlreichen Kreisen Ostpreußens die Blicke der Bevölkerung auf den greisen Veteranen politischer Kämpfe, von seiner Einsicht, Erfahrung und Vaterlandsliebe eine Lösung der vaterländischen Frage erwartend. Zum ersten mal durch die freie Wahl eines freien Volks trat Schön als Vertreter seiner Provinz, der er durch Geburt und Neigung angehörte, auf den politischen Kampfplatz. Es ist hier nicht der Ort, eine Erklärung der auffallenden Erscheinung zu versuchen, warum inmitten des lebendigen Parteigetriebes seine bedeutende Persönlichkeit keine rechte und einflußreiche Stellung gewinnen konnte, warum in der berliner Nationalversammlung seine gewichtvolle Stimme machtlos, fast klanglos verhallte. Dies war sein letztes öffentliches Auftreten. Seitdem lebte er zurückgezogen in der ländlichen Stille seines großen, an dem Ufer des Pregel nicht unromantisch gelegenen Besitzthums Arnau, umgeben von einem Kreise hiesiger und fremder Gelehrten und Künstler, beschäftigt mit Plänen landwirthschaftlicher Verbesserungen, mit Bauplänen zur Verherrlichung der Marienburg, mit regstem Interesse dem Strome der Zeitereignisse folgend, denkend und schreibend, immer rastlos thätig, mit seltener Geistesfrische bis an die

Schwelle des höchsten Greisenalters. Die Bevölkerung seiner Provinz hatte sich nahezu gewöhnt, bei der ungebrochenen Kraft seines Körpers und der unverminderten Regsamkeit seines geistigen Waltens diesen hochbetagten Greis für unsterblich zu halten, als die überraschende Kunde von dem langsamen Herannahen seines Todes seine zahlreichen Verehrer in Spannung und Trauer versetzte. Mit dem unerschütterlichen Muthe seiner eisernen Seele blickte er seiner nahenden Auflösung entgegen, inmitten der furchtbaren körperlichen Leiden eifrig beschäftigt mit einem Dictat über seine letzten Tage, mit Plänen für Marienburg, mit der Wahl eines würdigen Nachfolgers in seinem Pflegeramte für dieses Kleinod — wirkend, denkend, schaffend bis zum Ende!

Je mehr in unsern Tagen der Reichthum an tiefen und ursprünglichen Charakteren inmitten der Farblosigkeit einer blasirten und flachen Generation zu verschwinden beginnt, mit um so höherm Interesse blicken wir einer Erscheinung nach, die Das, was man als Charakter bezeichnet, in seltenem Maße vereinte. Voll Genialität und original bis zum Excentrischen, imponirte Schön in seinem amtlichen Wirken wie im Privatleben nach dem einstimmigen Urtheile Aller, die ihn kannten und ihm nahestanden, ebenso durch den Schimmer seines Geistes, selbst da, wo er in Paradoxen sich zu ergehen liebte, wie durch die Macht eines energischen, dictatorischen Willens — eine geborene Herrschernatur. Obschon im Dienste des preußischen Beamtenstaates ergraut, blickte aus seinem ganzen Wesen weniger der Bureaukrat als eine aristokratische Färbung hervor. Dies befremdet, da seine Familie in der Provinz keinen allzu hohen Rang durch das Alter ihres Stammbaums beanspruchen durfte. Dennoch scheint es, daß er in der Aristokratie des ländlichen Grundbesitzes ein unentbehrliches Moment des Staatsorganismus erblickte. Möglich, daß Stein's Schule, aus der er hervorging, auch hierin einen wesentlichen Einfluß auf ihn geübt hat. Wenn er jedoch der Aristokratie vielleicht eine eminentere Stellung im preußischen Staatsorganismus zu gönnen schien, so verlangte er unstreitig von ihr eine höhere und umfassendere Cultur als die eines verdorrenden Stammbaums, ein geistigeres Interesse als das für todte Ahnenbilder. Bildung, Talent und Patriotismus sollten die Ansprüche des erblichen Adels auf die erste Stelle im Staate sein. Schwerlich dürfte der Vorwurf einer Beeinträchtigung der allgemeinen Interessen zu Gunsten einer privilegirten Kaste wider Schön mit Grund zu erheben sein. Dafür bürgt die große Popularität, welche sein gefeierter Name in allen Schichten der ostpreußischen Bevölkerung, vorzugsweise der ländlichen, genoß. Als mit dem Jahre 1840 eine freisinnige politische Richtung in Ostpreußen sich Boden brach, blickte der Liberalismus, der seine Vertreter in allen Kreisen der städtischen und ländlichen Bevölkerung zählte, auf ihn wie auf eine Standarte und sein Name ward in den Reihen der badischen Opposition mit hoher Achtung genannt. Es fehlte in der Sphäre von Leuten, welche wähnen, daß eine politische Richtung das Werk eines Einzelnen sein könne, nicht an der kindischen Ansicht, daß er der Schöpfer des ostpreußischen Liberalismus sei!

So ist wiederum eine große Persönlichkeit aus unserm Kreise geschieden, in welcher das aufkeimende Geschlecht einen der letzten lebendigen Zeugen einer bedeutungsvollen Vergangenheit, einer entschwundenen Generation verehrte. Als am fünften Tage nach seinem Hingange die einfache, nach seinem

ausdrücklichen Willen prunklose Feierlichkeit stattfand und die Familiengruft in Arnau sich über dem Sarge dieses Greises schloß, fühlte jeder der Anwesenden, welche aus allen Ständen von hier und der Umgegend zahlreich versammelt waren, daß ein Stück preußischer Geschichte in diese Gruft versenkt war. Um das Andenken dieses Mannes in Ostpreußen zu erhalten, bedarf es kaum jener einfachen Denksäule, welche — eine seltene Anerkennung der Verdienste eines Lebenden — die Bevölkerung aus freiem Antriebe ihm vor einem Jahrzehnd in den Mauern Königsbergs, vor den Hallen der Kunstakademie errichtet hat. Ein schöneres Denkmal seines Wirkens hat er sich selbst errichtet in der agrarischen, industriellen und commerziellen Blüte unserer Provinz, in jedem Meilenzeiger auf zahlreichen von ihm angebahnten Kunststraßen, in den ragenden Zinnen von Marienburg.

Notizen.

Die Universität Leipzig hat ihren Senior, die Stadt Leipzig einen ihrer thätigsten und verdientesten Mitbürger, die medicinische Wissenschaft und namentlich die Geburtshülfe einen ihrer berühmtesten Vertreter verloren durch den Tod des Hofraths Professors Johann Christian Gottfried Jörg. 1779 in der Nähe von Zeitz geboren, bezog er 1800 die Universität Leipzig, bei der er sich 1805 als Lehrer der Medicin und Chirurgie habilitirte. Unter seinen zahlreichen Schriften haben besonders diejenigen, welche die Geburtshülfe betreffen, lange Zeit classisches Ansehen genossen. Auch als Praktiker — er war lange Jahre hindurch bis an seinen Tod Director der leipziger Entbindungsschule — stand er in großer und wohlverdienter Achtung. In den letzten Jahren war er hauptsächlich für die Verbreitung zweckmäßiger diätetischer Grundsätze und Gewöhnungen thätig; seine „Zehn Gebote der Diätetik" (1847), sowie sein „Gesundheitskatechismus" (1850) erlangten rasch eine große Verbreitung und haben nicht wenig dazu beigetragen, das Publicum über diesen so wichtigen und doch so vielfach vernachlässigten Gegenstand aufzuklären. — In München starb der Nestor der bairischen Kammer der Abgeordneten Karl Freiherr von Closen, einer der thätigsten und unermüdlichsten Vorkämpfer des Liberalismus sowie einer der einsichtvollsten und aufrichtigsten Patrioten, und zwar nicht blos in Baiern, sondern überhaupt in Deutschland. 1787 zu Zweibrücken geboren, wurde er von seinem Vater, der persönlich unter Washington gekämpft und sich den amerikanischen Cincinnatusorden erworben hatte, in die Kenntniß der öffentlichen Angelegenheiten eingeführt. Seine Studien vollendete er zu Wien, München und Landshut und trat dann 1805 in den bairischen Staatsdienst, in welchem er rasch bis zum Ministerialrath emporstieg. Die Thätigkeit jedoch, die er seit 1819 als Abgeordneter entfaltete, führte zuerst 1825 seine Quiescirung und bald darauf (1831), da die Regierung ihm den Urlaub zum Eintritt in die Ständekammer verweigerte, sein vollständiges Ausscheiden aus dem Staatsdienst herbei. Ein langwieriger Proceß, in den er wegen angeblicher Verbreitung eines revolutionären Flugblatts verwickelt ward, endete 1840 mit seiner Freisprechung. 1848 war

er bairischer Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main, verließ diese Stellung jedoch bereits im December desselben Jahrs mit dem Rücktritt des Maiministeriums in München. In der Kammer war er unausgesetzt thätig, ebenso auch als Landwirth, in welcher letztern Beziehung er sich ebenfalls erhebliche Verdienste erworben hat. — Auch die Kunstgeschichte hat zwei namhafte Verluste erlitten: in Rom starb der Secretär des dortigen Archäologischen Institut August Emil Braun, in Lyon der Kupferstecher Saint-Eve, der berühmteste Künstler dieses Fachs, den Frankreich in diesem Augenblick besaß. Braun war 1809 zu Gotha geboren; seine Studien machte er in Göttingen und München, wo er besonders mit Schelling verkehrte. Durch ihn lernte er auch Eduard Gerhard in Berlin kennen, durch den die Neigung, mit der er sich schon bisher mit der antiken Kunst beschäftigt hatte, nun vollends entschieden ward. Nach einem längern Aufenthalt in Dresden im Winter 1832—33, wo besonders Rumohr auf ihn einwirkte, ging er zu Gerhard nach Berlin und bald darauf mit diesem nach Rom, wo er noch in demselben Jahre eine Anstellung bei dem Archäologischen Institut fand. Seine Schriften sind sehr zahlreich, fanden jedoch bei ihrer großen Kostspieligkeit, da sie sämmtlich mit Abbildungen versehen sind und mehr oder weniger in die Literatur der Prachtwerke gehören, nicht immer die Verbreitung, die ihnen im Interesse der Kunstgeschichte zu wünschen gewesen wäre. Um die Benutzung der vorräthigen Platten und damit die Herausgabe verschiedener von ihm theils projectirter, theils begonnener großartiger Werke zu erleichtern, fing er zu Ende der vierziger Jahre an, sich mit galvanoplastischen Versuchen zu beschäftigen; dieselben gelangen ihm dermaßen, daß er bald darauf eine eigene Anstalt zur Erzeugung galvanoplastischer Arbeiten in Rom gründete, aus der viele schätzenswerthe Gegenstände, insbesondere Nachahmungen antiker Kunstwerke hervorgegangen sind. Auch das Standbild Hahnemann's, das den Theaterplatz in Leipzig — man kann nicht eigentlich sagen ziert, ist aus Braun's galvanoplastischer Werkstatt hervorgegangen, leider nach einem sehr ungenügenden Modell. Dem größern Publicum dürfte von Braun's Schriften die „Griechische Mythologie" (1850) am bekanntesten geworden sein. Unerwähnt übrigens dürfen wir nicht lassen, daß Braun's archäologische Arbeiten neben lebhafter Anerkennung von Autoritäten wie Welcker, Göttling ꝛc. theilweise auch heftigen Widerspruch fanden, und allerdings haftete seiner ganzen Thätigkeit wol eine gewisse Vielgeschäftigkeit an, die ihn zuweilen hinderte, das Einzelne völlig reif werden zu lassen. — Saint-Eve stand ebenfalls noch in der Mitte der vierziger Jahre; zu seinen geschätztesten Blättern gehören Rafael's „Madonna di Foligno" und dessen „Poesie" und „Theologie", wie er denn überhaupt seinen Grabstichel ausschließlich in den Dienst dieses größten aller Maler gestellt hatte, mit solcher Hingebung, daß er sogar jede andere Arbeit abwies.

Von Macaulay's berühmter „Geschichte Englands" soll der fünfte Band unter der Presse sein. Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" schreitet ihrer Vollendung mit raschen Schritten entgegen; nachdem erst vor wenigen Monaten der 13. Band erschienen, wird in diesem Augenblick bereits der 14., „Moskau" und „Beresina" enthaltend, versandt. Freilich macht Hr. Thiers sich die Arbeit mitunter wunderbar leicht; auf

einen seiner neuesten Blunder wird soeben in dem berliner „Magazin für die Literatur des Auslands" aufmerksam gemacht. Hr. Thiers erzählt von der feindseligen Stimmung, die im Sommer 1812 in Oestreich gegen Frankreich geherrscht haben soll. Als Beweis dafür führt er den Eifer an, mit welchem damals in Wien deutsche Wissenschaft und Kunst gepflegt worden; Wien, behauptet er, sei damals zum Brennpunkt des deutschen Geistes, zum Sammelplatz aller ausgezeichnetsten Dichter und Gelehrten gemacht worden, darunter auch Goethe, den er ebenfalls, als Hauptstütze dieser patriotischen Partei, sich in Wien aufhalten läßt!!

In Dresden hat „Die Dame von Worsley-Hall" von Frau Birch-Pfeiffer Fiasco gemacht; dagegen soll ein älteres Lustspiel derselben unerschöpflichen Verfasserin: „Onkel und Nichte", in Frankfurt a. M. ziemlich angesprochen haben. Tempeltey's „Klytämnestra" ist nun endlich auch in Berlin gegeben worden, aber wie es scheint nicht ganz mit derselben durchgreifenden Wirkung wie in Wien und Hannover. Dagegen hat „Der Actienbudiker", der auf dem Königstädtischen Theater in Berlin im Laufe weniger Monate bereits über 70 mal gegeben ist, das Publicum in Leipzig ebenfalls lebhaft angesprochen: ein Beweis für die gesunde Komik, die in dem Stücke steckt, da sonst die specifisch berlinische Posse (und eine solche ist „Der Actienbudiker" doch, trotz seines wiener Ursprungs) auswärts nur wenig Glück zu machen pflegt. In Stuttgart und Dresden hat Frau Ristori gastirt; sie ist auf dem Wege nach Rußland und wird vorher noch in Wien, Berlin ꝛc. auftreten.

Graf Pocci in München bereitet ein „Münchener Album", mit Beiträgen dortiger Dichter, zur Herausgabe vor. Geibel ist noch immer mit seinen „Nibelungen" beschäftigt, während Paul Heyse außer dem früher erwähnten komischen Epos „Das Mädchen von Chios", auch ein größeres erzählendes Gedicht ernsthaften Inhalts, „Die heilige Thekla", vollendet haben soll. Auch Oscar von Redwitz soll ein neues Werk, ein Drama aus der Geschichte der schönen Philippine Welser, unter der Feder haben. Moritz Hartmann ließ im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" eine Novelle „Dur und Moll" abdrucken; entsinnen wir uns recht, so ist es das Erste, womit der talentvolle Dichter sich auf dem Gebiet der Novelle versucht. Von Edmund Hoefer ist eine neue Sammlung von Erzählungen „Bewegtes Leben" (Stuttgart, Krabbe), von Otto Jahn der zweite Band seines „A. W. Mozart" (Leipzig, Breitkopf und Härtel), von Heinrich Pröhle, der soeben von Wernigerode, wo er sich seit einigen Jahren niedergelassen hatte, nach Berlin übergesiedelt ist, eine Schrift über „Gottfried August Bürger, Sein Leben und seine Dichtungen" (Leipzig, G. Mayer) erschienen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 43.** 23. October 1856.

Der moderne Benthamismus.

Die Industrie, der Socialismus und das materialistisch-naturwissenschaftliche Dogma sind, glauben wir, die drei großen Angelpunkte, um welche sich die Geschichte des 19. Jahrhunderts dreht, das eine alte Weltanschauung abschließt, eine neue eröffnet, und das Kreischen dieser Angeln erfüllt die Gegenwart mit schrillenden Mistönen. Ist es auch Thorheit, jetzt bereits die Formel für den Glauben der Zukunft aufstellen zu wollen, so tritt uns dennoch aus den Zeichen der Zeit ein Grundcharakter entgegen, wir hören aus den Dissonanzen einen Grundton heraus, der für die kommende Weltanschauung entscheidend sein muß: es ist jener materialistische, realistische oder besser terrestrische Zug in den Bestrebungen unserer Zeitgenossen, jene Richtung der Denkart, wie sie der Abschluß des Goethe'schen „Faust" enthält, und die Worte: „Der Erdenkreis ist mir genug bekannt, Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet, Sich über Wolken seines Gleichen dichtet! Er stehe fest und sehe hier sich um u. s. w." Die In-

dustrie mit ihren Principien der Zweckmäßigkeit, des materiellen Erwerbes zeigt uns diese von dem Streben ins Unendliche hinaus zurückkehrende und sich auf die Erde beschränkende Richtung mehr in unbewußter negativer Beziehung, im Socialismus tritt sie überlegt und bestimmt als den materiellen Wohlstand schaffende Kraft auf, in dem materialistisch-naturwissenschaftlichen Dogma versucht sie, das einheitliche Princip für die menschliche Wissenschaft zu formuliren. Die Industrie besitzt die imposante Macht der Thatsache, der Socialismus die Gewalt des Gedankens, der Materialismus die dämonische Kraft des Aberwitzes. Weil der alte Kirchenglaube seine Herrschaft über die Gemüther verloren hat und weil die Menschen aufgehört haben, mit der souveränen Vernunft Götzendienst zu treiben, darum erfüllt die Industrie das moderne *Leben*, darum dieser ungeheure Kampf um der Erde Güter, darum diese ungeheuern Triumphe. Und da die Zeit vorbei ist, wo die Religion das staatliche Leben durchdrang und wo die Staatsphilosophie Glauben fand, darum hängt der Socialismus als drohende Wolke über der *Zukunft* der modernen Staaten, darum diese Tendenzen auf sociale Verbesserungen unter allen Regierungen, diese Versuche, durch hingeworfenen Köder mit dem Gespenste fertig zu werden, darum endlich das heutige Prävaliren der Volkswirthschaft in der Politik. Was ist die bewegende *Kraft* der industriellen Gesellschaft, wenn nicht der Erwerb irdischer Güter? Und was verleiht dem Socialismus seine unheilschwangere verführerische Gewalt, wenn nicht das zum Fanatismus gesteigerte Streben nach Besitz unter den vom Erwerb ausgeschlossenen Massen, die sich an den Staat klammern, weil alle andern Mächte sie verlassen haben?

Die Revolution am Schluß des 18. Jahrhunderts zerstörte den schönen gothischen Bau, unter dem das Mittelalter in seiner Unbefangenheit ein sorgloses Dasein führte, und der aller in ihm hausenden Barbarei für den Außenstehenden noch eine ideale Hülle umwarf, sie zertrümmerte von Grund aus jene göttlichen himmelstrebenden Bogen, nachdem ihre Mutter, die deutsche Reformation, angefangen hatte, daran zu bröckeln. Die Mauern fielen und mit ihnen die Grenzen für das geistige Auge. Unumschränkt schaute plötzlich der Blick in die Weite — war es da wunderbar, daß ein Taumel die Schauenden ergriff? Denn es ist wahr, was unsere heutigen Restauratoren des Mittelalters behaupten, daß die Revolution nur zerstörte und keinen neuen Bau aufführte, keine neuen Schranken steckte. Wie soll aber Der, dessen Auge geblendet ist von der Unermeßlichkeit des ihn anstarrenden Raumes, die Ruhe finden, um sich ein neues Haus aufzurichten? Drei Jahrhunderte hatten dazu gehört, um den alten christlichen Kirchenglauben, das gewaltige Werk des alten Europa der Auflösung entgegenzuführen: was ist dies nun für eine närrische Beschäftigung, sich zu wundern, daß heute, wo noch unendliche

Trümmer wegzuräumen und Unebenheiten des Bodens zu beseitigen sind, das Werk der Zukunft nicht in vollendeter Herrlichkeit dasteht! Als man die alten Götter mit dem 18. Jahrhundert zu Grabe getragen zu haben glaubte, wurde die Vernunft auf ihren Thron gesetzt, unter diesem selbstgeschaffenen Phantom betete man sich an, und die siegestrunkene Menschheit feierte ihre Orgien. Wie der Trunkene glaubt, daß Alles sich um ihn drehe, so bildete die Vernunft sich ein, daß sie das Centrum der Welt sei. Sie vergaß des Bodens, auf dem sie stand und der Schranken ihrer Herrschaft. Sie vergaß ihrer eigenen Natur und dictirte Gesetze, willkürlicher als die des unumschränktesten Despoten und thörichter als die des ausgelassensten Narren. Nach und nach hat sich der Rausch gelegt: das Bewußtsein fängt wieder an aufzudämmern, die Erinnerung erwacht, die Erscheinungen der äußern Welt beginnen wieder Gestalt anzunehmen, die Schranken des irdischen Seins werden fühlbar — auf den Rausch folgte die Ernüchterung.

Es war natürlich, daß diese Ernüchterung anfangs jene widerliche Form annehmen mußte, wie sie den gewaltsamen auf eine Ueberfättigung folgenden Reactionen eigen ist. Nachdem man sich im Spiritualismus übernommen hatte, fiel man mit der vollen Wucht des Körpers in den Materialismus zurück. Ebenso weit, als man sich vorher in die Wolken verstiegen hatte, ebenso tief wühlte man sich jetzt in die Erde hinein. Geister, die in frühern Jahrhunderten ihre Kraft in den Mysterien der Religion und in dogmatischen Spitzfindigkeiten aufgerieben und die neuerdings die Welt durch die Tiefe ihrer metaphysischen Speculationen in Erstaunen gesetzt hatten, sie wandten sich jetzt ungetheilt der Erforschung der irdischen Gesetze zu. Die Folge war, daß eine Epoche anbrach mit ungeheuern Veränderungen in dem Wesen der körperlichen Arbeit, welche unserm Planeten ein anderes Aussehen, der Bevölkerung eine von der bisherigen durchaus verschiedene Gruppirung gaben, welche die Grundlagen des Staats wie der Gesellschaft umwarfen, dem körperlichen wie dem geistigen Leben andere Formen verliehen. Es etablirte sich mit einer unerhörten Breite und Anmaßung die industrielle Gesellschaft, deren einziges weder durch die Vorschriften der Religion noch durch die Grundsätze der Moral gemildertes Princip: der Profit, deren absoluter Götze das goldene Kalb, deren alleinige Bewegung ein rasender Weltlauf nach Gewinn. Das materielle Interesse, wie jeder Einzelne es erkannte, erfüllte mit einer erschreckenden Einseitigkeit das fortschreitende Streben der Menschen und neben diesem Cultus blieb für die übrigen Seiten des Lebens nur ein sehr untergeordneter Platz, ein Platz, den sie eigentlich nur dem Umstande verdankten, daß man sich zu ihrer gänzlichen Entfernung nicht die Zeit nehmen konnte. So behielt die Reli-

gion in dieser Gesellschaft noch einen gewissen Raum, weil es für den Augenblick zu unbequem schien, sich von der religiösen Denkart und den religiösen Gebräuchen ganz zu trennen, und weil man nicht umhinkonnte, sie als nützliches Werkzeug gegenüber den revolutionären Neigungen der Masse und ihrem immer steigenden Appetit nach materiellem Besitz und Genuß zu gebrauchen: aber man lachte über die Zumuthung, ihr einen praktischen, lebendigen, belebenden Einfluß auf die Beziehungen der Menschen zueinander einzuräumen. So wurden die großen und glänzenden Wahrheiten, deren Erkenntniß die Heroen unter den Denkern unserer Nation als heilsam und nothwendig für die Veredelung des Geschlechts aufgestellt hatten, zwar noch fernerhin conservirt: aber als gedankenlos angewandte Phrasen, als Decoration des Stils stießen sie sich in der Conversation und der Literatur herum. So schleppte die Kunst ihr Dasein dahin, weil es ein hergebrachter Gebrauch war, sich mit ihr in müßigen Stunden zu unterhalten und mit ihren Erzeugnissen das Haus und die Straße zu emballiren: aber das Verständniß und die Begeisterung war den Leuten unter dem ewigen Lärm der Maschinen und dem rastlosen Fluctuiren der Börsen abhanden gekommen.

Wir verzichten darauf, hier ein Bild dieser industriellen Gesellschaft zu entwerfen, nachdem schon so vielfach und in so glänzender Art ihre äußere Erscheinung gezeichnet, ihr Organismus bloßgelegt worden ist. Nur dies Eine möchten wir nochmals betonen, daß wir vor allem und hauptsächlich in der Industrie die Erscheinung zu suchen haben, welche der Physiognomie des 19. Jahrhunderts ihren besondern Charakter gibt, daß, wie sie die gewaltigste und mächtigste, wenn auch unbewußte Manifestation der durch die große Revolution vom Jahre 1789 begründeten oder vielmehr nur angebahnten neuen Culturphase enthält, so sich auf sie als die tiefere Ursache auch die bedeutendsten geistigen Bewegungen der Gegenwart zurückführen lassen. Es heißt die Sache etwas oberflächlich nehmen, wenn man bemerkt, daß in der verpesteten Luft der Fabriken, unter dem Elend des industriellen Proletariats die socialistischen Ideen ausgebrütet und zu so ungeheuerlichen Phänomenen ausgebildet worden sind: wir meinen, der innere Zusammenhang zwischen Industrie und Socialismus ist in ihrem beiderseitigen ausschließlichen und grenzenlosen Streben nach materiellem Genuß, in ihrem beiderseitigen terrestrischen Charakter zu suchen. Es herrscht heute unter den besitzlosen Classen wahrlich nicht mehr Elend als im Mittelalter; weil aber im Gegensatz zu dem ländlichen Proletariat früherer Jahrhunderte das industrielle Proletariat des 19. Jahrhunderts den Glauben an die versöhnenden Verheißungen der Religion verloren, für die auf das Jenseits lautenden Schuldverschreibungen kein Vertrauen und keine Entbehrungen mehr hat, darum sein socialistisches Dogma. Und weiter das Durchforschen der

Gesetze der Erde und des Himmels, des unorganischen und organischen Lebens, zu welchem die Entwickelung der Industrie anreizte, die Gewöhnung ferner rastlos von einem Resultate zum nächst höhern, von einer Ursache zur davorliegenden weiterzuschreiten, haben sie nicht dahin geführt, dieselbe Methode auf die Dinge der Religion wie der Philosophie anzuwenden, Religion und Philosopie, da sie sich der Methode nicht anbequemen wollten, über Bord zu werfen und das Banner des materialistisch-naturwissenschaftlichen Dogmas aufzupflanzen?

Dies scheint uns das unabweisbare Postulat jeder culturgeschichtlichen Betrachtungsweise, welche die Industrie zu ihrem Gegenstande nimmt, daß man sie in Zusammenhang bringt mit der großen Revolution, deren weiteres Resultat sie ist, und mit den bewegenden Kräften des geistigen Lebens der Gegenwart, deren Ausgang auf jene zurückführt. Dann erhält die Industrie eine tiefere, umfassendere Bedeutung, dann darf man sich nicht begnügen, auf die Seifenblasen des Crédit mobilier, auf die Tripotage der Börsen hinzuweisen, wehklagend auszurufen, daß der über dem modernen Olympos waltende Zeus allein das Nützliche sei, und in Kassandrischer Voraussicht aus diesem hirnlosen fanatischen Streben nach Gewinn und materiellem Genuß den Untergang des europäischen Staatensystems zu prophezeien. Dann aber hat es noch viel weniger Sinn, wenn Emil Montégut, einer jener französischen Journalisten, die von uns Deutschen ein für allemal mit dem unvermeidlichen epitheton ornans „der geistreiche“ decorirt zu werden pflegen, vor einiger Zeit in einer glänzenden Diatribe gegen die Industrie in der „Revue des deux mondes“ das Heil für unsere Zustände, das allmächtige Mittel gegen die erschreckende Einseitigkeit des heute herrschenden Princips der Nützlichkeit in den Grundsätzen der Religion und der Ethik fand. Denn er vergißt, daß die brutale Souveränetät der industriellen Gesellschaft da begonnen hat, wo die religiösen und moralischen Satzungen den Glauben und ihren Einfluß auf die Cultur des Geschlechts verloren hatten. In seiner Entrüstung gegen den crassen Egoismus der herrschenden und das Elend der unterdrückten industriellen Classe scheint er von der Geschichte des Mittelalters, wo die Religion in der Blüte ihrer Omnipotenz stand, nichts zu wissen, nichts von Leibeigenschaft und Frohndiensten, nichts von dem Cultus der rohen Gewalt, dem die christlichen Barone neben dem Cultus der Jungfrau Maria huldigten, nichts von der Anarchie der damaligen ständischen Gesellschaft. Wir geben ihm gern zu, was er behauptet, daß, könnten wir den Glauben des Mittelalters wieder etabliren, der heutige Fabrikherr eine Kapelle und einen Hauskaplan für seine Arbeiter halten würde, im Fall er uns zugibt, daß jener ebenso möglichst bald für ein Burgverließ nebst Folter und einen Frohnvogt nebst Geißel sorgen würde. Ob er aber ferner im

Ernste jenes so unendlich wässerige Buch über die Pflichten, welches sein philosophischer Landsmann, Hr. Simon, neuerdings veröffentlicht hat, den industriellen Gesellschaftsclassen als Bibel der Zukunft empfehlen will, bezweifeln wir. Die goldenen Schätze aber, welche in den ethischen Schriften der großen deutschen Philosophen enthalten sind, befinden sich in einer sowenig anziehenden Umhüllung von Ausdrücken der Schule und in einer so schwer zu durchdringenden Schale von Systemen, daß man, um sie zu heben, die Philosophie und nicht die körperliche Arbeit zum Lebensberufe gemacht haben muß.

Nein! in den Ideen, welche vergangenen Jahrhunderten den Mittelpunkt des geistigen Lebens und den sittlichen Halt gaben, kann nimmermehr das Heil einer Zukunft liegen, an deren Schwelle nach den Symptomen der Zeit eine gewaltige Krisis droht. Allein aus einer vernünftigen und naturgemäßen Entwickelung der materiellen Zustände, auf denen das gegenwärtige Zeitalter ruht, sowie der Anschauungen und Bestrebungen, welche, wenn auch in noch so embryonenhafter und roher Form, die Geister der Zeitgenossen am energischsten bewegen, läßt sich die Formel erwarten, welche die heute so aufgeregten Wogen des äußern und innern Lebens des 19. Jahrhunderts wieder in ein ruhiges gleichmäßig fließendes Bett bannt. Die Industrie hat unserm Zeitalter jenen realistischen Zug und jenes terrestrische Gepräge verliehen, auf das wir im Anfang dieser Betrachtungen hinwiesen; ihr verdanken wir die Verehrung des Nützlichkeitsprincips, den auf das Zweckmäßige gerichteten Sinn, der durch sein wüstes Auftreten und seine widerliche Gestalt heute noch so abstößt. Die Industrie muß diese Richtung zum Durchbruch bringen. Man wird uns sagen, daß damit für die Zukunft nichts Neues gewonnen sei, daß die Wolf'sche Schule der Aufklärung, daß Jeremias Bentham schon vor langer Zeit das Dogma der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit gepredigt. Aber bei jener war es ein unendlich nüchternes philosophisches System, bei diesem nur ein ziemlich unklares Gemisch von Humanitarismus und Epikuräismus, bei Beiden ein Product der Speculation, das keine Wurzel in den Zuständen der Zeit hatte und ohne Einfluß auf die Anschauungen der großen Menge blieb. Heute finden wir infolge großer materieller und geistiger Umwälzungen die Keime, die ersten Anfänge, die Unterlagen jenes Princips überall in unserer Civilisation verbreitet, in einer solchen Stärke verbreitet, daß eine gewaltige Entwickelung desselben unzweifelhaft indicirt ist. Der Benthamismus der Gegenwart verdient noch kaum seinen Namen, soweit er wenigstens als bewußte Anschauung existirt. In Dem aber, was noch unbewußt in den Gemüthern schlummert, was noch mehr als bloße Voraussetzung vorhanden ist, glauben wir Ideen zu erblicken, die in ihrem weitern Wachsthum weit über Das hinausgehen, was Bentham jemals gedacht

und geschrieben hat. Dieser ausschließliche und einseitige Cultus des individuellen Interesse, dieses absolute Hervortreten des Zweckmäßigen muß mit aller Nothwendigkeit dahin führen, die Anschauungen über die berechtigten Interessen der Gesammtheit, über das Allen Zweckmäßige und Nützliche zu klären. Heute vergißt in diesem unermeßlichen Streben nach Genuß jeder Einzelne, daß er nicht der alleinige Bewohner der Erde ist, daß außer ihm Wesen derselben Gattung existiren, die dasselbe Streben und in gewissen Grenzen auch dasselbe Recht auf Genuß haben. Die Schranken für diese unvernünftigen Leidenschaften, welche die natürlichen Gesetze des Stoffs wie der menschlichen Coexistenz mit unverrückbarer Festigkeit hinzeichnen, müssen erkannt werden. Sie müssen es, weil die Schrankenlosigkeit unmöglich ist, und sie werden es infolge der Reaction des Uebergenusses. Dann wird man die Nützlichkeit nicht mehr in der Befriedigung der Begierden des Einzelnen, sondern in der Befriedigung der allgemeinen Bedürfnisse der Gattung erkennen. Man mag diese Anschauung, deren Voraussetzung die Bastiat'sche Harmonie der Interessen ist, eine überaus optimistische nennen: jedenfalls ist es ein Optimismus, der seine Basis in realen Verhältnissen des modernen Lebens sucht und der in den wirbelnden Bewegungen der heutigen Zeit Halt und Vertrauen gewährt.

Deutschlands Geschichts- und Alterthumsvereine.

Der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine hatte auf einen Vorschlag hin, den ihm im vorigen Jahre zu Ulm der geschäftsführende Verein, der Historische Verein für Niedersachsen, machte, diesmal die alte Stadt Hildesheim zu seiner Versammlungsstätte erkoren. Mit Inbegriff der östreichischen und belgischen Vereine wird der Gesammtverein gegenwärtig von 49 Einzelvereinen gebildet, indem seit der ulmer Zusammenkunft die zu Paderborn und Hildesheim neu hinzugetreten sind. Nur die geringere Zahl sämmtlicher Vereine indessen scheint diesmal vertreten gewesen zu sein. Theilgenommen haben mögen etwa 80—90 auswärtige, 50—60 städtische Freunde der Sache.

Was ist nun dies für eine Sache? Wenige Leser dieser Zeitschrift, glauben wir, wissen sich das besser als aus dem bloßen Namen des Gesammtvereins heraus zu sagen. Vielleicht sind nicht einmal dessen Mitglieder alle im Stande, eine befriedigende Erklärung von dem Wesen ihrer jährlich erneuerten Vereinigung zu geben. Die Wanderversammlung pflegt zusammengesetzt zu sein aus ein paar allgemeinen Sitzungen, in denen die großen Gegenstände der Vereinsthätigkeit behandelt werden,

aus den besondern Sitzungen der drei Abtheilungen und dem sich von selbst verstehenden Zubehör an Augenweiden, Mahlzeiten und anständigen Gelagen. Prüfen wir den geistigen Gehalt dieser Bestandtheile im Einzelnen.

Die drei Abtheilungen, um mit ihnen zu beginnen, sind für heidnische Alterthümer, für christlich-mittelalterliche Kunst und für alte Geschichte Deutschlands. Man sollte erwarten, daß aus ihrer Arbeit noch am ehesten reife Ergebnisse für die Wissenschaft hervorgehen würden. Es ist daher sehr zu beklagen, daß so wenig von ihren Früchten diesmal zum Vorschein gekommen ist; daß man erst den Abdruck ihrer Protokolle im Correspondenzblatt der verbundenen Vereine abwarten muß, um zu sehen, ob Bedeutendes in ihnen zur Reife gediehen ist. Der Vorsitzende der ersten Abtheilung, Freiherr von Estorff auf Schloß Jägersburg im Hennebergischen, machte es sich ganz cavaliermäßig bequem mit der Pflicht sorgfältiger Berichterstattung, die für die letzte allgemeine Sitzung vorgeschrieben ist. Er verwies auf die demnächst zu druckenden Protokolle. Wer also nicht persönlich der ersten Abtheilung beiwohnte, mag immerhin hoffen und harren; Hr. von Estorff wird ihm den Genuß der bevorstehenden Lectüre nicht vorwegnehmen. Hr. von Olfers, Generaldirector der königlichen Museen in Berlin, hatte die Anfangsstunde der letzten Sitzung mit der des letzten Festmahls verwechselt. Er mußte daher in der Berichterstattung für die zweite Abtheilung durch Professor Haßler aus Ulm vertreten werden, der aber deshalb unvorbereitet sprach. Er sagte, man habe sich hauptsächlich auf die Aufklärung einiger zweifelhaften Punkte von Wichtigkeit in der Kunstgeschichte Hildesheims beschränkt. So sei festgestellt, daß der Bau des hildesheimer Dom von Osten nach Westen vorgeschritten sei, und daß die Decke der trefflichen Michaeliskirche nicht, wie der hildesheimer Kunstkenner Dr. Kratz annimmt, von Prior Radmann, dem Bildner eines gefällig ausgeschmückten Evangelienbuchs im Domschatze, herrühre. Auch habe man dem heiligen Bernward (Bischof von Hildesheim 993—1022) Zahl und Identität der wirklich von ihm herrührenden, nicht wenigen und theilweise großartigen Kunstwerke gesichert. — Soviel erfuhr man aus der Abtheilung für christlich-deutsche Kunst des Mittelalters. Aus der Abtheilung für Geschichte theilte Hr. von Ledebur, Director der königlichen Kunstkammer in Berlin, mehr seine eigenen Gedanken über die verhandelten Fragen als in durchgehender Treue das Bild der geführten Verhandlungen mit. Indessen erzählte er wenigstens Mancherlei von spannender Bedeutung. Professor Waitz aus Göttingen hatte die Gelegenheit ergriffen, um gegen den Vater der deutschen Gaubeschreibung, den Archivar Landau aus Kassel, ein förmliches Lanzenbrechen zu veranstalten. Hr. Landau hat vornehmlich die heimische Wetterau gründlich erforscht. Das Ergebniß

ist die allgemeine Behauptung gewesen, daß in der deutschen Gauverfassung die Theilung in drei und drei mal drei als formales, den Boden vertheilendes Princip herrsche. Hiergegen sprach Professor Waitz für ganz Niedersachsen und Nordalbingien, unterstützt vom Oberlandesgerichtspräsidenten Hettling aus Wolfenbüttel, Registrator Meese aus Hildesheim, Pastor Böttcher aus Kirchrode, Staatsrath Wippermann aus Rinteln und Kreisgerichtsrath Seibertz aus Arnsberg. Hr. Landau, obwol anwesend, nahm das übereinstimmende Zeugniß dieser Herren ruhig, ohne Widerstand hin. Er hatte dagegen schon in der ersten Hauptversammlung die erfreuliche Mittheilung gemacht, daß von dem großen Werk der Gaubeschreibung der zweite Band im Druck begriffen sei und daß er, wenn auch viele andere Zusagen bisjetzt Spreu geblieben seien, doch an Staatsrath Wippermann wenigstens den eifrigsten Mitarbeiter gefunden habe. Die übrigen Nachrichten des Hrn. von Ledebur aus der Geschichtsabtheilung waren geringern Belangs. Er theilte mit, daß Professor Waitz die Dithmarschen weder den Friesen noch den Sachsen, sondern einem dritten besondern Volksstamme zuzähle; er verschwieg, wie er selbst von Professor Waitz nachdrücklich gewarnt worden war, den abhängigen Dienstadel der Fürsten mit dem freien Adel der Städte, dem deutschen Patriciat zusammenzuwerfen. Der verzweifelten Anstrengungen des Redners, die Bedeutung der kleinsten und kleinlichsten Nachforschungen über die Geschichte des deutschen Adels zu beweisen, bedurfte es weder für den Geschichtsforscher, denn dieser kennt seine Zwecke selbst am besten, noch für den Laien, den es verstimmen mußte, von einem notorischen Patron der Kreuzzeitung gerade mit solchen Belehrungen bedacht zu werden.

Der allgemeinen Sitzungen waren zwei. In der ersten am 16. September führte Professor Wilhelm Wachsmuth aus Leipzig die Gäste in das geschichtliche Leben der Stadt ein, in welcher sie zu tagen aus allen Theilen Deutschlands herbeigekommen waren. Professor Wachsmuth ist nämlich Hildesheimer von Geburt. Länger als 50 Jahre seiner Vaterstadt entfrembet, hatte er in einer Fülle charakteristischer Züge mit niederländisch derber Kleinmalerei zusammengestellt, was irgend das alte Hildesheim vor einem halben Jahrhundert schildern konnte. Zwei Stunden lang unterhielt er damit Fremde und Einheimische auf das beste. Im Eingang bedauerte er, daß in so wenigen Städten des Vaterlandes ein leidlich bestimmtes Bewußtsein von den merkwürdigen Zeiten des Uebergangs aus alter reichsfreier oder kreisfreier Selbständigkeit in die straffen Staatsordnungen der Neuzeit sich erhalten habe. Diese „Anhistorisie", wie er es nannte, hänge mit dem auffallenden Mangel familiärer oder communaler Chroniken aus jener Epoche zusammen. Es ist nun wohl anzunehmen, daß gerade Professor Wachsmuth's ehrwürdiger

Vorgang die Folge haben wird, zu retten was zu retten ist, insofern in Zukunft jeder künftige Versammlungsort der verbundenen Vereine es sich zur angenehmen Pflicht der Ehre machen wird, seine Gäste mit einem ähnlichen vaterstädtischen Culturbilde vergangener Tage willkommenzuheißen. Im nächsten Jahre wird es Augsburg sein, dem diese Sorge obliegt. Ohne Zweifel werden wir dann aus irgendeiner der Darstellung mächtigen Feder ein interessantes Gemälde aus der Vergangenheit der altdeutschen Handelsstadt empfangen. Das Muster mag einstweilen Professor Wachsmuth's Vortrag abgeben, der demnächst in der nürnberger „Zeitschrift für Culturgeschichte" zum Druck gelangen soll und an Anregungen sehr reich ist, wenn er auch die goldene Regel vergessen hat, daß in der Schilderung die Hälfte oft mehr sei als das Ganze.

Eine Abschweifung nach der entgegengesetzten Richtung hin erlaubte sich der Abgeordnete des hamburger Vereins, Pastor Dr. Johannes Geffcken. Er hatte schon die zweite Abtheilung des Gesammtvereins von seinem Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts, einem angefangenen Druckwerk von culturgeschichtlicher Bedeutung, unterhalten; er wiederholte die Bitte an seine gelehrten Freunde um wissenschaftliche Unterstützung und Theilnahme in der zweiten Hauptsitzung am 19. September. Es gilt ihm, das Vorurtheil zu zerstören, als sei die Katechetik eine Erfindung Luther's, als habe es in der vorlutherischen Zeit, wie keine deutsche Uebersetzung der Bibel, so auch keinen religiösen Volksunterricht in Deutschland gegeben. Nur muß man diesen Unterricht nicht bei irgendeinem Lehrstuhl, sondern im Beichtstuhl suchen. Die Beichte erstreckte sich damals auch auf die Kinder bis in ein sehr zartes Alter hinab. Eine ganze Literatur von Sündenspiegeln, der Seele Trostbüchern und ähnlichen Tractaten gruppirt sich um diesen Mittelpunkt der religiösen Unterweisung herum. Diese Literatur hat Pastor Geffcken in seinem „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts", an dem er seit 20 Jahren arbeitet, zu würdigen gesucht; und auch der Generaldirector von Olfers bestätigte unaufgefodert, daß er für die Rechtsgeschichte, die Kunstgeschichte, und namentlich für die Bildungsgeschichte Deutschlands von hohem Werth und wichtigen Folgen sein werde.

In der ersten Hauptversammlung erstattete theils der Secretär Dr. Grotefend aus Hannover, theils dieser oder jener besonders aufgerufene andere Herr Bericht über die Angelegenheiten, die der Gesammtverein mit besonderm Eifer pflegt. In der zweiten wurden dann die entsprechenden Anträge der Abtheilungen zum Beschluß erhoben. In dieser Hinsicht verstand der vorsitzende Ministerialvorstand Braun aus Hannover sein Amt so gut, daß selbst ungeeignete oder ganz verkehrte Anträge nur in einer erträglichern Form dem Verwaltungsausschuß zu

thatsächlicher Ausführung überantwortet wurden. Das war vor allem nöthig, als Hr. von Estorff die von ihm ausgehenden Anträge der archäologischen Commission vortrug, einer eigenen Abzweigung des Gesammtvereins, deren Aufgabe sich darauf beschränkt, zu einem Handbuch der deutschen Alterthumskunde theils allgemeine, theils terminologische Vorarbeiten zu machen. Mit dieser bescheidenen Rolle anscheinend nicht mehr begnügt, ließ Hr. von Estorff nun die Commission beantragen: der Verwaltungsausschuß der verbundenen Vereine möge sämmtlichen deutschen Regierungen anheimgeben, die Ausfuhr werthvoller Alterthumsreste zu untersagen und Grundstücke, an denen dergleichen Reste unzertrennlich haften, entweder geradezu zu expropriiren oder mindestens auf Staatskosten anzukaufen. Mit Recht fragten die Herren von Olfers und von Ledebur, was die archäologische Commission zu solchen Vorschlägen berechtige. Der Erstere fügte hinzu, als Generaldirector der königlich preußischen Museen wisse er recht gut, daß es so unmäßiger Bestimmungen für die Erhaltung werthvoller Ueberbleibsel der Vorzeit in unserm Zeitalter überhaupt nicht mehr bedürfe. Noch wärmer und im Wesen entschiedener, wiewol mit der äußersten Milde gegen den Antragsteller sprach sich Hr. Braun aus. Er warnte, den ganzen gesetzgeberischen Apparat auf die Scene zu rufen, mit Maßregeln wie Expropriation und Prohibition zu spielen, Grundsätze zu verletzen, die am besten völlig unangetastet blieben und in die freie Verfügung Jedermanns über sein Eigenthum so tief einzugreifen. Vergebens bemerkte Hr. von Estorff, daß Nassau und Dänemark ein ähnliches Ausfuhrverbot schon in Kraft gesetzt hätten; es fand sich selbst unter diesen eifrigen Conservatoren keiner, der die barbarischen Excesse der Conservation in Rom und Griechenland auf seine deutsche Heimat hatte übertragen mögen.

Wie einseitig indessen der Trieb äußerlicher Erhaltung in unsern Alterthumsfreunden noch waltet, davon erlebte man in der Sitzung am 19. September einen schlagenden Beweis. Archivrath Lisch aus Schwerin sprang auf: erst die letzte Mittwoch habe in ihm einen Gedanken zur Klarheit gefördert, den er hier aussprechen müsse. Es war in der That ein sehr mitternächtig düsterer und hohler Gedanke. Das alte Rathhaus in Hannover und einige kirchliche Reliquien in Lüneburg sollten, sagte er, nach zuverlässigen Nachrichten in der argen Gefahr des Abbruchs und der Veräußerung schweben. Director Volger bewies mit unnöthig grober Zurückweisung für Lüneburg, Dr. Grotefend ruhiger für Hannover, daß ihr „verehrter Freund“ nur Gespenster seiner Einbildungskraft beschworen habe. Und doch ist Hr. Lisch unbedingt einer der geistreichsten unter diesen Pflegern des bruchstückweisen Alterthums. Er erklärte einige mitgebrachte Reste obotritischer Vorzeit mit soviel Witz, als ob er innerlich durchaus frei sei von jeder naiven Verehrung des

Alten. Auf der andern Seite aber schilderte er freilich begeistert, was die verbundenen Vereine schon Alles im Sinne historischer Erhaltung gethan hätten: wie durch ihre Bemühungen manchem tüchtigen Manne hier und da eine nützliche Wirksamkeit als Conservator eröffnet ist, merkwürdige Bauwerke wie das Holstenthor in Lübeck, die Kirche zu Lippstadt, die Albrechtsburg in Meißen vor dem Untergang bewahrt sind. Hiervon sprach er so, als ob die Zerstörung jedes ältern Restes vergangener Jahrhunderte allemal ein vandalischer Gräuel sei. Er und viele seiner Genossen unterscheiden zu wenig, ob dem wissenschaftlichen Interesse an der Erhaltung nicht ein lebendiges Interesse an der Wegschaffung entgegensteht. Sie prüfen gar nicht erst, ob der Werth irgendeines alten Stücks als geschichtliches Zeugniß im Verhältniß zu den Opfern stehe, die seine Erhaltung dem lebendigen Geschlecht auferlegt. Sie treiben das Geschäft gedankenloser Erhaltung mit demselben Fanatismus wie manche Revolutionsmänner das Geschäft wüster unterschiedsloser Zertrümmerung. Wenn sie dann nur hinlänglich von dem Muth eines Don Quixote geerbt haben, so besinnen sie sich auch nicht, die nackte Gewalt des Staats soviel an ihnen aufzubieten, daß er Jedermann verwehre, etwas beiseite zu bringen, was sie für ihre gelehrten Liebhabereien fortwährend vor Augen behalten möchten.

Dies eben ist des Uebels Kern. In den deutschen Alterthumsvereinen walten die Schöngeister und die dilettirenden Alterthumskenner vor, nicht wahrhafte Geschichtsforscher. Männer wie Waitz und Wachsmuth gehen nur selten durch ihre Zusammenkünfte; Männer wie Landau stehen erschreckend allein. Der zeitgemäße Antrag, den Archivar Landau diesmal eingebracht hatte, zwei neue Abtheilungen für deutsche Rechtsgeschichte und für Culturgeschichte zu bilden, fiel, da das Uebergewicht bei den Antiquaren und Aesthetikern war. Wie wäre es auch sonst zu erklären, daß die Regierungen gerade diesen Vereinen von jeher so hold gewesen sind? Würde die wahrhafte Geschichte getrieben, so wäre es ohne Zweifel bald vorbei mit der hohen Unterstützung der Vereinsbestrebungen, mit der gnädigen Theilnahme so vieler vornehmer und reicher Herren. In diesen Sphären hat man es gern, wenn tüchtige Kräfte sich an dem Spiel mit fernen Dingen abnutzen, anstatt an dem Trachten nach einer menschenwürdigen Gegenwart des Lebens zu arbeiten; man würde sich rasch unwillig abwenden, wenn das Zusammenwirken einmal Ergebnisse liefern sollte, die dem stockenden Flusse unserer Entwickelung einigen Antrieb nach vorwärts mittheilen könnten. Dennoch werden die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine dieser innern Umwandelung nicht lange mehr entgehen. Mögen sie sich um eine eigene Abtheilung für Culturgeschichte erweitern oder nicht: wenn ihr Geist nicht ganz und

gar culturgeschichtlich wird, so dürfen sie nicht hoffen, noch häufig eine Wiederkehr ihrer anregenden Zusammenkünfte zu erleben.

Daß sie in Hildesheim so gastlich aufgenommen wurden wie irgendwo früher an einem Orte, versteht sich ja wol von selbst. Nur scheint es ihnen wenig anzustehen, wenn sie es sich noch immer gefallen lassen, daß ihnen in der Gestalt billiger Wohnung, unentgeltlicher Eisenbahnfahrt und dergleichen Geschenke dargeboten werden, die mit dem Inhalt ihrer löblichen Bestrebungen nichts zu thun haben, auf Kosten einer Bevölkerung, die davon nichts wissen will noch kann. Gelehrte Unterhaltungen sind auch ein Luxus, der dadurch nicht würdiger wird, auf öffentliche Kosten begünstigt zu werden, daß er geistigen Gehalts ist und von lauter gebildeten Leuten getrieben wird.

Was solche Versammlungen in Deutschland immer mit so herzlicher Wärme durchdringt, gleichviel welchem nächsten Zweck sie dienen mögen, das ist, daß auf ihnen unfehlbar, unvermeidlich das Nationalgefühl zu freudig hinreichendem Ausdruck kommt. Die amtliche Stellung der hannoverschen, die eigenthümliche Gesinnung der meisten preußischen Theilnehmer mochte das diesmal sehr erschweren. Trotzdem brach es mehre male hell genug hervor. Es war besonders Professor Haßler aus Ulm, der nicht nur den Münster seiner Vaterstadt, sondern auch den Münster der deutschen Volksfreiheit vor Aller geistigem Auge unsichtbar in die Luft steigen ließ. Es mochte ihn begeistern, daß er manchen Freund aus dem Frankfurter Parlament und gerade aus seinem eigenen Club Westendhall wiedertraf: den Freiherrn von Reden, der jetzt Ministerialrath in Wien ist; Professor Gravenhorst, den Uebersetzer der griechischen Tragiker; Staatsrath Wippermann aus Kurhessen. Noch in Hannover brachte er der gemeinsamen Mutter Germania ungescheut sein Hoch aus, wie er in Hildesheim die unaussprechliche und doch so verständliche Idee gefeiert hatte, die die Genossen stärker aneinanderkette als der trockene wissenschaftliche Stoff ihrer Verhandlungen.

Gedichte.

I. König Dagobert und seine Söhne.

Von

Albrecht Biehahn.

„Ich habe Ruhm und Ehre, des rothen Goldes viel,
Ich habe Roff' und Hunde, manch' schmuckes Federspiel.

Ich schau' in meine Berge, ich schau' zum Himmelszelt:
Doch sind mir meine Kinder das Liebste auf der Welt.

Mit meinen Roff' und Hunden reit' ich zur Beize aus,
Mit meinen tapfern Söhnen sitz' ich daheim beim Schmaus.

Herr Wenzelslaus! Herr Dietrich! Ihr schaut so wacker drein!
Mein Friedebert daneben! — Wer soll mein Erbe sein? —"

„„Herr Vater, laßt es gelten, wir haben unser Theil:
Ein volles Glas zum Trinken, zum Sterben hat's noch Weil'.""

Sie stießen frisch zusammen und haben laut gelacht;
Er schüttelt mit dem Kopfe: „Das kommt wol über Nacht!

Wer soll die Krone erben? Ich lieb' euch alle Drei —
Doch traun, bei meinem Schwerte, da fällt mir etwas bei.

Jüngst, wißt ihr noch? — beim Mondschein, wir waren unser Vier
Und lagen auf der Bürsche im dunkelnden Revier.

Da blitzt' es in den Büschen wie heller Fackelschein;
Ich raunt' euch zu: Bleibt liegen, es wird ein Irrwisch sein!

Doch als ihr näher liefet, bewegt sich's wie ein Thier —
Es sprang ein güld'ner Hase aus Nacht und Busch herfür.

Wohlauf, ihr munt'ren Jungen, das Hiefhorn von der Wand!
Wer mir den Hasen erjaget, der erbt das ganze Land."

Herr Wenzel sprach: „So eilig? Mein Durst brennt gar zu sehr;
Laß funkeln Schild und Krone, der Humpen lockt mich mehr."

Herr Friedebert sprach kühnlich: „Ich hab' im grünen Land
Viel lieber meine Füße, als drüber meine Hand."

Herr Dietrich schwieg alleine; schnell trank er seinen Rest,
Dann greift er nach dem Spieße und zieht das Wamms sich fest.

So geht es allerwege: wo Einer erst dabei,
Da folgen auch die Andern — nun wollen alle Drei.

Sie pfeifen ihren Hunden, das tönt durchs weite Schloß;
Bald sitzen sie zu Pferde, laut jauchzt der ganze Troß.

„Glück zu, ihr kühnen Jäger! Und bleibt mir nicht zu lang!"
Dort ziehen sie zu Walde; hört ihr den Hörnerklang?

Sie reiten auf und nieder, sie suchen kreuz und quer;
Mismuthig klagte Wenzel: „Daß ich zuhause wär'!

Mir klebt die Zung' am Gaumen und Wasser schmeckt mir nicht —"
Da blinkt es durch die Haide wie pures Sonnenlicht.

„Halloh, da ist der Hase! Seht ihr den güld'nen Schein —"
Sie brechen durch die Zweige — da war's ein Fensterlein.

Herr Wenzel mit Behagen begrüßt den milden Glanz,
Er schaute nach der Thüre, da hing ein grüner Kranz.

„Frau Wirthin, einen Humpen!" — Vorsichtig in der Hand
Bringt sie ihm an den Sattel den Humpen voll zum Rand.

Mit Ungestüm ergreift ihn Herr Wenzel müd' und heiß,
Da fällt ihm auf die Rechte ein Tröpflein kühl und leis.

Es kühlt ihn wunderbarlich das klare Tröpflein Wein;
Jetzt hebt er hoch den Humpen, da blitzt und funkelt's drein —

„Ich hab' den Hasen funden! thut's meinem Vater kund!"
Er setzt ihn an die Lippen, er leert ihn bis zum Grund.

„„Gestrenger Herr, noch einen?"" — Herr Wenzel streicht den Bart:
„Wart! Wart! Ich komme selber — Das ist die rechte Art!"

Sanft gleitet er vom Hengste: „Jagt, wenn es euch gefällt,
Meinthalben euren Hasen, ich hab' die ganze Welt.

An güld'nem Thron und Scepter mag sich das Auge freu'n;
Doch solcher Wein auf Erden, der will getrunken sein.

Glück zu auf eurer Reise! und denket an den Spruch:
Zuviel kann man wol trinken, doch trinkt man nie genug."

Drob stutzt' die ganze Meute; doch Dietrich stieß ins Horn,
Und rüstig ging es weiter durch Hecken und durch Dorn.

Sie reiten auf und nieder, durchspäh'n den ganzen Tann —
Da leuchtet's in den Stämmen, die Hunde schlagen an.

Halloh, da ist der Hase, seht ihr den güld'nen Schein?
Herr Friedbert springt vom Pferde — da war's ein Mägdelein.

Sie kämmte ihre Haare, die flimmerten wie Gold:
„Was willst du, grüner Jäger?" — Das klang so wunderhold:

Es faßte ihn gar seltsam, und wie er vor ihr stund
Schlug sie mit ihrer Flechte ihn auf den heißen Mund.

Da legt er beide Arme um ihren weißen Leib: —
„Ich hab' den Hasen funden, jagt ihr zum Zeitvertreib

Meinthalben euren Hasen, solang es euch gefällt!
Ich neide keinen König, ich hab' die ganze Welt.

Was soll ich mit der Krone, dem Hermelin so grau,
Ihr Haar ist fein und gülden, ihr Auge sanft und blau."

Hoch hebt sich da im Bügel Herr Dietrich wild und jach:
„Ich reite nach dem Hasen, sei's bis zum Jüngsten Tag!"

Fest drückt er seinem Rappen die scharfen Sporen ein:
Den Hasen will er finden, er jagt jahraus, jahrein,

Durch Frühling und durch Sommer, durch Herbst und Winterszeit,
Durch Schlüfte und durch Klüfte in alle Ewigkeit. —

Spazierte jüngst im Walde mit meiner Königin,
Da sauste durch den Nebel der wilde Jäger hin.
Reich bin ich wie ein König: doch ließt du mich allein —
Bei meiner Seele, Liebchen, — ich sauste hinterdrein!

II. Zwei Gedichte.

Von

Albert Traeger.

1. Ein Rabe.

Auf deinen Busen fluten hernieder
Von meinem Haupte die schimmernden Locken:
So glänzt im Schnee des Raben Gefieder —
Was macht so jäh die Pulse mir stocken?!

Ich bin ja selbst ein finsterer Rabe,
Verflucht, die Botschaft des Unglücks zu bringen,
Wo ich mein Haupt gebettet auch habe,
Es eilt mir nach auf sicheren Schwingen.

Und darum schmerzt mich dein blühend Leben,
Des schuldlosen Busens sanftes Wallen,
Nie wird er kindlich wieder sich heben:
Da ich dran ruhte, bist du verfallen.

2. Du hattest sanft mich eingewiegt.

Du hattest sanft mich eingewiegt
Mit deiner Stimme süßem Klang,
Der Zauber wich, der Traum verfliegt,
Und das Erwachen ist so bang.

Nichts blieb mir, da ich dich verlor,
Erinn'rung, Hoffnung, Alles schied,
Nur leise noch klingt mir's im Ohr
Wie ein vergess'nes Wiegenlied.

III. Aus der Wandermappe.

Von

Ludwig Bauer.

1. Hoch über aller Welt.

Der Tag ist blau, die Lüfte schweifen,
Weit liegt die Ferne um mich her,
Die Blicke lass' ich drüber streifen
Wie flücht'ge Schwalben über Meer;
Die Dörfer all', die Städte prangen,
Von blauem Herbstesduft umfangen,
Der Abend sinkt vom Himmelszelt,
Mein Blick ist klar, es glüh'n die Wangen,
Ein neues Sein hat angefangen
Hoch über aller Welt!

Als ich noch ging durchs enge Leben,
Den kleinen Schmerz tief in der Brust,
Wol trieb mich da das wirre Streben
Nach flücht'gem Kuß, nach schnöder Lust;
Ich sah das Einzle nur, das Kleine,
Fern blieb mir selbst nicht das Gemeine,
Das alle Kraft in Fesseln hält:
Doch nun ersteht im Abendscheine
Vor mir das Ewige, das Eine,
Hoch über aller Welt.

Halt' fest, mein Herz, dies frische Regen,
Den Drang voll jugendlicher Kraft!
Lern' in die Weite dich bewegen,
Wo sich das Leben regt und schafft!
Die Welt liegt offen in die Runde,
Verliere nicht die gold'ne Stunde
Und stähle dich, ein junger Held:
Schau' in dich selbst bis tief zum Grunde,
Auf daß dein Innerstes gesunde
Hoch über aller Welt.

Dann liegt das reiche, volle Leben
Vor dir, ein weisheitsvolles Buch,
Dann ist der Zauber dir gegeben,
Der bannet der Gemeinheit Fluch.
Und wie in diesen blauen Tagen,
Wo Welten dir zu Füßen lagen,

So freudevoll, so sonnerhellt,
Aus dunkler Nacht, aus Kampf und Klagen
Wird dich dein Weg nach Oben tragen
Hoch über alle Welt!

2. Herbstweise.

Der Herbstwind spielt mit welkem Laube,
Hin ist die schöne Sommerzeit,
Doch dort am Hügel reift die Traube,
Sie trägt den Geist, der uns befreit.
Ich mag nicht mit den Lüften hadern,
Daß sie den flücht'gen Glanz verweh'n:
Das Leben in des Weinstocks Adern
Und das in mir wird nicht vergeh'n.

Ihr Andern mögt den Lenz beklagen,
Daß er vondannen zog mit Hast,
Der Kranz, den ihr ums Haupt getragen,
Der ist es werth, daß er verblaßt.
Der Herbst ist Frühling meinem Herzen,
Er zeigt mir, wie das Ird'sche fällt,
Und wie der Geist trotz Noth und Schmerzen
Doch stets ein ew'ges Recht behält.

Der laute Frühling lehrt mich schweifen,
Bis daß das Herz sich selbst vergißt,
Der stille Herbst lehrt mich begreifen
Die reiche Welt, die in mir ist.
Und ob der Herbstwind von den Bäumen
Das letzte Blatt zur Erde warf:
Ich seh' den Wein im Becher schäumen
Und freu' mich, daß ich leben darf!

Das Schillerhaus zu Gohlis.

Von dem Herausgeber des „Deutschen Musenalmanach", Hrn. J. G. Schad in Kitzingen bei Würzburg, geht uns soeben nachstehender Aufruf zu, dem wir unsere Spalten um so lieber öffnen, je düsterer der Flecken ist, den die beabsichtigte Versteigerung des „Schillerhauses zu Gohlis" auf unsere Nationalehre und unsern Ruf als ein ästhetisches Volk, als ein Volk der „Dichter und Denker" zu werfen droht. Der Vorschlag des Hrn. Schad ist jedenfalls sehr wohlgemeint; möge er von Wirkung — und vor allem, möge diese Wirkung selbst eine rasche und energische sein!

Subscriptions-Einladung.

Auf den 11. November 1856, den (97.) Geburtstag Schiller's, ist unverblümt und herausfodernd genug für die deutsche Nation die Versteigerung des „Schillerhauses zu Gohlis" anberaumt.

Gegen Ende October erscheint, durch Inhalt und Ausstattung zu einem Festgeschenk namentlich geeignet, „der VII. Jahrgang des «Deutschen Musenalmanach» mit dem Brustbild Eduard Mörike's (nach einer Originalzeichnung von Professor Kurz) und neben vielen Originalbeiträgen von Arndt, Rückert und Andern, mit einem großen Theile des Heinrich Heine'schen dichterischen Nachlasses" — und ist der Reinertrag der ganzen Auflage den „Manen Schiller's" bestimmt.

Gelänge es nun durch freundliche Unterstützung von Vereinen und Einzelnen in Deutschland auf und ab die bereits eröffnete Subscription auf den Musenalmanach (höchst elegant cartonnirt **1 Thlr. 16 Ngr.**) bis zu jenem Datum auf den Punkt zu führen, daß sich durch die eingegangenen Bestellungslisten die Auflage als vergriffen herausstellte, so wäre damit der größere Theil der Summe gewonnen, um die das „Schillerhaus in Gohlis" erworben und als Nationaldenkmal für alle Zeiten erhalten werden könnte.

Die geehrten Buchhandlungen (denen für größere Bestellungen die üblichen Vortheile erwachsen), literarischen Vereine und Freunde des großen Dichters werden gebeten, sich ungesäumt und lebhaft für das Unternehmen zu betheiligen, und die verehrlichen Redactionen ersucht, diese Notiz ganz oder auszugsweise ihren Blättern einzuverleiben, damit der beabsichtigte Zweck vollständig und rechtzeitig erreicht werden möge.

Besonders wird den deutschen Frauen und Jungfrauen hier nicht eine einseitig städtische oder staatliche, sondern die allgemeine vaterländische Sache ihres Lieblingsdichters dringend ans Herz gelegt und zur Pflege bestens empfohlen. Wenn nur Eine Frau oder Jungfrau in jeder Stadt des weiten deutschen Vaterlandes es übernähme, in den ihr nahgelegenen Kreisen einige Unterschriften zu sammeln und einer Buchhandlung zur weitern Besorgung zu überlassen, so dürfte in kürzester Zeit die nöthige Zahl von Exemplaren gezeichnet und der fromme Wunsch der Nationalerwerbung des „Schillerhauses in Gohlis" damit erfüllt sein.

Literatur und Kunst.

Neue Romane.

Von dem bekannten „Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober" (Prag und Leipzig, Expedition des Album) liegen uns neuerdings einige Lieferungen vor, Band 17—21 des elften Jahrgangs umfassend, welche das Unternehmen, über dessen ästhetische und culturgeschichtliche Bedeutung diese Blätter sich bereits verschiedentlich geäußert haben, in unausgesetztem rüstigen Vorschreiten zeigt. Es war gewiß nichts Kleines, einerseits die bekanntesten und geachtetsten Namen der deutschen Romanliteratur an ein Unternehmen zu knüpfen, das seinen Ursprung und wol auch den hauptsächlichsten Markt seiner Verbreitung in Oestreich hat, sowie andererseits die östreichischen Romanschreiber selbst zu einer ästhetischen Höhe zu steigern, die es möglich machte, sie auch dem übrigen deutschen Publicum zu produciren. Beides ist dem Herausgeber des „Album" im Laufe der letzten Jahre in bemerkenswerthem Grade gelungen, für Beides verdient er den Dank des Publicums wie der Kritik und wenn der erstere sich vorzugsweise durch die wachsende Verbreitung des Unternehmens und die immer größere Theilnahme der Lesewelt ausspricht, so hat, glauben wir, auch die Kritik die Pflicht, ihre übliche Sprödigkeit einmal beiseite zu lassen und ihre Anerkennung voll und freudig auszusprechen — unbeschadet natürlich der Ausstellungen, die sie etwa gegen die einzelnen Bestandtheile des „Album" zu erheben hat. Vollkommene Romandichter sind so selten wie vollkommene Dichter überhaupt, ja vielleicht bietet in diesem Augenblick gerade der Roman Schwierigkeiten, die größer sind als in einer andern poetischen Gattung. Talente schaffen, die nicht vorhanden, kann kein „Album" und keine „Bibliothek"; erst wenn unser Leben selbst wieder einen höhern Schwung nehmen, wenn es sich von edlern Interessen erfüllt fühlen, zu größerer Klarheit und Einigkeit gelangen wird, werden sich auch unsern Poeten neue und glücklichere Bahnen eröffnen. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn man bis dahin, daß dieser große Wendepunkt dereinst eintreten wird, allen poetischen Federn das Schreiben verbieten könnte; da dies nun aber doch einmal nicht angeht, da der See sein Opfer, das Publicum seine Unterhaltungslectüre haben will, so wird schon Derjenige gerechten Anspruch auf unsere Anerkennung haben, der das Bedürfniß des Publicums mit Umsicht befriedigt und unter den thatsächlich vorhandenen Kräften eine verständige und wohlberechnete Auswahl trifft. Und dies, wie gesagt, thut das „Album" und zwar nicht ruckweise, nicht unter Lärmen und Trompeten, als beginne mit jedem neuen Roman, den es liefert, auch eine neue Epoche der Literatur, sondern in bescheidener Stille und unverdrossener ausharrender Thätigkeit, die denn auch gewiß endlich zum Ziele führen wird.

Wenden wir uns danach näher zu den jüngsterschienenen Bänden, so begegnen wir zuerst einem neuen „historischen Roman" von Isidor Proschko: „Ein deutsches Schneiderlein" (2 Bde.). Hr. Proschko gehört, wenn wir nicht irren, zu den östreichischen Mitarbeitern des „Album"; er hat mehr Fleiß und guten Willen als Talent, mehr Routine als eigentliche poetische

Begabung. Auch diese seine neueste Arbeit ist trotz des Zusatzes auf dem Titel weniger ein „historischer Roman“ als ein Genrebild auf historischem Hintergrund, eine Liebesgeschichte nach altem wohlbekannten Schnitt, die nur veränderungshalber in ein etwas entlegenes historisches Costüm gesteckt ist. Und selbst dies Costüm ist nicht immer mit der wünschenswerthen Genauigkeit und Treue innegehalten; namentlich in ihren Betrachtungen und Gesprächen, vorzüglich den Liebesgesprächen, sind die Figuren des Romans zuweilen außerordentlich modern, was denn, gegenüber der peinlichen Sorgfalt, mit der an andern Stellen wieder die Aeußerlichkeiten der Tracht ꝛc. geschildert werden, eine mehr seltsame als anziehende Buntscheckigkeit gibt. Der eigentliche Held des Romans, von dem er auch den Titel führt, ist der bekannte Derfflinger, der es vom wandernden Schneidergesellen zum brandenburgischen Generalissimus brachte: also derselbe Stoff, den, wenigstens theilweis, auch Wilibald Alexis in seinem neuesten Roman „Dorothe“ behandelt hat. Allein während Wilibald Alexis uns nur den alternden Derfflinger, gleichsam durch die Nebel des Hoflebens, verdüstert von politischen und sittlichen Irrthümern, erblicken läßt, führt der Verfasser des in Rede stehenden Romans ihn uns in dem Aufgang seines Glücks, in dem ganzen Zauber einer jugendlich frischen siegreichen Heldengestalt vor. Daß der intriguante, ehr- und geldgierige Derfflinger der „Dorothe“ der Geschichte besser entspricht, als die Heldenfigur des Proschko'schen Romans, daraus wollen wir dem Verfasser des letztern keinen Vorwurf weiter machen. Bedenklicher dagegen erscheint es uns, daß er mit all seinen glänzenden, fast prahlenden Farben nicht halb den Eindruck macht als das düstere Nachtstück, das Wilibald Alexis uns von dem berühmten Feldherrn liefert. Hr. Proschko hat eine ziemlich frische Erfindungsgabe, seine Charakteristik ist oberflächlich, aber nicht ohne Gewandtheit und auch seine sprachliche Darstellung ist im Ganzen genommen reiner und sorgfältiger, als wir sie sonst bei den östreichischen Romandichtern zu finden pflegen. Wenn er bei alledem doch nur halbe Erfolge erzielt, so scheint uns dies hauptsächlich daran zu liegen, daß die Muster, die er sich vorgesetzt hat, falsch sind. Der historische Roman des Hrn. Proschko geht noch in den Spuren der A. von Tromlitz, van der Velde, Blumenhagen ꝛc. Allein diese Gattung hat ihre Zeit längst gehabt, der historische Sinn unsers Volks ist einigermaßen schärfer, einigermaßen gebildeter geworden; man begnügt sich nicht mehr mit dem Theaterpomp, den Helmen aus Goldpapier, den falschen Bärten und Nasen, mit denen jene Autoren agirten: sondern was man jetzt vom historischen Roman verlangt, sind vor allem die Ideen, ist das innere, geistige Leben der Zeit, welche der Romandichter zu schildern sucht. In dieser Hinsicht ist der Proschko'sche Roman vollkommen leer und inhaltlos; darum kann er auch, trotz der unleugbaren Gewandtheit des Verfassers, nicht mehr als einen halben und flüchtigen Eindruck machen.

Ganz vortrefflich dagegen sind die „Erinnerungen einer Großmutter, Roman in zwei Bänden. Von Julie Burow“, die den 19. und 20. Band des laufenden Jahrgangs bilden. Man kennt die Vorzüge dieser Schriftstellerin: Einfachheit und Natürlichkeit der Erfindung, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Ausführung, große Klarheit der leitenden Ideen, dazu ein gewisser praktischer Zug, der es der Verfasserin trotz der echtweiblichen Gesinnung, die sie erfüllt, dennoch möglich macht, die unmittelbaren Interessen

des Tages in Religion, Politik ꝛc. in die Schöpfungen ihrer Phantasie hineinzuziehen. Diese Vorzüge zeigen sich denn auch wieder in diesem neuesten Product der fruchtbaren Verfasserin; es ist ein Seelengemälde von echtdeutscher Gemüthlichkeit, einfach und schlicht, aber fesselnd durch den Ton von Wahrheit und Natürlichkeit, der durch das Ganze hindurchgeht. Von vorzüglicher Wirkung ist namentlich die erste Hälfte des Buchs; das Kinderleben mit seinen träumerischen Geheimnissen, seinen kleinen Freuden und Leiden, seinen Hoffnungen und Erwartungen ist hier mit wahrhafter Meisterschaft geschildert. Auch die landschaftlichen Zeichnungen, die sich hier und da eingeschaltet finden, sind von großer Lebendigkeit und bekunden aufs neue die feste und sichere Hand der Verfasserin. Minder einverstanden sind wir mit der Art und Weise, wie die historischen Ereignisse der Napoleonischen Zeit in den Roman hineingezogen sind; für den idyllischen, fast sentimentalen Grundton des letztern erscheint uns dies Element fast zu pikant, dieser Gegensatz zu schroff. Das Ganze ist ein höchst liebenswürdiges Buch, das sowol der Verfasserin als dem „Album" zur Ehre gereicht und das voraussichtlich Beiden zahlreiche neue Freunde erwerben wird.

Ueber die neueste Veröffentlichung des „Album": „Schiller. Culturgeschichtlicher Roman in sechs Büchern. Von Johannes Scherr" (Bd. 1 und 2), müssen wir unser Urtheil noch zurückhalten, da dieselbe, auf vier Bände berechnet, noch nicht vollständig vorliegt. Ein gewisses Bedenken jedoch über die Wahl des Stoffs vermögen wir schon jetzt nicht zu verhehlen. Unsere Poeten, meinen wir, sollten sich nachgerade andere Stoffe suchen als wiederum das Leben der Poeten; Literatur auf Literatur *pfropfen* kann wol die Zahl der Bücher vermehren, aber die Literatur *selbst*, *deren* nährender Boden allein die Wirklichkeit ist, hat keinen Vortheil davon. Doppelt bedenklich aber scheint uns der Literaturroman, wo er sich an eine so populäre, so verehrte Gestalt wie diejenige unsers Schiller anlehnt. Gerade was auf den ersten Blick geeignet scheint, dem Dichter die Aufgabe zu erleichtern, gerade das erweist sich bei näherer Prüfung als die größte, ja wir nehmen keinen Anstand hinzuzusetzen, als eine unüberwindliche Schwierigkeit: die allgemeine Verehrung, deren Schiller bei uns genießt, die Begeisterung, mit der wir sein Andenken pflegen, die genaue Kenntniß seiner Werke, die unter uns verbreitet ist, der liebevolle Eifer, mit dem wir in die kleinsten Umstände seines Lebens einzudringen suchen. Dieser Eifer ist nothwendig auch eifersüchtig; indem wir Schiller's Leben, wie es uns durch die Geschichte überliefert ist, Schritt vor Schritt unserm Gedächtniß eingeprägt haben, können wir uns nicht entschließen, den Dichter, der natürlich mehr sein will und muß als ein bloßer Biograph, auf die Irrwege der Phantasie zu begleiten; indem uns jedes Wort theuer ist, das einst über Schiller's Lippe gegangen, indem wir mit Theilnahme jedem Gedanken nachforschen, der einst sein Hirn durchzittert, verweigern wir den erdichteten Worten und Gedanken, mit denen der Poet die Lücken der Geschichte umkleidet, den Glauben, ja wir fühlen uns zurückgestoßen und beleidigt durch eine Zuthat, die, wie unentbehrlich sie für den Bedarf des Romans sein mag, doch der Pietät, die wir dem Andenken unsers Dichters zollen, zu sehr widerspricht, um irgendein ästhetisches Behagen daran aufkommen zu lassen. Selbst Hermann Kurz in seinem bekannten Roman „Schiller's Heimatsjahre" hat diese Schwie-

rigkeit nicht ganz überwinden können, obwol er sich mit richtigem Takt denjenigen Abschnitt des Schiller'schen Lebens erwählte, über den die geschichtlichen Quellen am spärlichsten fließen und der daher der schaffenden Phantasie des Dichters noch am meisten Spielraum läßt. Hr. Scherr hat sich die Aufgabe anders und wie uns dünkt noch ungleich schwieriger gestellt. Soweit sich nämlich aus den vorliegenden beiden Bänden erkennen läßt, begnügt er sich nicht etwa, einen einzelnen Abschnitt, ein einzelnes besonders denkwürdiges Ereigniß aus Schiller's Leben poetisch zu illustriren, vielmehr scheint es seine Absicht, einen vollständigen poetischen Commentar zu liefern zu Schiller's gesammtem Leben von der Wiege bis zur Bahre — ungefähr in der Art, wie der bekannte Vielschreiber Hr. Klenke in Braunschweig deutsche Literaturgeschichte in Romane umsetzt. Freilich hat Hr. Scherr sich die Sache nicht ganz so leicht gemacht wie der Verfasser des „Lessing", des „Gleim" ꝛc.; sein Buch, soweit es vorliegt, zeugt von umfassenden historischen und culturhistorischen Studien, aus denen denn auch im Einzelnen manche recht interessante Episoden und Schilderungen hervorgegangen sind. Doch kann natürlich durch dergleichen gelungene Einzelheiten die Gattung als solche nicht besser werden als sie ist und so können auch wir, bei aller Anerkennung, die wir dem Fleiß und der Sorgfalt des Verfassers schuldig sind und so gern wir uns bescheiden, daß sich über ein poetisches Werk nicht wohl eher urtheilen läßt, als bis dasselbe vollendet vorliegt, doch schon jetzt die Besorgniß nicht zurückhalten, ob der Verfasser sein Talent und seinen Fleiß nicht doch zuletzt an einen Gegenstand verloren, der seiner Natur nach keiner befriedigenden Behandlung fähig. mmr.

Bei Georg Wigand in Leipzig erschien soeben: „English Poets. A selection from the works of the British poets from Chaucer to Tennyson with a German translation by O. L. H.....r." Auch unter dem Titel: „Englische Dichter. Eine Auswahl englischer Dichter in deutschen Uebersetzungen von O. L. H.....r." Chrestomathien und Uebersetzungen gehören für gewöhnlich nicht zu den Büchern, für welche die Spalten des „Deutschen Museum" Raum haben; wo indeß die Auswahl eine so verständige und geschmackvolle ist und wo zugleich der Uebersetzer soviel selbständiges poetisches Talent verräth, da geziemt es sich wol eine Ausnahme zu machen. Das Buch ladet uns gleichsam zu einer Wanderung durch den englischen Parnaß ein; von den Zeiten des alten Chaucer angefangen, des „Vaters der englischen Poesie", von dem uns erst kürzlich in diesen Blättern eine kundige Hand ein ebenso belehrendes als anziehendes Bild entwarf, bis hinunter auf die Gegenwart werden uns die interessantesten und bedeutendsten englischen Lyriker in charakteristischen Proben vorgeführt. Und zwar in doppelter Gestalt: erstlich im Original und zweitens, diesem gegenüberstehend, in deutschen Uebertragungen, die wir, sowol was die Treue als namentlich auch was die Gewandtheit und den leichten, melodischen Fluß der Sprache betrifft, dem Besten beizählen müssen, was unsere Literatur auf diesem Gebiete überhaupt aufzuweisen hat. Nur mit der Reinheit der Reime könnte der Uebersetzer es stellenweise strenger genommen haben, wennschon wir ihm zugeben, daß dieselbe gerade bei Uebertragungen aus fremden Sprachen sehr schwer auf-

rechtzuerhalten ist und daß, wo der unreine Reim den Gedanken des Originals treuer und schlagender wiedergibt als der reine, der letztere mit Recht vor dem erstern zurücktreten muß. Das Buch, das überdies höchst zierlich ausgestattet ist, ein wahres Toilettengeschenk, empfiehlt sich ebenso sehr dem Kenner und Freunde der englischen Literatur als dem Freunde der Poesie überhaupt; während sich Jenem eine Galerie des Interessantesten und Gelungensten eröffnet, was die englische Lyrik überhaupt bietet, findet Dieser eine Fülle poetischer Anregungen, tiefsinniger Gedanken und glänzender und anmuthiger Bilder. Aber noch ein anderes Interesse knüpft sich an das Buch, ein allgemein menschliches neben dem literarhistorischen und dem poetischen: nämlich um des Mannes willen, der damit nach einer Reihe qualvollster Jahre, aus stummer einsamer Kerkerhaft der Welt zuerst wieder ein Zeichen seines Daseins, ja noch mehr: seines ungebrochenen frischen Muthes und der innern Harmonie gibt, zu der er sich unter den feindseligsten Schicksalen herangearbeitet hat. Der Urheber des Buchs ist nämlich Niemand anders als der bekannte dresdener „Mairebell" O. L. Heubner, der die politischen Irrthümer, zu denen er sich im Jahre 1849 hinreißen ließ, seitdem in der einsamen Zelle des Zuchthauses zu Waldheim büßt und zwar als ein auf Lebenszeit Verurtheilter. Selbst zur Zeit seiner Verurtheilung, in den Tagen der gewaltigsten politischen Aufregung und sogar auf Seiten seiner Gegner wurde der in seinem Ursprung edle und hochherzige Idealismus anerkannt, der den begabten Mann mit sich fortgerissen hatte, weit über die Ziele hinaus, die er selbst sich gesteckt. Es ist ebenso erfreulich wie rührend zu sehen, wie dieser Idealismus selbst durch das langjährige qualvolle Gefängniß nicht hat gebrochen werden können; im Gegentheil, er ist nur reiner, nur inniger geworden; von den Täuschungen des Augenblicks befreit, gereinigt von den Schlacken der Parteileidenschaft, flüchtet er sich noch einmal in das ewig heitere Gebiet der Kunst und pocht mit dem Mahnruf des Schönen und Großen an die verschlossenen Herzen. Werden sie ihm für immer verschlossen sein? Wird ein Fürst, der selbst einen hervorragenden Platz einnimmt unter unsern Dichtern und Gelehrten, ja speciell unter den deutschen Uebersetzern, kein Lächeln der Gnade haben für den Unglücklichen, der für eine schwere Verschuldung bereits so schwer gebüßt hat? Durch den Umstand, daß man dem Gefangenen gestattet hat, durch Herausgabe dieses Werks wenigstens geistig seine Kerkermauern zu überschreiten, scheint uns die Frage bereits entschieden: den politischen Gegner konnte man zu Boden schmettern, den Uebertreter der Gesetze die ganze Schwere derselben empfinden lassen — aber dem Zögling der Muse, dem man selbst zwischen den Kerkermauern den Besuch seiner Göttin nicht verwehrt hat, dem Dichter, dem man vergönnt hat, sich als solchen vor seinem Volk zu zeigen und dadurch die trüben Bilder seiner politischen Vergangenheit zu verschleiern — diesem, o ganz gewiß diesem kann und wird das Auge der königlichen Gnade nicht lange mehr verschlossen bleiben! R. P.

Correspondenz.

Aus Konstantinopel.

September 1856.

F. O. Mein letzter Brief hatte Sie einen Blick in das gesellschaftliche Leben Konstantinopels thun lassen; ich lade Sie heute zu einem großen Staatsact ein, dem größten vielmehr im türkischen Reich, dessen erste Scene, der Kleine Beiram allerdings schon vor längerer Zeit, dessen zweiter aber, der Kurban-Beiram, erst vor wenigen Wochen spielte. So recht im Gegensatz zu den ewig feiernden Griechen haben die Türken nur diese beiden Feste. Jenes schließt die Fasten des Ramasan, und wird deshalb, obwol ohne weitere Analogie, dem christlichen Osterfest verglichen; dieses fällt in den letzten Monat des Jahrs, den Wallfahrtsmonat und ist ein großes Opferfest (Curban, das Opfer), das jeden Rechtgläubigen nach Vermögen und Frömmigkeit zu einem Lammopfer verpflichtet, wie ein allgemeines für alle Muselmanen an diesem Tage von den Pilgern in Mekka vollzogen wird.

Beide Feste haben im Ganzen denselben Anstrich. Die Kanonen der Batterien und Wachtschiffe des Hafens und Bosporus leiten es ein und erinnern auch sonst während der ganzen Dauer zu den verschiedenen Stunden des Gebets daran. Sie und Alles, was noch die Halbmondsflagge auf den Meeren führt, sind mit bunten Wimpelreihen überdeckt; von allen Localbooten ertönt Musik, dichtere Züge von Kaiks und Carrossen ziehen den süßen Wässern von Asien und Europa zu; überall auf den Straßen sieht man Begrüßungen und Beglückwünschungen, Umarmung und Bruderkuß. Zu dem Kurban-Beiram gehören dann noch die zahllosen Schafheerden, welche in dieser Zeit alle Straßen und Plätze anfüllen und von denen Jedermann sich in echt patriarchalischer Weise eins in das Haus schleppt. Aber dem Staatsact, der sich unter gleichem Ceremoniel und in gleicher Bedeutung beiden Festen anschließt, gibt die Priorität vor dem kleinern eine größere Weihe, auch wenn nicht, wie in diesem Jahre, noch andere Umstände ihn glänzender machen, wo die damit verbundene Musterung der aus der Krim zurückgekehrten Truppen und die Zusammensetzung des zuschauenden Publicums meist aus den fremden Militärs ihm gewissermaßen einen historischen Charakter verlieh.*)

Noch in der Nacht begibt sich der Sultan in das mit Pechpfannen und Fackeln beleuchtete Serail, das seit den Schreckenstagen der Thronbesteigung Sultan Mahmud's verlassen dasteht. Vater und Sohn haben es nachher nur für diese Beiramceremonie betreten. Seine düstern Mauern, die weiten Höfe mit den unregelmäßig durcheinandergepflanzten Platanen und Cypressen, welche eine Umwandelung im modernen Sinne sehr erschweren würden, vor allem die Beschaffenheit der innersten Residenz, eines Convoluts durchein-

*) Es ist der Fußkuß, ein Act der Huldigung, welcher an diesem Tage dem Sultan von allen Würdenträgern der Hauptstadt dargebracht wird, eigentlich jedoch, worauf schon die Wiederholung hinweist, weniger eine politische als eine religiöse Bedeutung hat, und nicht sowol dem Staatsoberhaupt gilt als dem obersten Geistlichen, dem Khalifen, als Nachfolger des Propheten.

andergebauter Kioske, will nicht mehr in die neue Zeit und kaiserliche Hofhaltung hineinpassen. Es ist der Geschmack der alten Mongolenkhane; zu den Beschreibungen, welche uns Marco Polo, Tavernier und Andere von deren Palästen aufbehalten haben, kann das kaiserliche Serail bis ins Einzelne hinein den praktischen Commentar liefern. Von hier also geht der festliche Zug aus. Mit dem ersten Strahl der Sonne, deren Hinaufsteigen hinter den Bergen Asiens die Kanonen des Bosporus verkünden, bewegt er sich aus dem Portal des dritten und innersten Hofes, den selbst der Krieg den Franken nicht hat erschließen können. Es ist ein wunderbares Schauspiel alter Sultanherrlichkeit in modernem Costüm, was sich nun den Augen darbietet, und dennoch das Ganze, um des religiösen Charakters willen, so feierlich und erhaben wie kein ähnlicher Aufzug an den größten unserer Höfe. Acht mit Gold und Diamanten überdeckte Reitpferde von außerordentlicher Schönheit eröffnen den Zug; ihnen folgt paarweise geordnet eine unabsehbare Reihe von Paschas, sämmtlich zu Pferde, die niedern voran, die vornehmern zuletzt, in gleicher Uniform, blauen mit Stickerei etwas überladenen Waffenröcken; sodann eine Abtheilung berittener rothgekleideter Garden; ihnen zunächst die hochgestelltesten Beamten der Anciennität nach und die gewesenen und der gegenwärtige Großvezier; nun allein der Scheikh-ul-islam, eins der schönen, bärtigen Greisengesichter, denen man in der Türkei so häufig begegnet, mit langherabwallendem, weißem Talar und grünem Turban, dem Zeichen seiner Abkunft vom Propheten. Er ist dem Sultan an Rang der Nächste, dessen Ankunft jetzt durch lauten Zuruf seiner Pagen angekündigt wird, daß Allah ewigen Ruhm dem allgewaltigen Padischah, dem Herrscher aller Herrscher verleihen möge. Unter dem Portal jedes der drei Höfe beim Auszug sowol wie beim Einzug wird dieser Ruf wiederholt. Die Erscheinung der Pagen, welche ein besonders prächtiges Costüm tragen, mit hohen mit großen Reiherfedern geschmückten Baretts, alterthümlichen Hellebarden und Wedeln von Pfauenfedern in den Händen ist im Stande, uns einen Augenblick in die Zeiten des alten orientalischen Glanzes zurückzuversetzen. Sie sind zu Fuß; aus ihrer Mitte ragt auf prächtigem Pferde der Sultan hervor. Die Einfachheit seiner Tracht zeichnet ihn vor den Uebrigen aus; nur die kostbaren Federn an seinem Fez, die diamantene Agraffe an dem dunkelblauen Mantel, die goldenen Steigbügel kennzeichnen den Kaiser. Er sitzt gebückt wie ein alter Mann und die Haltung ist wenig kaiserlich; aber das bleiche vom dunklen Bart beschattete Gesicht mit dem tiefen, schönen Auge hat den Ausdruck unbeschreiblicher Milde und erhält durch den Zug der Schwermuth und Trauer, der stets auf ihm liegt, etwas ungewöhnlich Anziehendes. Ernst und unverwandt blickt er über die Menge hin, die ihn schweigend, aber nicht devot verehrt. Weder grüßt der Sultan jemals anders als schweigend durch einen Blick, noch huldigt die Menge anders als durch stummes Anschauen; der Begriff von der Majestät des Herrschers und der Nimbus, der ihn umgibt, verbietet jede Annäherung, und die alttürkische Partei hat es ihm sehr verdacht, daß er in neuester Zeit zuweilen und selbst zu Gunsten der Franken von dieser Etikette abgewichen, am meisten, daß er sich soweit vergessen konnte, seine Gesandten in ihrem eigenen Hause zu besuchen. Wieder aber läßt auch der Stolz und das Selbstgefühl, das jedem, auch dem niedrigsten Türken

eigen ist, eine sklavische Verehrung von Seiten des Volks nicht zu. Nur das Militär, das bis zur Moschee Spalier bildet, grüßt mit einem türkischen Hurrah und präsentirt vom Erscheinen der Paradepferde an bis zum Verschwinden des Letzten aus der Escorte, welche hinter dem Sultan den Schluß des Zuges bildet. Die dazwischen aufpostirten Musikchöre stimmen das sogenannte Sewastopollied an, welches man überall jetzt auf den Straßen und vom Meere her singen und spielen hört, zum Verdruß der russenfreundlichen Griechen, und dessen Text als Probe eines freilich etwas barbarischen türkischen Volksliedes ich Ihnen gelegentlich wol einmal mittheile. So geht der Zug durch alle Höfe hindurch an der Aja-Sophia vorbei über den Hippodrom nach der von außen so prächtigen, von innen so einfachen, ja nüchternen Achmedjeh, die nun einmal, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vor der stolzen Aja und der wunderbaren Solimanjeh Hofmoschee geworden ist. Hier liegt dem Sultan in seiner Eigenschaft als Khalifen die Pflicht ob, selbst das Gebet zu halten, und am Kurban-Beiram beim Hinaustritt wenigstens symbolisch auch das Opfer zu vollziehen.

Dieser Vorbeiritt war an dem Kleinen Beiram zugleich auch die Revue. Die Truppen hatten zum ersten male die Medaillen angelegt; viele waren mit mehren geziert, besonders kenntlich die Vertheidiger von Silistria. Ueber die Paradefähigkeit dieser Krieger würde ein preußischer Unteroffizier allerdings wol in Entsetzen gerathen: doch würde er selbst an den französischen Truppen Vieles auszusetzen haben, bei denen neben dem Soldaten immer noch der Bürger hervorsieht und bei denen doch wahrlich die Ungenirtheit und das Zurücktreten der Dressur der Bravour keinen Eintrag gethan hat. Daß diese aber auch dem türkischen Militär nicht abgeht, würde man auch ohne solche Ehrenzeichen und die durch sie bezeugte Vergangenheit aus den entschlossenen, ausdrucksvollen, durchweg charakteristischen Physiognomieen lesen können. Uebrigens ist auch ihre äußere Erscheinung an dem Beiram eine ungewöhnlich festliche. Während sie an den gewöhnlichen Freitagen, wenn sie den Sultan zur Moschee begleiten, oft, besonders im Winter, in dem wunderlichsten Aufzuge erscheinen, jener ohne, dieser mit einem Mantel, die einen bestiefelt, die andern beschuht, viele mit bloßem Wehrgehenk ohne den Säbel, von der willkürlichen Art, mit der ein jeder seinen Anzug trägt, gar nicht zu reden, so hat man an diesem Tage nach türkischen Begriffen das Möglichste zu würdiger Repräsentation gethan. Nur die Söhne Afrikas, die Tuneser in ihren hohen czakotartigen Fez und den weiten rothen Pantalons nehmen sich etwas wild aus. Und doch fehlte die abenteuerlichste Gattung der Baschi-Bojuks, von denen noch kürzlich zahlreiche Scharen die Stadt passirten, und die in ihrer bunten, phantastischen Tracht mit den langen Büchsen oder Rohrlanzen, den krummen Säbeln, der kleinen Handpauke und dem Allahgeschrei ein Stückchen Wüstenleben in die Straßen zauberten.

Doch kehren wir zu unserm Festzug zurück, der nach vollbrachtem Gebet sich in der beschriebenen Weise nach dem Serail zurückbewegt, wo unter dem Portal des innersten Hofes mittlerweile die Zurüstungen zur Ceremonie des Fußkusses getroffen sind. Nur Alles was Uniform trug und der Scheikh-ul-islam hatten den Zug mitgemacht. Die übrigen Behörden, nämlich das Corps der Ulemas, welches die höhere richterliche und geistliche Beamtenwelt, die Kadis, Muftis und Imams in sich faßt, haben sich in der Zwi-

schenzeit versammelt; auch das schaulustige Publicum ist gewachsen, obwol seine Menge, von der die Frauen freilich ausgeschlossen sind, der Bevölkerung der Riesenstadt in keiner Weise entspricht. Ja an dem Kleinen Beiram war die Zahl der zusehenden Türken so auffallend gering, daß dieser Umstand nur durch die Annahme einer schweigenden Opposition gegen die Schar der fränkischen Fremdlinge erklärt werden konnte: eine Erklärung, welche in der stärkern Betheiligung an dem zweiten Feste nach dem Verschwinden der Gäste seine Bestätigung findet. Unterdessen ist der Sultan in den letzten Hof wieder eingezogen. Ein Thronsessel von beiläufig ziemlich unscheinbarem Aussehen wird unter die Halle getragen, welche, pagodenartig ausgeschweift, mit persischer Malerei im alttürkischen Geschmack verziert, dem Portal vorgebaut ist. Die Soldaten formiren ein weites, geöffnetes Quarré, in welchem die Großen des Reichs in langen Reihen aufgestellt des Kaisers harren, der von seinen Pagen begleitet unter dem üblichen Zuruf jetzt wieder erscheint und auf dem Thron Platz nimmt. Der Kislar- und Tschannador-Aja, die zwei Obersten der Schwarzen, Minister des Hauses nach neuer Terminologie, stehen hinter ihm, wie zwei Hüter der alten Zeit, mit der sie in ihrem französischen, goldgestickten Frack, welcher ihnen allerdings sonderbar genug steht, doch selbst schon gebrochen haben. Sie und die Umgebung, — der Divanssaal rechts, in dem sonst die Gesandten empfangen zu werden pflegten, der hohe Thurm in der Mitte, der den Brüdern der Sultane zum Gefängniß diente, dieser und jener Kiosk, an denen blutige Erinnerungen haften, mahnen daran, daß, was man leicht vergessen könnte, all das moderne Wesen vor uns doch erst sehr jungen Datums ist.

Und nun beginnt die Ceremonie, von ernster Musik begleitet. Zuerst naht der Scheikh-ul-islam. Aber der Sultan, der sich gleich anfangs erhoben hat, läßt den Greis nicht zum Fußkuß kommen; er hebt ihn zu sich auf und küßt ihm die Stirn, wie der Derwisch-Scheikh seine Brüder, wenn sie nach beendetem Tanze den letzten feierlichen Umgang halten. Er ist der Einzige, der solcher Auszeichnung genießt; die Großveziere, Minister und höchsten Würdenträger empfängt der Sultan zwar noch stehend, aber sie küssen den Saum seines Mantels. Dann folgt die Schar der übrigen uniformirten Beamten; ihnen wird nur eine Schärpe zum Kusse gereicht, die ein Hofbeamter zur Linken des Kaisers, der sich jetzt niedergelassen hat, ihnen hinhält. Erst wenn nach ihnen die Reihe an die Ulemas kommt, erhebt der Kaiser sich von neuem und nimmt von allen diesen stehend die Huldigung entgegen. Je nach den Farben ihrer Talare treten sie heran, welche — grün, violett, dunkel- und hellblau — Rang und Würde bestimmen. Es ist ein merklicher Unterschied zwischen ihrer und der Pascha Art, sich dieser Ceremonie zu unterziehen. Von jenen scheint mit der Uniform auch oft ein gut Theil der Grandezza gewichen zu sein, die alle echten Türken kennzeichnet; sie zeigen sich theilweise etwas sehr devot, oder machen nicht selten wol auch die Sache gedankenlos ab. Diese dagegen treten wie Könige auf, so voll Hoheit und Selbstgefühl, oder wie Priester, so voll Ernst und Würde, und sichtlich erfüllt von der Bedeutung der Feier, aber dabei natürlich und ungezwungen, bezeigen sie dem Herrscher ihre Verehrung. — Damit hat die Feier ein Ende; ohne besondere Schlußformalitäten zieht sich der Sultan zurück und gleich darauf verkünden die gewöhnlichen Salven seine Abfahrt.

Notizen.

Die Reihe berühmter Namen, welche die Universität Berlin noch bis vor kurzem zur ersten Deutschlands machte, die aber leider im Laufe der Jahre nur sehr unvollständig ergänzt worden ist, lichtet sich immer mehr: am 2. October starb im Bade zu Eger, wo er sich einer Cur halber seit einiger Zeit aufgehalten, der Geheime Oberbergrath Professor Christian Samuel Weiß, einer der berühmtesten Mineralogen unsers Jahrhunderts, ja was den mathematischen Theil der Mineralogie anbetrifft, geradezu als der Schöpfer dieser Wissenschaft zu betrachten. 1780 zu Leipzig geboren, bildete Weiß sich zuerst auf den gelehrten Schulen und der Universität seiner Vaterstadt, machte zu Berlin einen mehrjährigen praktischen Cursus der Chemie unter Klaproth durch und besuchte dann noch die Bergakademie zu Freiberg, wo Werner damals, zu dessen vorzüglichsten Schülern er gehörte, eben auf dem Gipfel seines Ruhmes stand. Ostern 1803 nach Leipzig zurückgekehrt, wurde er daselbst Privatdocent, und einige Jahre später, nachdem er seit 1805 größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz gemacht hatte, ordentlicher Professor der Physik. Doch folgte er schon 1810 einem Rufe als Professor der Mineralogie an die neuerrichtete Universität zu Berlin, zu deren ältesten Lehrern er somit gehörte. Seine schriftstellerische Wirksamkeit beschränkte sich hauptsächlich auf eine Reihe von Abhandlungen in den Schriften der Akademie und der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin. Desto zahlreicher sind die Schüler, die er herangebildet und die in ihm nicht nur den gründlichen und sorgfältigen Lehrer, sondern in vielen Fällen auch den väterlichen Freund und Rathgeber verehrten. — Auch die Universität Breslau sieht sich von einem neuen Verlust betroffen durch den Tod des Professors Franz Karl Movers. Derselbe war 1806 zu Koesfeld in Westfalen von katholischen Aeltern geboren. Auf dem Gymnasium zu Essen vorgebildet, widmete er sich seit 1825 zu Münster dem Studium der orientalischen Sprachen und der Theologie. 1829 zum Presbyter geweiht, war er eine Reihe von Jahren als Geistlicher thätig, zuletzt 1833—39 als Pfarrer zu Berkum bei Godesberg. Die Muße, welche ihm die Amtsgeschäfte übrigließen, zu schriftstellerischen Arbeiten besonders auf dem Felde der Kritik und der Apologetik benutzend, erwarb er sich durch eine Reihe gelehrter Untersuchungen, unter denen besonders diejenigen über die alttestamentliche Chronik (1834) sowie über den Jeremias (1837) hervorzuheben sind, die lebhafteste Anerkennung, auch unter den protestantischen Gelehrten. Infolge dessen 1839 als Professor der alttestamentlichen Theologie in die katholische Facultät zu Breslau berufen, widmete er sich von da ab hauptsächlich der Erforschung des phönizischen Alterthums; sein Hauptwerk auf diesem Gebiete „Die Phönizier" (3 Bde., 1840—50), erwarb sich classisches Ansehen und begründete eine neue Aera für die Kenntniß jenes in die Geschichte der Alten Welt so tief eingreifenden und dabei im Ganzen so unbekannten Volkes. Eine Uebersicht seiner Forschungen hat er selbst in dem Artikel „Phönizien" in Ersch und Gruber's „Encyklopädie", Section 3, Band 24, geliefert.

Interessante neue Bücher, theils bereits erschienen, theils nahe bevorstehend, sind: ein neuer dreibändiger Roman von Gerstäcker „Die beiden Sträflinge" (Leipzig, Costenobel); „Album einer deutschen Fürstin. Von Claire von Glümer" (Leipzig, O. Wigand); „Seltsame Geschichten. Erzählt von Heinrich Koenig" (Frankfurt a. M., Meidinger Sohn und Comp.); „Zwei Generationen. Roman von Luise Otto" (3 Bde., Leipzig, Hübner); „Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch von Adolf R. von Tschabuschnigg" (Berlin, Schindler). Auf dem Felde der Geschichte ist ein neues Werk von Friedrich Förster: „Sechs Jahre preußischer Geschichte, 1806—12" (3 Bde., Berlin, Hempel), auf dem der Literatur- und Culturgeschichte eine kleine, aber inhaltsvolle Abhandlung über „Voltaire und Rousseau, in ihrer socialen Bedeutung dargestellt von Jürgen Bona Meyer" (Berlin, Reimer) von Interesse.

Laube's „Essex", der allmälig die Runde über sämmtliche deutsche Bühnen macht, ist nun auch in Berlin und Weimar gegeben worden: am letztern Orte, wie die dortigen Zeitungen versichern, mit großem Erfolg, während der Beifall in Berlin nur ein getheilter zu sein scheint, namentlich was den Schluß des Stücks betrifft. Auch Brachvogel's „Narciß" hat in Dresden nur eine laue Aufnahme gefunden, wie dies Stück denn überhaupt nirgends so anzusprechen scheint als in Berlin, für das es durch die ätzende Lauge seines etwas barocken Humors allerdings ganz geeignet ist. In München ist ein neues Stück von M. E. Schleich, dem Verfasser von „Bürger und Junker" ꝛc. „Die Baiern in Italien", gegeben worden; dasselbe soll schwächer sein als die frühern Arbeiten des talentvollen Verfassers, ist aber doch infolge seines etwas stark aufgetragenen Localpatriotismus in München mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Dagegen soll „Die letzte Hexe" von demselben Verfasser in Frankfurt a. M. Fiasco gemacht haben.

Die berliner Journalistik hat sich um nicht weniger als drei neue Organe vermehrt, darunter zwei sogenannte „Sonntagszeitungen" und ein Modeblatt. Das letztere, von der bekannten Gerson'schen Modehandlung ins Leben gerufen, ist ursprünglich wol mehr ein kaufmännisches als ein literarisches Unternehmen; doch zeigt auch der literarische Theil, unter Redaction von J. L. Klein (nicht von Anton Gubitz, wie wir früher irrthümlich meldeten) recht tüchtige Namen, wie Levin Schücking, F. Bodenstedt ꝛc. Von den beiden Sonntagszeitungen wird die eine: „Ernst Heiter", mit einer Beilage „Der Tartar, Zeitung für Freunde der Wahrheit", von Adolf Glaßbrenner, die andere „Berliner illustrirte Monatszeitung", von Hans Wachenhusen, mit Illustrationen von Herbert Koenig herausgegeben; die letztere tritt an die Stelle der bisherigen „Feuerspritze".

Bekanntlich hat sich zu Halle ein Händel-Verein gebildet, dessen Absicht dahin geht, die für das Jahr 1859 bevorstehende 100jährige Wiederkehr des Todesjahres des großen Meisters durch Errichtung seines Standbildes in Halle, seiner Vaterstadt, zu verherrlichen. Wiewol die Ausführung des Plans leider noch ziemlich im Weiten zu sein scheint, so hat doch einer der begabtesten und geistvollsten unter den jüngern berliner Bildhauern bereits

einen Entwurf zu der beabsichtigten Statue gefertigt, der die Aufmerksamkeit der dortigen Kunstfreunde in hohem Grade in Anspruch nimmt. Der Künstler hat seinen Gegenstand darin in ähnlicher Weise behandelt wie Rietschel in seiner berühmten Lessing-Statue: der Schöpfer des Messias ist in der Tracht seiner Zeit dargestellt, im gestickten Kleid, den Degen an der Seite, mit stattlich wallender Perücke, ohne das lästige Beiwerk eines Mantels, dessen akademischer Faltenwurf nur allzu oft die Geistesarmuth des Künstlers verdecken muß. Die Figur lehnt sich an einen Säulenschaft, der mit verschiedenen Emblemen, auf Händel's bekannteste Compositionen bezüglich, verziert ist; Haltung wie Gesichtsausdruck sind außerordentlich lebendig und auch das Détail ist, soweit dies bei dem kleinen Maßstab des Entwurfs möglich, mit großer Sorgfalt ausgeführt. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Künstler sich entschließen möchte, das Modell schon jetzt in Gypsabguß im Publicum verbreiten zu lassen; die Theilnahme für das projectirte Denkmal würde dadurch, wenn wir nicht irren, wesentlich belebt und somit die Ausführung selbst erleichtert und beschleunigt werden. Im Uebrigen soll dieses Standbild keineswegs das einzige Denkmal sein, mit welchem man das bevorstehende Jubiläum zu feiern beabsichtigt, vielmehr gedenkt man damit eine Ausgabe der Händel'schen Werke zu verbinden, an der es bisher in Deutschland noch fehlte und auch die große englische Ausgabe in 36 Foliobänden genügt der strengern Kritik ebenso wenig wie die neue, die seit einigen Jahren von einer Gesellschaft londoner Musikfreunde veranstaltet wird. Zur Besorgung der deutschen Ausgabe haben sich die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig, ferner Professor Dehn und Chrysander in Berlin, Hauptmann in Leipzig und Gervinus in Heidelberg vereinigt; ein von ihnen verbreiteter Aufruf fodert alle Freunde classischer Tonkunst, darunter namentlich die zahlreichen Gesangvereine Deutschlands auf, das Zustandekommen des Unternehmens durch lebhafte Betheiligung zu sichern und dadurch den Beweis zu liefern, daß das Andenken des großen Componisten, den die Engländer so gern als den ihren betrachten, auch unter seinen deutschen Landsleuten noch nicht erstorben ist.

Das vor einiger Zeit von uns erwähnte neue Drama von E. Brachvogel, dem Verfasser des „Narziß", heißt „Eppelin von Gailingen"; die Königliche Bühne zu Berlin soll bereits mit Einstudirung desselben beschäftigt sein. Auch eine Tragödie „Nero" von einem bis dahin unbekannten Dichter Hrn. Girndt soll im Lauf des Winters ebendaselbst zur Aufführung kommen. Wilhelm Jordan, der Verfasser der „Liebesleugner", hat ein neues Drama „Graf Dronte" geschrieben und auch von Gutzkow wurde ein neues Stück „Myrte und Lorber" versendet. Dasselbe behandelt die Entstehungsgeschichte des Corneille'schen „Cid" und die Streitigkeiten, welche der Dichter darüber mit dem Cardinal Richelieu zu bestehen hatte: also ein einigermaßen ähnlicher Stoff wie in dem beliebten „Urbild des Tartüffe". Dagegen soll Friedrich Halm seine neue vom wiener Burgtheater bereits zur Aufführung angenommene Tragödie „Elektra" wieder zurückgezogen haben, angeblich aus Verdruß über die geringen Sympathien, welche der Dichter in dem berüchtigten Bacherl'schen Streite bei der deutschen Presse gefunden zu haben meint.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Thackeray u. a., sondern auch solcher, die in Deutschland mehr oder weniger unbekannt sind, wie *Hazlitt, Hood, Keats* u. a., in einer Ausführlichkeit giebt, wie solche in keinem der bereits erschienenen ähnlichen Büchern wiedergefunden wird." *Voss. Zeit. 17. Juni 1853.*

„Die höchst gehaltvolle Einleitung muss jeden Kenner erfreuen. Höheren Schulklassen wird sich nicht wohl eine belehrendere Uebersicht der neuesten englischen Literatur darbieten und empfehlen lassen."

Staats- u. Gelehrten-Zeitung d. Hamburg. unpartheiischen Correspondenten. 15. Juli 1853.

„Das Handbuch erfreut sich bereits seit einer langen Reihe von Jahren einer wohlverdienten Verbreitung und Anerkennung im Publikum. Durch den vierten Band, der die Dichter, Redner und Romanschreiber der letzten 10 bis 20 Jahre enthält, wird diese Anerkennung nur noch gefördert werden."

Die „Grenzboten" vom 24. Juni 1853.

„Herr Dr. *Asher* hat sich offenbar bemüht, durch den in dem vorliegenden Bande gegebenen Stoff die vorangehenden Theile dieses anerkannt vortrefflichen Literaturwerkes zu ergänzen und doch auch, soweit dies möglich war, seinem Buche den Charakter eines selbstständigen Ganzen zu geben."

Atlantis, herausgegeben von Dr. K. Elze. Bd. 1. No. 14. 1853.

„Die Grundsätze der Letzteren (den ursprünglichen Gründern dieser Sammlung) sind in diesem vierten Bande streng befolgt, und die getroffene Auswahl zeugt durchweg von gutem Geschmacke und pädagogischem Takte; die beigefügten Einleitungen enthalten zugleich manches Neue und viele interessante Notizen, und das Buch verdient aus allen diesen Gründen Empfehlung."

Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. 12. Bd.

„Die Auszüge sind mit Kenntniss und Geschmack gewählt und die Biographien sind mit einem Fleiss und einer Ausführlichkeit geschrieben, für welche die Leser alle Ursache haben, dem Verfasser dankbar zu sein." *Lit. Centralblatt. 19. August 1854.*

„These (the living authors), like the subjects in previous volumes of the collection, are shown in extracts, preceded by biographical and critical notices, sufficiently brief, but fairly and carefully compiled; and forming, with the prepatory sketch of the literary features of the period, the real marrow of the publication ... with advanced pupils, the compilation would serve as a superior kind of class-book."

The Athenaeum, London, March 25th 1854.

Um nun dieses nützliche Werk auch grösseren Kreisen zugänglich zu machen, hat die Verlagshandlung sich entschlossen für Lehranstalten den Preis sämmtlicher 4 Bände auf 2 Thlr. herabzusetzen, so dass unser Handbuch von nun an sowohl das vollständigste als auch das wohlfeilste in ganz Deutschland sein wird.

Druck von *Eduard Krause* in Berlin.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 44.** 30. October 1856.

Die Naturforscherversammlung zu Wien.

Das Leben eines jeden Menschen ist ein Mosaik von Täuschungen. Ist auch der Lebensweg nicht immer, wie der alte spanische Mönch Graziano behauptete, mit unerfüllt gebliebenen guten Vorsätzen gepflastert, so ist er doch nur zu häufig mit getäuschten Erwartungen bald verunstaltet, bald geschmückt. Auch die wandernde Akademie der deutschen Naturforscher und Aerzte hat dies in den letzten Jahren erfahren; an jedem Versammlungsorte gestaltete sich der Eindruck anders, als man ihn anfänglich erwartete.

Als wir 1853 in Tübingen einwanderten, glaubte die Mehrzahl ihre Wünsche und Hoffnungen auf das geringste Maß reduciren zu müssen, um in der kleinen, fast verschollenen süddeutschen Universitätsstadt nicht wiederholten Täuschungen zu erliegen — und gerade Das führten sie herbei, was vermieden werden sollte! Denn sowol in Bezug auf ihre Sammlungen erwies sich die würtembergische Universität den berühmtesten und gefeiertsten übrigen deutschen Musensitzen vollständig ebenbürtig, als auf der andern Seite der warme, herzliche Empfang, der von allen Schichten der Bevölkerung uns wurde, jede Erwartung weit überstieg, während endlich die Fülle der wissenschaftlichen Arbeiten am Schlusse der Festtage den befriedigendsten Rückblick gewährte.

Als wir vor zwei Jahren zur 31. Jahressitzung auf der (damals neuen) Eisenbahn von Hannover nach Göttingen fuhren, hörten wir von

vielen Seiten große Erwartungen aussprechen, mit welchen man den Tagen gemeinsamer Arbeit und Feier zueilte. Die Freude wurde jedoch im Eisenbahnwagen bereits gedämpft, als ein welterfahrener, des göttinger Bodens kundiger alter Herr aus Hannover mit seinem Lächeln bemerkte, erst vor einer Woche habe er die wehmüthige Klage gehört: „Mein Himmel, ich hätte nicht geglaubt, daß diese Calamität so nahe sei.“ Der Erfolg bewies, wie richtig eine solche Auffassung war. Während man in andern Versammlungsorten den Fremden zur Einrichtung in der fremden Stadt und zur bestmöglichen Verwendung seiner Zeit behülflich war, schien man in Göttingen die umgekehrte Tendenz zeigen zu wollen und that dies nicht ohne eine gewisse Virtuosität. In zwei verschiedenen und ziemlich voneinander entfernten Localen beliebte man die Anmeldung zur Wohnung und die Einzeichnung als Mitglied der Versammlung entgegenzunehmen; man gab dem Fremden keinen Fingerzeig, um sich in der ihm unbekannten Stadt zurechtzufinden, nicht einmal die Adressen der wissenschaftlichen Sammlungen wurden ihm mitgetheilt, und so geschah es, daß z. B. Schreiber dieser Zeilen bei nicht weniger als 14 Personen sich nach dem Zoologischen Cabinet erkundigen mußte, ehe er Jemanden traf, welcher das Haus desselben ihm bezeichnen konnte, und daß er ferner an fünf Tagen zur festgesetzten und bekannt gemachten Stunde vor der Thür dieser Sammlung seine Zeit verlieren mußte, ohne daß es ihm ein einziges mal gelang, Einlaß zu erhalten, weil man es nicht für zweckmäßig fand, anders als auf dem Papiere pünktlich zu sein! Wie in diesem einen Falle, war es fast in allen andern; die Zeit konnte fast niemals ausgenutzt werden, sondern ging mit unnöthigem Warten verloren. Dazu kam noch manche andere innere „Calamität“, welche unsern Lesern erinnerlich sein wird.

Als nun auf der Eisenbahn von Brünn nach Wien vor der diesjährigen Versammlung vier Mitglieder derselben zusammentrafen, erinnerte man sich der frühern Tage in Göttingen (die keine „Tage zu Aranjuez“ waren) und stellte gemeinschaftlich das Horoskop für die wiener Versammlung. Sei es nun, daß die Erinnerung uns herabgestimmt, sei es, daß die Eigenthümlichkeit der Bahnstrecke, welche wir benutzten (unzweifelhaft für den Reisenden eine der schlechtesten in Europa), sich geltend machte, sei es, daß die so oft sich wiederholende Nachfrage nach dem Paß den Humor verdorben hatte, genug, die Erwartungen waren äußerst gering. Man fürchtete, die Eigenthümlichkeit der Versammlung werde erdrückt werden von der Größe der Stadt und der Eigenthümlichkeit des Landes. Allein auch diesmal sollte die Erwartung getäuscht werden, wenn auch auf die angenehmste und erfreulichste Weise. Die Versammlung zu Wien gehört unter die glänzendsten und großartigsten, welche seit der ersten Begründung dieser jährlichen Vereinigungen der

Forscher abgehalten worden sind, wenn sie nicht in mancher Beziehung sogar als unübertroffen bezeichnet werden muß. Sowol in der Mitgliederzahl und in Rücksicht auf die hervorragenden Kräfte und Celebritäten, als auch durch die wissenschaftlichen Arbeiten und Hülfsmittel, und endlich durch das aufrichtige und herzliche Entgegenkommen der wiener Bevölkerung hat die Versammlung bei jedem der Theilnehmer, mit welchem wir gesprochen haben, eine wohlthuende und dankbare Erinnerung hinterlassen. Der geneigte Leser wird finden, daß wir zu diesem Lobe berechtigt sind, wenn er mit uns einen Blick zuerst auf die äußern Eigenthümlichkeiten, dann auf das innere Leben der diesjährigen Naturforscherversammlung wirft.

Die äußere Eigenthümlichkeit einer aus Nord und Süd zusammengeströmten Versammlung, welche in jedem Jahre zum größten Theile andere Mitglieder zählt und daher nur wenig durch ihre Traditionen in bestimmten Gleisen gehalten wird, muß nothwendigerweise von dem Versammlungsorte und von der Art der Aufnahme in demselben abhängen. In Wien zeigte sich die Regierung des Landes und der Stadt uns gegenüber als Wirth in der feinsten, liebenswürdigsten und glänzendsten Weise.

Kaum waren wir in das erste Haus Wiens eingetreten, in welchem die Traditionen der alten Kaiserstadt im neuen Gewande wieder auftauchen, jenes Haus, das von allen Fremden gefürchtet wird, weil in ihm mit unerbittlicher Hand die Eingeweide des Koffers durchwühlt werden, als sich für uns auch schon die erste Spur des Empfangs zeigte, der von der Behörde uns zutheil wurde. Das Wort „Naturforscherversammlung" genügte, um augenblicklich unser Gepäck unberührt von Hand und Auge des Zollwächters in den bereitstehenden Wagen schaffen zu lassen. Mit der Einschreibung als Theilnehmer oder Mitglied dieser Versammlung war ferner die ganze lästige Formalität beendigt; denn gleichzeitig wurde der Paß abgeliefert, im Nebenzimmer war ein fliegendes Polizeibüreau eingerichtet, und die Aufnahmskarte galt gleichzeitig als Erlaubnißschein für den Aufenthalt. Die musterhafteste Ordnung wurde durch sehr geeignete Vorkehrungen eingehalten, während gleichzeitig die berühmtesten und bedeutendsten Gelehrten der östreichischen Hauptstadt es nicht verschmähten, von Stunde zu Stunde einander abzulösen, um in liebenswürdiger Weise den Fremden zu empfangen und einzuführen.

Mit der Karte wurden zwei gedruckte Führer ausgetheilt, ein Plan des großen Krankenhauses und ein Werk über „Wien und seine nächsten Umgebungen mit besonderer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen von Dr. A. A. Schmidt", mit einem Plane der Stadt versehen. Beide Gaben erwiesen sich als höchst nützlich: denn kaum

würde ohne sie die schlimmste Zeitvergeudung sich haben vermeiden lassen. Trotz aller Hülfe machte die große Stadt mit üblem Einfluß sich doch zuweilen geltend; die Entfernungen waren oft so bedeutend, daß Zeit und Kräfte durch sie zersplittert wurden. Im Polytechnischen Institut, in welchem die Arbeiten der einzelnen Fachsectionen vorgenommen wurden, lernte der Fremde eine kleine Stadt kennen, und Trepp auf Trepp ab, über breite Höfe, durch lange Gänge führte der Weg aus einer Section in die andere, sodaß manche kostbare Viertelstunde auf diese Weise unwiederbringlich entschwand und daß der abwechselnde Besuch mehr als einer Section häufig zu den Unmöglichkeiten gehörte, während man in frühern Versammlungen gewöhnt war, gerade hierin den größten Genuß, die größte Belehrung zu finden. Freilich war dafür jede einzelne Section so groß, so bedeutsam im Inhalte ihrer Mittheilungen, daß sie für diesen Uebelstand Trost und Entschädigung gewährte.

Auch über die Entfernungen der verschiedenen zu bestimmten einzelnen Zwecken benutzten Locale müssen wir ein Klagelied anstimmen. Im Redoutensaal der kaiserlichen Burg fanden die drei öffentlichen Sitzungen in den Vormittagsstunden von **10—12** Uhr unter dem Scheine von mehr als **1000** Wachskerzen statt. Der Eindruck, welchen diese Versammlungen gewährten, war glänzend, originell und großartig. Von der Burg aus aber riefen für die Zeit von **12—2** Uhr Sectionsarbeiten in das Polytechnicum, welches jenseit des Glacis und des Wienflusses gelegen; zwischen **2** und **3** Uhr begann dann das allgemeine Mittagsessen beim Sperl, und um zu diesem vom Polytechnischen Institut aus zu gelangen, mußte nicht nur die ganze innere Stadt nebst dem Glacisraum, sondern auch mit Hülfe der Ferdinandsbrücke die Donau überschritten werden, um zur Seite der Taborstraße in der Leopoldstadt den Versammlungsort zu gewinnen. Das Raumverhältniß war ungefähr dasselbe, als ob man in Berlin im königlichen Schloß die öffentlichen Versammlungen gehalten hätte, auf dem Bahnhof der Frankfurter Eisenbahn die Sectionssitzungen und von da aus vor dem Oranienburger Thor irgendwo sein Mittagsmahl gesucht hätte. Man wird zugeben müssen, daß unter diesen Verhältnissen über Mangel an Körperübung nicht geklagt werden konnte, zumal da die Preise der Herren Fiacreführer durch einen Gulden Conventions-Münze für jede einzelne Fahrt nicht ohne Erfolg zur Anstellung dieser Uebungen auffoderten.

Die Größe der Stadt bewirkte es auch, daß die Mitglieder der Versammlung nicht so einander nahetraten und sich kennenlernten, als es sonst wol geschehen wäre. Denn da die Zahl der Einheimischen und Fremden, welche an den Sitzungen theilnahmen, bereits die zweite Hälfte des zweiten Tausend erreicht hatte, so gehörte kein geringes Talent dazu, eines alten oder neuen Freundes unter ihnen habhaft zu werden, und

nicht vereinzelt sind die Fälle, daß zwei Freunde einander tagelang suchten, ohne sich finden zu können. Vielleicht hätte man noch andere Localitäten zur Vereinigung für die Abendzeit gewinnen können. Indessen die Leitung eines solchen Festes ist so schwierig und wurde in diesem Jahre in allen übrigen Beziehungen so ausgezeichnet vortrefflich gehandhabt, daß wir uns über diesen kleinen Nebenumstand kein Urtheil erlauben mögen.

Wo dagegen die Größe des Staats und die Größe der Stadt sich in ihren Eigenthümlichkeiten ferner noch zeigen konnte, da that sie es den Naturforschern gegenüber mit glänzendem Erfolge. Unter den Genüssen, welche man uns bot, steht der vom Kaiser befohlene Festabend im Theater obenan. Die Vorstellung begann mit Weber's „Jubelouvertüre", an welche sich ein Lustspiel von Bauernfeld: „Zu Hause", anschloß, harmlos in der Tendenz, schwächlich in der Charakterzeichnung, aber getragen von tadelloser mise en scène und von der vollendetsten Ausführung der Mitwirkenden. Jeder Einzelne war an seinem Platze; jeder Einzelne schuf einen Charakter, auch wo er ihn nicht wesentlich begründet vorfand; jeder Einzelne schien das Bestreben zu haben, den scheidenden Gästen eine frohe Rückerinnerung mitzugeben; jeder Einzelne trug dazu bei, eine Mustervorstellung im vollsten Sinne dieses Worts zu schaffen. Die Schauspieler des Burgtheaters bewiesen in diesem Bauernfeld'schen Lustspiel, wie abhängig der Dichter sei vom Darsteller und befriedigten ungleich mehr als an spätern Abenden in der hohen Tragödie, wo nur theilweise genügende Kräfte vorhanden waren. Der darauffolgende erste Act des „Don Juan" war so besetzt, daß wol kaum irgendein Theater in Europa in Besetzung und Ausführung mit den Kräften des Kärntnerthortheaters zu wetteifern vermöchte, mit alleiniger Ausnahme der Titelrolle, welche bekanntlich in Dresden einen fast unübertrefflichen Meister des Gesangs und der Darstellung gefunden hat. Endlich wurde im Finale Kraft und Grazie der Balletänzer von Denjenigen bewundert, welche für diese Kunstleistungen Verständniß haben, was freilich der Schreiber dieser Zeilen von sich nicht zu rühmen vermag.

Auf die Kunst folgte die Natur, auf den Festabend des Theaters die Festfahrt auf den Semmering. Eine Reise nach Wien lohnt sich wahrlich ganz allein, wenn man nur bei schöner Sonnenbeleuchtung, so wie wir sie fanden, diesen wunderbaren Triumph der Menschenkraft über die Hindernisse der Natur anstaunen kann. Der kühne Bau, auf welchem die Locomotive gleich einer Gemse die Höhe des Gebirgskammes erklettert, während tief unter uns Dörfer und Städte liegen, in deren Straßen wir hineinschauen, deren hohe Kirchthürme uns erscheinen, als ob sie aus der Schachtel des nürnberger Spielwaarenfabrikanten genommen wären, die gewaltigen Felspartien, die an kühner Stelle her-

vortretende Burgruine, der schroff zur Seite gähnende Abgrund, die zahlreichen Tunnel, welche gleich einem Theatervorhang auf Augenblicke die Gegend verdecken, um dann die Aussicht auf ein neues Tableau, ein neues Thal, neue Bergesgipfel zu eröffnen, die ziehenden Wolken, welche theilweis das Haupt der benachbarten Bergriesen umhüllen, der silberne Schnee, auf welchem die Sonne sich spiegelt, während in seiner Nachbarschaft das brausende Dampfroß seinen wunderbaren Pfad verfolgt — das Alles sind Bilder und Eindrücke, welche nimmer schwinden! Und wenn die Stadt Wien ihren Gästen nichts geboten hätte als diese einzige Fahrt, so würde sie ihnen doch das Glänzendste und Schönste gewährt haben, was nur je einem für Naturschönheit und großartige Menschenleistung empfänglichen Verstande geboten werden konnte.

Hinter der Baukunst wollte die Malerei und Sculptur nicht zurückbleiben. So hatte man denn in zwei großen Ausstellungsräumen die besten Erzeugnisse östreichischer Künstler, welche innerhalb der letzten 15 Jahre aus einheimischen Ateliers hervorgegangen waren, gesammelt und damit einen Ueberblick über die Gesammtleistungen gewährt. Oestreich stand noch vor wenigen Jahrzehnden weit, weit hinter dem Norden in seinen Kunstschöpfungen zurück; aber wie der Staat in jeder Beziehung aufblüht, so auch in dieser. Beträchtliche Fortschritte machen sich bemerkbar, große Kraft verbindet sich mit Vorliebe für gefällige Form, und ein gewisser Zug nach Originalität und innerer Selbständigkeit läßt sich nirgends verkennen. Freilich hat Oestreich noch keine Kunstschule, die Kräfte zersplittern sich noch, und daher mag es kommen, daß nur in Werken naturalistischer Tendenz Beträchtlicheres geleistet wurde; wo dagegen der Stil hervortreten sollte, trat häufig der Gedanke zurück. Ueberhaupt müssen wir denselben Tadel, welchen man gegen die meisten Maler Deutschlands aussprechen kann, auch gegen die Oestreicher erheben, nämlich daß sie über der sorgsamen Ausführung des Détail den Gegenstand aus den Augen verlieren, daß sie die Technik höher stellen als den Gedanken, welchen zu verkörpern doch der alleinige Zweck der Technik ist. Die Oestreicher mögen sich aber trösten, daß sie nicht die Einzigen sind, denen es so geht: denn welche Kunstausstellung man auch besuche, überall findet sich Entsprechendes. Vielleicht trägt das Publicum mehr Schuld als der Künstler!

Am Schlußtage der Versammlung wurde die Stadt Wien noch einmal Wirthin und berief die Forscher zu einem Ball, um nach den Schönheiten der Leinwand auch die lebenden und tanzenden Schönen bewundern zu können. Kaum irgendwo könnten die Vertreterinnen der Hogarth'schen Schönheitslinien zahlreicher und in geschmackvollerer Hülle aufgefunden werden. Es mag an dem Zusammenströmen so vieler und verschiedenartiger Volksstämme und Racen liegen, daß die wiener Bevölkerung im

Allgemeinen einen so schönen und kräftigen Menschenschlag zeigt. Auch die Männerwelt bildet von dieser Regel keine Ausnahme. Man hat in den Zeitungen viel davon gelesen, daß einige „junge Diplomaten“ in ziemlich undiplomatischer Weise versucht hätten, die Etikette des „bal paré“ durch hellfarbige Kleider zu unterbrechen. Am Abende selbst bemerkte kaum Irgendjemand der Anwesenden diesen Umstand; erst in den folgenden Tagen ging er von Munde zu Munde. Wir erwähnen ihn hier nur deshalb, um hinzuzufügen, daß er für uns eine auffallende, ja selbst unbegreifliche Ausnahme bildet, welche im grellsten Widerspruch steht mit denjenigen Erfahrungen, die wir selbst an den zum diplomatischen Corps gehörenden Persönlichkeiten sowie an östreichischen Offizieren gemacht haben. Die feine Erziehung der Diplomaten ist sprichwörtlich geworden, und daß bei ihnen Bildung, liebenswürdige Feinheit des Umgangs heimisch ist, überrascht nicht. Von den Offizieren dagegen vermag man im nördlichen Deutschland nicht überall das Gleiche zu rühmen, und wir können nicht leugnen, daß wir auf das angenehmste durch den Grad der Bildung, durch das feine, echt chevalereske und zuvorkommende Benehmen berührt wurden, welches Offiziere der verschiedensten Waffengattungen dem Fremden gegenüber regelmäßig zeigten. Jene Gespreiztheit im Benehmen, jene gezwungen steife Haltung, jenes vornehm sein sollende Ignoriren der Umgebung, jenes geflissentliche Zurückstoßen der fremden Begegnung, welches wir im nördlichen Deutschland häufig genug erfahren haben, trat uns in Oestreich von Prag bis Wien niemals entgegen. Wir haben geflissentlich in den Restaurationen die Nachbarschaft der Offiziere gewählt, weil wir sicher waren, in ihnen die angenehmsten Gesellschafter zu finden; wir haben jede dem Fremden nöthige Erkundigung auf der Straße und wo sonst immer mit Vorliebe bei ihnen eingezogen, weil wir sicher waren, die zuvorkommendste und bündigste Antwort zu erhalten. Wenige Wochen früher, ehe wir nach Wien einzogen, führte uns eine längere Reise durch einen größern Theil des nördlichen Deutschland, wir wissen daher die Vergleichungen um so genauer und frischer anzustellen.

Die Stadt Wien hat uns beim Abschied eine große Bronzemedaille von seltener Schönheit ertheilt, auf welcher die festlich geschmückte Vindobona die Gäste begrüßt. Es war unnöthig, ein solches äußerliches Zeichen der Erinnerung zu gewähren, so angenehm und erfreulich dasselbe ist: denn jedem Besucher der diesjährigen Naturforscherversammlung wird Wien und ein großer Theil seiner Bewohnerschaft in angenehmer, wohlthuender Erinnerung unvergeßlich bleiben!

Keine deutsche Stadt hat so große Aehnlichkeit mit Paris als Wien, von der kleinsten Kleinigkeit des Straßenlebens an bis zu jeder Eigenthümlichkeit der äußern und innern Erscheinung. In keiner Stadt be-

merkt auch der oberflächlichste Beobachter das glänzende, rasche und energische Aufblühen so deutlich als in Wien. Die alte beschauliche Gemüthlichkeit ist vorüber, ein reges, oft hastiges Drängen und Treiben ist an ihre Stelle getreten. Nicht nur die äußere Gestaltung der Kaiserstadt ist eine andere geworden, sondern auch ihr inneres Leben. Dies zu schildern, liegt außerhalb unserer Aufgabe, nur so weit dürfen wir es beachten, als es auf das innere Leben der in Wiens Mauern tagenden Versammlung Einfluß übte.

Auch in Bezug auf ihre innern Eigenthümlichkeiten und auf die Art ihrer Arbeit entsprach die diesjährige Versammlung nicht den Erwartungen, welche man von ihr hegte, wenigstens insoweit, als die Erwartung eine befürchtende war. Von Wien aus hatte sich ja in den letzten Jahren jenes Schmarotzergewächs der Naturwissenschaft verbreitet, welches das Erbtheil der Gall'schen Schädellehre und der Hahnemann'schen Gleichheitspfuscherei angetreten, und das bei wundersüchtigen Frauen und hysterischen Männern mit der Tischrückerei das Interesse theilte. Wir meinen die von Hrn. von Reichenbach erfundene „Od"-Lehre. Allein das Od läßt bekanntlich sein Licht nur im Dunkeln leuchten, und da es der Erfinder dieser Lehre selbst noch nicht gesehen hat, so darf es nicht Wunder nehmen, daß er es nicht zeigte und daß die Odströmung das helle Licht und die wachsamen Augen der anwesenden Forscher scheute. Die Befürchtung, es werde sich die Lehre vom Od breitzumachen suchen, blieb glücklicherweise eine völlig unbegründete; nicht mit einer einzigen Silbe ist dieser neuesten und ephemersten aller Wissenschaften gedacht worden! Für Diejenigen aber, welche in der Naturanschauung nicht ganz auf eigenen Füßen stehen und welche daher zweifeln, ob den kühnen Behauptungen über das Od nicht wenigstens der Schimmer einiger Wahrheit zuzuerkennen sei, für Diejenigen, sagen wir, dürfte die diesjährige Naturforscherversammlung eine gute Beruhigung gewähren; denn wenn irgendeine Gelegenheit günstig war, vor einer gelehrten und kritischen Versammlung die Echtheit oder Unwahrheit dieser neuen Theorie zu prüfen, so war es gewiß eine solche aus Notabilitäten aller Länder zusammengesetzte, völlig urtheilsfreie Versammlung.

Die Naturforscherversammlungen sind ja in geistiger Beziehung Dasselbe, was für den Kaufmann die Börse ist. Der Curszettel der wissenschaftlichen Bestrebungen wird in ihnen gemacht; das Gold wird gesondert von der Schlacke. Indem das Od nicht wagte, aus der dunkeln verhängten Kammer herauszutreten, in welcher es für kränkliche Augen sichtbar ist, hat es sich selbst gerichtet; indem es nicht wagte, in die Reihen der ernsten, gediegenen Forscher einzutreten, hat es sich selbst für immer von ihnen geschieden und stumm, aber beredt als Das

bezeichnet, was es ist! Die Laien werden hierdurch eine belehrende Aufklärung gewonnen haben.

Man hatte sich ferner für Wien gefaßt gemacht auf verschiedene Kämpfe. Man erwartete zunächst, daß in der alten Kaiserstadt, von welcher das Licht der neuen Wissenschaft in der Heilkunde ausgegangen sei, ein Kampf ausbrechen werde zwischen den Vertretern der alten und der jungen Heilkunde. Aber dem war nicht so. Friedlich gepaart strebten Beide gemeinsamem Zwecke zu, dem höhern Zwecke der Wahrheit und wachsender Erkenntniß! Freilich bemerkte man im vertraulichen Gespräche gelegentlich, daß die neue Wissenschaft bei manchen der ältern Herren nicht allzu beliebt sei: aber die Wucht ihrer Resultate wurde dennoch anerkannt, und hatte die fremde jüngere Richtung bei der ältern auch nicht gerade Liebe gewonnen, so wurde ihr doch die Achtung nicht versagt. Daß dieses schöne und wahrhaft erhebende Beispiel gegeben wurde, darauf mag wol die Handlungsweise eines Mannes gewichtigen Einfluß geübt haben, welcher in der eigenthümlichen Lage sich befand, der aufkeimenden neuen Richtung den Steigbügel zu halten, damit sie sich aufschwingen könne auf das Roß, welches sie zum kühnen Ritt tummeln wollte, und der mit seltener Liberalität diese Gelegenheit auch benutzt hat. Als Hofrath Seeburger, der gegenwärtige Leibarzt des östreichischen Herrschers, Director des wiener Krankenhauses war, zeichnete sich Rokitansky, der Grundpfeiler der neuern Heilkunde, durch die Rastlosigkeit und die Resultate seiner Studien aus. Klaren Blicks erkannte der Leiter des Krankenhauses den Werth, welchen diese Bestrebungen hatten und noch mehr dereinst haben würden, und während mancher Andere in seiner Stellung wahrscheinlich dem neben ihm aufstrebenden jungen Gelehrten eher Hindernisse bereitet haben würde, statt ihm förderlich zu sein, eröffnete dagegen Seeburger ihm und seinen Genossen wohlwollend die Bahn, auf welcher sie so segensreich und ruhmvoll vorgeschritten sind.

Wo ein solches erhebendes und herrliches Beispiel gegeben worden, da konnte kein Miston zwischen alter und junger Wissenschaft aufkommen. Deshalb rangen sie nicht gegeneinander, sondern mit vereinter Kraft gemeinsam sich gegenseitig ergänzend.

Noch einen Kampf erwartete man: den alten Streit zwischen Nord und Süd. Aber nicht kleindeutsch bewies man sich in Wien, sondern „großdeutsch" im edelsten und höchsten Sinne des Worts. Man bedauerte es nicht nur mit dem Munde, sondern aufrichtig und warm mit dem Herzen, daß aus Berlin die erwarteten Freunde und Genossen der Forschung nicht erschienen waren, daß überhaupt mit Ausnahme des nahen Breslau die preußischen Universitäten so schwach vertreten waren auf dieser glänzenden Versammlung, und man vergalt die Entfremdung mit Liebe.

Dem greisen Nestor der Naturwissenschaft, Alexander von Humboldt, wurde von Wien aus nach der preußischen Hauptstadt ein telegraphischer Gruß zu seinem Wiegenfeste gesendet; in der Section für Geologie aber berathschlagte man darüber, dem preußischen Gelehrten Leopold von Buch auf östreichischem Grund und Boden da, wo er zuerst eine seiner glänzendsten Arbeiten begann, ein granitenes Denkmal zu weihen.

Also kein Haß zwischen Nord und Süd, kein Neid, sondern Liebe und Anerkennung! Wahr und prophetisch sprach am Tage der Eröffnung der Sitzungen der geistvolle Wittelshöfer: „Der Naturforscher ist Weltbürger; nicht in jenem gemein egoistischen Sinne, der sein Vaterland verleugnet, um keinem anzugehören. In richtiger Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse liebt und achtet er sein Vaterland als einer seiner besten Bürger; aber wie die Wissenschaft über die Marken eines Landes hinausreicht, so bilden auch ihre Pfleger eine große Familie und sind Bürger eines großen geistigen Reiches."

Wahr und treffend sagte daher auch Hyrtl in seinem Abschiedsworte, daß die wiener Freunde mit den jetzt von ihnen Ziehenden nicht nur durch schwankende Erinnerung vereinigt blieben, sondern daß, „wenn auch nicht mehr Kaiser und Reich, wie einst zur Väter Zeit, uns eint, ein edleres Symbol der Einheit, die Größe deutscher Wissenschaft, uns ewig aneinanderfesselt".

Wo zwei mächtige und einflußreiche Beispiele wirkten, da konnte kleiner Hader nicht sein Haupt erheben. In Norddeutschland hatte man sich viel von den Parteiungen erzählt, welche die wissenschaftlichen Vereine Wiens und die gemeinsamem Forschen Vereinten auseinanderrissen. Es war ein trübes Bild, welches uns vorgeführt wurde: aber wir haben es nur durch Worte, nicht durch Thaten kennengelernt. Wo fänden sich im Leben nicht Parteiungen? Wo ist der See, der in beständiger träger Ruhe einen glatten Spiegel dem Himmel zeigt und dessen Grund nicht zuweilen von Stürmen heimgesucht würde? Wie wäre Fortschritt denkbar, wenn nicht mit Hülfe der Opposition? Bleibe es daher dahingestellt, wie in dieser Beziehung sich Wien verhalte; vielleicht daß Manches minder erfreulich hinter den Coulissen ist, als es sich vor denselben zeigt; Das aber müssen wir wenigstens rühmend anerkennen, daß man in Wien wußte, der Streit gehöre, wenn er einmal unvermeidlich ist, in das Haus und nicht vor die Gäste, und daß kein Zeichen der Misstimmung die allgemeine Harmonie beeinträchtigte.

Die diesjährige Versammlung zeichnete sich aus durch Reichthum des wissenschaftlichen Materials wie keine vor ihr. Den fremden Gästen waren nicht weniger als 49 öffentliche Anstalten und Sammlungen und 50 Privatsammlungen geöffnet. Es kostete Selbstüberwindung, sich zu begnügen, nachdem man eingesehen hatte, daß der Zeitraum einer Woche

nicht genüge, um hundert zum größten Theil reichen Sammlungen wirkliche Aufmerksamkeit zu gewähren. Erleichtert wurde aber das Bemühen, die Zeit des wiener Aufenthalts nach Kräften auszukaufen, durch die liebenswürdige und aufmerksame Gefälligkeit, mit welcher die Directoren der verschiedenen Anstalten die Gäste empfingen. In dieser Beziehung müssen wir besonders hervorheben die Gastlichkeit, mit welcher der gegenwärtige Director des Hospitals (Helm) und der der neuen großartigen Irrenanstalt, welche die Erinnerung an den frühern wiener Narrenthurm so gründlich verwischt (Riedel), die Ehre ihres Vaterhauses vertraten. Hyrtl ging als Geschäftsführer der diesjährigen Versammlung so weit, daß er nicht nur die Räume der öffentlichen Anstalt auf das angenehmste und vortheilhafteste dem Besucher öffnete, sondern daß er sogar die Schlüssel zu den Kästen seiner Privatsammlung dem allgemeinen Gebrauche überließ. Nicht minder liebenswürdig war der Empfang in den geologischen und botanischen Sammlungen. Mit wahrer Aufopferung war ferner das Personal der Staatsdruckerei bereit, in den weiten Räumen dieser, sieben Stockwerke umfassenden, wahrhaft großartigen und unübertroffenen Anstalt die staunenden Besucher heimisch zu machen und ihnen Aufklärung über die vielgegliederten Zweige der Kunstleistungen zu geben, welche der schöpferische Geist des genialen Auer hervorgerufen. Wer nach Schönbrunn gepilgert war, wußte nicht genug die freundliche Aufnahme zu rühmen, welche ihm nicht nur in den dortigen prachtvollen Gewächshäusern geworden war, sondern mit der auch der Director der kaiserlichen Menagerie (Schott) Gelegenheit geboten hatte, wissenschaftlichen Nutzen mit dem Vergnügen zu vereinen.

Der Empfang war so glänzend, daß man sogar in den geologischen und zoologischen Anstalten Doubletten verschenkte und so in mehr als einer fernen Universität ein bleibendes dankbares Andenken sich stiftete! Wer wollte es im Vergleich mit diesem aufopfernden Entgegenkommen den Besuchern Wiens verargen, wenn sie für die vorhergehende Versammlung in Göttingen den Ausdruck einer „Calamität" nicht unpassend fanden, welchen man dort sich selber gegeben?

Bei keiner Naturforscherversammlung waren ferner so viele wissenschaftliche Vereine vertreten als in Wien. So hatten unter andern besonders accreditirte Abgesandte gesendet die Mineralogische Gesellschaft zu Petersburg, die Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes aus Altenburg, die Mährisch-Schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde, die Landwirthschaftsgesellschaft aus Wien. Ungarn war mit vier Vereinen vertreten: mit einer Geologischen Gesellschaft, einem Naturwissenschaftlichen Verein, dem Nationalmuseum und dem Presburger Verein für Naturkunde. Aus Frankreich war nicht nur eine große Zahl Gelehrter herbeigeströmt, welche eine französische Colonie bildeten und auf

Kosten der Regierung einlogirt waren, sondern die Genossenschaft der deutschen Aerzte aus Paris hatte auch ihren Präsidenten als Vertreter abgesendet, ebenso wie der deutsche Verein für gemeinschaftliche Arbeit durch zwei seiner Gründer und Directoren vertreten war, obgleich der überreiche anderweitige Stoff ihn theilweis hinderte, seine gewohnte Thätigkeit zu entfalten.

Die öffentlichen Sitzungen, durch welche die Naturforscherversammlung mit der Bewohnerschaft Wiens in nähere Beziehung trat, waren äußerst besucht und machten nicht nur durch den äußern Glanz des Saals, sondern auch durch den Werth der in ihm gehaltenen Vorträge einen wohlthuenden Eindruck. Es sprachen in denselben: 1) Professor Waltershausen aus Göttingen über den Aetna und seine Thätigkeit, sein Entstehen und seine Zukunft nach eigenen achtjährigen Beobachtungen; 2) Dr. Karl Scherzer aus Wien über die Wechselbeziehungen der schwarzen, rothen und weißen Race in Amerika; 3) Professor Nöggerath aus Bonn über die Trachytformationen in Ungarn; 4) Professor Cotta aus Freiburg über die Kohlenlager, deren Auffindung und graphische Darstellung; 5) Professor Besenmeyer aus Ulm über die Vegetation am Ufer des Kaspischen Meeres; 6) Dr. Reclam aus Leipzig über die Gesetzmäßigkeit in den Volkssitten und deren Beziehungen zum Stoffwechsel; 7) Professor Schmiedl aus Wien über Höhlen und Grotten Oestreichs; 8) Dr. Frauenfeld aus Wien über Werth der naturwissenschaftlichen Studien.

Das eigentliche Leben entfaltete die Versammlung aber in den verschiedenen Arbeitssectionen, in denen theilweis schon von sieben Uhr des Morgens an und zuweilen bis zur späten Abendstunde gearbeitet wurde. Die zehn Sectionen für Mineralogie, Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, Meteorologie, Mathematik, Physiologie, Medicin und Chirurgie genügten noch nicht und es bildeten sich noch Specialvereinigungen der Pharmaceuten sowie der Vertreter der Psychiatrie und Staatsarzneikunde. Wie reichhaltig das wissenschaftliche Material ist, welches in diesen Fachsectionen niedergelegt wurde, davon mag sich der Leser eine Vorstellung bilden, wenn er erfährt, daß die kurzen Anzeigen der behandelten Gegenstände mit je einem nur wenige Zeilen umfassenden Résumé des Inhalts nicht weniger als 156 enggedruckte Quartseiten der Tagesblätter einnehmen! Außerdem hatte die diesjährige Versammlung eine werthvolle Bereicherung der Tagesberichte erfahren, indem die bekannte und allgemein geachtete „Wiener medicinische Wochenschrift" ein besonderes Archiv der Versammlung herausgab, in welchem die auf Heilkunde und Physiologie bezüglichen Vorträge umfassender mitgetheilt wurden, als dies im allgemeinen Tageblatte geschehen konnte. Auch ist mit Sicherheit in nächster Zeit der Bericht über die Versammlung zu erwarten, welcher

früher regelmäßig ausgegeben wurde, den wir aber in den letzten Jahren schmerzlich entbehrt haben. Von Göttingen aus ist nicht einmal der übliche mündliche Bericht erstattet worden, welcher sonst das verknüpfende Band mit der vorjährigen Versammlung zu bilden pflegt!

Ueberblicken wir die in den Sectionen vorgekommene reiche Ausbeute, von welcher wir natürlich nicht ins Einzelne eingehend zu berichten vermögen, so müssen wir die Arbeiten in der geologischen, botanischen, physiologischen und psychologischen Section für die gediegensten und fruchtbringendsten erklären. Einzelne Themata von allgemeinerm Anklang, welche gleichsam wie ein rother Faden durch mehre Sectionen sich hindurchgezogen und der diesjährigen Versammlung eine charakteristische Färbung verliehen hätten, lassen sich nicht auffinden, wie dies von anderer Seite in diesen Blättern bei der Versammlung in Göttingen mit günstigem Erfolge versucht und ausgeführt wurde.

Die Frage von „Seele und Gehirn", von „Geist und Stoff" blieb unerwähnt, man wendete sich vielmehr den Détailuntersuchungen zu und hat Bedeutendes und Hervorragendes in diesen geliefert. In dieser Beziehung ist die diesjährige Versammlung charakteristisch und bildet wiederum einen Ausdruck der allgemeinen Tendenz, welche die gesammte Naturforschung durchzieht. Wol sind allgemeine Ueberblicke wichtig und Niemand wird es bestreiten wollen, daß es nothwendig sei, von Zeit zu Zeit allgemeine Fragen in den Vordergrund der Betrachtung zu schieben; aber wenn dies geschieht, so darf die Untersuchung nicht getrübt werden durch Parteisucht und Leidenschaft, noch durch das Haschen nach bestimmter Tendenz. Hierin haben Vogt auf der einen und Wagner auf der andern Seite große Fehler begangen. Indem die diesjährige Versammlung mit Stillschweigen zur Tagesordnung überging, ohne des in der Zwischenzeit so lebhaft geführten Streites Erwähnung zu thun, hat sie ein gerechtes und wohl zu beherzigendes Urtheil gesprochen.

Große Zeitfragen tauchen nicht alljährlich auf, sie bedürfen zu ihrer Gestaltung ebenso eines größern Zeitraums, als sie denselben nöthig haben zur Beantwortung. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß dieses Jahr nicht gerade allgemeine Erörterungen von bewältigendem Einfluß sich geltend machten. Noch ist die letzterhobene Streitfrage unentschieden, ja sie ist sogar nur erst als eingeleitet zu betrachten. Vorschnell hat die Tagespresse sich ihrer bemächtigt. Die stille Forschung bedarf größerer Ruhe und Sammlung, um sie zu allmäligem Abschluß zu zeitigen. Wenn sie wieder in einer der Naturforscherversammlungen auftaucht, so wird sie gewiß in ein vorgeschrittenes und der Lösung nähergerücktes Stadium getreten sein.

Dagegen ist die diesjährige Vereinigung der Naturforscher nicht ohne dauerndes, nachhaltiges Resultat geblieben, und zwar entsprechend ihrem

vorwiegenden Charakter für Détailforschung. Die Geschichte der Naturwissenschaften wird es in ihre Bücher einzutragen haben, daß bei der diesjährigen Versammlung sich der bisjetzt noch nie dagewesene Fall ereignet hat, daß drei neue literarische Unternehmungen für einzelne Fächer der Naturwissenschaften sich begründeten. Aus ihrem Schoose ging hervor ein „Jahrbuch für Kinderheilkunde und physische Erziehung“, welches in Wien erscheinen und von den Herren Mayer, Bednar, Politzer und Schuller redigirt werden wird. Zweitens wurde eine neue „Zeitschrift für angewandte Naturwissenschaften“ begründet, deren wir bisjetzt in Deutschland noch gänzlich entbehren; sie wird von Neujahr an durch einen namhaften leipziger Gelehrten geleitet und von der Direction der kaiserlich königlichen Staatsdruckerei verlegt werden. Endlich wurde die bereits bestehende Zeitschrift: „Chirurgische Klinik“, welche bis dahin von Hrn. Friedberg in Berlin allein geleitet wurde, dem Vernehmen nach dahin erweitert, daß dieser mit einem namhaften süddeutschen Gelehrten sich verbündete, um die Forschungen des Nordens mit denen des Südens zu vereinigen.

Dies sind charakteristische Zeichen der gegenwärtigen Tendenz in den Naturwissenschaften, welche sich in die Worte zusammenfassen läßt: rastloses Ringen nach Wahrheit mit Hülfe sorgsamer Einzeluntersuchungen und zum Zwecke der praktischen Verwerthung für das Leben. Dieser Zweck wie die Mittel zur Erreichung desselben dürften der *allgemeinsten* Zustimmung sicher sein.

Und so wird denn von den 1883 Mitgliedern und Theilnehmern der diesjährigen Versammlung wol keiner ohne Befriedigung heimgekehrt sein. Die Mehrzahl schied mit der ausgesprochenen Absicht, im nächsten Jahre am Ufer des Rhein in Bonn sich wieder einzufinden. Die nächste Versammlung wird sich mit der diesjährigen in ungewöhnlicher Weise verbinden, indem über die beste Verwendung der 8415 Gulden Einschreibegelder zu berathen sein wird, deren Betrag der Kaiser nicht verwendet wissen wollte, sondern der Versammlung zur Verfügung stellte. Möge man eine würdige Verwendung für dieselben finden, würdig des Schenkenden, würdig der Geber, würdig der Wissenschaft!

Zur Geschichte der Philosophie.

„G. W. Leibniz und seine Schule. Auch unter dem besondern Titel: Geschichte der neuern Philosophie von Dr. Kuno Fischer. Zweiter Band.“

Von

Adolf Böhringer.

Wie die Literatur der Gegenwart sich mit Vorliebe der Wissenschaft und Kunst der Geschichte zuwendet, so macht sich auch innerhalb der Philosophie selbst die historische Richtung immer mehr geltend. Nachdem eine Reihe von Systemen alle Richtungen der Speculation durchmessen hat, scheint sowol der Trieb als das Bedürfniß zur philosophischen Production erloschen. Selbst da, wo man bei den herrschenden Systemen keine Beruhigung findet, greift man lieber in die Vergangenheit zurück, als daß man sich entschlösse, aus eigener Kraft ein wahres oder eingebildetes Bedürfniß zu befriedigen. So ist Schopenhauer in der neuesten Zeit als der Messias der Philosophie verkündigt worden, ohne daß es gelungen wäre, für die mit vieler Zuversicht gepredigte Lehre eine allgemeinere Theilnahme zu gewinnen. Die vielen Versuche endlich zu neuen Systembildungen, wie sie da und dort aufgetaucht sind, verriethen mehr den guten Willen als die schöpferische Kraft ihrer Urheber; wenigstens haben sie nicht vermocht, weitere Kreise in Bewegung zu setzen.

Es scheint, die Philosophie ist auf dem Punkte angelangt, wo sie auf ihre Leistungen in der Vergangenheit zurückblickt, um sich über ihr Wesen und ihre Probleme zu besinnen, ehe sie einen Schritt zu neuen Productionen vorwärts thut. Hieraus erklärt sich, daß die Geschichte der Philosophie in unsern Tagen eine überwiegende Bedeutung erhält; denn noch nie waren die Bedingungen zur Lösung ihrer Aufgabe so vollständig gegeben als im gegenwärtigen Augenblicke, wo die Philosophie selbst einen relativen Abschluß erreicht hat. Aber noch aus einem andern Grunde scheint unter allen philosophischen Disciplinen die Geschichte der Philosophie am meisten dem Bedürfniß der Zeit zu entsprechen. Denn wenn in Wahrheit die Gegenwart auf eine innige Verschmelzung des speculativen Denkens und der empirischen Forschung hinarbeitet, so ist es wieder die Geschichte der Philosophie, in welcher diese beiden Momente sich nothwendig vereinigen müssen. Indem der Geschichtschreiber der Philosophie genöthigt ist, auf die Quellen zurückzugehen, ist er an ein Gegebenes gebunden, in das er sich mit gewissenhafter Hingebung zu vertiefen hat. Da aber philosophische Principien keine äußern Thatsachen, sondern Producte des schaffenden Geistes sind, so erfodern sie zu ihrem wahrhaften Verständniß eine energische Selbstthätigkeit und die Darstellung der Systeme ist daher nothwendig lebendige Reproduction

derselben. Es ist klar, das Talent der historischen Forschung und die Kraft speculativen Denkens müssen in gleicher Weise zusammenwirken, wenn die Geschichte der Philosophie ihren Begriff wirklich erreichen soll. Kein Wunder, daß nur wenige unter den uns bekannten Geschichtschreibern der Philosophie ihrer Aufgabe gleichgekommen sind; halten doch die meisten dieselbe gelöst, wenn sie in unverbundener Weise die Principien der Philosophie aufzählen, ohne sie mit wissenschaftlicher Methode zu entwickeln und ihre Tragweite zu erklären. So wie hier die tiefsten Ideen der großen Denker katalogmäßig aufgezählt werden, sind sie meist nur unverstandene Worte, bei denen der gewissenhafte Leser sich gerade am wenigsten zu denken vermag. Unter den Wenigen, welche die Aufgabe der Geschichte der Philosophie richtig aufgefaßt und ihrer Lösung entgegengeführt haben, nimmt Kuno Fischer, der jüngste Geschichtschreiber der neuern Philosophie, eine hervorragende Stellung ein. Bei der Wichtigkeit, die wir den Fischer'schen Büchern nicht blos für die philosophische Fachwissenschaft, sondern noch mehr für die Nationalliteratur zuschreiben, sei es vergönnt, in Kürze die Art und Weise zu charakterisiren, wie Fischer bei der Darstellung der Systeme zuwerke geht.

Fischer verzichtet darauf, in seiner Geschichte ein vollständiges Register von allen möglichen Philosophen und Philosophemen zu geben, weil er überzeugt ist, damit höchstens die gelehrte Neugierde zu befriedigen, aber keineswegs eine wissenschaftliche oder didaktische Aufgabe zu lösen. Dagegen stellt er die großen Systeme, die zugleich eine allgemeine Geistesrichtung der Zeit repräsentiren, mit solcher Ausführlichkeit dar, daß wir einen ebenso richtigen Begriff von ihrer metaphysischen Bedeutung erhalten, als wir über ihre intime Verwandtschaft mit dem Geiste der Zeit, namentlich der Literatur, in oft überraschender Weise aufgeklärt werden. In dieser Auffassung hört die Philosophie auf eine exclusive Erscheinung zu sein, die zu den übrigen humanen Bestrebungen nur in entfernter Beziehung stände. Im Gegentheil lernen wir die großen Systeme als mächtige Brennpunkte der Humanität erkennen, die nach den verschiedensten Richtungen hin Licht und Wärme verbreiten. Um diese Centralsysteme gruppiren sich dann die Systeme des zweiten Rangs in der Weise, daß sie, indem ihr Zusammenhang mit jenen nachdrücklich hervorgehoben wird, zugleich als Verbindungslinien zwischen den einzelnen Epochen dienen. Indem sich Fischer ferner mit selbstverleugnender Hingebung in sein Object versenkt, vermag er uns eine Totalanschauung desselben zu geben, weil es ihm nicht blos in seinen Theilen, sondern stets als Ganzes präsent ist. Er hat deshalb nicht nöthig, von einem Buch ins andere zu schreiben; denn erfüllt von der Gedankenwelt seines Philosophen, läßt er dieselbe vor unsern Augen wieder entstehen. So erhalten wir kein todtes Excerpt, das uns fremd und kalt entgegentritt,

sondern eine congeniale Reproduction des Systems, mit dem wir auf das innigste vertraut werden. Nehmen wir zu diesem Talente lebensvoller Reproduction eine Combinationsgabe, welche die entlegensten Beziehungen aufzudecken versteht, so glauben wir im Wesentlichen die Charakteristik der Fischer'schen Darstellung erschöpft zu haben.

Wenn schon die Darstellung des Spinozismus im ersten Bande seiner Geschichte das Talent des Verfassers bekundete, philosophische Systeme in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen und von fremden Vorstellungen zu reinigen, so muß dies in noch höherm Grade von der Entwickelung der Leibniz'schen Philosophie gerühmt werden. Auch hier ist Fischer durch energisches Studium in den Mittelpunkt des Systems eingedrungen, sodaß er mit Sicherheit die Peripherie desselben beschreiben konnte. Heimisch geworden in der Denkweise seines Philosophen, schreibt er immer aus seiner Seele heraus, ohne von einem fremden Standpunkte über ihn zu raisonniren. Oft vergessen wir fast, daß wir die Darstellung einer fremden Ideenwelt vor uns haben: so lebhaft glauben wir den Eindruck des Originals selbst zu empfinden. Und doch hatte Fischer bei der skizzenhaften und fragmentarischen Form der Leibniz'schen Philosophie ungleich größere Schwierigkeiten zu überwinden als bei jedem andern Systeme. Hier lag kein geschlossenes und abgerundetes System vor, dem der Verfasser nur Schritt für Schritt nachzugehen brauchte; vielmehr mußte ein bloßer Entwurf, der freilich der Anlage nach die Keime zu einem ausgebildeten System enthielt, zu einem solchen erst umgeschaffen werden. Dazu konnte die Fähigkeit eines Copisten am wenigsten ausreichen; um die Leibniz'sche Philosophie so aus einem Gusse darzustellen, wie es Fischer gethan hat, mußte er selbst etwas von Leibniz'schem Geiste in sich tragen. Wodurch aber das Fischer'sche Buch eine besondere Bedeutung erhält und wohl werth ist, in weitern Kreisen als bei den Fachphilosophen beachtet zu werden, ist der Nachweis, den es geliefert, daß Leibniz der Vater der geistigen Aufklärung ist, und zwar in viel strengerm und ausgedehnterm Sinne, als man bisher gemeint hat. Wenn nämlich nach der gewöhnlichen Auffassung Wolf und dessen Schüler als die bedeutendsten Repräsentanten der deutschen Aufklärung angesehen werden, so bilden sie dagegen in den Augen Fischer's nur ein untergeordnetes Moment, keineswegs aber den Inbegriff derselben. Denn während in Wolf und seiner Schule nur der exoterische Geist der Leibniz'schen Philosophie zutage trat, sind es die Lessing und Herder, welche zu den tiefern Principien der Monadenlehre hindurchgedrungen sind und dieselben in ihrer Auffassung von Religion, Kunst und Wissenschaft fruchtbar gemacht haben. Drei Stufen sind es, die Fischer innerhalb der deutschen Aufklärung unterscheidet und die sich als logische Verstandesaufklärung, congeniale Verstandesaufklärung und Gefühlsphilosophie charakterisiren. Den Höhepunkt in der ganzen Entwickelung

bildet die congeniale Verstandesaufklärung, die ihren vorzüglichsten Repräsentanten in Lessing aufzuweisen hat, welcher zu dem Genius der Leibniz'schen Philosophie in der innigsten Beziehung steht. So wie Leibniz dem Alles urgirenden Substanzbegriff des Spinoza gegenüber die Selbständigkeit der Einzelwesen, die Individualität zur Geltung brachte, so vermochte auch Lessing die verschiedensten Erscheinungen in Kunst, Religion und Wissenschaft in ihrer Eigenthümlichkeit zu würdigen und gegen Verketzerungen jeder Art in Schutz zu nehmen. Hatte die gewöhnliche Verstandesaufklärung, weil sie von dem Grundsatz der formalen Logik ausging, daß die Wahrheit nur eine sein könne, Alles nur in ihrem Lichte gesehen und die geschichtlichen Zeitalter nach einem ihnen fremden Maßstabe beurtheilt, so war es Lessing, der durch den Begriff der Entwickelung in der Geschichte die Widersprüche löste, welche Wolf, Reimarus und Mendelssohn auf ihrem befangenen Standpunkte fixirt hatten. Dieser Begriff der Entwickelung aber, der Lessing als Leitstern diente bei seiner Untersuchung über die Erziehung des Menschengeschlechts, stammte von dem esoterischen Geiste der Leibniz'schen Philosophie ab; und gerade weil er der Verstandesaufklärung abhandengekommen war, mußte sie nothwendig allen geschichtlichen Zeitaltern ausschließend gegenüberstehen.

Die tiefsinnige Idee der „Theodicee", daß in der Welt ein ununterbrochener Fortschritt und darum eine vollkommene Harmonie stattfinde, haben Lessing und Herder, Jener in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts", Dieser in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" in der Weltgeschichte nachzuweisen versucht.

Die reichsten und überraschendsten Aufschlüsse endlich über den Zusammenhang der deutschen Aufklärung mit der Leibniz'schen Philosophie gibt Fischer in dem Capitel über die Gefühlsphilosophie, als deren Repräsentanten Lavater, Hamann und Jacobi erscheinen. Da wir an diesem Orte darauf verzichten müssen, näher in die Charakteristik dieser dritten Stufe der deutschen Aufklärung einzugehen, so begnügen wir uns, den Punkt zu bezeichnen, wo sie mit der Leibniz'schen Philosophie in der innigsten Berührung zusammenhängt. Leibniz hatte den Gegensatz zwischen bewußtlosen und bewußten Vorstellungen, oder zwischen Natur und Geist dadurch überwunden, daß er die unendlich kleine Differenz derselben nachwies, indem er im Geiste Vorstellungen entdeckte, welche nicht in das Bewußtsein treten, und deshalb von ihm perceptions petites (insensibles) genannt werden. Wie sich in diesen bewußtlosen Vorstellungen die natürliche Welt mit der moralischen berührt, wie sie die fast unerkennbare Verbindungslinie ausmachen zwischen den Menschen und den niederer stehenden Organismen, so bilden sie auch den dämonischen Hintergrund der menschlichen Individualität, die nur Das klar erkennen

und wollen kann, was sie zuvor dunkel gefühlt und instinctiv erstrebt hat. Nach Leibniz bilden die bewußtlosen Vorstellungen den eigentlichen Kern der Individualität: jener Individualität, die in keine Worte sich fassen läßt, die durch keinen Begriff ausgedrückt werden kann, und wodurch sich jeder Einzelne als ein absoluter Singularis von allen Andern unterscheidet. Dieser Begriff der Individualität ist es, welcher der Gefühlsphilosophie vorschwebte bei allen ihren Untersuchungen über das ursprünglich Menschliche, in ihrem ganzen Kampfe gegen die einseitige Verstandesaufklärung, die in dem Menschen nur die Gattung (αὐτὸν τὸν ἄνθρωπον), nie aber das Individuum anzuerkennen vermochte.

Nachdem durch Lessing und Herder die geschichtliche Betrachtungsweise einmal in Gang gekommen war, mußte sie immer weiter in die Vergangenheit, an die Quelle der Menschengeschichte, zur Frage nach dem ursprünglichen Menschen zurückführen. Dieser ursprüngliche Mensch aber ist der fühlende, weil sich im Gefühl, wie in einem Brennpunkte, alle Seelenkräfte concentriren, weil sich in der dunkeln Perception der Mensch und die Natur, Geschöpf und Gottheit am innigsten berühren. Die Gemüthsstimmung aber, worin sich der Mensch Gott am nächsten verwandt fühlt, ist der Glaube oder die Religion.

Die Andeutungen über den Zusammenhang der Gefühlsphilosophie mit Leibniz mögen genügen, um wenigstens eine Vorstellung zu geben von dem Combinationstalent, womit Fischer das scheinbar Entlegenste aufeinander bezogen, die entgegengesetztesten Richtungen unter einem höhern Gesichtspunkte vereinigt hat. Denn während bisher die Gefühlsphilosophie als die entschiedenste Gegenfüßlerin der Aufklärung betrachtet wurde, erscheint sie im Lichte der Fischer'schen Darstellung nur als eins ihrer Momente, als ein Ast des gemeinsamen Stammes — Leibniz.

Gern würden wir die Entwickelungsstufen der Gefühlsphilosophie in ihren bedeutendsten Repräsentanten an der Hand Fischer's näher verfolgen und auf die feinen Fäden aufmerksam machen, an denen Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts zusammenhängen; aber schon die reiche Fülle von neuen Gesichtspunkten, wie das Fischer'sche Buch sie bietet und woraus nur schwer die Auswahl zu begrenzen wäre, nöthigt uns zur Entsagung. So sind wir freilich nicht im Stande, unser Urtheil über die Fischer'schen Leistungen näher zu begründen, sind indessen überzeugt, daß Diejenigen, welche sich zur Lectüre des Fischer'schen Buchs entschließen können, mit derselben Befriedigung von demselben scheiden werden, als dies bei uns und Andern der Fall gewesen. Denn wenn auch dem Werke Fischer's über „Leibniz und seine Schule“ kein anders Verdienst bliebe als das, einen wesentlichen Factor der deutschen Nationalliteratur, die deutsche Aufklärung philosophisch erklärt zu

haben, so würde schon dies hinreichen, um den wissenschaftlichen Werth desselben ebenso als seinen Anspruch auf allgemeineres Interesse außer Zweifel zu setzen.

Die Prairien.

Nach William C. Bryant.

Von

Karl Elze.

Das sind der Wüste Gärten, das die nie
Gemähten Felder, grenzenlos und herrlich,
Für welche in der Sprache Englands sich
Kein Name findet — die Prairien. Jetzt
Zum ersten mal erblick' ich sie; es schwillt
Mein Herz, und mein erweitert Auge saugt
Die rings sich dehnende Fläche ein. O wie
In luft'gen Schwingungen sie sich erstreckt,
Als sei das Meer in leiser Kräuselung
Hier still gestanden, und die runden Wellen
Gebannt, bewegungslos für ew'ge Zeiten. —
Bewegungslos? — O nein! Entfesselt sind
Sie wiederum. Mit ihren Schatten jagen
Die Wolken drüber hin, und drunten rollt
Und wogt die Eb'ne; dunkle Höhlen gleiten
Darauf entlang und treiben vor sich her
Die sonnigen Rücken. Lüfte ihr des Südens,
Die ihr die gold'nen Feuerblumen schaukelt,
Die an dem Falken ihr vorüberzieht,
Der hoch sich wiegt, die breiten Schwingen schlägt,
Und doch sich nicht bewegt — getändelt habt ihr
Mit Palmen Mexicos und Texas Reben,
Ihr habt der klaren Bäche Flut gekräuselt,
Die aus den Quellen der Sonora nach
Dem Stillen Meere gleiten — aber habt
Ihr eine Landschaft lieblicher und doch
Erhabener als diese je umfächelt?
Der Mensch hat keinen Theil an diesem Werke,
Die Hand, die einst die Veste aufgebaut,
Hat dieser Hügel Grün geglättet, hat
Mit Kraut die Böschungen besäet, hat
Mit Hainen wie mit Inseln sie bepflanzt
Und sie mit Wäldern ringsum eingehegt.
Welch würd'ger Flur für diesen hehren Dom
Des Himmels — voller Blumen, deren Zahl
Und Pracht wetteifert mit der Nacht Gestirnen!

Der hohe Himmel beugt in Liebe sich
Herab und glänzt in zarterm Blau, als wo
Des Morgenlandes Berg' er überspannt.

Die grüne Wüst' entlang lenk' ich mein Roß,
Wo hohes Riedgras seine Flanken peitscht,
Und wie Entweihung dringt das hohle Dröhnen
Des Hufschlags mir ins Ohr. Ich denk' an Jene,
Die es mit Füßen tritt. O seid ihr hier,
Ihr Todten alter Zeit? — und hat vordem
Sich dieser Oede Staub geregt, geschwellt
Von Leben und durchglüht von Leidenschaft?
O laß die Aschenhügel Antwort geben,
Die an den Strömen ragen, oder sich
Im dunkeln Walde eichumkränzt erheben!
Ein längstvergangenes Geschlecht hat sie
Gebaut, ein mächtiges, gesittetes
Geschlecht, das mühevoll sie aufgerichtet,
In jenen Zeiten, als zu Götterbildern
Der Grieche den Pentelikus geformt
Und hoch den glänzenden Parthenon gethürmt.
Auf diesen Feldern reiften ihre Ernten,
Hier weideten die Heerden, an den Ställen
Erscholl des Bisons Brüllen, der dem Joche
Den mähnigen Nacken beugte. So erklang
Die Wüste hier vom Widerhall der Arbeit
Den ganzen Tag, bis sich der Abend neigte,
Wo Liebende lustwandelten und in
Vergess'ner Sprache miteinander kosten,
Und sich aus unbekannten Instrumenten
Uralte Lieder mit den Lüften mischten.
Dann kam der rothe Mann, der schweifende Jäger,
Ein wildes, kriegeslustiges Geschlecht,
Und von der Erde schwanden die Erbauer
Der Aschenhügel. Wo sie einst gewohnt,
Ließ sich unzähliger Jahrhunderte
Einöde nieder. Der Prairien-Wolf
Geht seiner Jagd auf ihren Wiesen nach,
Und seine frischgegrab'ne Höhle gähnt
An meinem Pfad. Die Sackmaus *) unterwühlt
Den Grund, wo ihrer Städte Pracht gestanden.
Dahin ist Alles — Alles hin — bis auf
Die Hügel, welche ihr Gebein umschließen —
Die Höhen, wo sie unbekannte Götter
Verehrten — und die erdgebauten Wälle,

*) Gopher. Saccomys antophytus, *Cuvier*; Ascomys Mexicanus, *Lichtenstein*.

Mit denen sie den Feind in Schranken hielten,
Bis über ihren Rand die stürmenden
Belag'rer brachen und die Festungen
Bezwangen und mit Leichen übersä'ten.
Des Waldes braune Geier schwärmten um
Die Stätte und erfreuten ungescheucht
Sich ihres Mahls. Wol manch verlass'ner Flüchtling,
Der sich in Sumpf und Dickicht barg, bis das
Gefühl der Einsamkeit und Furcht noch bitterer
Als selbst der Tod ihm ward, kam und ergab
Sich sicherm Untergang. Allein es siegte
Des Menschen bessere Natur. Willkommen
Mit liebevollen Worten hießen ihn
Die rauhen Sieger, und sie setzten ihn
Zu ihren Häuptlingen; er wählte sich
Ein Weib aus ihren Töchtern, bis er endlich
Ganz zu vergessen schien — doch nie vergaß —
Die Gattin seiner ersten Wahl mit ihren
Geliebten Kleinen, die im Angstgeschrei
Mit seinem ganzen Volk gemordet wurden.

So herrscht der Wechsel in des Daseins Formen,
Und so ersteh'n Geschlechter lebender Wesen
Und sterben ab, wie sie der Odem Gottes
Erfüllt und sie verläßt. Der rothe Mann
Hat ebenfalls die blühende Wildniß, die
Er lang durchstreift, verlassen, um sich näher
Am Felsgebirg' ein wilder Jagdgefild
Zu suchen, und der Biber haust nicht mehr
An diesen Strömen, sondern weit hinweg
An Wassern, deren blauer Spiegel nie
Des bleichen Mannes Bild zurückwarf, — an
Missouris Quellen, an den See'n, aus denen
Der Oregon trinkt, erbaut er sich sein klein
Venedig. Nie mehr weidet hier der Bison.

Wol zwei mal zwanzig Meilen von dem fernsten
Gezelt des Jägers schweift das stolze Thier
In Heerden, unter deren Tritt die Erde
Erbebt — und hier doch folg' ich seiner Fährte!

Noch immer regt in dieser Wüste sich
Das Leben. Myriaden von Insekten,
Bunt wie die Blütenkelch', auf denen sie
Sich schaukeln; Vögel, die noch nicht den Menschen
Gelernt zu fürchten; kriechendes Gewürm
Des Bodens regt sich rings, erschreckend schön.

Das anmuthvolle Reh hüpft ins Gehölz
Bei meinem Nah'n. Die Bien', ein kühnerer
Ansiedler als der Mensch, dem sie von Osten
Weit übers Meer gefolgt, erfüllet die
Prairie mit ihrem Summen und verbirgt
Den Honig in der Eiche hohlem Stamm,
Wie in der gold'nen Zeit. Ich lausche lang
Dem wohlbekannten Ton und hör' im Geiste
Das dumpfe Brausen schon des Menschenstroms,
Der sich nach diesen Wüsten wälzt. Herauf
Vom Boden klingt der Kinder Lachen mir,
Der Mädchen sanfte Stimm' und der Choral
Der gläubigen Gemeinde. Das Gebrüll
Der Heerden untermischt sich mit dem Rauschen
Der schweren Saat in dunkelbraunen Furchen.
Doch plötzlich fährt der Wind durch meinen Traum,
Und einsam bin ich wieder in der Wildniß.

Literatur und Kunst.

Naturwissenschaften.

Von Dr. **Hermann Masius** hat soeben eine **zweite Sammlung** seiner „**Naturstudien.** Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt" (Leipzig, Brandstetter) die Presse verlassen. Der Anfang des Werks erschien bekanntlich vor vier Jahren und der Berichterstatter des „Deutschen Museum", der damals zu den Ersten gehörte, welche die neue Erscheinung bewillkommten, hat seitdem die Freude gehabt, sein Urtheil sowol von der Kritik wie vom Publicum im weitesten Umfang bestätigt zu sehen; zwei starke Auflagen sind im Laufe weniger Jahre vergriffen worden, an der dritten wird, wie wir hören, soeben gedruckt und auch das Ausland, namentlich die Engländer haben sich das treffliche Werk durch Uebertragungen angeeignet. Wenn von einem so glänzend aufgenommenen, durch mehrjährige Wirksamkeit so bewährten Buche jetzt eine Fortsetzung erscheint, so bedarf dieselbe natürlich keiner weitern Empfehlung und so begnügen auch wir uns, die vorliegende zweite Sammlung bei unsern Lesern mit der Versicherung einzuführen, daß dieselbe in keinem Punkte hinter ihrer Vorgängerin zurückbleibt. Es ist dieselbe wissenschaftliche Gediegenheit, die dabei doch ängstlich darauf bedacht ist, den Staub und Schweiß des Wegs zu verwischen, dieselbe künstlerische Auffassung, derselbe poetische Sinn, verbunden mit demselben Ernst der sittlichen Ueberzeugung, wie in jenem ersten Bändchen und auch der derbe kräftige Humor, den wir dem Verfasser schon damals nachzurühmen hatten und der gewiß nicht wenig zur Verbreitung seines Werks beigetragen, hat nichts von seiner Gesundheit und Frische eingebüßt. Der Verfasser betrachtet die Natur mehr mit dem Auge des Poeten als des Naturforschers — nur daß dieser Poet

selbst Naturforscher ist und die geheimen Beziehungen der Schöpfung klar und deutlich vor sich liegen sieht wie ein aufgeschlagenes Buch. Daher einerseits diese Wärme, ja wenn das Wort nicht zu sehr in Miscredit gekommen wäre, möchten wir sagen diese Gemüthlichkeit der Darstellung, diese Lebendigkeit der Zeichnung, diese Frische der Farben, dieses ganze sinnige Sichhineinleben in die Natur; daher aber auch andererseits der wissenschaftliche Ernst, der den Verfasser nie verläßt und ihn vor allen ästhetischen Tändeleien, allen leeren Sentimentalitäten behütet, während er zugleich den Geist des Lesers in fortwährender Anspannung erhält und ihm, in der anmuthigsten Form, eine Menge neuer und anregender Kenntnisse zuführt. Wie in der ersten Sammlung, so nehmen auch in der vorliegenden die Schilderungen aus dem heimatlichen norddeutschen, namentlich dem märkischen Naturleben die erste Stelle ein. Die Altmark ist sonst verrufen wegen der Armuth und Dürftigkeit ihrer Landschaften. Allein der Verfasser führt durch seine Schilderungen den Beweis, daß es in der Natur überhaupt nichts Häßliches, nichts Oedes und Armseliges gibt und daß, wo sie uns dennoch so erscheint, dies lediglich die Schuld des Auges ist, welches sie betrachtet. „Gerade die einfachen und unangetasteten Formen jener altmärkischen Natur", sagt er, „ihre stillen Wiesen und Haiden, ihre umbuschten Gärten und Kornfelder umweben mit sanfterm und innigerm Reiz den Sinn und lehren ihn die bescheidene Freude am Kleinen, ohne welche ein wahrhafter Naturgenuß kaum möglich." Aus dieser idyllisch anspruchslosen Natur sind nun die „Norddeutschen Vegetationsbilder" entlehnt; die Wiese, die Haide, der Nadelwald, der Laubwald, das Kornfeld werden uns der Reihe nach geschildert und in ihrer wechselnden Erscheinung sowie in ihren mannichfachen und weitgreifenden Beziehungen zum Menschen dargestellt. Dagegen führt der Anfang des zweiten Abschnitts: „Bilder aus der Thierwelt", uns aus dem kühlen stillen Norden in die prächtige farbenreiche Welt des Orients. Das Kameel, dieses Schiff der Wüste, wird uns in naturwissenschaftlicher, geschichtlicher und culturgeschichtlicher Hinsicht vorgeführt und auch das Pferd, dem einer der folgenden Abschnitte gewidmet ist, erinnert uns an die Steppen der Wüste. Die übrigen Abschnitte behandeln das Elennthier, den Walfisch, die Katze und — damit zum Größten auch das Kleinste nicht fehle — den Floh. Letztern Aufsatz lasen wir schon vor einiger Zeit in diesen Blättern; er gehört nebst der Schilderung der Katze zu dem Anmuthigsten und Lebendigsten, was das Büchlein bietet. Es folgen dann noch zwei Naturgemälde „Am See" und „Wenn der Herbst kommt", von denen besonders das letztere sich durch tiefe poetische Stimmung auszeichnet. Den Schluß bilden Anmerkungen, in denen der Verfasser theils Rechenschaft gibt über das von ihm verarbeitete wissenschaftliche Material, theils einzelne Punkte durch Parallelstellen anderer Autoren weiter ausführt. Das Ganze steht, wie gesagt, seinem Vorgänger würdig zur Seite und wird daher ohne Zweifel auch dieselbe Anerkennung und Verbreitung finden, die der ersten Sammlung zutheil ward. Rms.

Komische Literatur.

Unserm neulichen Artikel über einige Neuigkeiten unserer komischen Literatur haben wir noch einen Nachtrag hinzuzufügen; Veranlassung bietet uns ein komisches Gedicht, das soeben unter dem Titel „Höllenfahrt von Heinrich Heine" bei Rümpler in Hannover erschienen ist. Die Anlage des Gedichts ist glücklich genug; der Verfasser fingirt, wie Heine, im Jenseits angekommen und auch hier einigermaßen gelangweilt, auf die Oberwelt zurückkehrt und einen Rundgang hält durch die verschiedenen Gebiete der Literatur und Kunst, theils um sich von dem gegenwärtigen Zustande derselben in Kenntniß zu setzen, theils um das vielgepriesene Kunstwerk der Zukunft aufzusuchen. Dieser Einfall ist, wie gesagt, nicht unglücklich und konnte, geschickt benutzt, als Handhabe zu einer Menge komischer Situationen dienen. Leider jedoch fehlte es dem Verfasser an Phantasie und Witz, sowie überhaupt an der komischen Kraft, welche dazu erfoderlich war, die Vortheile dieser ersten Anlage auszubeuten. Das ganze angebliche Gedicht ist vielmehr eine kritische Uebersicht in Versen und auch die Verse, nach dem Muster des „Atta Troll" gebildet, sind zum Theil sehr prosaisch. Der Verfasser läßt alle nur einigermaßen namhaften Schriftsteller der Gegenwart, ingleichen die Maler, Musiker rc. vor sich Revue passiren und heftet jedem derselben einen kleinen boshaften Einfall, ein kurzes stacheliges Verschen an; nur schade, daß der Stachel meist stumpf, die Bosheit in der Regel ohne Witz und noch häufiger ohne Grazie ist. Wer den Muth hatte, Heine's Schatten heraufzubeschwören, der mußte auch nothwendig wenigstens etwas von seinem Witz, seiner Schalkhaftigkeit, seinem poetischen Uebermuth besitzen. Der Verfasser dieser „Höllenfahrt" aber ist gerade in den genannten Punkten vollkommen leer ausgegangen. Seine Urtheile, ihrer poetischen Hülle entkleidet, sind größtentheils recht verständig und treffend; er ist offenbar ein Mann nicht nur von ausgedehnter literarischer Kenntniß, sondern auch von Geschmack und tüchtigem ehrlichen Willen; die ästhetische Durchschnittsbildung unserer Tage repräsentirt sich in ihm von ihrer solidesten und achtbarsten Seite. Doch ist das natürlich bei weitem nicht genug, ein komisches Gedicht zu schaffen und die Maske Heine's, des muthwilligen Spötters, vorzunehmen. Hätte es dem Verfasser beliebt, uns seine kritische Uebersicht in ehrlicher Prosa zu liefern, vielleicht mit einigen literargeschichtlichen Notizen und Ausführungen versehen, so hätte das möglicherweise ein ganz verständiges und brauchbares Büchlein geben können; gerade die Nüchternheit, die uns jetzt beleidigt, würde ihm alsdann zum Vortheil gereicht haben. Allein er hat sich als Dichter, als komischer Dichter zeigen wollen — und dieser Versuch ist ihm denn freilich, da ihm dazu nicht weniger als Alles fehlt, gründlichst verunglückt.

R. P.

Correspondenz.

Aus Westfalen.

October 1856.

L. W. Soviel mir erinnerlich, ist es ziemlich lange her, seit das „Deutsche Museum“ seine letzten Artikel aus Westfalen gebracht hat, ja die Mark, dieses eigentliche Kern- und Stammland Westfalens, ist, wenn ich mich recht entsinne, in seinen Spalten überhaupt noch niemals erwähnt worden. Und doch tritt der industrielle Fortschritt, der diese letzten Jahre überhaupt kennzeichnet, vielleicht an keinem zweiten Fleck Deutschlands so sichtbar hervor und hat so gewaltige Umwandelungen im Gefolge als gerade hier. Erlauben Sie mir denn, Ihnen eine gedrängte Uebersicht dieser Umwandelungen und Fortschritte zu geben und zwar zunächst auf einem Gebiete, das unzweifelhaft das ergiebigste und wichtigste von allen ist, nämlich auf dem Gebiete der bergmännischen Industrie.

Seit einer Reihe von Jahren drängt in Westfalen, und namentlich in dem nordwestlichen Theile desselben, dem Brennpunkte der märkischen Industrie, die bergmännische Speculation alles Andere in den Hintergrund; Steinkohlen und Eisenstein, Hohöfen- und Eisenbahn-Anlagen, das sind die lockenden Rufe des bunten, geräuschvollen Treibens, welche weit hinaus, bis an die Grenzen des europäischen Continents zauberhaft wirken, die glänzenden Aushängeschilder sind es zahlloser, mit Specialkarten ausgerüsteter Prospecte, die von deutschen, französischen und englischen Bergwerksunternehmern in die Hände des geldbesitzenden Publicums gespielt werden. Zum Glück für die bereits Betheiligten und die sich täglich noch in Massen Betheiligenden ist diese sporenklirrende Erscheinung auf dem Markte unsers Verkehrs keine jener fundamentlosen, durch Industrieritter künstlich geschraubten Speculationen, wie sie in der Jetztzeit leider nur zu häufig momentan auftauchen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Was den Eisenstein betrifft, so sind allerdings früher damit manche, mitunter ganz pikante Schwindeleien vorgekommen. Doch fanden dieselben in richtiger Würdigung von Seiten des Publicums regelmäßig ein rasches und klägliches Ende und wenn die entzündete Phantasie auch jetzt noch Manches in zu großem Maßstabe erscheinen läßt, so ist es doch eine unzweifelhafte Thatsache, daß an vielen Stellen unserer Provinz wirklich reiche Funde von Eisenstein gemacht worden sind. Schon jetzt haben mehre großartige Etablissements bedeutende Ankäufe von in der Nähe liegenden Eisensteinlagern gemacht; der volle Reichthum dieses Erzes wird indeß erst nach einer Reihe von Jahren bei ausgedehnterer Förderung ganz ans Licht treten. — Von ungleich größerer Wichtigkeit noch als die Eisensteinlager sind die zahlreichen Kohlenlager, die einem großen Theil Westfalens innewohnen und die bei sehr variirender Tiefe selbstverständlich auch sehr ungleich in Bezug auf die Förderungskosten sich herausstellen. Wie Pilze wachsen jährlich ringsum die Bergwerke aus dem Boden; ja schon taucht bei Einzelnen die nicht unbegründete Verlegenheit auf, wohin, wenn die Production noch einige Jahre so fortgeht, mit diesen Millionen und abermals Millionen Scheffel Kohlen, welche sie dann täglich zu fördern vermag.

Allerdings wird eine große, noch immer zunehmende Quantität zu Coaks verwendet; indeß ist dies nur vorderhand von Belang, später, beim Ausbau der bereits fest projectirten Bergwerke, wird sich dieser Bedarf im Vergleich zu dem täglichen Förderungsquantum auf einen sehr geringen Bruchtheil reduciren. Die nächste Folge der Auffindung dieser reichen, ja unversiegbaren Erwerbsquelle ist die, daß, um sie in entsprechendem Maße ausbeuten zu können, schon jetzt ein fühlbarer Mangel technisch befähigter Männer eintritt und, da die Bergwerksbesitzer ihre Beamten durchweg sehr gut besolden, der Andrang zu den vorbereitenden Schulen außerordentlich zunimmt. So sind in wenigen Jahren neben Hagen noch die Gewerbeschulen zu Iserlohn und Bochum, und zwar letztere mit voraussichtlich blühender Zukunft ins Leben getreten. Außerdem hat sich die Schülerzahl der Bergschulen zu Bochum und Essen bedeutend vergrößert, sodaß in ersterer allein in diesem Jahre statt der sonst üblichen Durchschnittszahl von 30 über 100 Gesuche um Aufnahme eingelaufen sind.

Im Uebrigen liegt auf der Hand, daß bei einer so überreichen Gewinnung von Kohlen und Erzen auch ernstlich darauf Bedacht genommen werden mußte, wenigstens den belebtesten Gegenden unserer Provinz entsprechende Handelswege nach außen zu eröffnen. Schon durchschneidet die Köln-Mindener Bahn Westfalen, schon umspannt das sich immer noch vergrößernde bergisch-märkische Eisenbahnnetz einen bedeutenden Theil desselben und dennoch entstehen fortwährend überall noch neue Projecte von Eisenbahnanlagen, von denen ich hier nur zwei als besonders wichtig und verheißungsvoll hervorheben will. Schon längst fühlte man das Bedürfniß, Süddeutschland mit dem Nordwesten Europas auf zweckdienlichere Weise zu verbinden als es bisjetzt geschehen, und es wurden dieserhalb von mehren Seiten verschiedene Eisenbahnprojecte entworfen, von denen voraussichtlich das nachfolgende alle Concurrenten aus dem Felde schlagen wird, indem, abgesehen von seinen großen Vorzügen, die schon bestehende Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft der Realisirung desselben hülfreiche Hand bietet und auch der Handelsminister von der Heydt den lebhaftesten Antheil für dasselbe an den Tag legt. Es wird nämlich beabsichtigt, von Witten aus über Bochum, Essen und Mülheim nach Oberhausen eine Bahn zu bauen, die dort in weitere Verbindung nach Holland tritt. An diese Bochumer Bahn soll sich dann von Hagen aus südlich eine Eisenbahn nach dem gesegneten Siegerlande anschließen, die dann weitern Anschluß nach Süddeutschland finden würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieses großartige Project schon nach Verlauf weniger Jahre verwirklicht sein, wenigstens macht das Bedürfniß des Landes dies wünschenswerth. Ein anderes, nicht minder weitgreifendes Project ist erst ganz neuerlich aufgetaucht: nämlich die Bahn von Bochum nach Rheine. Sie würde die kürzeste Verbindung zwischen der Nordsee, der Mark und dem Bergischen und durch den Anschluß an die obenerwähnte Siegbahn auch nach Süddeutschland vermitteln. Der Bau dieser Bahn bietet, da auch das Baumaterial in unmittelbarer Nähe leicht zu beschaffen sein soll, mit Ausnahme der Lippbrücke bei Haltern nur geringe Schwierigkeiten dar. Der Verkehr derselben würde unbedingt ein sehr lebhafter werden, indem sich um den Endpunkt derselben bei Bochum im Umkreise von circa einer Meile allein schon jetzt über 30 Steinkohlenbergwerke gruppiren; dieselben sind zum größten

Theil im Betrieb und liefern zusammen täglich mindestens 200,000 Ctr. Kohlen, von denen jedenfalls ein bedeutender Theil als Frachtgut der Bahn zufließen würde, um in das nordwestliche Deutschland versandt zu werden. Dagegen würden die dichtbevölkerten Gegenden von Berg und Mark außer den für die heimische Industrie erfoderlichen ausländischen Rohstoffen, als Twist ꝛc. und der großen Menge von Colonialwaaren aus den Marschen Frieslands Getreide, Schlachtvieh und sonstige Lebensmittel mit Leichtigkeit beziehen können. Die Entfernung von Bochum nach Rheine beträgt etwa 10 Meilen; die sich dort anschließende Bahn von Rheine bis Emden hat eine Länge von 18 Meilen. Soviel uns bekannt, sind die Vorarbeiten der Bochum-Rheine-Bahn bereits soweit gediehen, daß ihre Realisirung kaum noch erheblichem Zweifel unterliegt.

Aus allem Diesen erhellt denn zur Genüge, daß Westfalen in bergmännisch-mercantilischer Beziehung eine noch vor wenigen Jahren ungeahnte Lebendigkeit entfaltet hat und einer bedeutenden Zukunft entgegengeht. Ob auch einer glücklichen in Bezug auf die mittlern und untern Schichten seiner Bevölkerung? Die Frage läßt sich für den Augenblick nicht beantworten; doch steht wol zu hoffen, daß unser an Felderzeugnissen aller Art ungemein ergiebiger Boden uns vor einem Schicksale, wie es England in manchen Landestheilen betroffen hat, glücklich und auf die Dauer bewahren wird.

Aus Stuttgart.

October 1856.

Fg. Die schöne Jahreszeit wurde in unserm Stuttgart sehr festlich geschlossen, und zwar waren dabei die durch Geburt Bevorzugten, die Männer der Wissenschaft, der Landwirthschaft, der Gewerbe und der Industrie sowie die ganze Masse des Volks in gleicher Weise betheiligt. Lassen Sie mich eine chronologische Ordnung befolgen. Am 23. September wurde hier die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eröffnet. Es hatten sich 270 Theilnehmer eingefunden, eine Zahl, die sich bis zu Ende der Sitzungen auf mehr als 300 steigerte. Von bekanntern auswärtigen Namen waren anwesend: Döderlein, Nägelsbach, Thiersch und Andere. Daß die würtembergischen Philologen und Schulmänner stark vertreten waren, liegt in der Natur der Sache. Unter denselben befand sich auch der greise Dichter L. Uhland, der ebenso gelehrte als rüstige Mitarbeiter an Pfeiffer's „Germania". Die Versammlung wurde durch Oberstudienrath Rector Dr. von Roth mit einer Darstellung des Lebensabrisses seines in bairischem Dienste als Staatsrath und Oberconsistorialpräsident verstorbenen Bruders Dr. Karl von Roth eröffnet. Er betonte darin dessen protestantisches Bewußtsein etwas über Gebühr und beschäftigte sich mit der „Revolution" auf eine Weise, wie sie in einer Versammlung von Philologen und Schulmännern kaum am Platz war. Am 24. September hatte die pädagogische Section ihre erste Sitzung. Es wurde über das Institut der Programme an Gymnasien berathen; man kam zu dem Resultate, daß dasselbe zu erhalten und die Gymnasiallehrer noch mehr als bisher zur Betheiligung an demselben anzuhalten seien. Die statistischen Schulnachrichten, die den Programmen angehängt zu werden pfle-

gen, wurden für nützlich erkannt. In der sofort beginnenden allgemeinen Sitzung trug Professor Dietsch aus Grimma eine Ehrenrettung des Sallust vor, welchem gegenüber Professor Gerlach aus Basel sich zu der Bemerkung veranlaßt fand, man möge die Alten in ihrer Einfachheit der Gesinnung zu erfassen suchen, Ehrenrettungen aber wie die eben vernommene seien in ihrer Art ebenso nachtheilig als das bornirte Mäkeln an dem sittlichen Charakter der Alten. Professor Bachofen aus Basel sprach über das Weiberrecht der Alten, d. h. über die Sitte einiger alten Völker, die Kinder nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter zu nennen. Die gelehrte Untersuchung fand lebhaften Beifall und ward als eine wahre Bereicherung der Alterthumswissenschaft anerkannt. Am 25. September war Sitzung der pädagogischen Section. Ueber die These eines würtembergischen Pfarrers, die Bibel zum Einigungspunkte des gesammten Schulunterrichts zu machen, wurde zur Tagesordnung übergegangen. Bezüglich der Thesen über Privatstudien der Schüler sowie über die Wiedereinführung der Versübungen in lateinischer und griechischer Sprache konnte man zu keinem Resultate kommen. Doch theilte man sich die gegenseitigen Erfahrungen mit, wobei Professor Thiersch den würtembergischen Schulen das schmeichelhafte Zugeständniß machte, daß ihm bei einer Landesprüfung, der er vor einigen Jahren hier beigewohnt habe, so vollendete Arbeiten der Schüler in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache vorgelegt worden seien, wie man deren in andern Ländern, namentlich in Baiern, selbst von Universitätsstudirenden nicht zu Gesicht bekäme. Dr. Brugsch aus Berlin sprach über Aegyptens Größe und Ausdehnung zur Zeit der Pharaonen, Professor Haßler aus Ulm über die Frage, ob die Alten geraucht haben oder nicht, wobei er angeblich antike Pfeifen vorzeigte. Daß diese letztern in der That von hohem Alter, vermochte Niemand zu bestreiten; doch wollte man sie nur als ein Eigenthum der Araber anerkennen, während das classische Alterthum und namentlich die Griechen gegen die Unsitte des Rauchens lebhaft in Schutz genommen wurden. Erledigt indeß ist die Frage, die bekanntlich von Professor Walz in Tübingen zuerst angeregt ward, damit noch keineswegs. Professor Julius Braun aus Heidelberg hielt einen Vortrag über phönizische Kunst und deren Einfluß auf Griechenland; Professor Klein aus Mainz schloß die Sitzung mit einem Vortrag über das römische Würtemberg und die vorhandenen Inschriften. Den Nachmittag füllte die erste Sitzung einer eben erst entstandenen archäologischen Section, in welcher Dr. Haakh in Stuttgart eine eigenthümliche, auf eine Stelle des Josephus gestützte Hypothese über die Bedeutung der Laokoonsgruppe mittheilte. Danach soll dieselbe nämlich das durch seine Hartnäckigkeit unter Rufus zugrunde gegangene Judenthum vorstellen: eine Ansicht, die vom Darsteller zwar mit anerkennenswerthem Scharfsinn aus dem Josephus zu begründen versucht ward, die denn aber doch zu abenteuerlich ist, um nicht allgemein als unhaltbar zurückgewiesen zu werden. Am 26. September war Schlußsitzung. Als nächster Versammlungsort wurde Breslau bestimmt; die Versammlung schied mit der herzlichsten Anerkennung für die Gastfreundschaft, deren sie in Stuttgart genossen. Und in der That haben die Stuttgarter auch nach ihren bescheidenen Kräften das Ihrige gethan, um den Ernst der wissenschaftlichen Verhandlungen einigermaßen durch frohen Genuß zu erheitern. Am 23. September bewirthete die Stadt die gelehrten Herren auf

der Silberburg. Am Abend brachte man dem Andenken Schiller's vor seinem Standbild auf dem nach ihm benannten Platz eine feierliche Ovation; der Liederkranz ließ sich hören und J. G. Fischer, der bekannte Lyriker, der schon seit einigen Jahren als Festredner bei unsern Schillerfeierlichkeiten zu fungiren pflegt, hielt auf den Stufen des Standbildes eine Rede, in der er die Werke Schiller's als die beste Chrestomathie für das deutsche Volk pries. Darauf declamirte Hofschauspieler Grunert im Bürgermuseum Schiller's „Glocke" mit jener ihm eigenthümlichen Virtuosität, die denn auch diesmal alle Zuhörer zur lautesten Bewunderung hinriß. Am 24. September hatte die Eisenbahndirection der Versammlung einen Extrazug nach Untertürkheim und Eßlingen zur Verfügung gestellt, am 25. September aber wurde unter Mitwirkung mehrer Mitglieder der Hofkapelle in der Stiftskirche Händel's „Messias" aufgeführt, wozu die gelehrten Gäste unentgeltlich Zutritt hatten. Mögen sie mit freundlicher Erinnerung aus unserer Residenz geschieden sein!

An demselben Abend noch, an welchem die Versammlung der Philologen und Schulmänner geschlossen ward, verkündete ein großartiger Zapfenstreich das bevorstehende Geburtsfest unsers Königs. Der festliche Tag selbst, der 27. September, wurde mit gewaltigem Kanonendonner, dem Geläute aller Glocken der Stadt, den Fanfaren sämmtlicher Regimentsmusiken begrüßt und auch der Himmel verlieh die Gunst eines milden Herbstsonnenscheins. Alle Läden und Werkstätten in Stuttgart waren geschlossen, Beweis genug, daß das Fest von allen Ständen mit aufrichtiger Theilnahme begangen ward. Den ganzen Tag wogte die Menge auf dem Markte und dem Schloßplatze umher, um die prächtigen Equipagen, die reichgestickten Uniformen der Beamten und die strahlenden Toiletten der Damen zu sehen, die den „Nestor der deutschen Fürsten" zu beglückwünschen kamen. Derselbe steht in der That hoch in des Lebens Herbst; mit dem 27. September ist er in sein 76. Lebensjahr getreten. Aber milde wie sein diesjähriger Geburtstag sind auch die Tage seines hohen Alters, das ihn das Ungemach und die Leiden, die es gewöhnlich in seinem Gefolge hat, noch nicht hat fühlen lassen. Geistig wie körperlich ist König Wilhelm gleich rüstig und leitet noch mit voller Manneskraft die Geschäfte der Regierung. Der diesjährige Geburtstag war noch von besonderer Bedeutung: das Jahr 1856 ist zugleich das funfzigste des würtembergischen Königthums und das vierzigste von König Wilhelm's Regierung, und das Fest wurde daher mit einer ganz besondern Solennität begangen, namentlich auch von auswärtigen fürstlichen Gästen, unter denen besonders die Königin von Holland, Tochter des Königs, mit ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, bemerkt ward.

Auch das landwirthschaftliche Centralfest in Cannstadt, eins der großartigsten Volksfeste in Deutschland, das schon seit Jahren mit dem königlichen Geburtsfest verbunden ist, als schuldiger Dank für die ausgezeichnete Pflege, die König Wilhelm dem Landbau erwiesen hat, wurde diesmal mit besonderm Glanze gefeiert. Da die königliche Geburtstagsfeier auf einen Samstag fiel, so wurde das Fest auf Montag den 29. September verlegt. Aus allen Theilen Würtembergs strömten Gäste und Zuschauer in Scharen herbei, und die vermehrten Eisenbahnzüge, den ganzen Tag hindurch in Bewegung, vermochten die Massen kaum zu bewältigen. Den Mittelpunkt des Festes bildete wie immer eine Viehausstellung nebst einer Ausstellung landwirthschaftlicher

Geräthschaften und Producte. Auf den Wiesen von Cannstadt war ein ungeheurer Raum mit Planken in weitem Bogen umschlossen, vor dem sich amphitheatralisch die Sitze für die Tausende und aber Tausende der Zuschauer erhoben. Ein aus Früchten sinnig verziertes Portal, das eine mächtige Säule, ebenfalls aus Früchten künstlich aufgeführt, schmückte, bildete gegen Norden den Eingang in die Arena, wo der Stolz der schwäbischen Bauern, die kräftigen Rinder, die muthigen Pferde, die fetten Hammel und die schweren Schweine aufgestellt waren. In der Nähe des Portals erwartete ein luftiger Pavillon die hohen und höchsten Herrschaften. Gesandte, Minister und Staatshämorrhoidarien hatten sich nach und nach mit ihren Frauen und Töchtern eingefunden und vorläufig die Aufmerksamkeit der dichtgedrängten Zuschauerscharen beschäftigt; dann erschienen die Leute „von Geblüt" und endlich um 11 Uhr der König auf einem stattlichen arabischen Hengst, von einer zahlreichen Suite gefolgt und dem Vivatrufen der Menge empfangen. Zuerst wurden die Gegenstände der Ausstellung besehen, dann fand ein Pferdewettrennen statt und endlich folgte die Preisvertheilung für die Besitzer vorzüglicher Thiere, sowie für die Aussteller ausgezeichneter Früchte oder besonders zweckmäßiger landwirthschaftlicher Geräthschaften. Daß nebenbei für Volksbelustigungen und Genüsse aller Art gesorgt war, brauche ich nicht erst zu erwähnen; doch hatte löblicherweise die Polizei dieses Jahr alle Hazardspiele, wie man sie früher an dem cannstadter Volksfeste fand, verboten.

Dafür erhielt das Fest, dieses Jahr zum ersten mal, einen sehr ansprechenden Epilog. Nämlich einige Tage vor demselben fiel es dem Gewerbestand ein, auch seine Producte der schaulustigen Menge vorzuführen. Schnell wurde eine Gewerbeausstellung improvisirt und dazu der Cursaal in Cannstadt benutzt. Bei der Kürze der Zeit konnten natürlich die wenigsten Gewerbe sich bei der Ausstellung betheiligen: allein nichtsdestoweniger waren dort ausgezeichnete Proben würtembergischen Gewerbfleißes zu sehen und befriedigte die Ausstellung durch ihre schöne und übersichtliche Anordnung allgemein. Der Hof interessirte sich sehr lebhaft dafür und so wird die ehrenvolle Anerkennung, den unser Gewerbstand bei diesem Anlaß erfahren hat, ihm ohne Zweifel zur freudigen Aufmunterung gereichen.

Aus Westpreußen.

Herbst 1856.

N. N. Westpreußen — Danzig — das sind Namen, die in Ihren Lesern kein allzu freudiges Vorgefühl erwecken dürften. Was werden wir zu hören bekommen, wird es heißen: ein ellenlanges Capitel vom wohlbezopften deutschen Chinesenthum, nichts weiter. Man nimmt eine Karte zur Hand und eine Statistik Preußens: da finden sich trübe Auspicien, das ist ein Zwitterwesen, halb Deutschland, halb Ausland, von Beidem nichts Rechtes! Ueberschlagen wir das!

Trotzdem möchte ich die Leser des „Deutschen Museum" bitten, die nachfolgenden Seiten nicht zu überschlagen; vielleicht finden sie dieselben doch minder inhaltlos, als sie erwartet haben, vielleicht ist das Endresultat unserer gemeinschaftlichen Forschungen doch nicht so ganz undankbar und unerquicklich, ja vielleicht sind gerade diese Forschungen geeignet, unsere Hoffnung

zu beleben auf den Sieg des guten Geistes der neuen Zeit und unsern Glauben zu stärken an die Bildungsfähigkeit der Bevölkerung selbst solcher Orte, die vom „Aug' des Himmels" wenig besucht sind und auf die man sich daher gewöhnt hat, mit Mistrauen und Geringschätzung herabzusehen.

Es kann natürlich nicht die Aufgabe eines einzigen Artikels sein, eine so vollständige Umwandelung der öffentlichen Meinung zu vollbringen. Man wird mit Recht eine hinreichende Anzahl genügender Beweise verlangen, bevor man sich entschließt, sein Urtheil zu modificiren, und um all diese Beweise herbeizubringen, werde ich mehr als einmal in den Spalten dieses den allgemein-deutschen Interessen vornehmlich gewidmeten Blattes das Wort nehmen müssen. Für heute sei es mir erlaubt, mit Vermeidung aller Specialität mehr einen Totaleindruck wiederzugeben und in flüchtigem Umriß das Bild der hiesigen Zustände zu zeichnen, das ich in spätern Mittheilungen weiter auszuführen gedenke.

Hat Danzig auch in den letzten Jahren einen großen Theil seiner Wichtigkeit für die Provinz verloren, so figurirt es doch officiell immer noch als Hauptstadt Westpreußens; auch dürfte wol, beiläufig gesagt, die Zeit nicht fern sein, wo diese Bezeichnung einen vernehmlichern Klang, selbst in nicht-officiellen Kreisen, erhalten wird. Ich werde bei meiner Darstellung also von Danzig ausgehen.

Es gab eine Periode in der Geschichte Danzigs, und wir wissen, daß diese Periode lange gewährt hat, wo der Glanz und der Reichthum der wichtigen Hansestadt weit und breit begeisterte Bewunderer zählte. Das war die Periode der freireichsstädtischen Glorie, unter polnischem Schutz. Die Schiffe der danziger Handelsherren durchkreuzten alle Meere und ihre Speicher nahmen in umfangreichen Räumen die kostbaren Ladungen auf, welche die Stadt in den Ruf einer gewaltigen Kornkammer zu bringen geeignet waren. Aber dieser äußere Glanz konnte die Fäulniß der innern Zustände nicht verdecken. Die republikanische Verfassung, welche die Sorge für das Wohl des kleinen Freistaats in die Hände von vier Bürgermeistern gegeben hatte, die, den ersten Patricierfamilien angehörend, je nach verwandtschaftlichen Rücksichten einander unterstützten oder befeindeten, war nicht im Stande, den unerhörtesten Misbräuchen zu steuern und Mängeln abzuhelfen, die, sobald durch die Nacht der Jahrhunderte die Sonne der Bildung ihre ersten Strahlen warf, in ihrer ganzen schreienden Blöße und Jämmerlichkeit hervortraten. Wo irgend Anstrengungen gemacht wurden, einen bessern Zustand der Dinge herbeizuführen, da war der niedrige Krämergeist im Verein mit dem schamlosesten Nepotismus gleich bei der Hand, den gepflanzten Keim zu ersticken und des Jahrhunderte lang gepflegten Unkrauts sorgfältig zu schonen. Es kam Denen, welche das Staatsruder führten, zu keiner Zeit in den Sinn, eine Politik von bestimmt ausgeprägtem Charakter zu verfolgen; man trat bald auf diese, bald auf jene Seite, je nachdem es die Umstände erheischten und je nachdem der allmächtige Silber- und Goldklang da oder dort den gewichtigsten Ton von sich gab. Die Stadt Danzig bequemte sich ebenso bereitwillig dazu, ihre ersten Geschlechter bei den französischen Generalen antichambriren zu lassen, wie sie es unter den Flügeln des polnischen Adlers sich hatte wohl sein lassen, und so nahm sie auch keinen Augenblick Anstand, das preußische Wappen an ihren Thoren aufzustecken, nachdem der Abzug des

Generals Rapp ihr den Untergang der Napoleonischen Herrschaft prophezeit hatte.

Die Zeiten der republikanischen Glorie sind vorüber, verblichen die glänzenden Bilder der Macht und des Ansehens, in denen uns die Vergangenheit Danzigs vorschwebt. Die politischen Constellationen der letzten 50 Jahre haben denselben Geist, der einst so große Handelsunternehmungen erschuf, dergestalt zusammengepreßt, daß von seinem Walten wenig zutage tritt und es ist unter den preußischen Ostseestädten namentlich einer kleinern Nebenbuhlerin gelungen, der alten Hansestadt den Vorrang abzulaufen; ihre Leser wissen, wen ich meine — Stettin.

Lange Zeit konnte man sich in Danzig gar nicht von dem Erstaunen erholen, daß so etwas nur überhaupt möglich. Danzig, das aristokratische Danzig, das höchstens an Hamburg eine ebenbürtige Collegialität zu achten gewohnt war, entthront zu Gunsten einer Stadt, deren Wachsthum bisher wenig Kopfzerbrechen hervorgerufen hatte — das war ein Räthsel, an dem sich die gesammte Patricierweisheit vergeblich versuchte! Man suchte sich dafür zu entschädigen, indem man die mancherlei Ueberbleibsel und Reliquien der freireichsstädtischen Herrlichkeit sorgfältig aufsammelte und ihnen abgöttische Verehrung angedeihen ließ. Man weidete sich an dem Cultus der Vergangenheit, weil man die Gegenwart nicht begreifen konnte. Es versteht sich von selbst, daß Diejenigen, welche durch Wort oder Schrift das Evangelium der neuen Zeit zu verkündigen unternahmen, Prediger in der Wüste blieben und für ihr Beginnen den Spott der Menge und die Verachtung der „Leute von Stellung und Vermögen“ ernten mußten. Es ist auch nicht zu verwundern, wenn besagten Predigern darob die Geduld ausging und ihrer Viele daran verzweifelten, daß Danzig jemals dem verfemten Geiste des Fortschritts, der sich nur als scheues Gespenst bei Nacht und Nebel blicken lassen durfte, Thor und Thür öffnen würde. Man wird aber auch, wenn man billig sein will, einräumen müssen, daß viel an der Art und Weise lag, wie den Leuten das neue Evangelium verkündet wurde. Es gibt Momente in der jüngsten danziger Geschichte, welche dies deutlich durchschimmern lassen.

Ein solcher Moment war zu Anfang der zwanziger Jahre das Erscheinen des „Danziger Dampfboot“. Allerdings kann dieses nicht als das erste journalistische Unternehmen am hiesigen Orte betrachtet werden, im Gegentheil waren bereits früher von verschiedenen Männern der Literatur zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht worden, eine Tagespresse zu begründen, welche auf die öffentliche Meinung influiren und bessern Ueberzeugungen Eingang verschaffen sollte. Nichtsdestoweniger ist es Thatsache, daß sie alle nicht fest zu wurzeln vermochten und nach kurzer Existenz in das frühere Nichts zurücksanken. Denn — ich bitte Ihre Leser, dies wohl zu beachten — alle jene weisen und gelehrten Männer, die jedes beliebige Thema in schulgerechten Disputationen zu tractiren verstanden, hatten ein tiefes und doch sehr einfaches Geheimniß nicht ergründet: das Geheimniß, zum Publicum zu sprechen. Da trat Wilhelm Schumacher auf. Ein durch und durch naturwüchsiges Talent, aus den untersten Schichten des Volks hervorgegangen und durch einen günstigen Zufall aus der Sattlerwerkstatt, die lange Zeit die einzige Zeugin seiner poetischen Schöpfungskraft gewesen war, nach einer anstrengenden Epoche ernster Vorbereitung in das Redactionszimmer versetzt

und zum erklärten Liebling der Danziger erhoben, ging Schumacher mit richtigem Takte daran, die Saite herausklingen zu lassen, welche in seiner Leser Geist und Herz am längsten nachtönen würde. Er erzählte dem Publicum anmuthige Geschichten und wußte es nebenbei für den Kampf gegen Unsinn, Lüge und Gemeinheit, den er zeitlebens wacker führte, zu interessiren. Die Abonnentenzahl stieg von Jahr zu Jahr, und als kurz vor des Naturdichters jähem Tode der Buchhändler Gerhard das „Dampfboot" an sich brachte, mußte er sich gestehen, daß er ein hübsches Geschäft entrirt habe.

Die allmäligen, freilich sehr langsamen Fortschritte der Intelligenz in Danzig zu verfolgen, liegt nicht in meinem Plane. Genug, man fing nach und nach zu begreifen an, daß nur durch innigen Anschluß an den Geist der Zeit für die Stadt in jeder Hinsicht Heil zu erwarten sei. Das Jahr **1848** mit seinen Stürmen und Zuckungen ging vorüber ohne erhebliche Demonstrationen, wenn ich nicht einige ziemlich harmlose Katzenmusiken und ebenso harmlose Volksversammlungen, in denen Hr. Ryno Quehl, zur Zeit preußischer Generalconsul in Dänemark, zu präsidiren pflegte, dazu rechnen will. Nichtsdestoweniger gab das neu gewährte Versammlungsrecht einigen Männern von durchgreifender praktischer und theoretischer Bildung Gelegenheit, die Leute mit Dem bekannt zu machen, was der constitutionelle Staatsbürger wissen muß, um sich der Segnungen vernünftiger Gesetze zu erfreuen und im Nothfall sein gutes Recht zu wahren, das ihm die Verfassung verbrieft hat. An der Spitze dieser Männer stand Heinrich Behrend, dessen glänzendes Rednertalent während der letzten Legislaturperiode im Hause der Abgeordneten bewundert wurde. Die Feinde der Aufklärung konnten es freilich nicht begreifen, was es nütze, wenn der Constitutionelle Verein in Danzig über die einzelnen Paragraphen der Verfassung discutirte und die Handlungen der Minister einer speciellen Kritik unterwarf. Trotzdem wurde der Same nicht vergebens ausgestreut; es bildete sich, namentlich unter der jüngern Kaufmannschaft und dem Handwerkerstande, eine compacte Partei des vernünftigen Fortschritts, die den Dingen in der Welt nicht mehr mit dem alten danziger Indifferentismus zusah und die den Riesenkampf, der auf der großen politischen Bühne gekämpft wurde, im Kleinen und Einzelnen in die städtischen Berathungszimmer, in Stadtverordnetenversammlung, Gewerbeverein u. s. w. zu verpflanzen wußte. Die Parole war ausgetheilt: Vorwärts!

Und in der That, wenn wir die mannichfachen Errungenschaften überblicken, in deren Besitz wir seitdem gekommen sind, so haben wir wol Ursache, uns zu freuen über das neue Danzig, das auf den Trümmern des alten entsteht. Entsteht — nicht entstanden ist! Denn obgleich eine veränderte Physiognomie des öffentlichen Lebens überall zutage tritt, obgleich wir durch die Ostbahn in das große deutsche Eisenbahnnetz aufgenommen sind, obgleich uns statt trüber Oellämpchen das helle Licht der Gasflammen strahlt, ja obgleich durch Hausnummern endlich einmal eine Orientirung in den Straßen der Stadt möglich geworden ist (und es ist wahrlich bezeichnend genug für uns, daß wir selbst diese bescheidene Errungenschaft erst der allerneuesten Zeit verdanken) — obgleich, sage ich, schon viel gewonnen ist, so darf doch nicht außer Acht gelassen werden, daß wir uns in einem fortwährenden Läuterungsprocesse befinden, dessen weitere Stadien der Zukunft angehören. Noch ist das Philisterium wol auf dem Plan, noch macht sich die alte Patricierherrschaft

im Verein mit exclusivem Kasteugeiste und dünkelvoller Ueberhebung über den beschränkten Bürgerverstand nicht blos in Ressourcen und geschlossenen Gesellschaften, sondern auch in den öffentlichen Versammlungen breit, wo für das Wohl der Stadt heilsame Entschlüsse gefaßt werden sollen. Noch kann es beispielsweise geschehen, daß, wenn die Stadtverordneten den Magistrat einstimmig auffodern, sich dem Publicum gegenüber über gewisse Maßregeln auszusprechen, die eine allgemeine Misstimmung erzeugt und einen Straßentumult hervorgerufen haben, dieser einstimmige Beschluß ruhig ad acta gelegt wird, weil eine aus dem Oberbürgermeister und besoldeten Räthen bestehende Minorität jede Aufklärung der Einwohner über wichtige Dinge für überflüssig und „unzulässig" hält. Und noch ist es möglich, daß die sogenannte Localpresse, allerdings das Jammervollste, was es auf diesem Gebiete geben kann, solch Gebahren einer Minorität durch ihr Stillschweigen sanctionirt, ohne in ihrer Unschuld auch nur eine leise Ahnung von den Verpflichtungen zu haben, die ihr im Kampf für das gute Recht und die Anfoderungen der Billigkeit obliegen. Wie gesagt, da ist noch unendlich viel zu säubern und zu läutern. Aber wenn wir auf der andern Seite sehen, wie dann wieder die städtischen Vertreter den Muth haben, die Nichtbeachtung ihres ersten Beschlusses durch einen zweiten zu erwidern, dahin lautend, die Versammlung wolle jetzt einmal die Acten einsehen und die Verwaltung controliren, und wenn wir erfahren, daß die in der danziger Localpresse selbst verleugnete Stimme des Rechts und der Wahrheit in die Wochenblätter der kleinern Provinzialstädte Eingang findet und das Publicum dieser Provinzialstädte (ich nenne vor allen Elbing, Graudenz und Marienwerder) den Gang unserer Angelegenheiten mit der lebhaftesten Theilnahme verfolgt, ja wenn sich endlich selbst die Regierung genöthigt sieht, der öffentlichen Stimme Gehör zu geben, dann dürften auch hinlängliche Garantien vorhanden sein für das Gelingen der guten Sache des Fortschritts und der Emancipation von schädlichen Vorurtheilen, und dürfte sich immermehr die Hoffnung befestigen, daß alle Arbeit und Mühe der Bessergesinnten doch nicht vergebens ist, daß ihre Opfer nicht umsonst gebracht wurden.

Lassen Sie es mich am Schlusse meines heutigen Artikels, der allerdings schon wider Erwarten umfangreich ausgefallen ist, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, Ihre Leser weiter in die Provinz hineinzuführen — lassen Sie es mich nachdrücklich aussprechen: der Boden ist hier wohl empfänglich für edlern Samen, wenn sich nur eine geschickte Hand dazu findet, ihn auszustreuen. Der Danziger hat Achtung vor dem wahren Künstlerthum — das lehrt uns ein Blick in die Concertsäle und in die Theater; er nimmt Antheil an der Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens — wir merken das an der starken Frequenz der allerdings spärlichen Vorlesungen, welche hier und da während des Wintersemesters gehalten werden; er interessirt sich für die bedeutendern Erscheinungen der modernen Literatur — die wachsende Zahl der Buchhandlungen leistet Bürgschaft dafür. Wir haben einen „Ost- und Westpreußischen Musenalmanach", der neben vielem Mittelmäßigen und Abgeschmackten auch manches Schöne und Treffliche bietet; ein poetisches Album „Gedunia", welches Danzig und dessen romantische Umgegend verherrlicht, hat unlängst die Presse verlassen; ein „Danziger Kalender", für dessen Gediegenheit bezüglich des unterhaltenden und belehrenden Theils vortheilhaft bekannte Namen Zeugniß ablegen, ist in Arbeit begriffen. Die Kräh-

winkliaden sind in Miscredit gekommen und man hat die Einsicht gewonnen, daß Stadt und Provinz nur dann eine Bedeutung erlangen können, wenn sie die sorgsame Pflege seiner zarten und noch wenig entwickelten Keime sich angelegen sein lassen, welche trotz Herbstnebel und Wintersturm der Geist der neuen Zeit überall gepflanzt hat.

Notizen.

Während von dem großen politischen Blatte in deutscher Sprache, das angeblich in Paris projectirt wird und über das auch wir vor einiger Zeit berichteten, Alles wieder still geworden, werden wir durch die Probenummer einer „Pariser Zeitung. Gazette allemande de Paris" überrascht, die seit Anfang Octobers in wöchentlichen Lieferungen erscheint. Als Hauptmitarbeiter scheint Friedrich Szarvady thätig zu sein; die Probenummer bringt von ihm einen einleitenden Artikel „Die Woche", der sehr pikant geschrieben ist. Ferner bringt dieselbe Nummer „Erinnerungen an Heinrich Heine" von J. Duesberg, die jedoch nur wenig Erhebliches enthalten; eine warme Empfehlung der Gedichte von Hermann Lingg von Moritz Hartmann; einen sehr interessanten Artikel von Kolatschek über „Die deutschen Musen in Amerika" und verschiedene kleinere Arbeiten, unter denen besonders „Bretonische Volkslieder", übersetzt von Moritz Hartmann und Ludwig Pfau, sich auszeichnen. Das ganze Unternehmen übertrifft, nach dieser Probe zu urtheilen, alle frühern Versuche der Art bei weitem und wünschen wir von Herzen, daß auch sein äußeres Schicksal sich günstiger gestalten möge, als es mit den in Paris erscheinenden deutschen Blättern bisher regelmäßig der Fall gewesen ist.

Aus Stettin wird der Tod des Redacteurs der dortigen „Norddeutschen Zeitung" Dr. Karl Heinrich Hermes gemeldet. Derselbe war 1800 in Kalisch, wo sein Vater als preußischer Beamter lebte, geboren; in Breslau, wohin die Familie durch den Krieg vertrieben worden war, besuchte er das katholische Gymnasium, sowie seit 1818 die Universität, wo er Theologie und Philologie studirte. Nachdem er sodann einige Jahre theils als Hauslehrer, theils in literarischen Beschäftigungen verlebt hatte, ging er 1825 nach Stuttgart zu Wolfgang Menzel, mit dem — es war in Menzel's liberaler Epoche — er damals innig befreundet war und an dessen journalistischen Unternehmungen er sich betheiligte. Auch gründete er damals ein eigenes Blatt „Britania", das jedoch nur von kurzer Dauer war. 1828 begab er sich nach München, wo er das „Ausland" redigirte; auch habilitirte er sich nebenbei als Privatdocent der Geschichte. Die liberale Richtung jedoch, der er damals anhing, zog ihm Verfolgungen zu, die ihn nach Verlauf weniger Jahre nöthigten, München zu verlassen; 1831 nach Braunschweig übergesiedelt, redigirte er eine zeitlang die dortige „Deutsche National-Zeitung", vertauschte dieselbe jedoch bald darauf mit der Redaction der „Kölnischen Zeitung". Während dieser äußerlichen Wandelungen hatte auch sein Liberalismus sich allmälig so abgeblaßt, daß er Anfang der vierziger Jahre zum

Redacteur der „Preußischen Staats-Zeitung" berufen werden konnte. Doch war sein Debüt in dieser neuen officiellen Stellung sehr unglücklich, namentlich erregten seine Artikel über Herwegh, über romanische und germanische Freiheit ꝛc. allgemeinen Anstoß, sodaß seine eigenen Gönner ihn in kürzester Zeit wieder fallen ließen. Er privatisirte darauf längere Zeit, theils mit Vollendung seiner „Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre" (zuerst 1842), theils mit Abfassung seiner publicistischen Erinnerungen beschäftigt, die 1845 unter dem Titel „Blicke aus der Zeit in die Zeit" erschienen. Das Jahr 1848 berief ihn endlich wieder zu einer öffentlichen Wirksamkeit. Seine Umwandelung hatte sich inzwischen so weit vollendet, daß er jetzt zu den Hauptstützen der „guten Presse" gehörte; insbesondere zählte die Kreuzzeitung ihn zu ihren ersten und eifrigsten Mitarbeitern. Als Anerkennung der geleisteten Dienste wurde ihm ein Filial der Kreuzzeitung, das bald darauf in Bremen errichtet ward, übertragen. Doch ging dasselbe in kurzem wieder ein und Hermes sah sich genöthigt, die Redaction einer Provinzialzeitung zweiten Ranges wie die stettiner „Norddeutsche Zeitung" zu übernehmen. In dieser Stellung hat ihn der Tod ereilt. Die Kreuzzeitung widmet ihrem ehemaligen Mitarbeiter und mehrjährigen Gesinnungsgenossen einen begeisterten Nachruf; seine stuttgarter und münchener Abenteuer sowie überhaupt die Zeit vor dem Jahre 1840 bleiben dabei unerwähnt und das mag denn auch wol für beide Theile das Beste sein. Hermes hatte Talent und Kenntnisse, gehörte aber bei alledem doch nur einem Geschlecht literarischer Condottieri an, das zwar heutzutage wieder sehr in Blüte steht, in der That jedoch den Keim des Todes nicht nur in sich selbst trägt, sondern ihn auch unvermeidlich Allem mittheilt, was es berührt.

Von Levin Schücking ist ein neuer Roman „Die Sphinx" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Dr. Eduard Schmidt-Weißenfels, der kürzlich zwei interessante Bände über „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration" (Berlin, Heymann) veröffentlichte, ist mit einem Buch über Heinrich Heine beschäftigt. Hermann Grimm in Berlin, der Verfasser des „Demetrius", auch als Novellendichter bekannt und beliebt, hat ein neues Drama „Werner" vollendet; dasselbe hat drei Acte und nur drei Personen und wird zuerst auf dem Königstädtischen Theater in Berlin zur Aufführung kommen. Adolf Strodtmann, der Biograph Kinkel's, der eine Reihe von Jahren in Nordamerika verlebte, ist soeben von dort nach Deutschland zurückgekehrt. Er bringt verschiedene literarische Arbeiten mit sich, darunter namentlich eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche, ungeachtet der lyrischen Ueberschwemmung, an der unser Parnaß leidet, dennoch durch Schwung und Tiefe der Empfindung sowie durch Innigkeit und Glanz des Ausdrucks wohl geeignet sein dürften, das Publicum aus der Gleichgültigkeit, mit der es die Neuigkeiten unserer Lyriker gewöhnlich empfängt, aufzurütteln; eine Probe daraus werden wir in einer unserer nächsten Nummern mittheilen.

Am Schlusse des in unserer heutigen Nummer enthaltenen Berichts über die diesjährige Versammlung der deutschen Naturforscher wird einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift erwähnt, welche demnächst in Wien erscheinen

wird; wir sind jetzt in der Lage, Genaueres über das Project mittheilen zu können. Die neue Zeitschrift wird den Titel führen: „Kosmos; Zeitschrift für angewandte Naturwissenschaft.“ Die Redaction wird Dr. K. Reclam in Leipzig führen, bekannt durch seine gediegenen Leistungen, sowol auf strengwissenschaftlichem wie namentlich auch auf populärem Gebiet. Den Verlag hat die kaiserliche Staatsdruckerei übernommen; halbmonatlich wird ein Heft mit Holzschnitten und andern Kunstbeilagen ausgegeben werden. Bei der Umsicht des Redacteurs und seinen zahlreichen Verbindungen sowie bei den höchst glänzenden äußern Mitteln, die dem Unternehmen zugebote gestellt sind, läßt sich etwas Ungewöhnliches erwarten, namentlich auch für die bei naturwissenschaftlichen Untersuchungen so wichtigen artistischen Beilagen, und sehen wir der zum 1. December erscheinenden Probenummer mit Interesse entgegen. — Von einem andern Unternehmen, das, nach dem Anlauf zu urtheilen, den es nimmt, ebenfalls zu den hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Journalistik gehört, liegt die Probenummer bereits vor: das sind die bei Westermann in Braunschweig erscheinenden „Illustrirte deutsche Monatshefte“, deren erste Lieferung soeben in glänzender Ausstattung erschienen ist. Danach zerfällt das Blatt, dessen Aufgabe im Allgemeinen dahin angegeben wird, daß es die Wissenschaft und ihre Resultate volksthümlich machen soll, in fünf größere selbständige Abtheilungen. Die erste ist der „allgemeinen Unterhaltung“ gewidmet; sie wird Novellen, Culturbilder, Memoiren, Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten, Sitten, Sagen, Volksgebräuche, historische Charakterbilder &c. bringen. Die zweite ist den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft und ihren Einflüssen auf die Culturzustände bestimmt; auch liefert sie geographische Charakterbilder, Reisebilder, Physiognomien von Land und Volk, Besprechungen wichtiger hier einschlagender Entdeckungen und dgl. m. Die dritte Abtheilung enthält Kunstberichte, theils über poetische Literatur, theils über bildende Künste, Musik, Theater &c. Die vierte Abtheilung ist der Kritik gewidmet, während die fünfte und letzte Correspondenzen aus den wichtigsten Hauptstädten der Alten und Neuen Welt enthält. Dazu bringen die „Illustrirten deutschen Monatshefte“ nun noch zahlreiche Illustrationen: doch sollen dieselben, wie der Prospect versichert, niemals Selbstzweck sein, sondern nur als eine wirksame Vermittelung der Belehrung sowie zum Schmuck der äußern Erscheinung dienen. Monatlich wird ein Heft von sieben Bogen ausgegeben; der Preis des Jahrgangs beträgt 4 Thlr. In dem vorliegenden Probeheft finden sich sämmtliche Abtheilungen des Blattes durch interessante Beiträge vertreten. Siegfried Kapper bringt eine novellistische Skizze, deren Hintergrund Böhmen und das Leben der dortigen Bergleute; W. H. Riehl ein Culturbild aus der Pfalz; H. C. Andersen ein dänisches Naturbild; Ernst Dorn schildert die Denkmäler der Alten Welt; Theodor Mügge beschreibt das „Sommerleben in Stockholm“. In der zweiten, der naturhistorischen Abtheilung zeichnet sich besonders ein Aufsatz von Schleiden aus „Ueber den Materialismus unserer Zeit“; ferner Beiträge von Reclam in Leipzig, Moritz Wagner &c. W. Lübke, der vortreffliche Historiograph der mittelalterlichen Kunst in Westfalen, schildert „Die deutsche Architektur der Gegenwart“; S. W. Dehn in Berlin zeichnet „Johann Sebastian Bach als Polemiker“. Die literarischen Besprechungen betreffen Werke von Liebig, Franz Kugler,

Masius rc. Zum Schluß erhalten wir noch Correspondenzen aus Berlin, vom Mittelrhein, aus Pesth, Paris, Wien, Newyork und sogar aus Hongkong in China: sodaß es also auch dieser Abtheilung wie überhaupt dem ganzen Heft an Mannichfaltigkeit nicht fehlt. — Gleichzeitig wird auch von Hamburg aus die Ankündigung eines neuen Journals verbreitet: „Das Jahrhundert. Zeitschrift für Politik und Literatur" (Hamburg, Meißner). Dasselbe will „den Anfängen einer bessern Zeit eine Stätte bereiten"; als sicherstes Mittel dazu erkennt es „die Wissenschaft des Geistes und die Kenntniß der Natur" und sollen daher beide „im Sinne des Fortschritts und der freien Forschung" von ihm vertreten werden. Das erste Heft enthält unter Anderm einen Aufsatz über „Die Geschichte der Erde" von Dr. Louis Büchner; eine der folgenden Nummern bringt einen Artikel von Moritz Hartmann. Ein Herausgeber ist nicht namhaft gemacht.

Von dem Kober'schen „Album", über das in unserer vorigen Nummer ausführlich berichtet ward, wird soeben der neubevorstehende (12.) Jahrgang angekündigt. Danach wird derselbe aus folgenden Werken bestehen: „Günther von Schwarzburg. Historischer Roman in zwei Bänden" von Levin Schücking; „Caritas. Roman in drei Bänden" von Ernst Fritze; „Heimat und Ferne. Historischer Roman in drei Bänden" von Bernd von Guseck; „Mozart und Schikaneder. Komischer Roman in zwei Bänden" von E. M. Oettinger; „Ein Jesuit. Historischer Roman in zwei Bänden" von Isidor Proschko; „Noblesse oblige. Roman in drei Bänden" von Karl von Holtei; „Johannes Kepler. Historischer Roman in vier Bänden" von Julie Burow; „Der König von Tauharawi. Launiger Roman in drei Bänden" von Ferdinand Stolle und endlich „Der Weg zum Ruhme. Roman in drei Bänden" vom Herausgeber des „Deutschen Museum".

Durch ein Versehen ist in unserer in der vorigen Nummer enthaltenen Notiz über das projectirte Händel-Denkmal gerade die Hauptsache ausgelassen: nämlich der Name des berliner Künstlers, von dem der Entwurf zu der dort näher beschriebenen Statue herrührt. Dieselbe ist ein Werk Hermann Heidel's, desselben, der durch seine „Iphigenie" (jetzt in Sanssouci aufgestellt), seinen „Oedipus, von der Antigone geführt" (ebenfalls vom König von Preußen in Marmor bestellt, in der Ausführung begriffen), sein Relief, „Luther seinen These an die Kirchthür zu Wittenberg anschlagend" (jetzt im Martinsstift zu Erfurt), sein Denkmal für Rehfues auf dem Kirchhofe zu Bonn rc. Proben seines ausgezeichneten Talents gegeben hat. Der Entwurf zur Händel-Statue reiht sich diesen Werken würdig an, ja er übertrifft sie vielleicht zum Theil noch durch Energie und Frische der Ausstattung und wäre daher die Ausführung schon allein in künstlerischer Hinsicht, selbst von dem nächsten Zweck des Denkmals abgesehen, höchst wünschenswerth.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 45.** 6. November 1856.

Gedichte.

Von

Adolf Strodtmann.

1. Im Mai.

Es war am ersten Maientag,
Da lag ich träumend im Blütenhag.

Die Vögel sangen in blauer Luft,
Rings um mich wallender Rosenduft.

Und neckend spielte das Sonnenlicht
Durch das zitternde Laub mir ins Angesicht.

Die Kähne zogen auf blauem Fluß —
Da hab' ich verstanden des Frühlings Gruß.

Er sprach: „Du thörichtes Menschenkind,
Horche den Blumen und Well' und Wind!

Nun reden die Bäume, nun redet der Stein —
Dein Loos ist ihres, ihr Loos ist dein!

Die Vögel singen ihr altes Lied —
Du lausche dem Klang, der die Welt durchzieht!

Laß ab vom flüchtigen Kindestraum,
Du bist nicht mehr als Ros' und Baum.

Du bist wie die Welle, der Wind, der Stein,
Du bist wie ein lächelnder Sonnenschein.

Die Welle versprüht und der Wind verweht,
Die Sonne taucht unter, die Rose vergeht.

Der Lenz kehrt wieder, der Schnee zerrinnt —
Schlaf' ein, du thörichtes Menschenkind!"

2. Entgegnung.

(An C. H. Preller.)

Sagtest jüngst im liebewarmen Lenze:
„Freude nur ist wahre Poesie."
Soll ich's glauben — welke Blumenkränze
Sahst du nie?

Nun im Festesschmuck die Wälder prangen,
Und die Seele sich verjüngen will:
Denkst du nicht des Winters, der vergangen
Ernst und still?

Denkst du nicht der schwarzen Todtenbahre,
Die dein Liebstes einst verbergen soll,
Drauf die Wintersonne scheint, die klare,
Kalt und voll?

Wird der Klang, der deine Brust durchzittert,
Sterben auch, wenn Lieb' und Hoffnung schied,
Und vergeht, wenn's über dir gewittert,
Auch dein Lied?

Läst're nicht! Du bist der Sohn der Stunde,
Und zerfällst in Schutt und Staub wie sie!
Gleich der Lust gebiert die Todeswunde
Poesie.

3. Todte Liebe.

Ich frage nicht, ob wir uns hassen,
Und du, ob wir uns lieben, nicht;
Ich weiß den Schmerz allein zu fassen,
Daß uns'rer Seelen Bund zerbricht.
Es war ein Traum, zu bald verronnen,
Ein Morgenschein, zu schnell verhaucht —
Kaum daß in der Erinn'rung Bronnen
Empor ein mattes Bild noch taucht!

O forsche nicht, wer sich vergangen,
Ob ich die Schuld, ob du sie trägst:
Was hilft's, wenn dürr die Kränze hangen,
Daß du nach jeder Blüte frägst?
Laß uns vergessen, wie's gekommen,
Daß ich gefunden deine Spur —
Vergang'ne Lust, was soll sie frommen?
Es bleibt uns ja die Thräne nur.

Einst hab' ich dir mein Herz gegeben —
Ich fodr' es nicht von dir zurück:
O segne Gott dein einsam Leben
Und dein gebroch'nes Jugendglück!
Wir sind uns kalt und fremd geworden,
Das Segel winkt, die See geht hohl;
Nach Süden ich und du nach Norden —
Verlor'nes Herz, leb' wohl, leb' wohl!

4. Liebeszauber.

Ja, lange hab' ich sie bezwungen,
Die kühne Glut der Leidenschaft —
Doch nun mit wilden Feuerzungen
Durchbricht sie ihre Kerkerhaft;
Die Haft, darin ich stark sie bannte,
Bis Alles sie zu Staub verbrannte,
Was trügend meinen Geist umwob;
Bis in des Schmerzes heil'gem Feuer
Zerging, was mir an Wahn noch theuer,
Und sich ein Mensch, ein reiner, neuer,
Geläutert aus den Flammen hob!

Ist nun geweiht, wie je auf Erden
Ein Menschenherz, der Seele Brand?
Nein, edler mußt du, größer werden,
Bis ganz in dir der Gott erstand.
Doch sei's! Nicht länger will sie zagen
In dumpfer Haft, frei will sie schlagen,
Die Flamme, auf zum Himmelszelt —
Was braucht's, daß sie ihr Licht verhehle?
Frei drängt sie sich als Philomele,
Als Lied, als Klang, als Frühlingsseele
Hinaus in ihre — deine Welt!

Du bist's, o Götterbild der Frauen,
Der ihre Glut entgegenschlägt!
Laß sie das Wintereis zerthauen,
Das auch noch deine Seel' umhegt!

Sie muß! sie wird! Durch Eiseshülle
Stürmt sie mit heißer Liebesfülle
Der Flamme deines Herzens zu,
In Eine Glut mit ihr zu glühen,
Ein Feuerkelch der Lust zu blühen,
Ein Blitz ihr Leben zu versprühen,
Dein Tempel ich, mein Weltall du!

Empor den Blick! O laß mich trunken
Einathmen dieser Sterne Pracht!
Laß steigen mich, in Traum versunken,
In deines Herzens tiefsten Schacht!
Ach, Seel' um Seele möcht' ich tauschen,
Und jeden Athemzug belauschen,
Der unsers Lebens Pulse schwellt;
Ich möcht' — ein Lied — aus dir entschallen,
Und dann in tausend Widerhallen
Zurück in dich unsterblich wallen,
Ein ewiger Accord der Welt!

Ich fühl' es, ja: mit dir im Bunde
Wird sich mein Wesen ganz befrei'n,
Im ewigen Genuß der Stunde
Ganz Seele, Lied und Flamme sein!
Dich tragend, selbst von dir getragen,
Will ich den Flug, den höchsten, wagen,
Der je dem Sterblichen gelang:
Sieh' her! ich breite schon die Schwingen,
Den ersten Frühlingsgruß zu bringen —
Ein Lied der Liebe will ich singen,
Wie jemals noch ein Mund es sang!

Der Lieb' ein Lied, ein Lied dem Leben,
Verrausche uns des Daseins Flut;
Ein Blitz, der Liebe, Lied und Leben
Auslodern läßt in Eine Glut!
Daß, wenn am letzten unsr'er Tage
Der Geist mit sanftem Flügelschlage
Sich neuem Wandlungsstrome weiht,
Wir, noch im Tod von Lust durchdrungen,
Ein Stern, der seine Bahn geschwungen,
Ein Strahl, verglüht — ein Lied, verklungen,
Hinwandeln in die Ewigkeit!

5. Ein Traum.

Du stolzes Weib voll irrer Zaubermacht!
An deine Zukunft hab' ich oft gedacht,
Die mir das Herz erfüllt mit düsterm Bangen;
O nie vergess' ich jenen eis'gen Traum,
Von dem gemartert in der Kissen Flaum
Entsetzt ich barg die glüh'nden Wangen!

Ein Winter war's, gleich diesem trüb und kalt;
Alleine durch den blätterlosen Wald
Kam ich in spätem Abendgold geschritten.
Rings Alles Wildniß, die kein Menschenfuß
Vor mir betrat! .... Da winkt mir wie zum Gruß
Ein Hüttlein aus des Waldes Mitten.

Eintrat' ich rasch — Ob mich denn Keiner hört?
Nicht oft doch, mein' ich, ihr Bewohner, stört
Ein fremder Schritt das Schweigen dieser Wände.
Halloh, wacht auf! — Da schreitet auf mich zu
Ein blasses Weib ... O Gott, Maria, du
Entflohst an dieser Wildniß Ende?!

Sie reicht die Hand mir — Wenig Jahre nur,
Seit ich begegnet deiner Flammenspur,
Sind hingezogen über deiner Stirne:
Doch weh, dein Auge grüßt mich kalt und todt,
Dein bleiches Antlitz glüht im Abendroth
Wie Schnee auf eines Gletschers Firne!

Bist du gestorben? Deine Hand ist Eis —
Doch nein, wie ehmals pocht dein Herz noch heiß;
Was hat an dir die lichte Welt verbrochen?
Was flohst du trotzig aus der Menschen Bund?...
Ein schmerzlich Lächeln spielt' um ihren Mund,
Und also hat sie trüb' gesprochen:

„Nie weckte mich in dieser Welt voll Qual
Zum Tag des Lichts ein warmer Sonnenstrahl,
Nicht Glück noch Freude hab' ich je besessen;
Wann rings der Frühling junge Blüten trieb,
Aufküssend jedes Herz zur Wonne, blieb
Nur ich verloren und vergessen!

„Ich wollte trunken durch die Spanne Zeit
Hinfliegen, athmend nur in Seligkeit —

Ihr hießt um mattes Erdenglück mich werben.
Von eurer Lust, der halben, will ich nichts!
Versucher, geh' — du bist ein Kind des Lichts —
In meiner Wildniß laß mich sterben!"

Sie ging. Im Hause ließ sie steh'n mich kalt,
Lang' scholl ihr irres Lachen durch den Wald,
Erstarren fühlt' ich meines Herzens Pochen.
Eis meine Stirne, meine Seele Eis! ...
Da wacht' ich auf — im Fieber — kalt und heiß;
Mir war's, als sei mein Herz gebrochen.

* * *

Seh' ich dich heut, unselig Zauberweib,
Mit deinem Weh geputzt, wie um den Leib
Der Bühnenheldin Prachtgewänder fluten;
Schau' ich dich buhlen um des Beifalls Zoll
Für deiner Wunden Leid, statt würdevoll
Und groß an ihnen zu verbluten:

So denk' ich oftmals an den alten Traum,
Und wollt', ich säh' dich an der Wildniß Saum
Von deinen todten Hoffnungen umgeben;
Und sähe dich, erstarrt in deinem Weh,
Gen Himmel stumm den Blick, wie Niobe,
Aus deinem Waldeszelt erheben.

Dann bahnt' ich mir durch jeder Wüste Graus
Den Weg zu dir, und schritte stark hinaus,
Mit Purpurglanz den Abend dir zu färben;
Aufküssen wollt' ich dich zum Sonnenlicht:
„Wach' auf, Maria!" — oder könnt' ich's nicht,
So wollt' ich einsam mit dir sterben!

6. Abschied.

Nun sind verträumt die flücht'gen Stunden,
Die mich an deine Spur gebannt;
Lebwohl, verzaubert Inselland,
Dem siegend sich mein Geist entwunden!
Geh' du in deiner Selbstsucht Hallen,
In deiner Oede Nacht zurück:
Dein Bau, o Circe, muß zerfallen,
Und fern von deinen Liedern allen
Taucht neu empor mein Lebensglück!

Aus seines Winters Frost erretten
  Wollt' ich dein wahnumflortes Herz —
  Doch sieh, du schlugst mit kaltem Scherz
Mich selbst in schnöden Zaubers Ketten!
Was Seel' und Geist an Schätzen hegen,
  Hast du in trunk'nem Spiel geraubt;
Und als ich all den gold'nen Segen
Geopfert, trugst du mir entgegen
  Ein tödtliches Medusenhaupt.

Fahr' wohl! Ich mag dir nimmer grollen,
  Daß du, was tief mein Herz erfreut,
  Als welke Blumen ausgestreut
Auf deinen Weg, den dornenvollen.
Die Zeit, ach, fürcht' ich, trüb' und bange,
  Da du Verzweiflungszähren weinst,
Und da, in all dem Sehnsuchtsdrange
Verwaist, auf deinem Schmerzensgange
  Du arm und hoffnungslos versteinst!

Fahr' wohl, fahr' wohl! Mich ruft die Stunde
  Hinweg zu höherm Lebensziel!
  Der Menschheit steuert zu mein Kiel,
Mit ihrem Glück und Leid im Bunde!
Ade, verwünschte Zauberhügel,
  Wo Circe's Lockung mich umspann!
Die Zukunft leihe mir die Flügel,
Und trage mit verhängtem Zügel
  Zu neuen Sonnen mich hinan!

Das Leben von George Sand.*)

George Sand, „Geschichte meines Lebens“, deutsch von Claire von Glümer. Leipzig. O. Wigand.

Wenn ein Deutscher die Selbstbiographie eines Dichters zur Hand nimmt, so ist es unwillkürlich „Dichtung und Wahrheit“, das ihm dabei als Muster vorschwebt, wie der Künstler sich und seine Productionen als bildenden Stoff betrachten und verwenden soll. Diesem Maßstabe entspricht das Werk der berühmten französischen Schriftstellerin allerdings nicht; es erreicht auch nicht die Präcision des Alfieri'schen Lebens, welche George Sand in ihren „Lettres d'un voyageur“ selbst so lebhaft empfunden hat. Dagegen müssen wir es rühmend anerkennen, daß die Dichterin die oft krankhaft wahrheitssüchtige, sich in ihre Schwächen wie in Vorzüge drapirende Eitelkeit der Rousseau'schen „Confessions“ glücklich vermeidet, daß sie einfach und anspruchslos erzählt und der Devise zu entsprechen sucht, die sie an die Spitze ihres Buchs gesetzt hat, indem sie „liebreich gegen Andere, würdig gegen sich selbst und aufrichtig vor Gott“ ihre Vergangenheit enthüllt.

George Sand versichert wiederholentlich, daß sie nicht aus einem selbstischen und eiteln, nicht aus einem ästhetischen Gelüste ihr Leben darstelle, sondern daß sie den Nutzen davon erwarte, ähnlich Strebenden ihrer Zeitgenossen gleichsam einen Spiegel vorgehalten zu haben, ihnen tröstend und ermuthigend gegenübergetreten zu sein. Sie will sich nicht vor ihren Anklägern rechtfertigen, nicht an ihren Feinden rächen, „obgleich dieses letztere Wort keinen eigentlichen Sinn für sie habe“, wie sie sagt; sie wendet sich an die sympathischen Naturen, die ihr mit Liebe entgegenkommen. Darum will sie auch keinen Lebenden, der ihre Bahn gekreuzt hat, verletzen und glaubt sich berechtigt, die wichtigsten Momente derselben zu verschweigen, sobald es ihr in Anderer Interesse geboten dünkt. Nach einer sehr weitläufigen Vorgeschichte ihres eigenen Lebens, in welche sie sogar die allgemeine Zeitgeschichte hineinverwebt, nach einer noch umfänglichern Kindheits- und Jugendgeschichte endlich bei dem Zeitpunkte der Kämpfe und Arbeiten angelangt, unter denen die Welt sie hat kennenlernen, dem Zeitpunkte der Entpuppung des keden, glänzenden, sprudelnden George Sand aus der unbekannten, einsamen, träumenden Aurore Dudevant, schließt die Dichterin förmlich mit dem Leser einen Pact, in welchem sie unumwunden erklärt, daß sie gewisse Umstände ihres Lebens nicht entstellen und zurechtmachen, aber über sie schweigen will.

„Alle meine Neigungen“, sagt sie, „sind ernsthafter Natur gewesen und doch habe ich mehre derselben wissentlich und freiwillig gebrochen. In den Augen meiner Umgebung habe ich zu früh oder zu spät, habe ich

*) Von einer Dame.

recht oder unrecht gehandelt, je nachdem man den Grund meiner Entschlüsse mehr oder minder gekannt hat. Abgesehen, daß diese persönlichen Händel wenig Interesse für den Leser haben würden, so wäre es gegen alles Zartgefühl, sie seiner Würdigung zu unterwerfen: denn ich würde manchmal gezwungen sein, eine andere Persönlichkeit meiner eigenen aufzuopfern.“ Dieses Zartgefühl wäre allerdings zu loben, aber kann man damit Geschichtschreiber sein? und gar sein eigener? Werden die Liebhaber des Skandals enttäuscht, so kommen doch auch die Zuschauer zu kurz, die eingeladen worden sind, der Lösung eines psychologischen Processes beizuwohnen, wenn sie bei einer Romandichterin keinen Blick in den Roman ihres Herzens und mit Ausnahme eines weitläufig erörterten kindlichen Traumromans „Corambé“, dessen übersinnliche geliebte Gestalt vor den wirklichen Gestalten flieht, keinen Blick in die Entstehungsgeschichte ihrer „erschienenen“ Romane thun dürfen. Freilich war diese Aufgabe schwer, zu schwer vielleicht für eine Frau, und wir dürfen daher unser Urtheil dahin zusammenziehen: das Leben von George Sand scheitert an der weiblichen Natur seiner Trägerin. Nächstdem sind wir befremdet, ja fast beschämt, daß die Kinder ihres Geistes nur Kinder äußerer Noth und Sorge, nicht in freiem unaufhaltsamen Schöpfungsdrange geboren sein sollen, wie sie bei der übersprudelnden Gestaltungsfülle der Dichterin so ganz das Ansehen haben; wir sind beschämt, daß diese uns wiederholentlich versichert, wie gern sie ihre Mauprat und André, ihre Indianen und Consuelen gleich dem himmlischen „Corambé“ in ihrem Herzen behalten hätte, wenn das Leben in ihrer Mansarde von Paris ohne deren Hülfe zu bestreiten, oder das Malen von Theebüchsen und Schnupftabacksdosen einigermaßen rentabel gewesen wäre.

Allerdings ist die Noth die drängende Macht vieler großen Dichter gewesen. Als Jean Paul seine „Grönländischen Processe“, ja, als er im engen Arbeitsstübchen der armen Mutter den „Hesperus“ schrieb, geschah es um Brot, und nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt gewesen, so ganz nach Herzenslust Lebensstoff einzusaugen und auszuathmen, wie dem freien, behäbigen Bürgersohne von Frankfurt. Aber wenn auch anfänglich der Pegasus eines wahren Dichters im Joche traben mußte, so kamen doch immerhin bessere Zeiten, wo er aus innerer Nöthigung und zu höhern Zwecken schaffen durfte. George Sand will diese freiwilligen Schöpfungen niemals eingestehen oder wenigstens nur auf das Material zu ihren Werken beschränken. Der Zweck blieb und bleibt der Erwerb. „Aus Neigung“, sagt sie, „würde ich niemals das literarische Handwerk und noch weniger die Berühmtheit gewählt haben; ich hätte auf eine so fruchtbringende Weise von meiner Hände Arbeit leben mögen, um mein Recht zur Arbeit mit einem einigermaßen merklichen Resultate in Anwendung bringen zu können; da mein ererbtes Einkommen zu gering

war, um anderwärts als unter dem ehelichen von unannehmbaren Bedingungen beherrschten Dache leben zu können. Weil der einzige Einwand gegen die Freiheit, dasselbe verlassen zu dürfen, in dem Mangel eines bischen Geld bestand, so brauchte ich dieses Geld. Ich hatte es endlich und von dieser Seite her keinen Vorwurf und keine Unzufriedenheit mehr. Ich hätte in der Verborgenheit leben mögen."

Die Dichterin schildert uns ferner ihre großen literarischen Anstrengungen bei ihren vielerlei anderweitigen Obliegenheiten, der Erziehung ihrer Kinder, der Verwaltung ihres Gutes und Hauses (George Sand versteht sich auf Backwerk und Nadelwerk, auf die Prosa des Lebens so gut wie auf seine Poesie), den Pflichten der Gastfreundschaft, der barmherzigen Hülfsleistung, die sie als erste menschliche Tugend liebt und übt und über welche sie von ihrem socialistischen Standpunkte aus ein sehr interessantes Capitel liefert. Wieder recht im Gegensatz zu dem gründlichen Schlafvirtuosen, Goethe, der seine acht bis neun Stunden täglich ungestört der Ruhe pflegte und nur wenige con amore seiner schöpferischen Muse widmete, gesteht sie, daß sie ohne ihr geringes Schlafbedürfniß, dem sie jahrelang nur vier Stunden täglich zu opfern brauchte, keine Zeit für alle ihre Geschäfte gefunden; von dem unerträglichsten Kopfweh geplagt, meint sie oft ihrem Geiste eine Gewalt angethan zu haben, deren Spuren ihre Arbeiten wol tragen mögen, wenngleich sie stets bemüht gewesen, dieselben mit äußerster Gewissenhaftigkeit, so gut als sie es im Stande war, dem Publicum zu übergeben. George Sand schreibt gern, schreibt rasch aus einem Gusse, ohne angelegten Plan, ohne etwas an ihren Arbeiten ändern zu können, die sie nach ihrer Vollendung spurlos aus dem Gedächtnisse zu verlieren behauptet. Ueber diese Art von dichterischem „entrain" sagt sie: „Ich habe das Wort «Inspiration» immer für ein sehr stolzes und nur auf Geister erster Ordnung anwendbar gefunden und dürfte gewiß nicht wagen, es für mein Theil in Anspruch zu nehmen, ohne gegen den Schwung eines Ausdrucks Verwahrung einzulegen, der nur in einem unbestrittenen Erfolge seine Rechtfertigung findet. Dessenungeachtet bedarf es eines Wortes, das einen bescheidenen und wohlerzogenen Menschen nicht erröthen macht und jene Art der «Gnade» bezeichnet, welche mehr oder minder befruchtend sich in jedes seine Kunst liebende Gemüth niedersenkt. Es gibt keinen noch so bescheidenen Arbeiter, der nicht seine Weihestunde hätte und vielleicht ist der himmlische Stoff ebenso köstlich in dem thönernen wie in dem goldenen Gefäße, nur daß das eine ihn rein erhält, das andere ihn trübt oder daran zerbricht. Die christliche Gnade handelt nicht willkürlich für sich allein, die Seele muß sie empfangen wie die Erde das segensreiche Korn. Die Inspiration ist nicht an-

derer Natur. Nehmen wir also das Wort wie es ist, und daß es keine Anmaßung unter meiner Feder bedeute!"

Durch diese Erzeugnisse der Inspiration, über welche George Sand sich absolut kein Urtheil zugestehen will, eben weil sie mit Liebe entworfen, im Augenblick ihrer Vollendung vergessen sind, hat sie bei einer 25jährigen angestrengten Arbeit 800,000 Franken erworben und damit ihre laufenden Ausgaben bestritten, während sie es für ihre Pflicht erkannte, das großmütterliche Erbe ihres Gutes Nohant in Berry ihren Kindern ungeschmälert zu erhalten. George Sand, die Socialistin, die zur Lösung der gesellschaftlichen Frage die künftige Aufhebung der Erbschaft für unvermeidlich erachtet, befindet sich gegenwärtig in diesem wie in manchem andern Stücke vor einem Problem und in einem Dilemma, aus welchem der ehrenfesteste Conservatist sich nicht einfacher und schicklicher ziehen könnte; sie träumt und arbeitet mit ihrer Imagination, aber sie handelt nach ihrem Herzen und nach ihrer Vernunft.

Wir wollen versuchen, in der Kürze dem Laufe ihres Lebens zu folgen. Aurore Dupin ist die Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen und einer gefeierten Schauspielerin, Mademoiselle Verrières, aus deren Verbindung mit andern galanten Herren mancherlei curiose Verwandtschaftsverhältnisse sich ableiten, unter andern das zu dem Abbé Beaumont, der vielfach als Modell zu der gelungenen Figur des Kanonikus in „Consuelo" angesehen worden ist. George Sand leugnet jedoch diese Identität und wahrt sich überhaupt eifrig gegen die Indiscretion, die Originale zu ihren Helden in ihrem bekannten Kreise gewählt zu haben; so namentlich auch gegen die Porträtirung ihres Freundes Chopin als Prinz Karol in „Lucrezia Floriani", welche selbst Liszt in einer Biographie Chopin's behauptet, einer Biographie, welche George Sand als „un peu exubérante de style, mais remplie cependant de très-bonnes-choses et de très-belles-pages" bezeichnet. Desgleichen leugnet sie auch, in irgend einer weiblichen Gestalt und besonders in der „Indiana" ihr eigenes Original gewesen zu sein und sagt bei dieser Gelegenheit sehr liebenswürdig: „Ich bin zu romanesk, um je in meinem Spiegel eine Romanheldin gesehen zu haben; ich habe mich niemals weder schön, noch liebenswürdig, noch im Ganzen meiner Handlungsweise logisch genug gefunden, um ein Gegenstand der Poesie oder des Interesse zu sein, und wie ich auch immer gesucht hätte, mich zu verschönern und mein Leben zu dramatisiren, ich würde es niemals zustande gebracht und mich meinem Ich gegenüber immer erkältet gefühlt haben."

Doch zurück zu der Enkelin August's des Starken und der schönen Aurora von Königsmark, zu der nach dem Tode ihres Vaters als legitim anerkannten Mademoiselle Marie Aurore von Sachsen, die, erzogen nach der Sitte der französischen hohen Aristokratie des 18. Jahrhun-

derts, genährt mit dem Geiste Rousseau's und Voltaire's, nach einer ersten kinderlosen Ehe mit dem schwedischen Grafen Horn den Generalpächter von Berry Hrn. Dupin von Franceuil heirathete, der durch Rousseau's „Confessions" allgemeiner bekannt und als der Typus eines liebenswürdigen alten französischen Herrn jener Tage geschildert ist; wie denn auch seine Gattin als eine Frau von makelloser Reinheit und Hoheit des Charakters und der Sitte, von unerschöpflicher Güte und Wärme des Herzens erscheint, deren ganzes Leben nur durch eine große Leidenschaft ausgefüllt ist, die Liebe zu einem einzigen Sohn, Moritz Dupin, dem Vater unserer Dichterin. Und in der That möchte es schwer sein, sich ein edleres, innigeres Verhältniß zu denken, als es uns in diesen mehre Bände füllenden Briefen zwischen Mutter und Kind entgegentritt, wenngleich wir nicht leugnen wollen, von diesem langen Vorspiele des eigentlichen Dramas ein wenig ermüdet worden zu sein. Moritz wird Soldat; getheilt zwischen republikanischen Ideen und der Liebe zu der jungstrahlenden französischen Gloire, sehen wir ihn in den Napoleonischen Kämpfen in Deutschland, Italien und Spanien von untenherauf dienend, zuletzt als Capitän und Adjutant Murat's in Madrid 1808. Den jungen Helden ergreift früh und unwiderstehlich die Liebe zu einem schönen pariser Kind, Sophie Delaborde, der Tochter eines Vogelhändlers, einer fille entretenue, die mit südlicher Leidenschaft sich fremden Händen entwindet, um das ungewisse Schicksal ihres Geliebten zu theilen und die um ihrer Hingebung, um ihrer Treue willen von diesem Geliebten würdig gehalten wird, seine Gattin und was mehr ist, die Tochter seiner reinen und angebeteten Mutter zu werden. So stammt denn der Lieblingsgrundsatz in den Romanen George Sand's, der, daß die Liebe den Gefallenen adelt und von allen Flecken rein wäscht, aus ihrer frühesten Erfahrung, er ist ihr väterliches Erbtheil, der Grund, dem sie ihr Leben verdankt und aus dem sich der Conflict ihrer Jugendgeschichte entwickelt. Denn indem ihre Großmutter seinen Consequenzen wenigstens in ihrer vorliegenden praktischen Anwendung widerstrebt und die Ehe des Sohns mit allen ihr zugebote stehenden Mitteln zu hindern sucht, entbrennt der Kampf der Eifersucht dieser beiden Frauen, der adeligen, geistvollen, hochgebildeten Mutter und des raschlebigen, heißblütigen, unwissend-genialen Weibes aus dem Volke, um das Herz des jungen Mannes und, nach dessen frühem Tode, um das seines einzigen Kindes. Dieser Kampf, die Individualisirung der beiden Frauen ist mit Meisterhand von der Tochter gezeichnet, wenngleich wir nicht umhingekonnt haben, uns mehr als einmal in die Seele der beiden mütterlichen Kämpferinnen verletzt zu fühlen. George Sand glaubt sich der Schonung, welche sie entfremdeten Mitlebenden schuldig zu sein glaubt, gegen die Urheber ihres Daseins entbunden, einmal weil diese

todt sind und dann, weil sie eine warme und unvergängliche Liebe für dieselben empfindet. Und allerdings läßt sich nur aus diesen Kämpfen die Entwickelung des innern und äußern Lebens der Dichterin erklären; wir sehen ein, daß sie also deduciren oder völlig schweigen mußte, und daß wir nur dieser Aufrichtigkeit ein wenigstens zur Hälfte vollständiges Lebensbild verdanken — aber wäre es für George Sand am Ende nicht besser, wir besäßen es nicht?

Zwar muß die Mutter endlich die Ehe des Sohns anerkennen, läßt die nur bürgerlich geschlossene sogar in ihrer Gegenwart kirchlich einsegnen und empfängt mit tiefer Liebe das Kind, unsere Dichterin, das am 5. Juli **1804** aus ihr hervorgeht und in dessen Adern auf diese Weise das Blut von Königen mit dem des niedrigsten Volkes sich mischt. Als Aurore aber schon in ihrem vierten Jahre unter erschütternden Umständen ihren Vater verliert und nach mancherlei Kämpfen ihre Erziehung endlich der Großmutter allein anheimfällt, sucht diese um jeden Preis ihr Kleinod dem Einflusse ihrer Schwiegertochter zu entziehen, wennugleich dieselbe seit ihrer Verbindung mit Moritz Dupin ein tadelloses Leben geführt hat und ihm bis zu ihrem Tode eine unerschütterte Treue bewahrt. Es ist ihr zwar gestattet, als Gast in Nohant zu leben, so oft die Pflicht gegen ihre ältere Tochter aus einer frühern Verbindung sie nicht an Paris fesselt: aber das Mistrauen, das Widerstreben der beiden Frauennaturen, besonders in Beziehung auf das Kind, dessen Herz sie sich, jede ausschließlich, zueigen machen möchten, wird bald ein unleidliches. Die heftige, junge Plebejerin schimpft und schilt ganz unverhohlen auf die vornehme Dame und ihre „alten Gräfinnen“. Diese enthält sich wol schonend beleidigender Aeußerungen: aber ihr Bestreben, das Kind von der Mutter fernzuhalten, wird von dem zartbesaiteten Herzen, das seine Mutter vergöttert, bald genug herausgefühlt, und oft steigert sich dessen erste und natürlichste Leidenschaft zu einer so überwältigenden Sehnsucht, daß der kleine Körper ihr zu erliegen droht und man die Getrennten zeitweise vereinigen muß. Das ganze Dichten und Trachten Aurore's ist das Zusammenleben mit ihrer Mutter; sie baut tausend Luftschlösser und entwirft Pläne der Flucht, um sie zu bewerkstelligen; der Hausstand in Nohant ist in zwei feindliche Parteien gespalten, die eine für die junge, die andere für die alte Madame Dupin, an Spitze der letztern die köstliche Figur des „großen Mannes“ Deschartres, der, einst schon der Erzieher des Vaters, jetzt der der Tochter, zugleich Pächter, Arzt, Hausfreund von unschätzbarer Treue, kurz das Factotum der Familie und ein Cabinetsstück von einem Pedanten ist.

Als das Widerstreben des heranwachsenden Mädchens gegen das großmütterliche Haus, das die geliebte Mutter nicht in sich schließt, endlich das Aeußerste erreicht, läßt sich die würdige alte Dame zu dem einzigen

unbedachten und unedeln Schritte vielleicht ihres ganzen Lebens treiben, indem sie der Tochter die Vergangenheit ihrer Mutter enthüllt und diese als eine „gefallene Frau" bezeichnet. Der Schlag ist vernichtend für das unglückliche Kind und um ihn nachträglich einigermaßen zu neutralisiren, faßt die Großmutter den schweren Entschluß, sich von ihrem Liebling zu trennen und diesen den „Engländerinnen", einem Erziehungskloster der französischen nnd englischen katholischen Aristokratie in Paris, zu übergeben. Hier verlebt das junge Mädchen drei glückliche Jahre in seltsam raschen Uebergängen von Extrem zu Extrem, vom kleinen unbändigen „Teufelchen", das fast nie ohne Nachtmütze auf dem Kopfe in Lectionen und Betstunden erscheinen darf (die im Kloster eingeführte Strafe für die unartigen Kinder), zur glühenden, ekstatischen Gläubigen, der keine Ascese genügt und deren ganze Seele von der Sehnsucht durchzittert ist, sich für immer dem klösterlichen Leben widmen zu dürfen. George Sand hat diesen Lebensabschnitt mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit geschildert; sie weiß aus Erfahrung nur Gutes von dieser klösterlichen Erziehungsweise zu sagen, zeichnet viele der Nonnen als wahrhaft edle, ja heilige Gemüther, und nennt den Einfluß ihres verständigen, gütigen jesuitischen Beichtvaters als einen wohlthätig ausgleichenden für ihre innere Entwickelung, bei welcher Gelegenheit sie denn einer geistreichen Expectoration über die Jesuiten als einer vermittelnden Partei zwischen der orthodoxen katholischen Kirche und der Welt ihren Lauf läßt, welche wir von unserm protestantischen Standpunkte freilich nicht unterschreiben möchten.

Der alten Großmutter, der Schülerin Voltaire's, jagt die plötzliche Bekehrung der Enkelin einen heillosen Schrecken ein; sie zieht sie zu ihrer Verzweiflung aus dem Kloster zurück und so sehen wir denn das 15jährige Mädchen auf einmal ihrem jugendlichen Gespielinnenkreise, ihren frommen Uebungen entrissen in ein völlig freies, ungebundenes, aber unausgefülltes ländliches Leben versetzt an der Seite einer alten, verfallenden Frau und eines pedantischen Lehrers. Der frühere lateinische und arithmetische Unterricht, der dem jungen Dichterkopfe so hart ankam, wird zwar beiseite gelegt; Naturwissenschaften, Geschichte, die großen Dichter alter und neuer Zeit kommen mit besserm Glück an die Reihe. Rousseau, Châteaubriand, Byron wühlen in ihrer Seele; der „Nachfolge Christi", unter deren Einfluß die junge Nonne jahrelang gestanden, tritt der „Geist des Christenthums", tritt der Gesellschaftsvertrag, tritt Leibniz' „Theodicee" gegenüber, letzteres ein Werk, welches wir philosophischen Deutschen also mit Unrecht zu unsern überwundenen Standpunkten zählen, da einer der größten Geister des Jahrhunderts mit ganz besonderer Liebe immer wieder zu demselben zurückkehrt. Alles

wird in Zweifel gezogen, nach heißen Kämpfen neu zurechtgelegt; die romantische Hallucination des „Corambé“ lebt wieder auf und spukt aller Orten. Dazu der Mangel an Schlaf, durch die Nachtwachen am Krankenbette der Großmutter bedingt. Auch die physische Gesundheit des jungen Mädchens wird erschüttert; der „große Mann“ Deschartres dringt auf starke körperliche Bewegung. Man reitet, jagt, der Bequemlichkeit wegen in Knabenkleidern, die haute-volée der kleinen Nachbarstadt La Châtre schreit Zeter über all diese Ungebühr und dennoch ist der Keim einer tiefen Melancholie nicht zu bannen, der sich zu Zeiten bis zur Sucht des Selbstmords steigert, sodaß jede verlockende Gelegenheit, besonders die Nähe des Wassers, vermieden werden muß, um sich vor erkannter Sünde zu bewahren. George Sand hält diese Monomanie auch bei später wiederkehrenden Versuchungen für Wirkung eines physischen Leidens (Stockungen in der Leber), hält das Leben auch unter den schwersten Verhältnissen für Pflicht, und steht also auch in diesem Stücke nicht auf dem heidnischen Standpunkte, dessen man sie bezichtigt.

So vergehen zwei Jahre. Die Großmutter stirbt. Seit Aurore unter die Herrschaft der Vernunft getreten, ist sie von dem hohen Werthe ihrer Wohlthäterin überzeugt worden und hat es aufgegeben, mit ihrer Mutter zu leben, ihre beiderseitige Verschiedenheit in Anlage und Entwickelung, Charakter, Geschmack und Bildung anerkennend. Sie hat darein gewilligt, durch das großmütterliche Testament unter die Vormundschaft eines Verwandten von Vaters Seite gestellt zu werden und in dessen Hause zu leben. Jetzt aber macht die Mutter ihre Rechte an die Tochter geltend und beansprucht deren Nähe. Aurore folgt ihrer nächsten Pflicht; die vornehmen Verwandten ziehen sich eilig zurück und überlassen sie einem Schicksal, das sich bald genug auf die widerwärtigste Weise herausstellt. Die Mutter ist in einer fortwährenden Ueberstürzung von natürlicher Zärtlichkeit und mistraurischem Zorn über die vermeintliche Entfremdung ihres Kindes. Sie läßt jeder Empfindung die Zügel schießen, lästert die Großmutter und tobt gegen die Enkelin, wenn diese ihre Wohlthäterin in Schutz nimmt. Sprünge von Wuth zu Zärtlichkeit, von Thorheit zu richtiger Erkenntniß, Scenen der Leidenschaft werden geschildert, die dem Wahnsinn nicht fernstehen. Die schöne Frau muß wirklich ein kleiner Teufelsbraten gewesen sein, für dessen vortreffliche Zeichnung wir jedem Andern als der Tochter von Herzen dankbar sein würden. George Sand sieht die Verurtheilung voraus, der sie sich durch Enthüllung dieser häuslichen Zustände preisgibt; sie fühlt sich misverstanden, betheuert ihre unerschütterliche Liebe zu ihrer Mutter, hebt deren ursprünglich schöne Natur hervor, sucht den Grund für ihr launenhaftes, tolles Gebahren in ihrem unglücklichen Schicksal und macht das Vorurtheil der Gesellschaft für dasselbe verant-

wortlich, welches die Rehabilitation einer gefallenen, aber sich erhebenden Frau nicht gelten läßt.

Wir theilen George Sand's Liebe für den reuigen Sünder und erinnern an das gute Wort unsers Goethe, das an diese Stelle paßt: „Die höchste Empfindung, welche der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich aus eigener Kraft von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da Jener als ein Held und Ueberwinder den Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neunundneunzig Gerechten." Aber ist diese unruhige, jähzornige Frau eine Ueberwinderin, eine Heldin? Können wir es der Gesellschaft verargen, daß sie ihr aus dem Wege geht? Und indem wir in den Kämpfen zwischen Mutter und Tochter die Letztere aufrichtig beklagen, können wir umhin zu wünschen, daß diese gerechte Parteinahme uns nicht durch die Tochter eingeflößt worden wäre?

Dem sei nun wie ihm wolle: der Zwiespalt löst sich nicht früher als bis Aurore mit der Mutter Bewilligung bei einer liebenswürdigen Familie auf dem Lande eine Zuflucht und ein kurzes, aber glückliches Jugendleben unter guten, heitern Menschen findet. Hier lernt sie ihren nachherigen Gatten, Casimir Dudevant, kennen; keineswegs *den alten* mürrischen Obersten der „Indiana", sondern einen jungen, hübschen ehemaligen Cavalerieoffizier, den natürlichen Sohn eines liebenswürdigen gascognischen Edelmanns. Indem er um sie wirbt, spiegelt er ihr keine leidenschaftliche Liebe vor, sondern stellt ihr ein freundschaftliches brüderliches Verhältniß in Aussicht, und das 18jährige Mädchen heirathet ihn durchaus frei von äußern Einflüssen, zwar ohne besondere Neigung, aber auch ohne Widerstreben, und verlebt mit ihm fünf anscheinend ruhige Jahre, in welchen ihre beiden Kinder Moritz (1824) und Solange (1828) geboren werden, meist auf ihrem Gute in Berry, oder auf Reisen nach Paris, den Pyrenäen, der Gascogne &c. Die beiden Gatten haben zwar wenig innern Zusammenhang und gemeinschaftliche Interessen: aber sie hindern sich nicht und lassen einander freien Weg. Die hauptsächlichste Störung kommt durch unzureichende pecuniäre Mittel. Hr. Dudevant hat kein Vermögen und die 10—12,000 Francs, welche Nohant abwirft, reichen nicht aus. Von Anfang nimmt die unerfahrene junge Frau die Schnuren des Geldbeutels in die Hand und macht mit geringem Geschick und einem sorglosen, barmherzigen Sinne schlechte Geschäfte, d. h. ein paar hundert Francs Schulden, die sie bedrücken wie ein Verbrechen und die Hr. Dudevant ohne Vorwurf bezahlt, als er jetzt das Budget in seine Hände nimmt, ohne jedoch besser damit fertig

zu werden. Frau Aurore, ohne hinreichende Beschäftigung und Zerstreuung, ohne einen Thaler zur Befriedigung kleiner Wünsche, fängt an sich zu langweilen. Andere Misverhältnisse kommen dazu, besonders das zu einem Halbbruder, einem natürlichen Sohne ihres Vaters, der neben ihr von der gütigen Großmutter erzogen worden ist und der eine glücklich angelegte Natur durch Trunksucht, das Erblaster des berryschen Landwirths, untergräbt — und so fällt unsere Heldin auf den Gedanken, durch Verwerthen ihrer Talente sich größern Spielraum und Lebensgenuß zu verschaffen. Dazu aber muß sie zeitweise in Paris leben, und ihr Mann geht bereitwillig darauf ein, sie die Hälfte des Jahrs auf eigene Hand dort leben und ihr Glück versuchen zu lassen, wie er denn überhaupt gegen ihre Wünsche und Gelüste niemals andere als ökonomische Einwände hat. Sie sagt: „Und wenn ich mir den Mond hätte kaufen wollen, würde er geantwortet haben: Meinetwegen, wenn du Geld hast; und wenn ich eine Reise nach China vorgeschlagen hätte: Mit Vergnügen, wenn Nohant so viel abwirft!"

Die unternehmungslustige junge Frau läßt also vorderhand ihren Sohn, bis dieser nach kurzer Zeit in das Collége Heinrich's IV. in Paris eintritt, unter Aufsicht eines würdigen Erziehers in Nohant und bezieht mit ihrem Töchterchen und den ihr im Heirathscontract stipulirten **1500** Francs Nadelgeld zum ersten male ihre kleine Mansarde Quai St.-Michel, der Morgue gegenüber, fünf Treppen hoch; sie ist ihre eigene Dienerin, sucht keine Verbindung als die einiger jungen studirenden Landsleute, darbt und arbeitet, versucht Dies und Jenes mit kümmerlichem Erfolg, bis endlich mit dem Erscheinen der „Indiana" ihr Glücksstern aufgeht. Um unerkannt und ohne Toilettenaufwand das Leben der verschiedenen Gesellschaftsschichten beobachten und das Parterre der Theater besuchen zu können, legt sie auf den Rath ihrer Mutter und in Erinnerung ihrer jugendlichen Reiterpartien Männerkleider an und fühlt in ihrem groben grauen Ueberrock und den mit Eisen beschlagenen Stiefeln bei den mancherlei komischen Quiproquos, welche diese kleine Maskerade zur Folge hat, ein unendliches Ergötzen. Ihr Mann weiß und billigt das Alles; auch die Herzensbeziehungen, welche, von der Dichterin unberührt, den eigentlichen Hintergrund dieser excentrischen Lebensepisode bilden mögen, scheinen ihm wenig Galle gemacht zu haben. Sie ist von drei zu drei Monaten sein Gast auf ihrem Gute; er läßt sie unbedenklich mit ihren Freunden auf ein Jahr nach Italien reisen und schreibt ihr unter Anderm einmal — und dieser Brief ist ein wichtiges Argument gegen den Mann in dem spätern Scheidungsprocesse der beiden Gatten geworden: „Ich komme nach Paris, werde aber nicht bei dir absteigen, da ich dich so wenig stören, als von dir gestört sein will!"

In diesem Freiheitstaumel, zu welchem von außen her das gährende Treiben nach der Julirevolution tritt, gründet sich der plötzliche schriftstellerische Ruf George Sand's, die ihren Namen zur Hälfte dem ihres Freundes Sandeau entlehnt, da ihre Schwiegermutter ihr verbietet, den der Dudevant durch literarische Arbeiten zu compromittiren. Dem ersten mit Sandeau gemeinschaftlich entworfenen Romane: „Rose und Blanche", folgt eine Reihe jener heißen, genialischen Schöpfungen, welche, sei es Verdammungen, sei es in den Himmel erhoben, die damalige Welt in Erstaunen setzten, über deren Entstehen aber, wie schon erwähnt, George Sand jede Aeußerung für überflüssig hält, wie denn überhaupt wol niemals ein Künstler bescheidener von seinen Leistungen gesprochen haben mag als George Sand; sie sind und bleiben ihr Mittel zum Zweck der Freiheit und Selbständigkeit und nur über die ästhetische Misgeburt der „Lelia" verbreitet sie sich etwas ausführlicher, weil sie, wie früher in ihrem ungeschriebenen „Corambé" das Wehe eines kindlichen Herzens, so alle Zweifel und Kämpfe, die ganze Seelenzerrissenheit ihrer Sturm- und Drangperiode in diesem Buche ausgeströmt hat.

Was ihre häuslichen Verhältnisse betrifft, so fängt sie indessen immermehr an, deren Unhaltbarkeit zu erkennen; sie ist unter ihrem heimischen Dache nur noch ein unwillkommener Gast; Zustände, Einflüsse treten ihr entgegen, denen sie sich nicht unterwerfen kann und will. Hr. Dudevant klagt, von der Verwaltung des Guts keinen Segen zu verspüren, er selbst kommt auf den Einfall, sich zurückzuziehen und seiner Gattin den Platz am heimischen Herde, nach dem sie immer von neuem eine tiefe Sehnsucht empfindet, zu überlassen. Er unterzeichnet mehr als einmal eine dahinzielende Vereinbarung, lenkt aber vor deren Ausführung jedesmal unentschlossen zurück. Jahre vergehen während dieser Unterhandlungen, bis endlich ein geringfügiger Anlaß in Gegenwart der Kinder eine heftige Scene zwischen den Gatten herbeiführt, während welcher sich die Mutter gelobt, daß es die erste und letzte dieser Art gewesen sein müsse. Denn es ist deren Eigenthümlichkeit, lange gelassen zuzusehen und dann rasch und unwiderruflich zu brechen — „avec plus de franchise que de douceur", wie sie sagt. Auch ihr vieljähriges, „mütterlich" freundschaftliches Verhältniß zu Chopin endete so Knall und Fall, ohne eine Wiedervereinigung zuzulassen.

Nach einer Consultation ihrer Freunde, besonders Michel's von Bourges (des Everard ihrer Briefe), welcher auch ihr Vertheidiger ward, leitete sie die gerichtliche Scheidungsklage ein und gewann sie in allen Instanzen, sodaß sie freies Recht über ihren Besitz und über ihre beiden Kinder zugesprochen erhielt. Sie gesteht, für den Fall des Unterliegens alle Vorbereitungen getroffen zu haben, um mit ihren Kindern nach Amerika zu flüchten und wir wiederholen es, in diesem nächsten und

heiligsten Verhältniß als Mutter ist Aurore Dudevant eine Heldin an unerschütterlichem Muth, an Geduld und heißer, nimmermüder Liebe; alle ihre Befriedigungen strömen aus dieser Quelle und scheint sie besonders mit ihrem Sohne eine gleiche Innigkeit zu verbinden wie die ihres Vaters zu seiner Mutter. Sie sagt unter Anderm:

„Meine wahrhafte Kraft kam mir durch meinen Sohn, der in dem Alter war, alle meine Lebensinteressen zu theilen und der mich durch die Gleichmäßigkeit seiner Seele, seine frühreife Vernunft und unversiechliche Heiterkeit aufrechterhielt. Wir haben nicht über alle Dinge dieselben Ideen, aber eine große Aehnlichkeit der Organisation, vielfach gleichmäßigen Geschmack, gleichmäßige Bedürfnisse und ein so enges Band natürlicher Neigung, daß eine Uneinigkeit keinen Tag überdauern und keiner Aussprache unter vier Augen widerstehen kann. Bewohnen wir auch nicht dieselbe Umhegung der Gedanken und Gefühle, so ist doch jederzeit eine Mittelthür zwischen uns offen, die einer unendlichen Liebe und eines unumschränkten Vertrauens."

Aber nicht blos durch diese Zärtlichkeit für ihre Kinder und für die Kinderwelt überhaupt, die sie einmal ausrufen läßt: „Ich hätte Kindermuhme werden sollen, ich habe meinen Beruf verfehlt!" auch durch die mächtigern Eigenschaften des Muthes und des Willens bekundet Aurore Dudevant ihren mütterlichen Beruf, und wenn es für wahr gilt, daß die beste Frau die ist, die ihren Kindern im Nothfalle den Vater ersetzen kann, so ist sie eine solche Frau, wenngleich sie gesteht, daß das eine harte Aufgabe sei. Nach Aufzählung ihrer vielfachen Mühen und Anstrengungen sagt sie:

„Ich komme daher zu dem Schlusse, daß die Ehe so unauflöslich als möglich sein müßte. Denn um ein so gebrechliches Fahrzeug, wie die Sicherheit einer Familie ist, auf den Wellen unserer Gesellschaft zu lenken, sind ein Vater und eine Mutter nicht zu viel; ein Vater und eine Mutter, die sich je nach ihren Fähigkeiten in die Aufgabe theilen. Aber die Unauflösbarkeit der Ehe ist nur möglich, insofern sie eine freiwillige ist, und um sie freiwillig zu machen, muß man sie erst möglich machen. Wer, um diese Aufgabe zu lösen, etwas Anderes auffindet als die Gleichberechtigung zwischen Mann und Weib, wird eine schöne Entdeckung gemacht haben." Uns dünkt, diese Entdeckung wäre ganz einfach die Liebe, welche das Gewissen zur Treue umbildet, welche aber allerdings kein äußeres Gleichheitsgesetz garantiren kann. George Sand hat aber mit diesen Worten den Hauptgrundsatz ihres Lebens in That und Schrift gegeben und läßt sich über denselben nur noch ein einziges mal eines Breitern aus an einer Stelle, wo ihr ein kleiner bramarbasirender Rousseau'scher Wahrheitsteufel in den Nacken schlägt und die wir gern zu den Acten legen.

Also: George Sand erkennt die Ehe unter der Voraussetzung der Freiwilligkeit und der Gleichberechtigung der Gatten als die Grundlage der Familie an; sie weist den socialistischen Grundsatz zurück, daß die Kinder nur den Müttern gehören, den Müttern, welchen Rahel in einem ihrer geistreichen Impromptus sogar das ausschließliche Erbrecht zuwenden möchte. Im Uebrigen ist George Sand Republikanerin und Socialistin, von der Zukunft ein allmäliges Inslebenführen ihrer Utopien menschlicher und christlicher Gleichheit und Liebespflicht erwartend, aber deren gegenwärtige Unreife und Haltlosigkeit anerkennend. Hr. von Radowitz nennt die geniale Frau einmal die „pantheistische Socialistin". Aber George Sand will nichts wissen von einem Gott in der Welt, sie glaubt ihn über der Welt und diese regierend mit ewiger Liebesmacht; sie glaubt an die Kraft und Tugend verleihende Wirkung des Gebets, an ein ewig unsterbliches Leben und jenseitiges Wiederbegegnen seiner hienieden Verbundenen; sie glaubt vor allem an ein irdisches und überirdisches Vorwärtsschreiten des Menschengeistes. Spiritualismus und Humanismus sind also die treibenden Wahrheiten ihrer Seele, zu deren Kräftigung sie sich, „um den Einflüssen der modernen Philosophie zu widerstehen", unter eine geistliche Führerschaft gestellt hat, bestehend unter ihren Landsleuten aus Leroux, Lamennais und Regnaud, unter uns Deutschen aus Herder (durch Quinet verdolmetscht: denn George Sand versteht unsere Sprache nicht), Lessing und vor allem und immer wieder Leibniz. Mit diesen Ueberzeugungen sehen wir am Schlusse des Buches den größten poetischen Genius des heutigen, den größten weiblichen des gesammten Frankreich aus einem neuen, ungeheuern Schmerze hervorgehen, den sie nicht näher bezeichnet, in welchem wir aber den Tod ihres einzigen Enkelkindes vermuthen müssen. Tief gebeugt, aber nicht zu Boden geschmettert, schließt sie ihre Bekenntnisse mit folgenden Worten: „Ich habe aufrechtbleiben können, leider — leider und Dank, mein Gott, weil der Schmerz ein Schmelzofen ist, in welchem die Liebe sich reinigt, und weil, von einigen Menschen wahrhaft geliebt, ich auf der Straße nicht fallen kann, auf welcher die Liebe gegen alle Menschen uns zu wandeln gebietet."

So hat denn nach schwerem Irren und Kämpfen dieses große heiße Herz das Glück gefunden, da, wo wir Alle es finden, wenn wir das Ich überwunden haben. Sie hat ihr Dasein für Andere eingerichtet und lebt in Frieden. Die Stimmen, welche hin und wieder über die gegenwärtige Lebensweise der Schloßfrau von Nohant zu uns gelangen, geben uns ein reizendes Bild von Thätigkeit, gastlicher Freiheit, hülfreicher Liebe und ländlichem Genuß. Sie liebt es, sich mit jungen Menschen zu umgeben und hat mehre Kinder außer ihren eigenen erzogen; sie ist ernst und schweigsam, nimmt aber freundlichen Antheil an allerlei Spiel und Geplauder; ein Scherzwort findet allezeit

bei ihr Ohr und Erwiderung und ist den lästigsten Zudringlichkeiten gegenüber ihre einzige Rache. Sie verkehrt auf das herzlichste mit ihren Bauern, empfängt sie an ihrem Tische, läßt von Kindern und Freunden Sonntags Abends ihre Schauspiele vor ihnen aufführen, noch ehe sie in Paris erscheinen, übernimmt wol auch selbst eine kleine Rolle in denselben. Sie hört, tröstet, ermuthigt die Armen in ihren Kümmernissen, pflegt sie in ihren Krankheiten, gibt ihnen Heilmittel für sich und ihre Kinder. Immer ihrer Hülfe sicher, wendet man sich an sie wie an eine Vorsehung. „Ach meine gute Dame, vor Ihnen scheue ich mich nicht, sehen Sie meinen Zustand!“ sagte eines Tags eine alte, mit Aussatz bedeckte Frau zu ihr, indem sie ihre Lumpen auseinanderschlug. Frau Dudevant führte sie in ein Zimmer, verband ihre Wunden und pflegte sie allein bis zu ihrer Wiederherstellung.

So einfach gütig, wahrhaft christlich und menschlich, so vernünftig hat die phantasiereiche Dichterin ihre Wirklichkeit geordnet. Wir haben nur die groben Umrisse ihres Werkes geben können, die feinen, kunstvollen Einschläge, die geistreichen Schilderungen von Personen und Zuständen, das eigentlich Reizende an dem Buche bleibe dem Leser desselben unverkürzt. Mit Dank und freudiger Erwartung sehen wir der Verwirklichung ihres Versprechens entgegen, uns an andern Stellen eine Reihe von Porträts befreundeter und berühmter Zeitgenossen zu geben, unabhängig von dem Einflusse, den dieselben auf ihr eigenes Leben geübt. George Sand hat ganz so viel Gerechtigkeit und ganz so wenig Eitelkeit, um diese Aufgabe würdig zu lösen. Wir wiederholen es, niemals ist ein Schriftsteller weniger selbstgefällig in seinen Bekenntnissen gewesen. Sie hat acht volle Jahre gebraucht, um dieselben zu vollenden; mit Eifer und Ausführlichkeit beginnend, scheint ihr gegen den Schluß wie in manchem andern ihrer Werke Lust und Liebe zu erkalten und die Harmonie des Ganzen wird dadurch gestört. Doch wir wollen keine neuen Ausstellungen machen; im Gegentheil, wenn wir mit der Klage begannen, nicht ganz das Erwartete, Einiges zu viel, Manches zu wenig gefunden zu haben, so möge man das unserer Schätzung dieser großen Natur zugute und unsern Dank für so vieles Wahre und Schöne darum nicht minder aufrichtig halten.

Literatur und Kunst.

Literaturgeschichte.

In der Geschichte der ältern deutschen Literatur wird der Name Joseph Diemer's immer einen ehrenvollen Klang behaupten, wäre er auch nur der Auffinder und Herausgeber der Vorauer Handschrift altdeutscher Dichtungen, welche für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Poesie im 11. und 12. Jahrhundert von so hervorragender Bedeutung ist, indem sie uns den Uebergang der althochdeutschen Periode in die mittelhochdeutsche vor Augen führt, deren helles Morgenroth hier schon angebrochen ist, um bald dem rasch heraufsteigenden Sonnenglanze der staufischen Zeit Platz zu machen. Zur Erforschung und Aufhellung dieser anziehenden Uebergangsperiode gibt Diemer einen neuen Versuch in dem soeben bei Braumüller in Wien erschienenen dritten Theil seiner „Kleinen Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur". Er behandelt darin zuerst Heinrich's Gedicht vom allgemeinen Leben und der Erinnerung an den Tod, ein Sittengemälde, das umsomehr Beachtung verdient, als wir in den Urkunden und Zeitbüchern jener Periode solchen frischen Schilderungen des innern Lebens unserer Vorfahren nur sehr selten begegnen. Die Abfassungszeit dieser Schrift wurde gewöhnlich etwa in das Jahr 1163 gesetzt. Diemer sucht nun zu erweisen, und dieser Nachweis bildet den Hauptgegenstand der neuen Untersuchung, daß das Werk viel früher entstanden sei, nämlich im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts, näher vor 1114, und zwar im Kloster Göttweig, daß darin Anspielungen sich finden auf die Schicksale Kaiser Heinrich's IV. und auf seine unglücklichen Beziehungen zu seinen Söhnen Konrad und Heinrich, sowie auf Papst Gregor VII. Nehmen wir diese Anspielungen als wirklich an, und es wird schwer sein, trotz metrischer Bedenken bei dem Zusammentreffen so vieler Punkte die Zustimmung zur vorgetragenen Hypothese abzulehnen, so erhöht sich der Werth des alten Gedichtes zur Bedeutung eines politischen Zeitgedichts, welches sich, wie Diemer ausführt, durch den ergreifenden Gegenstand, die würdige und zarte Behandlung desselben, die Gewandtheit in der Sprache, die Lebendigkeit der Darstellung, den Reichthum der Ideen und treffenden Bilder und den sittlichen Ernst des Ganzen den besten Erzeugnissen unserer ältern Poesie anreiht. Eine zweite Abhandlung des gelehrten und scharfsinnigen Akademikers sucht nachzuweisen, daß, trotz einiger metrischer Verschiedenheit in beiden Gedichten, auch das Fragment vom Pfaffenleben von demselben Verfasser herrühre, wofür allerdings neben Anderm der Geist und die Behandlung dieses Werks zu sprechen scheint, und daß die Abfassung desselben ebenfalls nach Göttweig und in die Jahre 1110—14 zu setzen sei. Den Schluß des Bändchens bildet ein neuer kritischer Abdruck des Gedichts vom gemeinen Leben und von des tôdes gehügede. A.v.K.

Moderne Kunst.

„Zur Reform der modernen Kunst. Eine Studie zur neuesten Kunstgeschichte" ist der Titel eines Schriftchens, das unlängst bei Schrödel

und Simon in Halle erschienen ist und das wir trotz seines geringen Umfangs Allen empfehlen, die an der Entwickelung der modernen Kunst Antheil nehmen und sich über das nothwendige Ziel derselben sowie über die Mittel, durch die dasselbe allein erreicht werden kann, aufzuklären wünschen. Der Verfasser gehört nach seinem eigenen Bekenntniß nicht zu den „Verzagten, die, wenn es auf einigen Seiten gährt oder kracht, den Einsturz der Welt gekommen glauben". Wol aber gehört er zu Denen, die „unsere Zeit für so unbefriedigt, unsere Bildung für so unnatürlich, die Ansprüche auf den meisten Geistes- und Lebensgebieten für so überspannt" halten, daß ein Umschwung, eine Heilung unabweisbar ist. „Die Häupter und Veteranen", sagt er, „halten Abrechnung mit der Vergangenheit und übergeben der Mitwelt die Arbeit ihres Lebens als bleibendes Vermächtniß. Andere strecken sich schon weit über die Jetztzeit hinaus und suchen als Zukunftsstürmer dem zögernden Fortschritt vorzugreifen. Alle aber ahnen ein Ende, vor dessen Anbruch das Gewonnene ein doppelter Besitz, seine Betrachtung ein doppelter Genuß wird." Unter diesen Umständen hat der Verfasser es an der Zeit gehalten, „mit dem Maßstabe der reinen Schönheit in der Hand", die Schwankungen nach links und rechts zu prüfen und dem Leser die heutige Kunstwelt in geordneten Gruppen vorzuführen. Als unterscheidendes Princip dient ihm dabei der Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus, ein Gegensatz, der in diesem Augenblick alle Gebiete menschlichen Denkens und Strebens beherrscht und von dem deshalb auch das Gebiet der Kunst nicht unberührt geblieben ist. Vielmehr sind Realismus und Idealismus die beiden Pole, zwischen denen die heutige Kunstwelt schwankt; die einseitige und maßlose Pflege des einen oder des andern ist die Quelle der zahlreichen Verirrungen, denen wir in der Geschichte der modernen Kunst begegnen, während die Versöhnung dieser beiden Gegensätze, das Ineinanderbilden und Verschmelzen von Idealismus und Realismus als das wahre Ziel bezeichnet wird, das der Kunst der Zukunft gesteckt ist und dem auch schon die bessern unter den Künstlern der Gegenwart, bewußt oder unbewußt, zustreben. Von dieser Grundlage aus betrachtet der Verfasser nun zuerst den einseitigen und darum falschen Realismus der modernen Kunst. Die materialistische Richtung, die unsere Gegenwart überhaupt kennzeichnet, hat auch einen Materialismus der Kunst hervorgebracht, der sich ebenso sehr in den Motiven wie in der Wahl der Stoffe und der Art der Behandlung zu erkennen gibt. Ihm gegenüber steht der falsche Idealismus, der den Künstler theils zur Wahl unwirklicher Stoffe, theils zu mangelhafter Technik und Charakteristik verführt. Im zweiten Abschnitt geht der Verfasser auf das Heilmittel dieser Gebrechen, die Versöhnung von Realismus und Idealismus des Nähern ein; zuerst betrachtet er diesen Proceß an und für sich und weist dann die Spuren nach, inwieweit derselbe bereits angefangen hat, sich in der Geschichte unserer modernen Kunst zu verwirklichen. Auch hier wieder werden die einzelnen Künste der Reihe nach durchgegangen und die einzelnen Männer und Werke bezeichnet, in denen der Verfasser die Anfänge dieser Besserung erkennt. Was diese letztere Classification angeht, so finden sich natürlich einzelne Punkte und Namen, in denen man Bedenken tragen muß, dem Verfasser beizustimmen; insbesondere scheint uns sein Urtheil mitunter an einer etwas zu weit gehenden Mildherzigkeit zu leiden und zu häufig das Gewollte und Erstrebte mit dem wirklich Geleisteten

und Vollbrachten zu verwechseln. Doch sind dergleichen Abweichungen des Urtheils, wo es sich um specielle Namen und Leistungen handelt, unvermeidlich und kann daher auch der Werth des Schriftchens, das sich überdies durch große Klarheit und Wärme der Darstellung auszeichnet, dadurch nicht vermindert werden.

Von denselben Principien, zum Theil in fast wörtlicher Uebereinstimmung, geht eine andere Schrift aus: „Zur Kritik der modernen Kunst. Eine Reihe von Vorträgen", von denen kürzlich das erste Heft bei Schünemann in Bremen erschienen ist. Auch hier werden „Geist und Materie, Idealismus und Realismus" als die „Angelpunkte" bezeichnet, „um deren Verherrlichung der friedliche Kampf in der Kunst noch immer entbrennt". Die Versöhnung dieses Kampfes erwartet der Verfasser ebenfalls von der Darstellung der „schönen Wirklichkeit", zu welcher Realismus und Idealismus sich verschmelzen sollen. Was jedoch den augenblicklichen Standpunkt der Kunst angeht, so findet er das Fehlerhafte desselben mehr in dem einseitigen realistischen Streben, dem die Künstler der Gegenwart sich hingeben, als in dem zu weit getriebenen Idealismus, der unserer Zeit, als einer durchweg materialistischen, überhaupt ziemlich fern liegt. „Unsere Zeit", sagt der Verfasser, „gibt der Kunst nicht den fruchtbarsten Boden. Sie ist groß an volkswirthschaftlichen und naturwissenschaftlichen Thaten, reich an befruchtenden Ideen und kühnen Entwürfen; aber die Bildung aller vergangenen Zeiten ruht noch zu schwer auf ihr und die hinzugekommenen Bildungsstoffe der gewaltigen Gegenwart brausen noch ungeordnet durcheinander. Wenn die sich befehdenden Gegensätze ausgeglichen, die Gedankenkämpfe einem ruhigen Beschauen Platz gemacht haben, *dann erst* ist die Zeit der «Erinnerung an das Göttliche», welches die *von irdischen* Fesseln noch freie Seele schaute, gekommen." Und an einer andern Stelle: „Man hat die Schönheit verlassen, um sich der Nützlichkeit in die Arme zu werfen. Die Kunst ist nicht selten Gewerbe geworden; denn der Nutzen ist das Idol unsers Zeitalters, und die Nothwendigkeit der materiellen Genüge lähmt den Flug der Phantasie und hemmt die freien Schwingungen künstlerischen Strebens." In dem vorliegenden ersten Heft beschäftigt der Verfasser sich ausschließlich mit der Malerkunst. Die Maler der Gegenwart haben nach seinem Dafürhalten nur in Landschaft und Porträt wirklich Bedeutendes geleistet; in den übrigen Gattungen sind sie auf Irrwege gerathen, die sich der Hauptsache nach wiederum auf den materialistischen Charakter der Zeit und ihre Unfähigkeit, das Ideale im Realen darzustellen, zurückführen lassen. Der Verfasser geht sodann zur Beurtheilung einzelner Richtungen und Leistungen über, wobei er denn ebenfalls Manches äußert, was den Widerspruch der Kritik herausfodert. So dürfte das verdammende Urtheil, das der Verfasser über die „mit Blut befleckten Christusköpfe" fällt, wol ebenso unbegründet sein als der Ekel, mit dem er sich von den realistischen Darstellungen der niederländischen Schule abwendet. Ebensowenig können wir der unbedingten Verherrlichung Kaulbach's und seiner neuesten Schöpfungen beistimmen, mit welcher der Verfasser seine Darstellung schließt. Vielmehr scheint es uns, als ob derselbe dabei in Widerspruch mit sich selbst und seinen eigenen Principien gerathen ist und in Kaulbach etwas hineinträgt, was gar nicht in ihm vorhanden: nämlich eine Versöhnung der idealen und realen Elemente, während dieselben doch vielmehr gerade in Kaulbach vollkommen unvermittelt

nebeneinander liegen. Die Schrift ist ebenfalls recht warm und lebhaft geschrieben, steht aber doch, was die Klarheit und Schärfe der leitenden Begriffe betrifft, hinter der erstgenannten merklich zurück. JG.

Schiller-Literatur.

Die nahbevorstehende Wiederkehr des leipziger Schillerfestes, das alljährlich am Geburtstag des Dichters von dem dortigen Schillerverein begangen wird, bietet uns eine erwünschte Veranlassung, unsere Leser nachträglich auf eine Sammlung aufmerksam zu machen, welche der gedachte Verein vor mehr als Jahresfrist bei Gelegenheit der 50jährigen Wiederkehr von Schiller's Todestag veranstaltet hat. Dieselbe führt den Titel: „Gedenkbuch an Friedrich Schiller. Am 9. Mai 1855, funfzig Jahre nach dem Tode Schiller's herausgegeben vom Schillerverein zu Leipzig" (Leipzig, Eigenthum des Schillerverein) und darf allen Freunden des Dichters sowie namentlich Allen, die sich für das leipziger Schillerfest interessiren, als eine ebenso anregende wie unterhaltende Lectüre empfohlen werden. Im Vorwort berichtet Professor Wuttke in Leipzig, Vorstandsmitglied des Schillerverein, über die Gründung und bisherige Thätigkeit desselben, sowie über Zweck und Anordnung der vorliegenden Sammlung. Der leipziger Schillerverein wurde im Jahre 1840 durch eine Anzahl gebildeter und patriotischer Männer der Stadt Leipzig aus den verschiedensten Ständen ins Leben gerufen; namentlich widmete Robert Blum, dessen Name sich auch unter den ersten Unterzeichnern des betreffenden Aufrufs befindet, dem Verein eine ebenso eifrige wie erfolgreiche Thätigkeit, vorzüglich als Redner. Der Zweck des Vereins geht dahin, theils das Andenken Schiller's zu erhalten und zu verbreiten, theils überhaupt die Wirksamkeit unserer classischen Literatur in der Nation lebendig zu erhalten. Leipzig, in der Mitte Deutschlands gelegen, Metropole des deutschen Buchhandels, der Ort, der Schiller selbst in einer kritischen Epoche seines Lebens eine gastliche Stätte geboten, wo er zuerst seinen Körner umarmt, sein „Lied an die Freude" gedichtet und die Anfänge des „Don Carlos" entworfen hat, ist ohne Zweifel ganz besonders geeignet, den Mittelpunkt einer solchen Feier abzugeben. Allerdings hat auch Stuttgart sein Schillerfest, ja dasselbe genießt sogar das Vorrecht des Alters, indem es seit Errichtung des stuttgarter Schiller-Denkmals vom Jahre 1839 bis jetzt ununterbrochen gefeiert worden ist. Doch scheint nach Dem, was uns davon bekannt, das stuttgarter Fest, das zugleich ein Frühlingsfest ist, indem es regelmäßig an Schiller's Todestag gefeiert wird, mehr einen localen Charakter zu haben; es ist eine Feier der Stammgenossen, während das leipziger Schillerfest, getragen und begünstigt durch die politische Stimmung der Zeit, seine Aufgabe von Anfang an mehr darin gefunden hat, Schiller in seiner allgemein historischen, seiner nationalen Bedeutsamkeit darzustellen. Wenigstens ist dies der gemeinsame Faden, der fast ohne Ausnahme durch sämmtliche Reden, Gedichte, Trinksprüche ꝛc. hindurchgeht, die seit nun bald 16 Jahren bei dieser Gelegenheit veröffentlicht worden sind. Von diesen Reden und Gedichten bietet das „Gedenkbuch" eine vollständige und authentische Sammlung. Dieselbe ist nach den Jahren geordnet und es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie auch in diesen Reden und Liedern, trotz der Einheit ihres Grundgedankens, die wechselnden Stimmungen

der Zeit sich abspiegeln. Unter den Rednern begegnen wir einer Reihe bekannter und geschätzter Namen; so der schon genannte Robert Blum, der eine Reihe von Jahren hindurch der regelmäßige Festredner war, G. Kühne, Robert Heller, K. Reclam, H. Wuttke, Laube, Gutzkow, G. Freytag, Gottschall ꝛc. Hand in Hand mit diesen Reden geht eine Anzahl poetischer Beiträge von H. Marggraff, Julius Mosen, Adolf Böttger, Julius Hammer und Andern, unter denen sich ebenfalls manches Schöne und Sinnige befindet. Als Anhang erhalten wir „Einige Gedichte und Briefe Schiller's", die hier größtentheils zum ersten mal abgedruckt sind. Der leipziger Schillerverein nämlich, nicht zufrieden, durch seine jährlich wiederkehrende Festfeier das Andenken Schiller's lebendig zu erhalten, hat auch, als bleibendes Denkmal seiner Thätigkeit, ein eigenes Schillerarchiv gestiftet, in welchem allerhand Andenken und Reliquien an und von Schiller gesammelt werden. Den wichtigsten Bestandtheil dieses Archivs bildet die Schillerbibliothek, eine möglichst vollständige Sammlung sämmtlicher auf Schiller bezüglicher Schriften, sowie namentlich der verschiedenen Ausgaben seiner Werke. Der letztere Punkt ist besonders wichtig. Man weiß, wie unkritisch unsere Classiker bisjetzt noch gedruckt werden. Nur Lessing hat das Glück gehabt, einen seiner würdigen Herausgeber zu finden, in dessen Fußtapfen neuerdings ein ebenso würdiger Nachfolger getreten ist; von allen übrigen Heroen unserer Literatur haben wir nur höchst mangelhafte Ausgaben, die sowol im Punkt der Vollständigkeit wie der buchstäblichen Genauigkeit und Treue noch gar Vieles zu wünschen lassen. Auch Schiller ist diesem echtdeutschen Schicksal nicht entgangen, auch von seinen Werken besitzen wir — einzelne Ausnahmen abgerechnet, wohin wir namentlich den kürzlich von H. G. Helbig herausgegebenen „Wallenstein", die Boas'schen „Xenien" und einiges Aehnliche zählen — nur mehr oder weniger unkritische und fehlerhafte Ausgaben; zu einer Geschichte des Schiller'schen Textes aber, die doch in mehr als einer Hinsicht von höchstem Interesse sein würde, zumal da Schiller zu denjenigen Dichtern gehörte, die sich selbst nie genug thun können, und daher an seinen Productionen unaufhörlich änderte und feilte, ist, abgesehen von den Hoffmeister'schen Supplementen, die aber ihrem Zweck durchaus nicht genügen, noch nicht einmal ein Anfang gemacht. Dafür nun sowie überhaupt für die Erläuterung der Schiller'schen Werke bietet die Bibliothek des leipziger Schillerverein schon jetzt ein höchst schätzenswerthes Material, das, bei der wohlverdienten Theilnahme, deren der Verein auch in dieser Hinsicht genießt, sich im Lauf der Jahre gewiß noch immer mehr erweitern und vervollständigen wird. Mit Recht ermahnt Hr. Wuttke im Vorwort des „Gedenkbuch" alle Diejenigen, in deren Händen sich ältere Ausgaben der Schiller'schen Werke sowie sonstige auf Schiller bezügliche Reliquien und Seltenheiten befinden, dieselben in dem Archiv des Schillerverein niederzulegen; im Privatbesitz früher oder später einem sichern Untergange verfallen, würden sie hier nicht nur für alle Zeit erhalten, sondern auch durch zweckmäßige wissenschaftliche Benutzung fruchtbar gemacht werden. Von den auf diese Weise in Besitz des Schillerverein gekommenen literarischen Reliquien werden nun im Anhang, wie gesagt, einige mitgetheilt. Doch dürfte von den abgedruckten beiden Gedichten wol nur das erste, ein Hochzeitlied für seinen Freund Körner vom Sommer 1785, das durch Schiller's eigene Handschrift beglaubigt ist, wirklich von Schiller herrühren, während

das andere (zum Geburtstag des Hofrath Loder, angeblich aus dem Jahre 1799) nicht nur einer solchen äußerlichen Beglaubigung entbehrt, sondern auch innerlich zu wenig von Schiller's Art und Weise trägt, um es wirklich als sein Eigenthum anzuerkennen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir gleich noch auf zwei andere Schriften hinweisen, die ebenfalls zur Schiller-Literatur gehören oder doch in nahem Zusammenhange damit stehen. Das erste: „Schiller's Eintritt in Weimar" ist als Programm des kölnischen Realgymnasiums zu Berlin erschienen und hat Hrn. G. Kuhlmey, Lehrer der gedachten Anstalt, zum Verfasser. Es gibt eine sehr genaue, fast minutiöse Geschichte der ersten Wochen, welche Schiller im Jahre 1787 in Weimar verlebte. Der erste Aufenthalt des Dichters an diesem Orte, der später so wichtig für ihn werden sollte, seine wahre geistige Heimat, war bekanntlich für ihn nichts weniger als angenehm und ermuthigend. Goethe, gegen den Schiller, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, damals noch etwas von dem Gefühl empfand, „das Brutus gegen Cäsar gehabt hat", war in Italien und das Philisterthum, an dem es natürlich auch im damaligen Weimar nicht fehlte, benutzte seine Abwesenheit, allerlei kleine boshafte Klatschereien über ihn in Umlauf zu setzen, die an Schiller, bei seiner damaligen gereizten Stimmung, in der noch die Kämpfe nachzitterten, mit denen er sich in Dresden von seiner geliebten „Armenierin" losgerissen, einen nur allzu gläubigen Hörer fanden. In dieser leidenschaftlichen, innerlich unbefriedigten Stimmung, die auch durch das Wiedersehen mit Charlotte von Kalb mehr aufgeregt als besänftigt ward, sah der Dichter überhaupt nur die Schattenseiten des berühmten Musensitzes, wie denn auch andererseits die weimarische Gesellschaft sich gegen den Verfasser der „Räuber" ziemlich ablehnend verhielt. Nur Wieland, dessen empfängliche Seele bekanntlich keiner neuen Bekanntschaft widerstand, und Herder zeigten ihm ein freundliches Entgegenkommen, Letzterer freilich, wie er selbst Schiller offenherzig bekannte, ohne bis dahin etwas von ihm gelesen zu haben. Wie Schiller dann, mit gekränktem Ehrgeiz, sich aus der weimarischen Gesellschaft in die tiefste Einsamkeit zurückzog, in jenes Studium der Geschichte, das auch für seinen poetischen Genius so befruchtend, so reinigend werden sollte und wie er endlich aus dieser freiwilligen Zurückgezogenheit als ein geistig Neuer, Geläuterter hervorging, ist aus der Geschichte des Schiller'schen Lebens allbekannt. Dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift aber (die es, beiläufig bemerkt, wol verdiente, noch auf eine andere, dem Publicum zugänglichere Weise verbreitet zu werden, als es mit Schulschriften der Fall zu sein pflegt) gebührt das Verdienst, auch von jener trüben, innerlich unklaren und unfreien Uebergangsepoche ein lebensvolles und anschauliches Bild gegeben und dadurch das Gemälde Schiller's selbst und seines Entwickelungsganges in einem wesentlichen Punkte vervollständigt zu haben. Wenn es dabei mitunter den Anschein gewinnt, als ob er die Schatten, die dem Stoff schon von Natur anhaften, ein wenig gar zu schwarz zeichnet, so wollen wir ihm auch Das zu keinem Vorwurf weiter machen. Die Biographen Schiller's haben bisher so viel durch geflissentliche Schönmalerei gesündigt, daß es gar nicht schaden kann, wenn auch einmal nach der entgegengesetzten Seite hin ein wenig zu viel gethan werden sollte; das Zuviel ist leicht berichtigt und verwischt, die Hauptsache aber bleibt, nämlich daß Schiller auch

von seinen eifrigsten Bewunderern nicht als ein Seraph mit dem Lilienstengel, sondern als ein Mensch, ein strebender, ringender, irrender Mensch, begriffen und verstanden werde.

Die letzte der uns vorliegenden Schriften gehört der Schiller-Literatur nur mittelbar an: es ist die „Geschichte der hohen Karlsschule. Von Heinrich Wagner" (Würzburg, Etlinger), von der bisjetzt zwei Lieferungen vorliegen. Wiewol aus der Karlsschule bekanntlich eine nicht geringe Anzahl ausgezeichneter Gelehrter und Künstler (es genüge an die Namen Cuvier, Pfaff, Dannecker, Zumsteeg ꝛc. zu erinnern) hervorgegangen sind, so ist es doch eigentlich nur der Name Schiller's, der das Gedächtniß dieser einst so berühmten Anstalt noch jetzt unter uns lebendig erhält und ihr ein gewisses populäres Interesse zuwendet. Auch die Schrift des Hrn. Wagner knüpft an das durch Schiller hervorgerufene Interesse an; sie verspricht sehr genau und gründlich zu werden, ist aber leider in einem überaus schwerfälligen und geschmacklosen Stile geschrieben. Hatte der Verfasser, der offenbar kein geübter Schriftsteller ist, denn keinen literarischen Freund neben sich, der die Form seines Buchs revidiren und von den auffallendsten Verstößen säubern konnte? In einer minder weitschweifigen und pedantischen Form würde es einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte sowie namentlich zur Entwickelungsgeschichte Schiller's abgeben; wird es aber in der Art fortgesetzt, wie es hier angefangen ist, so wird es, fürchten wir, außer dem nächsten localen Kreise nur wenig Leser finden.

R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

October 1856.

K. S. „Your own correspondent", wie die englischen Blätter sagen, hat lange genug geschwiegen, um sein Berichterstatterhandwerk mit einer allgemeinen Uebersicht, einer politischen Recapitulation wieder anzufangen. Als ich Paris vor einigen Monaten verließ, waren alle Fragen straff angespannt; auf meiner Reise im Auslande fand ich die Leute überall unter dem Eindrucke der französischen Ueberlegenheit. Napoleon ein großer Mann, der Retter Europas, seine Schöpfungen von der Stabilität eines rocher de bronze, die französische Suprematie in Europa begründet. Unter unsern Landsleuten sind es zumal die loyalen Oestreicher, die sich als Verehrer der occidentalen Allianz und des französisch-östreichischen Mobiliarcredits auszeichnen und in diesem Cultus am weitesten gehen. Was mich betrifft, so wissen Sie, daß ich seit jeher zu den Zweiflern gehörte; ich glaube nicht leicht an die Unsterblichkeiten bei Lebzeiten und halte mich für den Ruhm wie für das Glück an Solon's Ausspruch, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen.

Auch finde ich, nach Frankreich zurückgekehrt, die Decoration wirklich schon wieder verändert. Bei einem persönlichen Regimente kann das freilich kaum

anders sein, da darf eigentlich nichts überraschen, ein allerhöchster Schnupfen kann die ganze Staatsmaschine ins Stocken bringen. Dazu kommt, daß die Autokratie sich am liebsten mit unbedeutenden Personen umgibt, um Alles selbst zu thun, oder wenigstens von Allem was geschieht selber das Verdienst einzustreichen. Da können zeitweilige Stockungen natürlich nicht ausbleiben; wenn König Philipp schläft, herrscht er nicht und das Land bleibt unregiert. Die Capacitäten, welche unter dem Genie stehen, vermessen sich oft, eine Weile die schöpferische Rolle des Genies zu spielen und mit fein berechneten Calculs in die Weltgeschichte einzugreifen; da reißt sich plötzlich ein Stäubchen los, das erst zum Schneeball, zuletzt zur Lavine wird, und die Naturgewalt des befreienden Gedankens wirft im Nu alle die künstlichen Constructionen über den Haufen.

Ich überlasse Ihnen die Anwendung des oben Gesagten und bemerke nur, daß ich bei meiner Rückkehr die Stimmung hierselbst ziemlich düster, den Horizont selbst in den höhern Regionen ziemlich bedeckt, den Curs, nach dem man zu steuern sucht, ziemlich unsicher und schwankend fand. Eine Autokratie, die sich mit Aengstlichkeit vor der öffentlichen Meinung vertheidigen muß, ist allemal in einer übeln Lage, in der übelsten aber, wenn sie sogar genöthigt ist, sich vor dem Auslande zu vertheidigen. Und in dieser Lage ist das hiesige Gouvernement, nicht blos wegen Neapel, Rußland gegenüber, sondern auch wegen der Vorfälle in Cayenne. Obenein ist die Vertheidigung nicht glücklich, namentlich im letztern Punkt; die Anklagen der englischen Blätter sind nicht zum Schweigen gebracht. Wollte man freilich den Versicherungen des „Moniteur" Glauben schenken, so genössen die Sträflinge auf Cayenne mehr Selbständigkeit in der Verwaltung als die guten Bürger von Paris. Oder nehmen wir — wieder aus dem „Moniteur" — die lächerlichste Maus, welche je ein Berg geboren! Von all den glänzenden Verheißungen, die Befreiung des Handels betreffend, bleibt schließlich nichts übrig als die Anordnung, daß die Prohibitivzölle in fünf, sage fünf Jahren in Schutzzölle umgewandelt werden sollen. Die französischen Fabrikanten, deren Unerreichbarkeit das unaufhörliche Thema der officiellen wie der populären Presse ausmacht, haben also fünf Jahre Zeit, sich darauf vorzubereiten, dann nur noch beschützt zu werden. Oder nehmen wir den Finanzbericht des Ministers Magne, der eigens abgefaßt und zu ungewöhnlicher Zeit veröffentlicht wurde, um das Vertrauen, besonders der Capitalisten, zu heben und zu stärken. Was in diesem Berichte nicht Gemeinplatz ist, ist in Widerspruch theils mit sich selbst, theils mit den offenkundigen Thatsachen. So behauptet der Minister z. B., die Handelsbilanz dieses Jahres sei Frankreich (um eine Milliarde) günstig, während doch der drückendste Geldmangel ein unleugbares, überall höchst schmerzlich empfundenes Factum ist. Und mit solchen Mitteln will man eine Krisis beschwören?! Doch ich irre mich, man denkt auch an Zwangscurs und andere Coercitivmaßregeln, welche doch alle, sammt und sonders, die Lage nur verschlimmern werden.

Denn glauben Sie ja nicht, daß ich in heulerisch-wühlerischer Weise das gefürchtete Uebel für die Phantasie vergrößere, ich mache keinen Elefanten aus einer Maus. Vielmehr hege ich die feste Ueberzeugung, daß unter dem Systeme der Freiheit die gegenwärtige Verlegenheit ganz unbedeutend sein würde. Es ist in der That mehr eine finanzielle Krisis als eine materielle;

man hat seit Jahren zu viele Unternehmungen begonnen, die alle noch keine Früchte tragen, dadurch sind die Capitalien versteckt, und der Schwindel that das Seinige. Die Regierung hat im ersten Taumel diese Richtung gewaltig befördert und dann, nachdem ihre Creaturen den Rahm abgeschöpft haben, ebenso ungeschickt zurückgehuft. Dazu kamen theilweise Calamitäten, schlechte Jahre, Kartoffelkrankheit, Ueberschwemmungen und noch zuletzt die Krankheit der Seidenwürmer. Viel Geld ging aus dem Lande; die Staatsmänner und Finanziers, welche noch an das triviale Ammenmärchen der Handelsbilanz glauben, entsetzten sich. Jedenfalls müssen seltsame Finanzansichten bei einer Regierung herrschen, die z. B. das Einschmelzen ihrer Landesmünzen (also eigentlich ein Geschenk, das man ihr mit den Münz- und Prägungskosten macht) nach veralteten Verordnungen (von 1713!) zu bestrafen droht — und beiläufig gesagt, von Dem, der dieses Geschäft am größten betrieb (Rothschild) die Rettung ihrer Bank erwartet! Daß die von oben erregte Furcht des Publicums vor Zwangscurs die Bank bis an den Rand dieses Abgrunds getrieben hat, ist nur eine von den vielen einer revolutionären Politik entlehnten Maßregeln, welche einerseits auf dem Wahne beruhen, Alles machen, Alles dirigiren zu können, und anderseits den wahren Reichthum eines Landes nur in den edeln Metallen zu suchen. Daneben ein Schwindel à la Law mit fingirten Werthen und Wucherzinsen (reports) auf die Speculation gelegt. Gleichzeitig wühlt in den untern Schichten ein „consequenter" Socialismus, der bei aller Inconsequenz wie ein Oelfleck umsichfrißt und den Rechtsboden immer weiter untergräbt. Und allerdings, warum sollen auch die Obdachlosen ihrer Erbitterung gegen die Hauseigenthümer nicht Luft machen und diese zu den Fenstern ihrer eigenen Häuser hinauswerfen, wenn die Regierung selber die Freiheit der Privatverträge in Handel und Wandel nicht mehr respectirt?! Doch für dieses Thema kann ich wol auf meine frühern Berichte über Zwangspreise, Bäckereikassen, Fleischtaxen, öffentliche Arbeiten, Arbeiterwohnungen ꝛc. verweisen. Für den Augenblick ist die Wohnungsfrage in Paris die dringendste. Die Regierung sucht zu helfen, aber ohne Princip; der Kaiser gibt Geld, läßt bauen, man legt arme Familien in die Keller der Regierungsgebäude und was solcher Mittel mehr sind, die selbst bei der besten Absicht doch immer nur sehr rasch verbrauchte Palliative bleiben.

In der auswärtigen Politik sieht es gleichfalls etwas düster aus. Der einzige Triumph, Narvaez' Wiedereinsetzung (denn ihm galt eigentlich des Kaisers mahnender Brief an Isabella) darf kaum eingestanden werden, und findet durchaus keinen nationalen Widerhall. Es ist ein Sieg über die eigenen Alliirten, ein Beseitigen des englischen Einflusses in Spanien, folglich eine erkältende Entfremdung dieser Allianz, daneben die Restauration der Urheberin der spanischen Heirathen und einer mit den Orléans verschwägerten Bourbonenlinie: eine Restauration, welche das englische Cabinet zur solidarischen Verbindung mit den Braganzas treiben muß. Wenn das „Journal des débats", dessen auswärtige Politik überhaupt längst schon zu den käuflichen Artikeln gehört, in dieser Frage seine Instructionen von der Königin Christine erhält, so ist es darin wenigstens nicht in Widerspruch mit seinen Orléanistischen Sympathien. Und wenn dieser alte Moniteur der liberalen Doctrinärs das spanische Concordat in Schutz nimmt, so ist dies Wunder

nicht größer, als daß der einst wegen seines Voltairianismus verschrieene „Constitutionnel" gleichsam als Blutzeuge für die Wunder des heiligen Januarius in Neapel auftritt.

Aber in Neapel stehen uns noch andere Wunder bevor. Die Flotten sind also endlich abgesegelt und Neapel kann blockirt werden so gut wie Griechenland; „Rule, Britannia, rule the waves!" Denn es wird ein Sieg der britischen Politik im Mittelmeere sein und Lord Palmerston reitet diesmal wieder das altenglische Steckenpferd, die alleinseligmachende constitutionelle Monarchie überall zu begründen, zu sehr nüchternen, praktischen Zwecken, während das hiesige Cabinet, welches den Muratismus dabei im Sinne hat, nothwendig scheitern muß, weil es mit Cunctatorpolitik ein Ziel verfolgt, das nur durch Entschlossenheit und Ueberraschung erreicht werden könnte. Die englisch-französische Allianz hat ein Loch: aber beide Regierungen fühlen die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens, weil sie, getrennt, in jeder großen Frage beide völlig paralysirt sein würden. Im Mittelmeer und Orient zumal bedürfen die französischen Truppen englische Schiffe und umgekehrt. Diese Ueberzeugung ist am grünen Tische längst schon zum Gemeinplatz geworden. In den schwebenden orientalischen Fragen (Montenegro, die Donaufürstenthümer) haben Oestreich und Rußland wieder Terrain gewonnen, vielleicht weil die französische Politik darin der bestimmten Formulirung ermangelt. Man war so schwach, sich selbst von jener lyrischen russischen Circularnote, die doch selbst nur ein Geständniß der Schwäche ist, beeinflussen zu lassen — und man wird sicherlich auf den nahebevorstehenden „Pariser Conferenzen der zweiten Bevollmächtigten" seinen Ruhm darin suchen, durch Gravitation den Ausschlag zu geben und zwischen allen möglichen Allianzen hin- und herzutaumeln. Allein die andern Cabinete irreführen, ist noch nicht gleichbedeutend mit sie überlisten.

Aus Berlin.

Ende October 1856.

N. O. Meinen letzten Brief brach ich ab, weil es mir widerstand, immer nur von Criminalprocessen, von Bankrotten, Fälschungen, Mordthaten und ähnlichen Schaudergeschichten zu erzählen. Doch scheint für den Augenblick in unserm Boden wirklich nicht viel Anderes gedeihen zu wollen und so muß ich auch meinen heutigen Bericht wieder mit ähnlichen funesten Ereignissen beginnen. Unter den zahlreichen Processen, welche im Laufe der letzten Wochen die Aufmerksamkeit des Publicums beschäftigt haben, nimmt derjenige gegen den Redacteur Lindenberg die erste Stelle ein. Wie Ihre Leser sich erinnern, handelte es sich dabei um einen Brief, welchen Hr. Lindenberg an den Generaladjutanten des Königs, Hrn. von Gerlach, gerichtet haben und in dem sich beleidigende Ausdrücke in Betreff des Prinzen von Preußen vorfinden sollten. Das Original des Briefs war vernichtet oder sonstwie verschwunden; doch hatte er abschriftlich in verschiedenen Händen circulirt, namentlich auch in denen des Präsidenten Seiffart und auch der Skandal, der dieses letztern Umstands halber schon letzten Winter in den Kammern auszubrechen drohte, ist Ihren Lesern gewiß noch im Gedächtniß. Hr. Lindenberg, vor das Kreisgericht zu Potsdam geladen, war im ersten

Termine nicht erschienen, was seine Verhaftung zur Folge gehabt hatte; doch war er bald darauf gegen Caution wieder entlassen worden. Ein zweiter Termin brachte die Angelegenheit ebenfalls noch nicht zum Spruch, weil ein Hauptzeuge, General von Gerlach, ausgeblieben war. Montag voriger Woche kam die Sache endlich zum dritten mal zur Verhandlung; dieselbe fand, wie auch schon der zweite Termin, unter beschränkter Oeffentlichkeit statt. Doch wurde bei Verlesung des Urtheils, das von sehr genauen und ausführlichen Motiven begleitet war, dem Publicum der Zutritt gestattet. Der Wortlaut des Urtheils ist Ihren Lesern natürlich längst aus den Zeitungen bekannt; Hr. Lindenberg ist zu neunmonatlichem Gefängniß, Verlust der preußischen Nationalcocarde und Stellung unter Polizeiaufsicht auf ein Jahr verurtheilt. Im Publicum hat dieses Urtheil große Befriedigung erweckt; desto größer ist der Unwille über eine Erklärung, die Hr. Lindenberg soeben durch die mindener „Patriotische Zeitung“ verbreitet und in der er sich nicht nur von jeder Schuld weißbrennt — das ließ sich allenfalls erwarten —, sondern auch höchst anzügliche Bemerkungen über das gegen ihn beobachtete gerichtliche Verfahren macht. Zugleich ersieht man aus dieser Erklärung, daß Hr. Lindenberg, im Bewußtsein seiner Unschuld sowie im Vollgefühl seiner patriotischen Verdienste, den Weg der Appellation beschritten hat; das letzte Wort in dieser Sache ist also noch immer nicht gesprochen und so darf auch die Neugier des Publicums noch hoffen, durch die Verhandlungen in der zweiten Instanz mehr befriedigt zu werden, als es durch das kürzlich beendete Verfahren geschehen ist. Denn wiewol der Ausschluß der Oeffentlichkeit vor dem Kreisgericht zu Potsdam, wie gesagt, nur ein theilweiser war, so sind doch die Notizen, die in Betreff der dortigen Verhandlung bisher ins Publicum gelangten, nur außerordentlich dürftig. Der Angeklagte Lindenberg scheint bei der ganzen Verhandlung nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt zu haben; das Selbstbewußtsein, von dem die ebenerwähnte Erklärung ein so bemerkenswerthes Zeugniß gibt, ist ihm, wie es scheint, erst nachträglich wiedergekommen. Ebenso scheint sich Hr. von Gerlach bei seiner Zeugenaussage nur auf das Nothdürftigste beschränkt zu haben; freilich hat, wie der Erfolg lehrt, auch dies schon hingereicht, den Stab über den Angeklagten zu brechen. Gelüftet ist der geheimnißvolle Schleier, der über der ganzen Angelegenheit schwebt, somit noch nicht, wenigstens hält das Publicum sich überzeugt, daß noch irgendwo geheime Fäden sind, an die bisher noch gar nicht gerührt worden und so sieht man der in Aussicht gestellten Wiederaufnahme der Sache denn mit doppeltem Interesse entgegen.

Rascher, beinahe überrasch ist ein anderer Proceß zu Ende gegangen, der mit dem Lindenberg'schen Handel im nächsten Zusammenhange steht: nämlich die Disciplinaruntersuchung gegen den Präsidenten Seiffart. Dieselbe hatte in den ersten Tagen dieses Monats statt und endete, wie Ihren Lesern ebenfalls aus den Tagesberichten bekannt ist, mit der Amtsentsetzung des Angeklagten. Da bei den Verhandlungen vor dem Disciplinargerichtshof die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist, so ist auch im Publicum über die Einzelheiten des Verfahrens nichts Näheres bekannt geworden. Doch soll das Urtheil in dem Umstande, daß Hr. Seiffart von einem für die nächste Umgebung des Königs so beleidigenden Briefe Kenntniß gehabt hat, ohne ihn bei den Behörden zur Anzeige zu bringen, eine grobe Vernachlässigung der Pflicht-

treue erkannt haben, zu welcher jeder Bürger, am meisten aber die Beamten des Staats verbunden sind. Das Urtheil, das noch durch die Entziehung aller Pensionsansprüche geschärft ist, erregte im Publicum eine ganz ungemeine Sensation. Hr. Seiffart gilt als einer unserer scharfsinnigsten und gewandtesten Köpfe; auch soll er in seinen frühern amtlichen Stellungen Gelegenheit gehabt haben, gewissen Verhältnissen tiefer in die Karte zu sehen, als den betreffenden Persönlichkeiten jetzt lieb sein dürfte. Auch zweifelte man allgemein, daß Hr. Seiffart sich bei dem Urtheil beruhigen würde, zumal er, wie man versichert, ohne Vermögen ist, ein Recurs an das Staatsministerium aber als die ihm allein noch zustehende Instanz doch wenigstens die Möglichkeit auf Wiederherstellung seiner Pensionsberechtigung offen lassen würde. Gleichwol ist die gesetzliche Frist verstrichen und man hört nichts davon, daß Hr. Seiffart Recurs eingelegt. Einige behaupten, er sei im Begriff nach Amerika auszuwandern, wo er von früher her (Hr. Seiffart war eine zeitlang Generalconsul in Mexico) nicht unbeträchtliche Verbindungen haben soll; Andere dagegen wollen wissen, daß ihm von einer bedeutenden Handelsgesellschaft am Rhein die Stelle eines Dirigenten mit ansehnlichem Gehalte angeboten worden. Jedenfalls dürfte diese Episode mit dem Spruch des Disciplinargerichtshofs beendet sein; sein Mandat als Mitglied des Hauses der Abgeordneten hatte Hr. Seiffart noch vor Fällung desselben niedergelegt.

Auch von einem dritten Proceß ist nur das Resultat bekannt geworden, während auf den Motiven ein tiefes Geheimniß lastet: ich meine das Verbot der augsburger „Allgemeinen Zeitung", durch das wir in den letzten Tagen des September überrascht wurden. Jawol überrascht; es war wie ein Blitz aus heiterm Himmel, der Befehl soll unmittelbar aus dem Ministerium des Innern gekommen sein, selbst Personen, die sonst in die Absichten des Gouvernements eingeweiht zu sein pflegen, hatten nicht die mindeste Ahnung davon gehabt. Ebenso wenig weiß man sich noch jetzt die eigentliche Ursache der unerwarteten Maßregel zu erklären; denn daß noch andere Gründe mitgewirkt haben müssen als nur jene langverjährten Verurtheilungen, auf welche der officielle Erlaß sich bezieht, darüber ist natürlich Niemand in Zweifel. Die Namen Derjenigen, welche von hier aus für die „Allgemeine Zeitung" correspondirten, waren in hiesigen literarischen Kreisen längst ein offenes Geheimniß; es sind Persönlichkeiten, auf die der Verdacht einer systematischen Opposition gegen die preußische Regierung nicht im mindesten zutrifft, ja im Gegentheil, man glaubte sie, wenigstens theilweise, von der Regierung selbst beeinflußt. Auch will man in den Artikeln selbst, welche die „Allgemeine Zeitung" von hier brachte, von einer derartigen systematischen Opposition niemals die geringste Spur bemerkt haben. Die Artikel waren im Ganzen ziemlich matt und farblos und jedenfalls die schwächsten, welche die Zeitung brachte. Daß letztere übrigens in ihrer ganzen Haltung eine gewisse Gereiztheit gegen Preußen zeigte, stellt man nicht in Abrede; auch gibt man zu, daß die Lobfanfaren, mit denen sie im Gegensatz dazu alles Oestreichische in die Welt zu posaunen pflegt, für preußische Ohren mitunter etwas Verdrießliches gehabt haben mögen. Doch kann man nicht finden, daß dabei jemals das Maß einer anständigen und gesetzlich zulässigen Polemik überschritten worden sei und noch weniger kann man sich überreden,

daß, die feindselige Haltung der Zeitung wirklich zugegeben, dies Verbot das richtige Mittel, die nachtheilige Wirkung derselben wettzumachen. Andererseits aber liegt es auch auf der Hand, daß nur Gründe von der allerdringendsten Beschaffenheit das Ministerium zu einem so auffallenden Schritte bewogen haben können. Die augsburger „Allgemeine Zeitung" ist nicht nur der Nestor der deutschen Presse, sie ist auch, wie wenig man mit ihrer politischen Haltung im Einzelnen einverstanden sein mag, ohne Widerspruch das gediegenste und inhaltreichste Blatt nicht blos Deutschlands, sondern der Welt; es macht einen peinlichen Eindruck und deutet auf einen tiefliegenden und schwer zu versöhnenden Widerspruch, daß die preußische Regierung selbst die Opposition eines solchen Blattes nicht mehr vertragen zu können glaubt. — Bekanntlich ist, wer einmal Gründe sucht, auch selten in Verlegenheit, welche zu finden und so trägt man sich auch im hiesigen Publicum mit allerhand Gerüchten und Erzählungen, welche das Unbegreifliche begreiflich machen sollen. Namentlich werden von Einigen die Artikel, welche die „Allgemeine Zeitung" unter der Chiffre „Aus der Uckermark" brachte und die allerdings eine heftige Opposition machten, zwar nicht in politischen, wol aber in theologischen Dingen, als der eigentliche Stein des Anstoßes bezeichnet; Andere wollen (sehr mit Unrecht, wie ich glaube), den Grund des Verbots in der Haltung finden, welche die „Allgemeine Zeitung" in der neuenburgischen Angelegenheit eingenommen hat, während noch Andere behaupten, das Verbot sei durch gewisse, für das größere Publicum ganz unverfängliche und nur den Eingeweihten verständliche Anspielungen in Betreff des Depeschendiebstahls und der Lindenberg-Seiffart'schen Angelegenheit hervorgerufen. Welche von diesen Vermuthungen sich der Wahrheit am meisten nähert, muß ich natürlich dahingestellt sein lassen; das aber weiß ich allerdings, daß es in hiesiger Stadt zahlreiche Zeitungsleser gibt (und ich selbst gehöre dazu), die sich durch das Verbot der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ihrer liebsten, um nicht zu sagen, ihrer einzigen Zeitungsfreude beraubt sehen. Der Leserkreis der „Allgemeinen" war, verglichen mit dem Absatz der hiesigen Localblätter, nicht allzu groß: doch waren es eben nicht die schlechtesten Zeitungsleser, die sich die augsburger „Allgemeine Zeitung" zu ihrer Lieblingslectüre gewählt hatten. Auch enthält die Zeitung ja außer und neben ihren politischen Artikeln stets eine Menge literarischer und kunstgeschichtlicher Notizen und Abhandlungen, die zu dem Besten gehören, was die deutsche Presse auf diesem Gebiete hervorbringt und die daher den Freunden der Literatur und Kunst seit langem unentbehrlich sind. Für alle diese ist das Verbot der „Allgemeinen Zeitung" ein harter Schlag und mit Sehnsucht sieht man dem Zeitpunkte entgegen, wo dasselbe wieder zurückgenommen werden wird. Doch ist vorläufig noch keine Aussicht dazu, vielmehr sollen alle Bemühungen, an denen Hr. von Cotta, wie man versichert, es nicht hat fehlen lassen, bisher vergeblich gewesen sein und so werden wir wol noch einige Zeit auf journalistische Hungercur gesetzt bleiben. Ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit übrigens scheint mir die weise Zurückhaltung, mit welcher die hiesigen Blätter das Ereigniß besprochen oder vielmehr nicht besprochen haben; fast alle haben sich auf die einfache Erzählung des Factums beschränkt, kein einziges, soviel ich mich erinnere, hat den Muth gehabt, eine Lanze für die

verfemte Collegin einzulegen. Ist das wirklich nur „weise Zurückhaltung“? Oder steckt vielleicht auch einiges collegialisches Wohlwollen dahinter?

Unter den sonstigen Calamitäten der letzten Wochen hat besonders die blutige Katastrophe des Executor Rasch einen höchst betrübenden Eindruck gemacht; der Unglückliche — oder der Nichtswürdige? denn noch weiß Niemand, wie man sagen soll und darf — hat bei nächtlicher Zeit erst seine Frau, dann seine beiden Kinder, zuletzt sich selbst getödtet, ohne daß sich irgendein ausreichendes Motiv für dies entsetzliche Gemetzel auffinden läßt. Ein einer ganz ähnlichen Blutthat Angeklagter stand kürzlich vor den hiesigen Geschworenen, ein Tapezirer Schulz, der seine vier Kinder getödtet hat, angeblich aus Noth. Doch wurde die Verhandlung vertagt, weil der Geisteszustand des Angeklagten nach dem Dafürhalten des Gerichtshofs noch weitere Beobachtungen und Nachforschungen nöthig macht. — Von den zahllosen Wucherprocessen, die fast täglich vor den hiesigen Gerichtshöfen verhandelt werden und in denen es, bei der großen Verschmitztheit, mit der das „Geschäft“ hier nachgerade betrieben wird, der Staatsanwaltschaft nur selten gelingt, eine Verurtheilung herbeizuführen, schweige ich; dieselben gehören allmälig zur Staffage unsers täglichen Lebens und Treibens. Dagegen kann ich einen Injurienproceß nicht unerwähnt lassen, der kürzlich vor dem hiesigen Kreisgericht verhandelt ward, wäre es auch nur um der Persönlichkeit willen, die dabei als Angeklagter figurirte. Es war dies nämlich niemand Geringeres als der ehemalige Dictator von Berlin, Hr. Held, der große Volkstribun von 1848. Hr. Held genießt das Glück, ein geborener Berliner zu sein; dies, wenn ich recht unterrichtet bin, der Grund, weshalb er, nachdem er eine Reihe von Jahren völlig verschollen war, vor kurzem hierher zurückgekehrt — oder muß ich sagen zurückgekehrt worden ist? Hr. Held, der von sich selbst rühmt, daß er einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Zeit im Schuldarrest zuzubringen pflegt, vereinigte sich mit einem jener Theateragenten, welche die wahre Pest der deutschen Bühne bilden, zur Herausgabe einer Theaterzeitung, die von vornherein lediglich auf den Skandal angelegt war und ihre kümmerliche Existenz nur von dem Schmuz fristete, mit dem sie täglich um sich warf. Ein Hauptziel dieser widerwärtigen Angriffe bildete das unter Hrn. Wallner's Leitung neu aufblühende Königstädtische Theater. Und allerdings hatte Hr. Wallner ein schweres Unrecht gegen Hrn. Held und seinen Verbündeten auf sich geladen: er hatte die Pistole, welche der Subscribentensammler des „Theater-Moniteur“ (diesen Namen führte das Blatt des Hrn. Held) ihm auf die Brust gesetzt, tapfer zurückgestoßen und es verschmäht, sich durch ein möglichst reichliches Abonnement Sicherheit vor seinen Angriffen zu erkaufen. Die Folge blieb nicht aus; der ganze Cynismus, der der Feder des Hrn. Held bekanntlich in so hohem Maße zugebote steht, wurde aufgeboten, das Wallner'sche Theater in den Augen des Publicums zu discreditiren. Da die Angriffe jedoch, solange sie nur die eigentliche künstlerische Seite des Instituts betrafen, unwirksam blieben, ja da sie gerade den entgegengesetzten Erfolg zu haben schienen und das Theater in der Blumenstraße sich in der Gunst des Publicums immer fester setzte, wohlan, so wechselte Hr. Held die Waffen und richtete seine Pfeile statt gegen das Theater selbst, vielmehr gegen die Persönlichkeit des Unternehmers und seiner Mitglieder. Die Frechheit dieser Angriffe wurde allmälig so groß, be-

sonders da Hr. Held kein Bedenken trug, sogar die Gattin des Hrn. Wallner, eine Frau, ebenso ausgezeichnet durch ihr künstlerisches Talent wie durch die Reinheit und Liebenswürdigkeit ihrer Sitten, auf eine durchaus unstatthafte Weise in den Streit hineinzuziehen: sodaß Hr. Wallner sich endlich genöthigt sah, die Hülfe der Gerichte gegen diese fortgesetzten, alle Rücksichten des Anstandes und der Sitte mit Füßen tretenden Angriffe anzurufen. Zur Charakteristik der Waffen, deren Hr. Held sich in dieser Fehde bediente, mag auch dies beitragen, daß er, der ehemalige Liberale, der Sprecher des Volks vom Jahre 1848, sich nicht entblödete, die Klage des Hrn. Wallner mit einer Denunciation wegen Führung eines falschen Namens zu erwidern. In der That nämlich hat Hr. Wallner, bekanntlich in frühern Jahren einer der beliebtesten deutschen Schauspieler, besonders im Fach der östreichischen Localposse, sich der unter den darstellenden Künstlern aller Nationen sehr verbreiteten Sitte angeschlossen und seinen bürgerlichen Namen mit dem Künstlernamen vertauscht, den er nun, Dank seinem Talent, seinem Fleiß, seiner Rechtschaffenheit und seiner das übliche Maß der meisten Schauspieler weit überschreitenden Bildung, zur allgemeinsten Anerkennung gebracht hat. In dieser Annahme eines Künstlernamens von Seiten der Schauspieler und Sänger etwas gesetzlich Strafbares zu sehen, ist bisher noch Niemand eingefallen; auch würden, wenn diese Held'sche Denunciation wirklich ihren Zweck erreicht hätte, die vorzüglichsten Künstler und Künstlerinnen der deutschen Bühne noch nachträglich auf die Bank der Angeklagten wandern müssen, ja selbst verschiedene, noch jetzt in Thätigkeit befindliche und allgemein geschätzte Mitglieder unserer königlichen Bühne wären alsdann vor diesem Schicksal nicht sicher. Unter diesen Umständen ist denn auch das Gericht auf die Held'sche Denunciation nicht eingegangen, vielmehr hat, wie ich höre, der König Hrn. Wallner auf dessen Ansuchen ausdrücklich gestattet, den Namen, durch den er sich in der Künstlerwelt bekannt gemacht hat, inskünftige auch in seinen bürgerlichen Beziehungen fortzuführen. Hrn. Held inzwischen hat sein Schicksal ereilt; wiewol die Anklage juristisch nicht überall festgestellt werden konnte — das gewöhnliche Schicksal bei Injurienprocessen —, so gewann der Gerichtshof doch die Ueberzeugung von der Strafbarkeit des Angeklagten und verurtheilte ihn demgemäß zu mehrwöchentlichem Gefängniß. Bei der großen persönlichen Bekanntschaft, deren beide Parteien im hiesigen Publicum genießen (wenn auch allerdings in sehr verschiedenem Sinne), beschäftigte der Proceß die öffentliche Aufmerksamkeit sehr lebhaft. Die Rolle, die Hr. Held dabei spielte, war nichts weniger als beneidenswerth und stand zu den Triumphen, die er ehedem vor dem berliner Publicum feierte, in kläglichem Gegensatz. Hoffentlich ist damit die letzte Spur jenes Nimbus, der Hrn. Held noch aus vormärzlicher Zeit her umgab, zerflattert und man weiß jetzt allgemein, was man von diesem angeblichen Vorkämpfer der Freiheit, diesem Freunde des Volks und seiner sittlichen Erhebung zu halten hat.

Dagegen hat eine andere cause célèbre, die vor einigen Monaten viel von sich reden machte und über die Ihnen damals auch von mir ausführlich berichtet worden ist, in der Appellationsinstanz eine unerwartete Wendung genommen: der Dr. juris Eduard Schmidt, Privatdocent an der hiesigen Universität, der vor einiger Zeit wegen angeblicher falscher Denunciation seiner Mündel zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt ward, ist in der zwei-

ten Instanz freigesprochen worden. Auch hier fand der Gerichtshof die juristische Begründung der Anklage nicht ausreichend; ob damit freilich die moralische Verurtheilung, welche vom Publicum so einstimmig ausgesprochen ward, wiederaufgehoben ist, das dürfte eine andere Frage sein.

Ueber das Theater sowie überhaupt über das hiesige Kunstleben, das eben infolge der Gemäldeausstellung in der Akademie einen seiner Höhepunkte erreicht hat, behalte ich mir vor, Ihnen nächstens einen eigenen Brief zu schreiben. Der Geburtstag des Königs ist in herkömmlicher Weise gefeiert worden; das interessanteste Ereigniß dabei war die Rede, welche Geheimrath Böckh bei dieser Gelegenheit im Namen der Universität hielt. Die Virtuosität, mit welcher der berühmte Redner dem so oft wiederkehrenden Thema immer neue Seiten abzugewinnen weiß, ist wahrhaft bewundernswerth, noch bewundernswerther aber der Takt und die Sicherheit, mit der er sich auf der schmalen Linie zwischen Devotion und Opposition erhält.

Auf dem Felde der Politik werden angeblich große Vorbereitungen getroffen, theils wegen des nahe bevorstehenden Zusammentritts der Kammern, theils in Betreff der neuenburgischen Angelegenheit. Die friedliche Ausgleichung der letztern soll keineswegs so gewiß sein, wie noch vor kurzem allgemein geglaubt ward; namentlich soll eine Besetzung des Fürstenthums durch preußische Truppen, an die bis vor kurzem selbst die Freunde der Kreuzzeitung nicht zu glauben wagten, keineswegs mehr außer dem Bereich der Möglichkeit liegen. Den Zusammentritt der Kammern betreffend, erhält sich das Gerücht, daß demselben verschiedene Anträge wegen Erhöhung der Finanzen, insbesondere des Kronfideicommißetats vorgelegt werden sollen. Inzwischen ist die Zahl der Abgeordneten, welche ihr Mandat freiwillig niederlegen, ungewöhnlich groß und nimmt, wie die Provinzialzeitungen melden, beinahe noch täglich zu. Doch glaubt darum wol schwerlich Irgendjemand, daß die Physiognomie der nächsten Kammern deshalb eine andere sein wird, als wir sie aus der letzten Session her kennen.

Notizen.

Von Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Engelmann) erschien soeben die zweite Hälfte des zweiten Bandes, die Zustände Deutschlands und Rußlands in der Reactionsperiode von 1815—20 enthaltend. Von Adolf Stahr hat ein neues Reisewerk „Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855" (2 Bde., Oldenburg, Schulze) die Presse verlassen. Karl Gödeke, der verdiente Sammler und Forscher, gibt einen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (Hannover, Ehlermann) heraus; die soeben erschienene erste Hälfte reicht bis in das Zeitalter der Reformation.

Das soeben erscheinende „Rheinische Taschenbuch" (Frankfurt a. M., Sauerländer) bringt eine Biographie Franz Trautmann's, des in und außerhalb München so rasch beliebt gewordenen bairischen Volksschriftstellers, der wir nach-

stehende Angaben entnehmen. Franz Trautmann ist um das Jahr 1810 zu München geboren; sein Vater war Hofjuwelier. Das poetische Talent regte sich außerordentlich früh in ihm; noch auf der Schule veranstaltete er eine Sammlung seiner Gedichte, die bei Fleischmann in München erschien. Auf der Universität, wo er eigentlich Jurisprudenz studiren sollte, fühlte er sich hauptsächlich von Philosophie und Geschichte angezogen; auch machte er damals große Reisen, die ihn nach Schottland und Italien, nach Spanien und Ungarn führten. Nach München zurückgekehrt, wurde er durch Saphir, der damals den „Deutschen Horizont" herausgab, in die Journalistik eingeführt. Doch verließ er die Literatur bald wieder, um einen neuen Versuch mit der Jurisprudenz zu machen. Allein auch diesmal hielt er nicht lange dabei aus: angezogen von der künstlerischen Richtung des damaligen münchener Lebens, widmete er sich der Malerei, aber ebenfalls ohne darin die rechte Befriedigung zu finden. Aus den heftigen innern Kämpfen, in welche dies Hin- und Wiederschwanken ihn versetzte, wurde er zuerst durch die Bekanntschaft mit seinem Landsmann J. F. Lentner aufgerichtet, einem ihm in mancher Hinsicht verwandten Geist, dessen Bekanntschaft er im Jahre 1841 machte. Ein Versuch, sich als Secretär des Prinzen Karl von Baiern einer mehr praktischen Laufbahn zu widmen, wollte ebenfalls nicht glücken und so war Trautmann bereits im Begriff, der tiefsten Schwermuth zu verfallen, als die Gründung der münchener „Fliegenden Blätter", die in dieselbe Zeit fiel, ihn zur Literatur zurück und damit demjenigen Gebiete zuführte, für das er ursprünglich bestimmt war. Die kleinen Erzählungen und Schilderungen aus der bairischen Vorzeit, die er theils in den „Fliegenden Blättern", theils in der „Hauschronik ꝛc." erscheinen ließ, fanden lebhaften Beifall und ermuthigten ihn zu größern Schöpfungen. 1852 erschien der „Eppelin von Gailingen", 1853 „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Baiern, genannt der Kämpfer" (zweite Auflage 1856); zwei Jahre später folgte „Die gute alte Zeit", der sich vor einigen Monaten der „Petrus Nöckerlein" anschloß. Das Nächste, was von ihm die Presse verlassen wird, dürfte wol eine Sammlung seiner kleinen, in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Erzählungen und Novellen sein, unter denen sich ebenfalls viel Anmuthiges und Sinnvolles findet.

Von der neuen Auflage des Rotteck-Welcker'schen „Staatslexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus), über die wir vor einiger Zeit ausführlich berichteten, erschien soeben das zweite Heft, Bogen 6—10 des ersten Bandes enthaltend. Als besonders bemerkenswerth heben wir daraus hervor: A. v. Rochau's Nachtrag zu F. Murhard's Artikel über „Absolutismus", Welcker über „Abstimmung", einen kurzen, aber inhaltreichen Artikel über „Abyssinien" von A. v. Rochau, K. Mathy über „Accise", eine ausführliche Abhandlung über „Ackerbau", ebenfalls von Mathy, R. v. Mohl über „Ackerbaugesellschaften" und „Ackerbauinstitute" ꝛc. Das ganze Werk ist auf 10, höchstens 12 Bände von je 50 Bogen berechnet, die in je 10 Heften erscheinen; monatlich werden in der Regel 2—3 Hefte versandt.

E. Brachvogel, der Verfasser des „Narziß", hat einen dreibändigen Roman: „Friedemann Bach" (Berlin, Janke), geschrieben. Von Ludwig

Walesrode, dem bekannten königsberger Humoristen, wird ein „Märchenbuch" (Hamburg, Hoffmann u. Campe) angekündigt. Gustav Kühne, der vor einigen Monaten von Leipzig nach Dresden übergesiedelt ist, soll eine Bearbeitung des Schiller'schen „Demetrius" vollendet haben; dieselbe wird, wie das Gerücht hinzusetzt, zunächst auf dem wiener Burgtheater zur Aufführung kommen.

Die Holländer beklagen den Tod eines ihrer beliebtesten neuern Dichter: zu Ryswijk starb Henrik Tollens, 78 Jahre alt. Zu Rotterdam geboren, widmete er sich, wohlvorbereitet in den neuern Sprachen, dem Kaufmannsstande. Doch vermochte dieser prosaische Beruf ihn der angeborenen Neigung zur Poesie nicht zu entfremden. Sein erster öffentlicher Versuch, „Romanzen und Idyllen" (1802), fand eine wohlwollende Aufnahme. Einige Jahre später gewann er durch ein Gedicht auf den Tod Egmond's und Hoorn's den von der Gesellschaft für vaterländische Sprache und Dichtkunst ausgesetzten Preis. Eine Sammlung „Gedichte", die 1808 erschien, machte ihn vollends zum Liebling der Nation; auf die dritte Auflage derselben (1817) gingen mehr als 10,000 Pränumerationen ein, ein unerhörter Erfolg, besonders wenn man erwägt, daß die holländische Sprache von noch nicht zwei Millionen Menschen gesprochen wird. Unter seinen spätern Productionen zeichnen sich besonders die „Neuen Gedichte" (1821 und 1829) sowie die „Volkslieder" (1833) aus; auch gab er 1838 eine neue zweibändige Sammlung „Romanzen" heraus. — In Berlin starb der Professor an der dortigen Bauakademie Wilhelm Stier, einer der geistvollsten und wissenschaftlich durchgebildetsten unter den berliner Architekten, aber vom Glück wenig begünstigt, insofern von seinen zahlreichen, zum Theil höchst großartigen Entwürfen wenig oder nichts zur Ausführung gelangte. 1799 im damaligen Südpreußen in der Nähe von Warschau geboren, ging er 1820 nach Rom, wo er volle sechs Jahre verweilte; seine Pläne zu der Bunsen-Gerhardt'schen „Beschreibung der Stadt Rom" (1830—37), die wegen ihrer Genauigkeit sowie wegen der künstlerischen Ausführung bei Gelehrten und Kunstfreunden gleich sehr geschätzt sind, entstanden in dieser Zeit. 1829 wurde er als Lehrer an der berliner Bauakademie angestellt; zahlreiche dankbare Schüler sichern ihm ein ehrenvolles Andenken. — Auch die wiener Akademie der bildenden Künste ist von einem Todesfall betroffen: Peter Krafft, Director der Bildergalerie im Belvedere zu Wien, der Nestor der Akademie, starb ebendaselbst, 76 Jahre alt. Aus Hanau gebürtig, besuchte er anfangs die Malerakademie seiner Vaterstadt. 1799 ging er nach Wien, einige Jahre später aber nach Paris, von wo er erst 1807 nach Wien zurückkehrte. Eine Reise nach Rom, die er im folgenden Jahre antrat, vollendete seine künstlerische Ausbildung. Unter den zahlreichen Gemälden, die er von da ab schuf, nehmen die historischen die erste Stelle ein. Besonders eifrig war er, die östreichische Geschichte zu verherrlichen; sein „Erzherzog Karl bei Aspern", seine „Rückkehr des östreichischen Landwehrmanns", seine zahlreichen Darstellungen aus der Regierungsgeschichte Kaiser Franz' I. ꝛc. fanden vielen Beifall und erwarben ihm einen großen Ruf, zumal in Oestreich.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 46.** 13. November 1856.

Die Literaturgeschichte
in ihrer Entwickelung als Wissenschaft.

Von
Robert Prutz.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1856, II, S. 422 fg. und S. 449 fg.).

III.

Wir kommen nunmehr zur Reformation. Wir nannten im Vorigen das Mittelalter den Gegensatz und die eigentliche Vernichtung der Alten Welt. Ebenso ist nun die Reformation, als die Grundlage und der Anfang der neuen Zeit, zugleich auch der Abschluß und die Negation der mittelalterlichen Welt.

Der wesentliche Inhalt des Mittelalters war, wie wir früher gesehen haben, die Entzweiung, der Kampf zwischen Geistlichem und Weltlichem, Diesseits und Jenseits, Gott und Welt. Von dem Extrem der jenseitigen Auffassung, der specifisch geistlichen Verachtung der Welt und ihrer Freuden ausgehend, langt es endlich, im 14. und 15. Jahrhundert, in der Epoche der bürgerlichen oder Meistersängerdichtung, bei einem ebenso einseitigen und ebenso brutalen Diesseits an; dort war die Idee

Alles und der Wirklichkeit wurde gar kein Recht eingeräumt, hier, in dieser spießbürgerlichen Epoche, wo daher auch sofort Poesie und Kunst erlahmen, soll die Welt wieder vollkommen ideenlos sein und nur der allerroheste, allerungeschlachteste Realismus soll die Herrschaft führen. So wirft das Mittelalter, diese Zeit des Kampfes und der Gegensätze, sich selbst zwischen den Gegensätzen umher; es stürzt von einem Extrem ins andere, vom Aether des Himmels ausgehend, langt es an bei dem allertiefsten Schmutz der Erde — mehr aber, als sich auf diese Art zwischen den Gegensätzen umherwerfen, nämlich sie innerlich bewältigen und versöhnen, kann es nicht.

Es ist diese Versöhnung vielmehr etwas, was zu erstreben erst der neuern Zeit vorbehalten bleibt, derjenigen Zeit, in deren Verlauf wir selbst noch mitten innestehen und deren weltgeschichtliche Aufgaben bis auf diese Stunde nur erst zur kleinern Hälfte erfüllt sind.

Und zwar ist der Anfang dazu in der Reformation gemacht worden.

Im Christenthum überhaupt war, gegenüber der Unmittelbarkeit des heidnischen Naturlebens, Gott als ein jenseitiger offenbart und damit der Zwiespalt des Mittelalters gegeben worden.

Diesen hebt nun, wenn zunächst auch nur erst im Princip, die Reformation auf. Wie der Unterschied zwischen Laien und Priestern aufgehoben, die Aeußerlichkeit des katholischen Cultus beseitigt und der ganze religiöse Proceß wesentlich in das Innere des Individuums verlegt wird: so hebt die Reformation überhaupt die Trennung auf zwischen Diesseits und Jenseits, schmilzt gleichsam und verlebendigt die erstarrte, leblos gewordene Welt im Feuer des Göttlichen und gibt hinwiederum diesem Göttlichen im Menschen, als seinem eigentlichen Gefäß, erst sein volles Dasein und seine wirkliche, schöpferische Wahrheit — also die richtige Erneuerung und Wiederherstellung jener großartigen, echtmenschlichen und darum unvergänglichen Idee, die anderthalb Jahrtausende früher mit dem Christenthum zuerst in die Welt gekommen war.

Mit andern Worten: es wird mit der Reformation, wenn auch noch in sehr unklarer, gleichsam vor sich selbst verhüllter Form, jenes Princip der Immanenz aufgestellt, über das wir schon an einer frühern Stelle gesprochen haben und das den eigentlichen Kern nicht nur der neuern Philosophie, sondern auch des modernen Bewußtseins überhaupt bildet.

Der Zusammensturz der Alten Welt ist bekanntlich von einer ungeheuern räumlichen Bewegung der Völker begleitet, die man gemeiniglich als die Völkerwanderung bezeichnet. Etwas Aehnliches findet statt, da jetzt auch das Mittelalter in Trümmer sinkt; nur daß die Bewegung diesmal keine blos räumliche, sondern daß sie wesentlich eine innere, ideale, eine Bewegung der Geister ist. Wie damals, beim Zusammensturz der antiken Welt, da die Fugen des römischen Weltreichs bebten

und krachten, neue, bisher unbekannte Völker auftauchten und neue Erdstriche aus dem Dunkel hervortraten: so erhebt sich jetzt, beim Aufgang der modernen Zeit, nicht nur ein ganzer neuer Welttheil, eine ganze neue Erdhälfte aus den Fluten des Meers, sondern auch neue, ungeahnte Regionen des Geistes tauchen auf, die Völker treten in künstlerischen und wissenschaftlichen Verkehr miteinander, Erfindungen und Entdeckungen werden gemacht, die im Verlauf weniger Jahre die Gestalt des ganzen Erdtheils umwandeln und es auch dem blödesten Auge sichtbar machen, daß in der That eine neue Weltordnung gegründet, eine neue Zeitrechnung eröffnet ist.

Die Geschichte geht mit ihren Kräften ebenso haushälterisch um, aber auch ebenso weise wie die Natur; sie bringt und erfindet nichts, bevor die Entwickelung der Dinge es nicht erfodert, aber sie versäumt auch keine noch so schwierige Entdeckung und hält keine noch so wunderbare, so märchenhafte Erfindung zurück, sobald dieselbe nach dem allgemeinen Zusammenhang der Dinge nöthig oder wünschenswerth geworden ist.

Keine unter diesen Erfindungen ist folgenreicher und wichtiger geworden, noch hat irgendeine andere mehr dazu beigetragen, die nächsten Aufgaben der Reformation zu verwirklichen als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Die Erfindung der Buchdruckerkunst nimmt zur Reformation genau dieselbe Stelle ein wie die Benutzung der Dampfkraft zu den politischen und socialen Aufgaben unserer Tage. Ja man kann sagen, die Benutzung der Dampfkraft ist nur die Erfüllung von Dem und hält gleichsam nur, was die Erfindung der Buchdruckerkunst versprochen. Wie damals die Schranken der Geisterwelt sanken, so sinken jetzt auch die Schranken der räumlichen Entfernung, und von Schwingen des Dampfs getragen, naht sich jenes Reich des Friedens und der allgemeinen Bruderliebe, welches die Reformation, diese eigentlichste Erneuerung des Christenthums, verkündigt und gefodert hatte.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber wurde die Erfindung der Buchdruckerkunst dadurch, daß sie es möglich machte, die poetischen und wissenschaftlichen Ueberreste der antiken Welt aus der mönchischen Gefangenschaft, in der sie bis dahin gelegen, zu befreien und Jedermann die unverkürzte Theilnahme an diesem köstlichen Erbtheil zu gewähren.

Aber hierzu müssen wir erst das Verhältniß etwas näher ins Auge fassen, das zwischen der Reformation und dem Alterthume besteht. Indem, wie wir es vorhin ausdrückten, die Reformation die Aufhebung und Vernichtung das Mittelalters, dieses selbst aber wieder die Aufhebung und Vernichtung der antiken Welt war, so folgt daraus ganz nothwendig, daß mit der Reformation auch eine Wiederherstellung und Erneuerung der antiken Welt verbunden war.

Oder um es sogleich richtiger zu bezeichnen: nicht blos wiederhergestellt ward das Alterthum durch die Reformation — die Geschichte thut eben nichts zwei mal, und die bloße buchstäbliche Restauration des antiken Lebens, wie sie z. B. in gewissen italienischen Kreisen des 15. Jahrhunderts versucht ward, war ebenso thöricht und unfruchtbar als diese Restauration des Mittelalters, mit der unsere heutigen Junker und Pfaffen sich selbst noch mehr plagen als uns —: sondern wie die Reformation das Christenthum vollendet und verklärt, ebenso vollendet und verklärt sie auch die antike Welt, indem sie dieselbe zu einem neuen, höhern Dasein erweckt.

Worin dies höhere Dasein besteht, ist schon gesagt worden: die Harmonie und Einheit des antiken Bewußtseins soll wiederhergestellt werden — aber nicht als eine unmittelbare, naive, sondern als eine solche, die aus dem Kampf und Streit der Gegensätze hervorgegangen ist und ihn an sich selbst siegreich überwunden hat; noch einmal, wie im Alterthum, soll der Mensch das Maß aller Dinge werden, aber nicht der rohe, empirische, sondern der Mensch, der sich als Darstellung des Göttlichen weiß und fühlt und diesem Bewußtsein die Kraft seiner Thaten sowie die Hoheit seiner Gedanken entnimmt. Der Mensch der Alten Welt war ein Kind — an dem Menschen der Neuen dagegen soll sich das Wort des göttlichen Mittlers erfüllt haben, er soll ein Kind geworden sein.

Sind die obigen Sätze nun richtig, so wird man uns auch nicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn wir behaupten, daß die theologische Reformation des 16. Jahrhunderts nur die eine Hälfte des eigentlichen Reformationswerks gewesen ist, die andere Hälfte aber durch die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften und namentlich durch die Erneuerung der antiken Literatur gebildet wird, welche mit jener theils Hand in Hand, theils auch ihr noch vorangeht: weshalb auch unmittelbar neben den großen Reformatoren, mit demselben Ruhm und mit demselben Dank, auch die großen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts genannt werden müssen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß nur die Kunst unserer Tage an den Brüsten des Alterthums großgezogen worden und daß erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Heyne, Winckelmann, Lessing, die Sonne griechischer Schönheit über Deutschland aufgegangen ist. Da ist sie nur wieder aufgegangen, ihren ersten Strahl aber hat sie uns schon im Zeitalter der Reformation und der nächst vorhergehenden Epoche zugesendet; weder Melanchthon, der gelehrte, zartsinnige Melanchthon, von dem dies freilich so leicht Niemand leugnen wird, noch selbst auch Luther, der derbe, vierschrötige und dabei doch so tief poetische, so natürlich menschliche Luther, wären

möglich gewesen ohne jene Quelle des Alterthums, aus der auch sie bereits Aufklärung, Belehrung und Erheiterung schöpften.

Und was sie thaten, that das ganze Jahrhundert mit ihnen. Wir haben oben den Anblick gerühmt, welchen jene ernsten, keuschen, in sich selbst versunkenen Germanen gewähren, wie sie ahnungsvoll träumerisch und dabei doch so mannhaft tüchtig über die Trümmerstätte der Alten Welt dahinziehen und überall Leben und Verjüngung mit sich bringen. Aber nicht minder erhebend ist es zu sehen, wie jetzt, nach tausendjähriger Versunkenheit, die Brunnen des Alterthums auf einmal wieder springen und wie nun alle Völker der Erde, in ihrer vordersten Reihe aber wiederum die Deutschen, sich herbeidrängen zu diesem wahren Jugendbrunnen, sich die müden Glieder darin jung zu baden und neue Kraft und neuen Lebensmuth daraus zu schöpfen. Es klingt wie ein Märchen und ist doch buchstäblich wahr, daß es in Deutschland eine Zeit gegeben, die Zeit zunächst vor und während der Reformation, wo die classische, speciell die römische Literatur, in Uebersetzungen und Bearbeitungen, die unserm heutigen Geschmack freilich sehr ungeschickt und hölzern vorkommen, in denen aber in der That mehr Geist gesteckt hat und mehr Leben als in mancher kunstvollen Uebersetzung unserer Tage, den eigentlichen Unterhaltungsstoff, das eigentliche Lesefutter des deutschen Publicums gebildet haben, und wo Livius und Xenophon und Seneca und Plutarch, in angemessenen Verdeutschungen, in den Häusern unserer Bürger verhältnißmäßig ebenso verbreitet waren wie heutzutage der Dumas oder der Eugène Sue.

Ohne die Zaubermacht der Druckerpresse wäre dies freilich nicht möglich gewesen, ebenso wenig wie die theologische Bewegung der Zeit jemals diese riesenschnelle Verbreitung hätte gewinnen, noch diesen ungeheuern Widerhall hätte finden können, ohne den geräuschlosen Dienst dieser kleinen stummen schwarzen Lettern. So aber warf die Druckerpresse der damaligen Zeit sich nächst den theologischen Streit- und Flugschriften auf keinen Gegenstand so eifrig und mit solchem Fleiß als auf die Reproduction der antiken Literatur, sei es in Ausgaben, sei es in Uebersetzungen; ja in den allerersten Decennien der Buchdruckerkunst hat die alte Literatur sogar noch das Uebergewicht über die Theologie und nimmt geradezu den ersten Rang in dem Fleiß und der Sorgfalt der Buchdrucker, folgerecht also auch in der Gunst und dem Wohlwollen des Publicums ein.

Nächst der antiken Literatur wurde auch schon damals einigen Modernen die Ehre zutheil, in Deutschland übersetzt und nachgedruckt zu werden; namentlich gehören Uebersetzungen aus dem Italienischen mit unter das Aelteste, was in Deutschland gedruckt worden ist. Späterhin kam auch die spanische, die französische, die holländische, verhältnißmäßig am

spätesten und sparsamsten die englische Literatur dazu: bis dieselbe dann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder den Vorzug vor allen andern erlangte, was sich ja zum Theil noch bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Indem auf diese Weise also eine ganze neue Welt des Geistes heraufgefördert ward und von Jahr zu Jahr die Zahl der denkwürdigen Autoren sowie die Masse der lesenswerthen und belehrenden Bücher sich vermehrte, so war es ganz natürlich, daß man sich zunächst wiederum einen Ueberblick über diese täglich anwachsende Masse zu verschaffen wünschte, gleichsam ein Inventarium, ein Register über diese Fülle von Schätzen, die auf allen Ecken und Enden hereinbrach.

Dazu kam dann zweitens die Oede und Leere, welche sich der Gemüther bemächtigte, jemehr die Reformation, angelegt auf eine Erfrischung und Erneuerung des gesammten Daseins, sich in bloße theologische Klopffechterei verlor. Das ungeheure Vacuum, das auf diese Weise in den Gemüthern entstand, mußte doch durch irgendetwas gesättigt, durch irgendetwas ausgefüllt werden — und so griff man denn, ausgehungert von der Theologie wie man war, unterschiedlos zu Allem und Jedem, was dem Geist nur irgendeine Beschäftigung, ja nur eine Ausfüllung der theologischen Langeweile versprach. Man lernte — nicht um es geistig zu verarbeiten, sondern um nur überhaupt etwas zu wissen, um der entsetzlichen Leere, die man in sich verspürte, nur irgendeinen Stoff, irgendeine Masse als Gegengewicht bieten zu können.

So entsteht bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, also genau in der Zeit, wo die reformatorische Bewegung zum Stillstand gekommen und die erhabene Schöpfung Luther's und der Humanisten wieder einmal zu einem bloßen todten Schemen zusammengetrocknet ist — es entsteht, sage ich, auf diese Weise jene seltsame, fast unglaubliche Polyhistorie oder Vielwisserei, die dann bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein bei uns die Herrschaft führt und deren frostige Schätze erst da vor dem aufgehenden Strahl der Kunst und der Schönheit zusammenschmelzen. Die Lieblingsdisciplin jener polyhistorischen Gelehrsamkeit aber war die Bibliographie, als diejenige Form der Literaturgeschichte, welche sowol dem materiellen Bedürfniß als auch den geistigen Verirrungen der Zeit am meisten entsprach. Die Literaturgeschichte der neuern Zeit knüpft somit genau da wieder an und steht wieder auf in derselben Form, in der wir sie bei den Alten verlassen: als Bibliothekwissenschaft, als äußerlich mechanische Bücherkenntniß — oder wie wir es oben bezeichneten, als Thätigkeit des bloßen Chronisten. Es ist die Zeit, wo die Statistik der Literaturgeschichte in Blüte steht, die Zeit der großen Sammelwerke und Thesauren, deren Ameisenfleiß wir noch heute bewundern müssen, ohne ihn ganz entbehren zu können; das Buch galt

noch als Buch, und einen äußerlichen Wegweiser anzufertigen durch diese täglich anwachsende Masse, war die hauptsächliche, wenn nicht einzige Aufgabe des damaligen Literarhistorikers.

Bevor wir jedoch in unserer Darstellung weitergehen, müssen wir hier einige Worte einschieben über einen Mann, der auch übrigens zu den glänzendsten und großartigsten Erscheinungen in der gesammten Geschichte der Wissenschaft gehört; auch die engen Grenzen der damaligen Literaturgeschichte überragt und erweitert derselbe in einer Weise, daß wir ihn als den geistigen Vater und Gesetzgeber derselben überhaupt betrachten dürfen: Franz Baco von Verulam (1560—1620).

Baco ist bekanntlich einer der Ersten, durch die der späterhin so berühmt gewordene und namentlich von uns Deutschen soviel beneidete praktische Sinn der Engländer sich auch in der Wissenschaft geltend macht. Als die allein zuverlässige Quelle aller menschlichen Erkenntniß empfahl Baco die Erfahrung. Der erste eigentlich moderne Gelehrte im Gegensatz zur abstracten Scholastik des Mittelalters, war er der Vater der Empirie, aber einer gebildeten universalen Empirie; der Encyklopädismus der modernen Bildung, in welchem neben manchem Krankhaften und Mislichen doch andererseits auch ein großartiger geistiger Fortschritt steckt, fand an ihm einen seiner frühesten und geistvollsten Vertreter und wurde in seinem „Novum Organon" (begonnen 1607, vollendet 1620) auf eine Art und Weise vorgezeichnet, daß selbst die neueste Zeit nur wenig hat daran ändern können.

Auf ganz ähnliche Weise zeichnete er auch zu einer Zeit, da die Literaturgeschichte kaum noch in den Windeln lag, die großartigste und umfassendste Entwickelung derselben vor. Die Stelle findet sich in seiner berühmten Abhandlung über die Würde und Vortheile der Wissenschaften („De dignitate et augmentis scientiarum", 1605). Auch hier wieder darf man behaupten, daß die Wissenschaft der Hauptsache nach bis auf den heutigen Tag über die Auffassung des Baco nicht hinausgekommen ist, noch wird sie es jemals können; die Sache ist nur, daß diese Auffassung auch immer die richtige, dem jedesmaligen Stande der übrigen Wissenschaften angemessene Ausführung findet. Die Stelle, die wir meinen, steht im vierten Capitel des zweiten Buchs und lautet in der Uebersetzung ungefähr folgendermaßen:

„Die allgemeine Literaturgeschichte hat aller Orten aufs fleißigste zusammenzutragen, welche Wissenschaften und Künste, zu welchen Zeitepochen und in welchen Gegenden sie geblüht haben. Deren älteste Geschichte muß sie erzählen, ihre Fortschritte, auch ihre Wanderungen über die verschiedenen Theile der Erde (es wandern nämlich die Wissenschaften nicht anders als die Völker), dann wieder ihren Verfall, ihre Zeiten der Dunkelheit, ihre Erneuerung. Zugleich muß in jeder einzelnen Kunst

sowol Veranlassung wie Ursprung ihrer Erfindung erforscht werden; System und Weise ihrer Ueberlieferung; Art und Einrichtung ihrer Uebung und Pflege. Auch die berühmtesten Spaltungen und Streitigkeiten dürfen nicht fehlen, in welche die Gelehrten verfielen; ebenso wenig die Verleumdungen, welche sie betroffen, noch die Lobsprüche und Ehrenbezeigungen, mit denen sie geschmückt worden sind. Auch die vornehmsten Schriftsteller sowie die hervorragendern Bücher müssen angemerkt werden; ebenso die Schulen und Anhängerschaften, die Akademien, Gesellschaften, Collegien, Rangordnungen, endlich Alles, was überhaupt den Zustand der Literatur betrifft. Dies muß aber vor allem so eingerichtet werden (was ja auch der Schmuck und gleichsam die Seele der politischen Geschichte ist), daß mit den Wirkungen die Ursachen in Verbindung gesetzt werden. Es müssen also namentlich besprochen werden die natürliche Beschaffenheit der Gegenden und Völker; ihre Empfänglichkeit oder Ungeschicklichkeit zu den Wissenschaften; gelegentliche Zufälle, welche den Wissenschaften feindlich waren oder günstig; Charakter und Mischung der Religionen; Ungunst oder Gunst der Herrscher; endlich die ausgezeichneten Talente und Eigenschaften, durch welche einzelne Männer zur Förderung der Wissenschaften beigetragen und Aehnliches. Dies Alles aber muß so behandelt werden, daß nicht nach Art der Kritiker die Zeit todtgeschlagen wird mit Lob oder Tadel, sondern völlig historisch müssen die Sachen selbst dargestellt, Urtheile aber nur sparsam eingeschoben werden." Ist es möglich, Umfang und Aufgabe der Literaturgeschichte in klarern und eindringlichern Worten auszudrücken? Und sind namentlich nicht die letztern Worte von der Art, daß sie noch jetzt jedem Literarhistoriker vor Augen schweben sollten?!

Doch fehlte freilich viel, daß sofort die nächste Zeit zur Ausführung dieses großartigen Planes geschritten wäre oder wenigstens daß sie bei dem Versuch der Ausführung sogleich das Richtige getroffen hätte. Im Gegentheil, befangen in jenem polyhistorischen Eifer, dessen wir soeben gedacht haben, begnügte die nächste Zeit sich, nur gleichsam die Bausteine herbeizuschaffen zu jenem echtwissenschaftlichen und zugleich historischen Gebäude, das Baco's weitschauender Geist entworfen hatte. Gerade dieser polyhistorische Drang der Zeit, diese Unersättlichkeit des mechanischen Wissens, macht die Literaturgeschichte — oder doch wenigstens die Statistik derselben — zur Lieblingswissenschaft der Epoche; da gab es doch noch Namen und Jahreszahlen, da gab es Merkwürdigkeiten und Curiositäten, da schwollen die Excerpte an und die Folianten wuchsen ins Riesenhafte.

Darum wendet sich denn nun auch der ganze Sammeleifer der Epoche vorzugsweise der Literargeschichte zu; hier sammeln die berühmten Vielwisser des Jahrhunderts, die Celtes, die Gesner, die Gronov, die

Meibom ꝛc., ihre reichsten und üppigsten Lorbern; hier in diesen Urwäldern der Gelehrsamkeit hält selbst der Witz der Gelehrten seine Lieblingsspaziergänge und bringt jene Ana's zusammen, jene anekdotenhaften Sammlungen und Blumenlesen, die einen so beliebten Unterhaltungsstoff jener Epoche bildeten. Wir hier für unsern Zweck schränken uns auf Deutschland ein und begnügen uns auch da mit wenigen Namen, die aber charakteristisch sind für die allmälige, wenn auch immerhin nur mechanische Ausbreitung, welche die Literaturgeschichte bei uns erlangte.

Den Anfang machen wir dabei mit Petrus Lambeccius, dem berühmten Ordner, man könnte auch sagen Schöpfer der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. 1628 zu Hamburg geboren, hatte derselbe in Holland, Frankreich und Italien dem Modestudium der Zeit, das ist der Polymathie, mit besonderm Eifer obgelegen; 1652 war er Professor der Historie, 1660 Rector des Gymnasiums in Hamburg geworden. Religiöse und häusliche Conflicte bestimmten ihn jedoch, heimlich seine Vaterstadt zu verlassen; er ging 1662 nach Wien, später nach Rom, wo er öffentlich zum katholischen Bekenntniß übertrat, und wurde demnächst bei der Bibliothek zu Wien angestellt. Noch in Hamburg hatte er neben zahlreichen andern Schriften, die uns hier jedoch nicht kümmern, einen „Vorläufer der Literaturgeschichte" („Prodromus historiae literariae") herausgegeben: eine für jene Zeit epochemachende Skizze, an deren mehrfach angekündigter und auch schon begonnener Ausführung er jedoch durch seinen vorzeitigen Tod (1680) verhindert ward.

Ein ähnlicher Vorläufer, doch schon etwas ausgeführter und vollständiger, war die „Allgemeine Einleitung zur Kenntniß guter Bücher" („Universalis in notitiam cujusque generis bonorum scriptorum introductio"), welche Valentin Heinrich Vogler (geb. 1622, gest. 1677), berühmter Mediciner und Polyhistor zu Helmstedt, im Jahre 1670 herausgab. Dem Buche widerfuhr, ein Beweis für seine Brauchbarkeit zu jener Zeit, noch 20 Jahre später die Ehre, durch ein paar Mitglieder der schon genannten berühmten Meibom'schen Familie, Heinrich (1638—1700) und dessen Sohn Hermann Dietrich (1671—1741), umgearbeitet und erweitert zu werden: und haben diese Meibom'schen Ausgaben des Vogler sich noch lange Zeit, noch über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, im Gebrauch der Gelehrten erhalten.

Der Dritte ist Daniel Georg Morhof, geboren zu Wismar 1639, gestorben als Professor der Geschichte und Bibliothekar zu Kiel 1691. Noch jetzt ist sein Name fast sprichwörtlich für diese Art der Gelehrsamkeit, welche nach der im größern Publicum verbreiteten Ansicht mit ihm recht eigentlich begonnen hat. Dies Letztere ist jedoch ein entschiedener Irrthum; Morhof bezeichnet im Gegentheil den Punkt, wo die gelehrte Vielwisserei, wenn auch noch nicht dem Princip nach, doch schon

in der Anwendung anfängt, aus sich selbst herauszutreten und andere lebensvollere Elemente der Zeit in sich aufzunehmen. Morhof ist keineswegs der Vater, wol aber ist er einer der populärsten und cultivirtesten Bearbeiter der Polyhistorie; man findet bei ihm mehr geistige Gesichtspunkte und überhaupt mehr wissenschaftlichen, ja fast schon ästhetischen Sinn, als sonst auf diesem Gebiete üblich. Ganz besonders merkwürdig ist er aber dadurch, daß er den bisherigen Geheimdienst der Vielwisserei, wir meinen die ausschließliche Gelehrsamkeit, durchbrach und nicht nur die Geschichte der vaterländischen deutschen Literatur mit in die Grenzen der Literaturgeschichte zog, sondern dieselbe auch in deutscher Sprache zu behandeln wagte. Es sind vornehmlich zwei Werke von Morhof, die uns hier interessiren: erstlich sein berühmter „Literarischer Vielwisser" („Polyhistor literarius"), der zuerst 1680 erschien, aber bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts immer wieder neu aufgelegt und bearbeitet ward und gleichsam den Stock und Stab bildete, an den die literarhistorische Gelehrsamkeit eines Johann Albert Fabricius (1732), J. M. Schwabe (1747) ꝛc. sich anlehnte. Dieser Morhof'sche „Polyhistor" unterscheidet sich von seinen Vorgängern, wie schon angedeutet, hauptsächlich dadurch, daß ein Buch bei ihm schon etwas mehr ist als der bloße Einband und Titel, ein Ding, in welchem wirklich etwas steht und das, wenn auch noch keine geistigen Zusammenhänge, doch wenigstens eine gewisse geistige Geltung hat; er läßt sich schon einigermaßen auf den Inhalt der besprochenen Bücher ein, ja man findet bei ihm bereits eine Art ästhetischer Beurtheilung, die zwar oft noch sehr ungeschickt und seltsam ausfällt, doch aber immerhin als ein Fortschritt anerkannt werden muß.

Speciell über die deutsche Literatur handelt sein „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesey, deren Uhrsprung, Fortsetzung und Lehrsätzen", der zuerst 1682 zu Kiel, zum zweiten mal 1702 in erweiterter und umgearbeiteter Gestalt zu Leipzig erschien. Allerdings gehört dieser „Unterricht" nicht mehr rein der Literaturgeschichte an, vielmehr bezeichnet er den Punkt, wo dieselbe mit der Aesthetik — oder wie es damals noch hieß, der Poetik, da der Name Aesthetik bekanntlich 50 Jahre später erst entdeckt ward — zusammentraf und dieselbe in sich aufnahm. Morhof's Unterricht ist ein Ausläufer der Opitz'schen Poetik, die selbst wieder auf Scaliger und die Holländer des 17. Jahrhunderts zurückführt; an Opitz lehnt sich zunächst Buchner in Wittenberg (1591—1661), durch den unter Anderm auch der ganze Norden, von Hamburg bis Königsberg, seine ersten ästhetischen Anregungen erhält. Doch hat auf Morhof außerdem noch Christian Weise eingewirkt, der bekannte Schulmeister von Zittau (1642—1708), dessen plane, nüchterne, oft triviale, dennoch als Gegengewicht gegen die gelehrte Verbildung der Zeit sehr

wohlberechtigte Anschauungsweise Morhof's eigenem nüchternen und dabei zugleich praktischen Sinn besser zusagte als die herkömmliche schwülstige Poetik der Harsdörfer, Birken und anderer strenger Opitzianer.

Auch Morhof's „Unterricht" soll demnach ursprünglich nur eine Poetik sein. Allein wie unter den Händen des Vielwissers sofort alles Uebrige vom historischen Ballast verschüttet wird, so stattet auch Morhof's Belesenheit seine Poetik mit einer solchen Masse von Beispielen und Citaten aus, daß wir allerdings ein Recht haben, sein Buch als eine Art von Literaturgeschichte zu betrachten. Er nimmt zuerst die drei hergebrachten Gattungen der Poesie durch und erläutert das Einzelne dann an Beispielen theils der deutschen, theils und ganz besonders der fremden Literaturen. Als ein eigenthümliches Schicksal trifft es ihn dabei, daß er die besten und wirklich classischen Autoren einer Literatur regelmäßig mit Stillschweigen übergeht, um dafür mit desto lebhaftern Lobsprüchen bei den Poeten zweiten Ranges zu verweilen; einen Virgil, Lucian, Seneca, Marini bewundert und preist er ebenso sehr wie die Holländer und die Franzosen, vornehmlich Boileau, dessen Gestirn eben damals im Aufgang war und der dann selbst fast ein volles Jahrhundert als ein ästhetischer Gesetzgeber verehrt und studirt werden sollte. Dagegen kennt und erwähnt er keinen Homer, keinen Aeschylos, keinen Shakspeare, keinen Calderon: lauter Dichter, die wir jetzt weit über jene Erstgenannten setzen. Doch würde man Morhof in der That sehr unrecht thun, wollte man ihn persönlich für diese Geschmacklosigkeit und Unkenntniß verantwortlich machen. Der allgemeine Charakter der Zeit ließ es gar nicht anders zu. Nur ein gereinigtes Auge kann auch den Glanz der gereinigten Schönheit ertragen; für eine so zwitterhafte Bildung dagegen wie diejenige zu Ende des 17. Jahrhunderts waren so zweideutige Poeten wie Lucian, Seneca, Heinsius rc. gerade die rechten Leute.

An Morhof schließt sich zunächst J. B. Mencke in Leipzig an (1675—1732), der zweite Redacteur der berühmten „Acta Eruditorum" sowie Gründer der „Leipziger Gelehrten-Zeitung"; an Mencke die Deutsche Gesellschaft und Gottsched, der bewußterweise und mit der bewunderswerthesten Betriebsamkeit den von Morhof instinctmäßig eingeschlagenen Weg weitergeht und dadurch der erste Urheber und Schöpfer jenes belletristischen Bewußtseins wird, das vom zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts an allmälig die ganze Nation ergreift und vor dem sich dann auch die bisherige polyhistorische Bildung mehr und mehr zurückziehen muß.

Bevor wir jedoch diesen Uebergang weiterverfolgen, haben wir noch einige Namen nachzutragen, in denen eben diese polyhistorische Richtung gleichsam culminirt. Zuerst Burkhard Gotthelf Struve, geboren 1671, gestorben 1738 als Professor der Geschichte und Rechtswissenschaft, auch

Historiograph des Ernestinischen Hauses und Universitätsbibliothekar zu Jena, zu dessen glänzendsten Zierden er gehörte. Struve gab eine „Ausgewählte historische Bibliothek" („Bibliotheca historiae literariae selecta") heraus, die von 1704—29 nicht weniger als fünf Auflagen erlebte; die sechste und letzte wurde noch 1754 von J. F. Jugler, Schulrector in Lüneburg, herausgegeben und bildet in dieser allerdings völlig umgeschmolzenen und verbesserten Gestalt sogar noch jetzt eins der wichtigsten und brauchbarsten Hülfsmittel literargeschichtlicher Studien.

Derselben Richtung gehörte auch Johann Albert Fabricius an, derselbe, den wir schon vorhin unter den Herausgebern des Morhof'schen „Polyhistor" genannt haben. 1668 zu Leipzig geboren, studirte Fabricius der Reihe nach Philosophie, Arzneikunde und Theologie, wurde später (1699) Professor der Beredtsamkeit und der Moral am Gymnasium zu Hamburg, in welcher Eigenschaft er 1736 starb. Fabricius ist einer der kolossalsten Vielwisser und Vielschreiber seiner Zeit; die Polymathie feiert in ihm kurz vor ihrem eigenen Hinscheiden gleichsam noch einmal einen ihrer großartigsten und glänzendsten Triumphe. Seine Schriften, besonders die literarhistorischen, bilden eine ganze Bibliothek; am berühmtesten darunter und ebenfalls noch jetzt im Gebrauch der Gelehrten sind seine „Bibliotheca latina" in acht, „Bibliotheca graeca" in 14 Bänden, „Conspectus thesauri literarii Italiae", die Ausgabe des Morhof'schen „Polyhistor" 2c.

Der Letzte in dieser Reihenfolge soll Jakob Friedrich Reimann sein, geboren 1668 im Halberstädtischen, gestorben als Superintendent zu Hildesheim 1743. Nannten wir Fabricius den Triumph, so dürfen wir Reimann die Caricatur der damaligen Gelehrsamkeit nennen. Es ist von ihm aufbewahrt worden, und er selbst pflegte sich zu rühmen, daß er vor lauter gelehrtem Fleiß einen Garten, welchen er vor den Thoren der Stadt besaß, in mehr als 15 Jahren nicht betreten; auch hatte er volle 30 Jahre hindurch keinen Stuhl auf seinem Studirzimmer, sondern arbeitete, ein wahrer Spartaner der Wissenschaft, stehend unter seinen Büchern. Von ihm haben wir neben einer Unzahl anderer theils theologischer, theils geschichtlicher, theils literarhistorischer, besonders auch polemischer Schriften, namentlich einen „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam sowohl insgemein, als auch in die historiam literariam der Deutschen insonderheit, darinnen man die Liebhaber dieser höchstnöthigen und nützlichen Wissenschaft auf einem neuen, nähern und bequemern Wege zu der Erlangung ihres Zweckes zu führen beflissen ist", in sechs Bänden (Halle 1721). Wie sich schon aus diesem Titel schließen läßt, ist das Buch weniger in wissenschaftlich gelehrter, als in praktisch pädagogischer Absicht geschrieben; es steht somit in der Morhof'schen Richtung und arbeitet selbst der neuen Gottsched'schen Bildung

einigermaßen in die Hand, wennschon der Verfasser hinter Morhof sowol wie hinter Gottsched an Geschmack, ja man muß geradezu sagen auch an gesundem Menschenverstand, um ein Beträchtliches zurücksteht.

Als Beweis für das Letztere wollen wir nur das Eine anführen, daß Reimann seiner Literaturgeschichte allen Ernstes eine Historia literaria antediluviana, das ist eine „Geschichte der Literatur vor der Sündflut", angefügt hat. Seine Geschmacklosigkeit, zugleich freilich mit der praktischen Absicht, äußert sich besonders in der Form des Buchs. Dasselbe ist nämlich die ganzen dicken sechs Bände hindurch in Frage und Antwort abgefaßt, wobei denn oft die spaßhaftesten Geschichten zum Vorschein kommen. Daß er für sein weitschichtiges Werk keine andere Eintheilung weiß als in eine „allgemeine, besondere und ganz besondere" Literaturgeschichte, wollen wir ihm nicht zum Vorwurf machen, da sich dieselbe Eintheilung auch noch in berühmten Werken der neuesten Zeit, z. B. in der großen Grässe'schen Literaturgeschichte, ebenso findet. Loben dagegen wollen wir den patriotischen Standpunkt, den er bei seinem Werke verfolgt und der wirklich der einzige, sozusagen warme Fleck an diesem übrigens so kalten, todten Manne, diesem wandelnden Büchergerüst, gewesen zu sein scheint. In der Vorrede zum zweiten Bande entschuldigt er sich zwar noch, daß er zunächst die deutsche Literaturgeschichte vorgenommen; er vertröstet seine Leser auch, daß er ganz gewiß, sowie seine Gesundheit nur erst wieder besser sei, „zum wenigsten eine Historiam literariam Ebraeorum und Sinensium" auf dieselbe Art schreiben wolle, setzt aber gleich hinzu, „daß er seine Ursachen gehabt, warum er seine Feder lieber in Historiam literariam derer Deutschen als in eine andere eintunken wollen. Ich bin vom Geblüte ein Teutscher. Ich lebe und lehre unter denen Teutschen. Ich habe auch in meinem Hertzen die gewisse Ueberzeugung, daß die Historia literaria derer Teutschen denen Teutschen am allermeisten zu wissen nöthig sei."

Eine neue und überaus wichtige Stellung in der Entwickelung unserer Literaturgeschichte nimmt sodann Joh. Christoph Gottsched (1700—66) ein. Die ästhetischen und kritischen Verdienste dieses Mannes, die keineswegs gering, wenn auch allerdings nicht ohne trübe egoistische Beimischung, sind seit mehr als 100 Jahren so vielfach in Zweifel gezogen worden, und selbst die Bemühungen, welche sich die neuere Geschichtschreibung deshalb gegeben und unter denen das als Materialiensammlung vortreffliche Buch des frühverstorbenen Dantzel die erste Stelle einnimmt, sind so wenig im Stande gewesen, das Publicum zu größerer Unparteilichkeit zu stimmen: daß es als eine doppelte Pflicht erscheint, wenigstens die literargeschichtlichen Verdienste des Mannes, bei denen eine vorurtheilsfreiere Würdigung schon eher zu erwarten steht, ins rechte Licht zu rücken.

Gottsched bezeichnet, wie wir es vorhin schon andeuteten, den Punkt, wo aus der wüsten Masse der bisherigen Gelehrsamkeit das belletristisch-kritische Interesse sich abzusondern anfängt und damit einen festen Halt darbietet, an den nun auch die poetische Production der Zeit selbst sich anlehnen darf. Er bildet also recht eigentlich die Brücke zwischen der ältern chronistisch-bibliographischen und jener neuen pragmatisch-ästhetisirenden Auffassung der Literaturgeschichte, der wir uns nunmehr nähern. Freilich hörten auch mit Gottsched Sammelwerke wie die obengenannten von Struve, Fabricius, Reimann ꝛc. nicht auf. Dieselben durften auch in der That gar nicht aufhören, sowenig wie sie es jetzt dürfen, indem ja zu jeder Zeit das nackte bibliographische Material immer neuen Zuwachs erfährt und mithin auch einer fortwährenden, von Zeit zu Zeit zu wiederholenden Sichtung und Umarbeitung bedarf. Wol aber ziehen dieselben sich seit Mitte des Jahrhunderts mehr und mehr in diejenigen Grenzen zurück, die ihnen gebühren und innerhalb deren sie nicht blos nützlich, sondern sogar unentbehrlich sind: nämlich in die Grenzen bloßer praktischer Hülfsmittel, in die Grenzen von Materialiensammlungen, die ohne eigentlichen wissenschaftlichen Anspruch und Bedeutung nur dem augenblicklichen Bedürfniß des Gelehrten zum Nachschlagen ꝛc. dienen wollen. Auch dies zeigt sich sofort wieder in der Form, welche seit Mitte des Jahrhunderts auch bei uns in Deutschland für derartige Sammelwerke üblich wird und die wir allerdings erst den praktischen Franzosen und Engländern nachgeahmt haben: die Lexikonform, alphabetisch geordnet, zum bequemsten augenblicklichen Gebrauch. In dieser Form erscheint gleich im Jahre 1750 das berühmte Jöcher'sche „Gelehrtenlexikon"; dieselbe Form nehmen auch die verschiedenen Hamberger-Meusel'schen Sammelwerke an, die seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts erschienen und bekanntlich noch weit in das gegenwärtige hineinreichen — und wenn das neueste und großartigste Werk dieser Art, ich meine das schon vorhin genannte Lehrbuch von Grässe, diese lexikalische Form wieder verlassen hat und zur Form des Lehrbuchs zurückgekehrt ist, so wäre das, die Wahrheit zu sagen, auch besser unterblieben, sowol im Interesse des fleißigen und gelehrten Verfassers, dessen eigenthümliches Verdienst bei der lexikalischen Anordnung viel deutlicher würde hervorgetreten sein, als ganz besonders auch im Interesse des Publicums, das jetzt in dem confus angelegten und noch confuser durchgeführten Werke mit Mühe suchen muß und unter zehn mal neun mal nicht findet, was ihm beim Nachschlagen in einem alphabetisch geordneten, sich auf das Nothwendigste beschränkenden Wörterbuche gleich auf den ersten Blick entgegenträte.

Doch dies nur beiläufig. Wir sprachen von Gottsched und seinen literargeschichtlichen Verdiensten, zu denen sich auch noch dies gesellt, daß

er der Literaturgeschichte durch die für jene Zeit meist recht geschmackvolle und anmuthige Form, die er seinen Untersuchungen zu geben wußte, die Gunst des großen Publicums zuführte und literargeschichtliche Fragen zu einem Lieblingsgegenstande literarischer Unterhaltung machte. Darum muß man auch das Beste, was Gottsched in dieser Art geleistet hat, nicht in seinen größern Werken, seinen Poetiken, Rhetoriken ꝛc. suchen — von größern literargeschichtlichen Werken kommt in der That jetzt nur noch sein „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von **1450** an“ (**1756—72**), in Betracht: aber dieser auch dermaßen, daß wir noch jetzt ohne ihn kaum einen Schritt in der Geschichte des deutschen Theaters thun können —, sondern vielmehr in seinen Zeitschriften, namentlich in seinen „Beiträgen zur kritischen Historie deutscher Sprache, Poesie und Beredtsamkeit“ (**1732—44**), sowie in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“, das von **1751—62** erschien. Hier zeigt Gottsched sich überall von einer so gelehrten und dabei doch praktischen Seite, daß wir ihm seine sonstigen Schnitzer und Thorheiten fast darüber verzeihen; seine Forschung ist gewissenhaft, seine Auswahl verständig, sein Urtheil verhältnißmäßig bescheiden, sein ganzes Auftreten das eines Mannes, der sich auf einem bestimmten Gebiete zu Hause fühlt und dabei doch sehr wohl weiß, daß dies Gebiet noch viel größer ist und noch viel mehr enthält, als er im Augenblick abmessen kann.

Gedichte.

I. Medea.

Von

Heinrich von Treitschke.

O stoße mich nicht fort mit strenger Hand:
Ich bin der Mann nicht mehr, den du gekannt.
Mit mir nicht — mit dem Himmel sollst du hadern,
Der mir das Auge gab, der Schönheit Spiegel,
Der warmes Blut mir hauchte in die Adern:
Ihm magst du fluchen; laß dem Zorn die Zügel!

Du weißt, wie wir in der Campagna ritten,
Wie aus dem Hohlweg Hülferufen klang:
Wie meine Hand des Mörders Hals umschlang,
Bis ich dem Mund des röchelnden Banditen
Das gräßliche Geständniß abgerungen:
„Lucretia hat mich zum Mord gedungen.“

Du sahst, wie ich an meines Bruders Leiche
Hintrat, den Finger legte in die Wunde,
Darin das Blut noch rauchte von dem Streiche,
Und wie der Eidschwur klang aus meinem Munde:
„Bei meiner Mutter Schoos, der dich getragen,
Bei ihrer Gruft! Wie hier mein Stahl erschlagen
Das schwarze Werkzeug dieser Höllenthat:
Auch sie soll fallen, die ersann den Rath,
Die gleißend dich bethört mit ihrer Schöne!
Mich strafe Gott, so ich den Eid verhöhne!" —
Du weißt es, Freund! — Wohlan. Ich sah dies Weib,
Das frech geschwelgt in meines Bruders Blut;
Wehrlos vor meinem Dolche lag ihr Leib
Wie vor des Adlers Fuß die Taubenbrut —
Und dennoch lebt sie! Eines Weibes Schöne
Entwaffnete den Zorn, den Haß, die Rache,
Und in mir hallt es, eines Teufels Lache:
Mich strafe Gott, so ich den Eid verhöhne!!

Ich sprengte noch in halber Nacht gen Rom.
Wie flüssigen Metalls ein heißer Strom
Drang mir der Racheburst in alle Poren;
Wollüstig sah ich funkeln meinen Stahl,
Ich trieb den Rappen blutig mit den Sporen,
Bis daß er keuchend hinsank am Portal.
Todt alle Fenster. Nur ein einzig Licht.
Willkomm'ner Führer wurde mir sein Schimmer:
Beschwingten Fußes stürzt' ich in das Zimmer,
Wie wenn der Panther in die Heerde bricht.

Sie lag auf seid'nem Pfühle hingegossen,
Mit hellem Blick, der Mund nur halb geschlossen;
Die zarten Hände spielten hin und wieder
Auf eines fremden Vogels Goldgefieder.
Sie sah den Störer nah'n und rief: „Zurück!
Ich kenne dich, das ist Francesco's Blick!"
Da hob sie sich — nicht wie die freche Dirne,
Die man ertappt in ihrer Sünden Pfuhle,
Der man den Kranz gerissen von der Stirne
Und die nun zittert vor dem Richterstuhle —
Nein, hehr und rein wie eines Gottes Traum,
Als wär' ich würdig nicht, des Kleides Saum
Ihr zu berühren — eine Priesterin
Aus Aphrodite's lichten Tempelhallen —
In hohem Zorne trat sie vor mich hin:
„Francesco reizte mich, er ist gefallen.
Du kommst, um ihn zu rächen? — Keder Thor,
Ruf' seinen Schatten aus der Gruft hervor:

Und seine bleichen Lippen werden sprechen:
„„O könnte nochmals so mein Auge brechen!
Ich habe ihren süßen Leib umfangen,
Sie küßte mich, als ich von ihr gegangen,
Ich sank ins Grab im Hochgefühl der Lust,
Ich trug ein Wunderbild in meiner Brust:
Wer wagt sie zu berühren?! — Kecker Thor!
Mein Tod war leicht, sie küßte mich zuvor!““

Es war das Frechste, was ich jemals hörte,
War eine Lästerung, wie keine gleiche
Die Götter je in ihrer Ruhe störte
Und rächend erdwärts trieb aus ihrem Reiche.
Und dennoch! — Wie sie drohend vor mir stand —
Den weißen Arm erhoben — das Gewand
Zertheilet von des Busens wildem Wogen —
Gebuscht der Brauen rein gewölbte Bogen —
Das Aug' im Zorne glühend wunderbar —
Da wußt' ich schaudernd: was sie sprach, ist wahr!
Des Bruders Bild, die Rache sank dahin;
Ich war der Sünder, sie die Richterin.
Ich floh — der schlaffen Hand entglitt der Stahl —
Nicht eines Wortes mächtig aus dem Saal:
Als ob der Schönheit Göttin mich gerichtet,
Der frevelnd drang zu ihrem Heiligthume,
Die Hände hob nach einer Wunderblume;
Ich sank zu Boden sinnlos und vernichtet.

Kein hartes Wort, mein Freund! Dein Zorn und Gram
Verletzt mich tiefer nicht als meine Scham. —
Ja, sie wird hingeh'n, ein Medusenhaupt!
Kein Mann, der nicht dem süßen Zauber glaubt.
Sie wird ihr Herz um junge Seelen spinnen,
Ins Herz des Jünglings hauchen tolle Lust,
Und wenn er reizt den Geist in ihrer Brust:
Kalt wird sie lächeln — und sein Blut wird rinnen.
— Ich weiß es, Freund! — Doch laß mich nochmals geh'n,
Noch blutbedeckt von ihres Opfers Wunde,
Gezückten Stahls an ihrem Lager steh'n: —
Spricht sie die Lästerung mit frechem Munde:
„Sein Tod war leicht, ich küßte ihn zuvor!“ —
Mir wird es klingen wie ein Himmelschor.
Ich werde wieder in die Kniee fallen
Und wieder reuig meine Brust zerschlagen. —
— O daß der Herr zu seinen Wundern allen,
Die unser Hirn mit tollem Grübeln plagen,

Auch dieses höchste schuf! Daß er den Traum
Der Liebe lebend auf die Erde sandte,
Der Hölle Geist in solche Hülle bannte! —
Bleib' hier! Geh' nicht in den gefeiten Raum!
Ein Wetterstrahl, wird sie das Herz dir rühren,
Du kannst der Rache Sendung nicht vollführen!
Und könntest du's — mag sich dein Herz empören —
Des Himmels Wunder darfst du nicht zerstören!

II. Gedichte.

Von

J. M. Hutterus.

1. Die Trompetereiche.

Schon tobte dreißig Jahre
Der Kriegeslärm durchs Reich,
Schon hieben dreißig Jahre
Die Völker Streich auf Streich.

Viel Tag' man konnte reiten
Wol in die Kreuz und Quer',
Man hörte kein Glöcklein läuten,
Man schaute kein Saatfeld mehr.

Wer mag die Dörfer zählen,
Die Feuers Wuth verzehrt,
Die Städte und die Burgen,
Die Feindes Grimm verheert?

Zu Münster auf dem Rathhaus
Da tagten viel weise Herr'n,
Viel würdige Perücken
Mit Ordensband und Stern.

Sie hatten gered't und gerathet
Gar manches liebe Jahr,
Und immer noch kein Ende
Des Redens und Rathens war.

Die Wälschen, ja die Wälschen,
Die spielten die Herren im Haus,
Die rupften dem Doppeladler
Die besten Federn aus.

Und als der Aar gerupfet,
Da kam man überein,
Daß es nunmehro Frieden
Im Lande solle sein.

Bei Schmeheim Schwed' und Deutsche
Just standen kampfbereit,
Es riefen die Fanfaren
Aufs neue in den Streit.

Da traf in beiden Lagern
Die Friedensbotschaft ein,
Da steckten sie hüben und drüben
Die schartigen Schwerter ein.

Und einen Trompeter sandte
Der Eine dem Andern zu,
Daß er ihm kund in Hasten
Die fröhliche Zeitung thu'.

Wo hoch auf Berges Gipfel
Einsam ein Eichbaum steht,
Da stießen aufeinander
Der Deutsche und der Schwed'.

„Wohin du, vom Kaiserheere?"
„„Du Schwedengeselle, wohin?""
„Den Frieden will ich euch blasen."
„„Das trag' auch ich im Sinn.""

Da reichten die Zwei sich die Hände:
„Kam'rad, erst einen Schluck,
Dann blasen wir droben vom Baume
Ein lustig Reiterstück."

Und als sie aus den Flaschen
Gethan einen wackern Zug,
Da schwangen sie zur Eiche
Hinauf sich wie im Flug.

Und huben an ein Blasen,
Das klang durch die Thäler weit,
Das klang wie Lerchenjubel
In wonniger Maienzeit.

Die Krieger in den Lagern
Die lauschten dem fröhlichen Klang,
Und wie aus Einer Kehle
Einfielen sie mit Gesang.

Bei Schmeheim hoch vom Berge
Schaut noch die Eich' ins Land,
Und die Trompetereiche
Wird sie noch heut' genannt.

2. Der Mühlbach.

Hei! wie kommt der Bach gesprungen
Jubelnd an das Licht der Sonnen,
Froh, daß er der Felsenhaft
In des Waldes Schoos entronnen!

Hei! das ist ein lustig Wandern
Thalentlang im Weidenschatten,
Tausend Blümlein steh'n am Weg,
Grüßend aus dem Grün der Matten.

Schmucke Falter, lose Finken
Sind sein fröhliches Geleite,
Und so geht es wohlgemuth
In die Welt und in die Weite.

Armer Bursche, wirst nicht lange
Deiner Freiheit dich erfreuen,
Einem nützlichen Beruf,
Muß sich, was da wandelt, weihen.

Weh'! schon seh' ich eingefangen
Meinen muntern Waldgesellen,
Und ein wuchtig Mühlrad wälzt,
Wälzt er mit den leichten Wellen.

Zornig greift er in die Speichen,
Gleich als woll' er sie zertrümmern,
Und weithin wie Demantstaub
Seines Zornes Funken flimmern.

Manchmal, wenn im Sonnenstrahle
Farbig seine Wellen schäumen,
Muß ihm von den Blumen wol,
Von den grünen Auen träumen!

3. In ernster Feier zieht die Nacht herauf.

(1855.)

In ernster Feier zieht die Nacht herauf,
Der Tag verstummt und senket seine Fahnen,
Es pflanzt der Mond sein Silberbanner auf,
Und lautlos zieh'n die Sterne ihre Bahnen.

In Haß und Zwietracht ist die Welt getheilt,
Durch alle Lande tobt der Lärm der Schlachten,
Und eh' der Frieden soviel Wunden heilt,
Wird manch ein Auge noch der Tod umnachten.

Und dennoch schimmert eben diese Welt,
Wenn du sie schauest aus der Aetherferne,
So friedevoll, wie dort am Himmelszelt
Der blasse Mond und all die trüben Sterne.

4. Mich dürstet.

„Mich dürstet!" rief am Kreuz der Gottessohn,
Und ein Gemisch von Gall' und Essig reichten
Mitleidig sie ihm dar, daß es die Qual,
Die gräßliche, des Sterbenden betäube.
„Mich dürstet!" also tönt der Jammerruf
Der Menschheit seit Jahrtausenden bereits,
Und haben sie denn And'res ihr geboten
Als einen Trank, der wol den Sinn umhüllen,
Doch nimmer ihr den heißen Durst kann stillen?

III. Lebensfahrt.

Von

Ludwig Würpel.

Um ferne Höhen blendend floß
Das Licht vom Himmelsbogen,
Ich stand am Ufer mit leuchtendem Blick
Und sah hinaus auf die Wogen.

Da flatterten Fahnen durch die Luft,
Hell tönte Gesang und Lachen,
Es nahte mit lockendem Ruderschlag
Des Lebens goldener Nachen.

Ich warf mich in die glänzende Flut
Und grüßte die fremden Gesellen,
Sie nahmen mich auf mit Sang und Klang,
Umtanzt von den schäumenden Wellen.

Wir schwenkten den Hut und schwammen davon
Durch blühende Rebenhügel,
An Städten und schimmernden Burgen vorbei,
Auf des Stroms krystall'nem Spiegel.

Wir fuhren hinaus auf die tobende See
Und rangen mit Sturm und Wogen
Wir fuhren lachend, bis unser Haar
Bereift und der Nacken gebogen.

Doch jüngst in einer stürmischen Nacht,
Da brachen Ruder und Planken,
Es schlugen die Wogen wild empor,
Wir lustigen Schiffer sanken.

Mich ließ die See. Ich steh' am Riff
Umzüngelt von den Wellen,
Und träume von der sonnigen Fahrt
Und von den todten Gesellen.

Literatur und Kunst.

Theologie.

In Veranlassung des greifswalder Jubelfestes (über das wir in unserer nächsten Nummer einen ausführlichen Bericht bringen werden) sind, einem alten löblichen Herkommen gemäß, auch verschiedene literarische Ehrengaben und Jubelschriften erschienen. Ihrem nächsten Zweck entsprechend, sind dieselben größtentheils nur für gelehrte Leser bestimmt; doch findet sich wenigstens eine Schrift darunter, die auch für das größere Publicum sowol durch die Wahl des Gegenstandes wie durch die Art der Behandlung in hohem Grade anregend und belehrend ist. Dieselbe führt den Titel: „Für Bunsen wider Stahl von K. F. W. Hasselbach, Dr. der Theologie." Mit dem Motto: „Die Wahrheit wird euch frei machen." (Halle, Schwetschke.) Der Verfasser, auch in der philologischen Welt durch eine gediegene Abhandlung über den „Philoktet" des Sophokles, nicht minder den Historikern durch den von ihm in Gemeinschaft mit Professor Kosegarten in Greifswald herausgegebenen Codex diplomaticus von Pommern rühmlichst bekannt, war bis vor kurzem Director des Gymnasiums zu Stettin und hat in einer mehr als 50jährigen Wirksamkeit zahllose Schüler herangebildet, die dem allgemein verehrten, ebenso sehr durch die Gründlichkeit und Tiefe seiner gelehrten Bildung wie durch die Humanität und Liebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters ausgezeichneten Lehrer jederzeit ein dankbares Andenken bewahren. Seit einigen Jahren in den wohlverdienten Ruhestand getreten, hat er darum doch nicht aufgehört, an allen Bewegungen der Zeit, namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Ein Beweis dieser Theilnahme liegt in dem ebengenannten Schriftchen vor. Der Verfasser gehört einer Generation von Schulmännern an, die leider in der schwülen Luft der Gegenwart, unter dem Einfluß jenes specifisch-kirchlichen Regiments, das eine „Umkehr der Wissenschaft" fodert, um sich selbst desto ungehinderter entfalten zu können, mehr und mehr auszusterben droht. Der enge Umkreis der Schule, auf den er durch seinen Beruf zunächst angewiesen war, hat ihm niemals den freien Aus- und Umblick in die Welt des Geistes gehindert, die Gelehrsamkeit hat sein Herz nicht erkältet, vielmehr hat der tägliche Umgang mit der Jugend und die liebevolle Hingabe an ihre Pflege ihn selbst jugendfrisch und jugendkräftig erhalten. Mit dieser jugendlichen

Rüstigkeit steigt er jetzt aus der Stille seines Studirzimmers hernieder auf das Schlachtfeld der Parteien und nimmt den Handschuh auf, den Stahl in seiner bekannten Schrift „Wider Bunsen" dem berühmten Verfasser der „Zeichen der Zeit" und damit zugleich der Freiheit des Glaubens sowie des geistigen Lebens überhaupt hingeworfen hat. Schritt vor Schritt zergliedert er das Stahl'sche Pamphlet und weist mit überzeugender Klarheit sowol die Widersprüche nach, in die Stahl mit sich selbst geräth, als namentlich die zahlreichen gehässigen Verdrehungen und Entstellungen, die er sich in Ermangelung besserer Waffen wider seinen Gegner gestattet. Hr. Stahl mag sich wohl vorsehen, er findet in dem Verfasser einen wohlgerüsteten Kämpfer, der auch auf jenem kirchenhistorischen Gebiet, auf das Hr. Stahl, der Feind der Philosophie, sich so gern zurückzieht, vollkommen zu Hause ist. Mit großer Gründlichkeit erläutert er insbesondere das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staat; sowol die bisherige bureaukratische Bevormundung der Kirche als die hierarchischen Bestrebungen der von Stahl vertretenen Partei, den „Cäsareopapismus eines preußischen Oberkirchenraths", die durch Stahl mit Umgehung der preußischen Verfassung empfohlene „Cabinetsregierung der Kirche" werden, gestützt auf den historischen Grundgedanken der Reformation und die Aussprüche der Reformatoren selbst, mit gleicher Entschiedenheit abgelehnt und in ihren verderblichen, alles wahrhafte kirchliche Leben, ja alle Religiosität, alle Sittlichkeit untergrabenden Einflüssen nachgewiesen. Uebereinstimmend mit Bunsen fodert der Verfasser statt dieser neulutherischen Priesterherrschaft vielmehr eine Selbstregierung der Kirche durch organische Gliederung des Gemeindewesens. Die Gemeinde ist der eigentliche Träger des kirchlichen Lebens; auch der Priester steht *nicht über* der Gemeinde, sondern vielmehr in ihr, als ein Glied ihrer selbst, ein Ausdruck des religiösen Bewußtseins, das sie innerlichst erfüllt und zusammenhält. Auch diese Foderung wiederum weiß der Verfasser durch gewichtige historische Zeugnisse zu bestätigen. Insbesondere beruft er sich auf das bekannte Wort des Paulus im Briefe an die Korinther (1, 3): „Es ist Alles euer, es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt" ꝛc. Damit, fährt der Verfasser fort, ist der Gemeinde „mehr verliehen als ein blos Negatives, ein bloßer Freibrief gegen Knechtung durch Lehrfessel. Es ist ihr zugleich positiv die unbedingte Vollmacht zugesprochen, wie eine Herrin zu fodern, daß man durch den ihr gegebenen Geist ihr christliches Bewußtsein ungehemmt entfalten lasse, damit sie heranreife, unmittelbar aus dem göttlichen Worte der Schrift, welche allein sie als Grund und Quelle einer Glaubensnorm und Regel anerkennt, zu schöpfen, was sie als Ergebniß gewissenhafter und unbefangener Prüfung zum Inhalte eines ihre zeitige Entwickelungsstufe beurkundenden Bekenntnisses wird ausprägen wollen, wofern nicht die Annahme eines schon ausgeprägt dargebotenen zur Genüge ihr zusagt. Indem sie sich zu einem Abbilde der apostolischen Kirche in Lehre und Verfassung gestaltet, soweit die Bedingungen der vorgerückten Zeit eine Verjüngung des Urbildes ermöglichen, wurzelt sie in dem unerschütterlichen Boden der Reformation, auf welchem sie ja die unverfälschte Ursprünglichkeit des Christenthums in erneuter, von allem verunstaltenden mittelalterigen Aus- und Mißwuchse gereinigter Kirchenform wieder auferbauen soll." In dieser Auffassung der Gemeinde findet denn auch namentlich die Frage wegen der

Symbolischen Bücher ihre Erledigung. Mit lebhaften Farben schildert der Verfasser das Unwesen, das jetzt mit der Buchstabengläubigkeit, der blinden Abhängigkeit von einer unverstandenen, ja oft geflissentlich verdrehten und entstellten Tradition getrieben wird. „Bei einer nicht übermäßig ausgedehnten Rundschau", sagt er S. 12, „sehen wir im neulutherischen Deutschland eine hierarchische Geistlichkeit betriebsam rührig, zum Theil zelotisch bis zum Fanatismus und kleine Heerden Auserkorener um sich fanatisirend, eifrig im Verfolgen selbstsüchtiger Richtungen zur Erreichung von Parteizwecken unter begünstigendem Schutze staatlicher Gewalt, sehen wir pharisäisch-frömmelnde Heuchelei, gleißnerische Augendienerei nicht unbedeutende Schichten der Gesellschaft durchdringend, die freie Wissenschaft und wissenschaftliche Ausbildung unter dem Drucke kirchlicher Einseitigkeit. Soll das christliche Erweckung heißen, während von ungetrübter Frömmigkeit, von werkthätiger Liebe und Belebung wahrhaft protestantischen Geistes zum Theil gar nichts oder herzlich wenig zu spüren ist?" Vortrefflich ist ferner die Zergliederung jener „Institutionskirche", von welcher Stahl fabelt und die ihren Ursprung nur in einer gänzlichen Verkennung der ältesten christlichen Zeiten hat. Hier und an zahlreichen andern Stellen wird die verhängnißvolle Gewandtheit, mit welcher Stahl sich Begriffe und Ausdrücke zurechtmacht und Alles, was ihm unbequem ist, mit der Schnelligkeit eines Taschenspielers hinwegescomotirt, in das gebührende Licht gerückt; der Verfasser sieht ihm überall genau auf die Finger und läßt ihm keins jener Kunststückchen durchgehen, durch welche er, zum großen Nachtheil der Wahrheit und einer echten religiösen Ueberzeugung, das große Publicum verblendet und in Verwirrung setzt. Nachdem dann noch Stahl's Begriff von Religionsfreiheit und Toleranz sowie sein Verhältniß zur Union des Nähern beleuchtet ist, faßt der Verfasser das Resultat seiner Prüfung in folgenden Worten zusammen: „Die Schrift von Stahl wider Bunsen legt das unzweifelhafte Zeugniß ab von der gründlichen Unbekanntschaft ihres Verfassers mit der Heiligen Schrift sowol als mit den Lutherischen Symbolen, von seiner Unfähigkeit, den Geist des Christenthums wie den des Protestantismus sich zum Bewußtsein zu bringen, von seiner abgesagten Feindseligkeit gegen die freie Wissenschaft, gegen ein unablässiges Forschen nach Wahrheit, gegen allen geistigen Fortschritt, von seiner knechtischen Gebundenheit an einen überlieferten todten Buchstaben und seiner einseitigen, sektirerischen, unduldsamen Parteinahme für denselben, von seiner Unkenntniß des Wesens wie der Kirche, so des Staats und des Verhältnisses beider zueinander, von einer scheinbar dialektischen, aber vielfach unklaren, verworrenen und in Widersprüche sich verfitzenden Gedankenentwickelung, von einer bis zur Erregung sittlichen Ekels sich steigernden Richtung auf ein Entstellen und Verdrehen der Meinungen des Gegenparts, auf Persönlichkeiten, hämische Einflüsterungen, die gehässigsten Verdächtigungen. Daß ein Mann von solchen Resultaten nicht siegreich aus dem Streite mit seinem Gegner hervorgehen konnte, bedarf weiter keines Worts." In demselben kräftigen, männlichen Tone wie diese Schlußworte ist die ganze Schrift geschrieben; sie ist ein Protest des freien Geistes, ein Protest der Wahrheit, der Sittlichkeit und der wissenschaftlichen Forschung gegen jene trüben Mächte, die jetzt von der Kirche aus das gesammte Leben unserer Nation, das politische wie das geistige, zu verfinstern drohen. Der Verfasser konnte seiner

langjährigen segensreichen Wirksamkeit keinen schönern Schlußstein setzen als diese Schrift; Jeder, der mit ihm das Heil unserer Zukunft nicht in der Verdumpfung der Geister, sondern in ihrer Befreiung, nicht in der Knechtschaft, sondern in der Selbständigkeit des kirchlichen und wissenschaftlichen Lebens erblickt, wird ihm Dank wissen für die gewichtigen Worte, die er gesprochen und die ja auch hoffentlich bei Denen, an die sie zunächst gerichtet sind, nicht verloren sein werden. nn.

Schwedische Literatur.

Die schwedische Literatur hat in Deutschland dasselbe Schicksal gehabt wie die dänische und die holländische. Alle drei, obwol sprachlich aufs innigste mit uns verwandt und uns sowol durch die nachbarliche Lage der Länder als durch die Aehnlichkeit der innern Entwickelung nahegerückt, sind doch in Deutschland fast unbekannt. Das Wenige aber, was davon durch Uebersetzungen und Bearbeitungen bei uns verbreitet ist, gehört größtentheils jener Unterhaltungsliteratur an, die, gleich den Umgangsformen der Gesellschaft, im ganzen modernen Europa so ziemlich dieselbe ist; ja zum Theil ist es geradezu nur der Widerschein unserer eigenen Bildung, nur der Niederschlag vergangener Epochen, die wir an uns selbst längst überwunden haben, was uns aus den Romanen der Frederike Bremer, der Lennep, van Hage, Crusenstolpe und Anderm entgegentritt, womit die Fingerfertigkeit unserer Uebersetzer den deutschen Büchermarkt versorgt. Und doch wären diese stammverwandten Literaturen wol einer genauern Kenntnißnahme würdig; so nahe sie dem deutschen Geist im Ganzen auch stehen, so fehlt es ihnen daneben doch nicht an gewissen Eigenthümlichkeiten, die nicht nur an sich interessant und lehrreich sind, sondern durch die auch zum Theil auf den Entwickelungsgang unserer eigenen Literatur ein neues Licht geworfen wird. Was speciell die schwedische Literatur betrifft, so hat sie, wie sie die entlegenste von den genannten Literaturen ist, auch am wenigsten auf unsere deutsche Literatur eingewirkt; ja man muß, um nur überhaupt einige Verwandtschaft aufzufinden, in die Anfänge des Mittelalters zurückgehen, in jene skandinavische Vorzeit, auf welche der gemeinsame Ursprung der ältesten nordischen und deutschen Sagen zurückweist. Diese mittelalterliche Epoche wird uns durch ein Werk nahegerückt, das soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist und in dem wir eine willkommene Bereicherung sowol unserer volksthümlichen Literatur im Allgemeinen wie namentlich unserer Kenntniß der schwedischen Literatur und ihrer geschichtlichen Entwickelung, insbesondere in ihrem Verhältniß zur deutschen, zu begrüßen haben. Das Buch führt den Titel: „Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von Erik Gustaf Geijer und Arvid August Afzelius. Im Versmaß des Originals übertragen von R. Warrens. Mit einem Vorwort von Dr. Ferdinand Wolf. Nebst 49 Melodien." Wir erhalten darin eine Auswahl aus der auf dem Titel genannten Sammlung, welche, in den Jahren 1814—16 unter dem Titel „Svenska Folk-Visor" erschienen, in Schweden selbst als die beste und vollständigste ihrer Art anerkannt ist. Einiges daraus wurde schon von Mohnike in seinen „Volkslieder der Schweden" (1830) mitgetheilt; doch verdient die vorliegende Sammlung den Vorzug nicht nur wegen der

größern Vollständigkeit und der übersichtlichern Anordnung, sondern namentlich auch wegen der größern Gewandtheit des Uebersetzers. Derselbe zeigt eine Herrschaft über die Sprache, die um so anerkennenswerther, je schwieriger es ist, den eigenthümlichen Ton des Volkslieds in einer fremden Sprache zu treffen. Unterstützt wurde der Verfasser dabei freilich durch die nahe Verwandtschaft dieser schwedischen Volkslieder mit den gleichartigen Producten unserer eigenen Literatur: eine Verwandtschaft, die sich nicht nur auf die Stoffe erstreckt, sondern namentlich auch auf die Behandlung, die in beiden denselben durchweg dramatischen, kurzen, knappen, mehr andeutenden als eigentlich ausführenden Charakter trägt; es sind kleine lyrisch-epische Dramen, in denen der Stoff weniger in epischer Ausführlichkeit als vielmehr in einer Reihe einzelner dramatisch hervorspringender Situationen, in einzelnen Schilderungen, Monologen, Wechselgesprächen ꝛc. dargestellt wird. Nur tragen die schwedischen Lieder der Mehrzahl nach ein gewisses düsteres melancholisches Gepräge; es hat sich in ihnen mehr von dem alten trotzigen Heidenthum erhalten, wie denn auch die Beziehungen zu der alten heidnischen Volksreligion in den zahlreichen Nixen, Elfen ꝛc. sich überall in den Vorgrund drängen. Gerade diesen düstern melancholischen Ton aber hat der Uebersetzer sehr glücklich getroffen; es weht durch diese einfachen schlichten Weisen wirklich etwas von jenem eigenthümlichen nordischen Geiste, jener herben, in sich verschlossenen Innerlichkeit, die sich ja, wenn auch in andern Formen, zum Theil auch in der nordischen Landschaft ausspricht. Die Uebersetzung ist eingeleitet durch ein Vorwort des berühmten Literarhistorikers und Sagenforschers Dr. F. Wolf in Wien. Der Verfasser sucht darin hauptsächlich den Nachweis zu führen, daß die historischen Balladen und Romanzen, die wir jetzt als einen wesentlichen Bestandtheil der Volksliteratur betrachten, in Wahrheit mit dem Volke nichts zu thun haben, sondern vielmehr in jenen ritterlich-höfischen Kreisen entstanden sind, in denen die Poesie des Mittelalters überhaupt ihre schönste Blüte entfaltete. Der Verfasser hat diese Ansicht schon früher ausgesprochen, namentlich in Beziehung auf die castilischen, catalonischen und portugiesischen Romanzen. In der vorliegenden Abhandlung sucht er sie auch für die nordischen Literaturen zu begründen. Auch ist die Sache für diese letztern in der That von ganz besonderer Wichtigkeit, indem dadurch eine Gattung, in der man bisher ein recht eigentlich nationales Product zu erkennen glaubte, sich dadurch vielmehr als Erzeugniß fremden Einflusses und fremder, namentlich deutscher Bildung herausstellen würde. Doch scheint uns die Beweisführung des Verfassers noch nicht ganz stichhaltig. Mag auch der erste Ausgangspunkt dieser historischen Lieder wirklich in den ritterlich-höfischen Kreisen liegen, als den einzigen, die damals überhaupt an der Geschichte Antheil hatten, von denen die Geschichte selbst gemacht ward, so tragen doch die vorhandenen Lieder selbst keinen ritterlich-höfischen, sondern einen entschieden volksmäßigen Charakter. Das Volk assimilirt sich nur, was ihm gleichartig ist; selbst zugegeben, daß es jene Stoffe zuerst von den Rittern empfing, so entkleidete es sie doch sofort der ritterlichen Form und gab ihnen ein neues volksthümliches Gepräge, durch das die Stoffe selbst nothwendig auch innerlich, namentlich nach ihren sittlichen und ästhetischen Motiven umgeschaffen und verändert wurden. Das alte historische Volkslied, wie es jetzt vorliegt, zeigt nichts von jener kastenartigen Beschränktheit der Begriffe,

nichts von jener conventionellen Sitte, die in der höfischen Lyrik so deutlich hervortritt; vielmehr handelt es stets aus allgemeinmenschlichen Motiven, es hat keine andern Voraussetzungen als die allgemeinen Bedingungen der menschlichen Natur und gibt sich eben dadurch als ein echtes Product des Volks, nicht einer einzelnen in sich abgeschlossenen Kaste zu erkennen. Als Anhang ist eine Abhandlung von E. G. Geijer über den Kehrreim in den alten skandinavischen Liedern beigefügt, der sich Erläuterungen zu den einzelnen Stücken der Sammlung aus der Feder des schwedischen Herausgebers A. A. Afzelius anschließen; die letztern beschäftigen sich hauptsächlich mit Abstammung und Verbreitung der einzelnen Lieder, ihren mythischen und historischen Bestandtheilen 2c. Den Schluß des Bandes bilden Melodien zu den schwedischen Volksliedern, harmonisch bearbeitet von dem Hofkapellmeister Heffner. Dieselben sind ebenfalls dem Volksmund entnommen; Freunde der Musik (die ja allmälig auch anfängt, sich historischen und culturhistorischen Forschungen zu erschließen) werden dem Herausgeber dankbar sein für die angenehme und lehrreiche Zugabe. Str.

Correspondenz.

Aus Wien.

Ende October 1856.

R. D. Ihr wiener Berichterstatter hat lange nichts von sich hören lassen; selbst das große Ereigniß der Naturforscherversammlung, über das Sie, wie ich eben sehe, sich auch bereits aus anderer sachkundiger Feder haben Bericht erstatten lassen, hat ihn nicht zu der langversäumten Pflicht zurückführen können. Und doch hatte dies Schweigen seinen sehr triftigen Grund: ich war einige Monate von Wien abwesend. Mit Städten ist es wie mit manchen Freunden: man muß einige Zeit getrennt gewesen sein, um sie recht schätzen zu lernen und die guten Seiten, welche sie darbieten, recht lebhaft zu empfinden. So ist es auch mir, nachdem ich im Laufe der letzten Monate Deutschland von einem Ende zum andern durchschwärmt habe, in dem alten Wien, das ja überhaupt nach einem bekannten Spruche seines Gleichen nicht hat, wieder ganz heimatlich zumuthe und mit frischen Kräften nehme ich den langunterbrochenen Faden wieder auf. Freilich sind gerade für den Augenblick die Neuigkeiten nur ziemlich dünn gesäet. Von dem Gebiet der Politik hält Ihr Correspondent sich absichtlich zurück. Denn was die Mittheilung von Thatsachen anbetrifft, so haben hierin die Tagesblätter natürlich einen Vorsprung, mit dem eine Wochenschrift niemals concurriren kann; mit Gerüchten und Vermuthungen aber wird das Publicum von allen Seiten dermaßen überschüttet, daß Ihre Leser gewiß nicht ungehalten sind, wenn ich die Masse der müßigen Conjecturen nicht noch vermehre. Es bliebe mir also nur übrig, die politische Stimmung des hiesigen Publicums zu schildern. Allein was nicht existirt, läßt sich natürlich auch nicht schildern. Unser Publicum ist für den Augenblick vollkommen unpolitisch, weder die noch immer nicht gelöste Verwickelung in Betreff der Donaufürstenthümer, noch die

immer mehr aufsteigenden Wolken Italiens können seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen — die Börse läßt keine Zeit dazu übrig, Alles speculirt und auch die Politik kommt nur soweit in Betracht, als sie auf das Steigen oder Fallen der Papiere Einfluß hat. Und da es nun am Horizont der Börse augenblicklich ziemlich stürmisch aussieht, so ist auch die Stimmung des Publicums nicht eben die freundlichste; Jedermann, Groß und Klein, Alt und Jung ist mehr oder weniger betheiligt an den Speculationen, die hier seit einigen Jahren mit so riesenhafter Schnelligkeit in die Höhe geschossen sind; daher erstreckt sich auch ein Schwanken und Zittern, wie es in diesem Augenblick durch unsere, ja man kann sagen, durch sämmtliche europäische Börsen geht, weit über die eigentlichen kaufmännischen Kreise und erklären sich die vielen verdrießlichen Gesichter, die man jetzt sieht und die immer länger und verdrießlicher werden, je näher der Ultimo rückt, sich daraus zur Genüge.

Verlassen wir denn diese unheimlichen Regionen und flüchten uns in das heitere Gebiet der Kunst und Wissenschaft. Daß Friedrich Halm mit einem neuen Drama „Iphigenie in Delphi" vor die Oeffentlichkeit getreten, haben Sie Ihren Lesern bereits gemeldet und auch was Sie über den wenig günstigen Eindruck berichtet haben, welchen das Stück hinterlassen, kann ich nur bestätigen. Zwar wer diesen Eindruck nach der Stärke des Applauses und der Zahl der Hervorrufe bei Gelegenheit der ersten Aufführung abmessen wollte, der müßte ihn für sehr glänzend halten. Doch weiß man ja, hier wie anderwärts, wie dergleichen Dinge zustande kommen und so hat auch, sehr im Gegensatz zu der ersten enthusiastischen Aufnahme, die Meinung des Publicums in Betreff dieses neuen Dramas sich im Allgemeinen dahin festgestellt, daß dasselbe keine Bereicherung unserer dramatischen Kunst, ja daß es selbst unter den Stücken von Friedrich Halm nur eine untergeordnete Stelle einnimmt. Eine Iphigenie nach Goethe zu schreiben war unter allen Umständen ein Wagestück, dem von den lebenden Poeten wol kein Einziger gewachsen, am wenigsten aber war gewiß der Verfasser der „Griseldis" und des „Camoens" der geeignete Mann dazu, das mußte sich von vornherein Jeder sagen, der die durchaus moderne, von der antiken Einfachheit so unendlich entfernte Richtung dieses Dichters nur irgend kennt. Der Erfolg hat diese Voraussage bestätigt; Friedrich Halm's „Iphigenie in Delphi" ist eine poetische Misgeburt, der auch keine Theaterclaque und kein Zeitungslob zu wirklicher Lebensfähigkeit verhelfen kann. Statt des antiken Fatums, dessen großartiges Walten uns auch da noch erhebt, wo es uns zerschmettert, begegnen wir in dem Stück dem blinden Zufall. Es ist wahr, der Zufall zeigt sich sehr gut gelaunt: eine Verwickelung, die ihrer ganzen Anlage nach nur mit Nacht und Grauen enden mußte, führt er auf zuvorkommende Weise zu einem lichten und versöhnenden Schlusse. Aber wenn solche wohlwollende Zufälle auch im täglichen Leben sehr angenehm und erwünscht sind, so taugen sie doch nicht in die Poesie oder wenigstens nicht in die Tragödie, die ihre Gesetze allein von der Nothwendigkeit der tragischen Entwickelung empfängt. Im Einzelnen enthält das Stück manches Gelungene, besonders in der Sprache, die ja überhaupt Friedrich Halm's glänzendste Seite ist. Für den antiken Stoff jedoch, den er sich diesmal gewählt hat, ist auch seine Sprache zu modern und hat zu wenig von jener edeln Ein-

fachheit, die so wesentlich zum Gepräge des Alterthums gehört. In der Oper hörten wir Spohr's lang vernachlässigte „Jessonda“ und Herold's „Zweikampf“, der seit langem gänzlich in Vergessenheit gerathen war; beide erfreuten sich eines guten Erfolgs, besonders die erstere.

Dem Freunde der bildenden Kunst bot die große östreichische Kunstausstellung, die zu Ehren unserer naturforschenden Gäste veranstaltet worden, viel Anziehendes; es waren ausschließlich östreichische Künstler, deren Leistungen hier vorgeführt wurden und so hatte man die bequemste Gelegenheit, sich von den Fortschritten zu überzeugen, welche die vaterländische Kunst in neuerer Zeit gemacht hat. Sehr tröstlich war das Resultat freilich nicht: unsere Maler haben unstreitig gewonnen an Richtigkeit der Zeichnung, an Frische und Wahrheit der Farbe, überhaupt an Allem, was die Technik der Kunst betrifft; was dagegen den geistigen Inhalt angeht, die eigentliche Idee des Kunstwerks, so zeigte sich darin eine wahrhaft klägliche Armuth. Es ist kaum zu glauben, wie wenige unter den viertehalbhundert Bildern dieser Ausstellung waren, die den Beschauer zu einem längern Verweilen einluden, indem sie nicht blos sein Auge kitzelten, sondern durch die Wahl des Stoffs und das Geistvolle der Ausführung auch sein Nachdenken beschäftigten. Nenne ich einen weiblichen Studienkopf von Rahl und den Einzug König Manfred's in Lyceria von Demselben, ferner einige überaus liebliche Gemälde von Führich, namentlich dessen Ruth und Boas, ingleichen einige Genrebilder von Danhauser sowie die Landschaften des trefflichen Marko, so habe ich im Grunde Alles erschöpft, was die Ausstellung in dieser Hinsicht darbot. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß sich nicht auch unter dem Uebrigen manches recht Interessante und Anmuthige befunden hätte. Aber geistig Bedeutendes sucht man auch bei ihnen in den meisten Fällen vergeblich; sie malen hübsche Bilder, aber die Bilder sind ohne höhere Idee. Es scheint in dieser Hinsicht mit den östreichischen Malern ganz ähnlich zu stehen wie mit unserer modernen östreichischen Literatur; in beiden dieselbe Productivität, dieselbe formelle Gewandtheit, aber auch derselbe Mangel an tieferm Gehalt; es fehlt bei uns noch jenes Ringen der Geister, jene Vertiefung in die Welt der Ideen, die den ganzen Menschen gefangennimmt und die allein auch im Stande ist, der Kunst einen allgemein gültigen und darum dauernden Inhalt zu verleihen. Die glänzendste Ausnahme in dieser Hinsicht macht Rahl; er ist unstreitig der bedeutendste unter den östreichischen Historienmalern, er liefert nicht blos historische Decorationen, sondern der Geist der Geschichte ist in ihm wahrhaft lebendig. Darum hat es auch allgemeine Freude erregt, daß diesem ausgezeichneten Künstler die malerische Ausschmückung des Arsenals jetzt definitiv übertragen ist; Rahl findet hier ein seiner würdiges Feld, wir sind überzeugt, daß er ihm eine glückliche Frucht abgewinnen wird, die ihm wie der östreichischen Kunst überhaupt zur Ehre gereicht.

Auch die Ernennung des Dr. Hanslick zum Professor der Geschichte und Aesthetik der Musik an der hiesigen Universität hat eine angenehme Sensation erregt. Das Fach war bisher bei uns ganz unvertreten; man freut sich, daß es in so tüchtige Hände gekommen und verspricht sich auch für unsere praktischen musikalischen Zustände die beste Wirkung davon. Hanslick's Vorträge sind sehr besucht, namentlich auch von Seiten der praktischen Musiker,

und wer in diesen Kreisen bekannt ist, der wird auch wissen, was für ein Fortschritt darin liegt.

Doch über unser musikalisches Treiben werde ich wol in meinem nächsten Briefe Gelegenheit haben, Genaueres zu berichten. Denn es wird nachgerade lebendig in unsern Musiksälen, zahlreiche Concerte und musikalische Aufführungen stehen in Aussicht und zwar verfolgt man dabei, wie es scheint, diesmal das sehr zweckmäßige, bisher mit Unrecht vernachlässigte Princip, neben den Meisterwerken der Vergangenheit auch die Productionen der Gegenwart zu berücksichtigen. Wir werden also manches Neue kennenlernen; möge nur auch recht viel Gutes darunter sein!

Aus der Schweiz.

October 1856.

Gl. Die jüngsten Vorfälle in Neuenburg abgerechnet, über die ich Ihnen bereits vor einigen Wochen schrieb, ist der ruhige Entwickelungsgang der Schweiz seit 1848 weder von gewaltsamen Störungen noch sonst von auffallenden Krisen begleitet gewesen. Die Parteileidenschaften waren zum Schweigen gebracht, die Politik ruhte und alle Cantone bauten friedlich ihren Kohl und ihre Eisenbahnen. Nur Solothurn, sonst sprichwörtlich der Canton der „classischen Ruhe“ genannt, machte dies Jahr wieder mit etwas Geräusch in Politik. Dessen Verfassung räumte nämlich die Möglichkeit ein, in diesem Jahre revidirt werden zu können, sofern dies von 3000 Bürgern verlangt würde. Die bisherige Regierung hatte seit einiger Zeit von der sogenannten „jungen Schule“, einem Häuflein junger Advocaten der rothesten Demokratie, eine lebhafte Opposition und begreiflicherweise benutzte diese die Möglichkeit, dem Canton eine neue Verfassung und ein neues Regierungssystem zu geben. Es gelang dies vollkommen. Einmal fehlte es der bisherigen Regierung, seit die geistigen Gründer und Träger ihres Systems, Munzinger und Reinert, aus derselben geschieden waren, an schöpferischer Kraft; dann stützte sie sich auf eine immer mächtiger werdende, sich immer fester setzende Beamtenhierarchie: Gründe genug, sich eine nicht zu verachtende Anzahl Gegner zu schaffen. Endlich war die im Canton Solothurn ziemlich starke ultramontane Partei von jeher schon die natürliche Feindin dieser Regierung. Die „junge Schule“ nun versammelte die verschiedenartigen Gegner unter eine Fahne und glaubte ihrem Radicalismus nichts zu vergeben, wenn sie die Ultramontanen durch die versprochene Garantie der Klöster und kirchlichen Institute an sich fesselte. So kam die neue Verfassung, die sich durch abstracte Trennung der Gewalten, Veto, unmittelbare Wahlen der Bezirksbeamten durch das Volk auszeichnet, zustande. Sie ist in ihren Hauptzügen eine Nachahmung der basel-landschaftlichen Verfassung, wo indeß die politische Einsicht des Volks, seine Bildung überhaupt, auf einer weit höhern Stufe steht als die der solothurner. Sogleich bei Gründung des basel-landschaftlichen Staats dachte man nämlich vor allen Dingen an die Errichtung tüchtiger Bürgerschulen, sodaß die jetzt lebende und handelnde Generation sich durch ein aufgewecktes und gutgeschultes Wesen auszeichnet. In keinem Canton der Schweiz werden auch verhältnißmäßig so viele Zeitungen gelesen als in Basel-Land, aber auch in keinem Canton können die Advocaten weni-

ger gedeihen als hier. Die Gesetzgebung ist einfach und unmittelbar aus dem Bewußtsein des Volks erwachsen; kommt es zu Streitigkeiten, so führt in der Regel jede Partei ihre Sache selber. Ganz anders im Canton Solothurn. Das Volksschulwesen liegt hier ganz erbärmlich danieder. Von jeher von der katholischen Geistlichkeit beeinflußt, hat es sich selbst nach der liberalen Regeneration der dreißiger Jahre bis auf die heutige Stunde nicht von ihr losmachen können; die Durchschnittsbildung des Volks ist kaum bei der politischen Zurechnungsfähigkeit angelangt. Dabei hat es eine juristisch-gelehrte Gesetzgebung, in der selbst erfahrene Land- oder Amtsrichter keinen Bescheid wissen und die der Rabulistik der Advocaten ein weites Feld offen läßt.

Daß so beschaffenen Verhältnissen die neue solothurner Verfassung nicht angemessen sein kann, liegt auf der Hand. Es fehlt aller Orten, um ihr zu genügen; es fehlt an moralischer Geradheit und Einfachheit; es fehlt an politischer Einsicht, an geistiger Bildung. Die ultramontane Geistlichkeit, früher immer im Kampfe mit dem abgetretenen liberalen Regierungssystem, hat in sittlicher Beziehung sehr viel geschadet; ein freches, ungebildetes Advocatenthum hat das Volk verschmitzt und mistrauisch gemacht. Bei den Volkswahlen sind immer verwerfliche Mittel im Spiele — was indeß auch schon früher der Fall war. Allein damals hatte das Volk nur die gesetzgebende Behörde zu wählen, die Wahlen von Richtern, Bezirksbeamten rc. waren an gewisse geistige Bedingungen geknüpft und wurden entweder von jener Behörde oder einem besondern Wahlcollegium bewerkstelligt. Nun aber wählt unbedingt das „freie Volk den freien Mann". So ist es denn vorgekommen, daß Oberamtmänner, Richter u. s. w. gewählt worden sind, die nicht drei Worte orthographisch richtig schreiben können!

Die Regierung der „jungen Schule", die kaum einige Monate das Staatsruder führt, kann sich auch bereits einer immer stärker anwachsenden und ihr bald über den Kopf ragenden Opposition nicht mehr erwehren. Die Anhänger der frühern Regierung, zum großen Theil sehr geschäftstüchtige Beamte, sind alle aus ihren Stellen und Würden verdrängt, viele sogar brotlos geworden; die neuen Wahlen sind theils mit einer Parteilichkeit, theils mit einer Taktlosigkeit bewerkstelligt worden, die jeden billig Denkenden beleidigen mußte. Aber bereits sind die Folgen dieser politischen Leidenschaft und Blindheit zutage getreten: die richterliche Unparteilichkeit ist in Miscredit gerathen, bald da bald dort blamirt sich die Unfähigkeit, verstößt das demagogische Beamtenbewußtsein gegen Gesetz und Form und immermehr vermißt man ein bestimmtes Princip, von dem die neue Regierung ausgeht, ein klares Ziel, nach dem sie hinstrebt.

Die letzten Tage hatte sich denn auch die Opposition gegen das Regiment der „jungen Schule" in einer großartigen Demonstration Luft gemacht. Die Schützengesellschaft von Längendorf (in der Nähe von Solothurn) hatte nämlich letzte Woche ihr Endschießen, zu dem sich die hervorragendsten oppositionellen Elemente gesammelt hatten. Beim Empfang und Abschied der ankommenden und abziehenden Schützengesellschaften, beim Mittagsmahl und Abendtrunk wurden nicht weniger feindliche Reden gegen die neue Regierung vom Stapel gelassen, als knatternde Schüsse die friedlichen Scheiben trafen. Jene hatten es ebenso gut auf den wunden Fleck der gegenwärtigen Regie-

rungsweise abgesehen und denselben ebenso gut getroffen als die Schützen das „Schwarz“ und den „Zweck“. Endlich wurde mit jauchzendem Worte der Vorschlag angenommen, die Gesellschaft wolle die ihr gehörende Kanone „Unverzagt“, die bisher im Regierungszeughause ihren schützenden Aufenthalt gehabt, feierlich daraus abholen. Man muß nämlich wissen, daß die längendorfer Schützengesellschaft die treueste Freundin der abgetretenen Regierung und in gefahrvollen Zeiten ihre kräftigste Stütze war. Ihr hatte sie die genannte Kanone ebenso wol zur Verfügung gestellt als ihrem Zeughause zum Schutze übergeben. Mit sechs Grauschimmeln wurde sie nun, von der jubelnden Theilnahme einer großen Volksmenge begleitet, feierlich aus dem Zeughause abgeholt: denn dort „sei unter der gegenwärtigen rothen Regierung die Sicherheit der ehrwürdigen Waffe der grauen längendorfer Schützengesellschaft höchst zweifelhaft“ (Roth und Grau sind die Stichworte der neuen und abgetretenen Regierung und ihrer Anhänger).

Die ganze feierliche Demonstration lief in aller Ordnung, ruhig, aber lustig und doch zum gewaltigen Aerger der „jungen Schule“ ab; sie glich einem Fastnachtsschwank, so ein poetisches Stück Volkspoesie, so eine derbe Satire war sie. Das Ganze mag Ihnen aber ein Beweis dafür sein, daß die Schweiz im Materialismus noch nicht versumpft und die politische Gleichgültigkeit keineswegs so groß ist, als es den Anschein haben mag.

Aus Berlin.

Anfang November 1856.

NO. Also heute ein bloßer Theaterbrief, so zahm und unverfänglich, wie nur je einer in vormärzlicher Zeit geschrieben worden ist. Nämlich wenn dies naive Interesse am Theater selbst noch existirte. In Berlin ist dies entschieden nicht der Fall. Zwar hat die Zahl unserer Theater sich seit dem Jahre 1848 gerade auf das Doppelte vermehrt; früher besaßen wir neben der Königlichen Oper und dem Schauspielhause nur das alte Königsstädtische Theater, während uns jetzt allabendlich nicht weniger als sechs Kunsttempel zu beliebiger Auswahl offenstehen. Auch sind die Theater durchschnittlich weit voller als in frühern Jahren; die Königliche Bühne, die sonst mit regelmäßig wiederkehrenden Deficits zu kämpfen hatte, soll jetzt infolge der vermehrten Einnahmen sogar Ueberschüsse haben und auch die verschiedenen Privatanstalten finden bei nur einigermaßen verständiger Verwaltung (an der es freilich stellenweise sehr stark mangelt) noch immer ihre Rechnung. Nichtsdestoweniger würde man sich im Irrthum befinden, wollte man aus diesen Thatsachen auf ein erhöhtes Theaterinteresse schließen; vielmehr sind es der Hauptsache nach äußere Ursachen, welchen diese Erscheinung ihren Ursprung verdankt. In erster Reihe steht dabei die Zunahme des Fremdenbesuchs, der sich, seit Berlin der Mittelpunkt eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes geworden ist, in einem Maße gesteigert hat, der selbst die kühnsten Erwartungen übersteigt; sogar Sommers, also in einer Zeit, die dem Theater sonst überall entschieden ungünstig, ist der Strom der Durchreisenden stark genug, unsere Schauspielhäuser nicht selten bis auf den letzten Platz zu füllen. Dazu kommt die regelmäßige Wiederkehr der Kammersitzungen, durch die eine Menge wohlhabender und vergnügungslustiger Familien hergezogen wird. Für diese ist,

da Berlin den Fremden übrigens auf die Dauer nur wenig bietet, das Theater noch immer die bequemste Zuflucht; auch bringen sie aus der heimatlichen Provinz meistentheils noch einen sehr bescheidenen Maßstab mit und fühlen sich daher von Dingen befriedigt, ja enthusiasmirt, die uns verwöhnten Großstädtern kaum noch ein leises Achselzucken abzugewinnen vermögen. Dagegen ist jener Stamm einheimischer Theaterbesucher, der ehedem unsere Schauspielhäuser bevölkerte, beinahe völlig ausgestorben; vergebens sucht man jene „alte Garde", die früher über das Schicksal der Stücke entschied, durch deren Zuspruch das heranwachsende Talent ermuntert, durch deren Beifall das reife belohnt und auf dem richtigen Wege erhalten wurde. Der Besuch des Theaters ist jetzt eine Sache des Luxus, des guten Tons, im besten Fall der Zerstreuungslust geworden; von künstlerischen Interessen ist dabei keine Rede mehr; jene Andacht, mit der wir Aeltern vor 20 und 30 Jahren vor den Lampen saßen, ist verweht bis auf die letzte Spur und die Leiter unserer Bühnen thun redlich das Ihre, diese frivole Genußsucht, die in das Theater geht wie in eine Reiterbude und heute für Pepita, morgen für die Ristori schwärmt, noch immer höher zu steigern. Und doch, wie gesagt, ist das noch lange nicht der schlechteste Theil des Publicums, der im Theater eine Zerstreuung, eine Aufheiterung sucht: weit gefährlicher noch für die Entwickelung der Kunst und weit nachtheiliger für ein wirkliches Theaterinteresse sind die sehr zahlreichen Besucher, die ein Stück, einen Darsteller nur sehen, um doch hinterdrein sagen zu können, daß sie ihn gesehen. Es ist dies ein Zug, der außerordentlich tief im Charakter des Berliners liegt und der auf den verschiedensten Gebieten immer wieder zutage kommt: der Berliner amüsirt sich nur, indem er kritisirt. Auch ins Theater geht er weniger, um sich zu amüsiren als zu kritisiren; nicht um das Stück, nicht um den Künstler ist es ihm zu thun, sondern um das Urtheil, das er darüber fällt, er will im Stande sein, darüber mitzusprechen, er will sich rühmen können, auch dies hinter sich zu haben. Daher dies wahrhaft unbegreifliche Ansehen, in dem gewisse Theaterkritiker hier noch immer stehen, trotz der vielfachen Niederlagen, welche ihr Geschmack und ihre Urtheilsfähigkeit seit Jahren erlitten haben: es will eben Jeder urtheilen und da nicht Jeder im Stande ist, sich selbst ein Urtheil zu bilden, nun gut, so spricht er ein fremdes nach, am liebsten eins, das schon schwarz auf weiß gestanden hat und das durch einen wohlbekannten Namen gleichsam verbürgt ist. Daher ferner die eigenthümliche Kälte und Nüchternheit, durch die das berliner Theaterpublicum sich auszeichnet und deren man erst recht inne wird, wenn man damit das Publicum anderer, wirklich theaterlustiger Städte vergleicht, wie z. B. Wien oder Paris; daher die Erschlaffung, die sich fast jedes Künstlers bemächtigt, der längere Zeit vor dem hiesigen Publicum spielt und der selbst die reichbegabtesten Talente nur schwer und auch dann nicht ohne Einbuße widerstehen können; daher aber auch andererseits die wahrhaft fanatische Bewunderung, welche Erscheinungen wie die ebengenannte Pepita, die in dieser Hinsicht charakteristisch ist, bei uns finden können. Denn wo man sich gegen alle höhern Regungen absichtlich absperrt, wo man eine Art von Ehre darein setzt, von der Gewalt der Kunst unberührt und unerschüttert zu bleiben, da wird es den gemeinen Trieben der sinnlichen Natur desto leichter, die Oberhand zu gewinnen; wer sich gewöhnt hat, bei Schiller zu gähnen und bei Goethe ein-

zuschlafen, der muß ganz folgerecht über das ausgereckte Bein einer Tänzerin in Entzücken gerathen.

Doch genug der Reflexionen; ich wollte Ihnen keine Charakteristik des berliner Publicums geben, sondern nur eine kurze Chronik unserer letzten Theaterwochen. An Stoff dazu fehlt es nicht; unsere Theater sind in der letzten Zeit sehr fleißig gewesen und haben, von der Ristori angefangen bis hinunter zu dem Affendarsteller Klischnigg, eine Menge neuer und pikanter Erscheinungen gebracht. Selbst die Königliche Bühne hat sich aus dem Halbschlummer, in dem sie für gewöhnlich dahinvegetirt, emporgerafft: sie hat — ein unerhörtes Beispiel von Fleiß und eine furchtbare Anstrengung für die königlichen Pensionärs, die nebenher die Güte haben, ab und zu Komödie zu spielen — in zwei Wochen zwei neue Stücke herausgebracht und außerdem noch verschiedene ältere Sachen neu in Scene gesetzt. Die beiden Neuigkeiten waren Tempeltey's „Klytämnestra" und „Graf Essex" von Laube. Beiden ging von Wien her ein vortheilhafter Ruf voraus; doch haben sie denselben nur theilweise bestätigt. Am günstigsten war die Stimmung für den Dichter der „Klytämnestra"; derselbe ist bekanntlich ein geborener Berliner und wenn es sonst auch nicht eben die Art des hiesigen Publicums ist, einheimische Talente mit besonderer Zuvorkommenheit zu behandeln, so schien es doch in diesem Fall eine Art von Ehrensache, das glänzende Zeugniß, das die wiener Kritik dem jungen Dichter ausgestellt, auch von Seiten seiner Landsleute zu bekräftigen und den Lorbern, welche die Fremde ihm geflochten, andere hinzuzufügen, die auf heimatlichem Boden entsprossen. Aber trotz dieser überaus günstigen Stimmung, ja trotz der lebhaften persönlichen Theilnahme, die dem Dichter von Seiten seiner Altersgenossen — wie ich höre, ist er noch Student der hiesigen Universität — gewidmet ward, hat es der „Klytämnestra" nicht gelingen wollen, sich mehr als einen ziemlich beschränkten succès d'estime zu erringen. Bei der ersten Aufführung ging es allerdings sehr enthusiastisch, fast muß man sagen tumultuarisch zu; die Freunde und Genossen des jugendlichen Dichters hatten sich in Masse eingefunden und wurden nicht müde, durch immer wiederkehrende Applause und häufige Hervorrufe ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Allein so laut dieser Enthusiasmus sich am ersten Abende äußerte, so schnell ist er wieder still geworden; die Masse des Publicums blieb sichtlich ohne Antheil, schon die zweite oder dritte Wiederholung fand nur ein spärlich besetztes Haus, seit einigen Wochen aber ist das Stück ganz vom Repertoire geschwunden, sodaß es in diesem Augenblick schon als beseitigt zu betrachten ist. Auch die Kritik ist scharf, vielleicht zu scharf damit umgesprungen. Es ist wahr, daß es dem Stück an Einheit und Klarheit der Motive fehlt, ein Mangel, der natürlich auch für die Charakteristik in hohem Grade nachtheilig geworden ist. Namentlich leidet Klytämnestra selbst an einer wahrhaft wunderbaren Unklarheit der Empfindungen; sie weiß zu Anfang selbst nicht recht, ob sie den todtgeglaubten Gemahl haßt oder liebt und da sie sich endlich entschließt, den wider Verhoffen Zurückgekehrten zu hassen, ja sogar aus dem Wege zu räumen, so geschieht auch dies so langsam und unter solchem Hin- und Herschwanken, solchem Suchen nach Gründen, daß der Zuschauer nur das Verbrecherische des Entschlusses fühlt, von der Glut der Leidenschaft aber, die ihn doch allein erklärlich macht und

die allein im Stande ist, der Mörderin des heimkehrenden Gatten unsere Theilnahme zuzuwenden, nicht das Mindeste verspürt. Der Stoff in seiner einfachen historisch überlieferten Gestalt ist hier bei weitem poetischer und dramatisch wirksamer als die sehr erkünstelten Zusätze und Erfindungen des Dichters; Klytämnestra's Verbrechen wurzelt in ihrer Mutterliebe, nicht den Gatten erschlägt sie, sondern den grausamen Vater, der die geliebte jugendlich blühende Tochter dem blutigen Opfertode preisgab. Es ist unbegreiflich, wie der Dichter sich dies so einfache, so natürliche Motiv hat können entgehen lassen; er erwähnt es zwar, aber so beiläufig, in einer so untergeordneten, fast zufälligen Weise, daß alle Wirkung dadurch aufgehoben wird. Auch in der Anordnung der Fabel ist vieles Schwache und Ungehörige; die Handlung bewegt sich in den ersten Acten mit fast unerträglicher Langsamkeit, die Katastrophe aber, der Mord des Agamemnon, dieser verhängnißvolle Gegenstand so langer Erwägungen und Vorbereitungen, bricht dann auf einmal so schnell herein und wird so rasch, so gewissermaßen im Handumdrehen abgemacht, daß der Eindruck sich fast in das Gegentheil von Dem verkehrt, was der Dichter damit beabsichtigt hat. Ebenso wenig können wir uns mit dem Schluß des Stücks einverstanden erklären. Ein Drama muß eine in sich abgeschlossene Handlung sein; hier aber deutet der Verfasser über sein eigenes Stück hinaus, er appellirt an die historische Kenntniß, die wir anderweitig besitzen und statt sein Stück selbst zu Ende zu bringen, überläßt er es der Phantasie des Zuschauers, sich diesen endlichen Schluß hinzuzudenken. Das wäre unter allen Umständen ein Fehler, hier aber wird es ein doppelter, weil jenes abschließende Ereigniß, das wir uns hinzudenken müssen, wiederum ein Mord ist, der Muttermord, mit dem Orest den Tod seines Vaters rächt, also wiederum eine blutige abschreckende That, die das Verbrechen, das vor unsern Augen begangen ist, zwar äußerlich straft, aber nur durch ein neues, sodaß wir also ohne alle sittliche Versöhnung und Ausgleichung bleiben. Endlich ist auch der Vorwurf gerechtfertigt, daß der Dichter, trotz der antiquarischen Gelehrsamkeit, die er vielfach zum besten gibt, doch den eigentlichen antiken Charakter des Stoffs nicht getroffen hat; nur das Costüm des Stücks erinnert an das alte Griechenland, die Gesinnungen und Leidenschaften, welche die Personen äußern und aus denen ihre Handlungen hervorgehen, sind wesentlich modern und haben nichts von jener großartigen Einfachheit, jener objectiven, plastischen Ruhe, die das Alterthum charakterisirt und die sich im Drama der Alten nicht minder deutlich zeigt als in ihrer bildenden Kunst. Sogar von einer gewissen echtmodernen Effecthascherei läßt der Verfasser sich nicht ganz freisprechen; die ganze Rolle der Klytämnestra — und genau genommen ist sie die einzige Rolle im ganzen Stück — ist ein Paradepferd für das Virtuosenthum der modernen Schauspielkunst und obwol ich die Thatsache durchaus nicht behaupten kann, so ist es mir doch nach diesem Stück in hohem Grade wahrscheinlich, daß der Verfasser die Rachel hat spielen sehen. Bei alledem aber bleibt das Stück doch immer eine beachtenswerthe Erscheinung; läßt der Verfasser sich weder durch seine wiener Triumphe noch durch seine hiesige Niederlage aus dem Sattel werfen, sondern ist er bemüht, sein Talent durch redliche unverdrossene Arbeit gewissenhaft fortzubilden, so dürfen wir, glaube ich, uns noch recht glückliche Leistungen von ihm versprechen. Bei all seinen Fehlgriffen und Schwächen trägt das Stück

doch ein entschieden poetisches Gepräge; selbst wo der Dichter in der Wahl seiner Mittel irregeht, sind doch seine Intentionen künstlerisch rein und edel gedacht; die Sprache ist schwungvoll und wohllautend, einzelne Stellen, namentlich in der Rolle der Kassandra, die übrigens für den dramatischen Organismus ein höchst überflüssiges Anhängsel ist, erheben sich zu wahrhaft erhabenem Schwunge; das Ganze ist mit einem Wort ein gebildetes Stück, man merkt ihm an, daß es dem Verfasser ernst ist mit der Kunst — und was das sagen will, weiß Jeder, der mit dem Zustand unserer heutigen Bühnendichtung nur einigermaßen bekannt ist und eine Ahnung hat von der Roheit und Geistlosigkeit, mit der die Mehrzahl unserer „Bühnendichter“ ihr Handwerk treibt.

Laube's „Essex“ hatte insofern leichteres Spiel, als die Erwartungen, mit denen man demselben hier entgegensah, nicht sehr erheblich waren. Ueberhaupt hat es Laube's dramatischen Arbeiten bisher nicht gelingen wollen, bei uns Wurzel zu fassen. Nicht blos die Einzelnen, sondern auch die Massen suchen bei der Kunst gewöhnlich zunächst Das, was ihnen selbst mangelt und so hat auch für den verstandesmäßigen kritisch nüchternen Berliner das verstandesmäßige nüchterne Element der Laube'schen Stücke, die alle mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen geschrieben sind, wenig Anziehungskraft, während z. B. die sentimentalen Partien, mit denen Gutzkow, in richtiger Kenntniß des Publicums, seine Stücke auszustatten pflegt, ihm hier ziemlich viele Anhänger erworben haben. Auch „Essex“ ist weit mehr ein Product der Reflexion als der Poesie; die Theaterroutine des praktischen Bühnenlenkers hat mehr Antheil daran als die Begeisterung des Dichters. Aber da diese Routine ihr Handwerk wirklich versteht und sich (mit Ausnahme des letzten Acts, der daher auch nur eine sehr matte Wirkung macht) in weiser Zurückhaltung an nichts wagt, was sie nicht lösen kann, so ist das Resultat ganz zufriedenstellend. Der Laube'sche „Essex“ ist kein Drama im höhern Sinne des Worts, aber es ist ein gut gearbeitetes Effectstück, das seinen Zweck, uns einige Stunden in Spannung zu erhalten, recht geschickt erfüllt; wir fühlen uns am Schluß weder erhoben noch zerschmettert, die Tiefen unserer Seele sind unberührt geblieben, es sind keine Leidenschaften in uns entzündet, keine neuen oder tiefsinnigen Gedanken in uns erweckt worden, aber wir haben uns einige Stunden ganz gut unterhalten und da, wie ich im Eingang ausführte, selbst der bessere Theil des heutigen Theaterpublicums ja gar nichts Anderes begehrt noch erwartet, so ist der günstige Erfolg, den das Stück auf den meisten deutschen Bühnen gehabt hat und der ihm auch bei uns zutheil ward, vollkommen gerechtfertigt. Dazu kommt, daß die Rolle der Königin Elisabeth, die eigentliche Trägerin des Stücks, auf die sich auch das ganze dramatische Interesse concentrirt und gegen die namentlich Essex selbst, halb Geck, halb Abenteurer, sehr in Schatten tritt, sich hier in den Händen einer Meisterin befindet, der die gesammte deutsche Bühne in diesem Augenblick schwerlich eine zweite an die Seite zu stellen hat. Natürlich meine ich Niemand anders als Frau Crelinger, diesen letzten Rest echter tragischer Kunst. Frau Crelinger, die mit ihrem großartigen Talent die Königliche Bühne früher beherrschte, tritt seit einigen Jahren auffallend selten auf, angeblich weil die Künstlerin nicht im besten Einvernehmen mit der gegenwärtigen Intendanz steht und weil

letztere daher nicht für gut befindet, sie öfter zu beschäftigen. Ob und wie viel Wahres an diesem Gerüchte ist, vermag ich natürlich nicht zu sagen; Thatsache aber ist, daß, wenn Frau Crelinger einmal auftritt, es jedesmal ein Fest für das Publicum ist oder doch wenigstens für den Bruchtheil desselben, der sich noch einigen Sinn für das Schöne und Große der Kunst bewahrt hat und der in einer Stadt wie Berlin noch immer groß genug ist, das bekanntlich nicht sehr geräumige Schauspielhaus bis auf den letzten Platz zu füllen. Wie begründet diese Vorliebe des Publicums, dafür hat die Elisabeth der Frau Crelinger einen neuen und glänzenden Beweis geliefert; es ist nicht möglich, die Schwächen dieser Rolle geschickter zu verbergen, ihre Vorzüge wirksamer ins Licht zu setzen, als es von Frau Crelinger geschieht. Ja, diese Elisabeth ist wahrhaft eine Königin, Alles an ihr ist großartig, ihr Haß wie ihre Liebe, ihre Zorn wie ihre Eifersucht; selbst die an sich so misliche Situation einer alten Frau, die einen jungen Mann liebt und von ihm hintergangen wird, diese gefährlichste Klippe des Stücks, die um so schwieriger zu umschiffen, als sie den eigentlichen Mittelpunkt der Fabel, die wahre Grundlage der Handlung bildet, verliert durch ihre maßvolle, discrete Darstellung sowie durch den Ton von Erhabenheit, den sie dem ganzen Charakter gibt, das Anstößige, das ihr ursprünglich innewohnt; wir sind überzeugt, eine Frau, die übrigens so über ihr Geschlecht emporragt, von dieser Großartigkeit des Charakters, so durch und durch königlich, so ganz Herrscherin, ist auch in ihrem Verhältniß zu Essex mehr als einer bloßen verliebten Laune, einer bloßen zärtlichen Schwäche gefolgt, ihre Liebe ist weniger Schwäche des Herzens als Berechnung des Ehrgeizes gewesen, sie hat Essex geliebt, um sich seiner als politisches Werkzeug zu bedienen, sie hat ihm ihr Herz geschenkt, um ihn ihrem Verstande unterthan zu machen. Dadurch, wie gesagt, wird das Peinliche des Verhältnisses verwischt; der ehrgeizigen Herrscherin verzeihen wir, was uns an dem verliebten alten Weibe unerträglich wäre und wenn uns ja noch ein Anstoß bleibt, so ist es nur der, wie diese kluge, geistvolle, großartige Frau gerade an diesen Essex hat kommen können. Die Elisabeth der Frau Crelinger ist ein Triumph der deutschen Schauspielkunst, ja ich nehme keinen Anstand, diese einfache schlichte Rolle, so ganz aus einem Guß, weit über die Virtuosenstückchen zu setzen, mit denen die Rachel und zum Theil auch die Ristori das Publicum zu einer unmotivirten Bewunderung hinreißen. Hr. Laube ist unserer trefflichen Künstlerin viel Dank schuldig; hätte, um dies beiläufig zu bemerken, Hr. Tempeltey für seine „Klytämnestra“ eine Darstellerin gefunden wie diese Elisabeth, der Erfolg seines Stücks wäre vermuthlich ein anderer gewesen. Frl. Heusser, welche die Rolle der Klytämnestra spielte, ist, was man in der Theatersprache eine brave Schauspielerin nennt, aber von Genialität scheint kein Funken in ihr zu sein; sie ist eine verständige Künstlerin, die sich ihrem Beruf mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit widmet, aber für eine Rolle wie die Klytämnestra reichen weder ihre geistigen noch selbst ihre physischen Kräfte aus. Das Letztere freilich braucht sie sich nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen: denn einzelne Paradestücke der Rachel ausgenommen, weiß ich kaum eine zweite Rolle, die einen solchen Aufwand von körperlicher Anstrengung erfodert wie diese Klytämnestra.

Von den neueinstudirten Stücken, welche die Königliche Bühne uns

brachte, schweige ich. Auch ist nichts Bemerkenswerthes daran als eben die Wahl der Stücke: Raupach's „Nasenstüber" und das alte Schröder'sche „Stille Wasser sind tief". Letzteres enthält wenigstens einige Rollen, die von alten Zeiten her als wahre Prüfsteine einer guten naturwahren Charakterdarstellung gelten und so mag das Stück als eine Schule der Schauspieler immerhin seine Stelle im Repertoire behaupten. Mit welchem Recht man aber Raupach's „Nasenstüber" von den Todten erweckt hat, vermag ich nicht zu sagen; das Stück ist unter den Raupach'schen eins der schwächsten und hat sich selbst in den Blütetagen des Verfassers nur durch das Spiel von Gern und Rüthling gehalten, die hier Gelegenheit fanden als Till und Schelle, zwei aus Raupach's „Schleichhändler" bekannten und beliebten Masken, zu glänzen. Rüthling ist schon vor Jahren nicht blos von der Bühne, sondern auch aus dem Maskenspiel des Lebens geschieden; was aber Hrn. Gern anbetrifft, so gestehe ich offen, daß seine Komik, die hauptsächlich in Gesichterschneiden, Grunzen und Blöken besteht, auf mich von jeher mehr niederschlagend als erheiternd gewirkt hat. Das Publicum freilich, zu dessen langjährigen Lieblingen Hr. Gern gehört, scheint anders zu urtheilen; der „Nasenstüber" hat, wie ich höre, sehr gefallen und soll auf dem besten Wege sein, ein Kassenstück zu werden. Nun, so zeigt der sonst als wetterwendisch verschrieene Berliner doch wenigstens in einigen Punkten eine anerkennenswerthe Beständigkeit des Geschmacks...

Ueber Frau Ristori, die uns soeben verlassen, zum großen Bedauern gewisser Enthusiasten, die immer für Das am meisten schwärmen, was sie am wenigsten verstehen, habe ich Ihnen bei Gelegenheit ihres frühern Gastspiels ausführlich geschrieben; Sie erinnern sich vielleicht, daß ich schon damals in das gewaltige Beifallsgeschrei nicht ganz mit einstimmen konnte und ihr diesmaliges Auftreten hat mich in dieser Ansicht nur bestärkt. Sie ist eine geistvolle Darstellerin, nicht immer wahr aber stets interessant, ohne den dämonischen Zauber der Rachel, aber auch ohne das Grelle und Verzerrte, das die Darstellungen der Letztern für den gebildeten Geschmack so häufig mehr peinlich als genußvoll macht; im Ganzen aber, gleich der Rachel, mehr Virtuosin als eigentlich Künstlerin. Ich weiß, daß es eine große Ketzerei ist und spräche ich es in einem unserer hiesigen geistreichen Kreise aus, so wäre es mit meinem kritischen Ansehen vorbei für immer: aber selbst auf die Gefahr hin, als deutschthümelnder Barbar verlacht zu werden, kann ich das Geständniß nicht zurückhalten, daß meiner Ueberzeugung nach die deutsche Bühne eine ganze Zahl von Darstellerinnen besessen hat und noch in diesem Augenblick besitzt, die den Vergleich mit der Ristori nicht im mindesten zu scheuen brauchen. Doch sind das freilich keine Italienerinnen, die Münze ihres Ruhms ist nicht in der Weltstadt Paris geprägt, sie bekommen nicht 1000 Thlr. für den Abend, es ist kein exclusives Vergnügen sie zu sehen und man kann, indem man sich zu ihren Vorstellungen drängt, nicht mit seinem Aufenthalt in Italien und dem unterwegs von den Kellnern aufgeschnappten „Subito, subito, Signore" und „Mille grazie, Signore" renommiren. Die Begleiter, in deren Gesellschaft Frau Ristori diesmal auftrat, waren noch schlechter als die frühern und auch unter den Stücken, die sie uns vorführte, befanden sich einige, die man, wären es deutsche Stücke gewesen, ausgepfiffen hätte, noch ehe der zweite Act zu Ende — und das mit

vollstem Recht. Ein Schauerstück von einem Poetaster Carlo Marenco, „Pia de' Tolemei", wird mir unvergeßlich bleiben als das Tollste, was ich jemals auf den Bretern gesehen; kein Birch-Pfeiffer'sches Rührspiel ist so fade, kein französisches Melodrama so haarsträubend wie diese moderne italienische Tragödie. Auch die Rolle, welche Frau Ristori darin spielt, ist außerordentlich widerwärtig; die eigentliche Pointe derselben ist ein schleichendes Fieber, an welchem die Heldin kläglich zugrunde geht. Dieses Fieber stellt Frau Ristori denn freilich mit einer Virtuosität dar, welche die Bewunderung jedes Arztes herausfodert; kein Frösteln, kein Zusammenfahren, kein Winden und Krümmen wird uns erlassen, sie stirbt unter Krämpfen und Zuckungen vollkommen kunstgerecht wie im Lazareth — aber ist die Kunst, die ihre Studien in den Lazarethen macht, wol wirklich die echte, die helfende rettende Göttin, die uns über allen Dunst und Qualm des Erdenlebens erhebt und uns mit der Gewißheit des Ewigen erfüllt?! — Mehr Beifall fand die italienische Bearbeitung von Legouvé's „Médée", obwol das virtuosenmäßig auf den Leib Geschneiderte auch in diesem Stück, das, wie man sich erinnert, ursprünglich für die Rachel geschrieben war, sich sehr breit macht. Dagegen blieb der Eindruck von Silvio Pellico's „Francesca da Rimini" hinter den Erwartungen, die man davon gehegt hatte, weit zurück; das Stück, obwol unendlich edler gehalten als die fratzenhafte „Pia de' Tolemei", hat doch ebenfalls zuviel Pathologisches, zuviel krankhaft Verstimmtes, um eine wirkliche ästhetische Befriedigung zu gewähren. Auch als komische Darstellerin trat Frau Ristori diesmal auch, in einem kleinen einactigen Lustspiel „I gelosi fortunati" — und um das Maß meiner Ketzereien voll zu machen, bekenne ich, daß sie mir in dieser kleinen leichten Rolle, die sie aber mit entzückender Natürlichkeit und Frische gab, verhältnißmäßig besser gefallen hat als in ihren berühmten tragischen Glanzrollen.

Notizen.

Denkmale, überall Denkmale, wohin man sieht und hört! In Westfalen ist ein Verein patriotischer Männer zusammengetreten zur Errichtung eines Denkmals für den Minister von Stein; in Bonn soll infolge eines Beschlusses des Rheinischen Provinzallandtags ein Standbild Friedrich Wilhelm's III. errichtet werden. Unter den dazu vorliegenden Entwürfen wird besonders eine in Thon ausgeführte Skizze von Hermann Heidel gerühmt, demselben, über den wir erst in unserer vorletzten Nummer berichteten. Der König ist darin in der Blüte der männlichen Jahre, aus der Zeit um 1816 dargestellt; in aufrechter Haltung, das Haupt leicht vorgeneigt, hält er in der Hand die Stiftungsurkunde der Universität Bonn. Am Fußgestell sind vier allegorische Figuren, die Weisheit, die Tapferkeit rc. darstellend, angebracht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Entwurf zur Ausführung kommen wird, zumal der Künstler selbst ein geborener Bonnenser ist. Rauch in Berlin hat den Entwurf zu einem Standbild für Albrecht Thaer vollendet; dasselbe soll auf dem Platz vor der Bauakademie zu stehen kommen, gegenüber dem

Standbilde von Beuth, mit welchem Professor Kiß beschäftigt ist. Selbst das Hermannsdenkmal auf dem Teutoburgerwalde bei Detmold, das schon seit Jahren nicht blos dem schmählichsten Bankrott, sondern was noch schlimmer ist, dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen war, taucht wieder auf; wenigstens versichern die Zeitungen, daß Hr. von Bandel, der Urheber des Denkmals, Vorbereitungen trifft, die auf die Wiederaufnahme der betreffenden Arbeiten hindeuten. Dagegen sind die Mittel zur Vollendung des Kantdenkmals in Königsberg noch immer nicht aufgebracht und auch der Preußische Provinziallandtag hat es abgelehnt, die noch fehlenden 4000 Thlr. zuzuschießen. Inzwischen ist das Modell, das bekanntlich von Rauch herrührt, vollendet und den Händen des Gießers überliefert worden und so wird die Nothwendigkeit, den noch fehlenden Rest herbeizuschaffen, immer dringender; möge sie von Denen, die in der Lage sind zu helfen, nicht unbeachtet bleiben.

Von dem von Wigand in Göttingen herausgegebenen Sammelwerk „Was Ihr wollt. Unterhaltendes und Belehrendes aus Heimat und Fremde" erschien soeben der zweite Band. Derselbe enthält eine Matrosengeschichte „Dick und Bill" von Gerstäcker; eine novellistische Skizze aus dem Nachlaß der hessischen Schriftstellerin Auguste Linden, deren frühzeitigen Tod wir vor einiger Zeit zu beklagen hatten; ferner eine interessante Abhandlung von Karl Seiffart über „Ländliche Hochzeitgebräuche", namentlich in der Umgegend von Hildesheim; eine aus dem Englischen übertragene, ziemlich unerhebliche Scene am Hofe Philipp's II. „Die Schachpartie"; endlich eine Skizze aus Nordamerika „Die Biberjäger", die recht lebendig und anschaulich geschrieben ist. Die lyrischen Beiträge, deren der erste Band brachte, sind diesmal ausgeblieben, nicht eben zum Schaden der Sammlung. — Auch von der rühmlichst bekannten „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte" ꝛc. von Müller und Falke erschien ein neues Heft mit Beiträgen von K. Biedermann („Der Dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und die sittlichen Zustände Deutschlands"), Jakob Falke („Die Staatsperücke und ihre Zeit"), Chr. von Stramberg („Der starke und standhafte Zedlitzer") ꝛc. Den Schluß des Heftes bildet neben den üblichen Miscellen und Notizen der Anfang einer Abhandlung über „Die culturgeschichtliche Monographien-Literatur der letzten fünf Jahre". Es sind zwar nur ganz kurze, mehr bibliographische als eigentlich kritische Bemerkungen, doch bleibt auch eine derartige Zusammenstellung des weitschichtigen und schwer zu übersehenden Materials immerhin ein dankenswerthes Unternehmen und sehen wir daher der Fortsetzung des Aufsatzes mit Interesse entgegen.

Von Moritz Hartmann, von dem wir unlängst in der „Kölnischen Zeitung" einen ersten novellistischen Versuch lasen, bringen jetzt die „Hamburger Nachrichten" eine neue Erzählung: „Die Frau Consulin." Theodor Mügge veröffentlichte eine vierbändige Sammlung kleinerer „Romane" (Berlin, Janke). Auch von Hermann Schiff, dem Langverschollenen, werden „Zwei Novellen" (2 Bde., Hamburg, Verlags-Comptoir) angekündigt.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 47.** 20. November 1856.

Das greifswalder Jubelfest.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

... Freilich hat es etwas Misliches, Jubiläen zu feiern und Erinnerungsfeste zu begehen, wenn Einem selbst das „Recht der Existenz“ nicht ganz unbestritten ist. Und in diesem Falle befindet sich die greifswalder Universität. In einer äußersten Ecke von Deutschland gelegen, einer Provinz angehörig, die dem Verkehr mit dem übrigen Vaterlande fast ganz entrückt ist und die überdies auswärts nicht eben in dem Ruf besonderer geistiger Thätigkeit und besondern wissenschaftlichen Lebens steht, hat unsere Hochschule sich von jeher nur eines sehr spärlichen Besuchs zu erfreuen gehabt. Zwar dies Schicksal theilen auch andere deutsche Universitäten, denen darum doch noch Niemand das Recht der Existenz abgesprochen hat. Allein diese gehören dann Ländern an, deren Einwohnerzahl und politische Stellung der mäßigen Frequenz ihrer Universitäten entspricht. Greifswald dagegen gehört bekanntlich seit 40 Jahren zu Preußen; mit seinem bescheidenen literarischen Ruf, seiner handvoll Studenten soll es sich in dieselbe Reihe stellen mit Berlin, Halle, Bonn ꝛc., also mit Anstalten, die zu den ersten ihrer Art in ganz Deutschland gehören und die daher auch von Studirenden aus allen Gegenden Deutschlands aufgesucht und bevölkert werden. Namentlich im Vergleich mit Bonn zeigt sich recht die Ungleichheit der Loose, die auch

in der Welt des Geistes und der Wissenschaft herrscht. Bonn ist die jüngste von allen preußischen Hochschulen, es zählt noch nicht soviel Jahrzehnde wie Greifswald Jahrhunderte und doch welcher Glanz liegt um seinen Namen gebreitet und welche zuvorkommende Pflege ist ihm von dem Tage seiner Gründung an von obenher erwiesen worden! Es ist wahr, Bonn hat nicht nur seine berühmten Namen und seine reichhaltigen wissenschaftlichen Sammlungen und Anstalten, sondern es hat auch seinen Rhein und sein Siebengebirge: zwei Punkte, denen unsere flache Ostseeküste freilich nichts an die Seite zu stellen hat und die doch auf die studirende Jugend unzweifelhaft die größte Anziehungskraft üben. In frühern Jahren, zunächst nach den Befreiungskriegen, in den Blütetagen der Burschenschaft, galt auch das benachbarte Rügen als ein romantischer Punkt und Mancher, der sich entschloß oder entschließen mußte, sein akademisches Triennium ganz oder theilweise auf unserer Düne zuzubringen, tröstete sich mit den Buchenwäldern der Stubbenitz und den romantischen Schauern des Herthasee. Aber mit den Fouqué'schen Romanen und den altdeutschen Röcken ist auch die Begeisterung für Rügen verschwunden, Dampfschiffe und Eisenbahnen haben der reiselustigen Jugend andere Ziele gesteckt und so ziehen selbst von unseren einheimischen Studirenden alle, die es rücksichtlich ihrer äußern Mittel irgend möglich machen können, den Besuch auswärtiger Universitäten vor, während der pommerschen Alma mater der Regel nach nur Diejenigen theils aus Pommern selbst, theils aus dem benachbarten Mecklenburg bleiben, die ihre Flügel schlechthin nicht weitertragen wollen. In den letzten Jahren hat der Besuch sich etwas gehoben: doch haben wir Zeiten gehabt, wo die Zahl der Studirenden die Zahl der Lehrenden nur wenig übertraf und zwei oder drei Studirende auf einen Lehrer wird auch wol jetzt noch so ziemlich der regelmäßige Durchschnitt sein.

Nun hängt zwar die wissenschaftliche Bedeutung einer Universität gewiß nicht allein von ihrer Frequenz ab, so wenig, wie derjenige akademische Lehrer, der die meisten Zuhörer zählt, darum auch schon immer der wissenschaftlich tüchtigste und unentbehrlichste ist. Aber ein wichtiges Moment in der Stellung einer Universität bildet die Zahl ihrer Besucher allerdings; gerade wie der einzelne Lehrer, auch den gewissenhaftesten und pflichttreuesten nicht ausgenommen, vor einem gefüllten Auditorium, das mit Aufmerksamkeit an seinen Lippen hängt, unwillkürlich selbst beredter, lebhafter, geistvoller ist, als wenn er vor leeren Bänken sprechen muß, so gehört auch unzweifelhaft eine gewisse Frequenz der Besucher dazu, um eine Universität selbst frisch, lebendig, thatkräftig zu erhalten und jene Reibung der Geister zu erzeugen, ohne die alle Gelehrsamkeit und alle wissenschaftliche Ueberlieferung doch immer nur ein todter Ballast bleibt. Einem Jahrhundert wie dem unserigen, wo Nationalökonomie und

Statistik die eigentlichen Fahnenträger der Wissenschaft geworden sind, einem Jahrhundert des praktischen Nutzens und der kaufmännischen Berechnung war es ganz angemessen, diese eine Rücksicht zur Hauptrücksicht zu machen und so ist denn auch in der That, namentlich in den ersten Jahrzehnden, nachdem Schwedisch-Pommern und mit ihm die greifswalder Hochschule an die Krone Preußen gekommen war, mehr als einmal die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht rathsamer sei und dem öffentlichen Nutzen, ja selbst auch dem Nutzen der Wissenschaft besser entspreche, die Universität Greifswald ganz aufzuheben oder sie wenigstens zu verlegen, in der Art wie es mit Frankfurt a. O., Wittenberg ꝛc. geschehen.

Was dieses Project besonders lockend machte, das war die ungewöhnliche Wohlhabenheit, deren unsere Universität, Dank der Pietät und der weisen Vorsicht ihrer Gründer, sich erfreut. Greifswald ist eine der kleinsten Universitäten in Deutschland allerdings, aber dafür auch eine der reichsten; es ist der wahre Rentier unter den deutschen Universitäten; während alle übrigen mehr oder weniger Pensionäre sind, ich meine, während sie sich mehr oder weniger auf den Zuschuß ihrer Regierungen angewiesen sehen, zehrt Greifswald, wie ein echter Freiherr, aus eigenen Mitteln; es hat ein bedeutendes Stammvermögen, hauptsächlich in Grundbesitz, das bis vor kurzem noch vollständig ausreichte, sämmtliche Ausgaben der Universität zu decken. Wenn dies Verhältniß sich in neuerer Zeit einigermaßen geändert hat und wenn jetzt einzelne akademische Institute ebenfalls auf die Zuschüsse der Regierung angewiesen sind, so hat die Universität Greifswald dafür auch die Ehre gehabt, aus ihren Mitteln die pecuniäre Grundlage zu jener landwirthschaftlichen Akademie in Eldena herzugeben, die seitdem so wesentlich zu dem erneuten Flor unserer Hochschule beigetragen hat, ja durch die der Name Greifswald im Auslande bekannter geworden ist als durch die Universität selbst.

Aber so lockend diese Schätze auch waren und so sehr die Aufmerksamkeit der preußischen Büreaukratie, als dieselbe zuerst ihren Einzug in unser von Beamtenherrschaft bis dahin ziemlich freies Ländchen hielt, davon angezogen ward, so wohlgehütet waren sie auch. Der Pommer, obwol man ihm auswärts die Ehre anthut, ihn für den eigentlichen Böotier Deutschlands zu halten, ist doch unter Umständen ein ganz geriebener Bursche, er hat eine gute Dosis Mutterwitz und namentlich im Punkt des Mein und Dein besitzt er eine wahrhaft instinctive Schlauigkeit. Auch unsere Altvordern hatten die reichen Schenkungen und Stiftungen, durch welche sie die Universität Greifswald gegründet und im Lauf der Jahrhunderte erhalten und erweitert hatten, dermaßen mit juristischen

Clauseln gesichert und verfestigt, daß selbst der Scharfsinn der preußischen Büreaukratie daran verzweifelte, diese Wälle und Mauern umzustoßen — es sei denn durch offene Gewaltthat und dieser war der redliche Sinn Friedrich Wilhelm's III. natürlich so abgeneigt und auch die schuldige Rücksicht gegen eine neugewonnene Provinz (die damals, so seltsam es jetzt klingt, im Grunde ihres Herzens weit lieber schwedisch als deutsch geblieben wäre) widersprach allen derartigen Maßregeln so sehr, daß das Project, wie oft erneuert, doch immer wieder verworfen ward.

Dennoch blieb Greifswald unter Friedrich Wilhelm III. ziemlich vernachlässigt. Nur die schon erwähnte Gründung von Eldena wurde unter seinem Regiment ins Werk gesetzt, zum großen Kummer der alten eingefleischten Greifswalder, die darin nichts Geringeres als eine Art Spoliation ihrer Hochschule sahen. Der königliche Hausvater, dessen strenge Sparsamkeit nicht die letzte unter seinen Tugenden war, fand es vermuthlich unbillig, eine Anstalt, die schon von Hause aus so wohl situirt war, noch besonders zu unterstützen; es schien ihm im Gegentheil vermuthlich ganz in der Ordnung, daß, wer mehr hat als er braucht, von seinem Ueberfluß abgebe und so mußte die alte ängstlich auf ihren Schätzen sitzende Mutter Greifswald sich wohl oder übel entschließen, die junge Tochter Eldena auszustatten; — wie sehr diese letztere es ihr gedankt hat, habe ich bereits erwähnt.

Im Uebrigen räume ich gern ein, daß, wenn die Universität Greifswald wirklich keinen weitern Anspruch auf Erhaltung und Fortdauer gehabt hätte als ihre alten wohlfundirten Capitalien und Pfandbriefe, es mit ihrem „Recht der Existenz" in der That etwas windig aussähe und daß wir alsdann nur wenig Grund gehabt hätten, das Jubelfest ihres 400jährigen Bestandes so glänzend und vor allem so herzlich zu feiern, wie wir es soeben gethan haben. In Wahrheit jedoch hat unsere Hochschule noch andere und wesentlichere Ansprüche, die nicht nur ihre Erhaltung rechtfertigen, sondern durch die ihr auch für alle Zeit ein Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Wissenschaft und Bildung gesichert bleibt. Neue geistige Bewegungen freilich, die in ihrer Fortentwickelung ganz Deutschland ergriffen hätten, sind von hier niemals ausgegangen; es sind hier keine weltbewegenden Erfindungen gemacht, keine Systeme entdeckt, keine Schulen gegründet worden: Letzteres vielleicht mit Ausnahme der Naturwissenschaften, namentlich der Medicin. Aber dessenunerachtet ist Greifswald in der Geschichte der deutschen Bildung doch nichts weniger als überflüssig oder unfruchtbar gewesen. Bekanntlich hat beinahe zwei Jahrhunderte hindurch der schwedische Scepter über Vorpommern geherrscht. Seine Herrschaft war sanft und mild; während das übrige Deutschland mehr oder weniger vom militä-

rischen Despotismus geknechtet oder von Finanzkünstlern ausgesogen ward, hielt die Krone Schweden die Rechte der einzelnen vorpommerschen Corporationen und Gemeinden mit rühmenswerther Gewissenhaftigkeit aufrecht; nirgends konnte die alte Sitte, der alte mannhafte, selbst trotzige Bürgersinn sich so ungehindert erhalten, nirgends war der Einzelne in seinem Kreise so frei, so unbelästigt; man wußte in Schwedisch-Pommern kaum, daß regiert ward.

Daß diese milde Herrschaft der Fremden dem nationalen Sinne der Bewohner nicht endlich doch verderblich geworden ist, daß die Blüte, deren die materiellen Verhältnisse sich unter schwedischem Scepter erfreuten, nicht den geistigen Interessen geschadet hat, daß mit Einem Wort in diesem entlegenen, verlorenen Zipfel Deutschlands deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung lebendig geblieben sind, das verdanken wir vornehmlich der Universität Greifswald und ich glaube, dies Verdienst ist groß genug, um ihr die bescheidene Stelle, die sie übrigens im Reich der Wissenschaften einnimmt, zu verzeihen. Ja sie durfte über diese bescheidene Stellung gar nicht hinausgehen; bestimmt, als Herd und Zuflucht der deutschen Bildung zu dienen, mußte ihre Thätigkeit vorzüglich eine sammelnde, erhaltende sein, sie mußte sich sozusagen mit der Rolle der wirthlichen Hausfrau begnügen und mußte es ihren glücklichern Schwestern überlassen, die par excellence Geistreichen und Interessanten zu spielen. So mild die schwedische Herrschaft, wie gesagt, war und so behaglich unter ihrem Schutz sich namentlich die Professoren der Hochschule ihre Sitze einrichteten, so bestand doch bei alledem ein geheimer Widerspruch zwischen der deutschen Hochschule und dem schwedischen Regiment; man erhielt von Stockholm Privilegien und Schutzbriefe, Titel und Ehrenzeichen, aber der eigentliche Schwerpunkt der Universität, der Punkt, von dem aus sie ihr geistiges Leben erhielt, der war doch nicht in Stockholm, der war und blieb in Deutschland, mit dessen wissenschaftlichem Leben man sich um so inniger verbunden fühlte, dessen Sprache, Literatur und Kunst man um so ämsiger studirte und pflegte, je lockerer im Uebrigen der Verkehr mit dem Mutterlande geworden war. Es ist in hohem Grade charakteristisch, daß in Greifswald zur Zeit der schwedischen Herrschaft deutsche Sprache und Literatur auch von Seiten der Universität mit einem Eifer gepflegt wurde, von dem man auf der Mehrzahl der damaligen deutschen Universitäten nur wenig verspürte. Schon um Mitte des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit, da die vaterländische Literatur eben erst im Begriffe stand, aus hundertjährigem Schlafe zu erwachen, war Greifswald der Sitz einer deutschen Gesellschaft; die „Greifswalder kritischen Versuche“ aber, die hier zu derselben Zeit erschienen und in denen neben der ernsten Wissenschaft auch Poesie und Aesthetik

ihre Berücksichtigung fanden, gehörten zu den angesehensten kritischen Journalen jener Epoche.

Brauche ich noch erst zu sagen, welchen Einfluß dies Alles auf den Charakter unserer Universität haben mußte? Brauche ich noch erst auszuführen, wie diese Energie des nationalen Bewußtseins, diese Entfernung von allen höfischen Rücksichten und Einflüssen hier ein Gefühl der Unabhängigkeit, der Selbständigkeit erzeugen mußte, das mit dem Knechtssinn, der damals die Mehrzahl der deutschen Gelehrten erfüllte, im erfreulichsten Widerspruch stand?

Gewiß brauche ich es nicht: denn die Spuren dieser Einwirkung sind noch heute nicht verwischt, vielmehr haben gerade noch die letztverlebten Tage sie wieder recht deutlich an den Tag gelegt. Pommern hat das halb tragische, halb komische Schicksal, auswärts hauptsächlich immer nur nach unsern hinterpommerschen Junkern beurtheilt zu werden; bei dem Namen Pommern denken die Leute im Reich immer nur an die öden Sandsteppen Hinterpommerns, an die Lehmhütten der Kassuben und Wenden oder an die prügellustigen Wortführer der preußischen Reaction. Daß es daneben in Pommern auch üppige Weizenfelder, schattige Waldungen, liebliche Ufer und Buchten gibt, daß zwischen den Junkern und den von ihnen geleiteten Bauern und Knechten auch ein thätiger, gebildeter und freisinniger Gewerbestand sich in die Höhe gearbeitet hat, daß, um es recht schlagend zu bezeichnen, nicht blos Schievelbein und Dummerwitz, sondern auch die Universität Greifswald und Stettin, die erste Handelsstadt Preußens, in Pommern liegen — das weiß man auswärts nicht oder vergißt es doch, indem man mit Achselzucken von den pommerschen Barbaren spricht. Ich gebe zu (was ja auch die statistischen Tabellen ausweisen), daß Pommern in seiner Durchschnittsbildung hinter den meisten Provinzen des preußischen Staates zurücksteht; das platte Land ist zum Theil noch außerordentlich uncultivirt, sowol in ökonomischem als in geistigem Verstande, und auch die Bildung der wohlhabendern Classen hält sich zum Theil in ziemlich bescheidenen Grenzen. Aber selbst wenn unsere Provinz die Wüste wäre, die man sich auswärts darunter vorstellt, so gibt es doch immerhin einzelne Oasen, auf denen das geistige Leben so frisch und munter blüht wie nur irgendwo in Deutschland.

Und eine solche Oase ist Greifswald. Ich kenne aus eigener Anschauung so ziemlich die meisten deutschen Universitäten: aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der Wissenschaft in Deutschland wenig angenehmere und behaglichere Sitze eingeräumt sind als in Greifswald. Schon die gesicherte äußerliche Stellung, in der die meisten Professoren sich hier befinden, ist ein großer Vorzug. Man kennt hier noch kein gelehrtes Proletariat, man kennt hier noch nicht das Hungersystem,

mit dem der deutsche Gelehrte anderwärts erst mürbe gemacht wird, bevor er sich endlich, alt und abgehetzt, an die gefüllte Krippe stellen darf; es wird hier verhältnißmäßig weniger geschrieben als auf andern deutschen Universitäten, aber Gott Lob! unsere Gelehrten brauchen auch nicht so viel zu schreiben wie anderwärts, um das Leben zu fristen, die Weisheit der Gründer und Erhalter unserer Universität hat für auskömmliche Gehalte gesorgt und wenn der Gelehrte, der sich entschließt, nach Greifswald zu gehen, hier Manches entbehren muß, was eine größere Stadt und eine cultivirtere Gegend darbietet, so wird ihm dafür auch das Glück des eigenen Herdes hier frei und ungetrübt zutheil. Auch die Geselligkeit trägt diesen wohlhäbigen sorglosen Charakter; wir sind hier vielleicht nicht so geistreich wie die **er Geheimräthe, aber dafür trinken wir auch nicht so viel Thee und gähnen uns einander nicht so ins Gesicht wie sie.

Mit dieser Behaglichkeit und Sicherheit der äußern Existenz hängt es ferner zusammen, daß Greifswald noch nicht so zum bloßen Durchgangspunkt für ehr- und geldgierige Gelehrte geworden ist, wie es zum Theil bei andern kleinern Universitäten der Fall. Es ist dies ohne Frage eine von den Schattenseiten der kleinen Universitäten (deren lichte Seiten ich im Uebrigen keinen Augenblick verkenne), daß sie von den meisten Gelehrten nicht als ein Ziel, nur als eine Station betrachtet werden, nur wie ein dürrer Ast, auf den sie sich erholungshalber setzen, um dann, sowie ihnen das Gefieder gewachsen und der Wind günstig ist, ihren Flug weiter nach den fetten Fluren der größern Universitäten, in die warme Region der Geheimrathstitel und Ordensbänder zu richten. Auch um wissenschaftlich etwas Tüchtiges zu wirken, besonders als akademischer Lehrer, braucht es eines gewissen Heimatbewußtseins; unsere kleinen Universitäten aber sind meist nur noch dazu da, akademischen Ruhm zu erziehen und sowie er sich ein wenig flügge fühlt, entschwebt er dem zu eng gewordenen Neste.

Anders in Greifswald. Trotz Eisenbahnen und Chausseen, von denen freilich die erstern noch nicht bis zu uns reichen, liegt Greifswald noch immer ein gut Stück außer der Welt; es ist eben eine eigene Welt für sich und wen sein Schicksal einmal hierher geführt hat, der bleibt auch in der Regel hier kleben — nicht wie der Schiffbrüchige an dem Felsen hängen bleibt, an den ihn Sturm und Wogen geschleudert haben, sondern wie man gern und aus aufrichtiger Anhänglichkeit an dem Orte bleibt, wo man eine würdige und fruchtbare Stätte für seine Wirksamkeit und ein angenehmes äußerliches Dasein gefunden hat. Von allen deutschen, zumal von allen preußischen Universitäten ist Greifswald ohne Vergleich diejenige, wo der wenigste Personalwechsel stattfindet und wo die Gelehrten sich am leichtesten und dauerhaftesten einleben. Darum

sind auch die Coterien und Gegensätze, die das akademische Leben anderwärts so unerquicklich machen, hier so gut wie unbekannt; die ganze Universität ist gleichsam eine große Familie. Allerdings führt diese Behaglichkeit und Abgeschlossenheit auch ihre Gefahren mit sich; wo man sich gar zu sehr unter sich fühlt, erlahmt leicht der Wetteifer und man läßt sich mehr gehen als gut ist. Doch wird einestheils schon durch das regelmäßige Ab- und Zufluten der studentischen Generationen für die nöthige Bewegung gesorgt und dann hat es ja auch die Regierung in der Hand, einer schädlichen Stagnation durch das allmälige Herbeiziehen junger frischer Kräfte entgegenzuarbeiten. —

Diesen ebengeschilderten Charakter hat nun auch unser Jubelfest getragen: den Charakter der Selbständigkeit, der Gemüthlichkeit und Einigkeit. Anderwärts mögen dergleichen Feste mit größerer Pracht, mit mehr Aufwand und Luxus gefeiert werden (wiewol es uns, die Wahrheit zu sagen, an letzterm auch nicht fehlte): aber inniger und herzlicher ganz gewiß nicht. Hier war nichts von jener büreaukratischen Vornehmheit, nichts von jener pedantischen Zurückhaltung, welche dergleichen akademische Feste so leicht annehmen, besonders in jüngster Zeit und in Preußen. Es waren Gelehrte, die das Jubelfest ihrer Universität begingen, aber Gelehrte, die sich zugleich als Bürger, als Männer fühlten, denen über ihren Büchern das Auge nicht stumpf, das Herz nicht kalt geworden, die zu Ehren ihrer gelehrten Republik nicht ihr politisches Bürgerrecht, nicht den Gedanken des Vaterlands, nicht die Liebe zu Preußen und Deutschland aufgegeben.

Auch die vielbesprochenen Doctorpromotionen, die in mehr als einem Sinne den Schlußstein unsers Festes bildeten, müssen von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden. Es gehört die ganze Perfidie und der ganze delatorische Eifer unserer „kleinen aber mächtigen Partei" dazu, um in dieser Ehrenbezeigung, dargebracht einer Reihe verdienter und würdiger Männer von allen Parteien und allen Richtungen, eine „unbegreifliche Taktlosigkeit", eine „grobe Undankbarkeit", ja wol gar einen gelinden Versuch der „Majestätsbeleidigung" zu erblicken! Für Diejenigen freilich, die es lieben, Pommern als die „preußische Vendée" zu preisen, mußten diese Promotionen etwas sehr Niederschlagendes haben; Jeder dagegen, der in seinem politischen Fanatismus noch nicht soweit gediehen ist, um auch die Wissenschaft zur blinden Sklavin einer Partei zu machen, wird es der Universität Greifswald vielmehr Dank wissen, daß sie bei dieser Gelegenheit die Unabhängigkeit der Wissenschaft, das Recht einer freien und selbständigen Ueberzeugung aufrechterhalten hat. Eine „Demonstration" kann in diesen Ernennungen nur das böse Gewissen sehen; wer sich die Mühe gibt, die bisherige Geschichte der Universität Greifswald zu verfolgen, wer den Charakter des Landes, den Geist der Bürgerschaft kennt, der wird auch im Klaren darüber sein,

daß diese Promotionen nur der nothwendige Ausdruck der Unabhängigkeit, des Bürgersinns und der nationalen Sympathien sind, die bei uns von jeher zuhause waren. Haben aber die letzten Jahre dies Alles schärfer herausgekehrt und mehr zum Bewußtsein gebracht als vielleicht früher, so ist das, dünkt mich, ein Grund sich zu freuen, nicht aber Zeter zu rufen und wollen wir daher auch von Herzen wünschen und hoffen, daß mit dem Ruhm der gelehrten Erinnerungen auch dieser Schatz unabhängiger Gesinnung und patriotischen Muthes sich auf das neue Jahrhundert unserer Hochschule vererbe.

Die Literaturgeschichte
in ihrer Entwickelung als Wissenschaft.

Von

Robert Prutz.

IV.

Mit Gottsched sind wir nun bereits bei derjenigen Epoche unserer literarischen Entwickelung angelangt, die man gemeinhin als den Anfang unsers classischen Zeitalters zu bezeichnen pflegt. Gerade seit den Gottsched-Bodmer'schen Streitigkeiten, also seit Anfang der vierziger Jahre, hatte sich das literarische Interesse in Deutschland so verbreitet, die Fragen nach der Natur des Schönen und dem Wesen der Kunst, welche nicht blos von Baumgarten und Meier, sondern auch von Winckelmann und Lessing erörtert wurden, hatten die allgemeine Aufmerksamkeit dermaßen in Anspruch genommen, daß man dem deutschen Volke von da ab das zweideutige Compliment machen durfte, Literatur und Aesthetik sei bei ihm eine Nationalsache geworden.

Mit der Theorie ging die Praxis Hand in Hand. Oder vielleicht auch umgekehrt: die Theorie erwachte und bildete sich erst an den gereinigten praktischen Mustern, welche der Genius unserer Klopstock, Kleist, Geßner ꝛc. herzustellen wußte.

Doch wäre dies zuletzt nur ein müßiger Streit; die Hauptsache bleibt immer, daß nach langer trauriger, kaum von einzelnen Blicken durchzuckter Dunkelheit das Bewußtsein der Schönheit endlich im deutschen Volke wiederaufging und daß Schönheit und Kunst nun ebenso die Losung des Jahrhunderts und der allgemeine Zielpunkt der Entwickelung wurden, wie es zwei Jahrhunderte zuvor die Religion gewesen war und wie es (setzen wir hinzu) im gegenwärtigen Augenblick der Staat und die Gesellschaft ist.

Wo aber der Schönheitssinn einmal erwacht ist, da macht er sich auch überall geltend und ringt überall nach Befriedigung. Seitdem die Nation angefangen hatte, selbst wieder eine schöne Literatur zu erzeugen, seitdem mußte auch die Literatur der Vergangenheit aufhören, eine bloße todte Büchermasse zu sein; es gab jetzt noch etwas Anderes an den Poeten, was interessirte, als nur Geburts- und Sterbejahr und die Titel ihrer Ausgaben — nämlich was sie als Künstler geleistet und welche Stellung ihnen in der Rangordnung des schönen Geschmacks zukäme. Die erste, die chronistisch-bibliographische Epoche, hatte überhaupt noch keinen Maßstab gehabt oder bedurft; jetzt fing man an, einen Maßstab anzuwenden. Und zwar war dieser Maßstab ganz folgerichtig daher entnommen, wo überhaupt der Schwerpunkt des ganzen Jahrhunderts lag: von der Schönheit, von dem Geschmack und dem belletristischen Interesse, welches die einzelnen Schriftsteller einzuflößen vermochten.

Gleichzeitig aber mit dem ästhetischen Geschmack war, wie unsere Leser sich aus dem ersten Abschnitt dieser Abhandlung entsinnen, auch der geschichtliche Sinn der Nation erwacht. Zwar erst in sehr leisen, sehr schüchternen Anfängen — aber genug, er war doch erwacht und bald staunte ganz Europa in Friedrich dem Großen den ersten Deutschen an, der es wieder zu welthistorischer Geltung zu bringen vermocht hatte.

Auch in der Literatur werden die Spuren dieses neuerwachten Sinns sofort sichtbar. Wir rechnen dahin ganz besonders das Wiederaufleben der historischen Wissenschaften, der Geschichte, der Alterthumskunde 2c., das in eben diese Zeit fällt und das sich dazumal in der Universität Göttingen (1737) sogar seinen eigenen Ausdruck und Wohnsitz geschaffen hatte, gerade wie das belletristische Bewußtsein hauptsächlich von Leipzig ausgegangen war. Zwischen diesen beiden Richtungen, der Geschichte und Belletristik, oder äußerlich zwischen diesen beiden Polen, Leipzig und Göttingen, schwankte nun die neue, die pragmatisch-ästhetisirende Epoche unserer Literaturgeschichte: mit einer solchen Stetigkeit, daß noch einer der letzten Ueberreste dieser Richtung, der bekannte Aesthetiker Amadeus Wendt, sein Leben zwischen Göttingen und Leipzig theilen mußte, gerade wie es zu Anfang der Epoche mit dem Poeten Kästner der Fall war, der auch von Leipzig nach Göttingen gekommen. Leipzig gab die ästhetische, Göttingen die historische Cultur; in Leipzig hatten Gottsched und sein Anhang gewirkt, hatten Klopstock und die Genossen der Bremer Beiträge sich entwickelt, war bis auf diese Stunde der vornehmste Sitz der belletristischen Journalistik — während in Göttingen ein Heyne (1729—1812), ein Gatterer (1727—99), ein Schlözer (1735—1809), ein Spittler (1752—1810) die historischen Wissenschaften zu niegeahntem Ansehen und Einfluß brachten. Legte der neuerwachte ästhetische Geschmack den Maßstab des Schönen an die Literatur, so suchte

der Historiker den geschichtlichen Zusammenhang der einzelnen Erscheinung zu ergründen und bloßzulegen; Jener lieferte das ästhetische, Dieser das pragmatische Element; Jener kritisirte, Dieser interpretirte — und Beide zusammen machten die Literaturgeschichte.

An welchen Schwächen dabei Beide litten und wie unzuverlässig sowol der ästhetische Geschmack des Einen als die historische Interpretation des Andern war, haben wir in einem frühern Abschnitt ausführlich besprochen. Wir brauchen demnach hier nur einige Namen zu nennen, die das früher Gesagte erläutern. Der Hauptsitz dieser ästhetisch-pragmatischen Geschichtschreibung war Göttingen als das allgemeine Centrum der damaligen historischen Wissenschaften: während Leipzig mehr die journalistische Einwirkung auf die Tagesliteratur überblieb. Doch tragen auch die sogenannten Sulzer'schen Nachträge („Nachträge zu Sulzer's Allgemeiner Theorie der Schönen Künste oder Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen nebst kritischen und historischen Abhandlungen über die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften. Von einer Gesellschaft Gelehrter"), welche von **1792—1808** erschienen und unter denen sich Manches befindet, was noch heute verdient nachgeschlagen zu werden, wesentlich den leipziger Charakter; die vornehmsten Mitarbeiter waren Jacobs in Gotha, Manso, der dazumal ebenfalls in Gotha lebte und Andere, sämmtlich von überwiegend sächsischem Gepräge.

Nach Göttingen dagegen gehören Johann Gottfried Eichhorn (1752—1827) mit seiner „Geschichte der Literatur von ihrem Ursprung bis auf die neuesten Zeiten", **1805** fg.; ferner A. H. L. Heeren (**1760—1842**) mit seiner (leider unvollendeten) „Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften"; eben dahin endlich Friedrich Bouterwek mit seiner „Geschichte der neuern Poesie und Beredtsamkeit" in zwölf Bänden, von **1801—19**. Von ihnen stellen Eichhorn und Bouterwek den pragmatisch-ästhetischen Standpunkt mit besonderer Deutlichkeit dar und zwar so, daß in Eichhorn das pragmatisirende, in Bouterwek das ästhetisirende Element überwiegt. Soweit von diesem Standpunkte aus etwas Vollendetes zu leisten möglich war, ist es von ihnen geleistet worden: weshalb sie sich denn auch mit Recht einer ausgebreiteten und zahlreichen Schülerschaft erfreuten. Namentlich unter den Abtheilungen des Bouterwek'schen Werks finden sich einzelne, wie z. B. die Geschichte der spanischen Literatur, die noch bis vor kurzem das Beste waren, das wir in dieser Gattung überhaupt besaßen: während andererseits von denjenigen Literaturen, auf welche das Bouterwek'sche Werk sich nicht ausdehnt, also namentlich von den skandinavischen, der holländischen ꝛc., auch bis auf diesen Augenblick nur eine sehr mangelhafte Kenntniß unter uns verbreitet ist.

An die pragmatisch-ästhetische Epoche schließt sich die philosophisch-historische; über die Bedeutung derselben sowie über den Einfluß, welchen die Kant'sche Philosophie auf ihre Entstehung und Fortbildung geäußert, haben wir ebenfalls schon früher gehandelt. Auch von diesem nächsten und unmittelbaren Einfluß der Kant'schen Philosophie sowie von jenem kritischen Dualismus, den wir derselben oben nachgewiesen haben, finden wir sofort das getreue Abbild innerhalb der Literaturgeschichte wieder, sowenig das Abbild selbst geneigt sein mochte, sein Muster, wenigstens in dieser Unmittelbarkeit, anzuerkennen.

Nämlich Friedrich August Wolf, den berühmten Heros der modernen Kritik (geb. 1759, gest. 1824). Auch der Behandlung der Literaturgeschichte hat Wolf diesen seinen kritischen Stempel aufgedrückt, indem von ihm zunächst jener Unterschied zwischen innerer und äußerer Literaturgeschichte aufgestellt ward, der für die damalige Zeit vollkommen berechtigt war, wenn er auch heutzutage, der übrigen Entwickelung der Wissenschaft gegenüber, allerdings nur noch ein veralteter Mechanismus ist, dessen sich kein wirklich wissenschaftlicher Geist länger bedienen sollte. Für Wolf's Zeiten war es schon immer etwas, daß auch in der Entwickelung der alten Literatur — denn die Bemühungen der leipziger und göttinger Schule erstreckten sich, charakteristischerweise, *wenn nicht* ausschließlich, so doch hauptsächlich auf die modernen *Literaturen* — *ein* Inneres, ein Gedankeninhalt, ein philosophischer *Kern überhaupt* anerkannt ward: und war die Wolf'sche Unterscheidung insofern allerdings epochemachend. Jetzt aber, seit die moderne Philosophie die fixen Grenzen des Aeußern und Innern überhaupt aufgehoben und das Innere zugleich als das Aeußere, das Aeußere als das Innere nachgewiesen, und das große Goethe'sche Wort: „Natur kennt weder Kern noch Schale", auch auf die Erscheinungen der Geschichte seine Anwendung gefunden hat — seitdem, wie gesagt, ist dieser Unterschied durchaus antiquirt. Wenn daher nichtsdestoweniger berühmte und gelehrte Literarhistoriker noch immer dabei verharren, so kann dies entweder nur die Unfähigkeit sein, den neuen Standpunkt der Wissenschaft zu begreifen, oder aber der Hochmuth des Schulmonarchen, der unveränderlich in verba magistri schwört — nämlich weil er selbst von seinen eigenen Schülern es ebenso verlangt.

Den eigentlichen Uebergang nun zu dieser neuen Epoche machen Herder, Schiller und die Romantiker. Wir nennen diese Letztern gleich an dieser Stelle, weil sie, wie feindlich ihr Princip und damit auch ihr persönliches Verhalten gegen Schiller in der That auch ist, doch rücksichtlich ihrer literargeschichtlichen Auffassung wesentlich auf seinen Schultern stehen. Herder ist der eigentliche prophetische Verkünder; enthusiastisch, eine Sehernatur, Poet, wo er Kritiker, Kritiker, wo er Poet sein will, versenkt er sich in die Einheit von Literatur und Leben, Kunst und Wirk-

lichkeit wie in ein Mysterium, das er denn auch nicht verfehlt, mit jener ganzen Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks vorzutragen, die ihm noch von den Hamann'schen Lehrjahren her anklebte.

Als ein weit tieferer und weit consequenterer Denker bewährte sich Schiller in seinen ästhetischen Untersuchungen; nur daß es ihm an dem historischen Material gebrach, seinen großartigen Anschauungen, in denen wir eine eigenthümliche Fortbildung der Kant'schen Aesthetik zu erkennen haben, die wünschenswerthe praktische Ausdehnung und Begründung zu geben. Gerade der Begriff der Kunst ist es, womit Schiller sich aus dem Kant'schen Dualismus herausarbeitete; bei Kant nur eine untergeordnete, beiläufige Sphäre, wird sie von Schiller als eine absolute Manifestation des Göttlichen in den gleichen Rang gerückt mit Philosophie und Religion; er bezeichnet die Schönheit ausdrücklich als die Vorschule zur Freiheit und spricht sich überhaupt über das Wesen der erstern sowie über die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen mit einer Erhabenheit und Größe aus, daß selbst die neueste Philosophie wol einzelne Sätze genauer formuliren, aber im Princip selbst nicht hat darüber hinausgehen können.

Die nächsten Erben dieser Schiller'schen Aesthetik, die von den Zeitgenossen übrigens nur wenig verstanden, ja selbst nur beachtet ward, sind die Romantiker, namentlich die eigentlichen Gründer und Stifter derselben, die beiden Brüder von Schlegel (Friedrich, geb. 1772, gest. 1829, und August Wilhelm, geb. 1767, gest. 1845). Auch die Schlegel gehen bekanntlich von Göttingen aus, wo sie besonders zu Heyne's und Eichhorn's Füßen gesessen hatten; in ihrer Uebersiedelung von Göttingen nach Jena bezeichnen sie gleichsam die Vermählung, welche die alte historische Gelehrsamkeit im Begriff stand, mit der neuen philosophischen Richtung einzugehen.

Doch war das erste Kind dieser Vereinigung noch ziemlich schwächlich und ungesund. Wir verkennen die Verdienste, welche die Romantiker sich um die Ausbildung der Literaturgeschichte erworben haben und die die außerordentlichsten sind, gewiß nicht; wir gestehen dankbar zu, daß sie der Literaturgeschichte, theils in den romanischen, theils in den asiatischen Literaturen, ganze neue Welten erobert haben und daß im Vergleich mit der Tiefe ihres poetischen Verständnisses sowie mit der Schärfe ihres Urtheils, endlich auch mit der Classicität ihres Ausdrucks alles Frühere der Art, mit einziger Ausnahme von Herder und Schiller, zum Trivialen und Philisterhaften herabsinkt.

Allein ebenso wenig darf man sich blindmachen gegen ihre Schattenseiten und Mängel. Sie hat etwas Ansteckendes, diese Trunkenheit, ganz gewiß, mit der die Romantiker, wurzelnd in der Goethe'schen schönen Persönlichkeit, Literatur und Kunst eine absolute Geltung zusprechen,

den Poeten allein für den wahren Menschen und somit auch die Literatur eines Volks für sein eigentliches, wahres Leben erklären. Und auch Das gestehen wir zu, daß sie mit dieser extremen Auffassung gleichfalls nur in der allgemeinen Richtung ihrer Zeit stehen und uns nur das prägnanteste und deutlichste Bild von einer allverbreiteten Krankheit derselben zeigen. Die Nation im Ganzen konnte ihr ästhetisches Glaubensbekenntniß freilich nicht so rund und nett und in keinen so wohlstilisirten Ausdrücken ablegen wie die Romantiker: ihre Praxis jedoch paßte ganz gut zu den Lehren dieser Letztern. Ja wenn die Romantiker nur verlangten, Kunst und Wissenschaft müsse ein Volk für alles Uebrige entschädigen, so machten die damaligen Deutschen es wirklich so und gaben sich in der That über Goethe und Tieck und den immer zunehmenden Flor der vaterländischen Literatur zufrieden über die Schmach der vaterländischen Geschichte, über den Zusammensturz des Reichs und die Schande der Fremdherrschaft und Zersplitterung, die auf dem unglücklichen Lande lastete.

Allein daß dies eben eine Krankheit, eine Verirrung war, wer möchte darüber jetzt noch in Zweifel sein? Auch war die Einheit der Literatur und des Lebens, der Kunst und der Wirklichkeit bei den Romantikern selbst nur erst eine Foderung, eine Voraussetzung, ja sie konnte bei ihnen gar nicht mehr sein als eine Voraussetzung: weil sie nämlich den Begriff der Immanenz zwar hatten, aber wiederum nicht als Begriff, sondern nur als Intuition, als dämonische Offenbarung, die nur den Auserwählten zutheil ward, während sie dem Volk der Laien verschlossen blieb und in Betreff deren daher auch eine Beweisführung gar nicht möglich und denkbar war.

Dies führte dann weiter zu jenen Capricen, Vorurtheilen und Willkürlichkeiten, von denen die ästhetische, geschichtliche und literargeschichtliche Auffassung der Romantiker bekanntlich wimmelt. Daher die Einseitigkeit und Persönlichkeit ihrer Urtheile; daher ihre kindische Vorliebe für den Katholicismus und das Mittelalter; daher diese ganze doctrinäre Haltung, die überall auf die Worte des Meisters schwört und zum Verständniß der Kunst wie der Geschichte überall erst eine unsagbare göttliche Inspiration beansprucht, mit welcher der einfache gesunde Menschenverstand mit seinen natürlichen Mitteln denn freilich keinen Wettkampf eingehen kann. Bei den Esoterikern der Schule, zu denen wir außer den Schlegel selbst hauptsächlich Adam Müller (geb. 1779, gest. 1829) mit seinen im Winter 1806 zu Dresden gehaltenen „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur“ rechnen, kann man darüber zum Theil noch durch die schöne Form und eine gewisse kokette Dunkelheit getäuscht werden; desto deutlicher dagegen zeigen sich diese Gebrechen bei den Exoterikern, von denen wir hier beispielsweise nur den Einen Franz Horn (1783—1837) mit seiner „Geschichte und Kritik der Poesie

und Beredtsamkeit der Deutschen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart" in vier Bänden (1819—22) oder seinen noch verfehltern „Erläuterungen über Shakspeare's Schauspiele" (1822—27) namhaft machen wollen.

Eine besondere Abart dieser romantischen Richtung ist die patriotische, die sich während der Fremdherrschaft, besonders aber nach der unglücklichen Schlacht von Jena zu entwickeln anfing und der beispielsweise „Des Knaben Wunderhorn" sowie die Görres'schen Arbeiten angehören. In ihr stellt sich die romantische Vorliebe für das Mittelalter nicht nur von der achtbarsten, sondern auch von der fruchtbarsten Seite dar, indem dieselbe hier benutzt ward als ein Hebel, das gesunkene, ja vernichtete Nationalgefühl wiederaufzurichten und die Nation durch die Erinnerung an ihre große literarische Vergangenheit für die politischen und sittlichen Aufgaben der Gegenwart zu kräftigen. Wie mächtig diese Richtung zu ihrer Zeit war, läßt sich unter Anderm daraus beurtheilen, daß selbst die Epigonen der alten encyklopädischen Vielwisserei, die Nachfolger der Jöcher und Meusel, sich ihr nicht entziehen konnten. So besonders Johann Friedrich Ludwig Wachler (1767—1838), ebenfalls ein göttinger Zögling, der bekanntlich nicht nur ein sehr brauchbares bibliographisches „Handbuch der Geschichte der Literatur" lieferte (zuerst 1793, neueste völlig umgearbeitete Ausgabe 1833), sondern der auch in seinen unmittelbar nach den Freiheitskriegen herausgegebenen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (1818—19), das Wort Nationalliteratur zuerst entdeckte und in Anwendung brachte: wie denn überhaupt die ganze Auffassung der deutschen Literatur bei ihm eine wesentlich nationale, patriotische ist.

Ihre allerköstlichste und für alle Zeiten unverlierbare Frucht aber hat diese patriotische Richtung in den Brüdern Grimm getragen (Jakob geb. 1785, Wilhelm geb. 1786): Namen, die kein Deutscher nennen kann ohne die innigste Ehrfurcht und Dankbarkeit. Auch die Grimm gehen, wie zum Theil ihre persönlichen Verbindungen, zum Theil aber auch ihre Schriften beweisen, von der romantischen Bewegung zu Anfang des Jahrhunderts aus; auch sie — wir haben ihr eigenes Zugeständniß dafür — flüchteten sich in den Dom unserer mittelalterlichen Herrlichkeit, um Trost zu suchen für die Erniedrigung des Augenblicks; weil deutsche Treue und Redlichkeit überall ausgestorben schien und die Eichen des deutschen Ruhms so kläglich zu Boden lagen, darum gruben sie die Wurzeln deutscher Sprache und Dichtung auf und labten die verdorrten Glieder an den ewig frischen Quellen des Volksthums und der volksthümlichen Poesie. Was die Brüder Grimm nach dieser Richtung hin in einem langen, arbeitsamen, der Wissenschaft wie dem Volke mit unverbrüchlicher Treue geweihten Leben geleistet haben und welch ein stolzer, früchtebeladener Baum diese deutsche Alterthumswissenschaft

geworden ist, zu der sie vor nun bald funfzig Jahren die ersten Keime steckten, das kann man jetzt nur erst ahnen nnd fühlen, darüber ins Klare kommen wird erst das nachwachsende Geschlecht, dem dieser Stein der Wissenschaft und des Studiums sich in Brot der lebendigen That verwandeln wird. Man kennt die naive Antwort, mit welcher Friedrich der Große, vor beiläufig zwei Menschenaltern, die erste Ausgabe der Nibelungen zurückschickte, die ihr Herausgeber, der Professor Müller in Zürich, ihm überreicht hatte: daß wenn solch dummes Zeug dem Professor Müller gefalle, das des Professor Müller's Sache sei, er aber, der König, solchen Schund nicht unter seinen Büchern haben möge. Wohlan denn, der Stein, den die Bauleute verschmähten, ist wieder einmal zum Eckstein geworden und das Buch, das einem Könige zu schlecht war, es in seiner vergoldeten Sammlung zu dulden, ist jetzt ein Volksbuch geworden, mit dem unsere Kinder emporwachsen, das das Entzücken unserer Jugend, das Studium unserer Männer bildet und an dem der poetische Sinn der Nation — und hoffentlich nicht blos der poetische, sondern auch ihr historischer Sinn — sich mit jedem Jahre reicher und inniger entwickelt.

Und so wie in diesem einen, so in allen übrigen Stücken; es liegt (wir müssen es wiederholen) in der deutschen Alterthumswissenschaft und diesem durch sie gereinigten neuen Boden, dem wir auch die neueste wissenschaftliche Behandlung unserer Literaturgeschichte verdanken, ein Gewinn und Zuwachs für das politische und sittliche Bewußtsein des Volks, der freilich erst in der folgenden Zeit wird sichtbar werden, dann aber auch in einer Art und Weise, daß man noch nach Jahrhunderten die Männer segnen wird, denen wir den ersten Ursprung dieser Wissenschaft verdanken. —

In die Zeit von Mitte der zwanziger bis Ausgang der dreißiger Jahre fällt dann die eigentliche populäre Ausbreitung der Hegel'schen Philosophie, an welche wir hier erinnern, weil jenes so folgenreiche Princip von der Immanenz des Geistes in ihr am entschiedensten ausgesprochen ward und seine wirkliche wissenschaftliche Begründung fand.

Mit diesem Zeitabschnitt beginnt denn auch die jüngste, die eigentlich moderne Epoche der Literaturgeschichte, die wir mit dem Namen der philosophisch-historischen bezeichnet haben und über deren Eigenthümlichkeit ebenfalls schon im zweiten Abschnitt dieser Einleitung das Nöthigste beigebracht ist. In ihr vollendet und verwirklicht sich, was Herder und Schiller prophetisch verkündigt und was demnächst die Romantiker mit ungleichen Kräften angestrebt hatten. Die Einheit von Theorie und Praxis, Literatur und Leben, Staat und Wissenschaft bildet auch hier die Grundlage, die geistige Solidarität der verschiedenen Nationen und Zeiten die Voraussetzung aller geschichtlichen Betrachtung. Aber die

Grundlage ist hier keine unwissenschaftliche, phantastische, die Voraussetzung keine willkürlich launenhafte mehr: sondern sie ist hervorgegangen aus philosophischer Erkenntniß, das heißt aus der nothwendigen und selbstbewußten Kraft des Denkens, und die geschichtliche Erfahrung hat die Probe darauf gemacht.

Auch diese letzte und reifste Entwickelung der Literaturgeschichte hat wiederum ihre speciellen Vorläufer gehabt. Und zwar gehören dieselben merkwürdigerweise und zur Beruhigung für Diejenigen, die gegen Alles, was Philosophie heißt und nun gar philosophische Geschichte, ein gewisses naturwüchsiges Mistrauen hegen, das in der That zuweilen besser begründet ist, als es sich zu äußern vermag — es gehören zu diesen Vorläufern, sage ich, hauptsächlich drei literarische Persönlichkeiten, die alle drei so stark ausgeprägt sind und von so unzweifelhafter Selbständigkeit, daß der Verdacht, als hätte man es mit irgendeiner schulmäßigen Zurechtmacherei zu thun, sich wenigstens nicht an sie heranwagen darf — ja die sich sogar selbst alle drei, mehr oder weniger, als Gegner und Verächter einer schulmäßigen Philosophie bekannt haben. Das ist denn freilich eine Probe der Wahrheit, gegen die sich nicht gut etwas aufbringen läßt, wenn die Philosophen und Nichtphilosophen, jeder auf seinem Wege, zu denselben Resultaten gelangen.

Der Erste, den wir im Sinne haben, ist Niemand Geringers als — Goethe selbst, der uns in den bezüglichen Partien von „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" ein Musterbild literargeschichtlicher Darstellung aufgestellt hat, das wol bewundert, aber schwer erreicht und niemals übertroffen werden kann. Allerdings war ihm die Sache um ein Beträchtliches erleichtert dadurch, daß er selbst noch Zeitgenosse oder wenigstens unmittelbarer Nachkomme derjenigen Zustände gewesen war, die er uns schildert, und unter ihrem lebendigen Eindruck großgeworden. Aber das darf uns nicht hindern, den außerordentlichen Werth dieser Schilderungen anzuerkennen und sie als vollendetes Muster der Gattung nach Kräften zu studiren.

Der Andere ist der ehrwürdige Friedr. Christoph Schlosser (geb. 1776), noch jetzt bekanntlich der Schmuck und die Zierde nicht blos der heidelberger Akademie, sondern der deutschen historischen Wissenschaft überhaupt und einer von den wenigen Männern in Deutschland, die aus Einem Gusse sind und deren Worte und Werke jederzeit zusammenstimmen. Schlosser hat sowol in seiner „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der Alten Welt" als ganz besonders in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" der literarischen Entwickelung der Nationen eine Aufmerksamkeit geschenkt, wie wir sie sonst bei unsern eigentlichen Geschichtschreibern nicht zu finden pflegen. Auch diese Schlosser'schen Darstellungen gehören zu dem Vortrefflichsten, was unsere Litera-

turgeschichte aufzuweisen hat; nicht von der Plastik und Ruhe der Goethe'schen, zeichnen sie sich aus sowol durch die ungemeine Gründlichkeit des gelehrten Materials als durch die Feinheit und Schärfe, mit der den historischen Zusammenhängen nachgespürt wird, sowie endlich durch die schöne sittliche Wärme, welche sie erfüllt und belebt. Es ist richtig, daß Schlosser noch in einigen Stücken an den Pragmatismus der ältern Schule erinnert und auch an den Wolf'schen Unterschied zwischen innerer und äußerer Geschichte wird man gemahnt durch die peinliche Sorgfalt, mit welcher er, wenn auch in demselben Werke, politische und literarische Entwickelung auseinanderhält und jeder gleichsam ihr besonderes Quartier anweist, aus dem sie nicht heraus darf. Doch ist in seinen Werken übrigens eine solche Fülle von geistigem und sittlichem Leben, der Standpunkt ist überall so frei, so echtmenschlich und dabei wieder so geschichtlich wahr, daß man diese kleinen Besonderheiten nicht blos gern in den Kauf nimmt, sondern sie auch bald respectiren lernt.

Auf Schlosser'schen Schultern steht G. G. Gervinus (geb. 1806). Seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", von der die beiden ersten Bände zuerst 1836 ans Licht traten, ist es bekanntlich, von der die neue Anregung unserer Literaturgeschichte, besonders der vaterländischen, datirt. Und diese anregende Gewalt, verbunden mit einer seltenen, namentlich zur Zeit ihres ersten Erscheinens fast unerhörten Ausdehnung und Sorgfalt der Studien, ist es auch vorzüglich, was der Gervinus'schen Geschichte ihre historische Bedeutung verleiht und ihr auch noch auf lange hinaus den entschiedensten Einfluß auf die fernere Entwickelung der Wissenschaft sichert. Es ist Vieles bewundernswerth an dem Werk: der Muth, mit dem es unternommen; die Kraft und Ausdauer, mit der es durchgeführt worden; die Genauigkeit und Gründlichkeit bei soviel Lebendigkeit des Geistes; das Streben nach Gerechtigkeit und historischem Urtheil bei einem so selbständigen und ausgeprägten Charakter, wie der Verfasser selber ist — aber am bewundernswerthesten von allem muß uns doch immer der Instinct erscheinen, mit welchem Gervinus, dieser Verächter der Philosophie, dieser Autodidakt, der so stolz ist und so zufrieden in seinen unsystematischen Anschauungen, gleichwol genau den Punkt trifft, der in der allerstrengsten und allerconsequentesten Entwickelung der Wissenschaft lag und auf den es in diesem Augenblick am allermeisten ankam.

Gervinus' größtes Verdienst nämlich und wodurch sein Buch auch ohne Frage am meisten gewirkt hat, ist die durchgängige Verbindung der literarischen mit der politischen Entwickelung. Mit einer Consequenz, wie dieselbe sich nur in einer Schlosser'schen Schule erlernen ließ, sieht er in der literarischen Cultur eines Volks immer nur eine bestimmte Seite seines allgemeinen politischen und socialen Daseins; mit Unerbittlichkeit hält er

daran fest, daß derselbe Trieb der Geschichte, der hier das politische Schicksal einer Nation bestimmt, dort auch die Blüte oder den Verfall seiner Literatur hervorbringt. Auch hier wieder darf zugestanden werden, daß im Einzelnen manches Willkürliche, sogar manches entschieden Falsche mitunterläuft; selbst noch in der verbesserten Gestalt, die der Verfasser seinem Werke seitdem gegeben und durch die er der Unermüdlichkeit seines gelehrten Fleißes aufs neue das glänzendste Zeugniß ausgestellt hat, droht der Luxus der historischen Parallelen und Combinationen nicht selten in bloße Spiele des Witzes, zuweilen sogar in leeren Formalismus auszuarten, abgesehen davon, daß der Ueberblick des Stoffs dadurch auf unnütze Weise erschwert und verhindert wird. Allein auch hier können derartige Einzelheiten, die denn doch zuletzt jeder menschlichen Arbeit ankleben, den großartigen Charakter des Ganzen nicht beeinträchtigen, noch dürfen sie die Dankbarkeit vermindern, mit der wir Alle, die wir heutzutage nach unserer Art ebenfalls Literaturgeschichte treiben, Gervinus als unsern eigentlichen Schöpfer und Stammvater verehren.

Und allerdings war es ziemlich leicht gemacht, Literaturgeschichte nicht blos zu treiben, sondern auch zu schreiben, nachdem in dem Gervinus'schen Werke ein so ungemeiner Schatz von historischem Wissen zu einer Benutzung dargeboten lag, die zwar nicht immer die bequemste war; dafür aber auch, wo sie glückte, einen höchst schmeichelhaften Schein von Gelehrsamkeit und eigenem Studium verlieh.

Am meisten haben sich in dieser Art an dem Gervinus'schen Werke diejenigen Bearbeiter unserer Literaturgeschichte vergangen, die sich selbst mit Nachdruck die philosophischen nannten und auch wol hier und da von dem kurzsichtigen Publicum dafür gehalten wurden. Im Ganzen hat diese Richtung der Wissenschaft wenig genützt, mit Ausnahme eines Einzigen, den die Pflicht der Dankbarkeit uns nöthigt, hier ebenfalls zu nennen. Das ist Karl Rosenkranz (geb. 1804). Schon durch seine Priorität vor jedem Verdacht geschützt, ebenfalls nur ein Wasserschößling von Gervinus zu sein, hat derselbe andererseits Dasjenige, was ihm stellenweise an Genauigkeit des gelehrten Materials abgehen dürfte, durch die Tiefe, Gründlichkeit und Lebendigkeit seiner philosophischen Bildung hinlänglich ersetzt. Rosenkranz war der Erste, noch zu Ende der zwanziger Jahre, der die Philosophie auf das Gebiet der Literaturgeschichte hinüberführte; er hat es, gerade in seinen Jugendarbeiten, mit so viel Begeisterung und so viel liebenswürdigem Eifer gethan und ist dadurch sowol für die Literaturgeschichte wie für die Literatur selbst von solcher Bedeutung geworden, daß wir, wie gesagt, die gelehrten Mängel der Ausführung darüber vergessen dürfen. Auch ist er selbst unablässig bemüht gewesen, dieselben nach Kräften zu verbessern. Sein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (in drei Bänden, 1829—30) war noch

etwas ungleich gearbeitet und glich im Ganzen mehr einer geistvollen Skizze als Dem, was es eigentlich sein wollte und sollte; in der neuen Gestalt jedoch, in der das Werk vor kurzem erschienen ist („Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwickelung der poetischen Ideale der Völker"), zeigt sich auch in Hinsicht des historischen Materials ein bedeutender Fortschritt, sodaß das Buch jetzt als eine der besten und geistvollsten Uebersichten über das Gesammtgebiet der poetischen Literatur empfohlen werden darf, namentlich Solchen, die dies Gebiet zuerst betreten. Auch seine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (vom Jahre 1830) mag stellenweise an Willkür und auch wol an Dunkelheit leiden, die philosophische Anschauung mag den Stoff noch nicht überall völlig durchdrungen haben und hier und da noch etwas äußerlich in schulmäßigen Formeln und Kategorien aufliegen: so war doch der erste Schritt, der mit diesen Büchern gethan ward, immerhin etwas so Verdienstliches und so Epochemachendes und auch die Anregung, welche der Wissenschaft dadurch zutheil geworden, war eine so bedeutende und weitverbreitete, daß wir allen Grund haben, auch Rosenkranz einen Ehrenplatz unter den Begründern und Vätern unserer modernen Literaturgeschichte anzuweisen.

Somit sind wir denn am Ziele unserer geschichtlichen Wanderung angelangt; es ist dasselbe Ziel, das uns auch bei unserer *theoretischen* Betrachtung des Gegenstandes entgegentrat. Auch die *Literaturgeschichte* ist Geschichte des Geistes und zwar des Geistes, der der *Welt überhaupt* immanent ist und der sich speciell in der Poesie sowie in der Kunst im Allgemeinen, mit den eigenthümlichen Mitteln, welche jeder Kunst eigen sind, als Schönheit offenbart. Diese Schönheit der Kunst ist Dasselbe, was wir im Staat als Freiheit, in der bürgerlichen Gesellschaft als Sittlichkeit verehren; die Entwickelungen der Schönheit sind genau an dasselbe Gesetz gebunden und nehmen genau denselben Gang wie die Entwickelungen der Freiheit und der nationalen Sittlichkeit; so wenig ein sittlich verworfener Mensch jemals in Wirklichkeit ein großer Künstler, am wenigsten ein großer Dichter sein könnte, so wenig ist es auch möglich, daß eine unfreie und verwahrloste Nation sich einer dauerhaften und echten literarischen Blüte erfreuen kann.

Um es also mit Einem Worte zu sagen: die Literaturgeschichte ist die ideale Geschichte der Nationen. Was dem einzelnen Dichter die Poesie, eben Dasselbe und in noch viel größerm Maßstabe und noch viel genauerer Uebereinstimmung, ist sie auch der Nation: die Verkünderin ihrer geheimsten Gedanken und Empfindungen, die treue Begleiterin ihrer Schicksale, die Heroldin ihrer Siege, der Mund ihrer Klagen, die ewig gewisse Prophetin ihrer Zukunft —

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab ihr ein Gott, zu sagen, was wir leiden!

Indem wir uns also über die literarischen Verirrungen und Krankheiten eines gewissen Zeitalters aufzuklären suchen, legen wir zugleich den politischen und moralischen Zuständen desselben die Hand an den Puls; statt uns in müßiger Bewunderung zu ergehen über die poetische Größe und Herrlichkeit einer literarischen Epoche, werden wir uns vielmehr aus der allgemeinen Beschaffenheit derselben die Bedingungen klar zu machen streben, unter denen diese Blüte allein entstehen konnte, alsdann aber auch nothwendig entstehen mußte. Die einzelnen Talente selbst, bei allem Recht, das wir der freien Persönlichkeit einräumen, sowie bei aller Ehrfurcht, die wir vor diesem Rechte empfinden, sind doch nicht mehr bloße Selbstherrscher, nicht mehr bloße Geschöpfe des Zufalls oder der persönlichen Anstrengung — nein, auch im Reich des Geistes ist das „Königthum von Gottes Gnaden" abgeschafft, auch hier erkennen wir nur einen einzigen Stammbaum an: das Volk selbst, als den allgemeinen Boden, aus dem auch alle noch so hervorragenden Geister die Kraft ihres Daseins, die Fülle ihres Inhalts sowie die Gesetze ihrer Entwickelung empfangen. Wir stellen uns nicht auf den einseitig ästhetischen Standpunkt des Lobens oder Tadelns, wir rücken nicht künstliche Gruppen zurecht: sondern wir anerkennen die allgemeine Entwickelung des Geistes, die auch jeder noch so unerheblichen Literatur und jeder noch so untergeordneten Erscheinung derselben die Spuren ihres ewigen Ganges eingedrückt hat. Wir suchen die Fäden auf, welche jede, auch die kleinste literarische Erscheinung, mit dem allgemeinen Nationalleben und weiterhin mit der Gesammtentwickelung der Weltgeschichte verbindet. Wir bringen dadurch Ordnung und Gesetz in das anscheinend Willkürliche und Zufällige, in dem scheinbar Persönlichsten und Unberechenbarsten, in den Einfällen der Poeten, in den Launen der Künstler finden wir den ewigen Gang der Weltgeschichte und ihre eiserne Nothwendigkeit wieder. Wir lernen endlich uns selbst und unsere eigenen, wenn noch so kümmerlichen, wenn noch so niederbeugenden Zustände ebenfalls in ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit erkennen und gewöhnen uns, über alle Unvollkommenheit und Thorheit des Augenblicks hinweg den Blick auf das Ewige und Göttliche zu richten. Die Poesie stirbt nicht aus, trotz der Millionen schlechter Poeten, die gelebt haben und noch gegenwärtig leben; auch ist keine Zeit so geistesdürr, kein Volk in solchen Wüstenbrand der Prosa verwiesen, daß nicht irgendwo noch ein Tröpfchen lauterer Poesie, und wäre es in dem Lied des wandernden Handwerksburschen oder in den Reimen spielender Kinder, für seinen verschmachteten Gaumen flösse. Ganz ebenso gibt es auch keine Zeit und kein Volk, für das die Freiheit todt und begraben wäre; sie schlummert wol zuweilen — immer aber dürfen wir auf ihre fröhliche Auferstehung hoffen und uns gerüstet halten, die wiederkehrende zu empfangen.

Literatur und Kunst.

Lyrische Dichtung.

Aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig liegen uns zwei neue Gedichtsammlungen vor, die, so abweichend sie unter sich sind, doch beide darin übereinstimmen, daß sie sich von dem gewöhnlichen Mittelgut der deutschen Lyrik vortheilhaft unterscheiden: „Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George, eingeführt durch Alexander Kauffmann" und „Neue Gedichte von Julius Sturm". In den „Blüten der Nacht" erhalten wir die poetischen Erstlinge einer jungen, kaum zwanzigjährigen Dichterin. Dieselben führen ihren Titel mit Recht: denn trotz der Jugend ihrer Verfasserin tragen sie das Gepräge eines tiefen, fast unheilbaren Schmerzes; es sind wahre „Blüten der Nacht", entsprossen dem düstern Grunde eines schmerzlich bewegten Herzens, das, früh berührt von den Täuschungen des Lebens, auf Glück und Freude verzichtet hat und seinen einzigen Trost nur noch in der Innigkeit findet, mit der es sich in das Geheimniß seines Schmerzes versenkt. Und ein Geheimniß bleibt es dem Leser allerdings, woher dieser Schmerz eigentlich stammt und welche ungewöhnlichen, welche zerschmetternden Schicksale es sind, die den Morgen dieses jungen Lebens getrübt und ein Herz, von Natur mit soviel Empfänglichkeit für das Schöne und Große ausgestattet, so frühzeitig mit vergeblicher Sehnsucht und hoffnungsloser, sich selbst zerstörender Leidenschaft erfüllt haben. Auch der Herausgeber, der der Sammlung eine Charakteristik der Dichterin vorangeschickt hat, läßt uns über diesen Punkt im Unklaren; er nennt es „taktlos" und „Verletzung eines anvertrauten Geheimnisses", hätte er „die Erlebnisse und Verwickelungen, welche Amara's schönste Lebenszeit verbittert", näher beleuchten und an die Oeffentlichkeit bringen wollen; das Haupt des Edlen und Schuldlosen, über dem ein großes Leid ergangen, sei ein geheiligtes. Ganz gewiß ist es das: aber ebenso berechtigt scheint uns auch die Foderung, daß jedes Gedicht sich aus sich selbst erkläre und daß der Poet, der sich so anhaltend und ausschließlich in so ungewöhnlichen Stimmungen bewegt, wie es hier der Fall ist, uns auch die Berechtigung dieser Stimmungen darzuthun wisse. Ueber die Zeit der abstracten Sentimentalität sind wir einmal hinaus; wir glauben nicht mehr an den „Kainsstempel" der Kunst, im Gegentheil wir wissen nachgerade, daß die Kunst vielmehr die Aufgabe hat, die Wirklichkeit zu verklären und zu verschönen und daß daher auch nicht Derjenige der größere Dichter ist, der an den Widersprüchen des Lebens verzweifelnd zugrunde geht, sondern Der ist es, der sich durch Kampf und Streit männlich hindurchringt und, durchdrungen von der Gewißheit des Göttlichen, auch dem Unvollkommenen und Vergänglichen noch ein versöhnendes Lächeln abgewinnt. Lassen wir jedoch diese Frage beiseite, fassen wir überhaupt weniger die Individualität der Dichterin im Ganzen als vielmehr die einzelnen Gedichte als solche ins Auge, so findet sich darunter manches recht Schöne, was, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, ernste und sinnige Leser gewiß lebhaft anziehen wird. Die schmerzlich leidenschaftliche Stimmung der Dichterin, auch wo sie anscheinend unmotivirt und mithin unverständlich ist, spricht

sich doch stets mit großer Energie und Anschaulichkeit aus; auch wo wir ihren Schmerz nicht verstehen, glauben wir doch an ihn, so natürlich ist der Ausdruck, so ungesucht und einfach sind die Situationen, in denen ihre Stimmung sich darstellt. Auch läßt die Dichterin hoffen, daß es ihr mit ihrer zunehmenden geistigen Reife gelingen wird, sich aus ihrer gegenwärtigen Verfinsterung mehr und mehr herauszuarbeiten; bereits in der vorliegenden Sammlung zeigen sich einzelne Spuren einer klarern und versöhntern Lebensanschauung; ja schon begegnen wir sogar einzelnen humoristischen Anklängen und gerade diese, in ihrer naiven Frische, gehören zu dem Anziehendsten der Sammlung. Wie der Herausgeber versichert, sind die einzelnen Gedichte der Sammlung durchaus so abgedruckt worden, wie sie zuerst niedergeschrieben wurden; die Freunde der Dichterin, sagt er, hätten gefürchtet, eine allzu sorgfältige Feile möchte die Unmittelbarkeit, welche die Ergüsse der Dichterin in so hohem Grade auszeichnen, abschwächen und vernichten. Im Ganzen und Großen haben sie damit das Richtige gewiß getroffen; an einzelnen Stellen jedoch, in denen die Verfasserin sich offenbar auf logischen und sprachlichen Irrwegen befindet (man vergl. z. B. die zweite Hälfte des „Blick in die Zukunft", S. 60), wäre eine mit Liebe nachbessernde Hand dem Eindruck gewiß nur vortheilhaft gewesen.

Die zweite der obengenannten Sammlungen ist bereits durch den Namen des Dichters, der sich durch seine frühern Leistungen rasch ein ausgedehntes und dankbares Publicum erworben hat, zur Genüge empfohlen. Auch in ihr herrscht ein gewisser weiblicher Sinn; ja wenn die eben besprochene Dichterin uns vorzugsweise die nächtlichen Tiefen der menschlichen Brust aufdeckt, wenn sie mit ergreifenden Farben ihren Schmerz, ihre Verlassenheit, ihre Lebensmüdigkeit schildert, so sind es in den „Neuen Gedichten" von Julius Sturm vielmehr die friedlichen, die erhaltenden Eigenschaften der menschlichen Natur, die zum Ausdruck gelangen; der Dichter ist weiblicher als die Dichterin. Aber diese Weiblichkeit der Sturm'schen Lieder hat nichts Schwächliches, nichts Gemachtes; der Dichter ist sanft, mild, hingebend, aber bei alledem nicht ohne Kraft; er ist empfindungsreich ohne Sentimentalität, er ist fromm ohne Fanatismus. Seine Gedichte sind ebenso klar und ruhig, so friedlich und gemessen, wie die „Blüten der Nacht" leidenschaftlich und unklar sind; der Dichter ist nicht unberührt geblieben von dem Kampf des Lebens, im Gegentheil, wir sehen deutlich die Hand des Schicksals, die auch in dieses Leben hineingreift und seine verheißungsvollsten Blüten knickt, aber wir sehen auch, wie der Dichter diesen feindlichen Schicksalen muthig Stand hält und sich durch Nacht und Ungewitter zum Siege emporschwingt; die geheimnißvolle, dämonische Leidenschaft in den „Blüten der Nacht" erregt unser Mitgefühl, die Sturm'schen Gedichte dagegen, der Spiegel einer in sich selbst befestigten, friedlichen und klaren Seele, erfüllen auch den Leser mit Befriedigung und innerm Wohlsein. Diesem klaren harmonischen Inhalt entsprechend ist auch die Form klar, leicht und gefällig, nirgends stoßen wir auf einen schiefen Gedanken, nirgends auf einen schwerfälligen oder dunkeln Ausdruck; nur was die Reinheit der Reime betrifft, hat der Verfasser noch mit einzelnen sächsischen Angewöhnungen zu kämpfen. Die Sammlung zerfällt in zwei größere Abtheilungen, von denen die erstere überwiegend lyrischen, die andere epischen Inhalts ist; in beiden sind besonders diejenigen Stücke gelungen, in

denen der Verfasser den Volkston anschlägt, während der höhere epische Stil, wie z. B. in der „Nächtlichen Hinrichtung" (S. 176), seiner einfach schlichten Natur weniger zuzusagen scheint. mmr.

Geschichte.

Bei Hermann in Frankfurt a. M. erschien unlängst: „Mailand und der lombardische Aufstand, März 1848." In Hinblick auf die Wolken, welche sich eben wieder über Italien zusammenziehen und die den kaum wiederhergestellten Frieden Europas aufs neue zu erschüttern drohen, kann man nicht umhin, die Erscheinung als eine zeitgemäße und beachtenswerthe zu bezeichnen. Ebenso gebührt dem Verfasser das Zeugniß, daß er seinen Gegenstand mit großem Fleiß und einer fast peinlichen Sorgfalt behandelt hat. Das Buch bildet einen ziemlich stattlichen Band von 20 Bogen und auf diesen 20 Bogen werden nur die Ereignisse einer einzigen Woche vom 17. bis 23. März, bis zum Rückzug Radetzky's aus Mailand, erzählt und kann man danach auf die große Genauigkeit und Ausführlichkeit schließen, deren der Verfasser sich befleißigt hat. Insbesondere sind die zahlreichen Placate und Flugschriften, welche damals in Mailand und den verschiedenen Städten der Lombardei erschienen, von ihm mit großem Fleiß benutzt worden; ein umfangreicher Anhang, in welchem er hauptsächlich Auszüge aus diesen Placaten ꝛc. mittheilt, gehört zu den verdienstlichsten Partien des Buchs und darf allen künftigen Geschichtschreibern dieser Epoche wegen seiner Vollständigkeit empfohlen werden. Leider jedoch müssen wir dieser Anerkennung der Vollständigkeit und des Fleißes einen Tadel hinzufügen, durch welchen der Werth des Buchs, wenn nicht vernichtet, doch wenigstens sehr herabgesetzt wird: nämlich von einem wirklichen Geschichtswerk zu einer bloßen Parteischrift. Der Verfasser ist ein eifriger und fanatischer Parteigänger Oestreichs; seine ganze Schrift hat nicht sowol den Zweck, ein gleichmäßig ausgeführtes Bild jener Epoche als vielmehr eine einseitige Rechtfertigung und Verherrlichung der Oestreicher zu geben. Beschränkte der Verfasser diesen seinen östreichischen Patriotismus nur auf die Kriegsthaten der östreichischen Armee, begnügte er sich, nur den kriegerischen Ruhm Radetzky's zu feiern, der sich in diesen gefahrvollen Zeiten in der That als ein echter Held bewährt hat, ja beschränkte er sich überhaupt nur darauf, die östreichische Herrschaft in Italien zu loben und zu verherrlichen, so wollten wir uns dies allenfalls gefallen lassen; zu einer völlig unparteiischen und gerechten Darstellung jenes Kampfes ist die Zeit überhaupt noch nicht gekommen, am wenigsten (das Buch führt gleichzeitig die Firma einer prager und wiener Verlagshandlung), unter östreichischem Scepter, und wenn wir daher eine sonst brauchbare und vollständige Quellensammlung, wie das Buch in manchem Betracht in der That ist, auch wirklich um den Preis einer einseitigen östreichischen Färbung erkaufen müßten, so wollten wir uns darum noch immer nicht für übervortheilt halten. Allein die Parteinahme des Verfassers übersteigt alles Maß; nicht nur die historische Wahrheit verletzt er, sondern auch den literarischen Anstand; nicht zufrieden, den Lobredner Oestreichs zu machen, macht er auch den gehässigen und verleumderischen Ankläger Italiens. Die Oestreicher sind ihm ohne Ausnahme Helden, vom Feldmarschall bis zum letzten Trommelschläger,

die Lombarden dagegen schildert er durchweg als großsprecherische Feiglinge und ehrvergessene Halsabschneider; in der östreichischen Verwaltung ist Alles vollkommen, in Italien herrscht nichts als Betrug und Spitzbüberei; die östreichischen Soldaten sind lauter Ideale von Großmuth und Tapferkeit, die Lombarden laufen wie die Hasen und stehlen wie die Raben. Namentlich über letztern Punkt ist der Verfasser unerschöpflich; in keinem Räuberroman können soviel Diebesgeschichten und Gaunerstreiche zusammengehäuft sein wie in diesem angeblichen Geschichtswerk. Daß man sich selbst ehrt, indem man auch seinen Gegner möglichst ehrenhaft behandelt, davon scheint der Verfasser nichts zu wissen — und auch von der Einnahme Wiens durch Windischgrätz und von Jellachich und seinen Seressanern scheint er nichts gehört zu haben. Ihr würdiges Seitenstück findet diese Roheit der Auffassung in der Nachlässigkeit und Roheit der Form; nicht blos die Auffassung, sondern auch der Stil ist östreichisch bis zum Aeußersten. Der Verfasser ist vermuthlich ein alter Soldat; wenigstens springt er mit der Sprache echtmilitärisch um, wo sie sich nicht gutwillig fügen will, da muß sie es mit Gewalt, ja wo der Verfasser um den Ausdruck verlegen ist, da bildet er sich frischweg neue Wörter, die jedoch meistentheils sehr barock sind, wie z. B. S. 217, wo er von den schlechten Betten in der Kaserne St.-Julia zu Brescia spricht, auf denen die gefangenen östreichischen Offiziere „je zwei sich beunquemen mußten". Wer mit der Sprache auf so gespanntem Fuße lebt, der sollte die Literatur füglich nicht „beunquemen", auch wenn ihm noch so reichhaltige Materialien zugebote stehen. HFk.

Correspondenz.

Aus Berlin.

10. November 1856.

NO. Ich bin Ihnen noch den Schluß meines neulich begonnenen Theaterberichts schuldig. Auf der Königlichen Bühne hat sich seitdem nichts Bemerkenswerthes zugetragen. In der Oper gastirten zwei junge Sängerinnen, von denen namentlich die eine, Frl. Mandel (aus Stuttgart, wenn ich nicht irre), ziemlich viel Beifall gefunden zu haben scheint. Solcher Gastspiele werden wir in den nächsten Monaten wol noch mehre erleben; Frl. Wagner, diese hauptsächlichste Stütze unserer Oper, steht bekanntlich im Begriff, die Bühne zu verlassen und da gleichzeitig auch Frau Köster die Absicht haben soll, sich demnächst von der Bühne zurückzuziehen, so wird die Intendanz binnen kurzem die schwierige Aufgabe haben, Ersatz zu schaffen für zwei Künstlerinnen, die, wenn sie auch nicht an die Berühmtheiten früherer Zeiten, eine Milder, eine Schröder rc. heranreichen, doch, eine jede in ihrer Art, zu dem Vorzüglichsten zählen, was die deutsche Oper in diesem Augenblick überhaupt besitzt. Auch ergänzten die beiden Talente, in der Nebeneinanderstellung, wie sie hier wirkten, sich sehr glücklich; während Frl. Wagner ihre Triumphe besonders auf dem Gebiet der modernen Tonkunst, in leidenschaftlichen, heroischen Rollen feiert, besitzt Frau Köster für den ältern classischen Gesang sowie überhaupt

für zarte, echtweibliche Charaktere eine Innigkeit und Reinheit des Vortrags sowie eine Anmuth und Grazie des Spiels, die selbst die rasche Abnahme ihrer Stimmittel vergessen macht. Die Aussichten, die sich mit dem bevorstehenden Abgang dieser beiden Künstlerinnen für unsere Opernfreunde eröffnen, sind sehr trübe. Das weibliche Personal der Oper war bisher die Glanzseite der Königlichen Bühne; es war der einzige Punkt, in dem sie sich den übrigen deutschen Bühnen mit Recht überlegen fühlen durfte. Wir zweifeln nicht, daß die Intendanz den besten Willen hat, die in Aussicht stehenden Lücken würdig auszufüllen, obwol ihre bisherigen Engagements einen überraschenden Mangel an Voraussicht und gesundem Urtheil verrathen. Aber bekanntlich sind in Deutschland seit einer Reihe von Jahren mit den tragischen Schauspielerinnen und den jugendlichen Liebhabern und Heldenspielern auch die großen Sängerinnen ausgestorben, es fehlt dem heutigen Geschlecht an Leidenschaft und Feuer, nicht blos im Leben, sondern auch auf den Bretern, und so können wir auch den Bemühungen der Intendanz kein besonders günstiges Prognostikon stellen.

Doch dies nur beiläufig; das eigentliche Thema meines heutigen Briefs sollen unsere Vorstadttheater sein. Wie sehr dieselben sich in den letzten Jahren vermehrt haben, erwähnte ich schon neulich; aber auch ihr Einfluß, um nicht zu sagen ihr künstlerisches Ansehen hat erheblich zugenommen. Früher wurde der hiesige Theatergeschmack ausschließlich von der Königlichen Bühne beherrscht; jetzt steht es so, daß Schauspiel- und Opernhaus eigentlich nur noch für die Fremden sowie für gewisse exclusive, durch Rang und Reichthum bevorzugte Kreise der höhern Gesellschaft sind, während das eigentliche Publicum, also der gebildete Mittelstand, bis hinunter in die Kreise der Handwerker und der sogenannten kleinen Leute, sich ausschließlich in den Vorstadttheatern versammelt. Berlin hat, wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe des Nähern nachzuweisen versuchte, überhaupt kein eigentliches Theaterpublicum; aber soll einmal die Rede davon sein, so finden sich die Ansätze dazu — oder muß ich vielleicht sagen die Ueberreste davon? — noch am ersten in den Vorstadttheatern. In unserm Hoftheater sind die Leute vor der Bühne gerade so verdrossen, so frostig, so geschäftsmäßig wie die Herren und Damen auf der Bühne; an beiden Orten, auf und vor der Bühne, ist mehr Pflicht als Vergnügen, mehr Arbeit als Genuß; man geht ins Theater nicht um sich zu amüsiren, sondern um zu zeigen, daß man seine Loge hat oder bei der Rückkehr in die Provinz den staunenden Freunden erzählen zu können, daß man die Wagner gehört oder die Taglioni hat tanzen sehen. In den Vorstadttheatern ist Alles anspruchsloser, naiver, zutraulicher; das Publicum fühlt sich mehr zuhause, es nimmt mehr Antheil und diese Theilnahme erzeugt wiederum bei den Schauspielern, die noch nicht jenes Geheimrathsbewußtsein haben, das sich nachgerade bei unsern Hofschauspielern eingenistet hat, einen Eifer und eine Rührigkeit, ein Leben und eine Frische, die für manche der sonstigen Mängel entschädigen.

Das älteste unter den hiesigen Vorstadttheatern ist das Königsstädtische; das heißt dem Namen nach, in der That ist es das jüngste von allen. Jenes alte Königsstädtische Theater nämlich, das Mitte der zwanziger Jahre gegründet ward und das durch Namen wie die Sontag, Spitzeder, Schmelka, sowie durch Einführung des Liederspiels (durch Holtei) und der Localposse

(durch Angely) Epoche gemacht hat, nicht blos in der berliner, sondern selbst in der deutschen Theatergeschichte, ging nach einer kurzen Blüte und nachdem es dann viele Jahre lang nur noch durch königliche Subvention ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, mit dem Aufhören dieser Subvention infolge des Jahres 1848 zugrunde. Doch blieb ein Sohn des frühern Unternehmers, Hr. Rudolf Cerf, in Besitz der Concession — oder vielmehr, es wurde ihm, wenn ich recht unterrichtet bin, als Entschädigung für das eingegangene Theater eine neue Concession bewilligt und auf diese hin ist es, daß das gegenwärtige Königsstädtische Theater eröffnet ward. Die äußern Umstände, in denen diese Eröffnung stattfand, waren so ungünstig wie möglich. Das Theatergebäude, eine wahre Mausefalle, früher unter dem nicht sehr empfehlenden Namen der „Grünen Neune" bekannt, liegt in der Blumenstraße, in einer der entlegensten obscursten Gegenden der Stadt, in die sich der Fuß des „gebildeten" Berliners nur äußerst selten verirrt. Und trotz dieser ungünstigen Lage und wiewol es, wegen der unvermeidlichen Droschke, fast das theuerste Theater von Berlin ist, nimmt dasselbe in diesem Augenblick doch unter unsern Vorstadttheatern unbestritten die erste Stelle ein; es ist das enfant gâté des Publicums; die Blumenstraße, die sonst selbst für einen geborenen Berliner ohne Compaß schwer zu erreichen war, ist durch das Königsstädtische Theater eine der bekanntesten Gegenden der Stadt geworden und selbst unsere Aristokratie verschmäht es nicht, von Zeit zu Zeit die Sammetfauteuils des Königlichen Opernhauses mit den winkeligen Logen und den harten Bänken der ehemaligen „Grünen Neune" zu vertauschen. Dieser ungewöhnliche Erfolg, der alle Vorhersagungen zuschanden gemacht hat, ist lediglich die Frucht der Umsicht und Geschicklichkeit, mit welcher die junge Bühne von ihrem gegenwärtigen Director, Hrn. Wallner, geleitet wird. Hr. Wallner hat Deutschland in frühern Jahren von einem Ende zum andern durchzogen, er kennt das Publicum und ohne auf die höhern Ziele der Kunst zu verzichten, kennt und übt er als guter Prakticus die Mittel, wie das Publicum herbeigezogen und festgehalten wird, was bekanntlich bei derartigen Unternehmungen das Schwierigste zu sein scheint. Als Hr. Wallner zuerst das Theater in der Blumenstraße übernahm, schrie alle Welt Zeter; er schien ein verlorener Mann, das Eine Wort „Blumenstraße" schlug alle Hoffnungen nieder. Wirklich war der Anfang wenig ermuthigend; das Haus, so klein es ist, stand in den ersten Wochen schauerlich leer — bis Hr. Wallner endlich auf den speculativen Einfall gerieth, jenes Lorettendrama, das seit einigen Jahren an den Ufern der Seine in so üppiger Blüte steht, in unsern bescheidenen märkischen Sand zu verpflanzen. In gewissen Kreisen hat man darin nachträglich ein Attentat gegen die Sittlichkeit erblicken wollen; die liebe deutsche Unschuld sollte nicht von der französischen Frivolität verführt werden. Ja wol, die liebe deutsche Unschuld! Als ob wir nicht auch unsere Loretten hätten, nur daß sie minder graziös sind und ihr Handwerk mit weniger Esprit treiben als ihre Colleginnen in Paris. Gleiche Ursachen erzeugen auch gleiche Wirkungen; der Götze des Materialismus, dieses wahre goldene Kalb unsers Jahrhunderts, wird an der Spree so gut verehrt wie an der Seine und wenn Genußsucht und Liederlichkeit bei uns noch nicht so offen auftreten und nicht mit dem Nimbus umgeben sind wie in Paris, so ist daran wahrhaftig weniger unsere Tugend schuld als das Enge und Klein-

städtische, das unsern Verhältnissen überhaupt noch anklebt; nicht das Laster scheut man bei uns, nur den Schein des Lasters, während in der Weltstadt Paris auch dieser Schein sein Anstößiges verloren hat, ja unter gewissen Umständen sogar als ein Verdienst gilt und einen erhöhten Glanz und neue Reize verleiht.

Diese sittlichen Bedenken hätte man sich also füglich ersparen können; auch haben sie, soviel ich bemerkt, Niemand abgehalten, das Theater in der Blumenstraße zu besuchen, im Gegentheil: von der „Neuen Magdalena" und ähnlichen Stücken datirt die Blüte dieser Anstalt. Eher möchten die ästhetischen Einwendungen begründet sein, die sich gegen die Wahl dieser Stücke erheben lassen; doch hat Hr. Wallner seitdem zur Genüge gezeigt, daß er gern auch dem Bessern den Zutritt zu seiner Bühne eröffnet, wenn nur erst das Publicum selbst an diesem Bessern Geschmack findet. Es ist leicht, den Stab zu brechen über unsere Theaterdirectoren, daß sie Uebersetzungen geben und die einheimische Muse (wie man wenigstens behauptet) vernachlässigen; wenn die Producte dieser einheimischen Muse nur erst wirklich präsentabel wären oder wenn das Publicum nur erst so patriotisch dächte, lieber in einem langweiligen deutschen Stücke zu gähnen, als sich in einem pikanten französischen zu amüsiren. Solange das nicht der Fall und solange man überhaupt nicht Komödie spielt um der Autoren, sondern um des Publicums willen, solange muß man sich die Uebersetzungen, sofern sie nur übrigens ihrem Zweck entsprechen, schon gefallen lassen. Bei den in Rede stehenden *Lorettendramen* kam aber noch ein ganz besonderer Umstand hinzu, der selbst den *strengsten* Beurtheiler zur Nachsicht stimmte: das ist die wahrhaft *geniale Weise*, mit der Frau Wallner, die Gattin des Directors, diese an sich *so mislichen* Rollen zur Darstellung bringt. Ich habe auf der deutschen Bühne lange nichts Graziöseres, Feineres, Pikanteres gesehen als diese Darstellungen der Frau Wallner; ja ich zweifle, ob es in diesem Augenblick in ganz Deutschland eine Künstlerin gibt, die sich ihr in diesen Rollen an die Seite stellen kann. Frau Wallner, auch äußerlich eine höchst anmuthige Erscheinung, hat nicht das Imponirende der verstorbenen Viereck, nicht jenen unnennbaren, aus geistigem Raffinement und üppigster Sinnlichkeit gemischten Duft, der Charlotte von Hagn in ihrer besten Zeit umschwebte und der unwillkürlich Jeden berauschte, der in die Nähe dieser in vielem Betracht unvergleichlichen Künstlerin kam: aber sie hat dafür eine Natürlichkeit und Frische, eine Anmuth und Leichtigkeit der Darstellung, die wahrhaft hinreißt und durch die sie selbst das an sich Bedenkliche noch erträglich, ja selbst gefällig macht. Sollen einmal (was übrigens Apollo in Gnaden verhüten möge) gefallene Weiber die Bühne beherrschen, so wünschen wir wenigstens, daß sie noch immer mit soviel Feinheit und künstlerischer Mäßigung gegeben werden möchten, wie es von Frau Wallner geschieht. Denn bei aller Frivolität und allem Muthwillen, die ja in diesen Rollen unerlaßlich sind, fehlt es ihr dabei doch nicht an einem versöhnenden Durchblick deutscher Gemüthlichkeit; es sind gefallene Frauen, die sie spielt, aber Gott Lob! es sind noch immer Frauen. Unter den übrigen Darstellern sind mit Ausnahme eines Komikers Hrn. Helmerding und eines recht leidlichen Charakterdarstellers, Hrn. Keller, *keine besonders* hervorragenden Persönlichkeiten. Aber wie mittelmäßig die Kräfte im Ganzen sein mögen, Hr. Wallner hält seine Mitglieder in guter Ordnung

und weiß Jedem den richtigen Platz anzuweisen. Auch führt er eine treffliche Regie; das Zusammenspiel, diese wahre Grundlage aller dramatischen Wirkung, ist auf der Wallner'schen Bühne verhältnißmäßig lebendiger und abgerundeter als auf dem Königlichen Theater, dem doch soviel reichere Mittel zugebote stehen.

Unter diesen Umständen ist denn die allgemeine Gunst, in welcher das Königsstädtische Theater beim hiesigen Publicum steht, sehr erklärlich. In der That hat Hr. Wallner mit einzelnen Stücken einen Erfolg erzielt, der in der Geschichte der berliner Bühne geradezu unerhört ist. Von der „Neuen Magdalena" ꝛc. sprach ich bereits; ihr Erfolg wird noch weit übertroffen durch den „Actienbudiker", nach einem unbedeutenden wiener Original von Kalisch bearbeitet. Dieses Stück wird nächstens das Jubelfest seiner hundertmaligen Wiederholung feiern; es hat monatelang Abend für Abend das Haus gefüllt und noch jetzt kommt es zuweilen vor, daß, wenn der „Actienbudiker" gegeben wird, Hunderte wieder umkehren müssen, weil sie keinen Platz mehr finden. Allerdings ist das Haus, wie gesagt, nur klein; doch ist der „Actienbudiker" auch längere Zeit in dem sehr geräumigen Sommertheater gegeben worden und auch hier hat er jedesmal volle, ja übervolle Häuser gemacht. Es wäre eines eigenen Studiums werth, zu ergründen, woher dieser beispiellose Erfolg so eigentlich rührt. Der Stoff des Stücks, der gegenwärtig grassirende Actienschwindel, ist allerdings sehr populär und auch der plötzliche Umschwung aus Reichthum in Armuth und umgekehrt mit seinen jähen Contrasten hat für das große Publicum stets etwas sehr Anziehendes; seine Phantasie fühlt sich davon ebenso befriedigt wie — seine Schadenfreude. Doch kann der Grund der Wirkung darin allein nicht liegen, da dieses Sujet schon früher vielfach, zum Theil mit noch größerer Geschicklichkeit behandelt worden ist, wie z. B. in der bekannten, ebenfalls von Kalisch herrührenden Posse „Hunderttausend Thaler". Das Hauptmotiv des Erfolgs scheint mir vielmehr in der überaus geschickten Localisirung zu liegen; trotz seines wiener Ursprungs ist es ein echtberliner Stück geworden und da bekanntlich Jedermann es liebt, sich im Spiegel zu sehen, auch selbst die Häßlichen nicht ausgenommen, so begreift es sich auch, warum der Berliner nicht müde wird, diesen „Actienbudiker" zu sehen. Ferner hat das Stück einen Reichthum an allerliebsten Couplets und Regie und Verfasser sorgen dafür, daß die abgenutzten Texte von Zeit zu Zeit durch neue, wo möglich noch pikantere ersetzt werden. Endlich ist auch die Darstellung vortrefflich, es greift Alles so rund, so sicher ineinander, als ob es nicht Deutsche wären, sondern Franzosen, die da vor uns agiren. Aber freilich, eine hundertste Vorstellung ist auch eine gute Schule; würde sie unsern deutschen Schauspielern öfters geöffnet, wer weiß, ob sie hinter ihren französischen Collegen so weit zurückblieben, wie es jetzt der Fall ist. Weniger Glück hat das Königsstädtische Theater mit einigen andern Neuigkeiten gehabt. „König Allgold", ein dramatisches Märchen, dem ein großer Ruf vorausging, hat denselben trotz der sehr sorgfältigen Inscenirung nicht rechtfertigen können. Der Verfasser, noch ein junger Mann, wie ich höre, versucht darin, die phantastische Manier Raimund's wieder ins Leben zu rufen. Allein abgesehen von der sehr veränderten Stimmung der Zeit, fehlt es auch dem Dichter selbst an Tiefe des Gedankens und der dichterischen Empfindung und auch in der Composition des Stücks

zeigt die Hand des Anfängers sich noch sehr deutlich; es hat einzelne, echt-poetische Scenen, die auch ihre Wirkung nicht verfehlten, das Ganze jedoch ist planlos und wüst und vermochte sich mithin nicht zu behaupten. Ueber ein neues fünfactiges historisches Lustspiel von Luise Mühlbach „Der Prinz von Wales oder Politik und Liebe", das vor einigen Tagen auf der Königsstädtischen Bühne zum ersten mal vor die Lampen trat, habe ich kein Urtheil, da ich selbst noch nicht Gelegenheit hatte, es zu sehen; die Meinungen Anderer, die ich darüber gehört habe, standen sich zum Theil sehr schroff gegenüber und an unsere Localkritik zu glauben, habe ich aus triftigen Gründen längst aufgegeben. Ein kleineres einactiges Stück derselben Verfasserin, das vor einigen Wochen ebenfalls auf der Königsstädtischen Bühne gegeben ward, fand eine recht freundliche Aufnahme; dasselbe geißelt gewisse Modethorheiten der heutigen Damenwelt und ist mit sicherer und geschickter Hand gearbeitet. Die Verfasserin hat neuerdings in ihren zahlreichen historischen Romanen, die eine Lieblingslectüre des hiesigen Publicums geworden sind, den Beweis geliefert, welcher Energie ihr Talent fähig ist und mit welcher Leichtigkeit sie producirt; gelingt es ihr, mit dieser Energie und dieser Fruchtbarkeit auf der Bühne Fuß zu fassen, so mag Frau Birch-Pfeiffer sich nur bei Zeiten vorsehen....

Unerwähnt darf ich übrigens nicht lassen, daß dem Königsstädtischen Theater voraussichtlich binnen kurzem eine große Veränderung bevorsteht — eine Veränderung, die der im Aufkeimen begriffenen Blüte desselben möglicherweise sehr gefährlich werden kann. Die Unzulänglichkeit des jetzigen Locals nämlich, verbunden mit dem unerwarteten Aufschwung, den das Unternehmen unter Wallner's Leitung genommen, hat den Inhaber der Concession, Hrn. Cerf, auf den Gedanken gebracht, ein neues kolossales Theatergebäude zu errichten. Ist Alles wahr, was man davon erzählt und wird der Bau wirklich in dem großartigen Maße ausgeführt, wie er projectirt ist, so wird das neue Königsstädtische Theater das größte derartige Local, das Berlin überhaupt besitzt. Es wird auf dem Terrain der ehemaligen Königlichen Lithographischen Anstalt in der Münzstraße errichtet; die feierliche Grundsteinlegung hat bereits vor einigen Wochen stattgefunden, einige unserer bedeutendsten Capitalisten haben dem Unternehmen ihren kräftigen Beistand zugesichert, auch der Hof interessirt sich dafür und so hofft man, die neue Bühne vielleicht schon zum nächsten Sommer eröffnen zu können. Ob Hr. Wallner, der die jetzige Nußschale von Schiff so glücklich durch alle Klippen und Untiefen hindurchgeführt hat, auch die Leitung der neuen Anstalt übernehmen wird, darüber ist, wie ich höre, für den Augenblick noch nichts entschieden. Aber selbst wenn das Steuer in seinen bewährten Händen bleibt, so scheint mir das Ganze doch immer eine sehr gewagte Speculation. An den zu großen Häusern und der zu glänzenden Ausstattung ist schon mehr als ein Theater zugrunde gegangen; es wäre schade, wenn das Königsstädtische Theater, das sich in seinen gegenwärtigen beschränkten Verhältnissen so glücklich entwickelt hat und ein so interessantes Element unsers Kunstlebens geworden ist, dasselbe Schicksal haben sollte.

Notizen.

Auf seinem Gute Klodra bei Neustadt a. O. starb der ehemalige sachsen-weimarische Staatsminister Dr. Christian Wilhelm Schweitzer. Geboren 1781 zu Naumburg, studirte er zu Leipzig die Rechte und ließ sich 1803 als Privatdocent derselben in Wittenberg nieder. Doch schied er schon 1806 aus dieser Stellung wieder aus, um sich in Ronneburg als Advocat der juristischen Praxis zu widmen. 1810 jedoch kehrte er zum akademischen Leben zurück, indem er einem Rufe als ordentlicher Professor der Jurisprudenz nach Jena folgte. In dieser Stellung wurde er im Jahre 1816 vom Großherzog Karl August, der sich seines Rathes schon früher in politischen Angelegenheiten mehrfach bedient hatte, mit der Ausarbeitung der Verfassung beauftragt, welche der freisinnige und gewissenhafte Fürst seinem Lande damals verlieh. Einige Jahre später (1818) trat er selbst als Geheimer Staatsrath in das Ministerium ein. Nach Goethe's Tode erhielt er die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, 1842 aber wurde ihm das neuerrichtete Ministerium des Innern, mit Einschluß des Cultus, der Universität und der übrigen wissenschaftlichen Anstalten, übertragen. Schweitzer genoß als Minister den Ruf eines aufgeklärten und freisinnigen Mannes; namentlich hat er sich um die Universität Jena große Verdienste erworben. Dennoch mußte er im März 1848 von seinem Posten weichen; er lebte seitdem in tiefer Zurückgezogenheit, mit wissenschaftlichen, besonders historischen Studien beschäftigt. Als Schriftsteller hat er sich hauptsächlich durch sein „Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Processes" (1813) sowie durch ein Werk über „Das öffentliche Recht des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach" (1825) bekannt gemacht. Doch sind beide unvollendet geblieben. — In Berlin starb Heinrich Blume, eins der ältesten und namhaftesten Mitglieder des dortigen Hoftheaters. 1790 in Berlin geboren, betrat er zuerst unter Iffland die Bühne seiner Vaterstadt, der er mehr als 40 Jahre angehört hat. In frühern Jahren war er besonders als Sänger bekannt und beliebt; sein Don Juan, den er von 1814—39 volle 25 Jahre lang gespielt hat, wurde in ganz Deutschland bewundert. Später ging er zum Lustspiel über und auch hier waren seine Leistungen durch Naturwahrheit, Einfachheit und künstlerisches Maß ausgezeichnet. Zu Anfang der funfziger Jahre trat er in Ruhestand; nur die Regie des Lustspiels führte er noch eine zeitlang fort.

Tempeltey's „Klytämnestra" macht die Runde über die deutschen Bühnen, ohne jedoch irgendwo jenen enthusiastischen Beifall wiederzufinden, mit welchem sie zuerst in Wien aufgenommen ward; sie ist der Reihe nach in Frankfurt a. M., München und Manheim gegeben worden, hat jedoch überall nur einen sehr getheilten Eindruck hervorgebracht. Auch ein zweites Stück, das von Wien her mit großem Pomp angekündigt ward, scheint auswärts ebenfalls kein Glück zu machen: „Ein Wohlthäter", von Franz Nissel, das auf dem wiener Burgtheater großen Erfolg hatte, ist jetzt auch in Hamburg gegeben worden, hat jedoch nur sehr wenig angesprochen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches

Conversations-Lexikon

für den Handgebrauch.

(Enthaltend sämmtliche Artikel der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon in zweckmäßiger neuer Bearbeitung, sowie eine große Anzahl anderer Artikel aus allen Zweigen des Wissens.)

Vollständig in 4 Bänden oder 40 Heften

zu dem Preise von

fünf Neugroschen für das Heft.

Neue Ausgabe in 40 Heften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, im Jahre 1853 begonnen, ist vor kurzem **vollständig** der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Der von der Verlagshandlung garantirte Umfang des Werks ist auf das strengste festgehalten worden, und es bedurfte allerdings der berechnendsten Oekonomie, um den Reichthum des Materials, das darin verarbeitet ist, in den engen Raum von **vier Bänden** zusammenzudrängen, ohne dabei in abschreckende sprachliche und typographische Formen zu verfallen. Die Ausführung der gestellten Aufgabe, dem Publicum bei aller Kürze ein dennoch **möglichst vollständiges Repertorium menschlichen Wissens** zu liefern, wie das vorliegende Werk es darbietet, war daher keine leichte zu nennen: daß aber die Lösung wenigstens annähernd gelungen, davon hat die öffentliche Stimme in allgemeinster Anerkennung Kunde gegeben und davon ist beredtestes Zeugniß die große Theilnahme, mit der das Unternehmen gleich in seinen ersten Heften begrüßt wurde und die sich

fortwährend gesteigert hat. Um nun die Verbreitung in den weitesten Kreisen des deutschen Vo[lks] zu ermöglichen, hat die Verlagshandlung beschlossen, eine

Neue Ausgabe
des Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon

zu veranstalten, und es wird dieselbe gleich der ersten Ausgabe in **40 Heften zu 5 Ngr.** er-scheinen, wovon **monatlich zwei bis drei Hefte** ausgegeben werden sollen, sodaß **das ganze Werk ungefähr im Laufe eines Jahres, spätestens bis Ende 1857 vollständig** in den Händen der Subscribenten sein wird.

Diese neue Ausgabe ist besonders für Diejenigen bestimmt, die ein derartiges in Lieferungen erscheinendes Werk nicht gern eher kaufen, als bis es wirklich vollständig vorliegt, und denen ferner die Ausgabe von 6 Thlrn. 20 Ngr. auf einmal zu groß ist, während sie gern jeden Monat 10—15 Ngr. anwenden, wenn sie sich auf diese Weise in den Besitz eines solchen Werks, dessen Nützlichkeit sich ihnen täglich zeigt, setzen können.

Das regelmäßige Erscheinen dieser neuen Ausgabe zu den angegebenen Terminen und ihre Vollendung bis Ende 1857 kann um so bestimmter versprochen werden, als das ganze Werk stereotypirt ist und die der Verlagshandlung zu Gebote stehende Druckkraft auch die größte Auflage dieser neuen Ausgabe leicht bewältigen kann.

Uebrigens ist kein Subscribent auf die neue Ausgabe seinerseits an jene Termine streng gebunden, vielmehr kann er das Werk zu jeder Zeit langsamer oder rascher beziehen, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, denn die Buchhandlungen sind von der Verlagshandlung ausdrücklich ermächtigt, allen derartigen Wünschen des Publicums entgegenzukommen.

Das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon kann somit

in allen beliebigen Terminen

bezogen werden und zwar:

- in **40 Heften** zu 5 Ngr.;
- in **4 Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
- **vollständig** auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr. (**Elegant gebunden** in Leinwand 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.)

Ueber den Werth und den Nutzen des Kleinern Brockhaus'schen Conversations-Lexikon glaubt sich die Verlagshandlung auf wenige Bemerkungen beschränken zu können.

Während das aus 15 Bänden bestehende große Conversations-Lexikon in zum Theil größern Artikeln eine zusammenhängende, umfassende, zum weitern Forschen anregende Belehrung über alle Zweige des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst ertheilt, und als wahres Familienbuch zum allgemeinsten Bedürfniß geworden ist, hat sich dagegen in den Kreisen der dem praktischen Leben, dem eigentlichen Bürgerstande Angehörenden ein ähnliches Werk, das nur kurze Auskunft über jede gerade auftauchende Frage gibt — ein weniger umfängliches, billigeres **Nachschlagebuch für den augenblicklichen Gebrauch** als ein nicht weniger dringendes Bedürfniß namentlich bei den gegenwärtigen Zeitanfoderungen herausgestellt. Diesem vielfach geäußerten Wunsche gegenüber entschloß sich die Verlagshandlung, neben dem großen Conversations-Lexikon und ganz von diesem getrennt, das

Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon

herauszugeben. In gedrängten, durchweg selbständig gearbeiteten Artikeln umfaßt dasselbe nicht nur die Gesammtmasse der Artikel des großen Conversations-Lexikon, sondern hat nach Maßgabe seines Zwecks ungeachtet seiner engen Begrenzung noch bei weitem mehr als jenes die Wissensgebiete des gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehrs in sich aufgenommen. Es ist kein Gebiet des menschlichen Wissens ausgeschlossen und das Werk soll Jedem dienen, der im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgang, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen ꝛc., sich selbst oder Andern rasch und ohne zeitraubendes Suchen und Nachlesen irgend eine Frage beantworten will. Als eigentliches **Nachschlagebuch** kommt es dem unmittelbaren und reinpraktischen Bedürfnisse aller Classen und Bildungskreise entgegen; es ist zugleich **Fremdwörterbuch** und **Zeitungslexikon**. Selbst wissenschaftlich Gebildete werden sich nicht ohne Nutzen und Vergnügen des Werks bedienen, zumal Solche, welche fern von dem literarischen Markte leben, Das, was neuere Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaften zu Tage fördern, häufig nicht kennen, von Amt und Beruf fortwährend in Anspruch genommen, gar Manches allmälig wieder vergessen, was ihr Gedächtniß früher sich angeeignet hatte und darum ein Hülfsmittel um so nöthiger haben, welches in prägnanter Kürze die entstandenen Lücken wieder ausfüllt und sie im Wissen, soweit dies durch ein solches Buch möglich ist, auf der Höhe der Zeit erhält.

Wie die Gegenstände behandelt sind, zeigen die nebenan aus dem Werke abgedruckten zwei Spalten.

Leipzig, im September 1856.

F. A. Brockhaus.

Akne (grch.), die Finne, Hautblüte im Gesicht, nennt man in der Heilkunde einen Entzündungsproceß, welcher in dem Blutgefäßnetze um Haarwurzeln und Talgdrüsen der Haut sich entwickelt und eine Anhäufung von Exudat in das jene Bälge umgebende Hautgewebe zur Folge hat. Auf der äußern Haut sieht man kleine, geröthete runde Anschwellungen, auf deren Spitze eine kleine Eiterpustel sich bildet. Diese „gewöhnliche" Finne kommt an verschiedenen Körperstellen (Gesicht, Brust, Rücken, Oberarm, Gesäß) vor, während die „rosenartige" Finne immer im Gesicht ihren Sitz hat, am häufigsten auf der Nase, von wo sie auf Wangen, Kinn und Stirn übergeht. In schlimmern Fällen verbreitet sie sich über das ganze Gesicht. Der Verlauf ist anfänglich wie bei der gewöhnlichen A., aber die Eiterpusteln wandeln sich in braune Krusten um und hinterlassen harte Stellen, welche nur sehr langsam wieder vergehen. In der Nähe der frühern entwickeln sich neue, die Haut verdickt sich und ist mit einer Masse rother (bis violettgefärbter) Höcker besetzt, welche an der Nase zuweilen sehr verunstaltende Auswüchse bilden. Zur Heilung tragen Waschungen des Gesichts mit Wasser (bis 20 mal täglich) das Meiste bei.

Ako, der ungar. Weineimer in Ödenburg, hält 3529 par. Kub.-Zoll.

Akologie (grch.), Heilmittellehre, so viel wie materia medica, wird die Wissenschaft genannt, welche alle in der Heilkunde verwendeten Medicamente, sowol Kunstproducte als dem Naturreiche entlehnte Mittel, ihrem äußern Ansehen und ihrer innern Zusammensetzung nach beschreibt, und ihre Wirkung auf den menschlichen Körper angibt.

Akolüthen oder Akolythen hießen seit dem 3. Jahrh. die Kirchendiener, welche bei den Amtshandlungen der Priester Dienste verrichteten, z. B. Lichter anzündeten, Wein und Wasser beim Abendmahl u. s. w. darreichten. Die Dienste der A. werden jetzt von Laien besorgt; dem Namen nach aber wird auch jetzt noch der angehende röm.-kath. Priester zum A. geweiht, wobei ihm Leuchter und Weinkännchen übergeben werden.

Akömeten, d. i. Schlaflose, ein Mönchsorden, welcher von einem Syrer, Alexander (gest. 430), zu Konstantinopel gestiftet wurde und die Pflicht hatte, in 3 Chören abwechselnd, ohne Unterbrechung Tag und Nacht Gottesdienst zu halten.

Akosmie ist ein veralteter Ausdruck, mit welchem in der Heilkunde Galen das Ausbleiben der seiner Ansicht nach nothwendigen kritischen Tage bezeichnete, während man später zuweilen unter diesem Worte Kahlköpfigkeit verstand.

Akotyledonen, Pflanzen ohne Samenlappen, bei Jussieu die 1. Abtheilung seines Systems, die Kryptogamen umfassend, bei Oken die Markpflanzen, bei Decandolle die 3. Classe oder letzte Abtheilung bildend (Moose, Flechten, Pilze, Algen).

Akra, s. Acca.

Akribie (grch.), Genauigkeit im Arbeiten. — **Akribologie**, Genauigkeit in Wahl der Worte. — **Akribometer**, Instrument zu genauer Messung kleiner Gegenstände.

Akrisie (grch.) bezeichnet den Ausgang einer Krankheit ohne Eintreten der sogenannten kritischen Ausscheidungen, deren Mangel man früher in der Heilkunde für verderblich und regelwidrig [illegible] und vorurtheilsfreie Naturbeobachtung überzeugt hat, daß die Krisen viel häufiger fehlen, als sie wirklich vorhanden sind, und daß dies dem Kranken keineswegs immer nachtheilig ist.

Akrisius, König von Argos, war der Sohn des Abas, der Gemahl der Eurydice, die ihm die Danaë gebar. Das Orakel zu Delphi verkündete ihm den Tod durch einen Sohn der Letztern. Er schloß sie daher in ein unterirdisches Gemach ein; doch drang Jupiter (als goldener Regen) zu ihr und sie gebar den Perseus. A. wurde aus Versehen von seinem Enkel bei den Leichenspielen zu Ehren des Königs von Larissa durch einen Diskus getroffen und so der Orakelspruch erfüllt.

Akroamatisch (grch.) heißt, was gehört werden kann. Bei der akroamatischen Lehrweise hört der Schüler dem zusammenhängend vortragenden Lehrer zu, ohne zu fragen oder gefragt zu werden. — In der Musik heißt A. durch musikalische Spielerei Ergötzen hervorrufend.

Akrobäten (grch.), Seiltänzer, Luftspringer.

Akrodynie (grch.), Gliederschmerz, nannte man in der Heilkunde eine Krankheit, welche 1828 und 1829 in Paris als Epidemie grassirte und welche die Ärzte vom Rheumatismus damals glaubten unterscheiden zu müssen. Die Krankheit bestand in anhaltenden mehr oder minder heftigen Schmerzen in Händen und Füßen, besonders den letztern, welche oft gefühllos und sogar vorübergehend gelähmt wurden; zugleich litten die Kranken an Verdauungsstörungen und wurden durch Hautjucken und Schlaflosigkeit gepeinigt.

Akrokeraunische Gebirge, ein aus zerrissenen Felsenmassen bestehender und mit Cap Linguetta endigender Gebirgszug im nordwestl. Theile von Albanien in der Europ. Türkei.

Akrolithen (grch.) nennt man in der Kunstgeschichte die ältesten Statuen. Bei denselben ist, als Uebergang der Holzbildnerei zur Steinarbeit, der Körper und die Gewandung von Holz, alle vor der letztern vortretenden Theile, Kopf, Hände und Füße, aber von Stein angesetzt.

Akromion (grch.), die Schulterhöhe, ein Theil des Schulterblatts.

Akromonogramm, ein Gedicht, dessen Verse sich mit den Endbuchstaben des vorhergehenden Verses anfangen.

Akrophobie (grch.), die Wasserscheu.

Akropolis (grch.), der befestigte Theil, das Schloß, die Citadelle der alten Städte. Berühmt ist die A. von Athen, welche vorzugsweise so heißt.

Akrostichon (grch.), ein Gedicht, bei dem die Anfangs- oder auch Endbuchstaben der einzelnen Verse zusammen meist einen Namen, bisweilen auch eine Sentenz enthalten.

Akroterion, ein griech. Wort, das den äußersten Theil irgend einer Sache bezeichnet. — **Akroterien** heißen daher in der Baukunst kleine Postamente an den Ecken der Gebände, die Fahnen oder architektonischen Verzierungen auf den Firsten der Giebel; in der Numismatik, die Siegeszeichen auf den Münzen. Auch die Endglieder des menschlichen Körpers (Hände und Füße), Vorgebirge, Schiffsschnäbel werden mit diesem Namen belegt.

Aksu, Stadt in China, Hohe Tatarei, am gleichnamigen Flusse gelegen, mit 25,000 E., bedeutendem Handelsverkehr; Handelskaravanen aus den

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 48.** 27. November 1856.

Zur italienischen Frage.

Von
Emil Ruth.

In einem frühern Artikel unter derselben Ueberschrift (vgl. „Deutsches Museum", 1856, I, 169 fg.) haben wir das unbestreitbare Recht Piemonts darzulegen gesucht, sich als italienischer Staat in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Factisch wurde dieses Recht von Frankreich und England anerkannt, von Oestreich aus leichtbegreiflichen Gründen misliebig angesehen, da es in seinen Consequenzen zuletzt zur Ausschließung des östreichischen, als fremdländischen, anti-italienischen Einflusses führen kann. Preußen blieb indifferent und Rußland mischte sich, wenigstens früher, nur dann in die politischen Angelegenheiten Italiens, wenn es durch mancherlei Umtriebe Oestreich beschäftigen und von seinen türkischen Bestrebungen abwenden wollte. Was aber wichtiger ist und das Andere mit einschließt: die Nothwendigkeit, eine bessere Ordnung und geregeltere Zustände in Italien zu schaffen und dadurch das gerechte Verlangen des italienischen Volks zu erfüllen und die immerwährende Gährung zu beruhigen, ist von allen Großmächten anerkannt worden. Wir wollen uns jetzt mit der Frage beschäftigen, wo und wie die Mächte in Italien reformiren wollen.

Unsere Voraussagung, daß die italienischen Zustände über kurz oder lang der Gegenstand einer Congreßfrage werden würden, ist früher, als wir selbst dachten, in Erfüllung gegangen. Wir sprechen jetzt die feste Ueberzeugung aus, daß die italienische Frage auf mehr als Einem Congreß hingeschleppt und dann zuletzt wie die türkische eine Kriegsfrage werden wird. Man wird den Krieg solange wie möglich hinausschieben, wie er jetzt in der Türkei auch wieder hinausgeschoben wurde; aber in diplomatischen Congressen und Conferenzen kann eine Frage unmöglich gelöst werden, bei welcher sowol die Gegenstände der Frage, die betheiligten Völker mit ihren Regierungen als auch die zur Lösung berufenen Mächte in ihren Interessen, ihren offenen und geheimen Absichten im schroffsten Gegensatz stehen. Hier streiten sich Vergangenheit und Zukunft, Absolutismus und Demokratismus, Eroberungsgelüste und Abwehr, Rechtssinn und altherkömmliche Unordnung, Anmaßung und Halsstarrigkeit in Theorie und Praxis, in Princip und Geschichte miteinander, und die traurige Aufgabe, sich von nun an fortwährend mit einer schwieriger werdenden, fast unmöglichen Versöhnung aller dieser Gegensätze beschäftigen und in der beständigen Furcht leben zu müssen, daß die eine oder andere Wendung der Dinge in Italien die eigenen Interessen gefährden und irgendeinen Rivalen im Einfluß mächtiger machen könnte, ist die Strafe für die unbegreifliche Kurzsichtigkeit, womit man die heillose Wirthschaft in Italien bis zu dem jetzigen gefährlichen Punkt hat gedeihen lassen — einem Punkt, wo mit Verbesserungen keine Zeit mehr zu verlieren und doch jede plötzliche Aenderung und jedes Zugeständniß ebenso gefährlich ist als der bisherige Gang.

Man hat 40 Jahre lang die Regierungen, auch die schlechtesten, gegen die als Rebellen behandelten Völker geschützt und aufrechterhalten. Jetzt ist man plötzlich in die gefährliche Nothwendigkeit versetzt, das ganze frühere System ins Gesicht zu schlagen und die Völker gegen ihre Regierungen zu schützen. Italien ist in den 40 Jahren den Heroen des alten Systems über den Kopf gewachsen. Man hat es nicht mehr mit einzelnen Verschwörungen zu thun, die Bayonnete reichen nicht mehr aus, da hier Princip gegen Princip kämpft und die öffentliche Meinung, die für das eine Princip einsteht, seit der berühmten Schrift des Azeglio: „I casi di Romagna", zu einer moralischen Stärke angewachsen ist, die auch keine Großmacht mehr besiegen kann. Man ist gezwungen einzugestehen, daß das ganze bisherige Verfahren ein politischer Fehler war, der die italienischen Staaten ihrer Auflösung nahegebracht hat. Der Kirchenstaat ist in der öffentlichen Meinung aufgegeben und kann sich selbst nicht einmal durch die nun siebenjährige militärische Hülfe aufrichten. Es ist in den sieben Jahren in Italien keine Revolution, keine irgend bedeutende Verschwörung ausgebrochen, kein Ereigniß geschehen, das nach dem frühern

System irgendeine materielle Machtentfaltung könnte nöthig erscheinen lassen. Und doch hält man jetzt eine sehr ernste Beschäftigung mit den italienischen Angelegenheiten, und zwar diesmal ausschließlich zu Gunsten der Völker, für dringend geboten. Dies ist ein sehr merkwürdiger Umschwung der Dinge.

Die Zugeständnisse zu Gunsten des Volks haben aber in Italien und für die Mächte, die sie ausgesprochen haben, ihre gefährlichen Schwierigkeiten. Erstlich ist Das, was die Mächte vorhaben, eben doch eine Einmischung in die innern Angelegenheiten Neapels, trotz der vielen Phrasen zur Beschönigung derselben, mag es nun mit England als Ausnahmefall in einem feindlichen Vorgehen gegen Neapel und dadurch Erzwingung einer mildern Regierung, oder mit Frankreich und Oestreich in guten Rathschlägen bestehen. Nur hat England vorgeschlagen, gleich da anzufangen, wo die andern Mächte aufhören müßten. Die Frage liegt, besonders nach dem Kriege gegen Rußland, sehr nahe: warum interveniren die Mächte gerade jetzt in einer so neuen und eigenthümlichen Weise? Es gibt allerdings kein Land, worin so häufig und beständig intervenirt wurde als Italien, aber zu einem ganz andern Zweck. Es geschah meist ohne Plan und ohne System, am wenigsten zum Besten Italiens. Gerade der Zweck und die Art der frühern Interventionen hat das Land dahin gebracht, daß es jetzt der Gegenstand ernster Besorgnisse und diplomatischer Anstrengungen ist. Zwei mal intervenirte Oestreich allein mit einem Heer, angeblich von den bedrängten Regierungen berufen, zwei mal intervenirte es mit Frankreich zusammen, welches letztere nie gerufen wurde, und jetzt verlangt England, auch eine Hand in diesen bewaffneten Interventionen zu haben. Wie oft diese nun von den drei Mächten sich wiederholen und zu welchem Resultat sie führen können, das läßt sich vielleicht vermuthen. Aber daß die drei Mächte in ihren Absichten und letzten Zwecken weit auseinandergehen, ist jetzt schon klar und ebenso, daß für das italienische Volk wenig Ersprießliches daraus hervorgehen wird.

Was aber die diplomatischen Interventionen betrifft, so sind diese noch viel verderblicher und eigentlich der Grund gewesen, der die bewaffneten als natürliche Folge nach sich gezogen hat. Neapel und Sicilien wurde nach der Besiegung Napoleon's I. von den Engländern geradezu betrogen. Alle Hoffnungen, die Lord Bentinck hervorgerufen, geschützt und vertheidigt hatte, wurden unter dem Beistand seines Nachfolgers A'Court unterdrückt, bestraft, zertreten, weil der Minister Castlereagh es für die englischen Interessen für viel vortheilhafter erklärte, mit einem absoluten Herrscher, als mit einem durch eine Kammer repräsentirten Volk zu verhandeln. Und am Ende stand hinter der gan-

zen frühern Unterstützung doch nur ein niedriges Krämerinteresse und ein Raubgelüste auf Sicilien.

Seitdem intervenirte Niemand mehr für das Volk, unter den drei schlimmen Regierungen, die sich in Neapel aufeinander folgten. Man ließ die Minister Canosa, Medici, Intonti, Delcarretto nacheinander ihre scheußlichen Grausamkeiten verüben; Blutvergießen, Menschen körperlich und geistig foltern, Recht und Gewissen mit Füßen treten schien diesen Männern nur ein Zeitvertreib für ihre ganz gefühllose Natur zu sein. Den einzigen Fall müssen wir ausnehmen, wo Oestreich auf die Entfernung des furchtbaren Canosa drang. Der Bericht des östreichischen Obersten in Calabrien, der diesen Entschluß erwirkte, enthält Dinge, die uns unter die wildesten und unmenschlichsten Völker der Erde versetzen. Warum intervenirte man damals nicht, da man doch voraussehen mußte, daß das Volk unter solchen Regierungen verwildern, alles Religions- und Rechtsgefühl verlieren, jeder Hetzerei, jeder lügenhaften Vorspiegelung zugänglich werden, den Verrath und den unredlichen Gewinn nach dem Beispiel von oben für die einzige noch passende Thätigkeit halten würde? Ja da man voraussetzen mußte, daß ein solches Volk in seiner Erniedrigung nur noch an seinem eigenen Egoismus zu gängeln ist, daß aber, wenn dasselbe sich einmal über die gewohnte Trägheit des Lebens erhebt und nur einen Funken Licht erhält, alle spätern erzwungenen Versuche, der Zeit, dem Recht, der Vernunft Rechnung zu tragen, durch furchtbare Explosionen übertriebener Foderungen und stürmischen Eingreifens vereitelt werden?! Man hat diese Folge politischer Weisheit in Rom erlebt, wo der Jubel über einige ganz gerechtfertigte Verbesserungen zuletzt zu Revolution, Republik und Meuchelmord führte, und wo seitdem das Volk und der Staat nicht mehr zu halten und zu erheben sind.

Was man vor 30 Jahren gegenüber den genügsamen Völkern leicht erlangen konnte, einige Verbesserungen in der Staatsmaschine, die den vernünftigen Fortschritt in langsamer Entwickelung auch nur anbahnten, das kann man jetzt ohne Gefahr kaum mehr anbieten, da die Völker jetzt die ganze Summe Dessen, was ihnen fehlt, erkannt haben und in naheliegendem Misverständniß gleich nach dem Letzten und Gefährlichsten greifen. Allein man fürchtete damals, das Princip der Legitimität und Stabilität zu verletzen, und hat es nach 30 Jahren glücklich so weit gebracht, daß es auch zugleich das Princip der Revolution ist. Jenes Princip der Legitimität äußerte sich früher als furchtbarer Despotismus, und man intervenirte nicht. Jetzt, wo seit sieben Jahren dieser Despotismus unendlich gemäßigter auftritt, wo er wirklich auf dem Weg ist, Einiges für das materielle Wohl des Volks zu thun, jetzt will man sich plötzlich einmischen und Einrichtungen abschaffen, deren weit furchtbarerer Wirkung man früher in aller Ruhe zugesehen hat.

Der Zeitpunkt ist unglücklich gewählt, wenn er ja noch in der Wahl der Mächte lag und nicht der eiserne Fortschritt der Zeit mit unbesiegbarer Nothwendigkeit darauf geführt hat. Er ist gefährlich, weil er solange hinausgeschoben war, und wird bei längerm Zögern immer gefährlicher werden. Revolutionen und unzählige blutige Aufstände sind durch ein System hervorgerufen worden, das jetzt geändert werden soll. Werden die Westmächte durch ihre Foderungen nicht den frühern Revolutionen eine gewisse Berechtigung zugestehen und zugleich auch noch das Princip der Souveränetät angreifen? Dies ist eben die Strafe früherer Kurzsichtigkeit, daß jetzt kein anderer Ausweg mehr ist. Man hat früher die Revolutionen mit materieller Gewalt zu Gunsten der Regierung niedergedrückt und war beruhigt, wenn die Zeitungen berichten konnten, „Ruhe und Ordnung" sei wiederhergestellt. Jetzt muß man der Welt eingestehen, daß dieses Uebertünchen das Uebel nur ärger gemacht hat, daß durch die größten politischen Fehler einzelne Staaten Italiens der Auflösung nahegebracht sind, daß also anders regiert werden muß, und daß man, um diese Regierungsänderung zu bewirken, alte völkerrechtliche Grundsätze umstoßen muß. Dieses gefahrvolle Experiment soll nun zuerst in Neapel versucht werden.

Lassen wir die in dem ganzen Unternehmen recht deutlich durchscheinenden Privatinteressen, die Handelsspeculationen der Engländer, ihren Kampf gegen den östreichischen Handel beiseite und halten wir uns nur an die philanthropischen Gedanken, die in den Conferenzen und Noten als eigentlicher Zweck der Einmischung angegeben wurden, so steht soviel fest, daß die drei betheiligten Mächte in der Nothwendigkeit der Verbesserung einig sind, daß Oestreich sich gegen eine öffentliche Einmischung durchaus erklärt, England durch eine gewaltthätige Einmischung Reformen erzwingen, und Frankreich durch einen etwas weniger drängenden, aber von der materiellen Macht unterstützten moralischen Einfluß die neapolitanische Regierung zu Verbesserungen nöthigen will. Nach der identischen Note, welche England und Frankreich im Juni an Neapel abgeschickt haben, soll die Reform hauptsächlich nur im Justizwesen durchgeführt und die ungerechte Willkür in Handhabung der Criminalgerichtsbarkeit aufgehoben werden. Die ganze gebildete Welt wird sich freuen, daß in Neapel gebessert werden soll. Wer aber die Zustände in Italien kennt, wird gestehen müssen, daß weder die Foderung in ihrer Einseitigkeit, noch viel weniger das Mittel, dieselbe durchzusetzen, zu irgendeinem Resultat führen wird. Denn man begeht hier wieder die Kurzsichtigkeit, Zustände, die ihren Grund in der geistigen und moralischen Entwickelung eines Volks haben, mit Kanonen heilen zu wollen.

Also das Justizwesen soll reformirt werden. Es entsteht hier die große Frage, die man sich vorher hätte vorlegen sollen: Kann man dieses

reformiren, ohne die übrige Staatseinrichtung, ohne die geistige und moralische Bildung und den Charakter des Volks zu verbessern? Wie ist denn die Justiz Das geworden, was jetzt den Unmuth und die Besorgniß der Mächte erregt? Doch nur in und mit dem Volke. Was ein tüchtiges Volk sich nicht gefallen läßt, das wird ihm von seiner Regierung nicht geboten, die ja selbst aus dem Volkscharakter hervorgeht. Die römischen tyrannischen Kaiser waren nicht möglich ohne das römische Volk ihrer Zeit, das allen Charakter verloren hatte und in seiner sklavischen Geistesbeschränktheit nur nach Brot und Lustbarkeiten verlangte. Manche Regenten Neapels wären in vielen Ländern nicht möglich, in andern ebenso gut als in Neapel, wo das Volk sich auch nicht höher erhebt als zum Wunsch des Unterhalts und der Genüsse. Der König findet in seinem Land sehr brauchbare Minister für seine ehrgeizigen und absolutistischen Gelüste. Die Minister finden ein zahlreiches Heer von servilen, bestechlichen Beamten, die ihre Stellen oft durch Kauf oder noch schändlicher durch Preisgeben ihrer Ehre und ihrer Töchter erlangt haben und nun durch alle Mittel reich werden wollen. Die Beamten finden ein noch zahlreicheres Heer von gemeinen Spionen und Denuncianten, die zu Zeiten einen großen Theil des Volks selbst ausmachen und bei denen die Triebfedern zu ihrem elenden Gewerbe Privathaß und Rache, Geldgewinn und Genußsucht sind. *Setzen wir* ähnliche Verhältnisse z. B. in England voraus, so *werden wir ähnliche* Regierungen sehen.

Das neapolitanische Volk liegt in einem vollständigen geistigen Todesschlaf und in moralischer Erniedrigung, und zwar nicht erst seit kurzem und nicht durch die Schuld der jetzigen Regierung, sondern durch die Schuld des Standes, der immer und überall eifersüchtig die Volkserziehung als sein ausschließliches Recht beansprucht. An den Banden des Cardinals Ruffo, an den Räuberhorden im Süden und in den Abruzzen, den Grausamkeiten und Mordthaten der Calabresen unter dem Panier der königlichen Sache, den scheußlichen Plünderungen der Lazzaroni in Neapel, den blutigen Auftritten während der Cholera sehen wir, welcher Bestialität die untere Schichte der Bevölkerung fähig ist. Der große und gesündeste Theil des Volks lebt, mit den schönsten Anlagen, im eigentlichsten Sinn wie eine stumpfe Heerde unter der Obhut seiner Pfaffen dahin, in dem crassesten Aberglauben und der tiefsten Unwissenheit, sorgfältig bewacht vor jeder geistigen Regung, jedem bessern Gedanken. Es hat seinen Verstand, sein Gewissen, sein moralisches Ehrgefühl ganz der Kirche und den Klöstern übergeben, bezahlt seine Heiligen für ihre Hülfe, wartet auf Wunder, und ist in die vollkommenste Trägheit eingelullt, da seinen dringendsten Bedürfnissen am Ende durch Betteln vor den Klosterthüren abgeholfen wird und kleine Betrügereien und Unredlichkeiten

schon die Mittel zu Genüssen verschaffen. Die Geistlichkeit war die Erzieherin dieser Masse. Die niedere war selbst roh und unwissend, und hütete sich, wenn sie es ja gekonnt hätte, ein besseres Licht unter die Leute zu bringen. Die Schulen waren und sind noch systematisch vernachlässigt, man trifft selten einen Bauer oder Handwerksmann, der lesen oder schreiben kann. Die allgemeine Schule für das Volk, sagt Palmieri, ist Kriecherei, Heuchelei und Spionirerei. Bettler, Räuber und Mönche füllen das ganze Land, Mönche in hundert verschiedenen Arten, bettelnde und genießende, Priester genug, um in ganz Italien den Gottesdienst zu versehen; die Geistlichen wetteifern bald mit den Proletariern, bald mit den reichsten Schwelgern. In den Städten trifft man bei jedem Schritt auf ein Nonnenkloster. Selbst das materielle Wohl, das die Regierung den Willen hat zu fördern, kommt gegen den Aberglauben und Unverstand nicht auf.

Und als ob das Alles nicht hinreichte, wurden den Jesuiten auch noch die höhern Schulen und die Erziehung der höhern Stände übergeben. Nach dem Beispiel des Königs buhlte der ganze Adel, besonders der weibliche Theil desselben, um die Gunst der Jesuiten; sie übergaben ihnen ihre Gewissen und schickten ihre Söhne in ihre Schulen, die freilich die besten im Lande waren. Es gab fast keine adelige Familie, deren Söhne nicht bis zum Mannesalter von einem sie nie aus den Augen lassenden Priester dressirt und gegängelt wurden und die dann für ihr übriges Leben bei ihrer Geistesarmuth denselben Vormund beibehielten. Die Jesuiten hatten die specielle Mission, die Unterthanen zu blinder Ergebenheit und passivem Gehorsam abzurichten, wie man aus dem von Carové mitgetheilten neapolitanischen Katechismus ersieht. Finsterniß, Aberglaube, Unwissenheit, Trägheit, die die frühere Erziehung überliefert hatte, wurden nicht gerade gebessert. Welche Art von Licht in den Collegien verbreitet wurde, kann man leicht erfahren, wenn man die „Civiltà cattolica" und französische und deutsche Blätter ähnlicher Farbe liest. Gegen jede neue Idee war das Königreich hermetisch verschlossen. Die Universitäten verfielen. Kaum einige bessere Geister machten Privatstudien, und es ist erstaunenswerth, daß bei der allgemein verordneten Ignoranz noch einige tüchtige Gelehrte im Lande waren, deren Ideen sich freilich nur im Alterthum oder frühen Mittelalter bewegen durften.

Obgleich für die Blindheit und den Fanatismus des Volks so umfassend gesorgt schien, so erhielten doch die Jesuiten auch noch die geistige Dressur der Soldaten. Der Pater Cappellone war, solange er lebte, Beichtvater und Prediger der königlichen Garden und Gendarmen. Der Stifter ihres Ordens, Ignaz von Loyola, wurde zum Feldmarschall mit entsprechender Besoldung ernannt, die an das Profoßhaus in Neapel ausbezahlt wurde. Vor allen Heiligenbildern wurden militärische Ehren-

bezeigungen verordnet. Die Jesuiten erhielten endlich auch die geistliche Direction der Gefängnisse und die geistliche Censur und Herrschaft über die Presse. Es war also kein Stand, kein Alter und Geschlecht, kein zufälliges oder nothwendiges Ereigniß, die nicht von ihrem tyrannischen Einfluß beherrscht, kein Gedanke und Gefühl, keine geistige Regung, die nicht in die von ihnen vorgezeichneten Schranken niedergedrückt wurden.

Was blieb bei dieser heillosen Erziehung und Verstümmelung des Geistes der südlichen Lebendigkeit Anderes übrig, als ein Bewegen in kleinlichen Leidenschaften, Befriedigung des Egoismus durch unehrliche Mittel, ein elendes Treiben in religiösem Indifferentismus, ohne Charakter, ohne Recht, ohne Ehre? Die Sorge des Hofs war Jagd, Turniere und andere Lustbarkeiten, auf Bällen und Maskeraden wurden die schamlosesten Lüsternheiten aus den Zeiten Ludwig's XV. zur Schau getragen. Die Sorge der Aristokratie war zügelloser Luxus, Ueppigkeit und Laster. Der Betrug wurde unter den Regierungsmännern beschönigt, bei dem Volk fast nicht bestraft und in einigen Provinzen wie Calabrien fast legitimirt. Die Corruption wurde unter Franz I. in der weitesten und ungeheuersten Ausdehnung getrieben. Sie durchdrang alle Zweige der Verwaltung bis in die höchsten Classen der Gesellschaft. Der herabgekommene verschuldete Adel mit seinen vermehrten Bedürfnissen lief mehr dem Geld als der Ehre nach. Eine ähnliche Corruption, die sich mit dieser messen kann, findet sich nur noch in der römischen Büreaukratie. Gerechtigkeit und Ehrenstellen, die ersten Aemter des Reichs wurden versteigert, die schändlichsten Verträge für legitim gehalten. Medici war der allmächtige Patron aller Ministerien. Er und die königlichen Favoriten, der Kammerdiener Viglia und die Kammerjungfer Caterina de' Simone verkauften alle Stellen. Der Handel wurde so unverschämt getrieben, daß der Käufer gezwungen war, ehe er die Stelle erhielt, den dafür ausbedungenen Preis niederzulegen. Viglia sammelte sich dadurch ein enormes Vermögen. Man sagt, er habe das Finanzministerium für 30,000 Ducati an Caropreso verkauft, der natürlich auch wieder alle Stellen seines Departements bis in die untersten im Preis hochhalten mußte. Ferdinand II. wollte ganz selbständig regieren und wiederholte den frühern Zustand nur in anderer Weise. Herrschgier, Mistrauen und Aberglaube brachten ihn bald in die Fesseln der zwei absolutesten Mächte, des Polizeiministers und des Beichtvaters. Unter ihnen wurde wieder Alles käuflich. Während sich Beide immer gegenseitig zu stürzen suchten, waren sie doch einig in dem System der schändlichsten Corruption des ganzen Volks. Die ganze Justiz, Verurtheilungen, Exile, Einkerkerungen, wurden Gegenstand der Speculation. Der schlechteste Theil der Bevölkerung diente dieser Macht, die Angeberei war organisirt, Räuber und liederliche Wei-

der boten ihre Dienste an und wurden benutzt „zur Rettung der von den Constitutionellen bedrohten Gesellschaft“.

Wir wollen nicht weitere Belege suchen, von denen alle Werke der gebildeten Italiener und der neuern Reisenden erfüllt sind. Jene Zustände aber sind nicht von gestern und lassen sich nicht durch Ermahnungen oder gar durch Kanonen in Einem Tag heilen. An ihnen ist auch nicht die jetzige Regierung schuld: denn sie hat ihre Existenz in ihnen, oder vielmehr die Zustände haben die Regierung gemacht. Diese ganze Wirthschaft ist aber durch drei Regierungen gutgeheißen worden. Will man jetzt plötzlich an Dem ändern, was nur eine äußere Erscheinung der ganzen Krankheit ist? Der ganze Pöbel steht unter den Pfaffen und der Polizei, immer auf Seiten der Regierung, und wächst unter jenen beiden Erziehern üppig zu einem Alles verschlingenden Proletariat an, das bei jeder Gelegenheit die Besitzenden in Angst und Schrecken versetzt. Die Besitzenden treibt der Egoismus Aemter zu suchen, und sobald sie diese haben, sind sie servile Knechte einer Regierung, die sie eigentlich hassen. Die Minorität der Gebildeten, wenn sie ja noch im Lande verweilen, ist gar zu unbedeutend, und die geistige Macht der Belehrung bei dem wachsamen Mistrauen der Kirche und der Polizei ganz unmöglich.

Kann man nun den König zwingen wollen, dies Alles zu ändern, die ganze Staatsmaschine umzuwerfen und den Geist des Volks ganz neu zu bilden, während er selbst in Verhältnissen befangen ist, die man seit 100 Jahren in aller Ruhe sich entwickeln ließ? Wird sich das Volk seine bequemen Erzieher, seine Pfaffen mit ihren Heiligenbildern, Wundern, Reliquien und unzähligen Festtagen so schnell nehmen lassen? Wird es so schnell fähig sein, sich zum Selbstdenken und Arbeiten zu erheben, wird ihm so schnell das Gefühl für Recht und Ehre, die Tugenden eines Staatsbürgers erwachen, gegen deren Macht der Despotismus und die Willkür die Waffen strecken müssen? Die Verlegenheit ist eben die, daß man den König nicht zwingen kann. Denn wenn er auch Concessionen macht, so wird bald Alles wieder von selbst in den alten Zustand zurückfallen; wenn er andere Minister nimmt, so wird bei fortgesetzter gleicher Volkserziehung die Corruption und Unredlichkeit von oben bis in die untersten Classen nicht aufhören, weil sich immer Käufer, Spione und Denuncianten und andererseits die ungezügelten Leidenschaften, Habsucht, Haß und Genußsucht finden werden. Will man aber Alles niederreißen und nach einem neuen System aufbauen, wo ist das Volk, das den Bau verstehen und festhalten kann? Wird er nicht eine leere Form sein, welcher Leben und Geist fehlt?

Aber die Mächte verlangen angeblich blos ein milderes Verfahren in der Justiz, um die „die Ruhe Europas gefährdenden Revolutionen zu verhüten“. Hat man wirklich gedacht, daß man dadurch das Königreich

Neapel und Sicilien für immer beruhigen, und daß alsdann auch in andern Ländern die Ruhe nie gestört werden wird? Die Geschichte sagt das Gegentheil. Wenn wir die durch Mazzinistische und Sanfedistische Wühlereien angeregten kleinen Aufstände ohne Plan und Ziel hier beiseite lassen, so finden wir seit **1815** zwei große Revolutionen zu Gunsten einer Repräsentativverfassung. Diese allein also, könnte man sagen, würde das Volk beruhigen und fernere Revolutionen verhüten. Man würde sie aber schwerlich jetzt schon geben wollen oder können. Denn daß bei dem jetzigen geistigen Zustand und der bisherigen Erziehung des Volks eine Constitution das unpassendste, ja gefährlichste Geschenk für Neapel wäre, darin wird Jeder einstimmen, der Land und Leute kennt und die Geschichte der zwei Constitutionen gelesen hat. Siciliens Revolutionen aber zielten alle auf Losreißung von Neapel.

Es ist also klar, daß die Foderungen der Mächte nichts bessern und nichts nützen, weil sie nur die äußere Erscheinung des Uebels, welches das ganze Land durchdringt, verdeckt haben wollen. Es scheint fast, als habe man nur einige Rücksicht auf das stärker erwachte moralische Gefühl der Völker und die öffentliche Meinung nehmen und scheinbar etwas thun, die eigentliche Lösung der Frage aber, die noch gar oft und immer ernster anklopfen wird, künftigen Geschlechtern überlassen wollen. Denn mit einigen Concessionen, wir wiederholen es, ist hier nichts, gar nichts gethan. Das Volk ist nicht sowol Sklave eines despotischen *weltlichen* Willens, als vielmehr die Regierung sammt dem Volk Sklave des Pfaffendespotismus, der über ganz Italien wie ein Grabstein liegt und gegen den bekanntlich selbst der Papst nicht aufgekommen ist. Will man in Neapel etwas thun, so muß das Volk aus seinem niedern geistigen Zustand zum Selbstdenken und Selbsthandeln erweckt, sein Gewissen, sein Moral- und Rechtsgefühl muß aus der Vormundschaft der Pfaffen befreit werden, damit es sich selbst einen Zustand schaffe, der auf Ehre, Recht und Moral beruht. Dies läßt sich aber begreiflicherweise nicht durch äußerliche Gewalt hervorbringen. Das einzige Aeußerliche, was hier auf langsamem Weg wirken kann, ist das Beispiel Piemonts, das in seiner Emancipation einen erfreulichen Fortschritt macht. Die geistigen und materiellen Vortheile dieser Emancipation müssen über kurz oder lang die Neapolitaner zum Vergleich zwingen und sie das Uebel da anfassen lehren, wo es eigentlich sitzt. Wenn man aber in Neapel wirklich bessern und retten will, warum legt man Piemont so viele Schwierigkeiten in den Weg? Auf solche Inconsequenzen treffen wir überall in der Geschichte, wo die Politik der crassesten Selbstsucht ein Mäntelchen der Tugend und Humanität umhängt, um sich noch eine Weile oben zu erhalten. Piemont ist der einzige Staat, der durch vorsichtige Verbreitung seiner Grundsätze und durch sein Beispiel die Bevölkerung Italiens wieder zu

einer Achtung gebietenden Stufe erheben kann. Aber es ist auch gerade der Staat, der bei der sonstigen fortwährenden, so oft gerügten fremden Einmischung in diesem Streben am wenigsten unterstützt, ja sehr oft angefeindet und zurückgestoßen wird. Auf keinen Fall ist Neapel der Ort, wo man das Uebel, das Italien niederdrückt, zuerst angreifen sollte (höchstens war es gut, um einigen Schein zu machen), sondern der Kirchenstaat, auf welchen ja Cavour auch in seinem Memorandum sehr deutlich und fast ausschließlich hingewiesen hatte. Man hütet sich aber, diese Frage jetzt schon auf die Tagesordnung zu bringen, bis Rom die Mächte gelehrt haben wird, noch mehr als einen geheiligten Grundsatz des Völkerrechts und der äußern Politik über den Haufen zu werfen, und was dann aus der gegenwärtigen europäischen Ordnung werden wird, das müssen künftige Zeiten lehren. Man kann freilich in Rom keine Verbesserungen verlangen, solange man im eigenen Lande die mittelalterliche Pfaffenwirthschaft hegt und den Zeloten erlaubt, in öffentlichen Blättern skandalöse Schauspiele zu geben, die Religion wie Kirche die gefährlichsten Schläge versetzen und dem Indifferentismus und Formendienst immer größere Ausdehnung geben.

Ein Schuldrama aus dem Jahr 1705.

Mitgetheilt

von

August Henneberger.

Die Sitte, durch die Schüler der gelehrten Schulen dramatische Aufführungen geben zu lassen, war durch ganz Deutschland verbreitet. In der Regel waren die Rectoren der Schulen gleich den alten Tragöden zugleich Dichter und Regisseure ihrer Stücke. Die Stücke selbst entnahmen ihren Stoff meist der biblischen Geschichte, zumal des Alten Testament, wie wir denn z. B. noch eine ganze Reihe „Susannen" besitzen.

Diese Sitte des Schuldramas reicht aus dem 16. und 17. Jahrhundert noch in das vorige herüber. In kleinern Residenzen diente dasselbe wol auch, ein stehendes Theater, wie sie anfingen Mode zu werden, zu ersetzen oder wenigstens zu ergänzen. Nie und nirgends aber mag je eine sonderbarere Aufführung stattgefunden haben, als die ist, von welcher ich die Leser dieser Blätter einige Augenblicke zu unterhalten wünsche.

Im Jahr 1705 wurde in Arnstadt „auf gnädigste Erlaubniß des Gra-

fen Anthon Günther von Schwartzburg von einigen bei der hochgräflichen Landschule zu Arnstadt befindlichen Alumnis vorgestellet:

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens."

In vier Acten. „Der erste Actus handelt vom Looßen, der andere vom Mältzen, der dritte vom Brauen, der vierdte vom Schencken." Wirklich wird der Act des Bierbrauens in dieser Operette (denn eine solche ist es) von seinem Beginn, der Vertheilung der Bierloose durch das Mälzen und Brauen hindurch bis zum Ausschank in Dialog, Recitativ und Arien dargestellt. Und zwar in allen Einzelheiten und technischen Feinheiten, mit beständiger Beziehung auf das positive Recht der arnstädter Brauordnung. Dagegen entbehrt allerdings die Oper eines eigentlichen Helden und einer durchgehenden Handlung, wenn man nicht eben das Bier als diese Hauptperson und seine Bereitung als die eigentliche Einheit der dramatischen Handlung betrachten will.

Aus dieser Operette nun, deren Stoff an Seltsamkeit gewiß seines Gleichen sucht, mögen zur Gemüthsergötzung einige Scenen hier stehen.

Nach einem Prolog, in welchem von der Wichtigkeit der Ordnung überhaupt und insonderheit der Brauordnung für die „Republik" gehandelt wird, beginnt das eigentliche Stück mit einer Unterredung zwischen

Eucharius (Stadtvogt), Isidorus (Raths-Secretarius), Valerius (Malzmesser).

Act. 1, Sc. 1.

Euch. (Recit.) Wir finden uns nun hier zum Bierlooß-Handel ein,
Es wird der Looß-Termin ja angesaget sein.

Isid. Die Diener unsers Raths sind ausgeschickt gewesen,
Und wer nun selbst, ingleichen durch die Seinen
An diesem Orthe wird erscheinen,
Der meldet sich, denn er wird abgelesen.
Inzwischen möchte ich von derer Brauer Rechten,
Die in das Bierlooß gehen wollen,
Und auf verschied'ne Art geschickt sich machen sollen,
Anitzo mit dem Herren Stadtvogt fechten.
Dieweil ich nicht zur Gnüge kann begreiffen:
Auf was vor Gründen sich die Braugesetze steiffen?

Euch. Was hat Er denn vor Grillen aufgefangen,
An welchen noch desselben Zweifel hangen?

Isid. Zuvörderst weiß ich nicht, ob dieses kann passiren,
Daß unsre Ordnung nur Dieselben will berühren,
Die solche Bürger sind, die schon in Mitteln stehen,
Und die insonderheit zur Kriegs- und Friedens-Zeit
Mit Rüstung Feld und Stallung wohl versehen?
So wird das Braurecht hier von Reichen nur genossen,
Hingegen werden ja die Armen ausgeschlossen.

Euch.
Wie sehr der armen Leute Heyl
Der Obrigkeiten Sorgen mehret,
So ist doch nirgendswo ein Theil
Zum Bierbrau ihnen noch bescheret.
Denn stellt man sich als Brauherr ein,
So muß der Vorschuß fertig sein.

Die Ordnung wird ja sonst gehemmt,
Die in dem Schencken sollte bleiben,
Wenn einen solches Armuth klemmt,
Daß er nicht Körner auf kann treiben.
Gemeiner Schaden folgt gewiß
Aus solcher Armuth Hinderniß.

Aria.
Gemeiner Nutzen geht nun vor.
Drumb kann das Armuth nicht begehren,
Daß man zu ihren sondern Flor
Den Brauwunsch ihnen soll gewähren.
Sie wären ja zu rechter Zeit
Nicht mit dem Vorschuß gleich bereit.

Denn wenn das erste Brauenlooß
Auf einen Armen itzo fiele,
Der ganz und gar von Mitteln bloß,
So folgen nur verwirrte Spiele.
Da ist die Ordnung ausgethan,
Wo man nicht Erster werden kann.

Recit.
Hieraus ersieht Er nun, Herr Secretarius,
Daß man in diesem Fall die Armen übergehen muß.
Val. Wie aber, wenn ein Armer sich erkühnte,
Und wider unsern Ausschluß und Verbot,
Nur ümb sein Bißgen Brodt
Der Reichen Hülfe sich bediente,
Daß er mit ihnen in ein Hörngen bließ,
Und sich das Malz und Hopffen schencken oder leihen ließ,
So würde ja die Brauer-Ordnung übergangen.
Was wär' alsdann mit Armen anzufangen?

Nachdem Eucharius, der Stadtvogt, in echt conservativer Gesinnung, auf dieses sowie noch einige andere Bedenken der Neuerungssüchtigen in juristischen Deductionen, welche theils als Recitative, theils in Arienform vorgetragen werden, widerlegt hat, folgt in der zweiten Scene das wirkliche Verloosen der Brauloose.

Der zweite Aufzug handelt in der That wie angekündigt vom Mälzen. Zwei Bürgersfrauen, Corrasia, die Geizige, Zusammenscharrende, und die ehrliche Eulalia unterreden sich. Erstere ist wegen Mälzens am Sonntag bestraft worden und muß nun von Eulalia noch hören, daß ihr Recht geschehen sei. Sie lenkt daher das Gespräch ab.

Corr. Nu, nu, mit Schaden wird man klug.
Inzwischen muß ich Sie doch fragen:
Wie viel Sie Maltz zur Darre pflegt zu tragen,
Wenn Sie ein Waitzenbier und Stadtbier denckt zu brauen.
Eul. Ich pflege auf den Werth der Körner erst zu schauen.
Alsdann ist meine Mältz-Manier,
Daß ich auf ein Looß Waitzenbier
An Gerste vier und vierzig Maaß verbrauche,
Und zehn Maaß Waitzen in die Pfanne tauche.
Ich schütte sechs und vierzig Maaß an Gerste ferner ein,
Davon muß dann das Stadtbier köstlich sein.
Corr. Das sind Verschwender Sachen!
Ey, wenn ich Maltz muß machen,

So habe ich zu einem Waitzenbiere,
Damit ich den Profit nicht gar verliere,
An Gerste acht und dreißig Maaß vonnöthen.
Daneben ist auch fünff Maaß-Waitzen satt,
Damit das Bier noch den Geschmack von Waitzen hat.
Man zehlt mich zwar hernach zu denen Vorthel-Kröten,
Im Fall das Biergen gar zu dünne,
Doch ziehe ich mir's nicht zu Sinne.

Aria.

Wenn man an guten Gersten-Körnern
Nur acht und dreißig Maaß gemälzt,
Und fünf Maaß Weitzen drunter wälzt,
So fließt der Nutzen aus den Börnern,
Und bringt das Maltz ein Waitzenbier
An mehr als neuntzig Eimern für.

Recitat.

Man setzt uns zwar zum Waitzenbrau
Nicht mehr als neuntzig Eimer an;
Doch kehre ich mich gar nicht dran.
Deswegen bleibe ich noch eine Brauherrn-Frau.

Der dritte Aufzug beschäftigt sich in gleich gründlicher und belehrender Weise mit dem Brauen. Gleich in der ersten Scene wird der Einwand, daß die starken Biere zu allerhand Excessen Veranlassung geben, von Eucharius, dem Vertheidiger des Bestehenden, in folgender Arie widerlegt:

Keinesweges vom Getränke,
Sondern von der Völlerey
Kommen die verbotnen Schwäncke
In bestellter Polizey.

Wenn nun gleich die Obrigkeiten
Starcke Biere eingeführt,
Bleibt doch wahr, daß denen Leuten
Keine Trunkenheit gebührt.

Und wie wenig starcke Weine
Blos daher verdammlich sind,
Weil das Unglück sehr gemeine,
Das vom Weinsoff sich entspinnt:

Gleich so wenig sind die Säffte,
Die aus dem Getraide geh'n,
Umb der Trunkenheit Geschäffte
Als verdammlich anzusehn.

Wer von einem schwachen Magen
Und nicht will im Unglück seyn,
Nehme, was er kann vertragen,
Von dem starcken Biere ein.

Gewiß ein sehr beherzigungswerther Grundsatz! Aber der Dichter besitzt Humor genug, seinen großen Gegenstand nicht nur ernst, feierlich und mit erhabener Moral, wie wir seither gesehen haben, zu behandeln: gleich Shakspeare schiebt er komische Scenen ein, um das Gemüth des Zuschauers, aufgeregt wie es sein muß durch die tragische Handlung des Mälzens und Brauens, wieder zu beruhigen und gleichsam abzuspannen. Diese komischen Scenen, in welchen Dialekt gesprochen wird, machen sogar einen großen Theil des Stücks aus. Auch hiervon möge ein Pröbchen

hier stehen. In der dritten Scene des vierten Aufzugs tritt „Bibisempria, ein Bierzapfferin“ auf und spricht sich in folgenden lyrischen Ergüssen über die sociale Stellung der Bierzapferinnen im Allgemeinen und über ihre eigene bierzäpfferische Individualität aus.

Bibisempria (mit einem zinnernen Gemäß).

Es steht mir zwar den gäntzen Tag der Bierhan offen,
Drömb denkt auch manches wohl: de Zäpffern wür versoffen.
Allaine hürt maal moine Onscholb an,
Die äch oich stracks su dorthu kan.

Aria.

Me riecht das Bier den gäntzen Tag,
Su, däß mes nöch mieh rieche machg,
Geschwoige, däß mes trönke möchte.
Den Koche icklen die Gerödhte.
Hä werd schon vom Geroche saht,
Daß hä nischt noch der Spoise fraht.

Zu dähm su ös der Käller kühlt,
Däß önn der Dorst värn Fasse fählt.
Die Zäpfflern dencken nöch ans trönken,
Woil sie vom Biere immer stöncken.
Der Zäpfflern Rohck ohn Schärtze riecht,
Däß ähr de Lost zum Tronck verkriecht.

Jä, wenn me in der Stoben wür,
Su glaib öch önn das Döng noch ihr,
Däß onser ains än Dorst bekűme,
On ä Gesieß zum Moule niehme;
Ih wößt ju, wenn de Zäpffern friert,
Däß sä davon den Dorst verliert.

Endlich möge diese Blumenlese mit einer Scene schließen, welche Dialekt und Hochdeutsch verbindet, indem Mendaculus, der Bierruffer (Mendaculus genannt, weil er als städtischer Bierausrufer täglich zu der officiellen Lüge: „Ein gut Bier“ genöthigt ist), als städtische Figur von Bildung hochdeutsch spricht, der Bauer Celjax aber in bäuerlicher, noch nicht von der Civilisation beleckter Unmittelbarkeit zeigt sich in seinem sonstigen Auftreten: denn er liefert durch einen recht tüchtigen Rausch an seiner Person den Beweis von der Trefflichkeit der arnstädter Braueinrichtung.

Celjax kommt, trägt einen neuen Sattel und daumelt von einer Ecken zur andern. Mendaculus.

Mend. Nu! nu! Ihr habt noch mehr von Waitzenbier als ich geseh'n.
Celj. Dech hah bim Sattler mant ä Tröpfgen Libsch getroncken.
Mend. Ihr könnet ja auf keinem Beine steh'n.
Celj. Hä, hä, äch schmorcke nöch, das thun mant die Halondken.
Do moß öch mät än Sattel vär än Thaler zohtn
Kont Ihr wuhl, was hä kost, errothn?
Mend. Man trifft im Rathen nicht die Summe gleich so eben,
Ihr habt doch einen Thaler wol davor gegeben?
Celj. Ih seyd ä kluger Hond;
Dech glaibe schier, däß Ih gehere kont.
Mend. Das sind gar schlechte Thaten;
Was Ihr mir vorgesagt, das kann ich leicht errathen.

Celj. Ey wahs? mi Sattel ös schont guth.
Mend. Ihr guter Mann! seyd nicht auff mich erpicht!
Ich tadle Euern Sattel nicht.
Celj. Wenn Ih möch vör än guthen Mahn, än Hahnrey, hält,
Häl öch Uch vör än Fönger-Hut.
Mend. Ey, Celjar, schwatzt doch nicht so ins Gelag hinein.
Erzehlt mir lieber was. Ihr seyd ja sonst noch fein.
Celj. Was sall öch Uch erzähle?
Mi Suhn lernt ötzond in der Karte späle.
[Mend. Darüber habt Ihr Eure Freude? rc. rc.

Denn ich denke, die Leser werden von der Volksthümlichkeit dieser Sprache und Poesie befriedigt sein. Die ganze Oper schließt mit einer „Schlußarie", zu welcher „alle singenden Personen" auftreten und von der wir wenigstens noch die beiden letzten Strophen mittheilen wollen. Die in diesen Versen angeredete Person ist Niemand anders als die Stadt Arnstadt.

Gott hat dir den edlen Frieden
Der aus manchen Gräntzen flieht,
Nebst der Nahrung noch beschieden,
Daß man dich ganz glücklich sieht.
Deine Brauer-Ordnung zeiget
Deiner klugen Obern Last,
Die dem Unheil vorgebeuget,
Das der Brauer Wohlstand haßt.

Drumb laß viele Lobgesänge
Deines Danckes Zeugen seyn.
Denn Barmherzigkeit die Menge
Schencket dir der Höchste ein.
Der vermehre deinen Seegen,
So du kannst in stiller Ruh
Dich mit fetten Träncken pflegen,
Und lobsingest Gott dazu.

D. S. L.

Verfasser dieses merkwürdigen Stücks ist jedenfalls M. Johann Friedrich Treiber (geb. 1642), welcher, früher Rector zu Schleiz, von 1674 über 40 Jahre lang der Schule zu Arnstadt vorstand. Aber der Componist? Die Sage nennt keinen Geringern als — Johann Sebastian Bach, welcher allerdings zur Zeit der Aufführung der Operette Organist der „Neuen Kirche" zu Arnstadt gewesen ist. Dies Letztere bezeugt Pabst, der jetzige Director des Gymnasiums zu Arnstadt.*) Derselbe würde sich aber ein besonderes Verdienst erwerben, wenn er über den Verbleib der Composition etwas mittheilen wollte und könnte. Mir wenigstens ist versichert worden, daß bis zum Jahre 1848 die Musik zu unserer Operette noch in Arnstadt vorhanden gewesen, damals aber bei der Demolirung eines Hauses abhandengekommen und seitdem verschwunden sei.

*) „Ueber eine im Jahr 1705 zu Arnstadt aufgeführte Operette". Programm des arnstädter Gymnasiums von 1846.

Ein französischer Schriftsteller.

Die innere Geschichte Englands während der letzten 40 Jahre hatte gewiß häufig Zeiten, wo im Volke und in der Politik, in der Literatur und der Kirche heftige Bewegungen waren; periodenweise ging die Aufregung in die Volksmassen hinein, gleichwie durch die höhern und gebildetern Stände. Dennoch macht der ganze Verlauf des englischen Volkslebens im genannten Zeitraume den Eindruck einer ruhigen, stetigen, gleichmäßigen Bewegung. Die Engländer bleiben im Kerne unberührt von den Stürmen im übrigen Europa, sie können sich zwar nicht abschließen gegen die Strömungen, welche die Geister in unserer Zeit bewegen, auch sie nehmen sehr Vieles vom Auslande auf; aber sie verarbeiten und verbrauchen es nach ihrem eigenen Sinn und Wesen, sie gehen, wenn sie auch mehrmals stehen bleiben und sich nach den andern Leuten umsehen, unerschüttert doch nur ihren eigenen Weg. Es ist das Einheitsvolle und Gleichmäßige in ihrem Volksleben in so langer Zeit, das Gemessene und Besonnene in der Entwickelung und im Fortschritt, was uns bei den Engländern imponirt, was uns Achtung vor dem britischen Charakter einflößt, soviel Hartes, Selbstsüchtiges, Einseitiges auch darin steckt. Die Engländer setzen seit 40 Jahren einem und demselben Mann Denkmäler, ihrem Wellington, den sie als den Typus ihrer Weltmacht und ihres Ruhms und ihres zähen, gescheiten, praktischen Nationalcharakters betrachten. Mit echtenglischer Unverschämtheit, fern von allem Zartsinn, pflanzten sie ihren „eisernen Herzog" schon bei seinen Lebzeiten in Erz und Stein dutzendweise in ihren Städten auf; denn sie wußten und fühlten es wohl, das war ihr eigener englischer Charakter, den sie dadurch sich und der Welt rühmend und sich daran erfreuend vor Augen stellten; die lange Wellingtonnase ist die echte Engländernase, welche hochmüthig zwischen den festen und klugen Augen unter der harten Stirn auf das Weltgewühl herabschaut.

Wie vielen gescheiten Männern haben dagegen während derselben Zeit die Franzosen in Schrift oder Erz Ruhmessäulen errichtet! Welche Wandelungen und Revolutionen haben sie erlebt, wie unstetig und hastig, verworren und zerklüftet nimmt sich ihr ganzes öffentliches Leben gegenüber dem englischen aus! Weil die Franzosen in der Literatur wie in der Politik widerstandslos sich gleich zum Aeußersten hinreißen ließen, sind in den letzten 40 Jahren bei ihnen die entschiedensten Gegensätze in Staat und Kirche, in Gesellschaft und Literatur zur Herrschaft gekommen. Das Einzige, was alle Franzosen einigt, was ihre Herzen ewig in gleichem Schlage zittern und glühen läßt, ist ihres Vaterlandes Ruhm und Größe; aber auf wie viel auseinanderlaufenden Bahnen, in welch

erschütternden vulkanischen Ausbrüchen haben die Parteien in Frankreich nicht schon ihres Landes Heil und Glück gesucht!

Die Menge und Schroffheit der Wandelungen in der französischen neuern Geschichte fällt Einem unwillkürlich auf, wenn man das Leben und die Schriften irgendeines hervorragenden Franzosen überdenkt. Man kann dreist den ersten besten herausgreifen, es sind nur *Wenige*, welche constant denselben Weg verfolgten und von den Schicksalsschlägen, die ihr Volk trafen, nicht verwundet wurden. Wir nehmen hier zum Beispiel Edgar Quinet, nicht weil er genial und mächtig gewirkt hätte; denn er zählt unter den Historikern und Dichtern des jetzigen Frankreich erst zu denen dritten Ranges, sondern weil er ein offenes Herz für alle Strömungen seiner Zeit und Umgebung hatte; in ihm und seinen Schriften spiegelte sich Alles wider, was Frankreich innerlichst bewegte, und er übertrieb es gern noch ein bischen. Quinet ist jetzt 55 Jahre alt, er kann ein wechselvolles, an Streben und Aufregung reiches Leben überblicken, und das Ende desselben ist — Bitterkeit und Verzweiflung, wenigstens solange bis die Würfel wieder anders fallen.

Quinet's erstes literarisches Auftreten fällt in die Zeit der jungen Romantik in Frankreich. Mehre reichbegabte junge Männer fanden sich damals zusammen in dem Widerwillen gegen die classische Muse, welche noch immer auf hohem Kothurn und wie mit Reifrock und Manschetten angethan in Frankreich herrschend einherschritt. Sie sehnten sich nach einem vollern, wahrhaftigern Leben, nach einer natürlichen Sprache, welche sich dem Gedanken und Gefühle anschmiege. Das Junge Frankreich wollte Beides seiner Nation schaffen und geben. Victor Hugo führte den Reigen an, es gab ein lustiges Ringen und Streiten, und der Erfolg war für die junge Freischar. Das Mittelalter mit all seinen erhabenen Ideen und seinen Derb- und Tollheiten, das Kolossale neben dem Lieblichen, das Idealschöne neben dem Koboldartigen, himmlische Gesänge verbunden mit gräßlichen Sprachverrenkungen, aber bei alledem eine Fülle und Frische von Ideen, wie sie die alte poetische und philosophische Schule der Nüchternheit nicht hatte, verschafften den Romantikern den Sieg. Sehr kam ihnen dabei das tiefe Füllhorn der deutschen Poesie und Philosophie zu Hülfe; sie berauschten sich förmlich in diesem Meer von Wissen und Ideen und wurden teutonischer als die langhaarigsten Burschenschafter diesseit des Rhein. Quinet hatte in Heidelberg studirt und war ein eifriger Schüler von Creuzer, dem Symboliker, gewesen: dies bestimmte für immer seine Richtung. Er machte archäologische Reisen in Italien und Griechenland und lebte darauf wieder vier Jahre lang in Heidelberg. In dieser Zeit erwarb er sich in der deutschen Literatur solche Kenntnisse, daß man sie für einen Franzosen gründlich nennen konnte. In jener Richtung liegt

auch sein Hauptverdienst. Er führte nämlich seine Landsleute in deutsche Ideen ein und trug wesentlich dazu bei, ihrem Geiste eine Neigung für ernste und tiefsinnige Anschauung zu geben. Mit Ampère, Sainte-Beuve, Marmier u. A., schrieb er damals im «Globe» geistvolle Kritiken, welche sehr vortheilhaft von dem in Frankreich herporgebrachten frivolen oder geschnürten Ton abstachen, übersetzte Herder's „Ideen" (1826) ins Französische und machte seinen Landsleuten auch „Das Leben Jesu" von Strauß bekannt. Mit Cousin, Lerminier, Guizot und Gleichstrebenden vertiefte er sich auch, und zwar gründlicher als die Andern, in die philosophischen Systeme der Deutschen. Seine Schrift: „Deutschland und Italien, Philosophie und Poesie" (1837), sowie das minder bedeutende Buch: „Das neue Griechenland und seine Beziehungen zum Alterthum" (1833), haben in der That etwas dazu beigetragen, die französische Literatur mit neuen und ernstern Ideen zu befruchten. Victor Hugo's Lorbern ließen aber Quinet nicht ruhen: er dichtete auch, und zwar maßlos. Das Ungeheuerliche und die Unnatur, das Seraphische und das Grobsinnliche war das Gebiet, in welchem der Meister der französischen Romantiker Außerordentliches leistete. Quinet übertraf ihn. Er peitschte seine Muse an zu wahnsinnigen Sätzen; seine Vergleiche reichen an Himmel und Erde zu gleicher Zeit und noch ein Stück weiter. Es genirt ihn nicht, die großen Domgebäude vor dem Grabe des Herrn knieen oder die Ewigkeit und das Nichts sich besprechen zu lassen. Die deutsche Metaphysik schien ihm den Kopf verdreht zu haben. Eigenthümlich blieb Quinet aber die Neigung zum Symbolischen; er vertiefte sich in das tiefste, geheimste Innere der Dinge und fand so wunderbare Bedeutungen in der Schöpfung, wie sie gewiß noch Keiner von allen himmlischen Heerscharen entdeckt hatte. So kam es, daß seine Epopöen, der mysteriöse „Ahasverus" (1833), der cyklopische „Prometheus" (1834), der gigantische „Napoleon" (1839), bei ihrem Erscheinen jedesmal Staunen erweckten, weil sie unleugbar viel Neues und darunter auch viel Geistvolles und Geniales enthielten: aber wer zehn Seiten gelesen hatte, hörte auf, weil er den Rest ungenießbar fand.

Im Jahre 1839 wurde Quinet als Professor nach Lyon berufen und sehr bald darauf nach Paris. Die romantische Schule war von den teutonischen Ideen zurückgekommen, die soliden deutschen Gedanken ließen sich eben nicht französiren, und die einmal fertige französische Sprache sträubte sich, wie bildsames Wachs sich gebrauchen zu lassen. Man begab sich wieder auf altfranzösischen Boden. Aber die Irrfahrten in der deutschen und englischen Literatur hatten doch hingereicht, um das Eigenthümliche darin zu erkennen und zu verehren. Man brütete nun den Goethe'schen Gedanken der Weltliteratur aus und sprach viel von der geistigen Verbrüderung der Völker. Die in den dreißiger Jahren nach Paris

ausgewanderten deutschen Schriftsteller gaben diesem Gedanken noch mehr Stärke und Ausdruck. Quinet hatte immer das Unglück, die Bestrebungen seiner Genossen aufs Aeußerste zu treiben, und so überschlug er sich auch in der Idee der Weltliteratur. Er sammelte seine Kritiken über Schriftsteller verschiedener Völker und ließ sich in der Einleitung dazu vernehmen: „Gleichwie in der Natur nur ein Genius, so sei auch in den Literaturen der modernen Völker nur ein und derselbe Genius allgegenwärtig, der Genius der Ritterlichkeit, der Philosophie, der Religion und Ueberlieferung, in den Schriftstellern aller Nationen arbeite und spiegele sich nur ein und derselbe Geist."

Indessen genügte doch diese pantheistische Auffassung der Literatur nicht hinlänglich, um die Arbeits- und Thatenlust zu befriedigen. Der Ehrgeiz und die Eitelkeit verlangten nähere Schauplätze. Die Romantiker in Frankreich hatten sich seit der Julirevolution vom Mittelalter weggewendet und waren modern-liberal geworden. Ihre Bestrebungen richteten sich auf die innern Zustände Frankreichs. Quinet nahm zuletzt die kirchlich-hierarchischen Bestrebungen aufs Korn und richtete gegen die Festung des Ultramontanismus Leuchtkugeln und Bomben seiner ausschweifenden Phantasie, aber auch die ganze Kraft und Wärme eines Mannes, der von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist. Mit einem rüstigen Kumpan aus der frühern romantischen Genossenschaft, dem ausgezeichneten Geschichtschreiber Michelet, schloß Quinet innige Waffenbrüderschaft, um gemeinschaftlich den parti-prêtre zu bekriegen und den Jesuitismus anzugreifen, wo er sich finde. Quinet hatte schon früher, 1842, ein Werk über den „Geist der Religionen" veröffentlicht; jetzt, 1845, ließ er sein Kriegsmanifest: „Der Ultramontanismus oder die römische Kirche und die moderne Gesellschaft", erscheinen. Die Schrift wirkte wie ein Blitzschlag, sie wurde reißend gekauft und rief die heftigsten Entgegnungen hervor. Noch im selben Jahre veröffentlichte Quinet eine neue Schrift, gleicher Tendenz, mit viel mehr Ruhe und Hoheit der Gedanken: „Das Christenthum und die Französische Revolution." Das Jahr darauf folgten seine „Ferien in Spanien".

Quinet war wie Michelet jetzt in eine leidenschaftliche Thätigkeit hineingerathen. Beide hatten früher das Mittelalter verherrlicht, jetzt schlugen sie wild auf Diejenigen los, welche sich auf die mittelalterlichen Institutionen stützten. Michelet begegnete es sogar, daß er dieselben Werke der gothischen Baukunst, welche er in ruhigern Zeiten hochgepriesen, jetzt mit Insekten mit langen Beinen verglich. Das Jahr 1848 fand beide Männer unter den rüstigsten Streitern der demokratischen Partei. Quinet gehörte auch in der Nationalversammlung zu den Mitgliedern des Bergs. Aus dieser Zeit rühren seine Schriften: „Der

östreichisch-französisch-spanische Kreuzzug gegen die römische Republik" (1849) und „Der Unterricht des Volkes" (1850).

Jedoch Ludwig Napoleon kam, sprengte die Parteien, und auch Quinet mußte die Leiden des Exils kosten. In Brüssel schrieb er 1853 ein dramatisches Gedicht „Die Sklaven" mit der Widmung „Exulibus exul", und im nächsten Jahre unter dem Titel „Marnix de St.-Aldegonde" eine Geschichte des Freiheitskampfes der Niederländer wider Philipp II. In der letztern Schrift beschäftigt er sich mit dem Thun und Treiben, der Religion, Politik und Kunst der Geusen, jener ritterlichen Bettler, welche in der Verbannung gegen den Despotismus kämpften, der ihr Vaterland drückte. Ein neueres Werk Quinet's verbreitet sich über die Geschichte der Revolutionen in Italien in einem Meer von Phrasen und Klagen. Dem Drama, welches den Kampf und Untergang des Spartacus darstellen soll, hat Quinet eine Vorrede vorausgeschickt, welche von Stilbravouren wie von Bitterkeit und Verzweiflung gesättigt ist. Er fragt: „Was beweist mir, daß die wahre Sklaverei, die des Gedankens, aufgehört hat? Ich sah eine ganze Gesellschaft ergriffen von der gleichen panischen Furcht bei dem Worte, das Irgendjemand sprach: Die Barbaren sind vor unsern Pforten! Vielleicht hätte man sich den Schrecken erspart, wenn man sich fragte, ob die Barbaren nicht vielmehr die Sklaven sind. Nach der Antwort, welche man auf diese Frage zu geben hätte, hätten sich alle Entschlüsse ändern können, weil nichts so unterschieden ist vom Barbaren als der Sklave, und das Verfahren ein ganz anderes ist, den Einen zu civilisiren und den Andern zu befreien. Der Barbar ist die Freiheit, der Sklave die Gleichheit. In dem Erstern lebt der Patriotismus der Race, in dem Zweiten Kosmopolitismus. Der Eine ist der Einzelne, der Andere die Menge, Jener ist der Stadt fremd, Dieser trägt ihre Last. Der Barbar kennt die Civilisation nicht, der Sklave ist Trümmer einer ruinirten Civilisation." Wer solche Phrasen drechseln kann, wird auch keinen rechten Glauben finden, wenn er mit Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse Folgendes vorträgt: „Was in verdeckten Zeiten das Traurigste, das ist Dies: die Schriften, welche nicht das Gepräge der Verderbniß tragen, scheinen parteiisch und sind es theilweise. Das Laster, offen oder geheim, wird das natürliche Gepräge. Der Künstler, der Dichter, können nicht als verständige Leute erscheinen, ohne prätentiös zu erscheinen. Alle Tugend bei ihnen bekommt etwas vom Affectirten; für sie ist das Wort erfunden: deine Worte gleichen den Cypressen, sie sind hochaufgerichtet und buschig, aber sie tragen keine Früchte." Quinet glaubt, ganz Europa sei jetzt ein Stillschweigen des Geistes, er bekennt, glücklich zu sein, wenn er in diesem Nichts nur die Stimme eines Vogels höre. Quinet ist ein Franzose, er wird schon einmal wieder anders sprechen.

Literatur und Kunst.

Schwedische Literatur.

Außer den in der vorletzten Nummer besprochenen „Schwedischen Volksliedern", übersetzt von R. Warrens, mit einer Vorrede von F. Wolf, ist gleichzeitig noch ein anderes Werk erschienen, das unsere Kenntniß der schwedischen Literatur ebenfalls auf dankenswerthe Weise ergänzt und erweitert; dasselbe führt den Titel: „Der schwedische Anakreon. Auswahl aus J. M. Bellman's Poesien. Aus dem Schwedischen von A. von Winterfeld. Nebst Sammlungen über Bellman's Leben und Charakteristik" (Berlin, Hoffmann und Comp.). Die Bellman'schen Gedichte galten bisher für unübersetzbar und allerdings gehört ihr Verfasser zu jenen durch und durch nationalen Dichtern, in denen bestimmte Seiten ihres Volks und ihrer Zeit mit solcher Energie zum Ausdruck gelangen, daß sie von fremden Lesern kaum verstanden, geschweige denn richtig gewürdigt und genossen werden können. Karl Michael Bellman, geboren 1745, gestorben 1795, gehört dem Zeitalter Gustav's III. an: also einem Zeitalter, das trotz der steifen französischen Form, in der es sich bewegte, doch ein geistig höchst erregtes und aufgewecktes war. Es war gewissermaßen die Sturm- und Drangperiode der schwedischen Literatur, die sich damals zuerst aus dem bloßen äußerlichen Formalismus herausarbeitete und zu tieferm geistigen Inhalt, zu Empfindung, Leidenschaft und sinnlichem Leben gelangte. Der eigentliche Mittelpunkt dieser Epoche, auch in literarischer Hinsicht, ist Gustav III. selbst. Persönlich als Dichter und Schriftsteller thätig, trägt er trotz seines eleganten französischen Gewandes doch Züge in sich, als Mensch wie als Regent, die das ursprüngliche Feuer, die wilde, fast trotzige Genialität einer ungebändigten Natur erkennen lassen. Allein mit dieser Leidenschaft und dieser Herbigkeit des Charakters kreuzte sich bei ihm andererseits eine wilde Genußsucht, ein heißes sinnliches Verlangen und auch darin wurde er typisch für seine Zeit. Gustav III. hatte den Ehrzeiz, den Muth, selbst den Eigensinn seines berühmten Vorfahren Karl's XII., aber nichts von dessen nüchterner, sich selbst beherrschender Natur; wie Karl XII. der Alexander, so war Gustav III. der Alcibiades des Nordens. Das Haupt, vielleicht muß man sagen der Schöpfer der eigentlich nationalen Partei, ehrgeizig, voll kühner Entwürfe, war er zugleich der König der Zecher, der Abgott der Tänzerinnen und Schauspielerinnen, das Idol und der Mittelpunkt einer enthusiastisch erregten Jugend, die sich voll stolzen Uebermuths, dem Genius vertrauend, den sie in sich spürte, über die Schranken des Herkommens und der Sitte hinwegsetzte. Diesem übermüthig leidenschaftlichen Kreise gehörte auch Bellman an, ja er ist der eigentliche Dichter desselben. Kein anderer Poet hat die Freude des Bechers, die fessellose Lust des bacchischen Gelages und Tanz und Kuß und jede Art freiern Scherzes jemals so gefeiert und sich ganz so in diese Situationen hineingelebt wie er. Bellman ist die personificirte Trunkenheit; man muß, um ihn einigermaßen zu verstehen, sich hineinversetzen in jene Zeit, wo das Selbstgefühl der schwedischen Nation, durch Gustav III. aus langem Schlummer erweckt, in übermüthigem Taumel brauste und schäumte und wo nament-

lich die Jugend kein Maß noch Ziel kannte für die glühende sprühende Lebenslust, die in ihren Adern kochte. Die meisten der Bellman'schen Gedichte sind in solchen festlichen Kreisen entstanden; es sind Improvisationen, Kinder des Augenblicks und wurden als solche vom Dichter selbst mit hinreißender Gewalt vorgetragen. Bellman war nicht blos Dichter, nicht blos Improvisator, er war zugleich Musiker; für gewöhnlich still und in sich gekehrt, aus seinem einsamen Winkel die Gruppen des Zechgelages um sich her betrachtend, fühlte er sich zuweilen plötzlich vom Genius ergriffen, eine Melodie floß von seinen Lippen und auf den geflügelten Tönen schwang sich der Preis des Weins, der Liebe, der Freundschaft empor. „Bellman", erzählt einer seiner Biographen, „ist einer der außerordentlichsten Menschen, die je gelebt haben.... ein seltenes Phänomen im Norden, das seit den alten Sängern der Sagenzeit nicht mehr gesehen wurde. Er war ein echter Improvisator oder richtiger gesagt ein echter Inspirirter; keine Gelehrsamkeit, keine Vorbereitung, kein Verlangen zu glänzen. Er lebte genügsam und zufrieden von einem kleinen Amt, das seines königlichen Beschützers Gnade ihm verliehen hatte, spielte seine Laute oder Harfe, war gern in Trinkgesellschaften und frohen Kreisen, in denen er sich oft zu bacchantischen Freuden hinreißen ließ, ohne daß man ihn eigentlich ausschweifend nennen konnte. Bei diesen Gelagen, unter Freunden und bei dem vollen Becher kam Apollo's heilige Verzückung über ihn.... Wenn der Wein ihn in poetische Stimmung versetzt hatte, suchte er sich zuerst die Melodie zu seinem Liede, trug er dieselbe vor, indem er den Klang der verschiedenen Instrumente mit Mund und Fingern nachahmte und sang dazu, was die inspirirende Muse ihm eingab. So improvisirte er halbe Nächte vor seinen Freunden, vor seinem König, bis er endlich, gleich einer Sibylle oder Pythia, ermattet niedersank." Die Mehrzahl der so entstandenen Lieder ist verlorengegangen; der Augenblick, der sie gebar, verschlang sie wieder. Auch sammelte er selbst nichts; doch brachten seine Freunde und Verehrer, theils aus dem Gedächtniß, theils aus nachträglichen Aufzeichnungen, noch bei Lebzeiten des Dichters eine zweibändige Sammlung zustande, die dann in der Folge vielfach wiederaufgelegt und vervollständigt ist und noch gegenwärtig unter die gelesensten Bücher in Schweden gehört. Aus dieser Sammlung nun gibt die vorliegende Uebersetzung einen Auszug; namentlich erhalten wir die „Episteln Fredman's" (dies war Bellman's Dichtername), ferner „Fredman's Lieder" und eine dramatische Scene von 1779: „Bacchi Tempel, geöffnet bei eines Helden Tod." Angehängt sind dann noch verschiedene von den zahlreichen religiösen Dichtungen, welche Bellman, in einem jener Widersprüche, in denen namentlich die Natur des Poeten sich gefällt, verfertigte. Doch hätte der Uebersetzer uns diese letztern füglich erlassen können; so trunken Bellman's weltliche Lieder, so nüchtern und farblos sind seine geistigen. Aber auch die Trinklieder, fürchten wir, werden beim deutschen Publicum den Erfolg nicht haben, den man nach dem großen Ruf, dessen sie in ihrer Heimat genießen, erwarten sollte. Das Vorurtheil, daß Bellman unübersetzbar, hat der Verfasser der vorliegenden Sammlung allerdings zerstört; seine Uebertragung ist im hohen Grade fließend und gewandt, die Form ist überall sorgfältig erhalten, mit großer Geschicklichkeit findet er sich zurecht zwischen den rasch

wechselnden Rhythmen, den vielfach verschlungenen Reimen, nicht blos die überquellende Sprache der Begeisterung, sondern auch jenes eigenthümliche Behagen, jenes gemüthliche Insichversunkensein, das die Bellman'sche Muse auszeichnet, ist mit vielem Glück getroffen. Bei alledem jedoch behält die Erscheinung für den deutschen Geschmack etwas Befremdliches, um nicht zu sagen Peinliches; in unserer nüchternen wohlverständigen Zeit verstehen wir diese abstracte Begeisterung nicht, der es lediglich auf den Rausch ankommt, gleichviel woher, und die deshalb, wenn es ihr an Wein fehlt, auch Bier und Schnaps nicht verschmäht; bei aller Mannichfaltigkeit der einzelnen Scenen finden wir sie im Ganzen doch etwas eintönig, diese Region der Kneipe mit ihrer dicken schweren Luft, mit ihren benebelten Spießbürgern, ihren verliebten Schenkmädchen oder keifenden Weibern; dieser versoffene Corporal Mellberg, diese „Nymphe" Ulla und die übrigen stehenden Figuren des Dichters, die das Entzücken seiner Landsleute bilden, haben für uns doch etwas zu viel Fuselgeruch, während wir andererseits auch des französischen Geschmacks zu sehr entwöhnt sind, um uns durch dies fortwährende Hineinziehen mythologischer Anspielungen und Bilder mitten in die ausgelassenste, fessellosеste Freude nicht stören zu lassen. Wir glauben daher auch, daß Bellman trotz dieser in ihrer Art höchst gelungenen Uebersetzung doch auf eigentliche Popularität bei uns niemals wird rechnen dürfen, er wird für uns immer nur eine Curiosität bleiben. Aber diese Curiosität auch Denjenigen zugänglich gemacht zu haben, die der Ursprache nicht mächtig sind, ist ein Verdienst, für das Alle, die sich überhaupt für Poesie und deren geschichtliche Entwickelung interessiren, dem talentvollen Uebersetzer zu lebhaftem Danke verpflichtet sind.

Correspondenz.

Aus Paris.

October 1856.

K. S. Ich fahre heute in meiner neulich begonnenen Uebersicht fort. Von der Bewegung innerhalb des französischen Klerus habe ich Ihnen wol schon früher gesprochen; bisjetzt ist es weder Montalembert noch Falloux gelungen, diese Bewegung im oppositionellen Interesse auszubeuten. Im Gegentheil haben sich 30 Bischöfe offen für Veuillot erklärt, und während Falloux innerhalb des legitimistischen Lagers selbst als ein zweideutiger Bundesgenosse angefeindet wird, hat sich Montalembert in seiner Polemik gegen L. Ulbach's geistreiche Artikel in der „Revue de Paris" von seinem Ehrgefühl dazu verleiten lassen, im Namen der katholischen Partei die Solidarität mit jenen compromittirenden Gesellen abzulehnen. Aber in dieser wie in mancher andern Partei sind die unsaubern Bursche gerade am thätigsten, während die ordentlichen Leute oft den Fehler begehen, sich in den Hintergrund zu stellen, und so kommt es, daß die Personalkritik in der Montalembert'schen Selbstprüfung der katholischen Partei diese wirklich empfindlich verletzt hat. Und

Das gerade zu einer Zeit, wo im Innern der französischen „Pfaffheit" des schönen Mittelalters goldene Tage so glänzend und naturgetreu wiederaufgelebt sind, daß im Norden und Süden Skandale an den Tag traten und mit Mühe den Polizeigerichten entzogen wurden, welche einem Boccaccio oder Aretin willkommenen Stoff geliefert hätten. Darum will ich auch diese Betrachtung mit einer Bemerkung des Boccaccio abschneiden: „Eine Kirche, die solchen Unfug ihrer Priester verdauen kann, muß in der That göttlichen Ursprungs sein!" Die Angriffe des Bischofs von Arras auf die Lehrfreiheit wurden diesmal noch, weil sie mit den Interessen einflußreicher Protestanten collidirten, von dem Unterrichtsministerium zurückgewiesen: allein im Süden sind die protestantischen Gemeinden nicht so glücklich.

Von der Kirche zum Theater ist nur ein Schritt; auch wäre wol Mancherlei aus den Schauspielhäusern zu berichten, wenn es nur darauf ankäme, höherer Fabrikarbeit zum Ruhme zu verhelfen. Denn wer Paris genau kennt, der weiß, daß heuer die öffentliche Meinung und der populäre Geist in Dem, was die gefeierten Lustdirnen der Kunst tragiren, keine Stätte findet und können wir daher auch nur mit Verwunderung sehen, wie man dies Zeug in Deutschland und England übersetzt und ernsthaft wie Kunstproducte kritisirt. Während man in Deutschland auf den dramatischen Messias wartet und ihn bald in Hebbel, bald in Bacherl, bald in Ludwig oder Tempeltey begrüßt, sucht hier die Direction der classischen Bühne des Théâtre français ganz einfach eine passable Nachfolgerin für die Rachel und nebenbei ein Kassenstück aus der Börsen- und Lorettenwelt. Doch hat Empis, der Director, das Verdienst, die Octave-Feuillet'schen „Proverbes" auf der Bühne eingebürgert zu haben.

Mehr Ernst ist in der literarischen Bewegung. Die „Revue de Paris" befördert in der That eine tiefere Discussion der Zeitfragen und hat nebenbei tüchtige Correspondenten für Bukarescht und Athen. Die zur Regierung übergegangene „Revue contemporaine" ist todt, mausetodt, trotz ihres Scheinlebens und ihrer Verschmelzung mit dem „Athénéum français", welches auch einst bessere Tage gesehen. Um mit bekannten Namen zu prunken, läßt sich diese Revue Artikel von Philarète Chasles' Sohn und von Nisard's Bruder schreiben und von vielen Andern, die einen bekannten Namen tragen, ohne ihn selbst bekannt gemacht zu haben. Und wenn es erst der echte Nisard, der echte Chasles wären, was dann! Barni, der gewissenhafte Uebersetzer des Kant, arbeitet jetzt an einer Uebertragung der Fichte'schen Schrift über die Französische Revolution und darum sei ihm seine unwissenschaftliche Betheiligung an der Polemik über Jules Simon's „Natürliche Religion" verziehen. Victor Cousin dagegen hat in sich selbst den großen Historiker erkannt, den er für Demoiselle de Lafayette erwartet und verkündigt hatte, und so, mit dieser vierten, seinen Cyklus mittelalterlicher Hofloretten zu einer gewissen Abrundung gebracht. Aber das Feld ist weit, wenn auch nicht viele Lorbern darauf blühen.

In den strengern historischen Kreisen entzündete sich eine ziemlich lebhafte, wenn auch nicht gerade erbitterte Polemik über die Jungfrau von Orléans. Es liegt den romantischen Neufranzosen daran, den Schandfleck auszulöschen, welchen Voltaire's frivole Alexandriner dieser nationalen Legende anzuheften versucht, und der französischen Literatur in der That angeheftet hatten. Die

historische Forschung war bekanntlich so sehr in die Irre gerathen, daß man Jeanne d'Arc's Hinrichtung bezweifelte, ihren Heirathsact und späteres eheliches Leben entdeckt zu haben glaubte. So schwankten die Historiker zwischen Schiller's und Shakspeare's Auffassung, während die poetischen Gemüther sich Auszüge oder Uebersetzungen aus Guido von Görres' Schrift aneigneten. Henri Martin, der gründliche Historiker, nebenbei einer der Hohenpriester der neuceltischen Druidenreligion, welche Jean Reynaud in die Welt gesetzt, machte eine Velleda aus ihr und der schwärmerische Buchez bewies, daß sie der größte Strategiker ihrer Zeit gewesen, während ein Dritter ihre großen Erfolge aus dem Magnetismus erklärt. Das Ende vom Liede wird sein, daß wir einige Dramen über Jeanne d'Arc — Iliades post Homerum — zu erwarten haben. Die Entscheidung in dem Proceß über Lamennais' Nachlaß hat den orthodoxen Seitenverwandten desselben, trotz ihres materiellen Erbrechts, das Recht entzogen, des Meisters posthume Werke aus frommen Rücksichten zu verstümmeln; der Herausgeber (Forgues) kann dieselben aber erst so spät bringen, daß selbst das persönliche Interesse sehr abgeschwächt wird. Außerdem werden diese Schriften nur noch ein psychologisches Interesse haben. Ein eigenthümlicher Charakter war es freilich, dieser Pfeiler der Kirche, der seinen ganzen Fanatismus mit in das Lager des Unglaubens herübernahm, im Alter mit Freund Béranger leidenschaftlich blasphemirte und noch auf dem Todtenbette den Pfaffen die Thür vor der Nase zuschlug. Lamartine hat ihn in seinem neuesten Literaturcursus vortrefflich gezeichnet.

Von tüchtigen schriftstellerischen Leistungen verdient erwähnt zu werden: Larroque „Ueber den Krieg und die stehenden Heere". Obgleich dieses Buch das Unglück gehabt hat, von der Friedensgesellschaft als Preisschrift gekrönt zu werden, ist es doch eine äußerst gediegene Arbeit; der radicale Verfasser zieht das Facit der Revolutionskriege und des Napoleonischen Ruhms mit seltenem Denkmuthe und vielen Kenntnissen. Denis' „Geschichte der moralischen Ideen des Alterthums" (2 Bde.) ist eine recht gelehrte und wenn auch etwas schüchtern, doch in gesundem Geiste ausgeführte Untersuchung mit vielen neuen Aperçus.

Ueber Deutschland wurde in neuester Zeit von Saint-René Taillandier, Xavier Marmier, Philarète Chasles, Méry und selbst von dem gelehrten Laboulaye gar viel Unverdautes und Unverdauliches zu Markte gebracht. Wenn die deutschen Touristen Paris und London in unverantwortlicher Weise nach abstracten Schablonen verarbeiten, so werden wir dafür reichlich von den genannten Herren bestraft. Dagegen bringt die „Presse" von Zeit zu Zeit vernünftige Artikel über deutsche Kunst und Literatur. Außer Neffzer's gründlicher Würdigung der neuesten Geschichte von Gervinus hat C. de Sault (ein Pseudonym) einige Studien über deutsches Theater und deutsche Kunst, über Kaulbach und Shakspeare (auf der deutschen Bühne) gebracht, welche durch originelle und oft tiefsinnige Auffassung anziehen. Zum Schlusse erwähne ich gern ein kleines Büchlein einer französischen Schriftstellerin, welche vielleicht germanischer Abstammung ihren philosophischen Sinn verdankt. Daniel Stern's „Moralische Skizzen" (zweite Auflage) enthalten in aphoristischer Form ein System der Welt- und Lebensanschauung, welches, von der Religion befreit, dem Gesetze der Schönheit gehorcht. Es sind geistreiche, ja brillante Gedanken darin. Bei einem solchen kleinen Sammelwerke, einem

Stammbuche, das der Autor gleichsam sich selber widmet, ist freilich die Persönlichkeit die Hauptsache, und es wäre ungeschickt, hier jeden Satz für sich discutiren zu wollen.

Die Akademie macht augenblicklich nicht viel von sich reden. Ponsard wird nächstens aufgenommen werden und in seiner Receptionsrede gegen die akademischen Verse Viennet's, eines andern der 40 Unsterblichen, polemisiren, welche der modernen Komödie den Stab brechen. Viennet hatte gesagt: „Wir haben keine Satire, keine Komödie, weil wir Alle zu lächerlich sind; der Gegensatz fehlt!" Ich errathe nicht, was Ponsard dagegen vorbringen wird, allein in seinen Lustspielen hat er keinen Gegenbeweis geliefert. Die Akademie der schönen Künste hat Preise vertheilt für correcte Schülerarbeiten solcher Menschen, die wieder bestimmt sind, einmal als Akademiker Preise zu vertheilen. Das ist eine generatio aequivoca, von der nichts in den Blutstrom des Volkslebens übergeht.

Frankfurt a. M.

1. November 1856.

x—x. Der October war für unsern kleinen Staat einer der wichtigsten Monate des Jahres. Dies darum, weil er die Wahlen für die neue Gesetzgebende Versammlung zu bringen hatte, welche nicht nur die mit dem 1. Januar 1857 beginnende Neugestaltung unsers Grundgesetzes in ihrem ersten Lebensjahre zu begleiten, sondern auch einen bedeutenden Einfluß auf die Besetzung der Richterstellen für das regenerirte Rechtsverfahren zu äußern hat. Es fragte sich, ob auch fernerhin derselbe Geist in der Legislatur herrschen solle, welcher seit sechs Jahren in consequenter gesetzmäßiger Entwickelung die alten und überlebten Zustände unsers Staatsorganismus beseitigt hat, oder ob neue Elemente eintreten, deren einer Theil sich demokratisch nennt, während der andere Theil aus seiner Vorliebe für die Verfassung von 1816 ebenso wenig ein Geheimniß macht als daraus, daß er Alles daran setzen würde, die geschehenen Umgestaltungen ungeschehen zu machen. Ein Sturm im Wasserglas! Ja freilich: aber desto lebhafter und aufgeregter, wie ja alle Stürme in engem Wasserbecken spitzigere Wogen schleudern als auf dem weiten Weltmeer. Und haben wir denn in Deutschland überhaupt, ausgenommen die Königreiche, irgendeine Bewegung in einem der Staaten, welche man viel anders als einen Sturm im Wasserglase nennen könnte? Die affectirte Geringschätzung, mit welcher von manchen Seiten auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen jeder lebhaftere Schwung im öffentlichen Leben kleiner Staaten wie etwas vollkommen Bedeutungsloses für das Ganze behandelt zu werden pflegt, ist am Ende nicht viel mehr als eine unwillige Verleugnung der Wahrheit, daß nach langer und schwerer Apathie doch endlich allmälig in Deutschland eine etwas lebhaftere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten sich wieder zu verallgemeinern beginnt. Freilich sind die Wahlen für alle jene Kammern, welche im laufenden Jahre Zeugniß davon ablegten, daß die Landesvertreter von wirklich grundgesetzlichen Zuständen endlich soviel noch zu retten suchten als noch übrig, lauter Minoritätswahlen gewesen. Auch verkünden es fortwährend gewisse Zeitungen mit großer Selbstbefriedigung, daß die Theilnahmlosigkeit

des Publicums für Wahlen von mehr untergeordneter Bedeutung constant bleibe. Immerhin aber, darf man es unter solchen Verhältnissen gering anschlagen, daß trotzdem wenigstens das theoretische Interesse des Publicums für das Verhalten seiner gesetzlichen Vertreter wieder in Zunahme begriffen ist?

Es ist bekannt genug, daß einen größten Theil der Schuld an jenen Minoritätswahlen nicht blos das Gebahren der bureaukratischen Alleinmacht trug, sondern ebenso auch jene Vernachlässigung der Bürgerpflichten, welche gewisse politische Parteien als „passiven Widerstand“ und „Gesinnungstüchtigkeit“ zu bezeichnen beliebten. Auch in unserer Stadt hatte seit sechs Jahren diese Art von Parteipolitik jeder Minoritätswahl mit stiller Schadenfreude zugesehen, dann aber mit großem Eifer sich dagegen erhoben — freilich fruchtlos — wenn trotzdem die Gewählten fortwährend und consequent jener schwer gehaßten Mittelpartei angehörten, die sie nur darum „Gothaer“ nennen, weil sie sich einbilden, das sei ein politisches Schimpfwort.

So hatten 1854 blos 635 stimmfähige Bürger sich bei der Urwahl zur Gesetzgebenden Versammlung betheiligt, und 1855, da die Agitationen der „Schwarzen“ und „Rothen“ gegen die Betheiligung noch lebhafter gewesen waren, gar blos 470. Dieses Jahr, nachdem die neuen organischen Gesetze fix und fertig und von der Bürgerschaft genehmigt waren, da ferner mancherlei neue Stellen besetzt werden sollen, da plötzlich fanden die Demokraten und Reactionäre für gut, ihren stolzen passiven Widerstand aufzugeben, sich für die Wahlen zu interessiren, mit großer Emphase gegen die Gothaer zu declamiren und endlich selbst, um deren Wiederwahl zu hindern, zwischen ihren eigenen Extremen Compromisse zu schließen zur Durchsetzung gemeinschaftlicher Candidaten. Trotzdem das alte Resultat! In den beiden ersten Wahlclassen siegten die Gothaer mit Ausnahme einer einzigen Persönlichkeit ausschließlich; in der dritten Wahlclasse wiederum ebenso ausschließlich die sogenannten Demokraten. Niemand ging leer aus als die Anhänger der Restaurationspolitik. Dies Verhältniß wiederholte sich nun mit dem natürlich herabgesetzten Zahlverhältnisse bei den directen Wahlen für die Gesetzgebende Versammlung selbst. Und was thun die Gegenparteien? Nachdem sich diesmal 3416 Bürger, also nahezu die Hälfte aller Stimmfähigen, bei den Urwahlen betheiligt hatten, intendirten die Reactionäre eine Wiederholung jener Protestation gegen die Neugestaltungen des Verfassungslebens beim Bundestag, welche dort schon einmal ad acta gelegt worden war, während die demokratischen Organe, noch ehe die neue Legislative ihre Thätigkeit begonnen, zu verstehen geben, daß ihre gewählten Parteiglieder sich jeder praktischen Thätigkeit in ihrem Ehrenamte enthalten würden. Uebermorgen beginnt nun die Thätigkeit der neuen Legislative. Eine ihrer ersten Aufgaben wird die Genehmigung der neuen lutherischen Kirchenordnung sein, nachdem dieselbe vorher durch die Abstimmung der Kirchengemeinde gegangen ist. Voraussichtlich darf man die Thätigkeit der neuen Gesetzgebenden Versammlung nur als Fortsetzung der jetzt bestehenden auffassen; sie wird also auch diesem Complement der Reorganisation zustimmen. Unterdessen hat sie aber soeben noch die wichtige Gefängnißfrage zu behandeln gehabt und sich im Princip für das System der Einzelhaft ausgesprochen. Gefängnißbauten für diesen Zweck sind bereits beschlossen und vor wenigen Tagen wurden die neuen

Strafgesetze veröffentlicht, nach deren Normen diese Gefängnisse ihre Bewohner erhalten werden.

Ein Expropriationsgesetz, welches ebenfalls vor kurzem aus der Gesetzgebenden Versammlung hervorging, aber nur eine sehr bestimmte Seite der bestehenden Uebelstände aufhebt, welche jeder großen baulichen Umgestaltung innerhalb der Stadt entgegensteht, erinnert uns daran, daß der October auch mehre öffentliche Bauten zu Ende brachte. Bei unserm alten Dome handelte es sich allerdings nur um eine Restauration seines Innern. Sie ist vom Baumeister Rügemar vortrefflich durchgeführt worden. Tiefdunkelgrau wölbt sich wieder der erhaben einfache Bau, befreit von all den entstellenden Schnörkeln und Zierrathen, mit welchen ihn spätere Jahrhunderte verunreinigt und zum Theil selbst unkenntlich gemacht hatten. Während die dunkle Färbung durch vorsichtig angebrachte bunte Fenster einzelne heitere Lichter erhält, ist ihr Totaleffect durch mäßig verwendete Goldverzierungen zweckmäßig gehoben. Weniger gelungen erscheint die äußerliche Neuschmückung der sehr alten und unscheinbaren Weißfrauenkirche mit soit-disant gothischem Portal, Fenstern und Dachverzierungen. Hoffentlich wird das Innere nicht derselben Kleinlichkeit in der Behandlung des Stils verfallen. Ein vollkommen entgegengesetzter Stil tritt tagtäglich deutlicher mit allen Eigenheiten seines orientalischen Ursprungs an der neuen Synagoge der jüdischen Gemeinde hervor. Nachdem bisher die byzantinische Architektur nur an den Hauptmassen des in röthlichem Sandstein ausgeführten Gebäudes mit seltener Klarheit vertreten war, beginnen jetzt auch die zwiebelförmigen Thürme darüber aufzusteigen, welche so nothwendig zur harmonischen Vollendung des Ganzen gehören. Man verdankt dies Werk, welches eine der größten modernen Zierden unserer Stadt bilden wird, dem Baumeister Kaiser. Dagegen scheint es, als sollte auch noch diesen Winter über nur ein abscheulicher Bretterverschlag die Stelle bezeichnen, wo eigentlich bereits seit 16 Jahren das Denkmal für den Erfinder der Buchdruckerkunst sich erheben könnte. Ja, man mag große Zweifel darüber hegen, ob der Herbst des kommenden Jahres wol endlich jene Enthüllungsfeier sehen wird, auf welche das hiesige Publicum seit wenigstens drei Jahren mit jedem neuen Frühlinge von neuem vertröstet worden ist.

Das schöne Octoberwetter und der niedere Wasserstand ist übrigens auch jenen Bauten zur Erweiterung des Hafens sehr zugute gekommen, deren Decretirung und Beginn hier einst so lebhafte Aufregung verursachte und welche nun in der That der einzig praktische (?) Rest der ihrer Zeit soviel besprochenen Verbindungsbahn zwischen den Bahnhöfen bleiben zu sollen scheinen. Die Arbeit ist bereits soweit gediehen, daß man den Umfang der daraus hervorzugehenden Hafenerweiterung genau übersehen kann. Es fragt sich nur, ob auch Schiffe kommen werden. Neuestens hat sich indessen auch hier eine unerwartete Verzögerung ergeben, indem die dabei beschäftigten Bauarbeiter unter Foderung höhern Lohnes ihre Thätigkeit einstellten. Bald nachher wurde allerdings die Sache ausgeglichen, indessen darf man sich doch nicht verhehlen, daß diese fortdauernde Steigerung der schon sehr hochstehenden Preise in allen Handwerken nachgerade eine sehr ernsthafte Seite bietet.

Wir haben schon öfters darauf aufmerksam gemacht, daß die hiesigen

Zunft- und Innungsverhältnisse den Consumenten gegenüber den Handwerker überhaupt oftmals in eine sehr üble Stellung bringen. Ohne daß nun an jenen gerüttelt wurde, scheint die im vorigen Jahr gegründete Gewerbekammer dem Publicum doch insofern einige Vortheile bringen zu wollen, als sie soeben die Frage von der Association der Handwerke lebhaft in Behandlung genommen hat. Man wird also künftighin, wenn man einen Stuhl aufpolstern und neu poliren lassen will, diesen nicht mehr bei zwei oder gar drei verschiedenen Handwerkern herumschicken müssen; man wird, um an einer Mauer den schadhaft gewordenen Verputz repariren zu lassen, nicht erst mit dem Maurer und nachher wieder mit dem Weißbinder (Tüncher) zu verhandeln haben. Man wird — wenn nämlich nicht die Vertreter des Alten und Hergebrachten auch jetzt wieder den Sieg davontragen. Gleichzeitig ist von Seiten derselben Gewerbekammer das Project einer im kommenden Jahre abzuhaltenden frankfurter Industrieausstellung von der bloßen Idee wenigstens bis zur Einleitung für eine Generalversammlung aller Gewerbtreibenden und Industriellen zur Berathung über den Entwurf zu jener Exposition gediehen, mit welcher eine schließliche Verloosung der Gegenstände verbunden werden soll. Für noch bedeutsamer und anregungsfähiger würden wir indessen das Project halten, wenn sich die Ausstellung mindestens zu einer mittelrheinischen erweiterte. Frankfurt trägt in seiner Industrie und Handwerksthätigkeit keinen so prononcirten Charakter, um in der einen oder andern Branche interessante Vergleichspunkte zu bieten; bleibt also die Ausstellung eine blos locale, so haben wir, wenn sie ehrlich und nicht schönfärbend gemacht wird, nichts weiter zu erwarten als eine etwas vergrößerte Mustersammlung, wie sie auch die Kaufläden in ihren Aushängefenstern bieten.

Wenden wir uns noch schließlich zu den Concerten und dem Theater. Daß jene diesmal ihre Saison besonders frühzeitig eröffneten, ward schon in einem frühern Briefe bemerkt. Von einheimischen Kunstleistungen fanden die erste Kammermusiksoirée von Henkel und Concerte Eliason's und Lutz's statt. Von fremden Virtuosen erwähnen wir vor allen Frau Klara Schumann-Wieck, deren meisterhaftem Spiel der alte Enthusiasmus aller wirklichen Kunstkenner auch diesmal im vollsten Maße entgegengebracht wurde. Gegenwärtig ist sie in Karlsruhe und geht nachher nach Stuttgart. Gleichermaßen fand das herrliche „Pariser Quartett" der Herren Morin, Chevillard, Mas und Sabatier von neuem die verdiente Anerkennung. Dagegen gerieth die Kritik über Hrn. Vieuxtemps in lebhafte Meinungsverschiedenheit, über welche wir uns natürlich kein Urtheil anmaßen mögen.

Unser Theater ist nach der etwas sehr langen Sommerpause wieder in dem Fahrwasser eines guten und namentlich auch interessantern Repertoire angelangt. Die Oper ist jetzt für unsere Verhältnisse ausgezeichnet und bringt mit löblichstem Fleiße in rascher Aufeinanderfolge die schwierigsten Aufgaben zu künstlerisch vollendeter Erscheinung. Freilich fehlt es auch ihr, wie allen dramatischen Gebieten, an bedeutenden Neuigkeiten. „Jüdin", „Tanhäuser", „Robert", „Hugenotten", „Raymond", „Teufels Antheil" rc., sind neben den Classicitäten die Hauptbestandtheile ihres Repertoire. Im Schauspiel sahen wir Tempeltey's „Klytämnestra" zwei mal. Trotz der vollen Anerkennung, welche man der dichterischen Begabung des Verfassers sowie bestimmten Me-

menten des Dramas angedeihen läßt, sowie trotz der ganz ausgezeichneten Repräsentation, welche namentlich die Titelrolle durch Fräulein Janauscheck findet, steht nicht zu hoffen, daß diese Arbeit sich dauernd auf unserm Repertoire erhält. „Die letzte Hexe" von Schleich, welche von München aus mit so großer Emphase als gelungenster Wurf in der neuen Entwickelung des Volksschauspiels gepriesen wurde, ist hier unter den lautesten Misfallensäußerungen zugrabe getragen. Auch „Onkel und Nichte" von Charlotte Birch-Pfeiffer, worüber neulich das Deutsche Museum die Notiz enthielt, es habe hier nicht misfallen, wurde nur einmal und dies einemal unter Zischen für das Stück und Beifallszeichen für die Schauspieler zu Ende geführt. Uebrigens ist es eins der bejahrtesten Kinder der Muse der Verfasserin; nur hatte man es lang vergessen und erst in der jetzigen dramatischen Hungersnoth wieder hervorgesucht. — Die seit dem Frühjahr andauernde Verlegenheit unserer Direction wegen Erwerbung eines passenden Darstellers für ältere Charaktere und Väterrollen scheint nun endlich durch das Engagement eines Hrn. Isoard aus Hamburg beendigt. Die von Fräul. Genelli selbst geforderte Entlassung hat auf unserer Bühne durchaus weiter keine Lücke fühlbar gemacht, als die eben ihr hübsches Gesicht ausfüllte. In den nächsten Tagen findet die Generalversammlung der Theateractionäre statt und vor allem dürfte das sehr theure Engagement des Hrn. Friedrich Haase (wenn es überhaupt zur praktischen Ausführung kommt) äußerst lebhafte Debatten erregen. Am 29. October hat auch Hr. Dr. Wilhelm Jordan, dessen Schauspiel „Graf Dronte" von der Intendanz zurückgewiesen war, seiner vorangegangenen Ankündigung gemäß, durch eine Vorlesung des Stücks vor einem großentheils eingeladenen Zuhörerkreise „an das Urtheil des Publicums appellirt". Nach unserm Dafürhalten gibt das Stück, trotz vieler geistreichen Pointen, keine wahrhaft dramatische Verwickelung und wird schwerlich seine Runde über Deutschlands Bühnen machen. Die Grundidee ist eine doppelte. Einerseits soll der socialen Ueberlebtheit des Stammbaumadels die Alleinberechtigung eines modernen Industrieadels (warum ein solcher?) entgegengestellt werden; anderntheils ist die Liebesepisode jener in den „Liebesleugner" intellectuell insofern ähnlich, als auch hier zwei ihre Umgebungen weit überragende Menschen nach langen äußerlichen Irrungen zu einer Ehe schreiten, die weit mehr vom Calcul als von naturwüchsiger Liebe dictirt ist.

Aus Potsdam.

Anfang November 1856.

VF. Das „Deutsche Museum" bringt so häufige und ausführliche Correspondenzen aus Berlin, daß ja wol auch ein kurzer Bericht aus der Schwesterstadt und nächsten Nachbarin der preußischen Hauptstadt hoffen darf, gelegentlich sein bescheidenes Plätzchen zu finden. Ich weiß, Potsdam steht auswärts nicht im besten Rufe. Und doch, wer unsere Insel, diese wahrhafte Oase in der märkischen Wüste, in diesen letzten Wochen gesehen hätte, in diesen wunderbar milden Herbsttagen, die uns mit ihrem ewig blauen Himmel und ihrer goldenen Sonne für den verfehlten Sommer entschädigten, der würde vielleicht ein besseres Bild von unserer Stadt mit sich genommen haben. Jetzt freilich ist auch dieser schöne Nachzügler des Sommers vorübergerauscht, unsere

Wiesen sind farblos, unsere Bäume kahl geworden und mit stillem Bangen, ich räume es ein, blicken wir den langen öden Wintertagen entgegen. In der That wird es in Deutschland wenig Städte, selbst wenig kleine Residenzen geben, die während des Winters so öd und langweilig sind und dermaßen den Eindruck einer künstlich erzeugten und gefristeten Existenz gewähren als Potsdam. Es fehlt ihm jener Rest patriarchalischen Gepräges, der sich in den kleinen Residenzen noch erhalten hat; theils ist es dazu mit seinen 40,000 Einwohnern an sich selbst zu groß, theils liegt es zu sehr unter dem Einfluß der berlinischen Zugluft. Andererseits fehlt es Potsdam aber auch an Verkehr, Handel, Industrie; es fehlt ihm an einer einheimischen oder benachbarten Aristokratie (zu welcher natürlich der Hof-, Militär- und Beamtenadel nicht zu zählen ist), es fehlt ihm an Instituten der Kunst und Bildung, kurz an Allem, was einem Orte einen bestimmten Charakter, ein individuelles Gepräge gibt — während es doch bei Städten wie bei einzelnen Menschen gerade der Charakter ist, was uns anzieht und fesselt und ihnen einen geistigen Reiz verleiht. Betrachten Sie diese geradlinigen, breiten, saubern, seit kurzem mit Gas beleuchteten Straßen, mit den freundlichen, zum Theil prächtigen Häuserfaçaden, welche, wenn es noththut, auf königliche Kosten reparirt werden und den flachen Hintergrund, die engen dunkeln Aufgänge und beschränkten Wohnungen decken: wo ist hier ein eigenthümliches Leben, ja nur ein Leben überhaupt zu bemerken?! Nicht einmal Mädchen am Brunnen, nicht einmal spielende Kinder sehen wir; höchstens die Fischweiber am Kanal, das einzige wohlfeile Erzeugniß unserer Gegend feilbietend und außerdem Gardisten, Geheimräthe und pensionirte Generäle oder deren Witwen und ältliche Fräulein Töchter, welche in barmherzigen Armenvereinsgeschäften auf den Straßen sich begegnen; selbst die Droschken fahren leer.

Aber nun versetzen Sie sich im Geist in die schöne Zeit, „da alle Knospen springen", in die Zeit des Frühlings und der wiedererwachenden Natur und wie mit einem Zauberschlag hat der Anblick unserer Stadt sich verändert! Unsere ganze Insel blüht dann gleichsam auf; der warme Strahl der Sonne und die Anwesenheit des Königs sind die belebenden Kräfte, die sie aus dem Winterschlaf erwecken. Nun fallen die häßlichen Bretermäntel von den Marmorbildern, die Orangenbäume werden aus den neuen prächtigen Glashäusern auf der Bornstädter Höhe nach Sanssouci hinabgerollt; nun scheinen die unberechenbaren Baustile und Baustilchen, diese Geschmacksergießungen von sechs Königsgenerationen, welche das blauumspülte Haveleiland geliebt und gepflegt haben, uns nicht mehr ungereimt und spielerisch; die Landschaft und ihre Kunst, welche in Lenné einen Meister verehrt, wie es zu allen Zeiten nur wenige gegeben, verdecken die architektonischen Schnörkel und Bizarrerien; die dünnarmige, großäugige Schwester und Freundin des alten Fritz in französischer Frisur, das Schooshündchen im Arm, den kothurnumgürteten Fuß auf einen Polsterschemel stützend, sitzt in ihrer griechischen Freundschaftsrotunde wie inmitten eines Blumenstraußes mit dem Blick auf grüne Wiesen und Fasanengehege; die alten japanesischen Damen und Herren können sich gar keine anmuthigern Baumgruppen zur Umgebung ihres Tempels wünschen, dessen Heiligthum seit kurzem eine Gesellschaft wasserspeiender Meerpferde zu beschützen scheint; die goldglänzende Moschee treibt das Wasser in die spru-

delnden Fontainen der königlichen Sommerresidenz; hinter dem römischen Siegesthore nahe der ägyptischen Pyramide erheben sich die lieblichsten italienischen Rebengelände, ja selbst das biderbe deutsche Tabackscollegium auf dem weiten Bassinplatze hat einen schattigen Hintergrund. Nun ziehen die Schwäne über See und Fluß, die Eichkätzchen klettern in den Bäumen, Hirsche und Rehe tummeln sich im Park, die Nachtigallen singen in Chören. Nun wogt sonntägig der Strom luftschnappender Berliner durch die königlichen Gärten, die öden Straßen füllen sich und so wenig unsere Einheimischen vom Spazierengehen halten, so ist es doch nun immerhin möglich, wenigstens im Grünen, daß Lieutenants und Räthe aneinanderstreifen.

Nämlich im Winter, müssen Sie wissen, ist das streng verpönt. Da fliehen unsere dominirenden Stände sich wie Welfen und Ghibellinen, da gibt es schwarze und bunte Bälle, ein Militärcasino und einen Geheimrathsclub; da sucht der Fiebergeschüttelte — denn das Fieber ist die Kehrseite unserer Wasserreize — Hülfe bei dem Arzte seiner Kaste und selbst die Kirchen werden meistentheils dem Stande nach besucht. Die Soldaten gehen, wohin sie gehören und befohlen werden, in die neugesäuberte Garnisonkirche, wo der Große König schläft und von Zeit zu Zeit gleich der Weißen Frau seinen Umgang halten soll; wo die Engelchen Helm und Panzer tragen, wo Bollert den echten Soldatenglauben und Krummacher den echten Kirchenglauben predigt. Streng genommen gehören die Beamten gleichfalls in dieses Heiligthum des Alten Fritz; meist jedoch ziehen sie es vor (und zwar, wie ich hoffen will, nicht blos aus Opposition gegen die „Bunten"), in die schmucklose Heilige Geistkirche am Ostende der Stadt zu gehen, um den tauben, kranken Eltester zu hören, diesen geistvollsten Nachfolger Schleiermacher's im treuen Festhalten an der Union wie im regen Bemühen, den Glauben mit dem Denken zu vermitteln und die Lehre des Heilands im täglichen Leben zu verwirklichen. Die „kleine aber mächtige" Partei, angezogen von der Majestät des Throns, sammelt sich um den König in der schönen und freundlichen Friedenskirche am Eingange von Sanssouci. Nur auf dem großen Gottesacker im Osten schwinden die Unterschiede, da liegen Schwarze und Bunte, Excellenzen und Supernumerarien, Gevatter Schneider und Handschuhmacher gesellig unter Blumen gebettet nebeneinander. Allein auch unter dieser Fülle von Kreuzen und Steinen suchen wir vergeblich nach einem bekannten in die Ferne klingenden Namen. Doch ja — hier ruht der Kapellmeister Graun, hier der bischöfliche Erzähler Eylert; nehmen Sie vorlieb damit, wir sind in Potsdam, auf einem Boden, welchem mit Ausnahme seiner Königskinder kein einziger bedeutender Name entsprossen ist. Wenigstens vermag ich, soviel ich sinne, keinen aufzufinden; kein Held, kein Staatsmann, kein Künstler, kein Gelehrter von geschichtlichem Ruf und Einfluß hat hier seine Wiege stehen, nur fremde Berühmtheiten, wie in neuerer Zeit Tieck und noch gegenwärtig bisweilen Alexander von Humboldt, haben hier als Gäste und Zierden des Hofes geweilt. Die Geister lassen sich eben nicht ziehen und treiben wie Blumen und Bäume; der Lenné der großen Männer ward noch nicht geboren. Selbst unsere Straßen und Plätze, soweit sie überhaupt nach bekannten Persönlichkeiten benannt sind, schmücken sich mit fremdem Ruhme; wir haben einen Blücherplatz, eine Hodizstraße (freilich nur eine Nebenstraße) und einen

Palast Barbarini und jetzt auch eine (aber ebenfalls nur kleine) Ladenbergbrücke, die von der Hobitzstraße über den Kanal nach dem Gebäude der Oberrechenkammer führt, wo Adalbert von Ladenberg die letzten Jahre seines thätigen und patriotischen Lebens verbrachte.

Doch kehren wir noch einmal zurück zu dem Orte, wo alle Müden beisammen schlafen mit Ausnahme der Juden. Diese haben ihren eigenen Ruheplatz auf der nördlichen Höhe am Pfingstberge; das auf dem letztern neuerbaute, noch der Vollendung harrende großartige Belvedere verdient seinen Namen in der That, es bietet wirklich eins der reichsten und schönsten Panoramen, das in unsern nördlichen Gegenden irgend gefunden werden kann. Die Wirkung der breiten spiegelglatten Havel, die in ihrem vielfach gewundenen Lauf zahlreiche Seen bildet, ist von überraschender Schönheit; wie kommt dieses dunkelblaue, an die Alpen mahnende Wasser in unsere nordische Steppe?! Aber dies Wasser trägt noch in anderm Sinne dazu bei, unsere Landschaft zu verschönern; nur mit Hülfe dieses ungewöhnlichen, nie versagenden Wasserreichthums ist es überhaupt möglich gewesen, den Sand zu bewältigen, der auch hier ursprünglich seine trostlosen Flächen dehnte, und die arme darbende Natur zu einem der reichsten und schönsten Landschaftsbilder zu beleben. Die Gartenkunst ist der wahre Triumph der modernen Kunst überhaupt; zu erschöpft, zu ruhelos, um neue architektonische Formen aus sich zu erzeugen, hat die Kunst unserer Tage sich in die Einsamkeit der Natur geflüchtet; Tempel und Dome vermag sie nicht mehr zu bauen, aber liebreich sucht sie die Blößen der armen Mutter Erde zu verhüllen; sie heilt die Schäden, welche theils die Wuth der Elemente, theils die Barbarei früherer Jahrhunderte an ihr verübten und schafft Wüsteneien zu Landschaften um. Kaum wird sich ein glänzenderes und glücklicheres Beispiel dieser Kunst aufzeigen lassen als die Insel Potsdam; aus einer öden Sanddüne ist sie, Dank Meister Lenné und dem schönheitskundigen Auge und der schützenden Hand Friedrich Wilhelm's IV., in einen der schönsten, vielleicht schlechthin den schönsten Garten Europas umgeschaffen worden.

Aber auch die bildende Kunst ist inmitten dieser verschönten Natur reich und würdig vertreten, besonders die Plastik. In Charlottenhof, in Sanssouci, in dem die Friedenskirche umgebenden Garten, den der König seinem Privatgebrauche vorbehalten hat, finden wir in Marmor und Erz viel Ausgezeichnetes, theils Nachbildungen der Antike, theils Werke neuerer Künstler, als Steinhäuser, Rietschel und Anderer. Als neuesten Gewinn erwähne ich die schöne Marmorgruppe des Letztern: Maria knieend vor dem Leichnam des Heilandes — oder bezeichnender für das Werk: vor dem Leichname ihres Sohnes, die ihren Platz in einer Nische innerhalb des kleinen Säulenvorhofs der Friedenskirche gefunden hat. In der Mitte desselben Vorhofs empfängt ein Bronzeabguß des Thorwaldsen'schen segnenden Christus die Eintretenden: ebenfalls ein vorzügliches Werk, nur freilich etwas riesig für diese zierlichen Säulenreihen.

Die Alles überstrahlende Perle dieser Kunstschöpfungen aber ist und bleibt doch Rauch's Meisterwerk: das sogenannte Mausoleum der Königin Luise in dem frühern Antikentempel am Ende des Parks von Sanssouci. Niemals habe ich dieses schlafende königliche Weib ohne die tiefste Rührung betrachten

können; kein anderes Werk der Plastik, selbst die Antike nicht ausgenommen, hat mir einen so anmuthvollen, so durchaus lieblichen Eindruck gemacht. Die Königin, in Lebensgröße, nicht kolossal und todt wie auf ihrer wirklichen Grabstätte im Park von Charlottenburg an der Seite ihres Gemahls, ruht hier mit dem unnachahmlichen Ausdruck des Friedens und der Hoheit, ihre herrlichen Formen unter keuscher Umhüllung verborgen und doch sichtbar, griechischen und christlichen Sinn vermittelnd wie Goethe's Iphigenia. Man erzählt sich, daß, als Rauch das ursprüngliche Grabdenkmal seiner einstigen Herrin vollendet und den König ihren Gemahl vor dasselbe geführt, dieser dasselbe lange betrachtet habe und dann nach seiner knappen, kurzen Weise in die Worte ausgebrochen sei: „Sehr schön, sehr schön, aber nicht meine Luise!" Ohne ein Wort verlauten zu lassen, habe der Künstler darauf in Italien sein zweites Werk an dem makellosesten Marmorblock begonnen; volle 14 Jahre lang widmete er ihm seine besten Stunden, dann endlich habe er seinen alten königlichen Herrn vor das vollendete Werk geführt. Länger als eine Stunde habe Friedrich Wilhelm vor der geliebten Gestalt geweilt und endlich thränenden Auges und mit Zeichen tiefster Befriedigung den Meister und sein Meisterwerk verlassen. Der Platz, welchen der jetzige König dem letztern angewiesen, ist auf den ersten Blick höchst glücklich gewählt, nämlich in dem dunkelbeschatteten, schmucklosen Antikentempel Friedrich's des Großen; leider jedoch, wie man mich versicherte, soll die eingeschlossene Luft dieses Tempels dem Marmor höchst nachtheilig sein, sodaß es wol an der Zeit sein dürfte, auf eine Versetzung des Denkmals zu denken, das, wenn es dereinst nach Jahrtausenden aus einem Boden gegraben werden sollte, über den eine neue Wasserflut die umgebenden Sandhügel gespült, eine neue Menschenflut östliche Barbarenhorden dahingeführt, hochgehalten werden wird wie von uns nur immer ein Apoll von Belvedere oder eine Venus von Milo. —

Soviel von den Schöpfungen der Garten- und der Bildhauerkunst; gern möchte ich Ihnen noch etwas von alten und neuen Schwesterkünsten berichten; doch hier wird der Stoff, der bis dahin so reichlich floß, ein wenig mager. Daß die potsdamer Architektur in allen Stilen herumflankirt, deutete ich bereits an; im Einzelnen findet sich allerdings auch darunter Vortreffliches. So namentlich Babertsberg mit seinen altenglischen Zinnen und Thürmen, die nun bald eine liebliche englische Fürstentochter umschließen werden. Auch die Nikolaikirche am Markt mit ihrer majestätischen Schinkel'schen Kuppel ist ein schöner Bau. Zwar daß diese Kuppel den Schall verschlingt und ein greuliches Echo hervorruft, will ich nicht loben; indessen eine prächtige Kirche, in der man nichts versteht, das ist ja wol auch ein „Zeichen der Zeit"...

Doch weiter mit unsern Künsten. An solchen, die auf eigenem Boden wachsen müssen, mangelt es natürlich. Wir haben einen kleinen Kunstverein, dessen Ankäufe auf mäßige Mittel und mäßige Anfoderungen berechnet sind. In der Musik dilettiren wir in verschiedenen Vereinen und borgen übrigens von Berlin. Das Schauspielhaus, von Friedrich Wilhelm II. „zum Vergnügen der Bewohner" errichtet, steht für gewöhnlich leer und wird nur selten auf „Allerhöchsten Befehl" geöffnet, meistens zu kleinen Lustspielen oder Operetten; doch versteigen wir uns mitunter auch bis zur Birch-Pfeiffer. Die berliner Künstler, welche dazu entboten werden, sollen ungern kommen;

angeblich weil sie hier den Applaus nicht finden, der ihnen in Berlin zutheil wird. Und wirklich gehört es mit zur Signatur unserer Stadt, daß das Applaudiren im Theater hier nicht Mode ist; zwar gibt der König zuweilen mit huldreichen Händen das Signal dazu, dennoch bleibt die Nachfolge nur spärlich. Außerdem versucht die Martorel'sche Gesellschaft, eine Truppe auf dem Niveau kleiner Provinzialbühnen, ihre Künste in einem hiesigen Privatlocal, ich zweifle ob mit leidlichem Erfolg für sie selbst, um von dem Kunsterfolg gar nicht zu reden. Die Nähe Berlins läßt dergleichen Unternehmungen in einer Stadt nicht aufkommen, wo aller Verkehr auf der Theilnahme der höhern und höchsten Gesellschaftskreise beruht. Wir Potsdamer sind sehr vornehm, aber nicht besonders reich, wir haben alte Namen und hohe Titel, aber wenig Geld; wem seine Mittel nicht erlauben, seine künstlerischen Genüsse in der großen Nachbarresidenz zu suchen, dünkt sich darum doch noch viel zu vornehm, mit einheimischem Gewächs vorliebzunehmen, er zieht es dann vor, still zu Hause zu bleiben und läßt sich an den Intriguenstücken genügen, welche hinter andern Coulissen und nach größerm Maßstabe aufgeführt werden als auf den Bretern, welche die Welt blos bedeuten. Und auch daran ist kein Mangel, wie denn erst vor kurzem hier ein solches Drama zum zeitweisen Abschluß gekommen ist, das nach einigen Menschenaltern einem neuen Scribe einen guten Stoff zu einem neuen, noch pikantern „Glas Wasser" bieten wird. Auch an jenen tragischen Ereignissen, die unsern Tagesblättern als Lückenbüßer bei politischer Dürre dienen müssen, an Scenen der Noth, des Elends und des Verbrechens, an Schaudergeschichten und Skandalen fehlt es unserm Inselgarten nicht. Erst kürzlich wieder haben die Zeitungen von einem Liebespaare berichtet, das sich in unserm ersten Gasthofe, dem „Einsiedler", auf frevelhafte Weise den Tod gegeben hat. Es ist dies seit Jahresfrist das siebente Leben, das im „Einsiedler" sein gewaltsames Ende suchte und fand. — Auch die Klagen über Noth und Theurung werden immer lauter, hier wie überall; die Erntehoffnungen, mit denen wir in den Herbst traten, drohen an den noch immer unerschwinglichen Preisen zuschanden zu werden. Dazwischen dringt dann von Berlin her das Beifallsjauchzen für Adelaide Ristori, dringt aus den benachbarten Wäldern das Halali der königlichen Jäger, die eben heute, da ich dies schreibe, eine, sage eine einzige Sau zu Tode hetzen! — Im Uebrigen Alles still; wenn es einmal wieder lauter wird, schreibe ich Ihnen.

Notizen.

Immer mehr lichten sich die Reihen der Männer, die uns noch aus den glorreichen Zeiten der Befreiungskriege übrig sind; auch der Generalauditeur Friccius in Berlin, ein Name, den schon Max von Schenkendorf feierte, ebenso ausgezeichnet durch kriegerisches wie bürgerliches, durch wissenschaftliches wie praktisches Verdienst, ist hinübergegangen. Geboren 1779 in Ostpreußen, widmete er sich zu Königsberg und Halle der Rechtswissenschaft.

Eben als Assessor zu Kalisch in den praktischen Justizdienst eingetreten, wurde er von der Schreckensnachricht der Schlacht bei Jena ereilt. Voll hohen patriotischen Sinns, entzündet von dem Geist, der sich eben damals in Stein und Schön offenbarte und dem auch Friccius bis an sein Lebensende treu geblieben, vertauschte er sofort die Feder mit dem Schwert. Zum Lieutenant befördert, nahm er an der Vertheidigung von Danzig theil; namentlich war ihm die Vertheidigung von Fahrwasser übertragen und er leitete dieselbe mit solcher Umsicht und soviel militärischem Talent, daß es ihm gelang, als die Uebergabe von Danzig endlich unvermeidlich geworden war, die ihm anvertraute Mannschaft glücklich nach Pillau zu retten: eine That, die damals großes Aufsehen machte und ihm einen wohlverdienten Ruhm einbrachte. Nach dem Frieden von Tilsit zu seiner bürgerlichen Beschäftigung zurückgekehrt, lebte er als Oberlandesgerichtsrath in Königsberg, als die Erhebung von 1813, längst von ihm herbeigesehnt, ihn zum zweiten mal unter die Waffen rief; Weib und Kind zurücklassend, trat er in das königsberger Landwehrbataillon, das ihn zum Führer erwählte. In dieser Stellung nahm er an sämmtlichen Gefechten und Schlachten des York'schen Armeecorps theil; bei dem Sturm auf Leipzig war er der Erste, der, an der Spitze seines Bataillons, in die eroberte Stadt eindrang. Auch im Feldzug von 1815, wo er an der Spitze eines von ihm organisirten ostfriesischen Bataillons stand, zeichnete er sich aufs rühmlichste aus. Nach Wiederherstellung des Friedens mit dem Rang eines Oberstlieutenants entlassen, arbeitete er anfangs bei der Ablösungscommission, bis er 1819 zum Rath bei dem neuerrichteten rheinischen Revisions- und Cassationshof befördert ward. 1829 wurde er als vortragender Rath des Generalauditoriats der preußischen Armee ernannt und schon das Jahr darauf übernahm er als Chef die oberste Leitung dieser wichtigen und einflußreichen Behörde. Auch als solcher hat er sich große und dauernde Verdienste erworben. Friccius war ein Mann von unverwüstlicher Energie und Frische des Geistes, von hellem Blick, scharfem Urtheil, warmer Empfindung, ein aufrichtiger und umsichtiger Patriot. Als Schriftsteller hat er sich neben einigen fachwissenschaftlichen Schriften hauptsächlich durch schätzenswerthe Beiträge zur preußischen Kriegsgeschichte („Geschichte der Belagerung von Danzig", „Geschichte des königsberger Landwehrbataillons") bekannt gemacht. Bis in sein hohes Alter von seltener Jugendlichkeit des Geistes wie des Körpers, starb er, Allen unerwartet, schnell und schmerzlos. — Auch die Kunstwelt wurde von einigen Verlusten betroffen: in Paris starb **Paul Delaroche**, einer der berühmtesten französischen Historienmaler, in Berlin der Kupferstecher Professor **Ludwig Buchhorn**. Paul Delaroche, 1794 zu Paris geboren, war ein Schüler von Gros. Seit 1822 beschickte er die Ausstellungen, meist mit glücklichem Erfolg; zu allgemeiner Anerkennung jedoch gelangte er erst seit Anfang der dreißiger Jahre, wo er rasch hintereinander seine berühmten „Söhne Eduard's im Kerker" (1831), seinen „Cardinal Richelieu, den Cinq-Mars und de Thou zum Tode schleppend" nebst dem Gegenstück „Cardinal Mazarin auf dem Sterbebette" (ebenfalls 1831), seinen „Cromwell, die Leiche Karl's I. im Sarge betrachtend" (1833), die „Hinrichtung der Jane Gray" (1834), „Lord Stafford auf dem Wege zu seiner Hinrichtung" (1837), „Karl I., von

Cromwell's Soldaten bewacht und verhöhnt" (1838) und Anderes veröffentlichte, was ihn rasch zum Liebling des Publicums machte. Doch vermissen die Kenner selbst in seinen gelungensten Werken den eigentlichen historischen Sinn; es sind Bilder für den Salon, fein, zierlich, elegant und dieser Eleganz müssen sich selbst die tragischen, zum Theil grausigen Gegenstände fügen, die Delaroche mit Vorliebe behandelte. 1834 ging er, durch einen Auftrag der Regierung veranlaßt, der jedoch später nicht zur Ausführung gelangte, nach Italien, um daselbst die Fresken der alten Meister zu studiren. Seitdem fing er an, auch religiöse Bilder zu malen; dieselben fanden beim Publicum ebenfalls viel Beifall, widerstehen jedoch dem reinern Geschmack durch ihre sentimental-süßliche Richtung. Zu seinen berühmtesten Werken aus jüngster Zeit gehören noch: das große Wandgemälde in dem halbrunden Saal der École des beaux-arts in Paris; ferner sein „Napoleon in Fontainebleau", die Perle der Schletter'schen Sammlung zu Leipzig; seine „Verurtheilung der Marie Antoinette" ꝛc. Seit einigen Jahren hatte er nichts mehr ausgestellt, angeblich weil er mit der Aufnahme seiner neuern Bilder seitens der Kritik unzufrieden war. Er war ein Schwiegersohn Horace Vernet's. — Professor Buchhorn war 1770 zu Halberstadt geboren. Seine Kunst erlernte er in den achtziger Jahren bei Berger in Berlin; seit 1797 arbeitete er am Chalkographischen Institut zu Dessau, wo er sich neben Kolbe, Haldenwang, Friedthof einen geachteten Namen erwarb. Von dort ging er 1804 nach Leipzig, von wo er 1806 nach Berlin übersiedelte; der dortigen Akademie der Künste gehörte er seit 1811 als Mitglied, seit 1814 als Professor und Mitglied des Senats an. Buchhorn war ein trefflicher Lehrer; er ist der eigentliche Schöpfer und Gründer jener heute so blühenden und fruchtbaren berliner Kupferstecherschule, die ausgezeichnetsten Vertreter derselben, ein Mandel, Eichens, Ludewig, Casper ꝛc. sind in seiner Schule erzogen worden.

Das Schillerhaus in Gohlis, dessen von uns bereits mehrfach erwähnte Versteigerung durch einen eigenthümlichen Zufall gerade am Geburtstag des Dichters, am 11. November stattfand, ist glücklich in den Besitz des leipziger Schillervereins gelangt, wodurch denn die würdige Herstellung und Erhaltung der betreffenden Räume gesichert ist. Unter den Beisteuern, durch welche dem genannten Verein diese Erwerbung möglich wurde, nehmen die Gaben einiger deutschen Schauspieler die erste Stelle ein. In Wien waren Laroche und Frau Rettig, in Stuttgart Grunert zu diesem Zwecke thätig; eine besonders reichliche Einnahme aber hatte der Verein durch eine Gastvorstellung, welche Hr. Dawison aus Dresden auf dem Stadttheater zu Leipzig zum Besten des Schillerhauses gab. — Auch ein Bericht, den die dresdener Schillerstiftung soeben veröffentlicht, lautet recht günstig. Mit Einschluß eines Geschenks von 1000 Thlrn., das dem Verein gleich bei seiner Gründung von Hamburg aus zukam, sowie einer Summe von gleichem Betrage, die der Schillerstiftung im Laufe des Sommers von Hrn. Heinrich Brockhaus in Leipzig zum Geschenk gemacht ward, beläuft der Bestand, über den die Stiftung in Dresden selbst augenblicklich zu verfügen hat, sich bereits auf 6000 Thlr.; die zahlreichen Sammlungen, Benefizvorstellungen ꝛc., die nah und fern im Werke sind, berechtigen zu der Hoffnung, daß diese Summe sich demnächst

noch namhaft steigern und daß es dadurch möglich werden wird, die Stiftung selbst (deren Zweck bekanntlich dahin geht, nothleidende Dichter und deren Hinterbliebene zu unterstützen) im Jahre 1859, bei der 100jährigen Wiederkehr von Schiller's Geburtstag, in Wirksamkeit treten zu lassen.

Von Theodor Apel in Leipzig, dessen „Nähkäthchen" vor einigen Jahren soviel Glück auf der deutschen Bühne machte, wird ein neues Trauerspiel „Die Rache" erwartet. Auch Frau Birch-Pfeiffer hat schon wieder ein neues Stück in die Welt gesetzt, ein „ländliches Charaktergemälde" betitelt „Die Grille". Ein zweites Stück: „Iffland", dessen erste Vorstellung auf dem berliner Hoftheater, wie man sagt, zum Besten des in Berlin gestifteten Schauspielerpensionsfonds bestimmt ist, hat sie noch in Arbeit. Ebenso soll Rudolf Gottschall, der erst kürzlich seinen „Mazeppa" vollendete, schon wieder ein neues Stück unter der Feder haben. Der Titel desselben ist vorläufig noch ein Geheimniß; nur in Betreff des Stoffs schreibt man uns aus Breslau, daß derselbe „sehr zeitgemäß; Manche werden ihn sogar vielleicht allzu zeitgemäß finden".

Die Tagesblätter meldeten kürzlich, Gustav Diezel, bekannt durch seine politischen Schriften sowie durch die mancherlei Verfolgungen, die er deshalb auszustehen gehabt, sei nach Wien übergesiedelt, um daselbst die Leitung eines größern politischen Organs — und zwar, wie man hinzusetzte, eines Organs der ultramontanen Partei — zu übernehmen. Aus zuverlässiger Quelle können wir diese Mittheilung dahin berichtigen, daß Hr. Diezel zwar allerdings nach Wien übergesiedelt ist, aber nur infolge seiner Anstellung als deutscher Correspondent beim Verwaltungsrath der dortigen italienischen Eisenbahngesellschaft; irgendwelche politische oder literarische Verbindlichkeiten hat er damit selbstredend nicht übernommen.

Die Zahl der Manuscripte, die mir von den Verfassern übersandt werden, theils um meinen Rath darüber einzuholen, theils um meine Vermittelung bei Buchhändlern und Redactionen in Anspruch zu nehmen, hat im Lauf der letzten Monate dermaßen zugenommen, daß es mir beim besten Willen unmöglich ist, allen diesen Anfoderungen zu entsprechen, zumal so rasch, wie die Mehrzahl der Einsender es erwartet oder wol auch gar verlangt. Wenigstens muß ich bitten, mir damit bis Ende des Jahres Zeit zu lassen und wollen Diejenigen, denen dieser Termin zu lang ist, die Güte haben, ihre Adresse bei der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig abzugeben, worauf ihnen die betreffenden Manuscripte sofort werden zurückgesandt werden.

Halle, 18. November 1856. **Robert Prutz.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 49.** 4. December 1856.

Zum neuesten Stand des Streits über Leib und Seele.

Von
Jürgen Bona Meyer.

I.

Kann die Materie denken?

Zum Streit über „Leib und Seele“ erscheinen noch immer neue Schriften und Gegenschriften, daß aber durch sie der Streit für einen klaren Abschluß reif werde, ist nicht ersichtlich. Dem steht noch immer die Einmischung unberechtigter Verdächtigungen hemmend entgegen. Die Gegner lassen nicht ab, einander Consequenzen aufzubürden, die keiner von ihnen zieht noch ziehen muß. Besonders sind es die Idealisten, die nicht aufhören wollen, über den materialistischen Sumpf zu klagen, in dem alles höhere Interesse unserer Zeit ersticke, und keine Klage ist doch unberechtigter als diese. Beschränkte Einseitigkeit allein kann übersehen, daß neben dem Industrialismus unserer Zeit und zum Theil selbst durch ihn auch zahllose geistige Bestrebungen in stets zunehmendem Maße ihre Rechnung finden. Reiche Fabrikherren thun für Kunst und Wissen und ihre Arbeiter für Erwerbung von Kenntnissen, die keinen directen Nutzen für ihren Beruf abwerfen, jetzt mehr als zu irgendeiner andern Zeit.

Freilich weiß Fabri*), daß in einer größern Stadt ein einziger Buchhändler unlängst in sehr kurzer Zeit von Büchner's „Kraft und Stoff" 20 Exemplare allein an Fabrikarbeiter verkaufte; und genanntes Buch, so klagen alle Idealisten, erschien bereits in vierter Auflage! Es ist recht kläglich, wenn die Halbheit solcher Beweismittel verkannt wird. Von 1000 Arbeitern einer Fabrik kaufen sich 20 Büchner's Buch; da sind sie kurzweg alle Tausend Materialisten. Weiß Fabri auch nur von jenen Zwanzig, ob sie das Buch gebilligt, oder was sie überhaupt veranlaßt hat, es zu kaufen? Wer hätte wol nicht längst bemerkt, daß unter der Decke des Materialismus gar manche Opposition sich rührt, die nicht unter dieser Decke stecken würde, wenn die gedrückten Bedürfnisse des Geistes nicht diesem Abzugskanale gewaltsam zugeleitet wären. Das mögen Die verantworten, die glaubten, zur Bedrückung freier Regungen ein Recht zu haben. Vor allem aber mögen sie aufhören, die verschiedenen Elemente in diesem gewaltsam gemischten Strome zu verkennen; es sind auch geistige darunter. Der Zauber, den materialistische Bücher ausübten, floß nicht so häufig aus ihrer Lehre als aus der socialen Opposition, mit der er sich verband. Und ist überdies ein Buch von vier Auflagen so etwas ganz vereinzelt Dastehendes? Ist etwa Kant's kleine Schrift: „Von der Macht des Gemüths, durch den *bloßen* Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein", in ihrer *achten Auflage* eine materialistische? Ist nicht auf drei materialistische Schrif*ten* eine noch immer steigende Flut von idealistischen Büchern gefolgt? Hat doch Schleiden letzthin schon deshalb nichts mehr wider den Materialismus schreiben mögen, weil es nicht edel sei, einen bereits gefallenen Feind zu tadeln. Fürwahr, es gehört die ganze Kraft des Vorurtheils dazu, um solchem Augenscheine gegenüber den Materialismus als den Fetisch anzusehen, um den die halbe Menschheit tanzt.

Es hat mich ebenso sehr gewundert, daß auch Fabri auf dem Kirchentag zu Lübeck sich soweit verirren mochte, die Universitäten und Fabriken zusammen als Pflanzstätten des Materialismus zu bezeichnen, wie es mich wenig wunderte, daß die Kreuzzeitung sich gemüßigt fand, dies Wort als ein bedeutungsvolles zu wiederholen. Bei solcher Streitführung wird keine endgültige Abklärung der Gegensätze möglich sein. Soll diese erreicht werden, so gilt es, stets von neuem auf die Hauptprobleme des Streites hinzuweisen. Dies habe ich schon in meiner Schrift „Zum Streit über Leib und Seele" vor einem halben Jahre versucht und möchte es nun mit Rücksicht auf die neuesten Erscheinungen der betreffenden Literatur abermals versuchen.

*) Siehe „Verhandlungen des achten deutschen Kirchentags zu Lübeck" (1856), S. 72 fg.

Wiewol im Grunde die gegnerischen Weltanschauungen an jedem Punkte ihrer Erklärungen mit gleichem Erfolg ihr Recht und Unrecht abwägen könnten, so hat es doch letzthin den Streitenden geschienen, als eigneten sich einige Punkte dazu in ganz besonderer Weise. Ich verwahre mich gegen diesen Irrthum, will indessen, da es mir einerlei scheint, wo die Gegensätze einander treffen wollen, auf die gegenwärtige Wendung Rücksicht nehmen. Drei Fragen haben sich jetzt insbesondere in den Vordergrund gedrängt, nämlich:

1) ob die materialistische Behauptung, ein Materielles denke, möglich sei,
2) ob Materialismus und Idealismus in der Lehre vom freien Willen einander den Rang ablaufen,
3) ob der Materialismus den Foderungen der Moral gerecht werden könne.

Für heute will ich allein die erste Frage ins Auge fassen.

Der nichtgenannte Verfasser eines Aufsatzes „Der Materialismus im Zusammenhange mit der ganzen Entwickelung des modernen Bewußtseins" in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", Nr. 75, sagt S. 220: „Die Menschheit auf der gegenwärtigen Stufe ihres philosophischen Bewußtseins kann, glauben wir, auf Jegliches verzichten; auf den außerweltlichen Gott, auf ein äußerliches Schöpfungswerk, ja sogar auf eine persönliche Fortdauer, nur sich selbst, ihr geistiges Wesen kann sie nicht aufgeben; keine Kritik, auch wenn sie noch so rücksichtslos wäre, wird sie für eine sacrilegische zu halten haben als nur die, welche ihr den Glauben an sich selbst, an das specifisch Menschliche zu zerstören sich unterfängt. Aus diesen Gründen finden wir es gerathen, jede andere Frage hier beiseite zu lassen und nur danach zu sehen, ob wir nöthig haben, auch diese letzte Position, in welche sich das ganze geistige Interesse der Menschheit zurückgezogen hat, vollends aufzugeben." Ich glaube keineswegs an die Wahrheit dieser Selbstgenügsamkeit des philosophischen Bewußtseins unserer Zeit und führe also jene Worte nicht an, weil sie mir richtig scheinen, vielmehr nur deshalb, weil sie in ihrem Exceß recht wohl geeignet sind, auf die allerdings vorhandene Thatsache hinzuweisen, daß sich das Gewicht des Kampfes gegen den Materialismus jetzt darauf legt, ihm vorzuhalten, daß er die geistige und sittliche Natur des Menschen nicht erklären könne.

Die Idealisten berufen sich auf die Einheit des Selbstbewußtseins, die ein Gehirn niemals zustande bringe, wenn nicht eine ideelle Seele seine Wirkung aufnehme oder ihm solche Wirkungskraft verleihe. Den Materialisten stempeln sie zum Geistesleugner und zwar nicht selten mit solcher Unklarheit, daß man nach ihren Angriffen meinen müßte, die

Materialisten leugneten, daß wir denken, oder müßten es leugnen, wollten sie consequent sein. Gegen diese Unklarheit solcher Entgegnung hat nun mit Recht sich Moleschott erhoben in seiner an der züricher Hochschule am 21. Juni gehaltenen Antrittsrede. Wol traf es diese Gegner, wenn er sie daran erinnerte, „daß Niemand seines Wissens in Athen behauptete, Anaxagoras habe die Sonne und die Sterne geleugnet, weil er sie für feurige Körper ausgab". „Das Bewußtsein des Geistes", sagt er, „ist eine Eigenschaft des Hirns und der Geist ist ebenso wirklich für Den, der, weil er ohne Hirn die Denkkraft nie erblickte, an einen hirnlosen Geist nicht glaubt, wie für Den, dessen Vorstellung die Denkkraft in einem lockern trennbaren Verhältniß zum menschlichen Körper zu sehen wähnt." Moleschott hat Recht in dieser seiner Verwahrung, aber Recht nur gegen jene unklaren Angriffe seiner Gegner: denn seine wahren Gegner wollten Anderes behaupten, wenn sie ihn einen Geistesleugner nannten.

In einer Gegenschrift zu Moleschott's Antrittsrede hat Tittmann*) ihm auf jene Verwahrung erwidert, den Idealisten falle es nicht ein zu glauben, daß Jemand denke, er denke nicht. „Allein wenn der Denkende denkt", so fährt er fort, „sein Denkvermögen, sein Bewußtsein sei eine Eigenschaft des Gehirns, sein Gedanke ein Vorgang in seinem Gehirn, so sagen wir, daß darin nicht Anerkennung des Geistes sei, *vielmehr* damit der Geist geleugnet werde, da seine Function für *einen* Vorgang in dem Körper, das Bewußtsein für eine Eigenschaft des Körpers erklärt wird, unser Begriff vom Geist aber in der Entgegensetzung gegen den des Körpers ist." Dasselbe meinte Schleiden, als er in „Westermann's Illustrirten Monatsheften" vom October sagte, die Differenz bestehe in einer verwirrten Anwendung der Worte Existenz und Substanz. Die Existenz der geistigen Erscheinungen leugne Niemand; in Zweifel gezogen werde nur, ob diesen eine besondere geistige Substanz zum Grunde liege. Und darauf in der That sollte bei Erörterung der Differenz das Augenmerk allein gerichtet sein. Daß wir denken, ist eine Thatsache, die Niemand bezweifelt; erst über die Frage, wie wir denken, entstehen die Differenzen. Nur Das also ist die Frage, die zu entscheiden sein wird, ob ein Materielles denken kann.

Die Idealisten leugnen es, indem sie sich auf die untheilbare und beharrende Einheit des Selbstbewußtseins berufen, die nicht Ergebniß des ins Unendliche theilbaren Stoffs oder einer dem beständigen Wechsel unterworfenen Combination derselben sein könne. Von keinem Idealisten ist diese Verschiedenheit des physischen und psychischen Processes schärfer geschildert worden als neuerdings wiederum von Lotze in seinem „Mi-

*) F. W. Tittmann, „Geist und Materialismus" (1856).

krokosmus"*). Ich halte es deshalb für gerechtfertigt, vorwiegend an seiner Darstellung die Schwierigkeiten des Problems zu erörtern. Lotze weist darauf hin, wie doch im Physischen zwei Wirkungen, die einander treffen, zu einer mittlern verschmelzen, ohne daß jede ihre Sonderexistenz bewahre; wie dagegen im Geistigen dies der Fall sei. Zwei Töne, zwei Farben, die gesondert in unser Bewußtsein kommen, werden zusammengefaßt in der Einheit des Bewußtseins, das uns beide als unsere Empfindungen bezeichnet; aber doch wird in unserer Seele aus beiden niemals ein Mittelton, eine Mischfarbe entstehen. Das Bewußtsein nimmt sie in seine Einheit auf und bewahrt sie doch als verschiedene, wie alle unzähligen Eindrücke, die es aufnimmt und bewahrt. Diese Thaten nun eines alle Eindrücke auf eine Einheit beziehenden und untereinander vergleichenden Wissens, meint Lotze, wird kaum Jemand geneigt sein, noch als Handlungen eines Aggregats von Mehren zu betrachten. „Entweder die verschiedenen Eindrücke, deren Beziehung stattfinden soll, würden auf verschiedene Theile dieses Zusammengesetzten fallen und dann würden sie einander überhaupt nicht erreichen, sondern jeder Beziehung ebenso sehr wie jedem andern gegenseitigen Einfluß unzugänglich sein. Oder die anfangs zerstreuten Eindrücke sammeln sich durch wechselseitige Anregung in jedem einzelnen Elemente an, dann wird jedes einzelne sie in seinem eigenen Innern aufeinanderbeziehen können und eine geistige Entwickelung wird so oft stattfinden, als es untheilbare Wesen in dieser Verbindung gibt, von deren jedem die Einheit des Bewußtseins von neuem gelten würde." Also, um es kurz zu sagen, Lotze entwickelt die Verschiedenheit des physischen und psychischen Processes und folgert daraus die Nothwendigkeit eines besondern übersinnlichen Seelenwesens. Ferner glaubt er die untheilbare Einheit des Selbstbewußtseins unmöglich als Product eines Aggregats von Mehren betrachten zu können, folgert auch daraus ein einheitliches Seelenwesen und kann dies nur im Uebersinnlichen finden, das keine Theile in sich zuläßt. Prüfen wir diese Deductionen.

Würde ich Lotze's Weltanschauung hier allgemein betrachten wollen, so würde ich eingehend die Meinung zu begründen suchen, daß Lotze den von ihm so fein entwickelten Unterschied zwischen physischem und psychischem Proceß gleich wieder in seiner Schärfe verwischt hat, indem er das Wissen und Empfinden über die ganze Welt ausgießt, in Allem nur Uebersinnliches als das wahrhaft Seiende bestehen läßt, das die Lust seiner eigenen Existenz empfindet. Zwar verwahrt sich Lotze gewiß mit Recht gegen die Zumuthung, als hebe er damit den Unterschied auf zwi-

*) Lotze, „Mikrokosmus. Versuch einer Anthropologie", erster Band (Leib, Seele, Leben) (1856).

schen dem geistigen Wesen unserer Seele und dem geistigen Wesen des Elements, das unserer körperlichen Erscheinung zugrunde liegen mag: allein allerdings doch macht Lotze die Verschiedenheit nur zu einer Verschiedenheit innerhalb des Gleichartigen und gerade auf die starke Betonung der völligen Ungleichartigkeit von Geist und Stoff gründete er die Annahme einer besondern Seelensubstanz. Wenn nun gleichartig übersinnliche Substanzen so verschiedene Wirkungen und Eigenschaften haben können, dürfte leicht ein Materialist ihm einwenden, warum soll dann nicht mit der Verschiedenheit gleichartig sinnlich wahrnehmbarer Stoffe dieselbe Verschiedenheit der physischen und psychischen Kraft bestehen können? Der von Fichte neuerdings in seiner „Anthropologie" wiederum geschilderte Aether, der als unser Seelenleib reiner Denkstoff wird, könnte dieser Bedingung noch zu genügen scheinen. Aber mehr noch, ich halte selbst dieses Verlangen nach einem besondern Seelenstoff nicht für nöthig, da ich keine Möglichkeit absehe zu bestimmen, in welche Grenzen aus der verschiedenen Combination derselben Stoffe doch qualitativ gar sehr verschiedene Wirkungen hervorgehen können, und also auch nicht im Stande bin, die Möglichkeit abzuweisen, daß auch die Wirkungen des Geistes Resultate von Combinationen derselben Stoffe seien, die in andern Zusammensetzungen schon die qualitativ so sehr verschiedenen Wirkungen physischer Kräfte produciren. Ich möchte in diesem Punkte nicht misverstanden werden; ich sage nicht, daß ich diese Auffassung auch nur entfernt für bewiesen halte, ich kann nur ihre Denkbarkeit nicht für widerlegt erachten. Mich persönlich hat Lotze durch seine vortreffliche Schilderung der Ungleichartigkeit physischen und psychischen Geschehens in meiner Annahme, in meinem Glauben, daß beiden im strengsten Sinne ungleichartige Träger als Wesen zum Grunde liegen, bestärkt; aber dennoch muß ich unbefangen genug bleiben, einzugestehen, daß ich nicht im Stande bin, die Nothwendigkeit dieses meines Glaubens zu beweisen, weil mir die Möglichkeit einer entgegengesetzten Ansicht denkbar bleibt.

Lotze gibt diese Möglichkeit nicht zu, ihm scheint die untheilbare Einheit des Bewußtseins mit jeder Theilvorstellung unvereinbar. Auch hier würde ich, um meine Einwände völlig zu begründen, in Lotze's Weltanschauung zurückgreifen müssen; ich würde darauf hinweisen müssen, daß die Untheilbarkeit von jeder Wesenseinheit behauptet werde, daß aber nichtsdestoweniger nach ihm die Organismen solche Zusammensetzungen von mehren übersinnlichen Einheiten, denen des Geistes und denen der Leibeselemente sind, die dennoch zu einer Einheit des Organismus verbunden werden. Ich sollte meinen, daß dieses Zusammen Mehrer in einer organischen Einheit dadurch nicht annehmbarer erscheint, daß es als unbegreifliche That Gottes erklärt wird. Ueberdies ist Lotze gewiß entfernt, diese Einigung äußerlich an beide Elemente herantreten zu

lassen, sondern er denkt sie vermittelt durch eine natürliche Wechselbeziehung der Wesenseinheiten, sodaß allerdings doch mehre Einheiten zu einer neuen Einheit innerlich sich einigen. Allein mit solchen Folgerungen aus Lotze's eigenen Ansichten bleibt die Möglichkeit der Sache noch immer unbewiesen. Zu diesem Ende gilt es, das Wie dieser Möglichkeit zu entwickeln; eine Stelle aus Kant's „Kritik der reinen Vernunft" mag dies versuchen. Es heißt daselbst S. 292: „Eine elastische Kugel, die auf eine gleiche in gerader Richtung stößt, theilt dieser ihre ganze Bewegung, mithin ihren ganzen Zustand (wenn man blos auf die Stellen im Raume sieht) mit. Nehmet nun, nach der Analogie mit dergleichen Körpern, Substanzen an, denen die eine der andern Vorstellungen sammt deren Bewußtsein einflößte, so wird sich eine ganze Reihe derselben denken lassen, deren die erste ihren Zustand, sammt dessen Bewußtsein, der zweiten — diese ihren eigenen Zustand, sammt dem der vorigen Substanz, der dritten — und diese ebenso die Zustände aller vorigen, sammt ihrem eigenen und deren Bewußtsein, mittheilte. Die letzte Substanz würde also aller Zustände der vor ihr veränderten Substanzen sich als ihrer eigenen bewußt sein, weil jene zusammt dem Bewußtsein in sie übertragen worden und dessenungeachtet würde sie doch nicht eben dieselbe Person in allen diesen Zuständen gewesen sein." Kant will mit diesem Beispiel nur beweisen, daß aus der Einheit des Selbstbewußtseins nicht auf die Einheit der Geistessubstanz geschlossen werden könne. Er meint, das Selbstbewußtsein könne auch aus der Wirkung mehrer, Substanzen aufeinander resultiren. Nur in dieser Hinsicht dient Kant's Beispiel, gegen Lotze zu zeigen, wie mit einer Theilvorstellung die Einheit des Selbstbewußtseins zu verbinden wäre. Für die Frage, ob die mitwirkenden Theile materielle sein können, sagt das Beispiel direct nichts. Indessen kann es im Auge behalten werden als für diese Frage von Bedeutung, insofern es veranschaulicht, wie auch ein Complex von mehren materiellen Theilen das Selbstbewußtsein unterhalten könnte, wenn auch nur ein solcher Theil zu denken im Stande wäre. Ob dies möglich ist, das ist denn nunmehr die einzig übrige Frage.

Die Idealisten selber sind in der Antwort darauf keineswegs einig; die meisten allerdings leugnen diese Möglichkeit. Locke dagegen, der für seine Person zwar geneigter war, der Seele eine unstoffliche Substanz beizulegen, sah doch nicht ein, warum Gottes Allmacht nicht auch einem Stofftheilchen die Kraft zu denken sollte verleihen können. Was er für möglich hielt, das nahmen Denker, die sich an ihn anschlossen, bald für wirklich. Auf ihn bezieht sich auch J. H. Fichte *), der den Aether zum „Ueberall und Nirgends" macht, dem zu Liebe selbst die Materie ihre

*) Siehe besonders Fichte's „Anthropologie" (1856).

alte Eigenschaft der Undurchdringlichkeit aufgibt, der in uns denkt, aber außerhalb der Sphäre menschlichen Leibes die Schwingungen des Lichts, der Wärme xc. vermittelt und überdies der flatterhaften Macht der abgeschiedenen Geister seine Dienste weiht. Auch Schopenhauer konnte den Idealisten das Recht nicht einräumen, den Materialisten gegenüber diese Möglichkeit, daß die Materie denke, zu leugnen. „Das Streben der Schwere im Stein", sagt er, „ist gerade so unerklärlich wie das Denken im menschlichen Gehirn, würde also aus diesem Grunde auch auf einen Geist im Steine schließen lassen. Kann die Materie, ihr wißt nicht warum, zur Erde fallen; so kann sie auch, ihr wißt nicht warum, denken." Ihm sich anschließend sagt ebenso Frauenstädt*): „Jede Kraftäußerung ist ja etwas Immaterielles im Vergleich zu dem stofflichen Träger, von dem sie ausgeht und ist es daher kein Widerspruch, daß die Materie anzieht und abstößt, so ist es auch kein Widerspruch, daß sie denkt und empfindet." Nun will ich keineswegs verkennen, daß alle diese genannten und andere noch nicht genannte Idealisten, wie Schaller, nur unter eigenthümlichen Bedingungen es für möglich halten, daß die Materie denke: Fichte nur dann, wenn ein Ideelles als „raum-setzend-erfüllend" vorangeht; Schopenhauer und Frauenstädt nur dann, wenn der ideelle Zweck oder Wille der Natur das Gehirn zum Denken oder, wie Schaller dies ausdrückt, wenn die absolute Idee das Gehirn zum Denkindividuum gestaltete; aber soviel steht doch fest, daß bei *allen diesen* genannten Philosophen die Materie am Ende *denkfähig ist*. Auch ich nun vermag die Möglichkeit, daß dem so sei, nicht wegzuleugnen, so wenig ich an ihre Wirklichkeit zu glauben geneigt bin. Die letztere wird sicher mit unsern gewöhnlichen Erkenntnißmitteln nimmermehr zu beweisen sein; wer positiven Aufschluß wünscht, dem rathe ich in Fichte's Geisterreich zu flüchten und den ihm hier zutheil gewordenen Offenbarungen unbedingt zu glauben. Ich wünsche ihm zugleich, daß niemals widersprechende Offenbarungen aus diesem Reich ihn irreleiten mögen. Die nüchternen Alltagskinder dagegen verzichten vorläufig, bei dieser Orakelweisheit sich Raths zu holen, ob die Materie, und sei es auch der reine Aether, denke. Kaum hoffen sie, daß man sich nur einmal über die Möglichkeit, daß dem so sei, sobald verständigen werde. Indessen läßt sich zur Erfüllung dieser Hoffnung noch etwas thun, indem die gegnerischen Ansichten versuchen, sich das Wie des geistigen Processes im Lichte ihres verschiedenen Standpunktes möglichst deutlich vorzustellen.

Die Materialisten suchten zwar schon das Denken in ihrer Weise zu veranschaulichen, waren aber in diesen Versuchen zum großen Theil recht unbeholfen. So vertheilten sie die verschiedenen geistigen Eindrücke auf

*) Frauenstädt, „Der Materialismus" (1856).

verschiedene Nervenfibern oder dachten sie, wie der Anatom Bock, als Daguerreotypbilder auf besondern Hirnplatten aufbewahrt. Dagegen hat man schon früher bemerkt, daß diese verschiedenen Fibererregungen doch einer Fiber sich mittheilen mußten, wenn das Bewußtsein, das sich auf sie alle bezieht, erklärt sein sollte. Es muß natürlich ein Etwas da sein, das von allen Erregungen weiß, sonst allerdings hat jede Fiber ihr Bewußtsein und niemals erfahre ich, daß ich es bin, der sie alle hat. Ueberdies hat die Wissenschaft dieser Fiberwirthschaft ein Ende gemacht, indem die genauere Untersuchung den ununterbrochenen Verlauf solcher Isolirungsdrähte nicht bestätigte. Auf ebenso unpassende Vorstellungen führt Bock's Vergleich. Gegen ihn bemerkte ich schon in meiner obenangeführten Schrift, wie grundverschieden diese Vorgänge sind. „Es ist bekannt, daß eine Daguerreotypplatte nicht tausend Bilder auf einmal fixirt, sondern nur eins. Sollen nun die Gedächtnißbilder wie fixirte Daguerreotype in unserm Gehirn sitzen bleiben, so müßte jeder feste Eindruck, den wir in unserm langen Leben empfangen, auf einem besondern Stückchen Hirnplatte fortexistiren. Es wird gar schwer zu berechnen sein, ob alle unsere Eindrücke allenfalls im Gehirn Platz genug nebeneinander finden würden; aber noch viel schwieriger bleibt es zu sagen, wie die neuen Eindrücke es allemal anfangen mögen, im Gehirn die unbesetzten Plätze auszuwittern. Unmöglich endlich ist es, daß unser Geist aus diesen Bildern neue Bilder componire, dem einen dieses, dem andern jenes entnehme; aus nebeneinander liegenden Daguerreotypen entsteht niemals ein neues Bild. Wir könnten nur gesehene Bilder noch einmal sehen. Wäre also das Gedächtniß so zu denken, so könnten wir weder Begriffe denken noch dichterisch Neues schaffen." Nicht minder unbeholfen ist es, daß Czolbe*) dabei bleibt zu glauben, er habe die reflexive Thätigkeit des Selbstbewußtseins anschaulich erklärt, wenn er auch in den Nerven solche in sich zurückkehrende Strömungen voraussetzt und an ihnen das Selbstbewußtsein sich gleichsam zustande schrauben läßt.

Der allgemeine Fehler dieser wie aller ähnlichen Versuche besteht darin, daß die Eigenthümlichkeit der geistigen Kraft auf gewöhnliche Bewegungszustände zurückgeführt werden soll. Nicht Das ist der nachweisbare Irrthum des Materialismus, daß er das Geistige aus stofflichen Bewegungen hervorgehen läßt, sondern daß er es ihnen gleichmachen will. Durch diesen Irrthum ist der Materialismus jederzeit geradezu aufs Alberne verfallen. Wenn er daher sein eigenes Interesse recht versteht, so meidet er diesen Weg der Veranschaulichung. Er muß sich vielmehr darauf beschränken zu behaupten: — entweder, daß eine beson-

*) Czolbe, „Entstehung des Selbstbewußtseins" (1856).

dere Materie, die vielleicht irgendwo im Hirn sitzt oder wie der Aether den ganzen Leib durchströmt, die besondere Eigenschaft habe, auf jede Einwirkung anderer Stoffe denkend zu reagiren; — oder, daß die besondere Combination der gewöhnlichen Stoffe im Nervensystem das Seelische erzeuge und in beständiger Thätigkeit erhalte, solange die Combination andauert. Ein beständiger Nervenstrom — müßte er behaupten — unterhält die belebende Seele, ein kräftigerer Strom treibt diese auf die Höhe der Empfindung und ein noch kräftigerer läßt vermittels des Gedächtnisses ihr Selbstbewußtsein sich entwickeln. Da diese Strömungen nie unterbrochen sind, so übertragen sich die Einflüsse aller Erregungen fortlaufend auf alle zukünftigen und diese Uebertragung gibt unserm Seelenleben seinen Zusammenhang. Wie das nun möglich sei, daß aus einem Nervenstrom oder einer Aethererregung Denken resultire, wie ferner das so entstehende Bewußtsein sich wechselnd in einen unbewußten Strom eintauchen und wieder mit altem Inhalte aus diesem Unbewußtsein erwachen könne, — das kann der Materialismus dreist bekennen nicht zu wissen, der Idealismus vermag dies Unbegreifliche in seiner Weise nicht um ein Haar breit besser zu erklären. Wie eine unstoffliche Substanz das Denken macht, wie diese Substanz, deren wesentliche Eigenschaft der Besitz des Bewußtseins ist, im Schlafe diese Eigenschaft einbüßen kann; — bei diesen Fragen steht auch dem Idealisten sein Verstand still. Beschränken sich daher die Materialisten, in der angegebenen Weise ihre Ansichten als Hypothesen vorzutragen, wie die Gescheitern unter ihnen auch schon als nothwendig einsehen, so prallen alle theoretischen Angriffe der Idealisten ab, weil die Materialisten sie mit gleicher Münze bezahlen können. Sie üben dann die Geschicklichkeit, von der Kant bei ähnlicher Erörterung spricht: die Geschicklichkeit der Gelehrten, einander das Nichtwissen zu beweisen.

„So ist denn also", sage ich zum Schluß mit Kant, „aller Streit über die Natur unsers denkenden Wesens und die Verknüpfung desselben mit der Körperwelt lediglich eine Folge davon, daß man in Ansehung Dessen, wovon man nichts weiß, die Lücken durch Paralogismen der Vernunft ausfüllt."

Wen dieses Ende unbefriedigt läßt, dem wiederhole ich, daß, wo das Wissenkönnen ausgeht, das Glauben mir im Rechte scheint, solange es sich nicht die Dignität des Wissens anmaßt. Wer aber durch die Furcht, dem Materialismus zu große Zugeständnisse zu machen, bestimmt wird, oder wie die Kreuzzeitung sagen möchte, daß man von mir indirect erfahre, welcher Ausbildung der Materialismus noch fähig sei, dem antworte ich, daß mir der scharfe und consequente Gegner am wenigsten zu fürchten zu sein scheint, weil er am ehesten auch seinem Gegner Achtung zollen wird.

Nordamerikanische Zustände.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit haben Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen diesmal zusammengewirkt, uns von dem Ausfall der Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten in Kenntniß zu setzen; am 4. November hatten die zur Wahl des Präsidenten ernannten Wahlmänner ihre Namen in die Listen eingetragen — ein vorläufiges Verfahren, durch das jedoch der Wahlact selbst der Sache nach entschieden ist — und genau 14 Tage später, am 18., traf die Nachricht von dem Resultat in England ein, um sich von dort mit Windesschnelle über Europa zu verbreiten. Sie lautet anders, als man hier hoffte und wünschte: nicht Oberst Fremont, der Candidat der jungen republikanischen Partei, der insbesondere auch sämmtlich Deutsch-Amerikaner angehören (mit ein oder zwei Ausnahmen, die des Nennens kaum werth sind), sondern Buchanan, der Candidat der Demokraten oder wie man bezeichnender sagen sollte: der Sklavenhalter, der Fremdenhasser sowie aller Derjenigen, welche die Grenzen der Union um jeden Preis und auf jedem, auch dem gewaltsamsten, dem rechtlosesten Wege erweitern wollen, ist aus der Wahlurne hervorgegangen. Diese Wahl kann verhängnißvoll werden, nicht blos für Amerika, sondern auch für Europa, das ja durch so unzählige Fäden mit Nordamerika verknüpft ist. Es wird sich nun zeigen müssen, ob jenes Nationalgefühl, dessen die Bürger der Union sich so gern und mit so herausfodernden Worten rühmen, stark genug ist, den Widerspruch der Interessen zwischen dem Norden und dem Süden der Vereinigten Staaten auszugleichen; es muß sich zeigen, ob die vielgepriesene nordamerikanische Freiheit, die soviel deutsche Herzen wie mit magnetischer Kraft nachsichgezogen hat, zugleich auch eine Schule der Sitilichkeit ist oder ob auch sie nur zu einer Waffe werden soll in der Hand der Selbstsucht und der Ländergier. Die Aussichten sind trübe genug; dennoch wäre es vorschnell, wollte man schon jetzt irgendwelche Vermuthungen aussprechen über die Wendung, welche die Dinge in Nordamerika demnächst nehmen werden. Der Fanatismus der Sklavenhalter ist groß, ihr Reichthum, ihr Einfluß, die Unbekümmertheit, mit welcher sie an alle schlechtesten Leidenschaften des Menschen appelliren, gibt ihnen ebenso wirksame wie gefährliche Mittel in die Hand. Aber nicht minder groß ist auch die Widerstandskraft eines jungen kräftigen Volks wie die Nordamerikaner; bei aller Waghalsigkeit, aller Lust zum Uebertriebenen, Maßlosen, ja selbst bei aller Gewissenlosigkeit, die man ihnen im Punkt des Mein und Dein etwa nachsagen könnte, liegt in ihnen doch, als Erbtheil ihrer angelsächsischen Abstammung, ein gewisser Kern nüchterner, ruhiger Ueberlegung und wenn es voraussichtlich nicht an Solchen fehlen wird, die den Ehrgeiz und die Habsucht der Massen

in Bewegung zu setzen suchen, so wird doch andererseits auch das sprichwörtlich gewordene kalte Blut der Amerikaner und ihr verständiger praktischer Sinn sich hoffentlich nicht ganz verleugnen. Schon in dem wirklichen Besitz der Macht liegt etwas, was unwillkürlich zu einer gewissen Mäßigung und Selbstbeschränkung nöthigt; solange man die Macht nur erst erstrebt, ist es leicht, sich der entzündeten Phantasie fessellos hinzugeben; auf dem Gebiet der Wirklichkeit aber, das man mit dem thatsächlichen Besitz der Macht betritt, machen sich sofort gewisse Rücksichtnahmen und praktische Erwägungen geltend, die denn mit der Zeit auch den heißesten Kopf ernüchtern. Und so, glauben wir, wird auch die Partei Buchanan's ihren Sieg bei weitem nicht so maßlos ausbeuten, als man es nach ihrem bisherigen Auftreten vermuthen möchte.

Doch wie gesagt, für den Augenblick sind alle derartigen Vermuthungen müßig und scheint es uns bei weitem angemessener, statt die Zukunft mit leeren Hypothesen zu bevölkern, sich vielmehr möglichst ins Klare zu setzen über die Stimmung, die augenblicklich in Nordamerika herrscht sowie über die Umstände, aus und unter denen das so unerwartete Resultat dieser jüngsten Präsidentenwahl hervorgegangen ist. Ein nicht uninteressanter Beitrag dazu liegt uns in einem Briefe vor, den wir kürzlich von einem amerikanischen Freunde unsers Blattes erhalten haben. Derselbe ist von deutscher Abkunft, lebt aber schon seit längern Jahren in den Vereinigten Staaten, und zwar hat er die verschiedensten Regionen derselben theils durch wiederholte Reisen, theils durch längern persönlichen Aufenthalt kennengelernt. Gegenwärtig lebt er in St.-Louis in Missouri, bekanntlich einem Hauptsklavenstaat; der Bericht, den er uns von dorther einschickt, datirt zwar schon von Mitte October, also aus einer Zeit, wo der Ausfall der Präsidentenwahl noch ziemlich ungewiß war. Diese dramatische Spannung hat nun, seit der Telegraph uns die Wahl Buchanan's verkündete, aufgehört; dennoch, hoffen wir, wird unsern Lesern die nachstehende Schilderung aus der Feder eines sachkundigen, unparteiischen und gewissenhaften Mannes nicht unwillkommen sein.

Der jetzige Präsidentenwahlkampf in den Vereinigten Staaten unterscheidet sich auf vortheilhafte Weise von denen, welchen ich hier in frühern Jahren beigewohnt habe; es zeigt sich dabei im Allgemeinen eine Ruhe und ein Ernst, von dem früher nur wenig zu spüren war und der diesmal um so höher angeschlagen werden muß, je größer die Gegensätze sind, die miteinander kämpfen und je wichtiger der Preis des Kampfes selbst. Ganz fehlt es auch diesmal nicht an den herkömmlichen lärmenden Demonstrationen, an Fackelzügen, Processionen und ähnlichem Spectakel; es gibt eben zu Viele hier, für welche dergleichen Künste nun einmal nothwendige Attribute der Wahlen geworden sind und um derent-

willen man sie denn auch jetzt wieder spielen läßt. Allein im Ganzen sind sie dieses Jahr doch viel beschränkter, das Volk ist weniger empfänglich dafür als in frühern Jahren, wo die Parteiunterschiede fast nur noch in Namen und Erinnerungen bestanden und wo daher der Mangel an eigentlichen leitenden Ideen durch möglichst viel Lärmen und Flitter einigermaßen ersetzt werden mußte. Gegen den Sturm, den die Uebergriffe des Südens und seiner Verbündeten im Norden heraufbeschworen, vermag diese Art von Kunststückchen nichts auszurichten; die neuen Fractionen, welche sich von dem alten Parteiorganismus abgelöst haben, sind zu der Erkenntniß gelangt, daß sie bisher unter falschen Fahnen gegen ihr eigenes Interesse gekämpft haben und vergebens sucht man sie durch die alte Reveille in die verlassenen Reihen zurückzubringen. Die neuen Ideen, welche in diesem Augenblick im Felde stehen, wollen mit Ideen bekämpft sein, die Fackelzüge und Processionen verfangen nichts mehr, und so haben selbst die alten Parteiführer ihre Taktik ändern und Alles aufbieten müssen, was ihnen an Fähigkeit, an Beredtsamkeit und Geist irgend zugebote steht. Darum haben sie auch einen großen Theil der sauern Arbeit, die hier mit jedem Wahlgeschäft unvermeidlich verbunden ist, und nun erst gar mit der Wahl des Präsidenten, diesmal selbst übernommen, statt sie wie früher untergeordneten Subjecten zu überlassen; die Führer in Person bereisen die verschiedenen Staaten, sie haranguiren die Massen und suchen Die, welche ihnen noch anhängen, vom Ueberlaufen abzuhalten. Der Kampf hat dadurch ganz außerordentlich gewonnen, nicht nur an Interesse, sondern auch an Anstand; indem die Koryphäen aller Parteien jetzt die Bühne betreten, nöthigen sie unwillkürlich auch das Volk der Statisten, sich etwas manierlicher zu benehmen und die äußere Würde mehr im Auge zu behalten.

Ueber den wahrscheinlichen Ausfall der Wahl läßt sich bei alledem für den Augenblick nur wenig sagen. Zwar haben wir hier wie überall der Propheten die Menge, die durch anscheinende Siegesgewißheit die Parteigenossen anfeuern wollen und ihren Sieg immer unfehlbar herauscalculiren. Allein wenn wir auf dergleichen Calculationen überhaupt nicht viel geben, so gelten sie uns diesmal, wo eine ganz neue Partei auf dem Kampfsplatz erschienen ist, gar nichts. In der That sind die „Republikaner“ noch viel zu jung im Staatsleben, sie haben noch zu wenig Antecedentien, als daß man auch nur annähernd schließen könnte, ob und welchen Erfolg sie haben werden. Selbst an solchen Orten, wo man über das Stimmverhältniß gewiß zu sein glaubt, können bis zum endlichen Eintritt der Wahl noch immer Bewegungen eintreten und zwar Bewegungen der Massen, die alle Vorausberechnung zuschanden machen. Freilich sind es nur wenig mehr als zwei Wochen bis zu dem entscheidenden Tage: aber auf einem Boden wie der hiesige, unter einem

so schnelllebenden Volke wie die Nordamerikaner, sind auch zwei Wochen schon erstaunlich viel.

Dies vorausgeschickt und indem ich mich also ausdrücklich verwahre, hier irgendwelche Prophezeiungen in Betreff der Wahl und ihres Resultats zum besten geben zu wollen, kann ich doch nicht verschweigen, daß die Aussichten für die Freibodenpartei im Augenblick nicht besonders günstig sind. Der allgemeinen Erwartung zuwider sind die am **14.** October stattgehabten Staatswahlen in Pennsylvanien und Indiana, soweit sich bisjetzt aus den officiellen Berichten ersehen läßt, schlecht für sie ausgefallen; beide Staaten scheinen den Buchanan-Demokraten eine wenn auch verhältnißmäßig nur unbedeutende Majorität zu geben. Zwar hat Fremont, wie die Berichte zeigen, in beiden Staaten ebenfalls eine ansehnliche Partei, die bis zur Präsidentenwahl gewiß nicht müßig sein wird und es ist immerhin möglich, daß die paar tausend Stimmen, um welche Fremont hinter Buchanan zurückzustehen scheint, bis dahin noch eingebracht werden; soviel aber ist für jeden Fall gewiß, daß ohne Pennsylvanien und Indiana Fremont geschlagen ist, selbst wenn er in allen übrigen freien Staaten gewählt werden sollte, was sich doch kaum annehmen läßt. Von den Sklavenstaaten bekommt er natürlich keine einzige Stimme. Allerdings hat er auch im Süden manche offene und viele heimliche Anhänger: aber nur in Maryland, Kentucky und Virginia haben sie es gewagt oder der Mühe werth gehalten, sich zu organisiren, und auch hier ist ihre Zahl viel zu klein, ihre ganze Stellung zu ohnmächtig, um ihm von praktischen Nutzen sein zu können.

Was den nächsten Punkt des ganzen Streits, das unglückliche Kansas anbetrifft, so ist es daselbst in den letzten sechs Wochen, seit der Einsetzung des neuen Gouverneurs Geary, ziemlich ruhig gewesen. Allein die Unzufriedenheit des Nordens mit der jetzigen Administration ist deshalb nicht geringer. Man wirft dem Präsidenten vor, daß die Schritte, welche er jetzt gethan, ebenso gut vor dem Ausbruche des Kampfes hätten geschehen können und macht ihn für denselben verantwortlich. Seine heftigsten Gegner beschuldigen ihn ganz laut der Bevorzugung südlicher Interessen und daß er mit der Ergreifung energischer Maßregeln gezögert habe, bis der Krieg eine dem Süden günstigere Wendung genommen und der Norden in eine bedrängte Lage gerathen sei; die Gemäßigtern, ja selbst ein großer Theil seiner eigenen Partei, werfen ihm Unentschlossenheit und Mangel an Energie vor. Geary foderte beim Antritt des Gouvernements einfach zur Niederlegung der Waffen auf und, wie vorauszusehen, wurde ihm gehorcht; denn man wußte, daß er Instructionen hatte, der Auffoderung nöthigenfalls Nachdruck zu geben. Aber die Truppen, auf welche er sich stützte, waren schon, zum größten Theil wenigstens, seit Anfang des Kampfes im Territorium gewesen,

ohne daß man sie früher, wenn auch nur als Drohung, zur Niederhaltung von Excessen benutzt hatte. Und doch würde weniger als die Hälfte dazu hinreichend gewesen sein. Kurz vor der Ankunft Geary's noch überfiel eine Rotte südlicher Marodeurs die Häuser friedlicher Bürger in Leavenworth, ganz in der Nähe eines Forts, in dem mehre hundert Mann Truppen lagen, nur weil sie sich geweigert hatten, gegen die Freistaatpartei zu den Waffen zu greifen; von allen Mitteln entblößt, unter rohen Mishandlungen wurden sie ausgetrieben, ein paar Unglückliche, die sich zur Wehr setzten, wurden kurzweg niedergeschossen. Wohl zu beachten ist dabei freilich, daß der Kampf in den letzten Monaten seine politische Farbe fast ganz verloren hatte; denn der gesetzlose Zustand, der in Kansas herrschte, hatte vieles Gesindel ins Territorium gelockt, welches die Politik nur als Mantel für seine Verbrechen benutzte. Und wenn Geary nichts weiter gethan hätte, als daß er das Land von diesem Gesindel einigermaßen gesäubert hat, so wäre schon dies ein Verdienst, das jeder Freund der Menschlichkeit und eines geordneten bürgerlichen Zustandes ihm danken muß.

Im Uebrigen stehen die Sachen in Kansas fast noch auf demselben Punkte, auf dem sie im vergangenen März vor dem Ausbruche der offenen Feindseligkeiten standen. Die Prosklavereipartei hat die entschiedene Oberhand; darf sie auch in diesem Augenblicke keine Gewaltschritte wagen, so fährt sie doch fort, die Freistaatenansiedler soviel als möglich zu belästigen. Auch war den letzten Nachrichten zufolge wiederum ein großer Emigrantenzug aus Iowa von einer Truppe südlicher Miliz unter dem durch nichts gerechtfertigten Vorwande, daß er feindliche Absichten hege, angehalten und ein Theil der Männer zu Gefangenen gemacht worden; das soll dann ein warnendes Beispiel für Andere sein. Ueberhaupt ist an eine gründliche Beruhigung des Landes nicht zu denken, solange die Hauptursache des ganzen zwischen der Nord- und Südpartei entbrannten Kriegs, jene drakonischen Gesetze, welche Kansas von der widerrechtlich und durch offene Gewalt ihm aufgezwungenen Legislatur gegeben worden sind, fortbestehen. Auch Geary hat den stricten Befehl, sie zur Vollziehung zu bringen; thut er es wirklich (woran kaum zu zweifeln), so hat der Süden Alles erreicht, was er vorderhand wünscht und wünschen kann. Denn kommen jene Gesetze in der That ihrem vollen Umfange nach zur Geltung, so wird von einem freien Worte, einer freien Presse bald keine Rede mehr sein; die Antisklavereipartei würde sich von selbst auflösen, indem alsdann kein in einem freien Staate Geborener mehr in Kansas leben könnte. Nicht nur das Aufreizen von Sklaven gegen ihre Herren oder zur Flucht, sogar das Beherbergen und Unterstützen flüchtiger Sklaven belegen diese Gesetze mit Todesstrafe; wer aber „in Schrift oder Wort das Recht, Sklaven im

Territorium zu halten, ableugnet oder Bücher, Zeitungen u. s. w., in welchen dieses Recht geleugnet wird, ins Territorium einführt, soll zu Zuchthausstrafe von mindestens zwei Jahren bei harter Arbeit verdammt sein". Wir wissen zwar, daß Geary solche Gesetze nicht vollziehen kann, selbst wenn er wollte: denn sie sind inconstitutionell und wer ihm dabei Widerstand leistete, hätte Gesetz und Recht auf seiner Seite. Allein es sind noch genug andere Gesetze, gegen welche dieser Einwurf nicht gemacht werden kann und die doch, wenn sie wirklich zur Ausführung kommen, vollständig hinreichen, jedem Antisklavereimanne das Leben im Territorium zu verleiden.

Im Uebrigen wird sich die Sklavereipropaganda bis nach der Präsidentenwahl voraussichtlich aller extremen Schritte enthalten; schon die Rücksicht auf ihre nördlichen Alliirten zwingt sie dazu, deren Reihen ohnehin immer mehr gelichtet werden. Wird Buchanan gewählt, so hofft sie in Kansas nach Belieben fortschalten zu können und mit Hülfe der Gesetze und der aus ihrer Mitte genommenen Beamten, oder wo diese nicht ausreichen sollten, auch ohne dieselben durch Gewalt jedes freisinnige Element auszumerzen; wie weit sie mit dieser Hoffnung kommt, wird sich dann bald zeigen. Gelangt dagegen Fremont ans Ruder, so erspart sie sich den gesetzlichen Umweg; sie wird sich dann von vornherein auf die Gewalt allein verlassen. In beiden Fällen hat der Norden sein Wort mitzusprechen und er wird es sprechen; die augenblickliche Ruhe in Kansas ist nur eine Pause, in der beide Parteien ihre Kräfte sammeln.

Der Staat, aus dessen Hauptstadt ich dies schreibe, Missouri, hat ein tieferes Interesse an der Entwickelung dieser Wirren als die übrigen Staaten. Natürlich würde sich die Sklaverei auch hier nicht lange halten können, wenn Kansas frei werden sollte. In den an Illinois und Iowa grenzenden Counties gibt es jetzt nur noch verhältnißmäßig wenig Neger, weil sie von dort aus leicht entkommen können; der Schwerpunkt der Sklavenmacht ist an der Grenze von Kansas und es läßt sich unter diesen Umständen leicht begreifen, weshalb die Pflanzer dort so ungemeine Anstrengungen machen. Daß und warum aber die Majorität unserer Bürger, welche keine Sklaven besitzt, die für das Land geradezu verderblichen Schritte der Sklavenhalter unterstützt, das ist nicht so leicht begreiflich. In der That besitzen wir auch mehr Antisklavereielemente, als es den Anschein hat: aber der Terrorismus der Sklavenhalter, welche im Besitz des Capitals und der Ländereien sind und alle Aemter schon seit Gründung des Staats monopolisirt haben, hält sie nieder und so kommt es, daß man außerhalb St.-Louis kaum ein freies Wort vernimmt. Es gibt nicht Viele, welche ihr Leben und Eigenthum einem blinden Mob gegenüber riskiren oder nur den verhaßten Namen Abolitionist tragen mögen; denn der echte Sklavenhalter kennt kaum ein grö-

ßeres Verbrechen als den Abolitionismus. Und doch, wie sehr muß nicht dem richtigen, klarsehenden Mann (und solcher zählt unser Staat genug) der große Abstand zwischen Missouri und den freien Nachbarstaaten ins Auge fallen! Während Illinois, das vor wenigen Jahren noch keine Eisenbahnen hatte, jetzt von einem ganzen Netze überzogen ist, hat Missouri es erst auf zwei kurze Strecken gebracht, und auch dahin nur durch die großen Anstrengungen und Opfer des liberalen St.-Louis. Während an der Grenze von Iowa das beste Land noch zu drei Dollars der Acker ausgeboten wird, kostet es jenseits 15 bis 25; die freien Staaten bemühen sich auf jede Weise, die fleißige und intelligente Emigration anzuziehen, unsere unwissenden und indolenten Sklavenhalter stoßen sie zurück. Unser fruchtbares Land liegt noch größtentheils brach, unsere unerschöpflichen Mineralreichthümer werden noch wenig ausgebeutet; erst innerhalb der letzten zwei Jahre hat der Staat, einigermaßen angefeuert durch das Beispiel der Nachbarn, einen Geologen zur Untersuchung derselben angestellt. Für innere Verbesserungen, für Hebung des Handels und der Industrie thun unsere Gesetzgeber wenig; die Wahrung der Sklavereiinteressen beschäftigt ihre Aufmerksamkeit mehr als alles Andere. Der leidigen Sklaverei zuliebe hat ein Theil unserer Bürger den unrühmlichen, thörichten Kampf in Kansas angefangen; schon hat er so viel Blut, Zeit und Geld gekostet, ohne ihnen etwas einzubringen als den Titel Border ruffian — und doch, wenn er fortgeführt würde, was kann er nicht der ganzen Union noch kosten?! Nicht weniger als die Union selbst.

Literatur und Kunst.

Reiseliteratur.

Daß jeder deutsche Schriftsteller, der einmal einige Wochen in Paris gewesen ist, sich sofort auf frischer That hinsetzt und mit flinker Feder ein Buch über Paris zusammenschreibt, das ist ein Schicksal, das bei uns nachgerade unvermeidlich geworden ist und auch die Kritik würde vergebens dagegen anzukämpfen suchen. Diese Krankheit — denn das ist sie in der That geworden — muß vielmehr an sich selbst zugrunde gehen; wenn wir, Dank den Eisenbahnen, erst Alle in Paris gewesen sein und Alle unser Buch über Paris geschrieben haben werden, so wird zuletzt Niemand mehr übrigbleiben, der die Bücher lesen mag und dann wird das Uebel auf einmal curirt sein. Auch Julius Rodenberg, der zur Zeit der großen pariser Ausstellung einige Monate in Paris verweilte, hat sich gedrungen gefühlt, die Eindrücke, die er bei diesem Aufenthalt gewonnen, zu einem Buche zu verarbeiten: „Pariser Bilderbuch. Von Julius Rodenberg" (Braunschweig, Vieweg). Der Verfasser hat sich bisher hauptsächlich durch lyrische Dichtungen bekannt ge-

macht, die sich, ohne gerade besonders neu oder tief zu sein, doch durch Natürlichkeit und Frische sowie durch eine gewisse jugendliche Unbefangenheit auszeichnen. Diese Frische und Natürlichkeit finden wir auch in dem größten Theil seiner pariser Skizzen wieder. Zwar versichert der Verfasser, es sei nicht der Zweck seiner Reise gewesen, ein Buch zu schreiben: doch wird dies wol nicht so buchstäblich zu nehmen sein. Das Buch scheint aus Aufsätzen entstanden zu sein, die an Ort und Stelle niedergeschrieben und schon früher als Zeitungsartikel veröffentlicht wurden; es zerfällt in zwei größere Abtheilungen: „Albumblätter“ und „Studien“. Unter der erstern Ueberschrift erhalten wir eine Reihe von Schilderungen aus dem pariser Leben; das Treiben auf den Straßen, die Theater, die Boulevards, die Cafés, die ländlichen Feste und Vergnügungen — kurz, die ganze übliche Route, die wir schon in so unzähligen pariser Briefen durchwandert haben, wird hier noch einmal zurückgelegt, auch die Todtenstadt des Père-Lachaise nicht zu vergessen, mit der nach einem alten, auch von Rodenberg gewissenhaft beobachteten Gebrauch unsere neuesten pariser Touristen ihre Eindrücke zu schließen pflegen. Eigentlich Neues erfahren wir aus diesen Schilderungen nicht und wie wäre das auch möglich bei einem so viel besprochenen, ja abgenutzten Gegenstand; wenigstens würden dazu ganz andere Studien gehören und eine ganz andere wissenschaftliche Vorbereitung, als unsere jungen schöngeistigen Schriftsteller nach Paris mitzubringen pflegen. Doch sind die Farben, deren der Verfasser des „Pariser Bilderbuch“ sich bedient, frisch und lebhaft, die Darstellung ist, einzelne überschwängliche Stellen abgerechnet, im Ganzen einfach und anspruchslos und so mag man die wohlbekannten Bilder immerhin noch einmal an sich vorüberziehen lassen. Besonders lebhaft tritt in den Schilderungen des Verfassers die sinnliche Seite des pariser Lebens hervor — gewiß mit vollem Recht, da es nicht nur eine für Paris höchst charakteristische Seite, sondern auch diejenige ist, welche auf die jungen Ankömmlinge regelmäßig am lebhaftesten wirkt. Ihm daher einen Vorwurf machen aus der Vorliebe, mit der er diese Seite behandelt, wäre thöricht; Paris ist in der That die Stadt des sinnlichen Zaubers, das wahre Capua der modernen Welt. Nur sollte auch der Verfasser selbst dabei mit größerer Unbefangenheit zuwerke gegangen sein und sich nicht gar zu große Stücke mit seinem deutschen „sittlichen Ernst“ wissen, der, wie er versichert, aus allen seinen Schilderungen hervorleuchtet. Wer das moderne Paris schildern will, braucht darum noch nicht den Sittenprediger zu machen; er sei nur wahr, treu und natürlich und gebe seine Eindrücke so rein und unbefangen wieder, wie er sie in sich aufgenommen hat, die sittlichen Betrachtungen aber überlasse er dem Leser. Die zweite Hauptabtheilung des Buchs, die „Studien“, bestehen in einem Wiederabdruck von Artikeln, welche der Verfasser bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung veröffentlicht hat. Dies ist unsers Bedünkens eine etwas überflüssige Zugabe. Der Verfasser selbst muß einräumen, daß er auf keinem Gebiet der Industrie oder auch nur der bildenden Künste hinlänglich zuhause ist, um ein wirklich sachgemäßes Urtheil zu fällen; er bekennt, die Weltausstellung nur mit dem Auge des Laien betrachtet zu haben, tröstet sich jedoch damit, daß auch diese Laieneindrücke wol einer „künstlerischen Gestaltung“ werth seien. In der That jedoch beschränkt diese „künstlerische Gestaltung“ sich in dem vorliegenden Werke auf jene belletristische Einkleidung, jenes

angenehme Reden über Alles und noch Etwas, wie wir es aus den Feuilletons unserer Zeitungen gewohnt sind. Da mag Dergleichen auch ganz am Orte sein, dies anmuthige Nichts aber, das seinen Zweck vollständig erfüllt hat, wenn es uns eine Viertelstunde hinweggetändelt, der wohlverdienten Vergessenheit zu entreißen und es zu Büchern zusammenzustellen, scheint uns nicht wohlgethan. Anhangsweise sind dann noch zwei kleine novellistische Skizzen nebst einigen lyrischen Gedichten hinzugefügt. Die letztern sind schwach; deutsche Lyrik, namentlich in der gemüthlichen, fast sentimentalen Färbung, wie der Verfasser sie liebt, gedeiht nun einmal nicht auf dem lockern Boden von Paris. Auch die Novelle „Nini“ wäre wol besser weggeblieben; dagegen ist „Monsieur Parapluie“ ein sehr ergötzliches Genrebild, voll allerliebsten Humors und trefflich erzählt. Alles zusammengenommen, bestätigt das „Pariser Bilderbuch“ nur die Meinung, die wir von jeher über die pariser Reisen sowie überhaupt über die Weltfahrten unserer jungen Schriftsteller und namentlich unserer jungen Dichter gehegt haben: nämlich daß sie zwar ganz gut und nützlich sind als allgemeine Anregungen, daß aber das Bemühen, eine unmittelbare literarische Frucht davon zu gewinnen, meistentheils nur zu ziemlich untergeordneten Resultaten führt; man kommt als Dichter nach Paris und verläßt es als Literat. Freilich ist es eine sehr unterhaltende Art, sich durch Reisen zu bilden, die wahre Bildung aber, auch für den Dichter, wird doch nicht auf dem Straßenpflaster von Paris und auf den Tanzplätzen von Mabille, sondern allein in der strengen, entsagungsreichen Schule der Wissenschaft wird sie gewonnen. Schiller und Goethe sind auch nicht im Reisewagen die classischen Dichter geworden, die sie sind, sondern im ernsten wissenschaftlichen Studium der Kunst und ihrer Gesetze. Davon wollen unsere heutigen jungen Dichter freilich nichts wissen; das Leben ist kurz, die Welt groß; im Coupé des Eisenbahnwagens sitzt es sich angenehmer als hinter dem Studirtisch. Nun, jede Zeit nach ihrem Geschmack; doch können wir uns nicht überreden, daß Lorbern, die so überdiemaßen rasch wachsen, von sehr langer Dauer sein werden.

Eine andere Neuigkeit der Reiseliteratur: „Reise nach Spanien. Von Alfred Freiherr von Wolzogen“ (Leipzig, Schultze), zeichnet sich aus durch die Abwesenheit aller ästhetischen Einkleidung oder wie der Verfasser selbst es mit einem Wort des Fürsten Pückler bezeichnet, durch den „Mangel an Toilette“. Hätte das Buch irgendeine wissenschaftliche Bedeutung, so könnte man sich diesen Mangel zur Noth gefallen lassen. Allein das ist keineswegs der Fall; schon die kurze Dauer der Reise — sie währte im Ganzen wenig über fünf Wochen —, sowie die große Eile, mit welcher der Verfasser demgemäß reiste, verhinderte ihn, irgendwelche selbständige Studien anzustellen. Auch mangelte es ihm dazu, wie er selbst eingesteht, an der nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitung; die ganze Reise war ein Impromptu und wurde als solches ausgeführt. Um von einer solchen Reise ein Buch zu schreiben, das seine Stelle in der Literatur auch nur vorübergehend ausfüllt, muß der Verfasser entweder mit einem besondern Scharfblick und einer eigenthümlichen Auffassung der Dinge begabt sein, oder er muß als Meister der Darstellung durch den Reiz der Form die Dürftigkeit des Inhalts vergessen machen. Daß Letzteres hier nicht der Fall ist, dafür, wie schon erwähnt, haben wir das eigene Zugeständniß des Verfassers: aber auch von Eigenthümlichkeit der geistigen Auffassung haben wir in dem Buch nirgends

eine Spur gefunden. Es ist ein Tagebuch, eine Reisechronik, trocken und schmucklos, wie man sie ehedem als gewissenhafter Reisender zu führen pflegte, aber freilich ohne sie drucken zu lassen. Und wirklich suchen wir vergeblich nach Gründen, welche die Veröffentlichung dieses Tagebuchs rechtfertigen könnten. Der Verfasser selbst will für seine Aufzeichnungen nur das Verdienst der Wahrheit in Anspruch nehmen; allein dies Verdienst zugestanden, so scheint uns dasselbe doch nicht genügend, wo es sich um ein Land handelt, das ja längst aufgehört hat, ins Fabelreich zu gehören, ja über das wir erst in den letzten Jahren von Höffken, A. Ziegler, A. von Rochau, M. Willkomm und Andern, deren Verdienste der Verfasser selbst anerkennen muß, soviel gediegene und wahrhaft belehrende Werke erhalten haben. Diesen Werken kann das Buch des Hrn. von Wolzogen sich in keiner Weise an die Seite stellen; als praktisches Handbuch zu unvollständig, bietet es auch nach keiner Seite hin irgendwelche Specialuntersuchungen, die für die Trockenheit des Ganzen entschädigen könnten. Der Verfasser reist weder als Gelehrter noch als Künstler, weder als Dichter noch als Sittenmaler, er reist — nun ja doch, als Lebemann, weshalb ihn denn auch kaum etwas so interessirt wie die Küche; die Leiden, die sein Gaumen in den spanischen Wirthshäusern zu Zeiten ausgestanden, werden aufs beweglichste geschildert, während andererseits jedem wohlarrangirten Diner, das der Verfasser so glücklich ist einzunehmen, ein dankbares Andenken gestiftet wird, zum Theil sogar unter Aufzählung der einzelnen Gerichte und mit Hinzufügung des Preises, sodaß das Buch für Gutschmecker, die etwa nach Spanien reisen wollen, allerdings einen gewissen praktischen Werth hat. Ueberhaupt ist der Verfasser im Punkt seiner Privatangelegenheiten außerordentlich mittheilsam; kein kleinstes persönliches Abenteuer, das ihn oder seine Reisegefährten betrifft, wird uns verschwiegen. Besonders aufmerksam ist er auf seine und seiner Begleiter Gesundheit und hier erreichen seine Mittheilungen denn einen Gipfel von Naivetät, der kaum noch literarisch zulässig erscheint. Die Kolik, die leidige Kolik, mit Leibschneiden und sonstigem Zubehör, spielt bei dem Verfasser eine große Rolle. Während er auf der Alameda von Gibraltar vertieft ist in die Pracht des Sternenhimmels und die Klänge des Mendelssohn'schen „Sommernachtstraum", melden sich bei ihm, wie er uns mit liebenswürdiger Unbefangenheit vertraut, „die Anfänge einer fatalen Diarrhöe" (S. 199); wenige Seiten weiter (S. 228) werden wir wiederum von „bedeutendem Leibschneiden und sehr verdrießlichen Durchfällen" unterhalten; ja S. 361 versichert er uns allen Ernstes, daß er sich bei der Ankunft in Lyon erst „gewaschen und umgezogen" hat, ehe er ausgegangen ist. Das ist denn Alles freilich sehr naiv; doch zweifeln wir, ob diese Art von Naivetät hinreichend sein wird, dem übrigens reiz- und inhaltlosen Buche Leser zu verschaffen. In Betreff der Route, welche der Verfasser einschlägt, bemerken wir noch, daß es die gewöhnliche ist, welche alle Touristen in Spanien innezuhalten pflegen. Ausgang September 1852 von Paris abgereist, überschreitet er die Pyrenäen mit der Diligence. Auf dieselbe Art wird die Reise über Burgos fortgesetzt nach Madrid, von wo der Verfasser sich nach siebentägigem Aufenthalte nach Sevilla begibt. Von Sevilla aus geht er zu Dampfschiff nach Cadiz und Gibraltar und von dort mit dem Arriero nach Granada, dem der Verfasser vier Tage widmet. Von Granada begibt er sich nach Malaga,

von wo die Reise zur See über Valencia nach Barcelona fortgesetzt wird. Von letzterm Ort wird die Rückreise angetreten, welche der Verfasser so beschleunigt, daß er bereits am 6. November wieder in Paris eintrifft. Und davon ein Buch von mehr als viertehalbhundert Seiten! R. P.

Correspondenz.

Aus London.

Mitte November 1856.

Rg. London im Nebel und noch dazu im Novembernebel ist ein trübseliger Anblick und auch auf geselligem und geistigem Gebiet pflegt es in dieser Zeit etwas trübe auszusehen. Die Saison ist längst geschlossen. Alles was high life heißt und mit ihm zusammenhängt, hält sich von der Hauptstadt entfernt; Buckinghampalace, Kensingtongarden, alle Sitze der Aristokratie stehen verlassen und mit dem geselligen Leben scheint auch das der schönen Künste eine Weile zu stagniren; weder im Theater noch in der Literatur ist von hervorragenden Erscheinungen zu berichten.

Zwar was das Theater betrifft, so muß ich von vornherein bemerken, daß das recitirende Drama hier überhaupt nicht von der Aristokratie frequentirt wird; nur der Besuch der Oper gilt für fashionable, daher denn auch die Opernhäuser für die Wintermonate geschlossen werden, während die übrigen Theater geöffnet bleiben. Doch pflegt sich auch die Oper eine kurze Nachsaison im October und November zu gestatten und haben wir somit auch in diesen letzten Wochen einiges Interessante auf diesem Gebiete erlebt. Zuerst trat Signora Piccolomini, das enfant gâté der letzten Saison, von ihrem Triumphzug durch das britische Reich lorberbeladen nach London zurückgekehrt, in Her Majesty's Theatre auf, jedoch nur zwei mal, da ihr beginnendes pariser Engagement ihr kein öfteres Erscheinen gestattete. Das Publicum, vor dem sie diese beiden male sang, war zwar weniger vornehm als das Sommerpublicum, aber wo möglich noch enthusiastischer; mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte es den schönen Südstern, der im Nebel der londoner Octobernacht vor ihm aufging. Am ersten Abend trat die Piccolomini in „Don Pasquale“ und „Die Tochter des Regiments“ auf; am zweiten in ihrer Glanzpartie, der Verdi'schen „Traviata“. Diese allerneueste Oper des italienischen Meisters ist bekanntlich die in Musik gesetzte „Dame aux Camélias“; alle Lorettengefühle, der ganze Faubourg Montmartre ist hier in Musik verwandelt worden; alle Champagnerstöpsel der Maison dorée fliegen auf, es kommen Auftritte darin vor, gegen welche die unvergleichliche Sackscene in „Rigoletto“ nur ein schwacher Versuch wider die Aesthetik ist. Das galante Frankreich spielt in der „Traviata“ dem ehrenfesten England einen Trumpf auf. Auch hat, wie die Zeitungen meldeten, im katholischen Dublin der Erzbischof gegen die fernere Aufführung dieser Oper protestirt; allein der Gouverneur entschied sich zu Gunsten der „Traviata“ und London, die Hauptstadt „des Glaubens ohne Philosophie und Kritik“ (um mich eines neulichen Ausdrucks der „Times“ zu bedienen), applaudirt und ist hingerissen. Freilich — Signora

Piccolomini ist das lieblichste Wesen, das je auf den Bretern von Her Majesty's gestanden hat. Ihr Auge hat Feuer, ihr Gesang Glut, ihr Spiel Leidenschaft und außerdem ist sie Italienerin und jung und schön. Und London kann gelegentlich sehr gefühlvoll sein! Den beiden Opernnächten in Her Majesty's folgte auf dem Fuße ein Cyklus von zwei mal sechs Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft in Drurylane; Signor Mario, Madame Grisi, Hr. Formes entzückten das Publicum in „Norma", „Barbier von Sevilla" und „Lucrezia Borgia" und da nicht die hohen Opernpreise, sondern die ermäßigten Taxen des Schauspiels galten, so waren die Häuser gedrückt voll. Italienische Nächte für gewöhnliche Preise — das ist auch eine Art Caviar fürs Volk.

Die Vorstellungen der übrigen Theater erleiden durch den Wechsel der Saison keinerlei Veränderung; im Gegentheil, ihr Eifer und die Zahl ihrer Besucher nimmt zu, da sie jetzt allein und ohne Concurrenz herrschen. Den meisten Succeß hat gegenwärtig Hr. Kean vom Princeßtheater mit seinen beiden Zugstücken „Pizarro", welches (kaum glaublich, aber wahr) Sheridan 1799 nach der Kotzebue'schen „Sonnenjungfrau oder die Spanier in Peru" bearbeitete, und dem Shakspeare'schen „Sommernachtstraum". Kean's künstlerische Intentionen beschränken sich auf die historisch genaue Ausstattung seiner Stücke und darin leistet er allemal Erstaunliches. Aber der eigentlich dramatische Sinn geht bei alledem leer aus, man befindet sich im Princeßtheater wie in einer Kunstgalerie, einem Panorama; geistig erdrückt von der Wucht des glänzenden Apparats, empfindet man kaum, daß „Pizarro" eine der erbärmlichsten und der „Sommernachtstraum" eine der lieblichsten Schöpfungen der dramatischen Muse ist. Auch die herrliche Mendelssohn'sche Musik wird von einem durchaus ungenügenden Orchester sehr mangelhaft aufgeführt; obendrein ist sie auf eine beleidigende Weise durch eigene Zuthaten des Orchesterchefs vermehrt.

Und so ist für classische Vorstellungen Sadler's Well's mit seinem als Falstaff unübertrefflichen Hrn. Phelps immer noch die beste Bühne. Im „Timon von Athen" freilich ist Phelps weniger gut und der Ausstattungssucht wird auch hier zu viel gefröhnt; auch hat sich dieses Stück in der Gunst des Publicums nicht halten können und ist bereits dem „Julius Cäsar" und „Heinrich VIII." gewichen. Für Lustspiele ist Haymarket nicht allein das eleganteste, sondern auch das trefflichste Haus; Hr. Murdoch erhält hier im „Inconstant" von Farquhar, in der ewig ergötzlichen „School for scandal" von Sheridan, im „Dramatist" und den „Wild oats" ein großes und gewähltes Publicum stets in der besten Laune. Außerdem tanzt hier Perea Nena, eine sehr schöne Spanierin, mit ihrer Truppe jeden Abend und schöne Spanierinnen tanzen bekanntlich nie vor leeren Häusern. Die Theater der niedrigsten Ordnung, die Volkstheater Britannia, Victoria, Surrey und Queen'stheater füttern ihr Publicum mit der dramatisirten „Erzählung aus dem großen furchtbaren Sumpfe" (des Beecher-Stowe'schen Tintenfasses!), mit dem entsetzlichen „Dred", ja von morgen ab wird die Astley'sche Reitergesellschaft, welche bisher nur „Richard III." darstellte, den „Dred" sogar — reiten. Wenn Fluchen und Schimpfen, Prügeln, Sichtodtschießen und sonstige Unannehmlichkeiten Poesie sind, so ist „Dred" das größte Werk und Mistreß Harriet Beecher-Stowe die größte Schriftstellerin (selbst Frau Charlotte Birch-Pfeiffer nicht ausgenommen) unsers Jahrhunderts. Im Soho-

theater hat eine französische Truppe ihr Spiel, das sie vor drei Wochen einstellte, weil es so schlecht war, daß man sie buchstäblich aus ihrem eigenen Hause herauspfiff, wieder aufgenommen. Sie spielt drei mal die Woche; an den übrigen drei Abenden führen englische Schauspieler „Macbeth" auf und den finstern gewaltigen Macbeth spielt — ein Frauenzimmer!

An Concerten fehlt es ebenfalls nicht. Die Engländer machen zwar sehr schlechte Musik, aber sie lieben die Musik überdiemaßen. Von den musikalischen Abendunterhaltungen, die der Chartist Hr. John den Arbeitern gibt, ist von künstlerischem Standpunkt aus gar nicht zu reden. Etwas besser sind die Concerte der Literary institution, deren Programm vorzugsweise vierstimmigen Männergesang bringt. Von den deutschen Componisten wird in dieser Gesellschaft Franz Abt besonders viel gesungen; fast jeder Abend bringt eins oder zwei seiner Männerquartette. Diese musikalischen Unterhaltungen indessen sowie auch die von Hungerfordmarket und Evan's Supper Rooms werden nicht von der einigermaßen guten Gesellschaft besucht; für sie gibt es Kunstgenüsse nur, wo Jullien ist. Jullien, ein Franzose, der seit etwa zehn Jahren hier ansässig ist, als Componist und Orchesterchef groß, größer als Musikalienhändler auf Regentstreet, am größesten aber als Barnum der Musik, hat sich in der Gunst des Publicums so festgesetzt, daß er in der That der „Concertkönig" ist, als welcher er sich von seinen Freunden in der Presse am liebsten begrüßen läßt. Seine Compositionen, Polkas und Quadrillen haben alle jenes aufregende Element, das, ohne besonders melodiös zu sein, doch seinen Eindruck macht. Ihr Hauptvorzug ist, daß sie scharf ausgeprägte Rhythmen haben und es sich darum nach ihnen ganz vorzüglich tanzen läßt. Und hier in London ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß die Musik ihren Weg aus dem Tanzsalon in den Concertsaal nimmt. Auf diesem Wege ist auch Jullien selbst emporgestiegen und er behauptet seinen Platz mit unermüdlicher Geschäftigkeit. Er ist erfindungsreicher als Odysseus und weiß jeder Richtung und jedem Geschmack gerecht zu werden. Für die Classiker unter seinen Zuhörern hat er Beethoven-, Mozart-, Mendelssohn-, Spohrnächte arrangirt, d. h. Concerte, in denen man sogleich zwei, drei, vier Symphonien des betreffenden Meisters an einem Abend hört! Für die grobe und große Masse aber hat er jene berühmten Promenadenconcerte erfunden, die vor zwei Jahren der berliner Hofmusikalienhändler Bock ins Hofjäger-Latein zu übersetzen versuchte. Diese Concerte haben für diesen Winter am 3. November begonnen und finden in Her Majesty's statt. Warum sie Promenadenconcerte heißen, kann ich nicht sagen. Vielleicht darum, weil der Raum so klein und die Versammlung so groß ist, daß man weder stehen noch gehen kann; vielleicht auch darum, weil im Publicum dabei fortwährend ein solches Drängen und Stoßen statthat, daß sich die Policemen alle zehn Minuten genöthigt sehen, die Hauptstörenfriede „hinauszupromeniren". Der Stern der diesjährigen Jullien'schen Winterconcerte ist Frl. Katherine Hayes; bei ihrem ersten Auftreten wurde sie mit einem Beifallsgebrüll und Kranzregen empfangen, wogegen Alles, was ich je vordem auf dem Continent erlebt habe, schwach und kalt genannt werden muß. An diesem ungeheuern, für modeste Ohren unerträglichen Jubel ist indeß in gewissem Maße der Patriotismus mit betheiligt. Frl. Hayes ist soeben von einer mehrjährigen Reise zurückgekehrt, die sie nach Ost und West an die Grenzen

des orbis terrarum geführt hat; sie reiste als Sängerin englischer Volkslieder und wie man den Helden ehrt, der an fremden, ungastlichen Gestaden die rothe Fahne der britischen Nation aufgepflanzt hat, so ehrt man die Künstlerin, die in Sidney und Melbourne, in Kalkutta, Singapore und Kairo irische Melodien und schottische Hochlandsweisen sang. Es liegt etwas Erhebendes in diesem Gedanken und diese nationale Begeisterung entschädigt für den Mangel künstlerischer Befriedigung. Denn die Leistungen von Frl. Hayes in dieser Beziehung sind höchst mittelmäßig, in den tiefen Tönen ist absolut kein Klang, in den hohen kreischt sie unerträglich. Aber sie ist die Tagesheldin; wohin man sieht, erblickt man ihr Bild und seit mehren Tagen geht auch auf der Regentstreet ein Mann, von dem nichts weiter sichtbar ist als etwas Hut. Den übrigen Theil dieser wandelnden Gestalt bedecken zwei große Holztafeln, auf welchen in Riesenzügen die Worte „Miß Katherine Hayes" prangen. Wenn man nähergeht, ist es eine Anzeige der Jullien'schen Promenadenconcerte, die durch das Auftreten von Frl. Katherine so gewonnen haben, daß sie Abend für Abend das Haus füllen.

In der literarischen Welt dagegen ist es ziemlich still. Thackeray ist zwar von seiner Sommervilleggiatur zu Spaa wieder heimgekehrt, aber sein neues Werk, auf welches man sehr gespannt ist, hat noch nicht zu erscheinen begonnen. Frau Trollope, die Unermüdliche, hat einen dreibändigen Roman „Fashionables Leben oder Paris und London" veröffentlicht, von welchem der „Observer" sagt, daß es „das beste Werk seiner Art in dieser Saison" sei, was aber noch nicht viel heißen will. Der „Examiner" drückt sich deutlicher aus, wenn er als den größten Vorzug des Buchs rühmt, daß es „lesbar" sei. Ich selber habe es noch nicht gelesen; wer kann auch alle Bücher lesen, die Frau Trollope schreibt? Bedeutender und von der Art, daß sie wirkliches und verdientes Aufsehen machen, sind zwei andere Werke der letzten Wochen. Das eine derselben „Englische Contouren" („English traits") von R. W. Emerson, dem bekannten amerikanischen Essayisten, zeichnet englisches Leben in nicht sehr poetischen, aber sehr scharfen und markirten Zügen. Emerson war zwei mal in Europa, zuerst 1833 und dann 1847, infolge einer Einladung der englischen Gewerbevereine. Diesen zweiten Besuch schildert sein Buch. Es steht ihm eine große Fülle von Thatsachen, Geschichtskenntniß und Belesenheit zugebote. Interessant für Deutschland wird das Buch umsomehr sein, als der Verfasser ein feines Gefühl für die germanischen Züge im englischen Charakter hat und deutsches Wesen sehr hoch schätzt. Der Stil des Buchs ist ein wenig sonderbar, kurz, abgebrochen, oft dunkel, aber immer markig. Ganz anders gibt sich das zweite Buch, von dem ich hier sprechen will. Es ist „Kunst und Natur in Heimat und Fremde" („Art and nature at home and abroad") von G. W. Thornbury. Das Buch ist wieder einmal eins, wie es nur Engländer schreiben können, von einem Humor durchgeistigt, der sich wie reine Poesie empfindet. Dieses zweibändige Werk ist vielleicht das beste, was der Autor verfaßt hat, und das ist kein kleines Lob denn sein „England zu Shakspeare's Zeiten" ist auch ein sehr beachtenswerthes Buch gewesen. „Die Freiheit und Frische des Genius weht durch diese Blätter", sagt die „Press" mit Recht. Unsere deutschen hier lebenden Schriftsteller sind auch nicht müßig. Gottfried Kinkel hat vor einem gewählten Cirkel einen Cyklus von Vorlesungen über deutsche Literatur eröffnet, und wenn es

ihm auch ein Publicum, wie er es hat, nicht erlaubt, sehr tief zu sein, so bewahrt er seinem Vortrag doch das Anziehende und Graziöse, welches ihn als Dichter und Gelehrter immer ausgezeichnet hat. Ferdinand Freiligrath hat seine Uebersetzung des Longfellow'schen „Sang von Hiawatha" vollendet und man kann nicht zweifeln, daß unter seiner Meisterhand etwas Vortreffliches entstanden ist. Denn wenn auch dem Tone der Longfellow'schen Dichtungen Geibel verwandter sein möchte als Freiligrath, so ist doch ihr localer und specifischer Charakter von einer Art, daß demselben von all unsern lebenden Dichtern nur Freiligrath gerecht werden kann. Auch ist Freiligrath persönlich mit Longfellow befreundet. Unter den deutschen Büchern der letzten Zeit hat hier Hettner's „Englische Literatur von 1660—1770" viel von sich reden gemacht. Das „Athenaeum" sagt von Hettner's Buch, „für England sei es zu schlecht, für Deutschland aber gut genug". Dieses Urtheil ist ebenso boshaft als falsch. Die Wahrheit ist, daß Hettner's Literaturgeschichte ein gelehrtes Werk nicht ist und auch nicht sein soll, und daß es daher für die gelehrten Kreise Englands so wenig Neues bringt als für diejenigen Deutschlands. Allein für die große Schicht der Gesellschaft, die wir die gebildete nennen, ist und bleibt es nicht nur ein sehr unterhaltendes, sondern in angenehmster Weise belehrendes Werk und darf sich nach seiner Vollendung den schönsten Erfolg versprechen, da es in neuer Weise den Zusammenhang der drei Weltliteraturen in der für alle drei so wichtigen Zeit der Aufklärung darstellt. Dieser Tage ist hier vor den Fenstern der deutschen Buchhandlungen Saphir's „Humoristisch-satirischer Volkskalender" mit dem angehängten Zettel „The German Punch" erschienen. Vor einem Jahre figurirte Hr. Saphir in Paris als der „Repräsentant der deutschen Literatur und Poesie, als Beherrscher des deutschen Dramas seit 30 Jahren" — jetzt debütirt er in London als „Deutscher Punch"; sein rechter Titel scheint mir mit dem Allen noch nicht getroffen. Von Theodor Fontane, der sich hier im Auftrage des preußischen Preßbureau befinden soll, verlautet nichts weiter. Lothar Bucher, in der Einsamkeit von Kentish Town, beobachtet, spottet und glaubt noch immer fest daran, daß die englische Nation an ihrem Parlamente zugrunde gehen müsse. Max Schlesinger schreibt seine vortreffliche „Lithographirte Correspondenz" und Kaufmann, immer geistreich und unterhaltend, assistirt ihm dabei. Der Deutsche, welcher in diesem Kreise lebt, empfindet gar nicht, daß er der Heimat fern ist; es ist eine deutsche Colonie mitten im unermeßlichen London — deutsche Abende, deutsche Bücher, deutsche Zeitungen. Nur Eins vermißt man zuweilen, den deutschen Ofen: denn die englischen Kamine sind zwar sehr amüsant, aber man kann dabei erfrieren; möchten weder Sie, verehrter Freund, noch Ihre Leser es merken, daß ich diese Zeilen mit halb erstarrten Fingern geschrieben habe.

Aus Breslau.

November 1856.

Es. Das neueste und wichtigste Ereigniß im Leben unserer Stadt ist der wenn auch vorläufig nur vorübergehende Aufenthalt des Prinzen Friedrich Wilhelm, des dereinstigen Thronfolgers. Ueberhaupt wäre es gewiß keine üble Politik, wenn die Prinzen unsers königlichen Hauses weniger ausschließ-

lich in Berlin lebten; das königliche Haus ist zahlreich genug und auch der preußische Staat selbst besitzt eine hinlängliche Anzahl bedeutender Provinzialstädte, um den einzelnen Mitgliedern des königlichen Hauses, insbesondere den jüngern, auch innerhalb der verschiedenen Provinzen angenehme und würdige Residenzen darzubieten. Wie sehr die persönlichen Beziehungen, die sich aus einem derartigen Aufenthalt nothwendig entwickeln, dazu beitragen, die Bevölkerung der einzelnen Provinzen näher an das Ganze der Monarchie heranzuziehen und Contraste auszugleichen und Vorurtheile hinwegzuräumen, die mit der Zeit sehr nachtheilig werden und auf das Gesammtleben des Staats sehr hemmend einwirken können, davon gibt der zeitweilige Aufenthalt des Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin in der Rheinprovinz nun schon seit Jahren ein ebenso glänzendes wie denkwürdiges Beispiel, und so fühlt auch unsere gute Stadt Breslau und mit ihr die gesammte Provinz Schlesien, die durch ihre unverbrüchliche Anhänglichkeit an die preußische Monarchie eine derartige Auszeichnung wohl verdient hat, sich nicht wenig geehrt, daß sie jetzt ebenfalls, wenn auch nur für einige Zeit, zum Aufenthaltsort eines Prinzen bestimmt ist, der, nach menschlicher Berechnung, dem künftigen Schicksal unsers Staats so nahesteht. Freilich war der fürstliche Besuch zunächst nur von sehr kurzer Dauer; der officielle Zweck desselben war die Uebernahme des Commandos des hierselbst garnisonirenden 19. Infanterieregiments, sodaß der Prinz also zunächst nur in seiner militärischen Eigenschaft, als Oberst, hier eintraf. Aber auch über die nächsten militärischen Kreise hinaus, auf die der Prinz somit vorzugsweise angewiesen war, hat sein Auftreten den günstigsten Eindruck gemacht; die ritterliche Erscheinung des jungen Fürsten, die Unbefangenheit und Frische seines Wesens, das aufrichtige Interesse, welches er auch für die Strömungen des geistigen Lebens bewies, sowie die natürliche Anmuth und Leutseligkeit, die sein ganzes Auftreten begleitete, hat ihm alle Herzen zugewendet und mit Spannung sieht man seiner Wiederkehr entgegen, welche, wie ich höre, für die ersten Tage des neuen Jahres angesetzt ist. Während seines nur wenige Tage dauernden Aufenthalts besuchte der Prinz zwei mal das Theater, wo am ersten Abend seiner Anwesenheit die Ristori auftrat.

Das Gastspiel der gefeierten Italienerin kann auch ein Ereigniß für unsere Stadt heißen, wenn auch freilich in ganz anderer Art und nur für einen Theil des hiesigen Publicums. Der Ruf, der der berühmten Tragödin vorangegangen, war so ungewöhnlich und Jedermann versprach sich von ihrem Anblick ein so außerordentliches Schauspiel, daß selbst weder die aufs Doppelte erhöhten Eintrittspreise (der erste Rang kostete über 2 Thlr.) noch der Umstand, daß in Breslau verhältnißmäßig nur sehr Wenige des Italienischen mächtig sind, im Stande waren, die Flut der Neugierigen zurückzuhalten; mit Ausnahme der hier nicht sehr beliebten Logen des zweiten Ranges waren alle Räume des Hauses überfüllt, selbst das Orchester mußte geräumt werden. Daß dies überfüllte Haus es an Beifallszeichen nicht fehlen ließ, versteht sich von selbst; dennoch war der Erfolg im Ganzen weniger glänzend, als man erwartet hatte. Zwar begeisterte Ausrufe konnte man genug hören, doch schienen sie nicht immer ganz von Herzen zu kommen; Andere schwiegen, weil sie in den lauten Enthusiasmus nicht mit einstimmen konnten und diese Letztern glaube ich waren, wenn nicht die feinern Kunstrichter, doch jedenfalls die ehrlichern. In der

That hat die pariser Kritik nicht wohlgethan, der in manchem Betracht höchst verdienten Künstlerin einen Ruf zu schaffen, der noch bei weitem größer ist als ihr Verdienst. Wie die pariser Kritik dazu kam, ist längst kein Geheimniß mehr: es war ihr darum zu thun, eine Gegenkönigin aufzustellen gegen die Rachel, die durch ihre unerträglichen Grillen, ihre Intriguen und Launen endlich selbst die Geduld der pariser Journalistik erschöpft hatte. Den Ausschlag gab dann bekanntlich das perfide Benehmen der Rachel gegen den Verfasser der „Médée", Hrn. Legouvé, der das ebengenannte Stück auf den ausdrücklichen Wunsch der Rachel, nach ihren Angaben und Wünschen geschrieben hatte und dem sie es dann schließlich, nachdem sie ihn viele Monate an der Nase herumgeführt, zurücksandte. Bei dem lebhaften Corporationsgeist, der die französischen Schriftsteller zusammenhält, war dies Verfahren der berühmten Schauspielerin hinreichend, ihr auf einmal die Gunst aller pariser Federn zu entziehen, besonders da sie unvorsichtig genug war, auch noch die politischen Gewalten in ihren Streit mit Hrn. Legouvé hineinzuziehen und ein förmliches Verbot seines Stücks, wenigstens was das Théâtre français betraf, zu erwirken. Damit war denn der Krieg erklärt; die pariser Journalistik, die wahrlich nicht den kleinsten Antheil an dem Ruhme der Rachel hatte, erklärte den Thron, auf dem sie bis dahin mit allen Launen einer Alleinherrscherin gewaltet, für erledigt und sah sich nach einer Nachfolgerin um, die auch schnell genug in Signora Ristori, derselben Ristori, die seit Jahren auf verschiedenen Bühnen Italiens und Frankreichs, ja in Paris selbst unbeachtet gespielt hatte und in der man nun auf einmal ein Genie entdeckte, das selbst noch die Rachel überragen sollte. Aber wiewol seitdem das gebildete Publicum von halb Europa den Ausspruch der pariser Journalistik bestätigt hat und wiewol das Gestirn der Ristori in diesem Augenblick mit einem Glanze leuchtet — auch den Glanz des Goldes mit eingeschlossen — wie er kaum der Rachel geleuchtet hat, so zweifle ich doch, daß die Künstlerin selbst im Stande sein wird, diese ihr mehr von der Gunst der Umstände zugeschleuderte, ja aufgezwungene, als von ihr selbst wirklich erkämpfte Stellung auf die Dauer zu behaupten. Auch andere äußere Umstände kamen dazu, das Auftreten der Ristori zu unterstützen — Umstände von zum Theil sehr profaner Art. Frau Ristori hat ein minder ungünstiges Aeußere als die Rachel, sie muß sogar in frühern Zeiten eine Schönheit gewesen sein und auch noch jetzt, namentlich bei Lampenlicht und aus einiger Entfernung gesehen, hat ihre Erscheinung viel Bestechendes, obgleich mich für mein Theil das Aeußere der Rachel weit lebhafter anspricht. Was die unschöne Magerkeit der Gestalt und das Eckige der Bewegungen betrifft, so werden sich Beide wol so ziemlich die Wage halten; der Kopf der Rachel aber ist, obwol minder regelmäßig, doch weit bedeutender, weit geist- und seelenvoller, namentlich das Auge, dessen dämonisch tiefer, unergründlicher Blick, wenn er glutvoll dem Publicum sich zuwendet, sonnenhaft das ganze Haus bis in seine entferntesten Räume überblitzt. Auch der Wohllaut der italienischen Sprache, die sich so süß in das Ohr einschmeichelt, ist gewiß mit in Anschlag zu bringen, besonders einem Publicum gegenüber, das von diesen italienischen Versen nicht viel mehr begreift als eben nur ihren Wohllaut — und solcher Zuhörer hat Frau Ristori unzweifelhaft nicht blos hier, sondern auch anderwärts sehr viele. Endlich aber, was die Hauptsache ist: sie ist eben Mode, es gilt für

gebildet, sich für die Ristori zu begeistern und von der Rachel, derselben Rachel, die mit einem Hauch ihres Mundes, einem Blick ihres Auges unser Blut erstarren machte, mit Geringschätzung zu sprechen wie von einem carikirten, unwahren, fratzenhaften Wesen. Ich kann das Carikirte nicht ganz in Abrede stellen, wiewol es nur zum kleinern Theil der Rachel persönlich zufällt, zum größern Theil aber in der Eigenthümlichkeit des französischen Kunstgeschmacks sowie in den Traditionen der nationalen französischen Bühne begründet liegt. Aber ist die Ristori denn nur wirklich von aller Caricatur so frei, daß man deshalb einen Grund hätte, sie über die Rachel zu stellen? Wiederum zweifle ich — und meinem Zweifel, ich weiß es, wird jeder Zuschauer von unverbildetem Geschmack beitreten, der z. B. die Art und Weise gesehen hat, wie die Ristori die Schlußscene der Maria Stuart spielt. Ueberhaupt hat ihre ganze Maria Stuart, neben manchen schönen und poetischen Zügen, doch ein Etwas von Megäre, das wenigstens mit dem Bilde, das Schiller uns von der unglücklichen schottischen Königin gezeichnet hat, schwer zu vereinigen steht. Am deutlichsten und zugleich (wenigstens meinem Gefühl nach) am widerwärtigsten tritt es in der eben bezeichneten Schlußscene hervor. Die letzten Worte, welche die Königin an Leicester richtet, werden von der Ristori mit der ganzen eifersüchtigen Leidenschaft eines verschmähten Weibes weniger gesprochen, als ihm entgegengeschrieen. Aber in demselben Augenblick zeigt ihr Melvil das Crucifix — sie kehrt sich von Leicester ab, stürzt in den Vorgrund, wo ihr Diener ihr das Zeichen des Erlösers vorhält. Dann wendet sie sich mit krampfhaftem Zucken, den schweren Gang zum Schaffot anzutreten. Aber er ist zu schwer — sie hält inne, sie bricht zusammen, Melvil hält ihr das Kreuz dicht vor, der Anblick des Gottessohnes, der noch viel größere Qualen erduldet, soll sie lehren, die Schauer des Todes zu überwinden. Sie rafft sich auf, stürzt einen Schritt nach dem Hintergrunde, hält wieder inne — das Crucifix, gleich einem Beschwörungsmittel, darf gar nicht mehr aus ihrem Gesichtskreis entfernt werden, es bleibt ihr dicht vor den Augen — den verlöschenden Blick fest darauf gerichtet, thut sie wieder einen sprungweisen Schritt und wieder zögert sie, bebt, bricht zusammen.... Und dieses crasse Gemälde der Todesangst, diese unausgesetzte rohe Appellation an die Nerven der Zuschauer nennt ihr wirklich noch Kunst? Diese Mätzchen und Capriolen, die allerdings keine deutsche Schauspielerin wagen würde, weil sie weiß, daß Niemand sie ihr verzeihen würde, sie selbst nicht ausgenommen — diese nennt ihr ideales Spiel und Erhabenheit der Auffassung? Und mit diesen Kunststückchen, die sie erst in der Schule der Rachel gelernt hat, soll die Ristori eine Künstlerin schlagen, die außer und neben diesen Kunststückchen denn doch noch etwas Anderes für sich hat, nämlich die unauslöschliche Flamme des Genius?!

Doch erinnere ich mich eben noch zur rechten Zeit, daß Ihr berliner Berichterstatter bereits ausführlich über diesen Gegenstand verhandelt hat und zwar in demselben Sinne, ja sogar, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, mit Beziehung auf dieselbe Rolle. Indem ich daher dies Thema verlasse, bemerke ich in Betreff unserer neuen Theaterverwaltung nur noch, daß, wiewol die Zeit zu kurz ist, um schon ein eigentliches Urtheil zu fällen, dieselbe sich doch im Ganzen recht gut anläßt und recht viel Eifer und Unternehmungsgeist zeigt. Bisjetzt sind ihre Anstrengungen auch nicht

ohne Erfolg geblieben; selbst das Sommertheater, sonst immer eine gefährliche Klippe für unsere Theaterdirection, soll diesmal einen nicht unerheblichen Reinertrag abgeworfen haben. Freilich wird sie für die nächsten Monate einen etwas schweren Stand haben, da binnen kurzem eine glänzende Kunstreitergesellschaft erwartet wird und Kunstreiter sind hier von altersher stets ein gefährlicher Rival gewesen, gegen den das Theater noch immer den Kürzern gezogen hat.

Auch unsere winterliche Geselligkeit hat auf vielversprechende Weise begonnen. Der kürzlich geschlossene Provinziallandtag gab zu einer Reihe glänzender Festlichkeiten Veranlassung; den Mittelpunkt derselben bildete der chevalereske junge Herzog von Ratibor, unser diesmaliger Landtagsmarschall, der namentlich in unserer Damenwelt viele Bewunderer zählen soll. Aber auch in den übrigen Kreisen der Gesellschaft zeigt sich eine gesteigerte Hinneigung zur Geselligkeit, eine Erscheinung, die sich bekanntlich in jedem nach einem Nothjahr folgenden Winter wiederholt und in der sich aufs neue die ausgleichende Weisheit der Natur kundgibt. Und wahr ist es: schwere Zeiten sind von uns durchgemacht worden und wir haben ein gewisses Recht, die gegenwärtige günstigere Lage doppelt zu empfinden. Während Handel und Verkehr sich merklich gehoben haben, sind die Preise der Lebensmittel größtentheils ansehnlich gesunken, wenigstens in Vergleich zu den Preisen des letzten Winters. Der günstige Ausfall unserer Ernten ist, wenn ich nicht irre, schon in einem frühern Berichte von mir erwähnt worden; auch die Kartoffel ist durchweg gut gerathen, ein Resultat, das, bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche diese Frucht besonders für Oberschlesien hat, bei uns überall mit großer Freude vernommen wird. Freilich bleibt es immer ein Unglück, wenn ein ganzer Landstrich so ausschließlich auf die Kartoffel angewiesen ist, diese seit einer Reihe von Jahren so unzuverlässige Frucht, wie es in Oberschlesien der Fall. Auch denkt man wirklich stellenweise daran, die Kartoffel mit einer andern, den Einflüssen der Witterung minder ausgesetzten Frucht zu vertauschen, namentlich mit dem Mais, der seit einiger Zeit ziemlich lebhaft cultivirt wird und dessen Wichtigkeit für unsere Provinz immer größer wird. Früher hegte man bei uns das Vorurtheil, der Mais sei keine für unsere klimatischen Verhältnissen passende Pflanze und auch als Nahrungsmittel tauge er nicht für unsere Bevölkerung. Beides ist durch zahlreiche Versuche längst widerlegt; dieselben haben den Beweis geliefert, daß der Mais für unsere Gegend nicht nur eine sichere, sondern auch eine lohnende Frucht ist. Was aber seine Verwendung als Nahrungsmittel angeht, so ist es eine von der Wissenschaft erhärtete Thatsache, daß der Mais fast ebenso viel Nahrungsstoff hat als der Weizen, 10 Procent mehr als der Roggen und mehr als drei mal soviel wie die Kartoffel. Ein plötzlicher Uebergang von der Kartoffel- zur Maiscultur würde allerdings viel Bedenkliches haben, zumal unsere Gutsbesitzer trotz der hohen Preise, deren sie bisher genossen, sich von den Schlägen der letzten drei Jahre doch noch keineswegs erholt haben; Misernten, Ueberschwemmungen, Rindviehpest und ähnliche Calamitäten haben nicht wenige von ihnen dem Untergang nahegebracht. Freilich ist es auch zum großen Theil die eigene Schuld der Leute, indem der Güterhandel bei uns noch immer mit einem Leichtsinn betrieben wird, der alle Vorstellungen übersteigt; daß Jemand, der 5000 Thlr. im Vermögen hat, ein

Gut für 40,000 Thlr. kauft, ist gar nichts Seltenes. Deshalb klingt auch das Wort Grundsteuerausgleichung in den Ohren unserer meisten Gutsbesitzer wie ein Todesurtheil und mit größter Spannung sieht man der bevorstehenden Session der Kammern entgegen, durch welche diese Angelegenheit ebenso wie das vielbesprochene Ehegesetz denn doch wol endlich zur Entscheidung kommen wird. Auch die Uebertragung der Polizeianwaltschaft auf die Gutsbesitzer wird voraussichtlich heftige Debatten veranlassen; die Opposition, welche dieser Schritt in Schlesien hervorgerufen hat, ist über alles Erwarten bedeutend und wird der Regierung, die in dieser Frage ihre sonstigen besten Freunde gegen sich hat, noch manche schwere Stunde machen. Zunächst aber steht uns selbst noch ein Wahlkampf bevor. Unsere beiden städtischen Deputirten haben ihr Mandat niedergelegt, sodaß zu einer Neuwahl geschritten werden muß. Unsere Liberalen, eingedenk des Sieges, den sie bei den letzten Wahlen davongetragen, rechnen fest darauf, auch diesmal das Feld zu behaupten; mit wie viel Grund, wird die Zukunft lehren. Im entgegengesetzten Lager scheint es einstweilen noch ziemlich still zu sein; doch wird man gutthun, sich durch diese Stille nicht einschläfern zu lassen. *)

Aus Brüssel.

November 1856.

E. H. Mein heutiger Brief, mit dem ich Ihnen nach langer Pause zuerst wieder ein Lebenszeichen gebe, soll sich weder mit Politik noch Gesellschaft, weder mit den offenen und geheimen Kämpfen unserer religiösen Parteien, noch mit der Lage unserer Industriellen beschäftigen, er soll überhaupt von nichts handeln, was dem hiesigen Boden eingeboren und eigenthümlich ist und doch, hoffe ich, soll er Ihren Lesern nicht unwillkommen sein. Das Band der deutschen Bildung ist außerordentlich stark, weder Entfernung noch Verbannung vermögen es zu schwächen, selbst dem Haß der Parteien leistet es Widerstand und so rechne ich denn auf Ihre volle Zustimmung, wenn ich Ihnen heute statt aller weitern Neuigkeiten nur von einem Triumph berichte, den die deutsche Bildung hier soeben davongetragen und der (glaube ich schon jetzt hinzusetzen zu dürfen) auch auf den fernern Verkehr der beiden Völker und ihre geistige Verständigung nicht ohne Einfluß bleiben wird. Es war am Hubertustage, den letztverwichenen 3. November, als Karl Grün in der Aula der Freien Universität zu Brüssel die erste der zwei Vorlesungen hielt, welche als öffentliche Einleitung und Einladung zu seinem Cursus über Goethe's „Faust" dienen sollten. Ein zahlreiches und auserlesenes Publicum, Herren und Damen, Belgier, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener und Ungarn, füllten den Saal. Studenten und Beamte, namhafte Flüchtlinge, Journalisten, Gelehrte, an Zahl etwa 250, hatten sich versammelt, um dem seltenen Schauspiele beizuwohnen, wie ein Deutscher in französischer Sprache zu dem gebildeten Auslande über die Literatur seiner Heimat, über eins der mächtigsten Werke des 18. und 19. Jahrhunderts reden würde. Oben auf der Estrade, hinter dem Katheder, saßen der

*) Den neuesten Zeitungen zufolge hat die Wahl bereits stattgefunden, und zwar ist sie auf den Geheimen Bergrath Steinbeck und den Stadtgerichtsrath Fürst, Beide in Breslau, gefallen. D. Red.

Rector, Tielemans, der große Jurist, Minister der revolutionären Regierung 1830, die meisten Mitglieder des Universitätsraths und viele Professoren mit ältern und jüngern Damen. Auf dem durch die Zeitungen publicirten Programm stand die Frage: „Was ist die Literatur?“ Dem deutschen Zuhörer würde freilich Vieles bekannt gewesen sein; das Ausland hingegen ist in der ästhetischen Bildung nicht so weit vorgerückt oder hat doch andere Ausgangspunkte. Der Redende durfte nicht zuviel voraussetzen und doch des Vaterlandes Art nicht verleugnen; er wollte offenbar in französischer Sprache um Entschuldigung bitten, daß er „über'n Nachbarn Sieg“ davonzutragen gedenke. Im Eingang erörterte er zunächst das Wort Literatur selbst, seine Herkunft und ursprüngliche Bedeutung, um sich sodann zu dem Begriff der schönen Literatur zu wenden, namentlich im Verhältniß zur Geschichte und zur Philosophie. Das ästhetische Element, das Element der Kunst, der Schönheit wurde als dem historischen und philosophischen gleichberechtigt nachgewiesen, wobei der Redner sich hauptsächlich an Schiller's bekannte Ausführung in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ anschloß. Sodann seinem eigentlichen Thema nähertretend, gab er die Absicht seiner Vorträge dahin an, daß sie ein Beitrag sein sollten zur philosophischen Darstellung der Geschichte des Schönen, speciell der Geschichte der schönen Literatur.

Allein von hier an bin ich durch einen glücklichen Zufall im Stande, Ihnen den Vortrag selbst, wenn auch in etwas abgekürzter Form, mitzutheilen. „Es kann sich“, sagte der Redner, „hier natürlich nicht darum handeln, allen Wortkram kennenzulernen, der je in Versen oder in Prosa façonnirt wurde, schöne Strophen zu citiren, eine mehr oder weniger interessante Situation zu preisen, vor pikanten Wendungen in Ekstase zu gerathen, eine kühne Antithese zu bewundern und bei gewissen Kunststücken Wunder über Wunder zu schreien. Da die schöne Literatur der Ausdruck der Ideen durch Empfindungen ist, die Herausarbeitung der höchsten menschlichen Gedanken vermittels der Entwickelung der Leidenschaften: so müssen wir durch die Jahrhunderte hindurch die großen poetischen Genies aufsuchen und in ihnen den idealen Gang des Menschengeschlechts zu erkennen streben. Angekommen vor einem jener menschheitlichen Monumente, auf denen man liest — wenn man lesen kann — welche religiösen, philosophischen und politischen Ideen ein ganzes Zeitalter bewegt haben, fällt uns eine doppelte Aufgabe zu. Wir haben erstlich das Kunstwerk zu zergliedern, der Fabel wie der Idee ihren Antheil anzuweisen, den idealen Inhalt scharf von der schönen Form zu trennen; und dann zweitens auf der Spur des Poeten die beiden Elemente, den Dualismus, wieder zu jener bezaubernden Ureinheit zu verschmelzen. Wer das thut, gibt einen Commentar; wer anders thut, spricht über, spricht darum herum, redet irre.

„Alle civilisirten Völker, die vom Naturstande zum Stande der Vernunft hin vorwärtsgeschritten sind, haben ihre großen Poeten gehabt; alle großen Epochen der Menschheit weisen ein oder mehre poetische Kunstwerke auf, in denen die zeitgenössische Menschheit sich selber offenbart und zu allen kommenden Jahrhunderten spricht, Vergangenheit und Zukunft zugleich erklärt, und in der einschmeichelndsten Form, verständlich für Alle, Männer, Frauen, junge Leute, ein System von philosophischen, religiösen und politischen Ge-

danken hinstellt, welches der Historiker mühsam nach und nach erzählt, und welches der Philosoph in etlichen Formeln condensirt, die für die Masse des Publicums stets ebenso viele Hieroglyphen geblieben sind.

„Die großen Dichter sind in Wahrheit die Offenbarer der Völker, sowol Historiker als Philosophen, Großrichter der Vergangenheit, Propheten der Zukunft. So ist Homer in der «Iliade» der Sänger des heroischen Zeitalters der Griechen; in der «Odyssee» der Maler der Uebergangsepoche zur Demokratie hin. So stellt Aeschylos die ersten Zeiten der militanten Demokratie dar, als die junge Freiheit den großen König besiegte. Sophokles ist der Höhenpunkt des schönen Hellenismus, zugleich aber der beginnende Conflict zwischen Individuum und Staat; während in Euripides die Gesammtheit sich zerbröckelt, das Individuum ein weinerliches, oft plärrendes Atom wird. So ist Virgil die Größe der römischen Republik, hart an der Grenze cäsarischer Schweifwedelung; die Lyriker, Horaz, Catull sind der letzte Reflex männlich starker Empfindung und Gesinnung, und der Beginn egoistischer, sentimentaler, materialistischer Auflösung.

„Der Ghibelline Dante, dessen «Göttliche Komödie» jüngst so geistreich von meinem Freunde Dall'Ongaro erklärt ward, ist der ganze Katholicismus mit der ersten Reclamation des menschlichen Gewissens; er ist der Janus auf der Markscheide zweier großen Epochen, des Mittelalters und des Zweifels. Dante hat gewissermaßen das Römische Recht ins Herz des Katholicismus eingeführt. Er rechtet. Er richtet Alles, Kaiser, Fürsten, Päpste, Bischöfe, die Kirche selbst. Das aber war streng verboten. Auch muß man sagen, daß von Dante an die Kirche einen Riß hatte. Shakspeare, der große William Shakspeare, das ist das ganze menschliche Gewissen, das Jüngste Gericht im inwendigen Menschen. Shakspeare, das ist ein einziger Blitz der Reue und ein einziger Donnerschlag der Verdammung. Aber es ist der Mensch, der sich verurtheilt, es ist die Menschheit, die da verdammt.

„Und Goethe" (fuhr der Redner fort) „was ist er? Und der «Faust», das Werk eines ganzen Lebens eines der größten Genies aller Zeitalter, was will er? Der «Faust» ist die Tragödie des Menschen, der die Wahrheit und die Freiheit des Geistes sucht. Shakspeare genügte nicht mehr; denn das Gewissen, nachdem es sich aus der Allgemeinheit der Kirche losgerungen hat, wird bald ein subjectives, schwankendes Ding; und mit den Fortschritten der Analyse kann man auf Grund des Gewissens nicht mehr zwei Menschen, geschweige denn ein Volk oder gar die Menschheit zusammenhalten. Wo ist die Bestimmung des Gewissens? Wo seine Sanction? In der Wahrheit! antwortet Goethe. Drei Jahrhunderte haben die Wahrheit, die reine, ideale Wahrheit gesucht; vom 16. bis zum 19. währte der heroische, erhabene Kampf um die Wahrheit. Und Faust ist der Mann dreier Jahrhunderte, der moderne typische Mann, der die Wahrheit sucht und findet. Das große Drama, welches seinen Namen trägt, ist das weltgerichtliche Urtheil über die ganze moderne Zeit.

„Was mag noch übrigbleiben nach Goethe? Nach der Erforschung der Wahrheit und der unzerstörbaren Grundlagen der menschlichen Geistesfreiheit? Es bleibt die Realisation der Freiheit, die Incarnation der Freiheit in die Welt, in die Völker. Wir haben Schiller genannt. Auch muß man sie in dieser Reihenfolge studiren, die beiden Dioskuren des deutschen und des

modernen Himmels überhaupt. Erst Goethe, dann Schiller. Was nach ihnen gekommen, ist kaum mehr als ein ahnungsvolles Gestotter. Die Wirklichkeit ist zurück, die Unsterblichen warten von der Höhe des Olymp auf die nachschleichenden Völker.

„Wenn ich auf Jemand im Besondern zähle, der mich durch Aufmerksamkeit und geistiges Mitarbeiten bei meinem schwierigen Werke unterstütze, so bist du es, tapfere Jugend, Salz des Vaterlandes, Hoffnung der Zukunft, Bollwerk der köstlichen Freiheiten, die Belgien sich zu erringen wußte und deren Fahne es so hoch emporhält, Freiheiten, deren erste und letzte die Freiheit der Forschung ist, die Freiheit, Alles zu ergründen und Alles zu sagen, dafern man nur in reinem Geiste geforscht hat, dafern man aus lauterm Herzen spricht."

Der Vortrag des Redners wurde von den zahlreichen Zuhörern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, nur unterbrochen von häufigen lauten Beifallsbezeigungen, aufgenommen und auch Alles, was ich seither von urtheilsfähigen Stimmen darüber vernommen, spricht die allgemeinste und lebhafteste Befriedigung aus. Die Vorlesungen über deutsche Literatur bei der brüsseler Freien Universität konnten auf keine schönere und würdigere Weise eröffnet werden; die Grün'schen Vorträge sind ein Ereigniß, das, wenn es auch nur die hiesigen literarischen Kreise berührt, doch, wie ich schon andeutete, auch darüber hinaus seine wohlthätigen Wirkungen nicht verfehlte. Mögen sie denn auch dazu dienen, dem wackern Redner ein freundliches Andenken in der Heimat, an der sein Herz mit so viel Liebe hängt und für dessen Ruhm er so mannhaft kämpft, zu erhalten! Karl Grün lebt hier sehr zurückgezogen, aber unablässig studirend und arbeitend; von einem größern nationalökonomischen Werk, das er unter der Feder hat, gab Ihr Blatt unter dem Titel: „Die Finanzen des Proletariats", bereits einige Proben; auch seine Ausgabe der „Orientalischen Gefahr" („Le danger oriental") enthält viel Verdienstliches. Ich schließe mit dem wiederholten Wunsch, daß dieses Verdienst auch in der Heimat des Verbannten die ihm gebührende Anerkennung finden möge; das Brot des Flüchtlings ist ja schon so bitter, warum es nicht mit einem Tropfen Ruhm versüßen, zumal wenn dieser Ruhm ein so ehrlich erworbener ist?

Aus Genf.

November 1856.

Hg. Es hat seine großen Schwierigkeiten, im gegenwärtigen Augenblick in einer Wochenschrift über die neuenburger Angelegenheit, in welcher das „Imprévu" eine so große Rolle spielt, zu berichten. Wer bürgt uns dafür, daß sich diese Angelegenheit, bevor unser Brief unter die Presse wandert, nicht bereits unter vollständig andern Gesichtspunkten darbietet als heute? Nun, die Rechtsfrage kann sich nicht wandeln, werden Sie uns entgegenhalten, und Professor Scheidler versichert in der „Minerva", daß Recht zuletzt doch Recht bleiben muß. Darin liegt sicher eine große Wahrheit, ja man erkennt diese Wahrheit in der Schweiz allgemach selbst so wohl, daß sich endlich einige Publicisten ernstlicher an eine völker- und staatsrechtliche Beleuchtung der Frage gewagt haben, als dies früher der Fall war. Fast alle diese

Publicisten kommen aber auch jetzt wieder dahin, wo sie schon vor vier und fünf Jahren, ja seit 1848 standen, d. h. zu dem Schluß, daß, da die Rechte des Hauses Hohenzollern auf Neuenburg eigentlich nur feudaler Natur seien, Feudalrechte aber durch die Revolutionen überall und vielfach ohne jegliche Entschädigung abgeschafft seien, die Ansprüche des Königs von Preußen selbst mehr als zweifelhafter Art wären. Andere urtheilen so: das durch den Wiener Congreß festgestellte Verhältniß ist unausführbar; die Schweiz hat 1848 nur von ihrem Recht Gebrauch gemacht, indem sie sich eine ihren Bedürfnissen sowie der öffentlichen Meinung in den meisten Cantonen entsprechendere Verfassung gab; diese neue Verfassung ist von Europa anerkannt; sie ist unvereinbar mit den vom König von Preußen angesprochenen Souveränetätsrechten, welche unwiederbringlich verloren sind; endlich hat sich die Majorität der Bürger des Cantons Neuenburg wiederholt gegen die Souveränetät des Königs ausgesprochen. Dies ist etwa auch die bundesräthliche Anschauung in ihren Grundzügen. James Fazy seinerseits, der nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich „diplomatiquement" vernehmen zu lassen, beweist im pariser „Siècle", daß die Bestimmungen des Wiener Congresses die neuenburger Frage ganz offen ließen, oder vielmehr, daß der „Fürst von Neuenburg" durch diese Verträge „poliment" mediatisirt sei. Endlich tröstet man sich mit der Uneinigkeit der Großmächte und bezweifelt fortwährend, daß sie über den eigentlichen Austrag der Sache und über die dem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 zu gebende Deutung im Grunde einverstanden seien. Man braucht nicht in die Geheimnisse der conservativen Politik und Diplomatie sehr eingeweiht zu sein, um einzusehen, daß diese schweizerischen Anschauungen in ihrer Naivetät manche Achillesfersen darbieten. Zuletzt hofft man im schlimmsten Fall auf französische und englische Sympathien, auf die Sympathien der liberalen Partei in aller Welt; ja man vergißt die Frage auf Augenblicke gänzlich, da die officiösen Blätter von Bern ein wahres Muster von Schweigsamkeit aufstellen. Dann plötzlich kommen neue alarmirende Gerüchte und sie bestätigen sich: gleichlautende Noten aller Großmächte, welche die royalistischen Gefangenen in Freiheit gesetzt verlangen; preußische Circulardepeschen mit drohenden Andeutungen; geheime Rüstungen in Bern. Hierauf allgemeiner Lärm und große Aufregung; man erinnert sich, daß man von den Helden von Morgarten, Sempach und Näfels, von Granson und Murten abstammt. Man rasselt etwas Weniges mit den Streitäxten und Morgensternen der alten Helvetier, wie man an der Spree mit dem Schwerte des Großen Kurfürsten und des Alten Fritz rasselt. Aber seit jene gebraucht wurden, ist viel Gletscherwasser die Aar und Rhône hinuntergeflossen — und auch das brandenburgische Schwert dürfte nicht mehr so leicht aus der Scheide fliegen. Da haben Sie in allgemeinen Umrissen den Stand der Frage, wie er sich heute bei uns äußerlich darstellt; wie sie in den Cabineten und diplomatischen Kanzleien angesehen wird, das werden wir vielleicht bald klarer sehen können. *)

---

*) Nach Schluß des Briefs erfahren wir noch telegraphisch, daß die neuenburger Frage von Preußen vor den Deutschen Bundestag gebracht wurde. Was den aus den schweizer Zeitungen bekannten Brief des eidgenössischen Untersuchungsrichters Hrn. Duplan-Veillon an Alexander von Humboldt anbetrifft, so findet derselbe hier trotz der dadurch bezeugten Humanität eine harte Beurtheilung. Man meint, es habe dem Unter-

Was die innern Angelegenheiten der Schweiz anbetrifft, so bietet in diesem Augenblick der Canton Waadt das Schauspiel einer außerordentlichen Aufregung dar. Bekanntlich haben die im September versammelten eidgenössischen Räthe die westschweizerische Eisenbahnfrage, d. h. die Frage, ob die Genf-Berner Eisenbahn von Lausanne weiter über Murten, oder aber durch den südlichen Theil des Cantons Freiburg und über die Stadt Freiburg selbst fortzuführen sei, zu Gunsten der letztern Richtung entschieden. Hierdurch halten die Waadtländer ihre Specialinteressen für beeinträchtigt; dazu kommt, daß man sich im Waadtland stets viel mit seinen eidgenössischen Gesinnungen gewußt hat und sich deshalb jetzt von Seiten der Eidgenossenschaft mit Undankbarkeit behandelt und zurückgesetzt glaubt. Es haben sich überall im Lande Widerstandscomités gebildet und Volksversammlungen sind gehalten, um „seine Rechte zu wahren" und gegen die eidgenössischen Beschlüsse zu protestiren. Endlich hat die Regierung von Waadt die Municipalität von Lausanne, welche allein im ganzen Lande die Eisenbahnlinie über Freiburg begünstigte, unter Regie, d. h. eine Art Vormundschaft gestellt. Am 17. November wird der Große Rath zusammentreten; da indessen die Gesetzgebende Versammlung natürlich ganz auf Seiten des Landes und gegen die eidgenössischen Beschlüsse steht, so wird schwerlich von ihr ein Vermittelungsweg betreten werden. Man ist hier sehr gespannt, wie dieser Conflict zwischen einem Canton und der Eidgenossenschaft schließlich ausgetragen werden wird. Bemerkenswerth ist, daß viele der Persönlichkeiten, welche durch die Revolution von 1845 beseitigt wurden, einen hervorragenden Antheil an der gegenwärtigen Bewegung nehmen.

In Genf herrscht zur Zeit einige Aufregung wegen der (9. November) bevorstehenden Großrathswahlen. Die demokratisch-conservative oder sogenannte Fusionspartei, welche bei den Regierungswahlen im November vorigen Jahres erlag, scheint so wenig Hoffnung zu hegen, daß sie wiederholt erklärt hat, gar keine Candidatenlisten aufstellen zu wollen. Doch trauen die Radicalen dieser Versicherung nur wenig und glauben, daß ihre Gegner noch im letzten entscheidenden Augenblick in geschlossenen Reihen hervortreten werden. Wir werden ja sehen! Auf der radicalen Candidatenliste befinden sich auch einige Namen, die in Deutschland bekannt sind, wie Professor Karl Vogt, das ehemalige Parlamentsmitglied, General G. Klapka, der bekanntlich jetzt genfer Bürger ist und Dr. Rössinger aus Neuenburg, der in den dreißiger Jahren preußischer Staatsgefangener war und jetzt sich außer mit Politik auch vielfach mit Mysticismus, Somnambulismus, Klopfgeistern und dgl. mehr befaßt, Dinge, die jetzt in Genf sehr an der Tagesordnung sind.*)

Bei dem herannahenden Winter regt sich auch in der wissenschaftlichen Welt wieder mehr Leben. Es sind bereits verschiedene öffentliche Vorlesungen angekündigt, unter denen besonders die der neuern und neuesten italienischen Literatur gewidmeten eine hervorragende Stellung einnehmen. Es sind be-

suchungsrichter nicht zugestanden, Privatdiplomatie zu treiben. Viele beurtheilen auch die bundesräthliche Antwort auf das Verlangen der Großmächte in Betreff der Freilassung der Gefangenen mit Strenge; man meint, es sei nicht edel, einen Gnadenact von Bedingungen abhängig zu machen und mit der Ausübung eines Hoheitsrechts Schacher zu treiben. Der Einsender.

*) Die Genannten sind sammtlich gewahlt werden. D. Red.

sonders italienische Emigranten, die die Kenntniß ihrer heimischen Literatur in unsern Gegenden verbreiten. Um die Propaganda der Kenntniß der deutschen Literatur machte sich seltsamerweise in Genf in den letzten Jahren ein polnischer Flüchtling, ein ehemaliges Mitglied des Wiener Reichstags, durch seinen Unterricht verdient. In Lausanne wurde dieser Tage Pascal Duprat, der bekannte französische Publicist, als Lehrer der Nationalökonomie an der dortigen Akademie eimgeführt.

Ueber die schweizerische Kunstausstellung, welche im September hier in Genf weilte (und sich gegenwärtig in Zürich befindet), haben schweizerische Blätter ausführlich berichtet. Es war neben einzelnen schönen Bildern auch viel Mittelgut darunter. Da „Zahlen beweisen", so führe ich als Beleg für die Kunstliebe in der Schweiz noch die Notiz aus hiesigen Blättern an, daß bis zum Eintreffen der Ausstellung in Zürich für 48,464 Francs Bilder theils für die Lotterie, theils von Privaten gekauft waren. Privaten kauften in Winterthur für 3054, in St.-Gallen für 2246, in Schaffhausen für 879, in Basel für 7795, in Bern für 4212, in Lausanne für 6035, in Genf für 8688 Francs. Man sieht, daß die beiden französisch-schweizerischen Hauptstädte und Basel sich besonders hervorthaten. Die reichen Städte Bern und St.-Gallen hätten mehr thun können; doch auch so ist das Resultat für die Kunst, „die nach Brot geht", noch immer erfreulich.

Unter den literarischen Erscheinungen, die auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen dürften, nenne ich Ihnen als angekündigt eine von G. Revilliod veranstaltete Gesammtausgabe der Werke des berühmten Priors von St.-Victor, Fr. von Bonnivard, der von 1530—36 als Gefangener in Chillon saß. Die meisten dieser Werke besitzt die genfer Bibliothek als Manuscripte; sie enthalten außer theologischen Streitschriften und höchst interessanten politischen Abhandlungen auch eine „Geschichte von Genf". G. Revilliod ist bereits durch seine Ausgabe der „Genfer Chronik" von Antoine Froment (geboren um 1509) der gelehrten Welt bekannt.

Weiter wird angekündigt: „Scènes de voyages et de chasses, recueillies et traduites par H. Blanvalet", wie ich höre, eine Uebersetzung größtentheils Gerstäcker'scher Reiseschilderungen. Endlich sind erschienen und von der Kritik sehr beifällig aufgenommen „Récits et tableaux de la vie souabe, par Ottilie Wildermouth, traduits par J. J. Porchat". Wenn ich noch hinzufüge, daß auch Hr. von Putlitz vor einiger Zeit einen Uebersetzer fand, so werden Sie zugeben müssen, daß die deutsche Literatur in Genf ziemlich in Aufnahme kommt, wie sie denn bereits einmal, zur Zeit der Frau von Staël und unmittelbar nach ihr, am Genfersee große Verehrer fand, sodaß auch in den meisten ältern Privatbibliotheken Goethe, mehr noch Schiller einen Platz behauptet haben. Seit jenen Jahren aber hatte man bis, wie gesagt, auf die neueste Zeit die deutsche Literatur ziemlich aus dem Gesicht verloren.

Notizen.

Der berliner Journalistik stehen schon wieder einige Veränderungen bevor. Das „Berliner Kunstblatt", herausgegeben von F. Eggers, bisher Eigenthum der H. Schindler'schen Verlagshandlung, soll nach einem großartigen Maßstabe erweitert und zu diesem Ende in ein Actienunternehmen verwandelt werden; der betreffende Aufruf ist von Franz Kugler, Dr. Lazarus, Geheimrath Schnaase, Director Waagen und W. v. Merkel unterzeichnet. Dagegen ist der erst vor kurzem gegründete „Messager de Berlin" bereits seit Anfang October wieder eingegangen. Die in Leipzig bei Otto Wigand erscheinende „Feldkirche" wird von Neujahr ab den Titel „Die Sonntags-Post. Illustrirte Wochenschrift zur Belehrung und Unterhaltung" annehmen. Der Wahlspruch des Blattes ist: „Aus dem Leben für das Leben"; dem besonnenen Fortschritt mit Entschiedenheit zugethan, will es seine Leser über alle neuen Erscheinungen des materiellen, geistigen und sittlichen Lebens in Kenntniß erhalten, es will sie heimischer machen im Vaterlande und sie aufklären über die Fremde. Doch soll die Tendenz des Blattes keineswegs blos eine unterrichtende sein, sondern neben dem Verstande soll auch dem Gemüth sein Recht werden, namentlich durch Aufnahme geeigneter poetischer Schöpfungen, sowol in gebundener wie ungebundener Rede. Unter den Mitarbeitern werden Professor Burmeister, Dr. A. Ellissen, Ludwig Feuerbach, Dr. Giebel, Friedrich Körner, Julius Mosen, Dr. Scherr und andere Namen von gutem Klang aufgeführt.

Adolf Bock in Gotha, der Verfasser der vortrefflichen Monographien über Schlözer, Thüringen, Rußlands Entwickelung 2c., ist mit einem Werk über Hannover beschäftigt. Julius Rodenberg, über dessen „Pariser Bilderbuch" (Braunschweig, Vieweg) unsere heutige Nummer berichtet, befindet sich auf der Rückkehr von einer Rundreise durch England in London; sein nächstes Werk werden „Volksmärchen und Lieder aus Wales" sein, die er zum Theil persönlich gesammelt hat. Hermann Marggraff läßt eine Sammlung seiner „Gedichte" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erscheinen. Ebenso zwei jüngere Dichter, Bernhard Endrulat, der durch seine militärischen Schicksale kürzlich von sich reden machte, und Adolf Strodtmann; von beiden hat das „Deutsche Museum" einige Proben mitgetheilt. Auch ein anderer Mitarbeiter unsers Blattes, Albert Träger, wird, wie wir hören, demnächst mit einer Sammlung lyrischer Gedichte hervortreten. Karl Beck, der Langverschollene, hat von den wiener Behörden die Erlaubniß zur Herausgabe einer neuen belletristischen Zeitschrift „Der Wiener Gesellschafter" erhalten. Bisher war Karl Beck in seinen journalistischen Unternehmungen nicht glücklich; hoffentlich wird es ihm diesmal besser gelingen.

Director Wilhelm Hertzberg in Elbing, der Uebersetzer des Properz, des Chaucer, Tennyson 2c., hat einen neuen Beweis der seltenen Virtuosität geliefert, mit welcher er fremde Dichtwerke wiederzugeben weiß: die bekannte Metzler'sche Sammlung „Römische Dichter in neuen metrischen Uebersetzun-

gen", die seit einiger Zeit in neuen Bearbeitungen erscheint, bringt in Band 13 „Ovid's Heilmittel gegen die Liebe und Schönheitsmittel, metrisch übersetzt von W. Hertzberg". Beide gehören zu den weniger gekannten Werken des besonders ehedem so gefeierten römischen Dichters; durch die vorliegende Uebersetzung, die sowol an Treue wie Wohllaut nichts zu wünschen läßt, sind auch Diejenigen, denen der lateinische Text unzugänglich, in den Stand gesetzt, sich mit diesen interessanten Schöpfungen bekannt zu machen. Denn interessant ist es jedenfalls zu sehen, welche Mittel der Dichter zur Besänftigung jener Flammen empfiehlt, die er selbst in seiner berühmten „Kunst zu lieben" so lebhaft schildert, oder auch die Vorschriften zu lesen, die er den gefallsüchtigen Schönen des damaligen Rom zur Erhöhung ihrer Reize empfiehlt. Aber auch der gelehrte Kenner der Urschrift wird diese Hertzberg'schen Uebertragungen nicht ohne die lebhafteste Befriedigung aus der Hand legen, indem sich darin mit dem feinsten philologischen Verständniß zugleich die umfassendste Anschauung des antiken Lebens überhaupt verbindet. Namentlich sind die Einleitungen sowie die Anmerkungen, die der Verfasser seiner Uebersetzung beigegeben, trotz des knappen Raums, auf den er sich dabei, dem Zweck der Sammlung gemäß, beschränkt sah, als höchst werthvolle Beiträge zur Kenntniß Ovid's und seines Zeitalters zu bezeichnen.

Berthold Auerbach hat seine zahlreichen Verehrer durch eine neue Dorfgeschichte überrascht: „Barfüßele" (Stuttgart, Cotta). Auch Leopold Schefer, der Nestor der heutigen Schriftsteller, ist mit einem neuen Werke hervorgetreten: „Der Hirtenknabe Nikolas, oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Nach den Chroniken erzählt" (Leipzig, F. A. Brockhaus). Andere bemerkenswerthe Neuigkeiten des Buchhandels sind: „*Eine gute Versorgung*", Roman von Amely Bölte (2 Bde., Hamburg, Verlags-Comptoir); „Iberie", ein Roman von Ottilie Kapp, geborene Rappart (2 Bde., Leipzig, Schultze). Von Leopold Ranke's „Französische Geschichte, besonders des 16. und 17. Jahrhunderts" (Stuttgart, Cotta), erschien soeben der vierte Band, die Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges und der Regentschaft bis in die ersten Jahre Ludwig's XV. umfassend. Auch die Geschichte der französischen Literatur hat einen neuen Bearbeiter gefunden in Eduard Arnd, dem Verfasser verschiedener gediegener historischer Werke, unter denen besonders die Geschichte der letzten vierzig Jahre sich einer großen Verbreitung erfreut; das Buch ist in zwei Bänden bei Duncker und Humblot in Berlin erschienen und führt den Titel: „Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution". Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert" (Leipzig, Herbig) erscheint in dritter wesentlich verbesserter Auflage. Von dem in Frankfurt a. M. bei Meidinger Sohn und Comp. erschienenen Werke: „Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und F. G. von Herder", auf das wir schon vor einiger Zeit aufmerksam machten, liegen jetzt die beiden ersten Bände vor; sie enthalten den Briefwechsel mit Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Mendelssohn, F. H. Jacobi, J. G. Zimmermann, Georg Forster und Herder's ältestem Sohne August, dem spätern sächsischen Berghauptmann.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 50.** 11. December 1856.

Epilog zu:

Thomas Morus.

Historische Tragödie von Oskar von Redwitz.

Von

einem wiener Dichter.

Und wer ein Sänger ist von Gottes Gnaden,
Was wollen Menschen dem am Singen schaden!
O. von Redwitz im Prolog zu „Thomas Morus“.

Der fromme Dichter der „Amaranth“,
Der „Sänger von Gottes Gnaden“,
Wie er sich selber zubenannt,
Hat diesmal schwerer geladen.

Sonst schrieb er für die Jungfrau'n zart —
Das war ein Weben und Wehen!
Der neue Sang ist nach Mannes Art —
Für Männer! Wir werden sehen.

Längst eine Tragödie mit Gebraus
Verkünden die Jünger im Chorus;
Sie kam nun in Mainz bei Kirchheim heraus,
Der Held ist Thomas Morus —

Gelehrter und Staatsmann seiner Zeit,
Ein Kopf nicht zu verachten,
Der auch wacker gefochten in dem Streit
Zwischen Luther und Heinrich dem Achten.

Heinrich der Achte war ein Lump,
Darüber ist kein Zweifel,
Ein Tyrann und liederlicher Kump-
an, glaubt' weder an Gott noch Teufel.

Als Gegensatz steht ihm ganz gut
Der Morus gegenüber:
Ein Mann des Glaubens, voll frommem Muth,
Er wär' fast Märtyrer lieber.

Dem Heinrich gefällt die Anna Boleyn,
Drum mag er sein Weib nicht leiden;
Um heimzuführen die Junge fein,
Läßt er von der Alten sich scheiden.

So handelt ein Mann, der zu jeder Frist
Gern Alles raubte und rapste,
Und weil der Papst dagegen ist,
Macht er sich selber zum Papste.

Gut hat's doch so ein Potentat!
Ihn fangen keine Netze,
Er kümmert sich um kein Concordat,
Um keine Ehegesetze.

So ward in England durch solchen Tick
Der Katholicismus zunichte —
So macht der Weltgeist Politik,
So macht der Weltgeist Geschichte!

Und geht ein Fürst nur voran — ei bald
Läuft nach das Volk im Gedränge;
Die neue Kirche hatt' gleich Gewalt
Und Bischöfe eine Menge.

Ein Mann nur war's, der abseit stand
Und der sich kühn erdreistet,
Gott treu zu sein gegen Fürst und Land,
Den verlangten Meineid nicht leistet.

Treu bleibt er seiner Herzenswahl,
Ihn locken nicht Gold, nicht Ehren,
Und freudig tritt er zum Block, die Zahl
Der Märtyrer zu vermehren. — —

Fürwahr, der Stoff wär' dramatisch schön,
Was wollten „Menschen ihm schaden“,
Führt' etwa ihn aus Don Calderon,
Der Dichter von Gottes Gnaden!

Wie's dem aus der Feuerseele gerollt,
Ihr wißt, im „Standhaften Prinzen“ —
Ein jedes Wort gediegen Gold,
Nicht Tendenzen und Kupfermünzen.

Doch freilich, so gläubig und so naiv
Wie vor dreihundert Jahren
Sind wir nicht mehr — in uns ist tief
Der Geist der Skepsis gefahren.

Was aber hilft's? Was ist, das ist!
Wir können's nicht negiren;
Was die Welt bewegt zu jeder Frist,
Läßt sich nicht ignoriren.

Von seinem Genie und seiner Zeit
Ist ein Product der Dichter —
Der Stoff just wie die Welt so weit,
Die ganze Welt ist Richter.

Die ganze Welt ist aber groß,
Drin viel katholische Kinder,
Doch auch ein Protestantentroß,
Und Juden und Türken nicht minder.

Sie Alle sind Menschen — aus Menschen wähl'
Der Dichter sich einen Helden —
Sei's Mohammed oder Uriel,
Sei's Morus, von dem wir melden.

Ein Mensch sei aber der Dichter auch,
Von einem menschlichen Standpunkt,
Doch freilich beseelt von Gottes Hauch,
Wenn ins Tintenfaß er die Hand tunkt.

Ein Poet, im Dramatischen ziemlich stark —
Ich meine Schiller — erkannte
Als guten Stoff Johanna d'Arc,
Obgleich er ein Protestante.

Wer erräth den Ketzer in dem Bild
Voll frommer katholischer Töne?
Und säh's ein Türke — entgegen mild
Trät' ihm das Menschlich-Schöne!

Und hat der Ketzer den Stoff benutzt
Den Katholiken zum Spotte?
Und hat er ihn etwa aufgeputzt
Zu Ehren seinem Gotte?

Der Dichter gehört zu keiner Partei,
Schwingt keine fanatische Fahne!
Der Geist steht über den Sekten, ist frei —
Und schön ist das Humane!

So war's im vor'gen Säculum
Der geistigen Morgenröthe —
So war das Evangelium
Von unserm Schiller und Goethe.

Das ist das Eine! Und dann noch Ein's —
Ach, wenig Raum erst gewann es!
Wißt Ihr ein Besseres? Ich weiß kein's!
Das: „Liebet euch!" des Johannes. — — —

Den Dichter des „Morus" muß ich zur Stell'
In Einem Punkte meistern:
Daß er, statt im kastalischen Quell,
Im Weihkessel sich wollte begeistern.

Der wahre Dichter — ich sag's heraus —
Ist aristokratisch am Ende;
Wo die Menge schöpft, da erfüllt ihn Graus —
Ihn schrecken die schmuzigen Hände!

Doch Spaß beiseite! Ein frommer Mann'
Mag sich mit Weihwasser besprengen,
Und mag zum Segen des Priesters heran,
Zum Weihrauchfaß sich drängen!

Doch wähne Keiner ein Dichter zu sein,
Macht er fromm-durchräucherte Zeilen —
Der Christusglaube g'nügt nicht allein,
Den Kranz der Heroen zu theilen!

Das Beten ist eine schöne Sach'
Zu Gott dem alliebenden Vater,
Nur thut man's besser im stillen Gemach —
Ich mag's nicht auf dem Theater!

Doch laß beten den Vater, die Tochter auch
Meinethalben in jeder Zeile,
Nur bitten wir: übe Dichterbrauch,
Mach' uns keine Langeweile.

„Jesus, Maria und Crucifix",
Wenn's tausend mal auch gebracht wird,
Macht noch keinen Sophokles — beim Styx!
Wie derlei überhaupt nicht gemacht wird.

Was nicht aus innerer Seele fließt,
Nur aus einem steinernen Tempel,
Was nicht lebendig keimt und sprießt,
Das bleibt ein trock'nes Exempel.

Und was für ein's! Die Katholischen sind
Alle edel, auch die Spießbürger,
In dieser Tragödie — sammt Weib und Kind;
Die Andern sind Schurken und Würger.

Ach, frommer Dichter der „Amaranth",
Welch Glück, wenn das so wäre!
Dann braucht' es nichts, als daß jedes Land
Sich zum Katholicismus bekehre.

Dann finge das himmlische Leben an,
Das Leben voll Milch und Butter,
Um das uns gebracht der böse Mann,
Der zornige Martin Luther!

Nun aber sind sie katholisch meist —
Und thaten sie sich verwandeln?
Ich sehe sie h— und stehlen dreist,
Und auch mit Sklaven handeln!

Dein Morus zwar meint's gut, zumal
Wenn er dem König predigt —
Macht' ihn zum Professor der Moral,
Wär' wo ein Stuhl erledigt!

Doch predigt er zuviel, zuviel!
Bedenke, Freund, die Zeiten!
Wir sind pressirt und dein Trauerspiel
Hat fast vierhundert Seiten.

Schon von „Sieglindens" Tagen her
Ist uns ein wenig bange —
Dein Trauerspiel, ich fürchte sehr,
Freund, ist um Vieles zu lange.

Sechstausend Verse! Das ist zuviel,
Wenn's auch im Druck nur erschiene!
Ein Drittheil kaum ist der „Esther" Ziel —
Du bist drei mal so groß wie Racine!

Und auch noch Prosa, wie bei Shakespeare —
Ein bischen aus „Egmont" gestohlen!
Ei nun, so machen's Alle wir,
Man holt, wo etwas zu holen.

Ich aber hielte, bester Mann,
Zu meines Glaubens Lichtern;
Ich stähl' etwa bei der Gräfin Hahn,
Nicht bei protestantischen Dichtern.

Doch sei's! Und wollt' er uns fremden Wein
In eigener Schale credenzen —
Doch goß er auch eig'nes Gebräu hinein —
Sind zu wenig Reminiscenzen!

So die Volksscenen! Mahnen sie gleich
An Goethe und Shakspeare'n,
Sie sind so plump, so matt, so bleich —
's ist eine Manier von Manieren.

Von echtdramatischem Element,
Von künstlerischem Gruppiren,
Auch von Dem, was man Charakteristik nennt,
Ist wahrlich nichts zu verspüren.

Ich dachte, als ich das Stück durchging,
An die alten Malereien,
Worunter immer ein Zettel hing,
Zu erklären, was sie seien.

Gottlosigkeit — Gottseligkeit —
Das sind die Gegensätze,
Die selber sich erklären breit
Mit ungeheuerm Geschwätze.

Kommt manchmal ein guter Einfall heraus,
Das macht meine Ansicht nicht wanken —
„Denn wenn es uns glückt", meint der Alte vom Haus,
„So gibt es Gedanken!" — Wir danken.

Das Eigenste, durchaus Original,
Ist des Morus Schlußprophezeiung:
Von Aufruhr und Blut, von des Glaubens Verfall,
Von des falschen Geistes Befreiung.

Es klingt fast schauerlich, wenn man hört:
Wie England wird gehen zugrunde,
Die Wissenschaft, die Kunst zerstört,
Tyrannei mit der Lüge im Bunde!! —

Hat Morus damals gesprochen derlei,
So nimmt es mich nicht Wunder:
Er sah den Bürgerkrieg im Ei
Und schon des Aufruhrs Zunder.

Der Dichter aber durch Morus' Mund
Spricht von den spätern Tagen,
Religiös-politischer Freiheit Grund,
Die den Sieg davongetragen.

Falsches Wissen hat etwa Baco gelehrt,
Der encyklopädische Hetzer,
Die Kunst hat vermuthlich Shakspeare verkehrt,
Der protestantische Ketzer.

Drauf kamen die Parlamente gar,
Und die großen Redner alle —
Du armes England! 's ist freilich wahr,
Bist schrecklich im Verfalle!

Ich glaube auch, daß du im Himmel bist
Gar übel angeschrieben,
Und daß dir gar nichts mehr übrig ist —
Als die Herrschaft auf Erden geblieben!

Und einige Colonien noch,
Und etwas Freiheit der Presse;
Auch steckt man bei dir nicht Jeden ins Loch,
Und liest man keine Messe. — —

O Morus, Morus! Du wack'rer Mann,
Und Sklave eines Tyrannen,
Sähst du das jetzige England an,
Thät'st dich nicht in den Himmel verbannen!

Die politische Freiheit billigtest du,
Und die religiöse zuletzt noch —
Kannst katholisch ja schreiben in jedes Review,
Und den Kopf behalten auch jetzt doch!

Ich glaube, du lachtest den Dichter aus,
Der dich thäte dramatisch beehren,
Und kröchst du aus deinem Todtenhaus,
Du wolltest ihn „Morus" lehren! —

Das England, ich weiß, ist euch ein Graus,
Das letzte Bollwerk der Freiheit,
Drum, reden sie dort ein Wort heraus,
Ist hier ein solches Geschrei heut'.

Und wer stimmt ein in des Pöbels Geschrei?
Ein Dichter! Gehorsamer Diener.
Wer hetzt die Parteien: Herbei, herbei!
Ein Dichter? Ein Kapuziner!

Du frommer Dichter der „Amaranth",
Ist das ein Gesang für Männer?
Bleib' bei den Weibern, bleib' süß und galant,
Räth dir „von Gottes Gnaden" ein Kenner.

Bleib' bei den Weibern, den Jungfrau'n zart,
Und bete und laß dich lieben;
Uns Uebrige mit Hosen und Bart
Hat dein männliches Lied vertrieben.

„Der Kirche Fels" ist dein „Athen"?
Ist nichts dagegen zu sagen!
„Der König des Lichts" ist dein „Mäcen"?
Wer wird zu zweifeln wagen!

Die Stellen stehen in deinem Prolog,
Woraus ich mit leichter Mühe
Soeben noch die letzte zog:
Daß dir's „im Grund der Seele blühe".

So sei denn der König des Lichts dein Mäcen,
Dessen Schutz dein Lied ich empfehle —
Nur laß drucken mehr keine Tragödieen,
Laß sie blüh'n—im „Grund der Seele"!

Was kümmert dich der Feinde Spott!
Bleib' immer „stark und heiter"!
Du sagst ja selbst: „Gefällt nur Gott
Mein Lied — was brauch' ich weiter!" —

Uns, die wir fern dem Himmelslicht
Im Erdendunkel wallen —
Ob's Ihm gefällt? Wir wissen's nicht;
Uns hat es nicht gefallen.

Die Anfänge der dänischen Literatur.*)

Von

Robert Prutz.

I.

Es gehört Muth dazu, in einem Augenblick wie der gegenwärtige, da langjährige politische Kämpfe Deutschland und Dänemark aufs äußerste gegeneinander erbittert haben und da namentlich das Rechtsbewußtsein des deutschen Volks sich durch die fortgesetzten Uebergriffe der dänischen Gewaltherrschaft aufs tiefste gekränkt fühlt, mit einer Arbeit hervorzutreten, die an die ursprüngliche Verwandtschaft beider Nationen und ihre gemeinsamen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft erinnert. Dänemark hat Deutschland schweres Unrecht gethan und fährt fort, es zu thun, selbst zu einer Zeit, da ihm der Vorwand, sich gegen erfahrene Angriffe schützen zu müssen, nicht mehr zur Seite steht. Das ist schlimm, ohne Frage: aber ist es nicht noch weit schlimmer, daß das große mächtige Deutschland dies von dem kleinen winzigen Dänemark duldet? Nicht noch weit schlimmer, daß die vierzig *Millionen* Deutschen sich von den kaum zwei Millionen Dänen auf *alle Weise bevortheilen* und verspotten lassen und haben dafür nichts *als ohnmächtige Klagen* und Proteste? Nur Deutschlands Ohnmacht und Schwäche, seine Zerrissenheit und Muthlosigkeit ist es, was den Uebermuth der Dänen aufgestachelt hat; weil Deutschland Alles duldete, so war es sehr natürlich, daß der Däne glaubte, er dürfe ihm Alles bieten. Auf dem Felde der Politik, wie dasselbe nun einmal bestellt ist, geht Jeder so weit er kann; es ist Thorheit, Selbstbeherrschung und Mäßigung zu erwarten, wo man versäumt hat, dem Gegner die Ueberzeugung beizubringen, daß jede Verletzung des Maßes, jede Ueberschreitung von Gesetz und Recht sofort die verdiente Züchtigung nachsichziehen wird. Wären die deutschen Angelegenheiten, statt von einer gesunden nationalen Politik gelenkt zu werden, nicht seit Jahrhunderten theils dem Zufall, theils der Thorheit und den schlechten Neigungen der Menschen überlassen worden, so würde ein Zwiespalt wie der gegenwärtige niemals möglich geworden sein; wie einst in den Blütetagen des alten Deutschen Reichs, zur Zeit eines Karl und Otto des Großen, Dänemark bei Deutschland zu Lehen ging und wie dann später durch den ganzen Lauf der Geschichte deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Bildung es gewesen, welche Dänemark angeregt

*) Als Probe aus einem demnächst im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart erscheinenden größern Werk des Verfassers: „Ludwig Holberg. Sein Leben und seine Werke. Nebst einer Auswahl seiner Komödien."

und befruchtet hat, ja wie selbst das Blut seiner Könige aus deutschem Stamme entsprungen ist: so würde eine gesunde und wahrhaft nationale deutsche Politik auch dafür gesorgt haben, daß Dänemark jederzeit gleichsam im Bann des deutschen Geistes geblieben und daß jene ursprüngliche Gemeinsamkeit der Interessen, welche zwischen beiden Ländern existirt und die nur durch die Verkehrtheit unserer Politik vorübergehend ausgelöscht werden konnte, jederzeit zur vollen Geltung gekommen wäre.

Statt dessen haben wir es mit Dänemark gemacht wie mit Holland, der Schweiz, dem Elsaß und den übrigen Außenwerken der deutschen Nationalität: statt die Blutsverwandtschaft lebendig zu erhalten, statt ein Volk, das uns beinahe näher verwandt ist als irgendein anderes, dem die Natur dabei geistig wie physisch, nach seiner geographischen wie politischen Lage, so viele ausgezeichnete Eigenschaften verliehen hat und das uns überdies durch die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses so nahegerückt ist, wahrhaft zu unserm Brudervolk zu machen, haben wir es bald den Franzosen, bald den Russen, immer aber zum Spielball von Nationen überlassen, die uns selbst feindselig und die wir vielmehr auf alle Art hätten sollen zu schwächen und von unsern Grenzen zu entfernen suchen. Nur die Kraft, welche Vertrauen erweckt, erwirbt Bundesgenossen; Deutschland aber hat, wie man weiß, seit Jahrhunderten stets nur ein Schauspiel kläglichster Entzweiung und Verkümmerung geboten, statt sich Bundesgenossen zu erwerben, hat seine kurzsichtige, widerspruchsvolle und kleinherzige Politik sogar Diejenigen von sich gestoßen, welche die Natur selbst zu unsern nächsten Verbündeten bestimmt hatte. Wir klagen und seufzen über das verlorene Elsaß — aber die Hand aufs Herz: war es nicht unendlich besser, Unterthan des großen Ludwig und Angehöriger eines Volks zu sein, das eben damals als das erste der Welt gefeiert ward, als ein verlorener Posten jenes Deutschen Reichs, das damals bereits in Todeszuckungen lag und schon bei seinen eigenen Angehörigen zum Spotte geworden war? Wir bedauern die Isolirung Hollands und rümpfen die Nase zu der krämerhaften Selbstsucht, mit der dasselbe sich gegen das deutsche Stammland abschließt: aber als deutsche Provinz, in den Entwickelungsgang des Deutschen Reichs mit eingeschlossen, hätte Holland wol jemals seinen Unabhängigkeitskampf gegen die Weltmonarchie des spanischen Hauses begonnen? Und wenn es ihn begonnen, hätte es ihn wol jemals so glücklich und siegreich durchgekämpft wie nun, da es auf eigenen Füßen stand? Es ist ein schmerzliches Bekenntniß, aber es muß doch abgelegt werden: es ist bisjetzt noch immer ehrenvoller und vortheilhafter gewesen, Deutschlands Feind zu sein als sein Freund und selbst unsere Freunde haben sich noch immer am besten dabei befunden, wenn sie uns den Rücken gewendet und uns unserer eigenen Machtlosigkeit und Zerfallenheit überlassen haben.

Ernten wir nun davon die Früchte und glaubt nun selbst das kleine Dänemark sich berufen, uns auf der Nase spielen zu dürfen (und bisjetzt ist bekanntlich sein Glauben noch nicht lügengestraft worden), so *sollte* das, richtig verstanden, vielmehr ein Grund für uns sein, uns gegen uns selbst zu erbittern und aufzustacheln, als gegen Diejenigen, welche von unserer Schwäche den Gebrauch machen, den ihr Vortheil ihnen zu gebieten scheint; nicht Jene sollten wir hassen und verachten, die ja nur die Consequenzen unserer eigenen Thaten ziehen, sondern unsere eigene Schwäche, unsere Muthlosigkeit, unsern Mangel an Einheit und Ausdauer. Wäre aber dieser Haß echt und ehrlich, so würde er auch die Kraft in uns erzeugen, uns von jenen Untugenden freizumachen; wir würden, nach den Worten der Bibel, das Glied abhauen, das uns ärgert und würden als eine in Einigkeit und Tapferkeit wiedergeborene Nation uns die Achtung erzwingen, die man uns gegenwärtig mit Recht verweigert. Der Fanatismus der Dänen tritt sehr gehässig auf, das ist richtig; aber ist nicht auch in diesem Fanatismus noch das Nationalgefühl zu erkennen, das ihm, wenn auch zur Caricatur verzerrt, zugrunde liegt? Und ist der gänzliche Mangel an Nationalgefühl und volksthümlichem Bewußtsein, den wir Deutschen zeigen, nicht noch weit hassenswerther? Erhebt Deutschland sich dereinst aus seinem gegenwärtigen schmählichen Sturz, so werden alle diese Ausschreitungen, *die uns jetzt so tief* verletzen, von selbst verschwinden; gegenüber einem *wahrhaft* einigen und selbstbewußten und dadurch starken und mächtigen Deutschland wird das zum Uebermaß gesteigerte Selbstgefühl der Dänen bald wieder in die richtigen Schranken zurückkehren und aus der Achtung und Anerkennung, welche beide Nationen sich und ihren gegenseitigen Rechten erweisen, wird bald auch ein Band gegenseitiger Zuneigung und gemeinsamen Handelns erwachsen.

Bis dahin, daß dies geschieht und daß Deutschland dereinst durch entschiedenes und männliches Handeln die Scharten auswetzt, die den Schild seiner Ehre gegenwärtig noch verunstalten — Scharten, größtentheils hervorgebracht von seinem eigenen Schwerte —, scheint es uns ein nicht unwürdiger Beruf für Kunst und Wissenschaft, durch ihre milden Strahlen den Boden zu erwärmen und vorzubereiten, auf dem dereinst eine so köstliche Frucht erwachsen soll. Wir hassen die Politik der Dänen, wir hassen die eigene unselige Schwäche, durch die wir selbst dieselbe herausgefodert; wir verabscheuen die rohe Gewaltthätigkeit, mit der die Dänen in Schleswig-Holstein Gesetz und Recht mit Füßen treten — aber sollen wir darum auch ihre Dichter hassen? Müssen wir uns darum auch absichtlich verblenden gegen die Schönheiten der dänischen Kunst oder gegen die gediegenen und schätzenswerthen Leistungen ihrer Wissenschaft? Wir zweifeln. Selbst die Römer, ein Volk, dem gewiß Niemand

eine zuweit getriebene Humanität schuldgeben wird, achteten zum wenigsten die Götter der unterworfenen Völker und nahmen die Bilder derselben mit in ihre Tempel auf. Wir sind nicht einmal Sieger, wir sind umgekehrt Besiegte, wenn auch weniger durch die Macht und das Glück des Siegers als durch unsere eigene Schuld und Schwäche — und wir sollten Bedenken tragen, den Götterbildern der Schönheit und der Kunst, die wir bei dem fremden Volke finden, unsere Huldigung darzubringen und ihnen eine zweite Heimat bei uns zu gründen?

Umsomehr, da sie uns innerlich so verwandt sind und da es im Grunde nur der Widerschein unsers eigenen Geistes ist, der uns aus ihnen anblickt. Wie — den Eisenfressereien der Dänen vom neuesten Datum zum Trotz, die sich so gern als Autochthonen geberden möchten — die gesammte dänische Cultur, so ist auch die dänische Literatur wesentlich ein Product der deutschen Bildung und ist gleichsam unter der Sonne des deutschen Geistes emporgewachsen. Ja noch mehr als das: unsere eigene literarische Entwickelung hat innerhalb der dänischen Literatur, wie in einer Uebungsschule, gewisse Uebergänge und Durchgangsstufen durchgemacht, wir haben von ihr gewisse Anregungen und Einwirkungen erfahren, die dann für die Gesammtheit unserer geistigen und namentlich unserer künstlerischen Entwickelung von großer Bedeutung geworden sind.

Freilich ist der deutschen Literatur selbst die Erinnerung an diese alten verwandtschaftlichen Beziehungen ziemlich entschwunden; trotz der gemeinsamen Abstammung beider Völker, der ursprünglichen Verwandtschaft ihrer Sprachen und der nachbarlichen Lage ihrer Länder ist die dänische Literatur dennoch in Deutschland nur sehr wenig gekannt. Sie theilt hierin dasselbe Schicksal mit der schwedischen und niederländischen Literatur. Auch diese beiden werden in ihrem Verhältniß zu Deutschland von denselben Vortheilen begünstigt und empfohlen wie die dänische; auch in Betreff ihrer wird Jeder, der das Gegentheil nicht aus der Erfahrung weiß, unzweifelhaft voraussetzen, als müßten sie, wenigstens was die nördlichen Landschaften unsers Vaterlands anbetrifft, die erste Stelle unter den dort üblichen fremden Sprachen und Literaturen einnehmen, und doch sind sie in der That alle drei in Deutschland gleich unbekannt und vernachlässigt und selbst Diejenigen von uns, denen ihre Kenntniß sei es wegen der nachbarlichen Lage oder wegen geschäftlicher Verbindungen unentbehrlich scheint, vermeiden diese Kenntniß mehr als sie dieselbe suchen.

Sogar die deutsche Wissenschaft, die sich doch noch bis vor kurzem so leicht nichts entgehen ließ, wohin sie, als in ein Schneckenhaus, sich vor der Bewegung des Tags zurückziehen konnte, hat von den in Rede stehenden Literaturen, den skandinavischen und der niederländischen, so

gut wie keine Notiz genommen. Oder wenn sie es ja einmal gethan (und allerdings wäre es in hohem Grade unrecht, wollten wir solche vortreffliche Vorarbeiten, wie z. B. die Geschichte der niederländischen Literatur durch Hoffmann von Fallersleben und Mone, oder die älteste skandinavische Sagenforschung durch zahlreiche und namhafte deutsche Gelehrte erfahren hat, hier mit Stillschweigen übergehen), so erstrecken ihre Leistungen sich doch beinahe ausschließlich nur auf die ältesten Zeiten, gleichsam auf die Origines jener Literaturen. Und auch dabei pflegen sie sich mehr auf Vorarbeiten, Sammlungen und Studien zu beschränken, als daß sie ein übersichtliches Bild und eine wirkliche historische Darstellung zum Vorschein brächten. Selbst größere literargeschichtliche Sammelwerke wie aus älterer Zeit das Eichhorn'sche, oder auch nur das Wachler'sche, oder aus neuester Zeit das umfangreiche Gräße'sche Repertorium, werden, wo sie das Gebiet der genannten Literaturen berühren, dürftig und unvollständig. Das beste derartige Werk aber, die „Geschichte der neuern Poesie und Beredtsamkeit" von Bouterwek, ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit, das noch jetzt, trotz des völlig veränderten Standpunkts sowol unserer Aesthetik wie der historischen Wissenschaften, der aufmerksamsten Beachtung würdig und jedem neuen Forscher unentbehrlich ist, hat leider gerade diese nordischen Literaturen unberücksichtigt gelassen.

Nun könnte man zwar einwenden, daß Literaturen, welche selbst kein lebhafteres Interesse zu erwecken im Stande sind, auch unsererseits keine größere Beachtung verdienen. Und in der That sind Stimmen dieser Art hier und da laut geworden. Man hat hingewiesen auf das enge Gebiet der betreffenden Sprachen, auf den geringen Umfang ihrer Literaturen und nicht weniger auf den untergeordneten Standpunkt, den die gedachten Nationen selbst in diesem Augenblick in dem europäischen Staatensystem und somit in der gegenwärtigen Entwickelung der Weltgeschichte überhaupt einnehmen. Man hat sich ferner an Aeußerlichkeiten der Sitte, an Zufälligkeiten der Sprache gehalten, die dem Gefühl des Deutschen befremdlich, mitunter (wie beim Holländischen) wol gar anstößig und lächerlich erscheinen. Endlich hat man auch den nationalen Standpunkt hervorgekehrt und es für einen Luxus der Wissenschaft, einen Uebermuth der Gelehrten erklärt, wollte man, solange für die Erkenntniß unsers eigenen deutschen Geistes noch so unendlich viel zu leisten bleibt, sich mit so wenig eingreifenden, so wenig ergiebigen fremden Literaturen beschäftigen.

Und doch ist, dünkt uns, mit dem Allen, so scheinbar auch einige von diesen Einwendungen sind, der eigentliche Punkt, auf den es ankommt, noch nicht getroffen. Zwar was den letztgenannten Umstand, den Werth und die Nothwendigkeit des nationalen Interesse angeht, so

sind wir keineswegs gemeint, seine Berechtigung zu verkennen. Im Gegentheil, wir gehen noch weiter und halten es nicht blos für eine zeitweilige, sondern für eine durchaus grundsätzliche und innerlichst wesentliche Verpflichtung eines jeden Gelehrten, daß seine Gelehrsamkeit ihren eigentlichen fruchtbaren Kern in dem Leben seiner Zeit und seines Volks habe und daß, welchem Zweige menschlichen Wissens er seine Thätigkeit auch widme, immer aus seiner speciellen Wissenschaft ein rother Faden nationalen Lebens, ein warmer Blutsstrom volksthümlichen Bewußtseins in das Allgemeine seiner Zeit hinüberleite. Denn nur in unserm Volk, nur in den großen und allgemeinen Bestrebungen unsers Jahrhunderts leben wir wirklich, alles Andere ist todt.

Aber es ist ein Unterschied zwischen bornirter und bewußter, zwischen kokettirender und wahrhafter Volksthümlichkeit. Jene ist einseitig und würde, consequent durchgeführt, in Ablehnung aller fremden Bildungselemente, uns binnen kurzem in die traurigste Barbarei zurückwerfen. Diese dagegen, im sichern Gefühle ihrer selbst, ist so bereit wie fähig, auch das Fremde anzuerkennen und aus der organischen Bewältigung und Verschmelzung des Andern sich selbst gleichsam auf einer höhern Stufe wiederzugebären. Schon im gewöhnlichen Leben, in dem gemeinen Verkehr des Tags ist es so, daß nur Derjenige wahrhaft sich selbst kennt, der zugleich seine Umgebung, die Menschen mit und neben sich versteht; um wie viel mehr findet Dasselbe in den erweiterten Verhältnissen der Nationen, im Leben der Völker und ihrer Entwickelung statt. In Rücksicht aber auf die obengenannten Nationen tritt noch der besondere Umstand ein, daß sie ursprünglich germanischen Stammes und die nächsten Anverwandten sind, die wir überhaupt in der europäischen Völkerfamilie haben: sodaß also die Geschichte ihrer Entwickelung und ihrer Bildung einen integrirenden Theil unserer eigenen Geschichte bildet und wir namentlich unsere eigene Literatur nicht völlig verstehen können, ohne die Abzweigungen, in denen sich jene allmälig von uns losgelöst, sowie hinwiederum den Einfluß, welcher durch sie zu verschiedenen Zeiten auf uns ausgeübt worden ist, erkannt zu haben. Die Literaturen dieser Völker sind (wie der Verfasser es bereits vor Jahren an einem andern Orte ausgedrückt hat) gleichsam die äußersten Vorposten des eigenthümlich deutschen Geistes. Pflanzäcker waren sie uns, gleich jenen, in denen der Gärtner die jungen Schößlinge aufzuziehen pflegt, um dann die emporgewachsenen und veredelten in den Garten selbst zurückzuverpflanzen; Schulen gleichsam und Bildungsstufen, in denen gewisse Richtungen deutschen Lebens auferzogen; Waffenhäuser, in denen die Pfeile deutschen Geistes geschmiedet wurden; abgeworfene Hüllen, aus denen der Geist deutscher Wissenschaft und Kunst sich siegreich entpuppt hat.

Es ist wahr, wir haben diese Zeiten hinter uns und das Gebäude

unserer Bildung steht jetzt selbständig auf eigenem breiten Fundament. Ja sogar sie, die ehemals unsere Lehrer und Vorbilder waren, sind jetzt unsere Schüler und Nachahmer geworden Sie wissen es zum Theil selbst: oder wenn sie es nicht wissen, so fühlen sie es doch: und sogar wenn sie, wie es gegenwärtig in Dänemark geschieht, dies Gefühl mitunter vor sich selbst verbergen und dem deutschen Geist, ihrer mütterlichen Pflegerin, in geheimer und offener Opposition gegenübertreten, so wird es jedem Unbefangenen durch die Thatsache bewiesen, daß sie mit der Blüte ihrer geistigen Bildung in unserm Boden wurzeln und aus ihm den eigentlichen Lebenssaft ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft wie ihrer Dichtung ziehen.

Aber wenn es Jene ehrt, dies Verhältniß in neidloser Eintracht anzuerkennen, so ehrt es uns noch mehr und ist eine dringende Pflicht für uns, dankbar der frühern Zeiten und jener Uebergänge unserer Bildung zu gedenken, wo das Verhältniß umgekehrt war und wir von Denen empfingen, denen wir jetzt, von einem wohlwollenden Schicksal begünstigt, zurückzahlen und vergelten dürfen. Solche Uebergänge wären (um von der Berührung mit der schwedischen Literatur, die sich allerdings nur auf die älteste Verwandtschaft der deutschen und der nordischen Sagenkreise beschränkt, hier zu geschweigen) hauptsächlich das 17. Jahrhundert, wo unsere Opitz und Gryphius bei den Holländern in die Schule gingen, indem sie sich an dem Muster eines Heinsius, eines Vondel zu der spätern selbständigen und ungefärbten Auffassung der Antike, dieser erhabenen Lehrerin aller Zeiten und Völker, heranbildeten — und sodann die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die dänische Literatur, durch Holberg einen wesentlichen und noch jetzt nicht völlig verwischten Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Komödie gewann. Doch um diesen letztern Gegenstand richtig würdigen zu können, scheint es zweckmäßig, einen kurzen Ueberblick über die Entwickelung voranzuschicken, welche die dänische Literatur bis auf Holberg genommen hat.

Die dänische Literatur ist wesentlich ein Erzeugniß der neuern Zeit. Zwar hat Dänemark, wie eine mittelalterliche Geschichte, so auch eine mittelalterliche Literatur, eine Literatur der Götter und Helden, der Sagen und Märchen, der Volkslieder und Gesänge. Allein was diesen Zeitabschnitt anbetrifft, so kann schon äußerlich die Thatsache der Kalmarischen Union, die bekanntlich die drei nordischen Reiche durch beinahe anderthalb Jahrhunderte (1397—1524) politisch vereinigte, als ein Fingerzeig dienen, daß das mittelalterliche Dänemark weit weniger sich selbst als überhaupt dem skandinavischen Norden angehört und, politisch wie literarisch, erst in dieser Gemeinschaft seine eigentliche Stellung und Bedeutung findet. Auch jene mittelalterliche Literatur der Volks- und Heldenlieder (Kämpeviser), wenn man anders eine Literatur, die eben nur

aus Volksliedern besteht und nur naiverweise im Munde des Volks lebt, überhaupt eine Literatur nennen darf, ist nicht sowol specifisch dänisch als im Allgemeinen skandinavisch, in der Art, daß sie erst in Verbindung mit den gleichzeitigen norwegischen und schwedischen Liedern, von denen auch ihrerseits Dasselbe gilt wie von den mittelalterlichen Resten der dänischen Literatur, eine wirkliche und vollständige Anschauung der damaligen dänischen oder richtiger skandinavischen Zustände gewährt.

Erst mit Auflösung der Kalmarischen Union, wennschon dieselbe von dänischer Seite sehr unfreiwillig war, beginnt die selbständige politische Existenz des gegenwärtigen Dänemark und ebenso fallen in dieselbe Zeit auch die Anfänge der eigentlichen dänischen Literatur. Nicht also in organischer Fortentwickelung seiner mittelalterlichen Geschichte, sondern vielmehr im Gegensatz zu ihr und im ausgesprochenen Bruch mit seiner skandinavischen Vorzeit ist Dänemark als solches, politisch wie literarisch, entstanden: ein Umstand, den wir wohl im Auge behalten müssen, namentlich um die Entwickelung der dänischen Literatur zu begreifen.

Denn wie es durch diese, wir möchten sagen Feindseligkeit ihres Ursprungs gegen die eigene Vorzeit bedingt ward, so treten nun in der dänischen Literatur auf lange Zeit die eigentlich nationalen, die ursprünglich dänischen Elemente zurück, um fremden Bildungsmitteln, sowol dem classischen Alterthum, als ganz besonders der deutschen Cultur einen überwiegenden Einfluß zu gestatten. Es erklärt sich daraus, wie gesagt, Manches in dem politischen wie literarischen Entwickelungsgange der dänischen Nation; ja selbst jener Haß des Deutschthums, der sich neuerdings in Dänemark auf so brutale Weise kundgibt, möchte wol von hier aus, als die Folge einer geschichtlich nothwendigen und unvermeidlichen Reaction, eine etwas mildere Beurtheilung in Anspruch nehmen dürfen. Zu Holberg's Verdiensten, um dies hier gleich vorauszunehmen, gehört auch dies, daß er die dänische Literatur, wenn auch nicht zu dem lebendigen Born der vaterländischen Vorzeit (wiewol er auch hierfür, außerhalb des poetischen Gebiets, durch seine „Geschichte von Dänemark und Norwegen" eine nicht unerhebliche Vorarbeit geliefert hat), so doch in die eigene Gegenwart, in den Mittelpunkt des volksthümlichen dänischen Lebens zurückgelenkt und sie dem unmittelbaren Bewußtsein seiner Zeit und seines Volks wieder angenähert hat. Auf diesem Wege konnten dann die spätern Dichter fortschreiten: bis endlich im Verlauf der Jahre zuerst durch Ewald, sodann und mit völliger Entschiedenheit im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts durch die dänischen Romantiker, vor allen durch Adam Oehlenschläger, auch die frühere Geschichte des dänischen Volks, sein skandinavisches Mittelalter mit seinen nordischen Göttern, seinen Sagen und Geschichten, in poetischer Wiedergeburt, zu neuer Geltung und Versöhnung kam.

Neben der Auflösung der Kalmarischen Union haben wir aber noch ein anderes gleichzeitiges Ereigniß in Erinnerung zu bringen, das mehr als alles Andere den modernen Ursprung des gegenwärtigen Dänemark und seiner Literatur zutage legt: die Reformation nämlich, diese allgemeine Wurzel der modernen Zeit, der die gesammte Gegenwart in allen, selbst den scheinbar entlegensten Beziehungen, innigst verbunden ist und deren eigentlichem Kern wir uns vielleicht umsomehr nähern, je mehr wir, in der neuesten Entwickelung unserer Theologie und Philosophie, uns von ihr zu entfernen scheinen.

Beinahe zu derselben Zeit, wo die Reformation in Deutschland sich auszubreiten begann, ward sie auch in Dänemark angenommen. Denn schon im Jahre 1527 durch das Toleranzedict Friedrich's I. vorbereitet, ward sie zehn Jahre später (1537) durch Christian III. vollendet und gesetzlich eingeführt. Dadurch ward denn der Bruch mit der alten Zeit gewissermaßen abgeschlossen und die Entwickelung Dänemarks in eine neue Bahn gelenkt, auf der wir es ein Jahrhundert später unter Christian IV. siegreich vorschreiten und eine zeitlang, in der Theilnahme Christian's am Dreißigjährigen Kriege, sogar jenes Principat des nördlichen Deutschland in Anspruch nehmen sehen, das dann gleich darauf durch Gustav Adolf dem glücklichern Schweden zufällt; während eben diese übermäßige Schätzung und Abspannung seiner Kräfte den äußern politischen Einfluß Dänemarks als einer weltgeschichtlichen Macht zugrunde richtete.

Zugleich aber wurde durch diese Annahme der Reformation auch jenes Uebergewicht der classischen sowol wie der deutschen Bildung bedingt, auf das wir bereits hingedeutet haben und das seiner Natur nach anfangs nicht anders als feindselig gegen die ursprüngliche Bildung auftreten konnte. Ueberall, wo die kirchliche Reformation erscheint, wird sie von den classischen Studien, denen sie ja selbst einen so wesentlichen Theil ihres Daseins zu danken hat, eingeleitet und begleitet. So in Holland, so vor allem in Deutschland und ebenso auch in Dänemark. Zwar hatten schon früher einmal, um das Jahr 1300 unter Waldemar dem Großen, die classischen Studien in Dänemark in Blüte gestanden, wovon uns noch jetzt in den Geschichten des Saxo Grammaticus eine erfreuliche und für den Historiker höchst bedeutende Frucht zurückgeblieben ist. Allein dieser Aufschwung, so glänzend er war, hatte seinen Ursprung doch weniger in den allgemeinen historischen Zuständen als in der persönlichen Neigung einiger geistreicher und großsinniger Männer gehabt, die damals an Waldemar's Hofe versammelt waren, insbesondere des berühmten Bischofs Absalon (1128—1201), bei dem auch Saxo Grammaticus selbst als Schreiber in Diensten stand und von dem ihm dann der Auftrag, die Geschichte Dänemarks zu schreiben, zutheil ward.

Sowie daher diese Generation ausgezeichneter Männer dahinstarb, so verlosch auch jenes kurze Aufleuchten classischer Bildung: und selbst das Wenige, was in der Folge zur Wiederherstellung der Wissenschaften in Dänemark versucht und unternommen ward, namentlich also die Gründung der kopenhagener Universität durch Christian I. (1479) und die Einführung der Buchdruckerkunst (um 1490; als eins der ersten in Dänemark gedruckten Bücher wird eine lateinische Grammatik von 1493 aufgeführt), ist bemerkenswerth, weniger durch Das, was es an sich geleistet, als durch Dasjenige, was späterhin die Reformation daraus gemacht. Marmier in seiner 1839 zu Paris erschienenen „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède", S. 17 fg., gibt nach Anleitung der dänischen Literarhistoriker Gram (gest. 1748) und Worm (gest. 1790) eine Liste der Bücher, die bis zur Einführung der Reformation in den dänischen Schulen angewendet wurden und gleichsam den Kanon der damaligen deutschen Bildung abgaben. Man sieht daraus, daß diese Bildung in den Fesseln der stupidesten Scholastik gefangen war und sich in nichts über den üblichen trockenen und schwerfälligen Schematismus der Zeit erhob. Und freilich kann uns dies nicht Wunder nehmen, sobald wir erfahren, daß die ersten Professoren der neubegründeten Universität aus Köln genommen wurden, dem Hauptsitz jener magistri nostri und doctores umbratici, wie sie durch die „Epistolae obscurorum virorum" in der ganzen Glorie ihrer Dummheit für alle Zeiten verewigt sind. Diese Art von Männern konnten Dänemark begreiflicherweise wenig Aufklärung und geistige Anregung bringen; vielmehr halfen sie jene pedantische Zähigkeit vorbereiten, vermöge deren selbst die kirchliche Reformation oder richtiger die reformatorische Theologie nicht lange nach ihrer Einführung demselben Schicksal verfiel, das auch in Deutschland jahrhundertelang ihre lebendige Entwickelung hemmte: nämlich einer protestantischen Scholastik, die im Princip um nichts besser war als die frühere katholische und von der auch wir bis auf diesen Tag uns noch nicht völlig losgemacht haben.

Diesem frühesten, mehr verderblichen als segensreichen Einfluß der gelehrten Bildung auf das dänische Leben entspricht nun auch die Wirkung, die sie im Einzelnen auf die Literatur ausübte. Denn allerdings fingen damals, unter und auf den Trümmern der erlöschenden Volksliteratur, die wir im Obigen als skandinavisch bezeichnet haben und die wir daher auch hier völlig übergehen dürfen, auch einzelne Gelehrte an, sich poetischen Lucubrationen hinzugeben. Ihre Namen, die uns hier nicht weiter interessiren können, findet man in großer Vollständigkeit bei Gräße, „Allgemeine Literaturgeschichte", II, 2, 2, S. 934—936, verzeichnet, womit Marmier, S. 27—39, zu vergleichen ist. Es waren durchgängig Geistliche, die sich die Einsamkeit ihrer Zelle mit diesem poeti-

schen Zeitvertreib zu erheitern suchten. Auch bedienten sie sich größtentheils der lateinischen Sprache und drückten überhaupt, sowol in der Wahl des Stoffs, den sie ausschließlich dem Kreise ihrer theologischen Anschauungen und Kenntnisse entnahmen, als in der Form, die sich auf eine steife und unlebendige Nachahmung des Alterthums beschränkte, ihren Erzeugnissen jenen theologisch pedantischen Stempel auf, der dem ganzen Zeitalter gemeinsam war.

Wie nun die classischen Studien unter Waldemar dem Großen, so hatte auch der Einfluß der deutschen Bildung schon vor der Reformation gewissermaßen ein Vorspiel gehalten: aber ebenso fruchtlos wie jene. Denn wiewol bereits seit Jahrhunderten der Thron der vereinigten Königreiche durch Fürsten deutscher Abstammung besetzt worden war und wiewol überdies diese ursprünglich deutschen Könige sich beinahe durchgängig mit deutschen Fürstentöchtern vermählt hatten, dergestalt, daß schon dadurch allein eine unberechenbare Masse deutschen Bluts, deutscher Sitten und Gewohnheiten nach Dänemark war übertragen worden: so blieb doch all dieser deutsche Samen damals ausschließlich in den Kreisen, die ihn zunächst empfingen und mitsichgebracht hatten, also in den Kreisen des Hofes, der Adeligen und Vornehmen, wo er consequenterweise viel mehr auf Verachtung und Geringschätzung als auf Belebung und Ausbildung des dänischen Wesens hinarbeitete.

Auch in der Literatur finden sich schon damals, wie von den classischen Studien, so auch von der deutschen Bildung einige leise Anklänge. Dahin gehört namentlich „Jungfrau Mariens Rosenkranz", von Heinrich Mikkel, der ums Jahr 1450 Propst auf Odense war: ein allegorisch-mystisches Gedicht, das an die religiöse Sentimentalität der spätern deutschen Minnesinger erinnert und vermuthlich auch nicht ohne Einwirkung dieser oder ähnlicher Erscheinungen des deutschen Geistes entstanden ist. Noch deutlicher zeigt sich diese Einwirkung in den drei „Spielen" des Schulmeisters Christian Hansen, gleichfalls zu Odense, die, halb Schwank, halb Mysterium, vermuthlich, wie dergleichen ja auch in Deutschland geschah, zur Verherrlichung geistlicher und weltlicher Feste durch die Mitglieder der Schule aufgeführt wurden und noch jetzt handschriftlich erhalten sind.

Zweifelhafter möchte die Nachahmung der deutschen Literatur erscheinen bei dem „Bruder Rausch" (s. Marmier, S. 35—39, wo eine weitläufige Analyse des Gedichts gegeben wird, wie kurz zuvor S. 32 fg. auch von den Schwänken des Christian Hansen) und der dänischen Bearbeitung von „Flos und Blankeflos".

Denn dieser letztere Roman (um von ihm zuerst zu sprechen) hat bekanntlich aus seiner ursprünglich romanischen Heimat die Reise durch alle Sprachen und Literaturen Europas gemacht (vgl. die Einleitung zu

der Ausgabe von E. Sommer, 1841), sodaß sich nicht wohl entscheiden läßt, ob gerade die deutsche Literatur die Vermittlerin gewesen, durch welche die dänische diesen allverbreiteten Stoff empfangen hat. Indessen wird dies einigermaßen wahrscheinlich gemacht durch die niedersächsische Bearbeitung, welche die deutsche Literatur von diesem Stoffe besitzt (vgl. Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", II, 91; die niederländische Erzählung des Dirk von Assanede s. bei Hoffmann von Fallersleben, „Horae belgicae", Band III) und die vermuthlich älter ist als die dänische Uebertragung. Denn diese wurde zuerst 1509 zu Kopenhagen gedruckt, während jene unzweifelhaft dem 14., spätestens dem 15. Jahrhundert angehört und selbst als prosaisches Volksbuch bereits 1499 zu Metz gedruckt ward (siehe Gervinus, II, 221). Doch ist dies allerdings noch immer kein völliger Beweis für den deutschen Ursprung der dänischen Bearbeitung, da, wie Marmier S. 39, Anmerkung 2, anführt, die in Rede stehende Sage schon lange vor dem Druck jener Bearbeitung in den skandinavischen Reichen bekannt war, nämlich schon im ersten Anfange des 14. Jahrhunderts, wo sie, als eine Lieblingsgeschichte der Zeit, von Euphemia, Markgräfin von Brandenburg und Königin von Norwegen, dorthin verpflanzt worden war: sodaß jener Druck möglicherweise auch eine selbständige, ursprünglich dänische Bearbeitung kann zutage gefördert haben.

Aehnlich verhält es sich mit dem „Bruder Rausch", einer von jenen possenhaften Verspottungen der Pfaffen, an denen zu Ausgang des Mittelalters alle Literaturen, und namentlich die deutsche, so reich sind. Auch zu diesem „Bruder Rausch" gibt es in der deutschen Literatur ein gleichnamiges Seitenstück, das wir auch wol geradezu als Vorbild bezeichnen dürfen. Denn wenn auch (wie man bei Gervinus a. a. O., II, 237, findet; das Gedicht selbst wurde neuerdings von Wolff und Endlicher, sowie in Scheible's „Kloster", Band II, abgedruckt) die hochdeutsche Ausgabe erst vom Jahre 1515 und also später datirt als das dänische Gedicht, so gibt es doch auch hier eine ältere niederdeutsche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert und haben wir demnach hier mit noch größerer Gewißheit wie bei dem Romane „Flos und Blankeflos" in dem dänischen Gedicht eine Nachahmung des deutschen oder niederdeutschen zu erkennen: wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß, wie Gervinus a. a. O. anmerkt, der „Friar Rush" auch in England eine wohlbekannte Figur ist, aber ebenfalls erst im 16. Jahrhundert, also gleichfalls beträchtlich später als dieser Stoff in Deutschland auftaucht. Denn daß umgekehrt das dänische Gedicht die Wurzel des deutschen und englischen sein sollte, dies wäre eine so unhistorische und unlogische Behauptung, daß wol Niemand in der Welt, auch nicht der enragirteste Patriotismus der Dänen, sie im Ernst aufstellen wird.

Zugleich aber sehen wir aus diesen Beispielen auch den Weg, auf welchem die Vermittelung beider Literaturen damals vorsichging: nämlich durch das Medium der niederdeutschen Literatur, die dazu sowol local wie sprachlich allerdings am ersten geeignet war. Andererseits freilich liegt auch schon in dieser Thatsache, daß die niederdeutsche Literatur das Band gewesen, durch welches das damalige Dänemark sich mit Deutschland literarisch vermittelt hat, die nothwendige Beschränkung und Unfruchtbarkeit dieser Vermittelung selbst enthalten. Denn auch die niederdeutsche Literatur selbst hat im Grunde nichts Eigenes hervorgebracht, sondern (wie auch schon von Gervinus bemerkt ward) jederzeit nur in Bearbeitung entlehnter Stoffe und fremder Sagenkreise sich thätig erwiesen. Dänemark also borgte damals von dem Borger; da war es denn freilich natürlich, daß nicht viel Gewinn dabei herauskam.

Und so haben wir aus dieser ganzen Zeit im Grunde nur ein einziges Werk als nationaldänisch zu bezeichnen, und gerade dies ist in poetischem Betracht so unerheblich als möglich. Wir meinen die Reimchronik des Bruder Niels oder Nigel von Sorõe, in welcher er, entgegengesetzterweise wie die deutsche Literatur desselben Zeitalters die großen epischen Gedichte der frühern Zeit in Prosaromane umsetzte, so umgekehrt die prosaische Geschichtserzählung des Saxo Grammaticus zur poetischen Form zu erheben suchte und damit ebenso auf die Bildung einer neuen Literatur hindeutete, wie in Deutschland das umgekehrte Verfahren auf den Untergang einer alten. Von poetischem Werth kann dabei allerdings kaum die Rede sein. Denn man weiß ja aus der Geschichte unserer eigenen Literatur, welchen Rang in dieser Hinsicht die Reimchroniken, diese nächsten Vorläufer der Bänkelsängereien und Handwerkspoesien, einzunehmen pflegen. Bemerkenswerth dagegen ist die Arbeit des Bruder Niels durch den nationalen Standpunkt, auf welchen der Verfasser sich stellt und mit dem er in seiner Zeit, am Schlusse des 15. Jahrhunderts (das Werk soll um 1473 vollendet sein), ebenso vereinzelt steht als 200 Jahre später die patriotischen Lieder des Predigers Sorterup, auf die wir noch zurückkommen. Ohne Zweifel war dies auch der Grund der großen Beliebtheit, welche die Reimchronik des Bruder Niels erlangte; sie war das erste dänische Buch, das überhaupt aus der berühmten Presse des Gottfried von Ghemen hervorging (1493) und wurde, bis 1613 im Ganzen neun mal aufgelegt, mehre Jahrhunderte hindurch als Volksbuch fleißig gelesen.

Literatur und Kunst.

Zeitgedichte.

Zeitgedichte — wie fremd das Wort jetzt unserm Ohre klingt, das doch vor 10 und 15 Jahren auf Aller Lippen war! Selten hat ein Schicksal sich rascher vollendet, selten eine Anmaßung sich schneller und gründlicher bestraft, als es der politischen Dichtung der vierziger Jahre widerfahren ist. Die politische Dichtung glaubte damals nicht nur die erste und vornehmste aller poetischen Gattungen zu sein, sie hegte auch ernstliche Zweifel, ob überhaupt noch etwas Anderes neben ihr existiren dürfe und ob ein Poet, der nicht von Schlacht und Krieg, von Freiheit und Vaterland singe, seines Namens überhaupt noch würdig sei. Freilich lag diese Einseitigkeit in der damaligen Zeitstimmung; der leidenschaftlichen, aber unklaren und inhaltlosen Aufregung jener Jahre entsprach diese leidenschaftliche, aber ebenfalls gestalt- und inhaltlose Dichtung, unsere Spießbürger hielten sich für große Staatsmänner, weil sie misliebige Adressen unterzeichneten und Opposition machten bei Fest- und Zweckessen und ebenso glaubten unsere jungen Dichter das Aeußerste der Kunst geleistet und eine neue Epoche der Poesie heraufgeführt zu haben, indem sie ihre Verse mit politischen Anspielungen würzten und Zeitungsartikel in Reime brachten. Was der Tag erzeugte, hat der Tag verschlungen; seit sich bei uns die — wenn auch noch so kümmerlichen — Anfänge eines wirklichen politischen Lebens entwickelt haben, seit wir angefangen haben, wirkliche politische Parteien zu besitzen, die sich nicht blos nach einzelnen Stich- und Schlagworten unterscheiden, sondern die in der Praxis unserer öffentlichen Zustände wurzeln, ist auch jene wohlgemeinte, aber doch im Ganzen, politisch wie ästhetisch, nur sehr unzulängliche Dichtung verstummt und verwundert horchen wir auf, wo, in der dumpfen Stille des Augenblicks, noch einzelne Nachklänge derselben laut werden.

Verwundert — aber darum nicht feindselig. So unzweifelhaft die politische Poesie der vierziger Jahre nur das Abbild jener tumultuarischen, widerspruchsvollen, jugendlich unklaren Zeit war, der sie selbst ihr Entstehen verdankt, und so nothwendig mit der fortschreitenden öffentlichen Entwickelung auch die Poesie sich zu andern objectivern Gattungen und einer andern realistischern Darstellungsweise hat fortbilden müssen: so unzweifelhaft ist auch das Recht des Poeten, Gegenstände der Zeitgeschichte dichterisch zu verarbeiten, vorausgesetzt nur, daß er ihnen diejenige objective Gestaltung und die plastische Abrundung zu geben vermag, welche wir überhaupt von dem gelungenen Kunstwerk fodern. Freilich hat dies gerade bei Stoffen, die innerhalb der Zeitgeschichte liegen, seine ganz besondern Schwierigkeiten; die Gegenstände sind uns noch zu nahegerückt, nicht nur dem Auge des Dichters fehlt es noch an der nöthigen Ruhe und Sicherheit, die Umrisse mit vollständiger Unbefangenheit aufzunehmen, sondern es fehlt ihm auch das theilnehmende, dennoch unbefangene und urtheilsfähige Publicum; der Dichter selbst kann sich über die Partei erheben, aber lesen und beurtheilen wird ihn möglicherweise immer nur die Partei.

Auch Rudolf Gottschall, indem er sich entschloß, die Eroberung von

Sewastopol zum Gegenstand eines größern poetischen Werks zu machen — „Sewastopol. Dichtungen von Rudolf Gottschall" (Breslau, Trewendt und Granier) —, war sich dieser Schwierigkeit ohne Zweifel bewußt; daß er sein Vorhaben dennoch ausgeführt, macht nicht nur seinem Muth, sondern auch seinem poetischen Talent Ehre. Denn in der That hat er die Schwierigkeiten seines Stoffs so weit überwunden, wie dies für den Augenblick nur immer möglich. Gottschall zeigt sich, wie es einem Dichter geziemt, gerecht, auch gegen den Feind; so sehr er seiner persönlichen Ueberzeugung nach auf Seiten der Alliirten steht, ja mit so prophetischem Blick er in ihrer kriegerischen Unternehmung einen Kampf der Bildung und höhern Menschlichkeit gegen Unfreiheit und Barbarenthum zu erkennen meint, so hindert ihn das doch nicht, die einzelnen kühnen und mannhaften Thaten sowie die Ausdauer und Standhaftigkeit anzuerkennen, welche auch auf Seiten der Russen bewiesen worden sind; mit lautem Zuruf preist er den „Meeresadler" Nachimow, den „Vauban Rußlands" Todleben und seinen „nie veraltenden Lorber", ja selbst der rohen Tapferkeit der „Unverzagten", die sich mit der Schlinge in der Hand auf den Feind werfen, um ihn niederzuziehen und zu erwürgen, widmet er ein Wort der Anerkennung. Voller allerdings und freudiger ertönen seine Rhythmen, wo er den Alles bezwingenden Ungestüm der Franzosen oder die eherne Ruhe der Engländer preist. Mit besonderer Vorliebe besingt er auch die italienischen Bundesgenossen, die (wie der Dichter meint) an der Tschernaja Revanche genommen haben für den Donner von Novara; das Gedicht, das sie feiert (S. 131), ist eins der schönsten und schwungvollsten der ganzen Sammlung. Vortrefflich ist ferner die Mehrzahl der Schlacht- und Lagerscenen, nur einzelne Partien ausgenommen, in denen der Verfasser, bewußt oder unbewußt, zu Scherenberg's Nachahmer geworden ist; kann ein so feinsinniger Kunstrichter, wie wir Gottschall übrigens aus seinen kritischen und literarhistorischen Schriften kennen, wirklich im Unklaren darüber sein, daß der Beifall, den Scherenberg's mit Bildern überladene und bei alledem trockene und zerhackte Manier beim Publicum findet, nur auf einer Verirrung des Geschmacks beruht? Oder liegt dieser Nachahmung des „preußischen Homer" irgendeine uns verborgene ironische Beziehung zugrunde? Ueberhaupt, wie der Verfasser selbst sein Gedicht in einzelne Scenen und Schilderungen zerlegt hat, so muß auch die Kritik sich begnügen, die zahlreichen einzelnen Schönheiten anzuerkennen, welche dasselbe enthält, ohne daß sie doch im Stande sind, die oben angedeuteten Schwierigkeiten völlig hinwegzuräumen. Die größte und gefährlichste derselben scheint uns darin zu liegen, daß der Dichter sich von einer Begeisterung erfüllt zeigt und Hoffnungen äußert, die schon Niemand mehr mit ihm theilt. Gottschall's Gedicht ist während der Ereignisse selbst geschrieben, es reicht bis zur Einnahme der Nordseite und erschien bereits im Druck, bevor noch die Feder trocken war, mit welcher man den Pariser Frieden unterzeichnet hatte. Das ist eine sehr kurze Spanne Zeit: aber für die Umstimmung der öffentlichen Meinung sowie für die Aenderung der politischen Situation ist sie doch von größtem Einfluß gewesen. Zu dem erschütternden Drama von Sewastopol bildet der Friede von Paris einen gar zu kläglichen Epilog; Niemand glaubt mehr, kann mehr glauben an die großartigen Verheißungen, mit denen Frankreich und England den Krieg gegen Rußland eröffneten; ja schon ist das Bündniß zwischen

England und Frankreich, dieses Bündniß, das der Dichter noch als ein Unterpfand der Bildung und Freiheit preist, in der Auflösung begriffen und auch von dem „schmucken Bersagliere“ ist nirgends mehr die Rede; wol aber können wir es mit nächstem erleben, daß Alexander II. und Napoleon III. sich, England zum Trotz, über Deutschland hinweg die Hand reichen. Das Alles ist, wie sich von selbst versteht, nicht die Schuld des Dichters, aber die Wirkung seines Gedichts leidet darunter; so geneigt wir sind, uns von seinen prächtig tönenden Reimen gefangennehmen zu lassen, so können wir uns doch der historischen Kenntniß nicht entschlagen, die wir nun einmal thatsächlich besitzen und diese historische Kenntniß stimmt nur außerordentlich schlecht zu den glänzenden Luftschlössern, die der Poet vor unsern Augen aufbaut. So ist der politische Stoff auch hier wieder zur Achillesferse des Gedichts geworden und es wird erst eine geraume Zeit vergehen, die ganze Weltlage wird erst eine wesentlich andere geworden sein müssen, bevor das Publicum im Stande und geneigt sein wird, das künstlerische Verdienst des Dichters mit voller Unbefangenheit anzuerkennen. R. P.

Medicin.

Zu den Schattenseiten der ärztlichen Praxis (deren Fortschritte gegen früher wir übrigens nicht im mindesten verkennen, namentlich was die Einfachheit und Naturgemäßheit der ärztlichen Behandlung betrifft) gehört namentlich auch die Sorglosigkeit oder sagen wir nur geradezu die Leichtfertigkeit, mit der nicht wenige Aerzte ihre Patienten in ein Bad oder an einen Brunnen schicken, dessen Wirkungen und sonstige Beschaffenheit sie entweder gar nicht oder doch nur höchst oberflächlich kennen. Freilich sind diese Brunnenreisen sehr bequem, wenn nicht für die Patienten, die dabei in vielen Fällen Zeit, Geld, Gesundheit, ja wol das Leben selbst zusetzen, so doch jedenfalls für die Aerzte. Jährlich seine Badereise zu machen, gehört heutigentags zum guten Ton; die Wahl des Bades wird nur zum Theil dem Arzte überlassen, in den meisten Fällen, besonders wo es sich mehr um eine krankhafte Disposition als um eine eigentliche schon ausgebildete Krankheit handelt, läßt der Patient sich dabei durch die Mode bestimmen, die bald dies, bald jenes Bad unter ihren hohen Schutz nimmt, bald diesen, bald jenen Brunnen als Universalheilmittel anpreist. Und warum sollte der Arzt sich den Wünschen des Patienten nicht fügen? Wird auch das Uebel nicht geheilt, so hat doch jedenfalls der Arzt den Patienten für einige Zeit untergebracht, er ist seiner Klagen los, der wirklichen wie der eingebildeten, und wenn der Kranke auch am Ende schlimmer zurückkommt als er fortgegangen ist, nun, so trägt nicht der Arzt die Schuld, sondern das Bad und das Ansehen des Erstern bleibt unerschüttert. Der Misbrauch, der in dieser Hinsicht getrieben wird, ist außerordentlich groß; könnte man alle traurigen Fälle constatiren, die nur im Lauf Eines Sommers durch den Gebrauch unzweckmäßiger Brunnen- und Badecuren herbeigeführt werden, unser badereisendes Publicum würde erschrecken und würde vielleicht eher geneigt sein, den gewissenhaften und verständigen Rath eines erfahrenen Arztes der eigenen Laune oder der Mode oder gar den marktschreierischen Künsten medicinischer Schwindler vorzuziehen. Auch haben sich bereits aus der Mitte der Aerzte selbst warnende Stimmen

gegen dies Treiben vernehmen lassen; wir erinnern namentlich an E. von Rußdorf's vortrefflichen „Brunnen- und Badealmanach", der sich auch in dieser Hinsicht die Aufklärung des Publicums mit ebenso viel Tapferkeit wie Einsicht angelegen sein läßt. Derselbe Warnungsruf, durch positive Rathschläge unterstützt, tönt uns aus der Schrift „Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Für Aerzte und gebildete Laien von Dr. Gustav Joseph" (Breslau, Leuckart) entgegen. Gerade für Brustleidende wissen unsere Aerzte, wo die Verhältnisse es nur irgend erlauben, kaum etwas Anderes zu empfehlen als eine Luftveränderung. Und gewiß mit Grund; der Aufenthalt in einem milden, südlichen Klima kann unter Umständen, nämlich wenn der Leidende dem Rathe des Arztes zeitig genug folgt, die krankhafte Anlage völlig beseitigen und selbst bei weiter vorgeschrittenem Leiden gewährt er wenigstens eine Linderung, die auf keine andere Weise zu erreichen steht. Doch kommt freilich auch dabei Alles auf die vorsichtige Wahl des Ortes an; noch nicht jedes südliche Klima ist darum schon ein passender Aufenthalt für Brustkranke, noch genügt es, blos die Alpen überschritten zu haben, um seine kranke Lunge auszuheilen. Früher besaß Südfrankreich das Monopol, als Paradies der Brustkranken zu gelten; jetzt ist, wenigstens für Diejenigen, die Madeira oder Sicilien oder gar Aegypten nicht erreichen können, Italien das Land der Verheißung. Und doch gibt es in Wahrheit auch in Italien nur sehr wenige Punkte, welche sich zum Aufenthalt von Brustkranken wirklich empfehlen; Neapel z. B., das lange Zeit sehr in Mode war und es zum Theil noch jetzt ist, dürfte eher schädlich als nützlich sein. Als einen der geeignetsten Punkte dagegen empfiehlt der Verfasser der obengenannten Schrift die alte Dogenstadt Venedig. Seine Empfehlung hat zuvörderst Das für sich, daß sie auf eigener praktischer Erfahrung beruht; der Verfasser hielt sich in Begleitung eines seiner Behandlung anvertrauten Lungenkranken sechs Monate, vom November **1853 bis April 1854**, in Venedig auf und hat diese Zeit mit großer Sorgfalt benutzt, die hygienischen Verhältnisse dieser Stadt, namentlich in Beziehung auf Brustleidende, zu untersuchen. Das Resultat seiner Untersuchungen theilt er in der vorliegenden Schrift mit, die sich ebenso sehr durch die Vollständigkeit und Gründlichkeit der angestellten Beobachtungen als durch das Vorsichtige und Maßvolle der gefällten Urtheile auszeichnet. Der Verfasser schildert zunächst die topographischen Eigenthümlichkeiten der Inselstadt, sodann ihre klimatischen Verhältnisse, ferner den Charakter der Bevölkerung, namentlich im Verkehr mit Fremden, endlich den Gesundheitszustand und die Sterblichkeit der Einwohner mit besonderer Rücksicht auf Brust- und Lungenkranke. Aus dem Allen gelangt er dann zu dem Resultat, daß für Kranke im letzten Stadium zwar auch in Venedig keine Rettung zu finden, so wenig wie irgendwo und daß es nur Grausamkeit oder Schwäche des Arztes ist, wenn er einem solchen hoffnungslosen Kranken noch erst die vergeblichen Anstrengungen und Qualen einer Reise nach Italien auferlegt. Dagegen können Kranke, bei denen das Uebel sich noch in seinen Anfängen befindet, seiner Ueberzeugung nach keinen zweckmäßigern Aufenthaltsort wählen als Venedig, vielleicht mit Ausschluß von Madeira, das aber weit entlegener ist und viel schwieriger zu erreichen ist als Venedig. Die Gründe, mit denen er seine Ansicht unterstützt, bestehen hauptsächlich in Folgendem. Erstlich die Milde der Temperatur, die auch in den

eigentlichen Wintermonaten fast täglich die so nothwendige Bewegung im Freien gestattet. Sodann sind die Uebergänge vom Herbst zum Winter sowie vom Winter zum Frühjahr in Venedig sehr allmälig, die Differenzen in den Temperaturgraden sind, wie er durch ausführliche Tabellen beweist, gering, sogar geringer als in noch südlicher gelegenen Orten. Den Vortheil, daß der Winter vier Wochen später, der Frühling vier Wochen früher eintritt als in Deutschland, erreicht man in Venedig so gut wie in Pisa und Rom; dagegen zeichnet sich Venedig vor allen südlichen Städten durch Beständigkeit des schönen Wetters aus, die Luft ist stets feucht, was für empfindliche Lungen bekanntlich eine Wohlthat ist, während doch der Regentage hier weniger sind als in andern Seestädten Italiens. Man genießt ferner in Venedig die Vortheile der Seeatmosphäre, die ebenfalls nicht gering anzuschlagen sind; ein geradezu einziger Vorzug dieser Stadt aber ist, daß infolge ihrer Wasserstraßen und der Abwesenheit alles Fuhrwerks die Luft hier gar nicht oder doch nur wenig durch Staub verunreinigt wird. Endlich sind auch die mannichfachen Kunst- und Naturgenüsse, welche der Aufenthalt in Venedig dem noch genußfähigen Kranken bietet, vermöge ihres Einflusses auf die Stimmung desselben als eine wichtige Unterstützung der Cur zu betrachten uud außerdem ist es, wie schon erwähnt, diejenige Stadt Italiens,. die von Deutschland aus am leichtesten und mit der geringsten Anstrengung erreicht werden kann. Der Verfasser gibt über Alles, was sowol den Arzt wie den Kranken interessiren kann, höchst genaue und ins Einzelne gehende Aufschlüsse und Rathschläge; so in Betreff der Wohnung, der häuslichen Einrichtung, der Diät, des Umgangs 2c. Auch die Sprache des Buchs ist klar und fließend, sodaß es von jedem gebildeten Laien verstanden werden kann, während es andererseits durch sein reiches wissenschaftliches Material auch die Beachtung des Arztes in hohem Grade in Anspruch nimmt. Möge es denn von Beiden, von Fachgenossen wie von Laien, die in der Lage sind, seines Raths zu bedürfen, recht aufmerksam gelesen werden. Der Verfasser ist ein Feind aller Illusionen, er erweckt nirgends Hoffnungen, an die er selbst nicht glaubt; wer sich aber seiner Führung vertraut und sich an den gemäßigten Aussichten genügen läßt, die er dem Leidenden nach bestem Wissen zu eröffnen vermag, der wird allen Grund haben, ihm dankbar zu sein. abs.

Correspondenz.

Aus Posen.

Anfang December.

Np. Es kommt mir zustatten, daß unsere Provinz ihren Namen von der Hauptstadt entlehnt; wäre dies nicht der Fall, so müßte ich diese Correspondenz mit einer Verwahrung in Betreff der Ueberschrift einleiten, die etwas Anderes in Aussicht stellt, als ich in der That zu geben gedenke. Denn keineswegs ist es meine Absicht, die Bemerkungen, mit denen ich meinen letzten Brief vor einigen Monaten schloß, zurückzunehmen und Ihnen aus unserer Stadt Neuigkeiten mitzutheilen, die vielleicht einem autochthonen pose-

ner Spießbürger oder einem für eine auswärtige Zeitung correspondirenden stoffhungerigen penny-a-liner ganz interessant sein können, sonst aber Niemand. Zwar haben wir, wie ich aus den berliner Blättern ersehen habe, hier eine Session des Provinziallandtags gehabt: ich habe jedoch nicht bemerken können, daß die Thätigkeit desselben irgendwie die dumpfe Schwüle unterbrochen hätte, die sich auch bei uns über jede Betheiligung an den öffentlichen Dingen mehr und mehr ausbreitet. Ich könnte ferner mich des breitern über einen eclatanten Conflict zwischen preußischer Büreaukratie und polnischer Aristokratie auslassen, der hier in die Feststimmung am Geburtstage des Königs hineinplatzte und sich anschickte, eine Katastrophe à la Hinckeldey herbeizuführen, wenn nicht, wie man sagt, eine allerhöchste Cabinetsordre die Sache beigelegt hätte: allein das Ereigniß bietet einige Seiten dar, von denen the less said about it the better. Endlich wären da noch die Festlichkeiten bei Eröffnung der Posen-Breslauer Eisenbahn, mit deren Schilderung ich Tinte vergeuden könnte: aber der hergebrachte, zerfetzte und chaotische Pomp, den die ästhetische Impotenz unserer Tage bei den Festen der Industrie zu entwickeln pflegt, zeichnete sich in diesem Fall bei dem Mangel an Uebung, den wir hier in diesen Dingen haben, blos durch ein solches Uebermaß von Taktlosigkeit und Kläglichkeit aus, daß man sehr mitleidslosen Sinnes sein müßte, um öffentlich davon zu sprechen.

Dagegen will ich versuchen, aus dem wüsten Schwall dieser Feierlichkeit einen Gedanken und eine Betrachtung herauszuziehen, die, weil sie einen allgemeinen Gegenstand, nämlich unsere gesammte Provinz, betreffen, vielleicht eines allgemeinen Interesse werth sind. Von allen Provinzen Preußens *hat das* Großherzogthum Posen die dem 19. Jahrhundert *eigenthümliche materielle* Entwickelung bisher wol an wenigsten durchgemacht, ist am meisten hinter dem allgemeinen Fortschritt zurückgeblieben. Die Gründe beruhen in gleicher Weise theils in der geographischen Lage und der Beschaffenheit des Landes, theils in dem Charakter der Bevölkerung. Als Binnenland ohne Berührung und durch schiffbare Ströme in keiner Verbindung mit dem Meere, nach dem Osten hin durch unübersteigbare Barrièren der Prohibition isolirt, mußte die Provinz durchaus der energischen Regsamkeit und Strebsamkeit handeltreibender Nationen ermangeln. Sie mußte nicht minder der Betriebsamkeit ermangeln, wie sie einer fabrikativen Bevölkerung eigen ist, da weder der Boden Reichthümer an Mineralien oder Fossilien birgt, die zur Entfaltung der Industrie anreizen, noch eine Zahl von großen Städten die Entwickelung der Gewerbe in die Hand nahm. Es fehlte endlich einem großen Theile der Bevölkerung ein Naturell, das Sinn und Verständniß und Interesse für den materiellen Fortschritt hat. Hauptsächlich auf den Export von Rohproducten angewiesen, hatte die Provinz bisher nur noch sehr wenig diejenige Culturphase überwunden, in der die Nationen gegen den Ueberfluß ihrer Bodenerzeugnisse die feinern Bedürfnisse des Lebens, welche sie sich selbst nicht zu schaffen vermögen, von auswärts her eintauschen. Die deutsche Cultur nahm trotz der germanisirenden Bestrebungen von oben herab nur mit scheinbarem Widerwillen diesen für sie bestimmten Boden in Anspruch; nur langsam und zögernden Schrittes trat sie an den Stellen ein, wo der slawische Bewohner, nachdem er seine Stellung durch eine Wirthschaft ruinirt, in der Unwissenheit, Unordnung und Verschwendungssucht sich gegen-

seitig den Vorrang streitig machten, ihr freiwillig den Platz einräumte. Die Eisenbahnverbindung mit Stettin konnte in diesen Verhältnissen wenig ändern; dieser Schienenstrang zog zwar einen neuen verknüpfenden Faden, stellte aber keine festere organische Verbindung zwischen uns und dem übrigen Staatskörper her; er hob ein wenig den bestehenden Verkehr, konnte aber bei seiner localen Natur einen neuen Verkehr nicht schaffen.

Eine ganz andere Zukunft verheißt für unsere Provinz die Eisenbahnverbindung mit Breslau, die binnen kurzem in der Posen-Bromberger Bahn ihr Supplement erhalten wird. Fast in gerader Richtung von Süden nach Norden zieht sich dann ein gewaltiges eisernes Band durch das Großherzogthum, bindet es fest an die südlichen und nördlichen Nachbarprovinzen und verbindet dadurch Schlesien mit den beiden Preußen. Ununterbrochen wird dann ein Strom deutschen Wesens und deutschen Geistes unsere Provinzen von dem einen Ende bis zum andern durchwehen, wird der zurückgebliebenen Entwickelung einen neuen verjüngenden Hauch verleihen — wird im Laufe der Zeit die polnischen Elemente entweder mit sich amalgamiren oder sie vernichten. Ununterbrochen wird sich ein riesiger Verkehr von den Gestaden des Adriatischen Meers durch die östreichischen Länder hin nach den Küsten der Baltischen See durch unsere Gegend wälzen und ihr eine durch und durch veränderte Physiognomie aufprägen. Man wird jetzt anfangen, an den Ufern der Warthe Das nachzuholen, was man bisher in diesem Jahrhundert versäumt hat: aber je später der Aufschwung ist, desto gewaltiger wird er jetzt sein.

Und dabei werden denn die letzten Reste des Slawenthums vernichtet werden. Jetzt ist es sicherlich vorbei in den preußischen Landen mit polnischer Indolenz und polnischer Wirthschaft; in die Flanke genommen von dem Deutschthum in Schlesien und Sachsen auf der einen, in Preußen auf der andern Seite, ergriffen von einer mächtig sich ausdehnenden Cultur, wie sie eine große Handelsstraße mitsichbringt und wie sie vor allem die Eisenbahnen befördern, wird der Pole in diesen Gegenden lernen müssen, entweder deutsch zu arbeiten und deutsch zu denken oder mit Anstand einen schnellen Ruin unter den ihn überholenden Rädern des Fortschritts zu finden. Die schlesische Kohle und das schlesische Eisen, ich bin es fest überzeugt, werden kräftiger germanisiren, als es die Tendenzen des Oberpräsidenten von Flottwell jemals gewollt und vermocht haben; nicht 50 Jahre werden vergehen und es wird schwer halten, nur noch eine Spur zu finden, daß wir uns hier in dem ehemaligen Großpolen befinden.

Indem ich dies ohne ein Wort des Bedauerns niederschreibe, vergesse ich keinen Augenblick, daß ich damit gegen eine liberale Anschauung verstoße. Die Wiederherstellung Polens ist schon seit geraumer Zeit das romantische Steckenpferd des Liberalismus — der Begriff ist ja heute so im Schwange wie vor den Märztagen — und der Punkt, wo er überaus sentimental wird. Er kann noch immer nicht über das formelle Unrecht hinweg, welches er in der Theilung Polens erblickt, und mit mehr Edelmuth als gesunder Vernunft steift er sich darauf, dieses Unrecht wiedergutzumachen. Ich muß gestehen, daß ich zu sehr Anhänger der Realpolitik bin, um diesen Standpunkt auch nur entschuldigen zu können. Obgleich ich es für ein Unglück — für Preußen gewiß und vielleicht auch für Europa — halte, daß Polen so

wenig Lebenskraft besessen, wie es thatsächlich gezeigt hat; obgleich ich wünsche, seine Auflösung hätte nicht erfolgen müssen und man hätte preußischerseits die Worte befolgen können, die Friedrich der Große im Jahre 1756 nach Warschau schrieb: „Preußen wird immer das stärkste Bollwerk Polens gegen Diejenigen sein, die dessen Unabhängigkeit beeinträchtigen wollen, wie es sich nicht würde gegen einen Nachbar behaupten können, der dahin gelangte, Polen zu erobern oder sich zum Souverän desselben zu machen" — so kann ich trotzdem nicht einsehen, inwiefern dergleichen Anschauungen und fromme Wünsche für die heutige Sachlage irgendwie von Bedeutung sein können. Heute, scheint es mir, kann es sich nur noch um die Frage handeln, erstens ob die Wiederherstellung Polens möglich und zweitens ob ihre Durchführung bei den obwaltenden Hindernissen nützlich ist. Da ich aber dafürhalte, daß Nationen die Zeit ihres Daseins ebenso zugemessen ist wie Individuen, und daß Todte nur durch ein Wunder auferweckt werden können, und da ich ferner nach Allem, was ich hier um mich erblicke und seit Jahren erblickt habe, an ein solches Wunder von der Auferstehung Polens nicht zu glauben vermag: so bin ich der Meinung, es sei gut, die Reste des Leichnams ohne viel unnütze Klagen zwar ohne rohe sich überstürzende Hast, aber rasch unter die Erde zu schaffen und sie damit ihrer völligen Auflösung entgegenzuführen. Wer hierin einen brutalen Cynismus findet, vor dessen Gefühlen muß man jedenfalls mehr Respect haben als vor seiner Vernunft. Denn die Vernunft muß Jedem sagen, der auf sie zu hören im Stande ist, daß es besser für die allgemeine Cultur des menschlichen Geschlechts, besser für Deutschland und besser für Preußen ist, unser Staat hat an seiner Ostgrenze eine kräftige Bevölkerung deutscher Ansiedler und eine thätige mit dem Staatskörper organisch verwachsene Provinz, als eine unzuverlässige, ewig unruhige, ja feindselig gesinnte fremde Kaste, ein verdorrtes und ausgerenktes Glied, das dem Gesammtorganismus Kräfte entzieht, statt ihm deren zu geben.

Aus Paris.

Ende November 1856.

K. S. Die französische Politik ist gegenwärtig, nach innen und außen, so unerquicklich, daß man am liebsten davon schwiege, wenn es nicht an sich wichtig sein könnte, den momentanen Eindruck zu fixiren. Wie mancher Suetonius mag schon in der Stille die Materialien zur Geschichte des zweiten französischen Kaiserthums sammeln! Sie zu schreiben, ist noch nicht die Zeit; sie vorzubereiten, ist außerordentlich schwer. Denn das allgemeine Gebot des Schweigens trifft Diejenigen nicht, welche bereit sind, die Geschichte zu — corrigiren. Nicht blos die administrative, auch die literarische Corruption hat seit einigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Von den 18 verschiedenen Regierungsformen, welche seit 68 Jahren Frankreich beglückt und abwechselnd Gesellschaft und Civilisation gerettet haben, hat keine weitläuftigere Anstalten zur Bearbeitung des öffentlichen Geistes gemacht als die jetzige. Und doch war vielleicht keine mehr mit untergeordneten literarischen Elementen versetzt als wiederum die jetzige. Alte und Neue Welt haben bewiesen, daß große Staatsmänner vortrefflich Geschichte schreiben können, daß große Historiker auch etwas vom Regieren verstehen. Allein aus unbedeutenden

Schriftstellern werden nimmermehr große Regenten, Diplomaten oder Minister. In den Zwittergeschöpfen, welche ich meine, wühlt denn auch ein entsprechender Ehrgeiz; sie brennen nicht, in diesem oder jenem Fache das Höchste zu erreichen, sondern sie wollen sich nur überhaupt geltend machen, nur zu irgendetwas wollen sie es bringen; sie beginnen mit scheinheiliger Selbstverleugnung, um mit cynischem Egoismus zu enden. Die Form steht ihnen leicht zugebote, weil der Inhalt sie nicht genirt; die officielle Moral ist ihnen eine bequeme Springstange, und wenn sie dem äußerlichsten point d'honneur genügt haben, muß man Glacéhandschuhe anziehen, um ihre innerlich schmuzigen, äußerlich übertünchten Werke anzurühren. Da ist z. B. La Gueronnière, seit kurzem der Vicomte de la Gueronnière, Senator und was weiß ich noch. Hr. La Gueronnière hatte ehedem unter Lamartine und unter Girardin seine journalistischen Sporen verdient; aber dem Pathos des Einen wie der anarchischen Stimmung des Andern untreu geworden, ist er seit dem 2. December mit Sack und Pack, doch mit der Phraseologie der verlassenen Redactionen, in das Lager des Imperialismus übergegangen. Der erste Band seiner „Portraits politiques", welcher kürzlich erschienen ist und in Paris und Brüssel viel Aufsehen macht, erzählt uns sogar beiläufig die Geschichte dieses Uebergangs. Der 2. December hatte auch „seine Feder zerbrochen". Da ließ ihn Morny rufen, um ihn im Namen des „Retters der Gesellschaft" zum Kampfe gegen die „Anarchie" aufzufodern. Der scrupulöse Vicomte zögerte, weil ein Ehrenmann nicht „unter Censur" schreiben könne, und rasch erklärte Morny, daß das Vertrauen des Kaisers ihn von der Censur befreie. Somit war der Ehre genügt und auch dem kaiserlichen Vertrauen wurde reichlich entsprochen. Zeugniß davon legen eben diese „Portraits politiques" ab, welche mit dem Kaiser beginnen und mit Morny enden. Vorrede und Einleitung entwickeln das historische Princip des Verfassers, und dieses Princip ist — die Mäßigung. Ja, so steht es geschrieben: die Mäßigung in abstracto, gleichviel gegen Wen, ob nach rechts oder links. Der Verfasser erbittert sich nie; nichts setzt ihn in Bewegung, nichts bringt ihn auf! Freilich hat er es auch mit lauter ehrenwerthen hochgeborenen Leuten zu thun. Zwischen seinem Alpha und Omega, zwischen Ludwig Napoleon und Morny stehen die Biographien König Leopold's von Belgien, des Kaisers Nikolaus I., des Prinzen von Joinville, des Grafen Chambord, Cavaignac's und Thiers'. Diese letztern Beiden, bürgerliche und gefallene Größen, werden etwas strenger behandelt; die historische Gerechtigkeit zeichnet Thiers als Intriguanten und Cavaignac als bornirten Principienreiter. Aber bei Leopold von Belgien, der, wie man sagt, persönlich zu dem Porträt gesessen hat, sowie bei Kaiser Nikolaus zeigt die elegante Objectivität des Verfassers, sein Princip der Mäßigung sich im schönsten Lichte. Aus Kaiser Nikolaus wird eine melodramatische Figur gemacht, ein Tugendheld, wenn auch von etwas abstracter Färbung, der das apokryphe Testament Peter's des Großen alle Tage nach dem Morgengebete hersagt. Der erste Artikel, welcher theilweise schon früher gedruckt war, enthält eine antedatirte und unsers Erachtens sehr verspätete Justification des 2. December. Der nächste Band wird wol eine Rechtfertigung König Ferdinand's von Neapel enthalten, wenn bis dahin, wie zu erwarten steht, der Frieden mit Neapel gemacht und mit

derselben Generosität wie der des 30. März gegen Rußland ausgeführt werden wird.

Ich leugne nicht, daß dieses Buch mir in mancher Beziehung das Bild der gegenwärtigen öffentlichen Lage zu sein scheint. Die Engländer wissen immer was sie wollen, weil sie einen materiellen Vortheil suchen. Weder Whigs noch Tories glauben sich berechtigt, mit dem Gut und Blut des Volks abstracte Weltgeschichte zu treiben; das Volk selbst ist zu aufgeklärt, für den Ehrgeiz einer Faction den Frieden aufs Spiel zu setzen, und selbst ihre religiösen Missionen dienen ihren materiellen Interessen. Dazu kommt noch, daß die Engländer die materiellen Interessen verstehen, während die Franzosen, trotz einiger großen Theoretiker (ich meine die Verstorbenen), bei jeder nationalökonomischen Frage im Dunkeln tappen und finanziell von allen ihren Regierungen exploitirt worden sind. So kommt ihnen jede finanzielle Krisis unerwartet; Regierung und Capitalisten verlieren den Kopf darüber, noch ehe die Gefahr wirklich da ist. So sehen wir heute wieder den ganzen bittern Haß der Massen auf eine bedenkliche Weise gegen die Hauseigenthümer entzündet, wie in den Blütetagen des revolutionären Socialismus, mit welchem man doch schon längst fertig zu sein geglaubt hatte. Die Racen-Historiker, wie Augustin Thierry, Henri Martin, Jean Michelet sollten einmal der Geschichte des modernen Socialismus nachspüren, sie würden sicherlich für den Socialismus wie für die Centralisation celtisch-romanische Ursprünge finden. Ich will nicht betonen, daß der Chartismus hauptsächlich bei Irländern Anklang gefunden hat: aber selbst in Amerika hat der in Frankreich fast verschollene Fourierismus ausschließlich in den neuspanischen *Republiken* und nach Norden bis Neuorleans Wurzel geschlagen, *Jünger geworben* und Zeitschriften gegründet. Auch Victor Considérant's Colonie sowie die reincommunistische Cabet's liegen in oder nahe bei Texas. Was man hierzulande von diesen unter den günstigsten Bedingungen unternommenen Experimenten erfährt, ist nicht sehr verlockend: Zank und Hader, Verdächtigung der Chefs und deren gewaltsam erhaltene Dictatur! *)

Der Geldmangel ist in Frankreich momentan so groß, daß, wie das Gerücht behauptet, in den Provinzen (natürlich nicht in Paris) selbst die Gehalte an die Beamten nur unregelmäßig ausbezahlt werden. Die Regierung soll der Bank große Summen schulden, und die Bank selbst, welche täglich mehre Millionen münzen läßt, kann damit dem Schwinden ihres Metallvorraths gleichwol keinen Einhalt thun. Ein Theil der öffentlichen Bauten ist eingestellt, viele Unternehmungen stocken und der Crédit mobilier sieht seinen Stern erbleichen, seine Curse fallen, seine Gegner triumphiren. Girardin und sein Adjutant Darimon predigen die Reform des Bankwesens mit Wiederaufwärmung der von Proudhon selbst aufgegebenen Proudhon'schen Ideen. Es ist der alte, seit Law bestehende Irrthum, daß das Papiergeld etwas Selbständiges bedeuten könne, daß man die Arbeitskraft und die zukünftige Arbeit escomptiren dürfe und daß von oben herab außer dem allgemeinen Gehenlassen noch etwas zu machen sei, der in all diesen Köpfen spukt. Girardin's Heilmittel bestehen, außer der bekannten Allgemeinen

---

*) Nach den neuesten Zeitungen ist Cabet, mit seinen Anhängern zerfallen und aufs tiefste verbittert, am 9. November in Nauvoo in Illinois gestorben. D. Red.

Assecuranzcompagnie, in folgenden Neuerungen: die Rente zum zinstragenden Papiergeld umgestaltet und das Bankbillet zahlbar an gewissen Terminen. Die Widerlegung dieser Vorschläge, ihre reductio in absurdum wäre für Sachverständige überflüssig und für Laien langweilig. Proudhon selbst ist der Controverse diesmal fremd geblieben, um mit größter Concentration und einer bis zur Krankheit gesteigerten Anstrengung sein Buch gegen die Religion, betitelt „Der Gnadenstoß“ („Le coup de grâce“) zu vollenden; eine deutsche Uebersetzung davon ist, wie ich höre, auch schon im Werke.

Ueberhaupt gewinnt die kirchenfeindliche Richtung bei uns immer mehr Nachdruck; trotz der Strenge des neuen Unterrichtsministers, der den alten Generalprocurator nicht verleugnet und überall Ketzerei wittert, gehen aus der Reihe der jüngern Lehrer, besonders aus der Normalschule (welche das hiesige Lehrerseminar ist) stets neue Streiter gegen die Kirche hervor. Einer der jüngsten und tüchtigsten darunter ist Denis, der Verfasser einer zweibändigen „Geschichte der moralischen Ideen des Alterthums“. Das ist ein recht gründlicher Extract aus den griechischen Philosophen und römischen Juristen, mit nur indirecter und sehr gemäßigter, aber doch von oben gerügter Nutzanwendung gegen das Pfaffenthum.

Im großen Publicum fängt man an, die Uebersetzung der Heine'schen Schriften und selbst die in Prosa übertragenen Gedichte mit warmem Eifer zu lesen. Somit ist Heine's Prophezeiung, daß er in England früher als in Frankreich populär werden würde, nicht in Erfüllung gegangen. Von neuen historischen Schriften nenne ich Michelet's „Ligue“, eine seiner bedeutendsten Leistungen, einer besondern Besprechung werth; ferner Bonnemère's verdienstliche, von bestem Geiste beseelte aber langweilige Geschichte des Bauernstandes. Victor Cousin ist mit seinen Frauenbiographien endlich zu einer ernstern Zeit und einem würdigern Stoffe vorgerückt, nämlich zu — Jacqueline Pascal.

Was die Theater bringen, ist nicht wichtig genug, um in Deutschland beachtet zu werden, wenngleich es in Paris Furore macht. Auch in Frankreich hat man wie bei uns die Manie, von Zeit zu Zeit den Messias der Bühne zu entdecken, um ihn nach einiger Zeit wieder zu entthronen. So ist jetzt Ponsard beim Feuilleton in entschiedenste Ungnade gefallen; man hat sogar schon einen Gegenkönig creirt, der aber sicherlich keinen Winter lang regieren wird. Natürlich kroch das neue Genie im Odéon aus, wo die frische Studentenjugend mit ihrer Begeisterung stets bei der Hand ist. „Madame de Montorcy“ heißt das Stück, der Autor Bouilhet; es ist ein junger Lyriker, der recht hübsche Verse macht, aber von dramatischer Composition keine Idee hat. Das Stück spielt unter Ludwig XIV. und der Maintenon, halb Intriguenstück, halb psychologische Eifersuchtstragödie. Es geschieht wenig darin, in den ersten drei Acten fast gar nichts und was geschieht, ist schlecht motivirt. Zum Schluß bringt sich der Held um, ohne irgendeinen vernünftigen Grund dafür vorzubringen. Einige pathetische Stellen im vierten Acte preisen die französische Gloire, aber mit soviel Royalismus versetzt, daß sich die Jugend bestürzt zurückzog. Das Gymnase lebte die Zeit her von einem bürgerlichen Drama aus der Schreckenszeit von Frau von Girardin: „Eine Frau, die ihren Mann verabscheut“ — natürlich nur zum

Schein und um ihn zu retten, denn es ist Frau Rose Chéri, welche diese sentimentale Rolle gibt. Die Gaîté machte Glück mit Paul Meurice's „Armen-Advocat". Dieses Drama spielt in England unter Cromwell: aber ich wette, daß der Dichter die englische Sprache und Geschichte so wenig und noch weniger kennt als Hr. Philarète Chasles die Sprachen, über welche er im Collège de France Vorträge hält. Cromwell tritt darin auf wie Peter der Große in dem „Nordstern" oder sonst einer komischen Oper; seine Anhänger sind betrunkene Junker und intriguante Muscadins; die Zeit wird dargestellt wie 1793 und der Held des Stücks ist ein royalistischer Ledru-Rollin. In allen diesen Schauspielen treten der jetzigen Mode entsprechend historische Figuren auf. Nur das Vaudeville bringt eine moderne Sittenschilderung, „Les faux bonshommes", von François Barrière und Castendu, welche — in einem niedern Genre — mit Talent und richtiger Beobachtung geschrieben ist.

Mit dem Novembermonat beginnen neben andern traurigen Wintersymptomen auch die großen Gerichtssitzungen; die Gerichtsferien haben ein Ende und zu den feierlichen Eröffnungen halten die Generalprocuratoren und Generaladvocaten ihre von Tugend und Gemeinwohl überfließenden Tendenzreden. Wenn z. B. Royer den Proceß gegen Louvois (unter Ludwig XIV.) paraphrasirt, so sieht man darin eine an die heutigen Finanziers gerichtete Warnung. Aber diese Menschenclasse ist so unerschrocken, daß sie die Flucht eines Eisenbahnkassirers mehr fürchtet als die verblümte Drohung eines Generalprocurators. Hr. Waïsse (ich gebe diesem Elsässer gern seine französische Orthographie) hat vor dem Cassationshofe die Meinung widerlegt, daß der Richter sich nicht mit Politik befassen dürfe. Nur der *schlechten machiavellistischen* Politik solle er fernbleiben, wol aber habe die Magistratur den loyalen Boden der Regierungen zu untersuchen und wenn dieser sich so schön in Ordnung fände wie heuer in Frankreich — nun, dann solle er mit aller Kraft darauf fußen. Bei den Provinzialgerichten wurden hier und da noch schönere Reden gehalten.

Notizen.

Endlich wieder ein neues Stück, leider jedoch, wie es scheint, nicht mit dem erwarteten Erfolg: auf dem Hoftheater in **Berlin** ist Gutzkow's „Lorber und Myrte" zum ersten mal über die Breter gegangen, aber — sei es Schuld des Stücks, sei es Schuld der Besetzung — ohne Beifall zu finden. Die nächste Neuigkeit soll das seit längerm angekündigte historische Drama von Brachvogel, „Adalbert von Babenberg" sein. Inzwischen macht der „Narciß" desselben Verfassers immer volle Häuser; wir werden über das interessante, namentlich für den heutigen Zeitgeschmack höchst charakteristische Stück demnächst eine größere Abhandlung von Rosenkranz bringen. Auf dem Königstädtischen Theater hat ein neues Drama, „Das Testament des Vaters", Fiasco gemacht. Dasselbe ist nach dem „Irren von St.-James" von Ph. Galen gearbeitet; man sieht, wie groß die Noth um neue Stücke

sein muß, wenn unsere dramatischen Zurichter sich sogar schon an solchem ganz ordinären Lesefutter vergreifen wie dieser Galen'sche Roman. Tempeltey's „Klytämnestra" hat in Leipzig dasselbe Schicksal gehabt wie mit Ausnahme von Wien noch überall: man hat das poetische Talent und den gebildeten Geschmack des Dichters anerkannt, das Stück selbst aber hat kalt gelassen. In Dessau ist das nach dem vorjährigen Brande neuerrichtete Hoftheater eröffnet worden, jedoch ohne besondere Feierlichkeiten. Das Haus soll ebenso geschmackvoll wie zweckmäßig eingerichtet sein; besonders gerühmt werden die Deckengemälde von Professor Stilke in Berlin.

Karl von Holtei veröffentlicht von Grätz aus, wo er bekanntlich seit einigen Jahren seinen Wanderstab niedergelegt hat, einen Aufruf mit der Ueberschrift: „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Grätz (Steiermark)." Er fodert darin seine schriftstellerischen Collegen zu Beiträgen zu einem Album auf, das er unter obigem Titel im Laufe des nächsten Jahrs erscheinen lassen will und dessen Ertrag als Beisteuer dienen soll für die Ausgaben, welche der Ankauf eines neuen Gottesackers für die kleine und unvermögende Gemeinde in Grätz mitsichbringt. Die Beiträge können dem Gebiet der Erzählung, der epischen und lyrischen Dichtung oder auch der populären wissenschaftlichen Darstellung angehören. Nur zwei Bedingungen stellt der Herausgeber „erstens, daß nichts aufgenommen wird, was böses Blut in Glaubens- oder andern Streitigkeiten machen könnte" und zweitens, daß jeder Beitrag, der zu diesem Buche eingesandt wird, ausschließlich ihm gehört, mit andern Worten, daß der Verfasser sein Autorrecht daran für alle Zeiten aufgibt. „Er schickt", sagt Holtei, „was er schickt, eben auf den Friedhof — und für ihn bleibt es begraben." Der Termin zur Annahme von Beiträgen ist auf Ende Januar 1857 festgesetzt; Buchhandlungen, die geneigt sind, Druck und Vertrieb zu übernehmen, wollen sich mit dem Herausgeber in Verbindung setzen. — Es ist nicht immer ganz leicht, consequent zu sein, besonders einem so liebenswürdigen Sonderling und alten werthen Freunde gegenüber wie Karl von Holtei; doch steht unsere Meinung über diese Literatur der Collecten und Wohlthätigkeitszwecke zu fest, als daß persönliche Rücksichten etwas darüber vermöchten und können wir daher, aus so vollem Herzen wir Holtei's vortreffliche Absicht anerkennen, dennoch, was das von ihm gewählte Mittel anbetrifft, nur unser altes „Ceterum censeo" wiederholen.

Von dem bei Friedrichs in Elberfeld erscheinenden „Damenalmanach", dessen wir schon voriges Jahr mit einigen empfehlenden Worten gedachten, ist soeben der zweite Jahrgang erschienen. Derselbe enthält wiederum neben dem eigentlichen Kalender eine Anzahl lyrischer Gedichte, meist von den jungen wupperthaler Poeten; auch der Veteran Leopold Schefer hat sich ihnen beigesellt. Es befindet sich manches recht Sinnige und Anmuthige darunter, namentlich in den Gedichten von Emil Rittershaus, Gustav Reinhart und Karl Siebel. Die Ausstattung ist dem Zweck des Büchleins, als Toilettengeschenk zu dienen, ganz entsprechend.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 51.** 18. December 1856.

Die Anfänge der dänischen Literatur.

Von

Robert Prutz.

II.

Fassen wir die im vorigen Abschnitt gegebenen einzelnen Andeutungen zusammen, so werden wir dabei unsern frühern Ausspruch, daß nämlich eine dänische Literatur vor der politischen Consolidirung des Reichs vermittels Auflösung der Kalmarischen Union, ingleichen vor Einführung der Reformation so gut wie nicht vorhanden gewesen, in der Hauptsache nur bestätigt finden. Mit der alten Zeit, der Zeit des skandinavischen Mittelalters, der Kampfweisen und Volkslieder hatte der dänische Geist gebrochen, selbst schon damals, als die politische Verbindung zu einem skandinavischen Gesammtreich äußerlich und rechtlich noch bestand. Der Gesang des Volks war verstummt und die gelehrten Arbeiten der Mönche und Pfaffen vermochten ihn nicht zu ersetzen. Sogar sprachlich fehlte

noch die Form und man mußte oft zu dem Lateinischen greifen, weil die eigene Sprache nicht ausreichen wollte. Ja selbst die Elemente der neuen Bildung, die antike Welt und die deutsche Literatur, obwol sie bereits bekannt und vorhanden waren und gleichsam nur des Zauberworts warteten, das sie zu lebendiger Wirksamkeit erwecken sollte, schlummerten noch, gebunden, die eine durch den Unverstand der Pedanten, die andere durch die aristokratische Absonderung der Vornehmen, sodaß dem Volke und dem eigentlichen Leben der Nation weder das Eine noch das Andere zugute kam.

Aber das Wort ward gesprochen und die Schlummernden erwachten. Die politische Selbständigkeit, zu welcher Dänemark durch die von Schweden erzwungene gewaltsame Auflösung der Kalmarischen Union genöthigt ward, und unmittelbar darauf die Reformation sind, wie wir schon im ersten Abschnitt bemerkt haben, die beiden Ereignisse, von denen die neue Epoche der dänischen Geschichte und der eigentliche Ursprung ihrer Literatur datirt. Der literarische Einfluß des erstgenannten Ereignisses liegt weniger offen zutage, vielleicht weil sein Einfluß überhaupt zu allgemein und gewissermaßen die Grundlage und Lebensluft zu Allem war, was sich weiter ereignete. Allein wenn wir erwägen, wie wohlthätig diese Concentration, die dem dänischen Volke durch seine Vereinzelung aufgedrungen ward, auf seine geistige Entwickelung überhaupt einwirken mußte; wenn wir ferner erwägen, welch ein mächtiger Hebel des Fortschritts in der historischen Eifersucht gegeben war, die sich in beiden Nationen nothwendig entwickeln mußte, und wie mächtig die Kräfte des dänischen Volks dadurch angespornt wurden; endlich wenn wir den Vortheil in Anschlag bringen, der auch äußerlich durch die größere Sicherstellung gegen abschwächende Vermischung und Abschleifung der dänischen Sprache erwuchs, so werden wir nicht umhinkönnen, dem in Rede stehenden Ereigniß allerdings einen tiefgreifenden literarischen Einfluß zuzusprechen.

Ungleich augenfälliger ist die Anregung, welche die dänische Literatur durch Einführung der Reformation erfuhr. Vornehmlich und am ersten zeigte sich dieselbe an der kopenhagener Universität sowie an der veränderten Stellung, welche die Wissenschaften nun überhaupt einnahmen. Auch jetzt wieder berief man deutsche Professoren nach Kopenhagen, aber nicht nach Köln wandte man sich diesmal, sondern nach Wittenberg, diesem Bethlehem der neuern Zeit, in welchem der Messias unserer Tage, der protestantische freie Geist, war geboren worden. An Luther selbst ergingen lockende Anträge, persönlich übers Meer zu kommen und mit eigener Hand den Samen der Reformation in das neugewonnene Land zu streuen. Und wenn auch Luther, im richtigen Gefühl Dessen, was zunächst noththat, diese schmeichelhafte Einladung ablehnte, so war doch Johann Bugenhagen, der statt seiner wirklich nach Dänemark ging (denn von dem

dazwischenfallenden fruchtlosen Versuche durch Karlstadt dürfen wir billig schweigen), einer der angesehensten und bedeutendsten Männer aus der Umgebung Luther's, sodaß die kirchliche Reformation des dänischen Reichs mit aller Umsicht und zugleich mit allem persönlichen Glanz ins Werk gesetzt ward, der zu diesem welthistorischen Schritte nothwendig oder wünschenswerth sein mochte. Wittenberg aber blieb auch für die Folgezeit gewissermaßen die oberste Instanz und das gelehrte Arsenal für die kopenhagener Universität und überhaupt für die wissenschaftliche Bildung des Landes, wie es früher in der mittelalterlich-scholastischen Periode die damals weltberühmte Universität von Paris gewesen war und wie späterhin, gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts, als das reformatorische Element wiederum zur protestantischen Scholastik verknöcherte, die Akademie zu Rostock es wurde. In Wittenberg gebildet waren und als persönliche Schüler hatten zu Luther's, zu Melanchthon's Füßen gesessen jene großherzigen, durch Geburt und Bildung hochgestellten Männer, die Johann Friis (starb 1575), die Niels Kaas (starb 1594) und Andere, die im Lauf des 16. Jahrhunderts die wichtigsten Aemter des Reichs einnahmen und von dieser Stellung aus fruchtbringende Ströme der Bildung, Anregung und Belehrung über das Land ergossen. Wie die Universität, so wurden auch die übrigen Schulen verbessert und erweitert, wozu schon vor Anerkennung der Reformation, noch zu Zeiten Christian's II., durch Peter Lisle von Roeskilde ein heilsamer Anfang gemacht worden war. Eine Masse deutscher, zum Theil auch holländischer Gelehrten, Theologen und Philologen wurden ins Land gezogen; die gelehrten Studien, bis dahin auf die trockenen Compendien der Scholastiker beschränkt, wurden an den großen Mustern des Alterthums zu einer Sache des Gewissens und des Herzens; einzelne Uebersetzungen, besonders der Lateiner, des Ovid, Terenz ꝛc. (vgl. ausführlich in Albert Thura's „Conspectus Danorum, qui partim commentariis suis eruditis, partim quoque versionibus Danicis de linguae Romanae et Graecae scriptoribus meruerunt", Kopenhagen 1746), bereicherten die vaterländische Literatur, indem sie den Kreis der Anschauungen, der Formen sowie überhaupt das Gefühl des Schönen und Guten erweiterten und belebten.

Was nun weiter die deutsche Literatur betrifft, so lag es nothwendig in den Verhältnissen, daß neben dem Einfluß der classischen Literatur auch der deutsche Geist zu einer größern Entwickelung, als dies bis dahin der Fall gewesen war, gelangte und sich gleichfalls als ein bedeutendes, wenn nicht gar als das bedeutendste und hauptsächlichste Ferment der neuen Bildung erwies. War doch Deutschland das Mutterland, aus welchem dieser ganze Segen einer neuen und lebendigen Ent-

wickelung nach Dänemark gekommen war; in deutschem Boden war dieser Baum der Bildung gewachsen, dessen Samen man jetzt in dänische Erde streute, um auch hier die herrliche Blüte der Kunst, die Frucht der Freiheit und des Geistes zu erziehen. Aus Deutschland hatten Dänemarks Reichskanzler und Minister ihre Bildung geholt; deutsche Geistliche und solche, die in Deutschland gebildet waren, lehrten das dänische Volk von den Kanzeln und führten es zu dem lebendigen Quell des neuen, gereinigten Glaubens; deutsche Gelehrte eröffneten ihm den Schacht der Wissenschaften und erzogen ihm ein anderes, gebildeteres Geschlecht, das die gewonnene Kenntniß nun auch seinestheils in unberechenbarer Folge weitergab und verbreitete, und war es unter diesen Umständen ganz natürlich, daß auch die deutsche Literatur für Dänemark ein Gegenstand besonderer Pflege und fleißiger Uebertragung wurde.

Allein wenn in Betrachtung geschichtlicher Ereignisse und Entwickelungen ein Bedauern und der Wunsch, daß es möchte anders gewesen sein als es war, überhaupt jemals platzgreifen könnte, so möchte man in der That bedauern, daß die damalige deutsche Literatur dem sehnsüchtigen Entgegenkommen des dänischen Bruderstammes durch ihren innern Unwerth so wenig entsprach und daß daher soviel begünstigende Umstände dennoch ohne rechtes Resultat bleiben mußten. Denn es war die deutsche Literatur jener Zeit an sich zu werthlos und unbedeutend, als daß die dänische Bildung, so eifrig man auch übersetzte und nachahmte, von diesen Bemühungen eine wirkliche Frucht hätte haben können. Die deutsche Literatur selbst befand sich damals in einer ähnlichen Uebergangsperiode wie die dänische; es war jene dürftige Periode zwischen dem Untergang der alten mittelalterlichen und den Anfängen der modernen Literatur, zwischen Hans Sachs und Opitz. Was konnte diese Literatur bieten, dessen Nachahmung ein anderes Volk hätte geistig fördern können?

Und doch bot sie zum wenigsten Ein Werk, das tausend andere aufzuwiegen vermochte: sie bot Luther's Bibel, die durch Hans Mikkelsen, Bürgermeister zu Malmö und einen der einsichtsvollsten wie eifrigsten Anhänger des unglücklichen Christian II., ins Dänische übertragen ward. Noch vor der öffentlichen und gesetzlichen Anerkennung der Reformation durch Christian III., von der Verbannung aus, in die ihn die Anhänglichkeit an seinen Fürsten gebracht, hatte Mikkelsen seiner Nation dies Geschenk gemacht und dadurch ebenso sehr die speciellen Zwecke der Reformation als im Allgemeinen die Bildung und geistige Befreiung seines Volks befördert. Ja diese unscheinbare, von fanatischen Widersachern sogar heftig geschmähte und verfolgte That überwog, unsers Bedünkens, an segensreicher Wirkung sogar Dasjenige bei weitem, was durch Einführung und Verbreitung der antiken Literatur geleistet wurde. Wol war es stattlicher und sah sich prächtiger an, wenn König Friedrich II.

(1559—88) den Terenz übersetzen und in prächtiger Ausstattung vor dem versammelten Hofe aufführen ließ (Marmier, S. 95): aber es war doch nur ein aristokratisches, ein exclusives Vergnügen, an welchem das Volk weder Antheil hatte, noch, seinen Verhältnissen wie seiner Bildung gemäß, haben konnte. Ja, die heilsamen Wirkungen, welche die dänische Bildung überhaupt durch diese und andere Nachahmungen des Alterthums erfuhr, bedurften erst eines bedeutenden Umwegs und einer langsamen, künstlichen Vermittelung, wenn sie das eigentliche Volk nur berühren sollten. Hier dagegen, in der Luther'schen Bibel, war ein Buch gegeben, Allen zugänglich, Allen verständlich, das in Aller Hände kam und zu Aller Herzen redete: ein Buch, dessen geistige wie sprachliche Wirkung in Dänemark gewiß nicht geringer als in Deutschland, und also geradezu unaussprechlich und unermeßlich gewesen ist.

Hiermit verglichen, würde nun freilich alles Uebrige, was man sonst noch aus der deutschen Literatur entlehnen und nachahmen mochte, im Werth gesunken sein, selbst wenn es bedeutender gewesen wäre als es war. Man übersetzte fleißig genug: Volksbücher und Romane, die Schwänke des Hans Sachs, Reinhart den Fuchs (durch Hermann Weiger um 1550) und Anderes, worüber in Kürze Marmier, S. 96, nachzusehen. Das Alles war freilich nicht bedeutend und konnte nicht wol eine neue Aera der dänischen Literatur herbeiführen: allein es zeichnete sich dadurch aus und hatte selbst vor den Wirkungen der antiken Literatur, die allerdings viel trefflichere Muster darbot und den Geist mit viel reinerm Stoffe nährte, doch darin einen wesentlichen Vorzug, daß es weit unmittelbarer in das Volk eingriff und statt nur die Bewunderung der Gebildeten, den grübelnden Fleiß der Gelehrten zu erwecken, vielmehr dem Volk als solchem eine Unterhaltungslectüre schuf, die mit seinen Wünschen und Kenntnissen im Einklang stand.

Fragen wir nun, welchen unmittelbaren Gewinn die dänische Literatur aus allen diesen Einwirkungen gezogen hat und zu welchen Productionen sie selbst dadurch angeregt worden ist, so darf es uns freilich nicht überraschen, wenn die Antwort auf diese Frage, hinsichtlich der eigentlich poetischen Leistungen, nur von wenig Gutem zu melden weiß. Es ist dasselbe Verhältniß wie zu derselben Zeit in Deutschland, wo die ungeheuern Anstrengungen der Reformation gleichfalls für die Poesie zunächst unfruchtbar blieben. Aber nichtsdestoweniger waren sie vorhanden: und was Jahrhunderte später, ja was noch in diesen unsern jetzigen Tagen an dem Baum der deutschen Dichtung emporblüht, es ist Alles nur die gereifte Frucht, der völlige Nachwuchs jenes ersten reformatorischen Samens, der um so tiefer gelegt werden und um so später aufgehen mußte, je kostbarer er war.

So auch in Dänemark. Weder der einzelne Mensch, noch ganze

Nationen vermögen etwas Anderes zur poetischen Erscheinung zu bringen als immer nur ihren eigenen Inhalt. Aber eben um den Inhalt, um die neue Erfüllung ihres Wesens rang damals, in der Zeit ihrer politischen wie geistigen Wiedergeburt, die dänische Nation. Außer Stande daher, der Aufgabe der Poesie zu genügen, und einen Inhalt, dessen sie selbst noch nicht mächtig war, poetisch darzustellen, wandte sich die Nation in ihren vortrefflichsten und tüchtigsten Köpfen vielmehr den sogenannten positiven, den exacten Wissenschaften, vornehmlich der Naturforschung und Geschichte zu, um solchergestalt durch die Bewältigung des Aeußern gleichsam das eigene Innere auszufüllen und ein lebendiges Bewußtsein zu gewinnen über sich selbst. Nicht daher die poetische, sondern die ernste, die wissenschaftliche Literatur ist es, es ist die Praxis der Wissenschaft, die Gesetzgebung, die Heilkunde, vor allem die Chemie, die Botanik, die Naturforschung überhaupt, worin damals der dänische Geist seine Palmen errang. Welcher Glanz damals in dieser Hinsicht über Dänemark ausgegossen war und welche Berühmtheit es bei der übrigen Welt als Mutter und Amme der Naturwissenschaften genoß, das dürfen wir noch aus Dem schließen, was einer der jüngsten und genialsten Vertreter der gegenwärtigen dänischen Literatur, der Dichter Andersen, uns von seiner zu Anfang der vierziger Jahre unternommenen Reise in den Orient erzählt: nämlich daß dort noch heutzutage, bei Türken und Griechen, von Dänemark meist nur das Eine bekannt ist, daß es das Vaterland des Tycho de Brahe gewesen, und daß dies Eine noch heute, nach vollen drei Jahrhunderten, in jenen entlegenen Regionen mit Ehrfurcht wiederholt wird. Die Namen Kaspar Bartholin (1585—1692), mit seinen gelehrten Söhnen und Enkeln, unter denen namentlich Thomas Bartholin (1616—80) als der größte Anatom und einer der ersten Polyhistoren seiner Zeit eines wahren Weltruhms genoß, Ole Worm (1588—1629), Tycho de Brahe (1546—1601), Christian Longomontanus (starb 1647), des Vorigen Freund und Schüler und einer der größten Anatomen seines Jahrhunderts, Ole Römer, der, in derselben Schule erzogen, desselben Ruhmes genoß (1644—1710), Holger Rosenkranz (starb 1642) 2c., bilden in der That eine so glänzende wie einflußreiche Gruppe und sichern Dänemark einen der hervorragendsten Plätze in der Geschichte der Wissenschaften des 16. und 17. Jahrhunderts.

Außer den eben angeführten Naturwissenschaften wurde besonders die Geschichte, insonderheit die vaterländische sowie überhaupt die wissenschaftliche Erforschung der heimatlichen Zustände mit Eifer und Aufmerksamkeit getrieben. Wir werden späterhin, wo wir Holberg's historische Arbeiten betrachten, uns mit diesem Gegenstande näher zu beschäftigen haben; hier genüge es, nur an Eins zu erinnern, was mit diesen historischen Studien im genauesten Zusammenhange steht und woran

überdies die Vortheile, welche aus diesem Studium dem gesammten Nationalleben und im Einzelnen auch der Poesie erwuchsen, besonders sichtbar werden. Das ist die Sammlung der Kämpeviser (Kämpferweisen: Heldenlieder, sodann aber im Allgemeinen Volkslieder, sowol historischen als andern Inhalts), welche der Percy der dänischen Literatur, Andreas Sörensen Vedel, Hofprediger und Historiograph Friedrich's II., ein tüchtiger Geschichtsforscher, der sich namentlich auch durch eine Uebertragung des Saxo Grammaticus verdient gemacht hat, zuerst im Jahre 1591 veranstaltete; vgl. den Abschnitt bei Marmier, S. 57, 58, wo das Bibliographische der verschiedenen Ausgaben und Vervollständigungen angegeben ist. Dieses Buch, wie die rasch aufeinander folgenden Wiederholungen (schon im Laufe des nächsten Jahrhunderts erschienen, mit Einschluß der um das Doppelte vermehrten Peter Syv'schen Ausgabe von 1695, deren fünf), beweisen, blieb nicht blos in der Zelle des Gelehrten stecken: es kam darüber hinaus in die Hände des eigentlichen Volks, es wurde Volksbuch und hat als solches, indem es die Herzen der Nation mit ihrer skandinavischen Vorzeit wiederum befreundete, den spätern Gang der dänischen Literatur wesentlich bestimmt und namentlich jene nationale Dichtung möglich gemacht, deren Dänemark sich in diesem Augenblick erfreut.

Inzwischen versteht es sich von selbst, daß auch damals schon das Feld der Dichtung nicht völlig unbestellt blieb, wennschon, wie wir bereits bemerkt haben, damals nicht sie der eigentliche Ringplatz des dänischen Geistes war. Im Gegentheil, es war ein Ueberfluß, eine wahre Sündflut von Poesien vorhanden — nur daß sie meist nichts taugten. Könnte es darauf ankommen, das Gedächtniß unserer Leser mit Namen zu überschütten, mit denen sich für sie keine Vorstellung verbindet, so wäre es ein Leichtes, ihnen, etwa nach Anleitung des Worm'schen „Gelehrtenlexikon", oder gar des ebengenannten Albertus Thura, der schon im Jahre 1732 blos über die gelehrten Frauen Dänemarks ein stattliches Büchlein erscheinen ließ (siehe „Alberti Thurae Gynaeceum Daniae literatum, feminis Danorum eruditione vel scriptis claris conspicuum", Altona 1732; Ebenderselbe hat auch eine „Idea historiae literariae Danorum", Hamburg 1723, geschrieben, die jedoch mehr eine Gelehrten- als eine eigentliche Literaturgeschichte ist), Hunderte von Dichtern zu nennen, die in jenem Zeitraume geblüht haben sollen. So indeß mag es genügen, hier nur vier Namen anzuführen, welche die bekanntesten und in der That die bedeutendsten sind: Arreboe (1587—1637), Bording (1619—67), Kingo (1634—1703) und endlich der schon erwähnte Sorterup, der jüngste von ihnen, indem er erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts geboren ward (starb 1722). Drei von diesen Männern (nur Andreas Bording, wohl zu unterscheiden von mehren andern Männern

dieses Namens, die gleichfalls in der dänischen Gelehrtenwelt bekannt sind, war weltlichen Standes, vgl. Albertus Thura a. a. O. im Index), gehörten der dänischen Gelehrtenwelt an, was charakteristisch ist: einmal weil es das Verhältniß fortsetzt, welches in dieser Beziehung bereits vor der Reformation stattgefunden, und sodann weil in der That die bei weitem größere Masse der damaligen Poesien theologischen Inhalts war. Albertus Thura, in der schon genannten „Idea historiae literariae etc.", S. 345—349, weiß allein aus dem 17. Jahrhundert mehr als 60 geistliche Dichter aufzuzählen. Dies entspricht denn völlig dem großen Uebergewichte, welches damals die Theologie auf das praktische Leben des dänischen Volks ausübte, sowie der Behaglichkeit und Breite, mit der die Theologen selbst in einer unübersehbaren theologischen Literatur, in dogmatischen und ascetischen Schriften, in Controversen und Spitzfindigkeiten sich geflissentlich ergingen. Noch Holberg spricht in Betreff noch seines Zeitalters die vielleicht übertriebene (denn er war kein Freund der Geistlichkeit seiner Zeit, weil er kein Freund der Pedanten und Eiferer war), doch gewiß nicht grundlose Klage aus, daß die überwuchernde theologische Literatur dem großen Haufen des Volks allen Geschmack und alle Freude an der weltlichen Literatur verderbe. „Der gemeine Mann", sagt er in seiner «Epistola ad virum perillustrem prima», S. 119 (der deutschen Uebersetzung von 1763 S. 146), „ist so sehr an die geistlichen Schriften gewöhnt, daß er nichts liest, was den Namen einer weltlichen Abhandlung trägt. Daher rührt es, daß einige arme Schriftsteller, um ihr Brot zu verdienen, so viele Gebetbücher, Kerne und Sterne der Gebete, Himmelsleitern, Paradiesgärtlein geistlicher Andachten und wie sonst die unzähligen Bücher dieser Art sich zu nennen pflegen, zusammenschreiben, tausend mal wieder ausschreiben, neue Titel erfinden und für neue Bücher verkaufen."

So sind nun auch von den genannten Dichtern Arreboe und Kingo (vgl. Marmier, S. 98) hauptsächlich durch ihre geistlichen Psalmen berühmt geworden und werden dadurch zum Theil noch jetzt im lebendigen Andenken ihrer Nation erhalten. Andreas Bording dagegen, ein Mann von vielem, besonders auch sprachlichem Talent, das er leider nur in handwerksmäßiger Anwendung misbrauchte, stellt sich uns als Nachzügler und späte Erneuerung jener Reimchronisten dar, deren wir im Frühern gedacht haben. Er war nämlich von König Friedrich III. im Jahre 1666 mit dem Privilegium des „Dänischen Merkur" betraut worden, einer politischen Zeitschrift, die monatlich in einem halben Bogen erschien und von Bording ausschließlich in Versen geschrieben wurde. Da hatte er also alle Begebenheiten der Welt, alle Kriegs- und Friedensschlüsse, Geburten und Todesfälle, Hochzeiten und Reisen aller europäischen Potentaten

in Reime zu bringen und doch behielt er noch Zeit und Lust, denselben Dienst eines Gelegenheitsdichters auch seinen persönlichen Freunden und Gönnern zu erweisen und auch ihre Fest- und Trauertage durch seine ewig willige Muse zu verherrlichen. Wie viel Poesie freilich in diesen Reimen gesteckt hat, das wäre eine andere Frage, die Bording sich vermuthlich nicht hat kümmern lassen; genug, daß er der Poesie, neben der formalen Ausbildung, die sie ihm verdankt, auch ein erweitertes Publicum verschaffte und dadurch auch seinerseits dem übermächtigen theologischen Einfluß berichtigend entgegentrat. Mit Recht hat Marmier (S. 101 fg.) diesen Dreien, die gewöhnlich in den Repertorien der Literaturgeschichte als die Väter der dänischen Dichtung aufgeführt werden, noch einen Vierten und Jüngsten beigefügt: Sorterup, den, in seiner vereinzelten Stellung als volksthümlich geschichtlicher Dichter, wir schon im Obigen mit der ähnlichen Stellung des Bruder Niels von Soröe verglichen haben. Auch Sorterup war Prediger; in seinen Gedichten jedoch wußte er über diese nächste theologische Sphäre hinauszugehen, indem er sich auf das Historische, das Volksthümliche wandte und in einem Tone, der an die alten Volkslieder erinnert und unzweifelhaft durch die erwähnte Vedel'sche Sammlung angeregt ist, die Siege Friedrich's IV. und andere nationale Ereignisse besang. Zwar war er nicht der Erste gewesen, der seiner Muse Gegenstände der vaterländischen Geschichte unterwarf. Denn von den zahlreichen lateinischen Dichtern hier noch völlig zu geschweigen, so hatte schon Kingo, „Däuemarks Virgil" (wie Albertus Thura in der „Idea historiae literariae etc", S. 351, ihn nennt), die Thaten und Meereszüge der berühmtesten dänischen Könige in einem „des Sophokleischen Kothurn würdigen Stile" besungen. Der Stil mag für seine Zeit gut genug gewesen sein; dennoch drangen diese gelehrten Nachklänge des Sophokles und Virgil schwerlich so in das Volk und sprachen so zu den Herzen des Volks wie die volksmäßigen Heldengesänge Sorterup's, welche, nach der Versicherung Marmier's (S. 102), noch heutzutage in Däuemark unvergessen sind. Und darum mag auch diesem Dichter sein Platz neben den drei Erstgenannten wol gebühren.

Dies nun wäre der Hauptsache nach Dasjenige, was über die Entwickelung der dänischen Literatur bis auf Holberg zu sagen ist. An und für sich, wie man sieht, sind die Resultate auch dieser zweiten Periode keineswegs glänzend und außerordentlich. Aber doch ist der Fortschritt füglich nicht zu verkennen. Durch die politische Selbständigkeit und die geistliche Reformation war dem dänischen Volke die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geistiger Freiheit geöffnet; daß sie dieselbe nicht im Fluge durcheilt hat, ist der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten wie der deutschen

Literatur hatte die dänische Literatur theils stofflich, theils zum wenigsten formal erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherm Talente, Dichter aufgetreten, die, wenn sie auch dieses Namens oft sehr unwürdig waren, doch im Ganzen das Bewußtsein zu erwecken anfingen, daß man etwas wie eine Literatur besitze und daß es Pflicht und Ehre der Nation sei, auf die Fortbildung dieser Literatur nach Kräften hinzuwirken.

Andererseits wollen wir auch die Schattenseiten nicht verschweigen. Die Literatur stand, mit wenigen vereinzelten Ausnahmen, der eigentlichen Nation noch immer fern; es war mehr eine Literatur der Gelehrten, der Gebildeten und Vornehmen, zum Theil auch der Geistlichen, als wirklich eine Literatur des dänischen Volks. Die Theologie, hier wie in Deutschland, zu einem seelenlosen Schematismus zusammengeschrumpft, hielt auch die Dichtung in unbilligen Fesseln und hemmte die freie Bewegung des Geistes und der Kunst. Und endlich war die eigentliche dänische Literatur noch so wenig im Stande gewesen, die abstracte lateinische Versmacherei zu beseitigen, daß es noch damals in Dänemark bei weitem mehr lateinische als dänische Poeten gab. In dem schon öfters angeführten Buche des Albertus Thura füllt die bloße Nomenclatur der lateinischen Dichter nur des 17. Jahrhunderts allein vier Seiten (S. 356—361): ein sicheres Merkmal, daß die Literatur damals noch weit entfernt war, dem dänischen Volke Dasjenige zu sein, was sie ihrem Begriffe nach sein soll, nämlich ein vollständiges künstlerisches und doch volksthümliches Abbild seines gesammten Lebens, Denkens und Seins.

Dies wurde sie zuerst durch Holberg.

Zum neuesten Stand des Streits über Leib und Seele.

Von

Jürgen Bona Meyer.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1856, II, 827 fg.)

II.

Die Lehre von der Willensfreiheit im Materialismus und Idealismus.

Von der Einheit seines Selbstbewußtseins ist Jedermann überzeugt, bezweifelt wird nur, ob ein Materielles sie produciren könne. Bei der Willensfreiheit dagegen ist es anders, schon ihre Existenz ist fraglich. So oft die Menschen auf sie als auf eine unmittelbare Thatsache ihres Bewußtseins sich beriefen, so oft auch ist sie von tiefern Denkern verworfen worden, und zwar von Idealisten, ja selbst aus Religion von

Christen wie Luther.*) Demnach, wenn Leugnung der Willensfreiheit ein Dogma der Materialisten sein muß, so leugnen sie dieselbe wenigstens in guter Gesellschaft und thöricht ist das Zetergeschrei, das sie allein deswegen vor das Tribunal der Sittlichkeit beruft. Nur blinder Eifer kann ohne Rücksicht hierauf mit seiner Verdammung gleich bei der Hand sein, der Billige fühlt umsomehr die Pflicht zu prüfen, was so verschiedene Ansichten zur Leugnung führen möge. Es wird gerathen sein, zunächst auf diese Prüfung sich zu beschränken und erst alsdann die sittlichen Bedenken herbeizuziehen.

Wiewol bei der materialistischen Leugnung die Abhängigkeit des Geistes vom Körper den Grundgedanken bildet, so wird derselbe doch nicht stets mit gleicher Ausschließlichkeit hervorgekehrt; es treten auch andere Bedenken auf. So legte Czolbe besonderes Gewicht auf eine logische Unmöglichkeit im Begriff der Willensfreiheit. Schon in seinem ersten Buche sagte er: „Wenn ein Mensch in dem Augenblick, in welchem er etwas will, auch etwas Anderes wollen könnte, müßte etwas zugleich sein und nicht sein können. Die präsumirte Eigenschaft des Menschen, gleichzeitig Verschiedenes wollen zu können, ist ebenso unmöglich oder absurd, als daß eine bestimmte Figur gleichzeitig dreieckig und viereckig, roth und grün sein könnte." Auf diese vermeinte Unmöglichkeit beruft sich Czolbe auch in seiner neuen Schrift. Nicht schwer ist es, das Sophisma seiner Beweisführung zu enthüllen. Ein Ding kann allerdings nicht gleichzeitig roth und grün sein, wol aber roth oder grün. Wir wollen nicht gleichzeitig etwas und wollen es auch nicht. Sobald wir wollen, wollen wir nur Eins; aber ehe wir wollten, sagte uns unser Bewußtsein, daß wir auch anders wollen könnten. So stellen sich die Anhänger des freien Willens denselben vor und in dieser Vorstellung liegt kein logischer Widerspruch. Sie schließt nur ein Unbegreifliches in sich, wie es in jedem ursprünglichen Geschehen bleibt, und diese Unbegreiflichkeit pflegt nur den Leuten als Unmöglichkeit zu erscheinen, die nicht gewohnt sind, bis an ein Ursprüngliches vorzudringen. Die Meisten sind zu verblendet, um einzusehen, daß unbegreiflich und unmöglich nicht dieselben Worte sind. Gegen den mit diesem Irrthum verbundenen Einwand Czolbe's hält also die Willensfreiheit Stand; auch was er im Uebrigen gegen sie vorbringt, wird sie nicht erschüttern. Sein Bestreben

*) Was gegen diesen meinen Hinweis von Theologen bemerkt ist, beschränkt sich auf die Behauptung, daß Luther in seiner Schrift „Ueber den sklavischen Willen" mitunter zu weit gegangen, anderwärts aber vorsichtiger gewesen sei. Abgesehen davon, daß ich nur von jener Schrift gesprochen, weil es mir genügte zu zeigen, daß wenigstens zu einer Zeit einmal auch ein Christ aus christlicher Gesinnung den freien Willen leugnete, nahm es mich Wunder, daß bei den theologischen Gegenbemerkungen nie eigene Worte Luther's citirt sind.

ist, überall das Geistige aus Bewegungszuständen zu erklären; in diesen allgemeinen Fehler des Materialismus verfällt auch seine Anschauung vom freien Willen. Er behauptet, der Ursprung des Willens sei stets ein Bedürfniß oder ein Schmerz, mit dem sich eine Vorstellung der Muskelbewegungen verbinde, die zur Erreichung des Erstrebten nothwendig seien. Nun ist zwar klar, daß, wenn ich voll schlechter Gedanken auf meinem Stuhle sitze, ich könnte aufstehen müssen, um sie auszuführen; aber ebenso klar ist, daß die Vorstellung dieser zur Ausführung meines Willens nothwendigen, doch kaum gedachten Bewegung nicht der Wille selber ist. Könnte ich doch durch meinen Willen von jenen schlechten Gedanken meine Aufmerksamkeit abwenden, ohne auch nur meinen Kopf zu drehen oder irgendwelche Muskeln anzuziehen, selbst ohne mir solche Bewegungen vorzustellen oder Nervenschmerzen zu empfinden. Wie der Verlust eines Freundes mir Thränen auspreßt, mein Kummer aber doch etwas Anderes ist als Erregung meiner Thränendrüse: so äußert sich mein Wille im Aufstehen, wird aber selber für etwas Anderes gehalten werden dürfen als für Beinmuskelreiz. Und ferner kann nicht geschlossen werden: weil zur Erfüllung einiger Entschlüsse Muskelbewegung nöthig ist, weil einige Entschlüsse aus körperlichem Schmerz entspringen, so ist für alle nur dieser Ursprung denkbar, so äußert sich der Wille überhaupt nur als Muskelbewegung oder Vorstellung derselben. Damit ist nur eine dreiste und völlig unbeweisbare Behauptung ausgesprochen.

Zur selben Dreistigkeit hat sich früher Moleschott erkühnt in seiner Zurückführung des Willens auf äußere Bewegung. „Duboys-Reymond“, sagt er, „beweist, daß in dem Arm, den wir zusammenziehen, ein elektrischer Strom von der Hand gegen die Schulter gerichtet ist, dieser Strom entsteht nur infolge stofflicher Veränderung in den Nerven, welche durch Reize, durch sinnliche Eindrücke hervorgebracht werden; ohne solche Veränderung ist keine willkürliche Bewegung möglich, die Veränderung kommt von außen. Aus diesem durchaus beweisenden Grunde ist die Bewegung nicht der Ausfluß eines sogenannten freien Willens. Der Wille ist vielmehr nur der nothwendige Ausdruck eines durch äußere Einwirkungen bedingten Zustandes des Gehirns.“ Es paßt auf diese Begründung vollständig das soeben gegen Czolbe Gesagte. Die Möglichkeit, daß unser Wille von innen solche Nervenveränderungen errege, bleibt unwiderlegt, das Gegentheil wird nur mit Willkür als durchaus bewiesen hingestellt. Jetzt in seiner Antrittsrede hat Moleschott eine andere Seite der Entgegnung herausgekehrt; er sucht gewissermaßen einen Pact mit seinen Gegnern abzuschließen. Jetzt heißt es bei ihm: „«Einsicht ist frei», sagt Rahel, «aber nicht der Wille.» Das wird verwechselt. Was wir begehren müssen, ist ganz bestimmt in uns, das sind wir gleichsam selbst, davon sind wir gemacht: unser Wollen ist nur wie

ein Gelenk, welches hierhin oder dorthin gedreht werden kann, Einsicht kann nur freie Zustimmung werden, Einstimmung zum Zwang: und so ist nur in Einsicht Freiheit für uns." Früher erklärte Moleschott den Menschen „für die Summe von Aeltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung"; jetzt hebt er doch die Eigenheit unserer Natur hervor, die sich dem Andrang äußerer Einflüsse entgegenstellt. Wir erscheinen nun nicht mehr als nur von Luft und Licht gemacht, unsere Naturbestimmtheit kommt mit in Anschlag. Das Ammenproduct ist nun doch etwas, während es nach dem ersten Satz eigentlich nie war, sondern nur beständig ward. Indessen schließt diese Anerkennung der Selbständigkeit unserer Natur die Willensfreiheit noch nicht ein. Diese leugnet vielmehr Moleschott und bietet dem Gegner dafür die freie Einsicht. Dieser Pact wäre in der That nichts als ein Scheinvertrag. Die Freiheit, zu merken, wie wir bestimmt sind, ist keine Freiheit. Wenn nur die Erfahrung übler Folgen uns ungerechte Heftigkeit vermeiden lehrt, so ist weder dies Vermeiden noch jene Erfahrungseinsicht Freiheit. Das Vermeiden ist nothwendige Folge der Einsicht und die Einsicht nothwendige Folge der Begabung. Die Einmischung des Worts frei ist reines Blendwerk. „Einsicht ist frei", will in praktischer Rücksicht sagen: „Einsicht macht frei", d. h. frei von der Herrschaft augenblicklicher Reizungen, und der theoretische Sinn des Satzes ist einzig der, daß wir zur Einsicht von Niemanden gezwungen werden können. Dagegen zwingt uns das Gesetz unserer Einsicht selbst zu sagen, daß $2 \times 2 = 4$ ist. Wer diese Gabe, ein eigenes Gesetz, eine eigene Natur zu haben, schon Freiheit nennt, schreibt jedenfalls dem Menschen keine andere Freiheit zu, als auch der Stein hat, der seinem Gesetz gemäß zur Erde fällt. Daß aber weiter des Menschen eigene Natur nur unabhängige Wahrheitsgesetze und nicht daneben vom Erkennen verschiedene Begehrungen besitze, ist eine völlig unbewiesene Behauptung Moleschott's. Indessen, selbst wenn das Wollen als solches eigenthümliches Element der Seele erkannt würde, so wäre damit in Rücksicht der Willensfreiheit noch nichts entschieden. Bei der Frage nach ihr handelt es sich nicht darum, ob wir uns einzig unserer Natur gemäß entscheiden müssen, sondern darum, ob unsere Natur die Fähigkeit besitzt, sich so oder anders zu entscheiden. Diese Fähigkeit war Moleschott früher nicht gesonnen zuzugeben; jetzt sucht er den Wunsch, der zu ihrer Annahme trieb, auf andere Weise zu befriedigen, indem er der Einsicht zutraut, was der Wille nicht kann. „Wenn des Menschen Hirn", sagt er, „einer willenskräftigen Gesundheit und nüchterner Vorsicht sich erfreut, kann es sich wahren vor dem Rausch. Aber Keiner vermag sich zu hüten vor der trüben Stimmung, die ein düsterer, regnerischer Frühling ihm ins Herz gießt." Beim ersten Beispiel wird Mole-

schott selber stillschweigend denken: „Aber die willenskräftige Gesundheit und nüchterne Vorsicht sind Naturanlage, die Keiner sich selber gibt; wer sie nicht bekam, muß sich berauschen." Mit diesem klüglich verschwiegenen Zusatz verschwindet die Illusion der freien Einsicht. Beim zweiten Beispiel aber würde ein Anderer denken: „Ist am Frühlingstag das Wetter trüb, so bestimme ich mich aus freiem Willen zu einer Thätigkeit, die mit dem Wetter nichts zu schaffen hat, und bin doch heiter." Und wahrlich, es ist unmöglich, diese Erklärung als unberechtigt abzuweisen. Was man auch immer von der äußern Nöthigung des Willens sagen mag, es kann niemals entschieden werden, ob die Motive den Willen nur erregen oder ob sie den bestimmten Entschluß mit Nothwendigkeit nachsichziehen. Die Beispiele Moleschott's zeigen überdies eine große Halbheit seiner Ueberlegung; was bei dem Einen gilt, gilt auch beim Andern. Kann ich bei willenskräftiger Gesundheit und nüchterner Vorsicht den Rausch vermeiden, so kann ich in solcher Verfassung auch bei trübem Wetter heiter sein. Eine so völlig grundlose Unterscheidung, wie Moleschott sie gemacht, kann nur aus Spiegelfechterei entsprungen sein, wenn nicht aus halber Ueberlegung. Wir mögen daher das Letztere als das Ehrenvollere glauben. Solche Halbheit ist ohnehin nichts Seltenes im Kampfe, der mit so unbesonnener Ueberstürzung von allen Seiten geführt ist, und Moleschott ist in diesem Punkte nicht der Schlimmste.

Ohne Zweifel hat unter seinen Gesinnungsgleichen Büchner an Unbestimmtheit alle übertroffen. Er stellt die unverträglichsten Behauptungen zusammen. Nach ihm schwanken einmal „die Entschlüsse mit dem Barometer": doch gelten wir stets als Product „äußerer und innerer Naturwirkungen". Ferner spricht er Cotta's Wort nach: „Denn was man freien Willen heißt, ist schließlich nichts Anderes als das Resultat der stärksten Motive", und doch muß nur „die Annahme eines sogenannten freien Willens nach Theorie und Praxis in die engsten Grenzen restringirt werden", behalten wir noch „einen äußerst kleinen Spielraum für die freie Wahl". „Der Mensch ist frei", sagt Büchner „aber mit gebundenen Händen, er kann nicht über eine gewisse, ihm von der Natur gesteckte Grenze hinaus." Als glaubte Irgendjemand, er könne mit seinem Willen Himmel und Erde stürmen! Daß Schranken da sind, brauchte Büchner wahrlich nicht zu sagen; aber wo sie liegen und wo in ihnen der „äußerst kleine Spielraum für die freie Wahl ist", das hätte er uns sagen müssen. Statt dessen versichert er nur, daß einer da sei und macht es doch unmöglich ihn zu finden. Sein Agglomerat einander widersprechender Behauptungen ist völlig haltungslos.

Nach allem Diesen darf wol gesagt sein, daß von den Materialisten die Unmöglichkeit der Willensfreiheit nicht bewiesen ist. Nun bleibt zu

prüfen, ob die Einwürfe der Idealisten das Recht der Annahme aufheben können.

Leider haben die Wortführer der am Streit betheiligten Idealisten hierüber noch nicht ihr letztes Wort geredet. Fichte erklärt sich in seiner „Anthropologie“ zwar für dieselbe; allein nicht Jeder, der sie anzunehmen glaubt, nimmt sie auch wirklich an. Das habe ich schon früher („Deutsches Museum“, Nr. 4 dieses Jahres) in meiner Beurtheilung Schaller's gezeigt. So wird auch Fichte's versprochene Ausführung in seiner „Entstehungsgeschichte des Bewußtseins“ erst abzuwarten sein. Die Idealisten glauben gar zu leicht, wenn sie die Selbständigkeit unserer Natur vertreten, einschließlich auch die Willensfreiheit gesetzt zu haben. In diesem Sinne meint auch Frauenstädt die Willensfreiheit schon zu wahren und faßten selbst christliche Verfechter der Willensfreiheit ihren Begriff. So nennt der Recensent meines Buchs, im „Volksblatt für Stadt und Land“ vom 12. November dieses Jahres, den Willen frei, der seinen innern Wesensbestimmungen gemäß wirkt. Dies that, nach ihm, der Wille, solange Adam's Wille mit Gottes Willen Eins war; er thut es noch, sobald er der christlichen Erlösung theilhaftig wird. Den vom Gesetz Gottes abgefallenen Willen nennt er unfrei. Diese Verwechselung der Begriffe frei und gut enthüllt mir, daß die Wahlfreiheit, die fodert, auch den Bösen frei zu nennen, nicht scharf gedacht ist. In ganz demselben Irrthum bleibt auch Delitzsch in seiner „Biblischen Psychologie“, 1855, befangen, wenn er den Menschen wahlfrei nennt, „insofern kein fremder Wille den seinigen mit unwiderstehlicher Gewalt zwingen kann, wider eigenes Wollen zu wollen“. Es können also auch christliche Denker die Selbstbestimmung und Wahlfreiheit verwechseln und meinen, die Willensfreiheit schriftgemäß gerettet zu haben, indem sie doch thatsächlich ihren Begriff aufheben. Denn diese idealistische Gleichsetzung von Willensfreiheit und Selbstbestimmung ist in der That die Leugnung der erstern. Sind unsere Handlungen der nothwendige Ausfluß unserer Natureigenheit, so können wir eben niemals anders handeln, als wir handeln. Die Seele lebt nur ihre bestimmte Natur aus und wählt sich keine; auch können wir uns keine andere Seele geben, als wir besitzen. Diese Selbsteigenheit der Seele kann es nicht sein, um die es sich hier handelt; nach ihrer Wahlfreiheit wird gefragt.

Ueber diese finde ich auch in Lotze's neuester Erörterung nicht die gewünschte entschiedene Auskunft. In tiefsinniger Klarheit deckt er die Selbständigkeit unserer Seele auf, gibt die Gründe an, die ihn bestimmen, Wollen und Wissen nicht für einerlei zu halten; aber ob er die Wahlfreiheit annehmen will, ob nicht, wird mir nicht klar. Daß er ein ursprüngliches Sein der Seele dem scheinbar physischen Causalnexus enthebt, ist deutlich; wie er dasselbe im Verhältniß zum geistigen

Causalnexus denkt, erkenne ich nicht. Wer aus dem Gedränge der in uns streitenden Gedanken den Willensentschluß als frei herausretten wollte, wies darauf hin, wie oft wir bei unserm Entschlusse gar keine bedingenden Beweggründe zu entdecken im Stande sind, wie ferner unsere Seele durch dieselben Eindrücke keineswegs jederzeit zu denselben Entschlüssen bestimmt wird. Dagegen bemerkt nun Lotze, daß, wenn auch die Bedingtheit unsers Willens nicht immer nachweisbar erscheine, doch nichts uns zu dem Schluß berechtige, sie sei nicht da. Wir handeln oftmals ohne uns des treibenden Motivs bewußt zu sein; es fehlt nicht, wir bemerken es nur nicht. Und in Betreff der verschiedenen Reaction unserer Seele gegen dieselben Eindrücke sagt Lotze, daß diese durch eine verschiedene Stimmung unsers Seelenwesens bedingt sein könne, die gleichfalls nur unserm Bewußtsein entgehe. Gewiß hat Lotze Recht, daß diese Einwände möglich bleiben und daß also die Freiheit des Willens vom vorangehenden Gedankenlauf ebenso wenig zu beweisen ist wie seine unbedingte Abhängigkeit von demselben. Die Fürsprache des unmittelbaren Bewußtseins für die freie Wahl hält Lotze ebenfalls für trüglich und würde er dem Beweise, daß die Annahme der Willensfreiheit als unabweisbare Vorbedingung für die Erfüllung sittlicher Aufgaben festzuhalten sei, reichlich den gleichen Werth zugestehen, wenn der Beweis nur zweifellos gelänge. Wie aber und ob überhaupt dies möglich sein wird, ist aus dem jetzt vorliegenden ersten Bande von Lotze's „Mikrokosmus" nicht ersichtlich. Der Leser wird auf den kommenden Band hingewiesen und lernt vorläufig nur den möglichen Zweifel kennen.

Die ausschließliche Berechtigung desselben haben inzwischen andere Idealisten behauptet. Aus dem allgemeinsten philosophischen Gesichtspunkt leugnete neuerdings ein Advocat Börner*) die Willensfreiheit. Seine Fehde richtet sich zunächst gegen den Begriff des Willens überhaupt. In Wirklichkeit sollen nur verschiedene Willenskräfte existiren, aus denen wir den Allgemeinbegriff des Willens abstrahiren. Den Willen hält Börner für nichts als ein Gedankending. Es ist schon richtig, daß wir niemals blos wollen können, sondern stets etwas Bestimmtes wollen, daß dieses bestimmte Wollen stets mit verschiedenen Empfindungen begleitet ist; aber daraus ergibt sich keineswegs, daß diese verschiedenen Begehrungen auch ebenso viele einander nebengeordnete verschiedene Willenskräfte sind. Vielmehr behält die Auffassung ihr gutes Recht, die annimmt, es äußere sich die einige Fähigkeit zu wollen verschieden je nach den Objecten ihres Strebens. Die Kraft des Wollens stammt aus der Einheit, die Mannichfaltigkeit aus den Beziehungen des

*) O. Börner, „Die Willensfreiheit, Zurechnung und Strafe in ihren Grundlehren" (Freiberg 1857).

Wollens zu den Organen, für die wir begehren oder zu den Objecten, die wir begehren. Hätte übrigens Börner Recht, so durfte er erstlich nicht mehr von einem Zwange der Willenskräfte über das Wollen reden, da Beides identisch sein soll, und zweitens würde gegen die Wahlfreiheit nichts gewonnen sein. Statt nach der Freiheit des Willens würde jetzt nach der Freiheit der Willenskräfte zu fragen sein. „Diese letztern nun bilden sich", wie Börner bestimmt zu wissen meint, „im Leben und durch das Leben in streng ursächlichem Zusammenhang." Daß diese Behauptung empirisch unbeweisbar ist, ward schon wiederholt erwähnt; die Sache wäre abgethan, wenn Börner nicht versucht hätte, dieselbe mit einigen neuen Gründen zu stützen, die gleichfalls widerlegt sein wollen. Börner findet zuerst eine logische Unmöglichkeit in der Willensfreiheit. Diese setzt ja voraus, daß der Wille einen ursachslosen Anfang bilde zu einer Reihe folgender Handlungen. Der Wille ist danach wirklich das Princip, das aus nichts schafft. Diesen Gedanken nun des Schaffens aus nichts hält Börner für unmöglich; aus nichts wird nichts, wer daran zweifelt, den nennt er einen Thoren. Trotz dieses Machtspruchs wage ich zu behaupten, daß für uns Menschen das anfangslose, ewige Dasein ebenso unbegreiflich ist wie das Anfangen eines Etwas aus dem Nichts. Wir begreifen eben Beides nicht, darum aber hat auch das Eine kein größeres Recht auf Anerkennung als das Andere. So bietet auch die Unbegreiflichkeit des freien Willens keinen Grund, ihn zu verwerfen. Weil Börner dies verkennt, kann er auch meinen, bei solcher freien Willenskraft verlöre der Mensch jede innere Eigenschaft, verschwände jede Festigkeit und mit ihr jedes Vertrauen auf einen Charakter, der jeden Augenblick durch ursachslosen Willensentschluß ein völlig anderer werden könne. Geht dieser Einwand nicht einzig daraus hervor, daß Börner will begreifen können, wie eben der freie Wille unsere Eigenschaft sein kann, wie er es anfangen mag, sich so oder anders zu entscheiden? Nur deshalb erscheint ihm diese Eigenschaft unserer Seele als Leugnung jeder Eigenschaft. Ueberdies verfällt auch er damit in den Fehler, den Lotze als einen häufig vorkommenden fein geschildert hat, nämlich die unbeschränkte Freiheit des Wollens mit grenzenloser Freiheit des Vollbringens zu verwechseln. Unsere Natur besteht ja nicht aus Willensfreiheit allein, ihre übrigen Eigenschaften beschränken vielmehr die Macht des Willens unablässig und bilden neben ihm die festen Elemente, nach denen wir das Wesen der Menschen zu berechnen pflegen. Behauptet wird ja nur, daß der Wille in dieser Gebundenheit bisweilen von seiner Freiheit Gebrauch macht, den unbedingten Anfang zu einer neuen Reihe von Handlungen aus sich herauszusetzen. Wie häufig oder wie selten solche Thathandlungen des freien Willens vorkommen, ist allgemein niemals zu sagen. Daß durch sie die Menschen stets ein für uns Unberechenbares in sich tragen, kann keineswegs ver-

hindern, den freien Willen anzunehmen, der es schafft; die häufige, nicht selten sogar an unsern besten Freunden gemachte Erfahrung, wie sehr uns unsere Rechnung täuscht, ist eher für als gegen die Annahme eines solchen nicht zu berechnenden Elements in unserm Wesen anzuführen. Daß ferner mit diesem Irrationalen, wie Börner meint, der Glaube an eine höhere Weltordnung unvereinbar sei, wird ebenso wenig zugegeben. Auch gegen diese Befürchtung gilt schon Lotze's Hinweis, daß unbedingte Freiheit des Wollens nicht unbedingte Macht des Vollbringens ist. Die tiefere Erörterung dieses religiösen Grundes gegen die Willensfreiheit führt in theologische Voraussetzungen, die mit dem sittlichen Bedenken für und gegen Willensfreiheit der nächsten Prüfung überlassen bleiben. Diesmal war nur die psychologische Möglichkeit der Willensfreiheit zu untersuchen und diese Prüfung ist beendet. Ihr Resultat ist, daß kein materialistischer und kein idealistischer Beweis genügt, die Unmöglichkeit der Willensfreiheit darzuthun.

Was bleibt denn nun den Anhängern der Willensfreiheit übrig? Bleibt in der That kein anderer Ausweg, als daß sie bei Theologie und Sittlichkeit zweideutige Hülfe suchen? Wer einfach sein will, braucht diese Zuflucht nicht; er begnügt sich mit der Stimme seines Innern, glaubt, daß es recht sei, auf sie zu hören, wo alle andern Beweise *scheitern*, und kümmert sich darum nicht, daß er von dieser *Wahrheit keinen Andern* überzeugen kann als eben sich. Die *Zustimmung anderer Menschen* kann ihm nicht Maßstab seiner innern Ueberzeugung sein; indessen freut er sich, daß selbst die Gegner der Willensfreiheit anerkennen, daß doch die meisten Menschen von ihrem freien Willen überzeugt sind. Er stellt der unbewiesenen Leugnung die unbewiesene Annahme gegenüber und weiß, daß er den Gegner nicht anders gewinnen kann, als wenn er durch Festigkeit der Ueberzeugung denselben antreibt, sein eigenes Innere genauer zu befragen. Stimmt dieser doch nicht bei, so zieht er ruhig seine Segel ein und ankert im Hafen seines unmittelbaren Bewußtseins. Lotze will solche Berufung auf die innere Erfahrung in dieser Frage nicht gelten lassen; doch wird sie hier wol schwerlich weniger am Orte sein als dort, wo Lotze die einfache Natur des Wollens nicht beschreibt, weil sie nur unmittelbar erlebt sein wolle. So wenig ich verkenne, daß meine innere Stimme für Andere nicht beweisend ist, so wenig kann ich einsehen, warum auch ich ihr mistrauen soll. Weiß ich doch ebenso allein aus innerm Erlebniß, daß ich denke! Wer eine einfach klare Darstellung des unmittelbaren Wissens vom freien Willen lesen mag, dem rathe ich in Bossuet's „Traité du libre arbitre" das zweite Capitel aufzuschlagen; vielleicht wird mir erlaubt, dasselbe später einmal in diesem Blatte mitzutheilen.

Wenn Schopenhauer, der den freien Willen leugnet, sagt, „daß, so

wenig eine Kugel auf dem Billard in Bewegung gerathen kann, ehe sie einen Stoß erhält, ebenso wenig ein Mensch von seinem Stuhl aufstehen kann, ehe ein Motiv ihn wegzieht oder treibt": so hat ein Freund der Willensfreiheit nur hinzuzusetzen, daß eben das Motiv zum Sitzenbleiben oder Aufstehen beliebig vom freien Willen gegeben werde. Sein Motiv heißt nur: „Ich will aufstehen", und sein Bewußtsein sagt ihm, daß es auch heißen könnte: „Ich will nicht aufstehen." In früherer Zeit war bei Erörterung dieser Frage ein anderes Beispiel in Gebrauch, die Geschichte von dem Buridan'schen Esel nämlich, die dem gelehrten Buridan, dem Rector der pariser Universität im 14. Jahrhundert, zugeschrieben wurde, wiewol sie sich in seinen Schriften nirgends findet. Man setzte den Fall, daß ein Esel, dessen beide Seiten ganz gleich beschaffen, gerade in der Mitte zwischen zwei ganz gleichen Heubündeln stehe, von denen beiden also sein Hunger gleichmäßig angezogen werde. Die Gegner der Willensfreiheit behaupteten nun, ein so beschaffener und gestellter Esel müsse schlechterdings verhungern, und Schopenhauer meint, nicht nur der Esel würde solch ein Esel sein, sondern auch der Mensch in seiner Stelle; — dagegen trauten die Freunde der Willensfreiheit dem Esel zu, daß er trotz alledem den einen Bündel erst und dann den andern fresse. Ich selber habe es erlebt, daß in Berlin Professor Michelet mit seinen Schülern mehre Stunden darüber discutirte, was er und sie in solcher Lage zu thun gedächten. Die Frage ist in dieser Form recht komisch und doch im Grunde ernst genug; sie geht darauf hin zu prüfen, ob wir nur da uns frei so oder so bestimmen, wo wir gleichgültig sind. Buridan, zu dessen Verspottung wahrscheinlich seine Gegner jenes Beispiel ersonnen haben, behauptete, daß, wo Gleichgültigkeit vorhanden sei, kein freier Wille und deshalb dieser überhaupt nicht da sei. Ist dieses deshalb richtig, so kann der freie Wille also nur da sich äußern, wo wir gleichgültig sind. Auch darüber ein nächstes mal.

Für diesmal bleibt nur eine Frage noch; kann auch der Materialist den freien Willen als Thatsache seines Bewußtseins anerkennen? Ich muß trotz Fabri's und Anderer Entgegnung bei der in meiner Schrift „Zum Streit über Leib und Seele" gegebenen Bejahung dieser Frage bleiben. Ich halte in der That die gewöhnliche Meinung der Materialisten, sie müßten den freien Willen leugnen, für verblendet. Sie könnten sehr wohl sagen, ein Nervenstrom unterhält beständig mein beseeltes Leben, das je nach der Stromesstärke bewußt ist oder nicht, bewußten Willen hat oder unbewußten Trieb. Wie jener Strom es anfangen mag, Bewußtsein oder Willen zu erzeugen, das weiß ich nicht; allein darin ergeht es mir nicht schlechter als dem Idealisten, der auch nicht weiß, wie seine unsinnliche Seele es anfangen mag, zu denken und zu wollen. Eine andere mir gleichfalls unbegreifliche, bei einem Nerven-

strome von gewisser Stärke hervortretende Erscheinung ist die Willensfreiheit. Wirft mir der Idealist vor, daß demgemäß die Aeußerung dieser Freiheit doch von dem Vorhandensein jenes Stromes abhängig sei, so sage ich: Mein Freund, du hast den freien Willen auch nicht, sobald du berauscht, sobald du ernstlich krank bist, so [illegible] du schläfst. Ich wüßte wahrlich, da wir die Möglichkeit, daß ein Materielles denken kann, wie ich im ersten Aufsatz zeigte, zulassen müssen, auch gegen diese Behauptung keinen Beweis zu führen. Ein Idealist wie Fichte, für den die Seele sich beständig im Aether „corporisirt", und Pastor Fabri, der ihm sich anschließt, werden diese Behauptung, die ich nur als unbewiesene Möglichkeit materialistischer Auffassung muß stehen lassen, gewiß für volle Wahrheit halten.

Mit der Möglichkeit dieses Zugeständnisses fällt aber auch der letzte Schein des Rechts, den Materialismus als ungenügend für die Willenslehre zu verdammen. Die Leugnung der Willensfreiheit steht mit dem Materialismus ebenso wenig in nothwendigem Zusammenhang, wie sie ebenso häufig dem Idealismus sich zugesellte. Es ist daher durchaus unmöglich, nach ihr den Werth der beiden Gegensätze abzuschätzen.

Literatur und Kunst.

Zur böhmischen Literatur.

Dem fleißigen Bearbeiter der böhmischen Literatur, Hrn. Joseph Wenzig in Prag, verdanken wir auch in diesem Jahre zwei Werke, welche geeignet sind, das Interesse des deutschen Publicums an dieser so reichen und bei uns im Ganzen noch so wenig gekannten Literatur zu erhöhen. Die „Studien über Ritter Thomas von Stitne" (Leipzig, Wiedemann) machen uns mit einem speculativen katholischen Theologen bekannt, welcher in der Literatur seiner Zeit eine hervorragende Stellung einnahm und zu den Männern gehörte, die zur Zeit der luxemburgischen Regenten Böhmen zum Mittelpunkt wissenschaftlicher Studien machten. Eine Biographie des Philosophen und orientirende Bemerkungen des Verfassers erleichtern es dem Leser, die mitgetheilten Hauptsätze Stitne's richtig zu würdigen, welcher jedenfalls zu den interessantesten Erscheinungen seiner Zeit gehörte.

Außerdem sind bei demselben Verleger von demselben Verfasser unter dem Titel „Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten" Uebersetzungen aus Kollár's „Tochter der Slawa" und aus Celakowsky's „Gedichten" erschienen, die mit Gewandtheit, Geschmack und Feinheit ausgeführt sind. Kollár's „Gedichte" sind in Böhmen und unter den Slowaken volksthümlich geworden, da sie nicht nur der Sinnes- und Gemüthsrichtung dieser slawischen Stämme entsprechen und das ganze historische Leben derselben in seiner Vergangenheit und Gegenwart gleichsam zu einem Nationalhymnus zusammenfassen,

sondern auch an sich so reich sind an tiefen Empfindungen, erhebenden Gedanken, so mannichfaltig in Ton, Haltung und Bedeutung, daß sie jedes empfängliche Gemüth ansprechen. Auch der deutsche Leser wird sie mit Genuß lesen und die Uebersetzung gern in unsere Literatur einreihen. Zwar hat Celakowsky nicht diese nationale Bedeutung für die böhmischredenden Slawen wie Kollár, aber dennoch dürfen die vielseitigen Lieder darauf Anspruch machen, echtnationale Erzeugnisse zu sein. Denn der Dichter porträtirt in diesen allerliebsten Gedichten und Erzählungen das böhmische Volk in seinem Denken, Empfinden und Gemüthsleben, wie er auch in den Nachahmungen russischer Volkslieder dieses Slawenvolk so vortrefflich zu charakterisiren weiß, daß man es aus seinen Poesien wahrhaft studiren kann. Abgesehen von dieser culturhistorischen Bedeutung aber sind die Gedichte auch so echtpoetisch empfunden, sie sind so einfach, eindringlich und gewinnend und spiegeln alle Regungen und Bewegungen des Herzens so treu ab, daß die gelungenen Uebersetzungen zugleich zu den besten poetischen Productionen unserer Gegenwart gehören. Der Verfasser hat sich durch seine frühern Arbeiten bereits die allgemeinste Anerkennung erworben; auch diese beiden neuesten Werke zeigen wiederum, wie sehr er befähigt ist, der Vermittler zwischen der böhmischen und deutschen Literatur zu sein. K.

Jugendschriften.

Wie gut es doch das neue Geschlecht hat! Wenn uns vor 30 Jahren die Weihnachtslichter angezündet wurden, mußten wir es schon als ein großes Glück betrachten, wenn sie eine goldbeklebte Fibel, einen Kinderfreund von Wilmsen und einige gemalte Husaren, „zu haben bei Kühn in Neuruppin" beleuchteten, auf denen nur schwer zu unterscheiden war, wo der Mensch anfing und das Pferd aufhörte. Jetzt dagegen ist der Buchhandel von einem wahren Wetteifer entbrannt, die Weihnachtstische unserer Kinder zu schmücken; Literatur und Kunst sind wechselsweise beschäftigt, die zierlichsten und anmuthigsten, die belehrendsten und nützlichsten Gaben hervorzubringen; von allen Seiten bringen die Jugendschriften auf uns ein, für große und kleine Kinder, mit und ohne Kupfer, vom einfachen Abc-Buch bis zum kostbarsten Prachtwerk, daß es schwer hält, sich in dieser wahrhaften Flut von Neuigkeiten, mit welcher die Weihnachtszeit uns überschüttet, nur einigermaßen zurechtzufinden. Auch die nachfolgende Uebersicht macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch; sie will zunächst nur an einige alte Bekannte erinnern, deren Tüchtigkeit schon von früherher erprobt ist und nebenher auf die eine oder die andere Neuigkeit aufmerksam machen, die uns eben in die Hand fällt und die wir in dieser freudereichen Zeit der Aufmerksamkeit der Aeltern ebenfalls mit gutem Gewissen empfehlen können.

Den Vortritt räumen wir den „Münchener Bilderbogen" (München, Braun und Schneider) ein. Es ist nun das achte Jahr, daß sie erscheinen und wenn es möglich wäre, das Capital von Lust und Freude, von Belehrung und Anregung zu berechnen, das sie in dieser Zeit in unsern häuslichen Kreisen verbreitet haben, wahrlich, es würde ein Resultat herauskommen, gegen das manche hochgepriesene Geistreichigkeit unserer Literatur sich beschämt zurückziehen müßte. Betrachten wir die lange Reihenfolge dieser Blätter, sehen wir diese sinnige Auswahl

der Stoffe, diese Mannichfaltigkeit der Gegenstände, diese Anmuth und Richtigkeit der Zeichnung, so können wir der heutigen Jugend nur Glück wünschen, daß sie in einem Zeitalter aufwächst, in welchem die Kunst es nicht mehr unter ihrer Würde hält, sich auch in die Kinderstube herabzulassen; ja es will uns dünken, als müßte dadurch allmälig nicht blos ein geschmackvolleres und ästhetisch gebildeteres, sondern auch ein geistig und sittlich freieres und aufgeklärteres Geschlecht herangezogen werden. Die frühesten Eindrücke der Kindheit sind weit wichtiger, als man noch bis vor kurzem glaubte; es ist nicht das Schlechteste, was unsere Zeit gethan hat, daß sie auch die Spielsachen der Kinder veredelt und aus einem Product roher fabrikmäßiger Industrie zu wirklichen Kunsterzeugnissen erhoben hat. Den „Münchener Bilderbogen" gebührt das Verdienst, diese Bahn mit am frühesten eingeschlagen und am consequentesten und nachhaltigsten verfolgt zu haben. Auch die diesjährige Lieferung ist außerordentlich reich und anmuthig. Da finden wir Burgen und Schlösser, Menschen und Thiere, ernste und spaßhafte Geschichten, Alles in buntem Gemisch. Namentlich unter den Märchen und Schwänken sind einige höchst ergötzliche; wir nennen beispielsweise das Nasenland, die Geschichte vom brasilianischen Affen, die köstliche Mär vom Machandelbaum, den Doctor Eisenbart und Anderes, was gewiß jedes Kind entzücken wird. Neu hinzugekommen sind einige Bogen mit Zeichnungsvorlagen, eine Neuerung, die gewiß Vielen um des praktischen Zweckes willen sehr erwünscht sein wird. Dagegen wären die Abenteuer der Frau Tante Silbermeier ꝛc. wol besser weggeblieben; so sehr diese Caricaturen in den „Fliegenden Blättern" an ihrem Orte waren, so wenig scheinen sie uns, mit ihrer durchweg ironischen Beziehung, für die Jugend geeignet.

Ein anderer alter Bekannter, der ebenfalls schon in unzähligen Kinderherzen Jubel und Freude verbreitet hat, ist Karl Fröhlich, der Schnitzkünstler, über den diese Blätter schon mehrmals ausführlich berichtet haben. Von ihm liegen zwei neue Werke vor, in deren einem er sich zugleich als Dichter zeigt, während er das andere in seiner bekannten anmuthigen Weise illustrirt hat: „Neue Silhouetten und Reime für große und kleine Kinder von Karl Fröhlich" (zweites Heft; Leipzig, Friese) und „Kleine Thierfreunde. Sechs Erzählungen von Julie Ruhkopf, illustrirt von Karl Fröhlich" (ebendaselbst). Die letztgenannten Erzählungen leiden theilweis an jener Sentimentalität, von der unsere Jugendliteratur sich noch immer nicht ganz freimachen kann. Dagegen sind die Fröhlich'schen Reime höchst ergötzlich, voll frischen, natürlichen Humors und auch die Anwendung, welche der Verfasser von einzelnen bekannten Wendungen des Volkslieds gemacht hat, können wir nur billigen; bessere Lieder und Reime, als die spielende Jugend sich selbst erfindet, macht doch kein Poet. Ueber die Illustrationen noch etwas zu sagen, welche beiden Werken beigegeben sind, scheint überflüssig; Karl Fröhlich's Ruf in dieser Hinsicht ist ebenso fest begründet wie einzig in seiner Art; kein Maler kann den Pinsel geschickter führen, als er die Schere führt, dieses unscheinbare, fast plumpe Instrument, mit dem er ein schlechtes Stück schwarzen Papiers in eine wahre Wunderwelt zu verwandeln weiß.

Ein Blick in das Geheimniß seiner Kunst wird uns von dem Künstler selbst eröffnet in der „Aus- und Zuschneideschule. Als Arbeitsübung

für die Jugend in Schule und Haus herausgegeben von Dr. J. D. Georgens" (erstes Heft, Glogau, Flemming). Der Herausgeber, sowol als praktischer Erzieher wie als pädagogischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, gibt darin eine systematische Anleitung, durch welche die Kinder zu dieser ebenso unterhaltenden wie bildenden Beschäftigung gewöhnt werden sollen — mit welchem Erfolg, steht abzuwarten. Denn gewiß läßt sich durch Uebung viel erreichen; um aber mit diesen einfachen Mitteln Kunstwerke herzustellen wie die Fröhlich'schen, dazu gehört ebenso ein gewisses angeborenes Genie, wie um ein großer Maler oder Dichter zu werden.

Von demselben Herausgeber erschien auch: „Bilderwerkstatt. Als Arbeitsübung für die Jugend in Schule und Haus. Mit Illustrationen und vielen technischen und Kunstbeilagen". Das Buch ist jedoch nicht sowol für Kinder als für Aeltern und Erzieher bestimmt; dieselben erhalten darin eine Menge höchst praktischer Fingerzeige, besonders was die zweckmäßige Beschäftigung kleinerer Kinder, dieses gewöhnliche Kreuz der häuslichen Erziehung, anbetrifft. Das Buch ist, gleich dem vorigen, hübsch ausgestattet und verdient wegen der vielen neuen und anregenden Gedanken, die es in anspruchslosester Form enthält, eine ernsthafte Beachtung.

Ebenfalls ein alter wohlbekannter Gast am Weihnachtstisch unserer Kinder ist W. O. von Horn, der Verfasser der „Spinnstube". Die Fruchtbarkeit, die derselbe entwickelt, ist bewundernswerth; auch dies Jahr hat er sich mit nicht weniger als fünf verschiedenen Geschichten eingestellt: „Die Vergeltung"; „Die Gemsjäger"; „Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeer"; „Die Biberfänger"; „Das Leben der Kurfürstin Dorothea von Brandenburg und der Landgräfin Elisabeth von Thüringen" (sämmtlich bei Kreidel und Niedner in Wiesbaden). Sie sind in der bekannten Manier des Verfassers, lebhaft und anschaulich erzählt, voll gesunder tüchtiger Moral, ohne Gefühlsspielerei und pietistische Verkümmerung, wohlgeeignet, ein praktisches Geschlecht, welterfahren und tüchtig, heranzubilden.

Wem jedoch diese O. von Horn'schen Erzählungen in ihrer praktisch verständigen Richtung etwa zu nüchtern erscheinen sollten, der greife zu den „Weichselmärchen für die Jugend. Nach bisher unbenutzten Quellen erzählt und herausgegeben von Karl Minarski" (Bromberg, Selbstverlag des Verfassers). Da gibt es Phantastik in reichster Fülle und auch die Darstellung ist lebhaft und farbenreich, ohne die Fassungskraft des kindlichen Alters zu übersteigen. Freilich kann das Märchen seine wahre pädagogische Wirksamkeit immer nur da äußern, wo es auf nationalem Boden ruht und bleibt es insofern immer mislich, fremde Märchen für die deutsche Jugend zu bearbeiten: ein Erfahrungssatz, den ja selbst die Märchen aller Märchen, die arabische „Tausendundeine Nacht" jedem praktischen Erzieher gewiß vielfach bestätigt haben.

Darum ziehen wir auch all dieser fremden Pracht und Herrlichkeit bei weitem jene einfachsten Klänge vor, welche Karl Simrock unter dem Titel „Das deutsche Kinderbuch" gesammelt und soeben in zweiter vermehrter Auflage (Frankfurt a. M., Brönner) herausgegeben hat. Das ist jene echte Kinderpoesie, von der wir vorhin sprachen; die Weisheit aller Jahrhunderte, die ganze Innigkeit und Tiefe des deutschen Gemüths hat mitgearbeitet an diesen kurzen Liedern und Reimen, diesen Räthseln und Sprüchen, in denen noch nichts von bewußter Pädagogik, nichts von System und Methode,

aber desto mehr Wahrheit und Einfalt der Empfindung ist. Zugleich hat das Buch aber auch seine höchst interessante cultur- und literaturgeschichtliche Seite und ist insofern nicht blos für die Kinderstube, sondern auch für den Studirtisch des gelehrten Forschers eine dankenswerthe Gabe.

Schließlich sei noch einer Reihe von Volks- und Jugendschriften gedacht, die sämmtlich bei Otto Spamer in Leipzig erschienen sind und sich ebenso sehr durch wissenschaftliche Gediegenheit und praktische Methode wie durch die Eleganz der Ausstattung und den Reichthum der Illustrationen auszeichnen. Die eine derselben, „Vaterländische Bilder aus Preußen in Schilderungen aus Natur, Geschichte und Volksleben. Herausgegeben von Friedrich Körner", ist in diesen Blättern schon früher ausführlicher besprochen worden; der vorliegende zweite Band umfaßt die Provinzen Schlesien, Posen und Pommern und auch diesen beiden letztern, die bekanntlich an Naturschönheiten nicht eben reich sind, hat der Griffel des Zeichners einen reichen Vorrath malerischer oder sonst interessanter Ansichten abgewonnen. Der Text ist klar und faßlich und hält in recht geschickter Weise die Mitte zwischen Unterricht und Unterhaltung. Dasselbe gilt auch von „Die Wunder der Wasserwelt. Bilder und Schilderungen für Jung und Alt von Heinrich Stahl." Dieselben gehören einem größern Sammelwerke an, „Malerische Feierstunden", welches hauptsächlich populäre Schilderungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften liefern soll und von dem auch das „Buch der Pflanzenwelt. Von Dr. Karl Müller" einen Bestandtheil bildet. Dies letztere Werk nimmt neben seinem populären Interesse zugleich einen entschiedenen wissenschaftlichen Werth in Anspruch, wie denn auch die dazu gehörigen Illustrationen mit Kenntniß und Sorgfalt ausgeführt sind. Hand in Hand mit diesem populärwissenschaftlichen Unternehmen geht ein anderes, das sich mehr auf die Praxis des technischen Lebens erstreckt: „Das Buch der Erfindungen." Die bisher erschienenen fünf Hefte behandeln „Die Geschichte des Papiers", „Die Erfindung der Buchdruckerkunst", „Die Erfindung des Naturselbstdrucks"; ferner „Die Holzschneidekunst", „Der Kupfer- und Stahlstich und der Kupfer- und Stahldruck", „Die Erfindung des Steindrucks", „Die Erfindung der Stenographie", „Die Daguerreotypie und Photographie"; das dritte Heft enthält „Die Erfindung des Schießpulvers und der Schießwaffen", „Elektricität, Magnetismus, Galvanismus", „Die Erfindung des Blitzableiters"; das vierte „Die Geschichte der Telegraphie", „Das Teleskop und Mikroskop", während das fünfte „Die Geschichte des Luftballons", „Das Leuchtgas und die Leuchtstoffe" bespricht. Das Werk ist nach einem verständigen Plane angelegt und auch die Ausführung in Wort und Bild verdient alle Anerkennung und zweifeln wir daher nicht, daß das Ganze sich jene zahlreiche Verbreitung erwerben wird, deren es sich in diesen ersten Heften so würdig zeigt. ss.

Correspondenz.

Aus Berlin.

5. December 1856.

NO. Also unsere Kammern oder wie wir uns jetzt zu sagen gewöhnen müssen: unsere beiden Häuser der Abgeordneten sind wieder einmal beisammen. Unsere Gastwirthe und Restaurateure reiben sich die Hände, unsere Zimmervermiether schmunzeln, „Kladderadatsch" spitzt sich eine neue Feder und auch der Zuschauer der „Neuen Preußischen", kriegt nun hoffentlich bessere Tage und braucht sich sein mühseliges Stück Arbeit nicht mehr in der Fremde zusammenzusuchen. Das eigentliche Publicum dagegen ist von der Ankunft unserer politischen Ehrengäste ziemlich unberührt geblieben. Ich war am Tage der Eröffnung in der Nähe des Schlosses, vermochte aber nicht die geringste Bewegung zu entdecken, die auf irgendetwas Ungewöhnliches hätte schließen lassen. Selbst die Thronrede, die, wie die Zeitungen versichern, auswärts mit soviel Ungeduld erwartet worden ist, war bei uns kein Gegenstand der Neugierde und auch nachträglich ist sie nur wenig besprochen worden. Auch bietet sie kaum Irgendetwas, das zu politischen Combinationen (und auf Combinationen sind Presse und Publicum ja doch wieder beschränkt) Veranlassung geben könnte. Daß die neuenburgische Angelegenheit nicht unberührt bleiben würde, verstand sich von selbst und auch über die Art und Weise, wie es geschehen würde, konnte man nach der Erfolglosigkeit der bisherigen Unterhandlungen nicht wohl in Zweifel sein. Schon vor einer Reihe von Wochen schrieb ich Ihnen, daß, wenn auch die Hoffnung an eine friedliche Ausgleichung seitens des preußischen Cabinets keineswegs aufgegeben sei, doch auch die Möglichkeit einer gewaltsamen Lösung nicht außer Acht gelassen werde. Sie haben damals, wie Sie mir später gestanden, gezögert, diese Mittheilung aufzunehmen; seitdem ist sie von den verschiedensten Seiten her wiederholt worden und nun bringt auch die Thronrede die Bestätigung. Allerdings hofft man auch jetzt noch immer, daß sich ein Ausweg wird finden lassen, bei dem sich beide Theile, sowol im Punkte des Rechts und der Ehre als des factischen Besitzes, beruhigen können. Namentlich soll man sich preußischerseits große Stücke von der Vermittelung Frankreichs versprechen und auch der Entschiedenheit, mit welcher Oestreich sich in dieser Angelegenheit auf unsere Seite gestellt hat, sowie der Einmüthigkeit, mit welcher das Recht Preußens vom Bundestage anerkannt worden ist, wird hier ein großes Gewicht beigelegt. Andererseits zeigt die Schweiz bisjetzt noch außerordentlich wenig Neigung, die entgegenkommenden Schritte zu thun, die man von ihr verlangt und durch welche die Angelegenheit principiellerweise allerdings entschieden wäre. Die Schweiz stützt sich dabei offenbar auf England, das diese Gelegenheit benutzen zu wollen scheint, Preußen die Schwierigkeiten, die dasselbe ihm in der orientalischen Frage bereitet hat, zurückzugeben, was denn natürlich die Stimmung unsers Cabinets gegen England, die ohnedies schon, trotz der bevorstehenden Familienverbindung, seit längerm nicht die freundlichste ist, immer kälter und befangener macht. Zunächst dürfte wol Alles darauf ankommen, ob, wenn die Schweiz sich durch England wirklich in ihrem Widerstande bestärken läßt, Frankreich der bisher befolgten Politik treu-

bleiben oder ob die so vielfach erschütterte englisch-französische Allianz nicht schließlich wenigstens in diesem Punkte wird aufrechterhalten werden. In den hiesigen entscheidenden Kreisen soll die ganze Angelegenheit ein Gegenstand großer Sorge und der lebhaftesten persönlichen Theilnahme sein; wie Ohrenzeugen versichern, ist die auf Neuenburg bezügliche Stelle der Thronrede vom König mit ganz besonderm Nachdruck vorgetragen worden; ja am Schluß, wo für jeden möglichen Fall an die Treue und Tapferkeit des Volks appellirt wird, soll der königliche Redner seiner innern Bewegung nur mit Mühe Herr geworden sein. Auch die Stelle, wo von der unerlaßlichen Vermehrung der Staatseinnahmen die Rede ist, hat keine Sensation zu erregen vermocht, da man auch darauf schon vorbereitet war; desto gespannter ist man, welche Vorschläge der Finanzminister machen und wie es endlich gelingen wird, das als unvermeidlich bezeichnete Deficit auszugleichen. Ueberrascht hat es dagegen, daß der Verhandlungen wegen des Sundzolls in der Thronrede keine Erwähnung geschieht; man will daraus schließen, daß das günstige Resultat der betreffenden Verhandlungen vielleicht doch noch nicht so ganz feststeht, wie die Zeitungen meldeten.

Die Kammern selbst haben sich bisher hauptsächlich nur mit ihrer Constituirung beschäftigt. Sämmtliche Bureauwahlen sind entschieden im Sinne der Rechten ausgefallen, ein Vergleich mit dem Stimmenverhältniß bei den vorjährigen Wahlen zeigt sogar, daß die Rechte seitdem noch ansehnlich an Stimmen gewonnen hat. So namentlich im Abgeordnetenhause bei der Wahl des Präsidenten, wo Graf Schwerin diesmal beinahe 40 Stimmen weniger gehabt hat als im vorigen Jahre. Woher dieser Ausfall eigentlich stammt, ob daher, daß diejenigen Mitglieder des Centrums, die voriges Jahr für den Candidaten der Linken stimmten, diesmal, bei der gänzlichen Aussichtslosigkeit, denselben durchzusetzen, ohne weiteres mit der Rechten gestimmt haben, oder ob die zahlreichen Mandatsniederlegungen, welche seit dem Schluß der vorjährigen Session stattgefunden, die Linke doch in höherm Grade betroffen haben, als sie selbst glaubte, oder endlich ob es nur die Schuld der großen Langsamkeit gewesen ist, mit welcher die Mitglieder der Linken sich auf ihren Sitzen einfinden — darüber ist für den Augenblick noch kein Urtheil möglich. Wol aber unterliegt es schon jetzt nicht dem mindesten Zweifel, daß die Bestrebungen der Linken auch diesmal ohne die geringste Aussicht auf Erfolg sind; auch soll sie selbst darüber vollkommen im Klaren sein und sich demgemäß zu einem durchaus passiven Verfahren entschlossen haben, sodaß wir also einer sehr friedfertigen Session entgegensehen.

Desto kriegerischer soll es in der Kirchenconferenz zugegangen sein, die seit einigen Wochen bei uns tagt. Den ehrwürdigen Herren ist die Oeffentlichkeit sehr unbequem; dennoch haben sie es nicht ganz verhindern können, daß nicht wenigstens Einzelnes aus ihren Verhandlungen in die Zeitungen übergegangen ist, während andere zum Theil sehr pikante Mittheilungen sich von Mund zu Mund fortpflanzen. Allein weder diese pikanten Einzelheiten noch die allgemeine und unleugbare Wichtigkeit der Gegenstände, über welche die Kirchenconferenz zurathe sitzt, sind bisjetzt im Stande gewesen, dem Publicum ein eigentliches Interesse für dieselbe einzuflößen. Die Kirchenconferenz hat bekanntlich nur einen berathenden Charakter; sie soll die Gegenstände nur vorbereiten, die eigentliche Beschlußnahme fällt einer demnächst zu er-

wartenden Generalsynode anheim und über den Charakter dieser letztern glaubt das Publicum im voraus dermaßen gewiß zu sein, daß es auch diesen Vorarbeiten nur eine geringe Aufmerksamkeit schenkt. Wenn übrigens die Kirchenconferenz im Ganzen ungleich gemäßigter aufgetreten ist und dem Drängen unserer Ultras weit weniger nachgegeben hat, als man ursprünglich von ihr erwartete, so wird dies im Publicum einem hohen Einfluß zugeschrieben, an den die öffentliche Meinung schon seit einiger Zeit mit Vorliebe appellirt und der sich auch bei dieser Gelegenheit mit Nachdruck geltend gemacht haben soll. Wie viel Wahres an diesem Gerücht ist, vermag ich natürlich nicht zu bestimmen, nur das Gerücht selbst ist allgemein verbreitet und wird überall mit großer Befriedigung vernommen.

Auch in der criminalistischen Welt ist es seit einiger Zeit ziemlich still, vielleicht zum Nachtheil unserer Zeitungscorrespondenten, aber gewiß nur zur Freude des Menschenfreundes, der es nicht ohne Bedauern mit ansehen kann, wie das Verbrechen allmälig zum stehenden Artikel in der Liste unserer Neuigkeiten wird. Nur Eine cause célèbre hat in diesen letzten Wochen stattgefunden und diese endete mit der Freisprechung des Angeklagten: nämlich der Falkenthal'sche Meineidsproceß, dessen ich schon in einem frühern Briefe gedacht habe. Dr. Falkenthal, schon infolge des Ladendorf'schen Hochverrathsprocesses zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, war beschuldigt, in der bekannten Proceßangelegenheit wegen Kinkel's Flucht ein falsches Zeugniß abgelegt und dasselbe durch einen Meineid bekräftigt zu haben. Der Proceß hatte schon mehrmals zur Verhandlung gestanden, hatte jedoch immer wieder ausgesetzt werden müssen, theils weil neue Thatsachen neue Erhebungen nöthig machten, theils wegen des leidenden Zustands, in welchem die Gesundheit des Angeklagten sich befindet. Im Publicum sah man dem Proceß mit großer Spannung entgegen; insbesondere versprach man sich davon allerhand interessante nachträgliche Enthüllungen, Kinkel's Flucht betreffend. Doch hat diese Erwartung sich nicht erfüllt; die Verhandlung war fast interesselos und nur die Persönlichkeit des Angeklagten erregte ein ebenso lebhaftes wie schmerzliches Mitgefühl, selbst auch bei Denen, die seinen politischen Standpunkt nicht theilen; der ehedem so kräftige, rüstige Mann ist in den paar Jahren seines Gefängnißlebens zum Schatten zusammengeschwunden, die früher so klangreiche volle Stimme konnte sich kaum vernehmlich machen, der ganzen Erscheinung war das Siegel des nahen Todes, der hier wahrhaft ein Befreier sein wird, aufgedrückt.

Aber verlassen wir die düstern Hallen der Justiz und suchen wir, wie die Gegensätze sich ja überall berühren, statt dessen vielmehr die heitern Räume unserer dramatischen Muse auf. Die Königliche Bühne hat nach längerer Pause endlich wieder eine Neuigkeit gebracht — eine Neuigkeit von gutem Klang, der man von Seiten des Publicums mit den besten Erwartungen entgegensah und die doch leider die Zahl der Niederlagen, an die man auf der Königlichen Bühne nachgerade gewöhnt ist, nur vermehrt hat. Ich rede von Gutzkow's „Lorber und Myrte“. Wie ich schon neulich erwähnte, zählt der Verfasser im hiesigen Publicum viele Freunde; die sentimentale Färbung, die er seinen Helden und Heldinnen zu geben pflegt, hat ihm die große Masse gewonnen, während der gebildetere Theil des Publicums, auch wo er sich mit den Ausführungen des Dichters nicht einver-

standen erklären kann, doch immerhin den pikanten Intentionen, an denen es fast keinem Gutzkow'schen Stücke fehlt, sowie der unvermeidlichen Rührigkeit des Dichters, der sich auch durch keine ungünstigen Erfolge abschrecken läßt, die wohlverdiente Theilnahme zollt. Allein diesmal ist ihm diese Rührigkeit offenbar verderblich geworden; wir erkennen den seltenen Fleiß sowie die Behendigkeit des Dichters an, müssen aber doch in seinem eigenen Interesse wünschen, er wäre etwas minder waghalsig in seinen Experimenten und ließe sich nicht so leicht von jedem dramatischen Einfall verlocken, der ihm eben aufstößt. „Lorber und Myrte" ist eine Reihenfolge von lauter solchen Einfällen, ohne innere Entwickelung, ohne künstlerische Einheit, ja zum Theil selbst ohne äußern Zusammenhang. Das genannte Stück hat eigentlich nur zwei Rollen, Cardinal Richelieu und den Dichter Corneille; nur der Letztere hat ein paar glückliche Momente, im Ganzen aber sind beide Charaktere so unklar gehalten, die Motive kreuzen sich dermaßen, die Auflösung erfolgt so gewaltsam, daß es dem Zuschauer beim besten Willen unmöglich fällt, sich für diese wirren unverständlichen Gestalten zu interessiren. Es wird dieser Mangel an innerer Consequenz und Wahrheit aber um so empfindlicher, als der Verfasser bestrebt gewesen ist, denselben durch eine recht grelle äußerliche Färbung zu verdecken. Am meisten gilt dies von dem Cardinal; ich gebe zu, daß der hiesige Darsteller dieser Rolle dieselbe noch mehr herabzog, als es ohnedies schon vom Dichter geschehen ist, kann mich aber nicht überreden, daß auch die kunstvollste Darstellung im Stande sein würde, die Caricatur, die der Dichter geliefert und die selbst in der Posse kaum zu ertragen wäre, zu einem wirklichen Charakter, einer Figur zu erheben, entsprechend der Vorstellung, die wir von dem historischen Richelieu, diesem Musterbild eines feinen, überlegenen Staatsmanns nun einmal haben. Auch übrigens wurde das Stück nicht zum besten gespielt; es zeigt sich jetzt, was bei den Mittelmäßigkeiten herauskommt, welche man so eifrig gewesen ist, auf diese Breter, welche einst als die Musterbühne von ganz Deutschland gepriesen wurden, zu verpflanzen. Doch hat der Dichter den Schauspielern ihre Arbeit auch ungemein schwer gemacht; selbst die Sprache des Stücks ist so rauh und schwerfällig, daß sie stellenweise ans Unverständliche streift und wir das widerstrebende Gedächtniß der Darsteller vollkommen erklärlich finden. Der Erfolg des Ganzen war demgemäß ein entschieden ungünstiger; nur bei einer einzigen Rede des Corneille, wo derselbe die Unabhängigkeit und Freiheit der Kunst vertheidigt, wurde das Publicum einigermaßen warm; im Uebrigen verharrte es in peinlichem Schweigen, ja zum Schluß wurden sogar einige Zeichen des Misfallens laut, die durch den üblichen Hervorruf der Darsteller nicht ganz übertäubt werden konnten. — Für die nächste Woche steht ein neues Drama von Brachvogel auf dem Repertoire. Der „Narciß" dieses Dichters hat bei uns ein wahrhaft beispielloses Glück gemacht und so sieht man auch seiner neuen Schöpfung mit großem Interesse entgegen; hoffen wir, daß sie die Erwartungen besser erfüllt, als es leider mit dem Gutzkow'schen Stück der Fall gewesen ist.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat gegenwärtig eine Reihe goldener Tage. Ja recht eigentlich goldener: Emil Devrient gastirt hier seit drei Wochen Abend für Abend und jedesmal ist das Haus überfüllt. Der Besitzer des Theaters, Hr. Deichmann, konnte seinen Wiedereintritt in die Theatergeschäfte nicht glänzender feiern; derselbe ist nämlich vor einigen Wochen

seiner Haft, die ihrerzeit so viel Aufsehen machte, entlassen worden, die Leitung des Theaters ist in seine Hände zurückgegeben und der ganze Vorfall, über den noch vor kurzem soviel abenteuerliche Gerüchte verbreitet waren, scheint damit erledigt. Der nächste Gast, den Hr. Deichmann dem Publicum vorführen wird, wird Frl. Seebach sein. Diese Künstlerin, die von der allgemeinen Stimme als eine der ersten in Deutschland bezeichnet wird, hat bisher noch keine Gelegenheit gefunden, sich dem berliner Publicum zu zeigen; der Kunsttempel auf dem Gendarmenmarkt, der so bereitwillig ist, Subjecte dritten und vierten Rangs in die Schar seiner Kunstjünger aufzunehmen, hat für ein Gastspiel des Frl. Seebach keinen Raum und so sieht dieselbe sich genöthigt, ihr Glück an den morastigen Ufern der Panke zu versuchen. Es gehört dies mit zu den Unbegreiflichkeiten der jetzigen Theaterverwaltung, die freilich dem Näherstehenden nichts weniger als unbegreiflich sind.*) Im Königsstädtischen Theater hat sich Luise Mühlbach's „Prinz von Wales“ nicht behaupten können und auch „Ein Wohlthäter“ von F. Nissel scheint dasselbe Schicksal zu haben. Doch spreche ich über letzteres Stück nur vom Hörensagen, da mir bei jetziger Witterung die Blumenstraße doch etwas zu sehr aus der Welt liegt. Bei Kroll florirt noch immer der berühmte Affendarsteller Hr. Klischnigg, zum großen Ergötzen der Kinderwelt. Ein Engländer, ein Hr. Luez, der — unglaublich, aber wahr — auf dem kleinen Kroll'schen Theater, das kaum Platz hat für „Benjamin, der seinen Vater sucht“, in Scenen aus „Hamlet“ auftrat, soll polizeilich ausgewiesen sein; das Weshalb weiß ich nicht, ist es aber wegen seiner Leistungen als Mime geschehen, so ist die Strafe vollkommen verdient. Doch scheint die Direction des Kroll'schen Theaters einmal entschlossen zu sein, das berliner Publicum an fremde Idiome und fremde Kunstschulen zu gewöhnen; kaum sah Hr. Luez sich nach einmaligem Auftreten eklipsirt, so wurde die Bresche sofort mit einer Negerbande ausgefüllt, welche direct von Californien, wo sie vor den Goldgräbern gegaukelt hat, hier angekommen sein sollte, um die Kunstrichter an der Spree mit den Zuständen der dramatischen Muse unter Mulatten und Negern bekanntzumachen. Will man uns nun noch bestreiten, daß wir eine Weltstadt sind? Aber leider zeigt das Publicum der Weltstadt sich diesmal sehr undankbar: ein unheimliches Gerücht, das sich sofort nach dem ersten Auftreten der Mulatten verbreitete, wollte wissen, dieselben seien keineswegs echte Söhne des heißen Afrika, vielmehr sei das sammetne Schwarz ihrer Haut das Product einer ehrlichen märkischen Schuhbürste oder eines angebrannten berliner Weißbierstöpsels. Ich selbst habe nicht das Glück gehabt, die fremden Künstler zu sehen, vermag also auch nicht zu sagen, wie es sich mit dem Gerücht verhält und ob ihr Gewissen wirklich schwärzer gewesen als ihre Haut. Aber selbst angenommen, es wäre so, so fände ich auch daran nichts zu verwundern; von den spanischen Tänzern und Tänzerinnen, die wir kürzlich in eben diesem Locale sahen, zu Hrn. Klischnigg und von Hrn. Klischnigg zur nachgemachten Negerbande, das ist am Ende eine ganz richtige Gradation, die dem künstlerischen Standpunkt, auf welchem diese Bühne sich befindet, vollkommen entspricht; Hrn. Luez aber mit seinem Hamlet haben wir dabei noch als Zugabe erhalten.

*) Nach neuern Mittheilungen in den berliner Blättern wird Frl. Seebach doch noch auf der Königlichen Bühne, nicht am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gastiren. D. Red.

Notizen.

Die östreichische Literatur hat ihren Nestor, das gelehrte Europa einen seiner thätigsten und berühmtesten Mitarbeiter verloren: am 23. November starb in Wien Joseph von Hammer, der Mitbegründer der modernen morgenländischen Studien. Joseph von Hammer oder wie er sich seit 1835 infolge einer ihm zugefallenen ansehnlichen Erbschaft nannte, Freiherr von Hammer-Purgstall, wurde 1774 zu Grätz in Steiermark geboren. Im Alter von 14 Jahren in die orientalische Akademie zu Wien aufgenommen, widmete er sich dem Studium der morgenländischen Sprachen mit ebenso viel Eifer als Erfolg, sodaß er schon nach Verlauf weniger Jahre als Mitarbeiter an Meninski's arabisch-persisch-türkischem Lexikon verwandt werden konnte. Seit 1796 fungirte er als Secretär des Frhrn. von Jenisch, der die orientalischen Angelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen bearbeitete, 1799 aber kam er als sogenannter Sprachknabe nach Konstantinopel zu dem damaligen Internuntius Frhrn. von Herbert. Von Konstantinopel aus machte er verschiedene Reisen nach Aegypten, Syrien, England ꝛc.; auch nahm er als Dolmetsch und Secretär an dem Feldzug unter Hutchinson und Sidney Smith gegen die Franzosen unter Menou theil. 1802 zum östreichischen Gesandtschaftssecretär in Konstantinopel befördert, wurde er 1806 als Consularagent in der Moldau angestellt. Allein schon im nächstfolgenden Jahre wurde er nach Wien versetzt, wo er 1811 zum wirklichen Rath und Hofdolmetsch bei der Geheimen Hof- und Staatskanzlei, 1817 aber zum kaiserlichen Hofrath im außerordentlichen Dienst beim Ministerium des Aeußern ernannt ward. 1847 wurde er zum Präsidenten der neugestifteten wiener Akademie gewählt; doch trat er von dieser Stelle infolge von Mishelligkeiten, die zwischen ihm und den Mitgliedern der Akademie entstanden waren, schon nach kurzer Zeit wieder zurück. Hammer war einer der fleißigsten und fruchtbarsten Schriftsteller unsers Jahrhunderts; seine gesammelten Werke bilden eine kleine Bibliothek. Am berühmtesten darunter sind seine Beiträge zur Kenntniß der modernen Türkei und ihrer Einrichtungen: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung“ (2 Bde., 1816); „Umblick auf einer Reise von Konstantinopel nach Brussa“ (1818), „Konstantinopel und der Bosporus“ (2 Bde., 1821) ꝛc., sowie seine historischen Werke: „Geschichte des osmanischen Reichs“ (zuerst 1827 in 10 Bdn.), ferner die „Geschichte der Assassinen“ (1818), „Gemäldesaal moslemischer Herrscher“ (6 Bde., 1837—39), „Geschichte der Goldenen Horde im Kiptschak“ (1840) und „Geschichte der Ilkhane“ (1843). Auch seine literarhistorischen Arbeiten sind sehr geschätzt, besonders die „Geschichte der schönen Redekünste Persiens“ (1818), die „Geschichte der osmanischen Dichtung“ (4 Bde., 1836—38) und die sehr ausführliche, doch unvollendet gebliebene „Geschichte der arabischen Literatur“ (seit 1850). Inzwischen sind auch seine verdienstvollsten Schriften dieser Art weniger eigentliche Geschichtswerke als Materialiensammlungen und auch als solche lassen sie im Punkt der Kritik sowie überhaupt der exacten philologischen Forschung Manches zu wünschen; Joseph von Hammer war zu sehr Belletrist, um ganz strenger Forscher und Kritiker sein zu können. Am deut-

lichsten zeigt dieser Mangel sich in seinen Ausgaben orientalischer Sprachdenkmäler, deren er ebenfalls eine große Anzahl geliefert hat; ebenso Uebersetzungen aus dem Arabischen, Persischen, Türkischen &c. Durch die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Fundgruben des Orients" (1810—19) trug er wesentlich zur Hebung und Verbreitung der orientalischen Studien bei, wie er sich denn überhaupt bis in sein hohes Alter als Journalist stets ungemein thätig zeigte; namentlich die wiener „Jahrbücher der Literatur" sowie späterhin die „Abhandlungen" und „Sitzungsberichte" der östreichischen Akademie der Wissenschaften brachten zahlreiche Beiträge aus Hammer's Feder. — In Paris starb der Maler Karl von Steuben. 1791 zu Manheim geboren, kam er frühzeitig nach Paris, wo David, Lefèvre und Baron Gros seine Lehrer wurden. Besonders geschätzt war er als Historien- und Porträtmaler; auch führte er zuerst Stoffe aus deutschen Dichtern in die französische Malerei ein. Mehre seiner besten Bilder sind in dem historischen Museum zu Versailles aufgestellt; einige öffentliche Gebäude in Paris schmückte er mit Frescogemälden, die ebenfalls gerühmt werden.

Zwei vortreffliche Werke, denen die Verfasser sich seit einer Reihe von Jahren mit äußerster Hingebung widmen und deren jedes in seiner Art epochemachend ist, nähern sich ihrer Vollendung: das ist Vischer's „Aesthetik" und die vierte Auflage von Koberstein's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur". Von dem erstern Werke, das den Verfasser seit mehr als zehn Jahren (der erste Band erschien 1847) unausgesetzt beschäftigt hat, befindet sich der vierte Band unter der Presse; derselbe wird die Darstellung der Dichtkunst und der Musik enthalten und damit das Ganze zum Abschluß bringen. Von dem Koberstein'schen Werk, das in dieser neuesten Bearbeitung trotz des bescheidenen Titels eines „Grundrisses", den es noch immer führt, in der That das vollständigste, gründlichste und gediegenste Werk ist, das wir über die Geschichte unserer Literatur überhaupt besitzen, ein ruhmvolles Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit, wurden soeben die Schlußbogen des zweiten Bandes, bis in die Mitte der neunziger Jahre reichend, nebst einem sehr genauen und ausführlichen Register versandt. Letzteres ist eine höchst willkommene Zugabe, durch welche der außerordentliche Schatz von Belesenheit und gelehrter Kenntniß, der in dem Buche niedergelegt ist, erst recht zugänglich wird. Mit dem dritten Bande, der die Geschichte unserer Literatur bis auf die Gegenwart fortführen wird, ist der Verfasser beschäftigt. Beide Werke, aus durchaus selbständiger Forschung hervorgegangen, sind sich bei aller sonstigen Verschiedenheit auch darin ähnlich, daß sie bisher mehr in der Stille ausgebeutet und benutzt, als öffentlich anerkannt worden sind; es steht zu hoffen, daß, wenn sie erst vollendet vorliegen, auch diese Anerkennung nicht ausbleiben wird, auf welche die Verfasser sich durch ihre jahrelange aufopfernde Arbeit so gerechte Ansprüche erworben haben.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Eine neue Schrift von Bunsen.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gott in der Geschichte

oder

der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung.

Von

Christian Carl Josias Bunsen.

In sechs Büchern.

Erster Theil. Erstes und zweites Buch.

8. Geh. 3 Thlr.

Ein neues höchst wichtiges Werk des berühmten Verfassers der „Zeichen der Zeit", wie die meisten Schriften desselben nicht für abgeschlossene Gelehrtenkreise, sondern für die weitesten Kreise, die „Gemeinde" bestimmt.

Von dem Verfasser erschienen ebendaselbst:

Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Erstes Zehend. Briefe an Ernst Moritz Arndt über den christlichen Vereinsgeist und die kirchliche Richtung der Gegenwart. Dritte unveränderte Auflage. Erstes und zweites Bändchen. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemein ist diese rasch in **drei Auflagen** erschienene Schrift Bunsen's als **ein Ereigniß** betrachtet worden.

Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Zwei Bände. (Erster Band. Die Kritik. Zweiter Band. Die Herstellung.) 8. 7 Thlr.

Dieses Werk Bunsen's ist eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern theologischen Literatur. Der nicht blos für das gelehrte theologische und historische, sondern für das ganze gebildete Publicum interessante Inhalt und die anziehende Behandlungsweise haben dem Werke in England wie im Vaterlande des Verfassers die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majestät der Königin von England und Prinz Albert

von **John Caird,** Pfarrer in Errol.

Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunsen.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese von **Bunsen** bei dem deutschen Publicum eingeführte Predigt ist in England in Tausenden von Exemplaren verbreitet worden und verdient, nach Bunsen's Zeugniß, auch in Deutschland die allgemeinste Beachtung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Journal-Lesezirkel.

Deutsches Museum 1856

№. 52.

am 13 Jan.	an Frau von Becherer	zurück	16 Jan
16 Jan.	Fräulein von Beulwitz		20 Jan.
20 Jan.	Frau Gräfin von Beust		23 Jan
23 Jan.	Fräulein Frege		27 Jan.
24 Febr	Frau von Gerstenbergk		10 März
27 Jan.	Frau von Gross		30 Jan.
30 Jan.	Frau Gräfin Henckel v. D.		3 Febr.
3 Febr.	Fräulein von Könneritz		6 Febr
30 Decbr.	Fräulein von Mandelsloh.		2 Jan.
2 Jan.	Frau von Minckwitz		6 Jan.
6 Jan.	Frau von Parry		9 Jan.
9 Jan.	Frau von Wintzingerode		13 Jan.
6 Febr.	Mrs Horrocks		10 Febr.
10 Febr	Frau Gräfin von Hohenthal		13 Febr.
13 Febr.	Frau Gräfin von Santo		24 Febr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 52.** 25. December 1856.

Ueber den deutschen Menschenschlag.

Von

Alexander Peez.

IV.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1856, I, 569 fg., 745 fg. und 933 fg.)

Kein Stamm ist jemals mit einer gewaltigern physischen Ausstattung auf der Weltbühne aufgetreten als der deutsche Stamm. An Kraft, an Höhe des Wuchses und kriegerischem Ausdruck der Züge übertraf er einst unzweifelhaft alle andern Geschlechter der Menschen. Darin stimmen nicht nur die Schilderungen der Römer und Griechen von unserer Urzeit überein, sondern die Anerkennung dieser Thatsache zieht sich weit durch das Mittelalter herauf. Noch als Otto I. zur Kaiserkrönung nach Rom zog, staunten die Römer über die Höhe der nordischen Gestalten, und altfranzösische Gedichte preisen noch viel später Deutschland als die Heimat der schönsten Männer. Bei den Schilderungen der Römer und Griechen dürfen wir freilich nicht vergessen, daß sie wesentlich ihr Augenmerk auf den alten Kriegsadel richteten, welcher, aus unbekannten Keimen entsprossen, durch stete körperliche Uebung sowie durch kühne Gesinnung und sorgsame Bewahrung der reinen Geschlechtsfolge die Eigenschaften, die er als ursprüngliche Mitgift der Natur empfangen haben mochte, noch zu steigern und zu erhöhen wußte. Es darf uns daher nicht irremachen, wenn in alten Gräbern durchaus nicht regelmäßig riesenhafte

Gebeine gefunden wurden; bleibt uns doch stets die Annahme übrig, daß wir es mit den Ueberresten von Hörigen, Freigelassenen oder selbst von Gemeinfreien zu thun haben, und selbst in den höchsten Geschlechtern gab es Kurzbolde, die aber hinwiederum gerade durch ihre Benennung zeigen, daß sie nur eine Ausnahme von der regelmäßigen Größe ihrer Race gewesen sind. Auch aus der oft nur mäßigen Höhe der Rüstungen wollte man schließen, daß die alten Schilderungen übertrieben und unrichtig seien; aber diese Rüstungen stammen aus einer Zeit, wo die Zusammenschmelzung des Adels mit dem Volke vollzogen war und wo sich aus der Vermischung beider bereits der heutige deutsche Mittelschlag gebildet hatte. Der Adel des Mittelalters war nicht mehr auf natürliche und ethnologische, sondern nur noch auf ökonomische und politische Verschiedenheit gegründet. Bis auf Weiteres dürfen wir also bei der Riesenhaftigkeit unserer Vorfahren und bei den „sieben Fuß hohen Burgundern" sowie den Franken bleiben, die Konstantius in Byzanz „als ebenso viele Wartthürme" in seine Leibwache einreihte.

Entsprechend dem gewaltigen Knochengerüste zeigt sich auch der Kopf der Germanen fest und umfangreich. Weniger oval als bei den Semiten und weniger rund als bei den meisten slawischen und finnischen Völkerschaften, ist er breiter und eckiger als bei den Griechen. Bei vielen echtgermanischen Schädeln glaube ich an den Schläfen zwischen Ohr und Augenbraue eine sanfte Eintiefung bemerkt zu haben, wodurch dann die Stirn, indem sie höher hinauf wiederum breiter auseinandergeht, eine besonders schön abgeschlossene und feste Prägung erhält. Kommt dann noch hierzu ein breites Kinn, wie es zumal den sassischen Stämmen eigen zu sein pflegt, so entsteht dadurch jene bekannte Form, die mit dem Namen des germanischen Geviertkopfes bezeichnet wird. Starke Backenknochen deuten wol immer auf fremdartige Elemente.

Wie man aus den im heutigen Menschenschlag fortlebenden Ueberresten des alten Typus schließen kann, muß bei den Alten die Stirnpartie über den Augen, worauf die Brauen ruhen, von vorzüglicher Kraft und Klarheit gewesen sein. Im geschwungenen und weitgespannten Bogen der Brauen sowie im festen Auge saßen einst Kühnheit, Trotz und Mannesmuth und dann auch wieder bei friedlichen Seelenzuständen die Schöpferkraft und die tiefsinnige Vernunft, welcher die philosophisch-mythologischen Anschauungen und die großartigen politischen Institutionen der Urzeit entsprungen sind. Da dieser Theil des deutschen Angesichts niemals unthätig war (obwol er sich erst neuerdings wieder allgemein erforschungswürdigen Gegenständen zuwendet), so hat er auch von allen Zügen vielleicht die meisten Nachschattungen der großen Vergangenheit bewahrt und da, solange es Deutsche auf Erden gibt, die Deutschen niemals aufhören werden, zu forschen und geistig vorwärtszudringen, so

mag dies Stirngebäude vielleicht den Anfang und den Krystallisationspunkt eines zukünftigen nationalen oder allgemein-menschlichen Typus abgeben.

Der Uebergang von Stirn zur Nase, welcher bei Bestimmung von Völkerphysiognomien eine wichtige Rolle spielt, ist bei den Deutschen weniger scharf als bei Slawen und selbst milder als bei Romanen, ohne jedoch zur fast völlig geraden Linie des griechischen Profils sich abzuglätten. Die Nase haben wir uns ziemlich lang zu denken und von der geraden Richtung wenig abweichend, jedoch so, daß sie öfters abwärts gebogen war; eine Adlernase scheint bei den Alten wie bei allen kriegerischen Völkern vorgeherrscht zu haben. Irre ich nicht, so zeigten der Mund und die untern Gesichtspartien der alten Deutschen keine hervorragenden Merkmale, es müßte denn das breite und volle friesische Kinn sein, welches einen Hauptbestandtheil der englischen Schönheit noch gegenwärtig ausmacht. Um so auffallender und zuverlässiger dagegen werden unsere Vorfahren von fast allen andern Völkern durch die Farbe der Augen und der Haare unterschieden — Stammzeichen mechanischer Natur, die der geistigen Einwirkung sich völlig entziehen und die nur durch Vermischung mit andern Racen verändert werden. Weiße Haut, blaue Augen und blonde Haare wurden stets als Eigenthümlichkeiten des deutschen Volks betrachtet und welcher Schriftsteller auch immer unsere Ahnen schilderte, er hat jene Merkmale zu erwähnen sicher nicht unterlassen. Auch glaube ich, daß sie der ganzen Nation gemeinsam waren, obwol in anderer Beziehung schon sehr alte physische Stammverschiedenheiten existirt haben müssen. Schon Tacitus schreibt den Katten als Eigenthümlichkeit ganz besonders trotzige Gesichter und gedrungene Glieder zu und andererseits erwähnt er von den ostdeutschen Bastarnern, daß sie durch Vermischung mit Sarmaten von ihrer Schönheit verloren hätten. Indem Sidonius Apollinaris Bordeaux schildert, erzählt er, wie man hier den „blauäugigen Sachsen, den Sigambrer mit dem geschorenen Haupte*), den fast meerfarbigen Heruler und den „sieben Schuh hohen Burgunder" sehen könne; von den Rugiern, die mit den Ostgothen nach Welschland zogen, behauptet Prokop, daß sie sich der Ehe mit andern als rugischen Weibern enthalten hätten, um ihre Stammeseigenthümlichkeiten unvermischt zu bewahren, und auch der sächsische Adel soll erst spät Verbindungen mit Familiengliedern anderer Stämme eingegangen sein. Es hat also unser patriotischer Dichter Recht,

*) Freilich erregt diese Stelle einige Bedenken. Was will das sagen: ein meerfarbiger Heruler? Sind damit etwa blaugrüne Augen gemeint? Ich glaube etwas Aehnliches in der Nähe des Bairischen Waldes gesehen zu haben. Und auch die Sigambern, die (nach kaukasischer Weise) das Haar geschoren haben, stimmen nicht zu den „langhaarigen" Franken.

wenn er die zur Königswahl zwischen Worms und Mainz vereinten Stämme genannt hat und nun fortfährt:

Und jeder Stamm verschieden von Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit.

Ja wie unsere treufleißigen Forscher die Mundarten zerlegen und nach rückwärts verfolgen, so könnte ein Zusammenwirken von ethnographischen Wanderern durch die bunte Mannichfaltigkeit der Städtchen und der Staaten hindurch auch noch die alten großen Stammzüge wiederauffinden, in sorgfältiger Vergleichung mit den Ausgrabungen und den Schilderungen in Wort, Bild und Statue sie feststellen und durch photographische Aufnahme von besonders charakteristischen Stammvertretern sie vor der Alles nivellirenden Folgezeit erretten. Die schönsten Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen hat unser Arndt in seiner oft bewundernswerth ahnungsvollen „Vergleichenden Völkergeschichte“ gegeben.

Aber diese Stammesunterschiede bezogen sich, wie ich glaube, nicht auf die obenerwähnten Racenzüge. Die zarte, weiße, leicht sich röthende Haut, welche im Märchen vom „Schneeweißchen“ eine so charakteristische Erklärung gefunden, war durchaus nicht ein Alleingut der Anwohner der Nordsee, obschon nicht nur die Bilder von Rubens und viele Porträts van Dyck's, sondern auch die heutigen Bewohner jener Gegenden darthun, daß sie reich mit dieser Schönheit begabt waren; auch scheint dies eigenthümliche Pigment der Haut mit den gelblichen Haaren und den hellen Augen in untrennbarem Zusammenhang zu stehen, und daß die letztern beiden Merkmale allen deutschen Stämmen gemeinsam waren, dürfen wir doch wol mit Sicherheit annehmen. Indessen spreche ich absichtlich nur von hellen Augen; daß sie dagegen sammt und sonders blau waren, ist nicht wahrscheinlich: sondern sicher gingen sie auch in die graue und grüne Farbe über. In alten französischen Dichtungen erscheinen oft yeux vers, und Shakspeare läßt Julia in den „Veronesern“ von ihren grauen Augen sprechen, wie auch in altenglischen Balladen Augen gray as glass erwähnt werden. Hierher gehört auch („Romeo und Julie“, III, 5):

Nurse; — — an eagle Ma'am,
Hath not so green, so quick, so fair an eye,

und Baco führt great eyes with a green circle als Zeichen langer Lebensdauer an. Nicht minder mag auch die Haarfarbe manche Modificationen schon von altersher gezeigt haben, sodaß sie vom Weißen bis in das Goldbräunliche überging; aber hier sind wir auch an der Grenze angelangt, welche kein echter alter Germanentypus, in das Dunklere eintauchend, jemals überschritten hat. Die Stellen zusammentragen, welche von diesem ersten und charakteristischen Zeichen der Germanen

sprechen, hieße nicht viel weniger als die Geschichte ihrer Herkunft, ihrer Verbreitung, ihrer Züge und Eroberungen schreiben. Wie die Aegypter seit der Hyksoszeit die rothhaarigen Menschen getödtet haben sollen, so heißt es noch heute im schottischen Sprichwort: „Komm' nicht zwischen den Fels und den rothen Mann", und wie die Könige der Gothen und Longobarden mit Vorliebe sich den Namen Flavius beilegten und wie die (adeligen) Vandalen von Prokop goldhaarige genannt werden, so lesen wir noch von der unglücklichen Schlacht bei Basantello, die Otto II. verlor: „purpurroth sank vom Schwerte getroffen die Blüte des Vaterlandes, die Zier des blonden Deutschlands", und noch gegenwärtig erzählen die Spanier von den gelbhaarigen Hannoveranern, die unter Wellington fochten und die, wie sich ein Spanier ausdrückte, „fallend wie umgestürzte Bäume langhin über die Langstraße lagen".

Unsere Sprache selber scheint es auszusprechen, daß im Haar das echte arische Stammzeichen lag. Der Flachs, dessen Aussehen in einem gewissen Stadium seiner Zubereitung stets ein bezeichnendes Bild für unsere Haarfarbe gegeben hat, heißt noch immer bei den Baiern in den Alpen „Haar", und sollte vielleicht das Sanskritwort hari für „gelb" mit unserm „Haar" zusammenhängen? Es wäre dies ein Beweis mehr für die Ansicht Kruger's *), daß alle Indogermanen ursprünglich jene Stammzeichen besaßen, die jetzt nur noch bei einzelnen Stämmen der Germanen und Slawen überwiegen und die schon zur Zeit von Christi Geburt bei den südlichen Nationen so verwischt waren, daß sie als ein auszeichnendes Merkmal unserer Vorfahren erscheinen konnten. Diese Meinung für durchaus wichtig haltend und ihre Weiterbegründung mit voller Zuversicht den weitern Forschungen dieses Gelehrten überlassend, möchte ich nur noch auf die seltsame Uebereinstimmung hinweisen, mit der viele Völker den blonden Haaren eine bevorzugte Adelsstellung zuschreiben. Hierin dürfte gleichzeitig eine Stütze gefunden werden für die Rolle, die in den frühern Aufsätzen den Germanen beigelegt ward. Schon im Hohen Liede **) heißt es: „Mein Freund ist weiß und röthlich, auserkoren unter Tausenden", und wenn Jeremias in den „Klageliedern" von den Bewohnern Sions sagt: „Ihre Edeln waren weißer als der Schnee, lauterer als Milch", so erinnert dies fast an unsere Redensart „schön wie Milch und Blut" sowie an das schon obenerwähnte Märchen von „Schneeweißchen". Aber er fährt auch noch fort: „Der Edeln Gestalt, die früher so weiß war, ist jetzt dunkler als Kohlenschwärze

*) Vgl. J. Kruger, „Urgeschichte des indogermanen Volksstamms", 1. Heft. — Von Völkerstämmen, die nicht zur indogermanischen Race gehören, kommt blondes Haar bei den nordischen Finnen vor.

**) Vgl. Gfrörer, „Urgeschichte".

und ihre Haut hängt an den Knochen", und deutet somit, wenn auch übertrieben, einen ethnologischen Proceß an, den wir noch später zu constatiren haben werden. Eine Stelle von Diodor, die Hr. Kruger anführt, erzählt uns ferner, daß die Gallier nicht allein blonde Haare hatten, sondern auch diese Farbe noch durch künstliche Mittel zu steigern suchten: „Man sieht hier deutlich das Bestreben, den Adel auch in körperlichen Abzeichen zu erhalten." Wie denn überhaupt die Goldhaarigen in einem gewissen Verhältniß zum Sonnendienst gestanden zu haben scheinen, so schreiben auch die Griechen ihrem Apollo gelbe Haare zu. Unter den Römern klagt schon Cato, daß Weiber sich Haarfärbemittel oder blonde Haare aus dem Norden kommen lassen, um sich damit zu schmücken, und diese Sitte steigerte sich nicht nur zur Kaiserzeit in bekannter Weise, sondern sie dauerte auch noch bis in das späte Mittelalter fort, ja es mag mit diesen uralten Vorstellungen zusammenhängen, daß die Madonna von allen Malern übereinstimmend mit blonden Haaren dargestellt ward; eine Ausnahme macht, wie man weiß, nur Murillo, welcher überhaupt ganz davon absah, seinen Marien einen mehr als gewöhnlich-menschlichen Ausdruck zu verleihen. In der Gegenwart noch denken sich die Walachen ihre alten Herrscher blond, und wenn in russischen Märchen einem verkleideten Prinzen die Kopfbedeckung entfällt, so erkennt man seine königliche Herkunft an dem goldenen Haare. Ebenso lieben es Tataren, Perser und Araber, ihren Bart roth zu färben — Alles Gebräuche und Vorstellungen, die vielleicht weniger auf allgemeinmenschlichen Geschmacksrichtungen als vielmehr auf uralten Erinnerungen beruhen.

Dieser schöne blonde Adelsstamm nun empfing seinen hauptsächlichen Ausdruck vom kriegerischen Feuer, das in ihm loderte; der Geist der Race, die Sitte der Familie, die politischen Einrichtungen, ja die ganze Religion bis in die himmlische Walhalla hinüber, Alles, Alles athmet Kampfeslust und Siegesfreude. Ohne dingende Vermittler ihrem Gotte vor die Augen tretend, im eigenen Hause Könige, keinem Sterblichen, wenn nicht dem freierwählten Würdigen gehorchend, aber diesem auch zum Tode treu, bei allen öffentlichen Angelegenheiten mitberathend und, wenn angeklagt, nur dem Gericht der Genossen unterworfen — so lebten diese Männer, deren innerstes Gesetz die Ehre und deren Lebensluft die Gefahr gewesen ist. Konnte da der Körper anders als heldenhaft sein? Und die Frauen hinwiederum, an der Seite solcher Männer, immer hochgeachtet, ausgestattet oft mit priesterlicher Würde, Richterinnen der Kampfspiele und nur dem Tapfern ihre Gunst gewährend, Stellvertreterinnen des Mannes, wenn er im Kriege war, oder selbst, bei Völkerzügen, Begleiterinnen desselben und nicht selten die wahren Triarier der Schlachten — mußten sie nicht eine freie Größe und eine Hoheit der

ganzen Erscheinung gewinnen, wie sie niemals einem andern Stamme zu erreichen vergönnt war? Solche Gesichtspunkte müssen wir festhalten, wenn wir uns das Aeußere eines Hermann und Siegfried oder einer Thusnelde und Chriemhield vorstellen wollen, welche freilich weichern Racen und modernen Beurtheilern als unbegreifliche Phantasien oder gar als „skandinavische Furien" erschienen sind.

Aber sicherlich, und nun kommt die Kehrseite des Bildes, dies waren nicht die Leute, welche den Acker bestellten und die frommen Thiere hüteten. Germanischer Held und friedlicher Arbeiter, das sind unvereinbare Gegensätze. Hinter dem stolzen Adelsstamm stand unzweifelhaft eine stille Menschenclasse, welcher die Pflicht oblag, für jenen die nöthigen Unterhaltsmittel herbeizuschaffen. Großentheils andern Racen angehörend, in anderer Beschäftigung aufgewachsen und durch strenge Gesetze lange Zeit hindurch von der Vermischung mit der kriegerischen Aristokratie ferngehalten, mußten die Zinsbauern und Hörigen einen von dem oben geschilderten gänzlich verschiedenen Typus aufweisen. Das „Rigsmal" hat uns eine in dieser Beziehung unschätzbare Nachricht aufbewahrt. Wie dieser nordische Gesang uns belehrt, hatten die Sklaven der Skandinavier schwärzliche Haut, schwarzes Haar, kleinen und krummen Wuchs, platte Nasen und dicke Finger. Wenden wir diese Schilderung, welche sich auf eine lappisch-finnische Urbevölkerung zu beziehen scheint, auf deutsche Verhältnisse mit einigen Modificationen an, so erhalten wir hiermit die andere Halbscheid der ethnologischen Wurzeln, aus welchen wir Nachfahren entsprossen sind. Wir sind gleichsam die mittlere Proportionallinie zwischen dem alten Adelsstamm und seinen Unterworfenen, welche beide zusammenschmolzen, als ein großer Theil der Aristokratie zur Zeit der Völkerwanderung nach Süd und West gezogen war, als dann das Christenthum, zuerst die Kasten brechend, die Gleichheit der Menschen und ihre Verbrüderung proclamirte, und als endlich in den Städten die wahren Mischkessel der verschiedensten Bevölkerungsstoffe aufkamen.

Besser als Worte es vermögen, könnten natürlich Maler und Bildhauer uns zu den Typen der Urzeit hinüberleiten, wenn nur dieser Gesichtspunkt der Nationalverschiedenheit von unsern Künstlern eine allgemeinere und bewußtere Berücksichtigung fände. Inzwischen hat Kaulbach in den Wandgemälden des Neuen Museum zu Berlin und besonders im Thurmbau zu Babel, wo er den ausziehenden Japhetiten den germanischen Typus leiht, seine Meisterschaft auch in dieser Richtung bewährt und ebenso drang Schnorr in seinen münchener Nibelungenbildern tief in das Wesen und die Erscheinung der adeligen Vorzeit ein. Sollte ich einige bekannte Persönlichkeiten bezeichnen, deren Prägung als Typen des echtnationalen deutschen Stamms aufgefaßt werden können, so würden es

aus dem Mittelalter etwa Ulrich von Hutten und als friedlichere Repräsentanten Albrecht Dürer und Peter Vischer sein, während in der neuern Zeit die Gestalten und die Köpfe von Blücher, Goethe, Hecker und Prinz Albert von Koburg viele ursprüngliche Züge bewahrt haben. Bei der Schilderung des römischen Typus hat mir Nero's bedeutungsvolle Büste vorgeschwebt und ohne Frage hatte auch Napoleon I., nur das hervortretende Kinn abgerechnet, weit mehr Römisches als Französisches in Wuchs und Gesichtsbildung. Was die Slawen betrifft, so ist es nicht leicht, einen bekannten Repräsentanten ihres Stammes anzuführen, da bisher fast nur ihre Herrscher oder Adeligen, die aus fremdem Blute sind, eine hervorragende Stellung einnahmen. Indessen, wenn Poniatowski als echter polnischer Adelsmann auftritt, so nähert sich Kosciuszko schon dem Aussehen der Race, die wir als die ursprünglich slawische betrachten dürfen; nur müssen wir die, wenn ich nicht irre, dunkeln Augen und Haare in graublaue Augen und hellere Haare verwandeln.

Aus diesen und mehren andern Typen entsprang der deutsche Menschenschlag, verschieden schon in der Stammesanlage und noch bunter geworden durch die bald größere, bald geringere Einwirkung der verschiedenen fremden Racen. Welche Racen dies gewesen und wann und in welcher Weise die Zusammenschmelzung vorsichging, wird im Allgemeinen zu ermitteln schwierig, aber dennoch nicht unmöglich sein. Wie unsere philologischen Forscher zusammengesetzte Sprachen in ihre Urbestandtheile zerlegten und die Gesetze ihrer Entstehung und Weiterbildung aufstellten, so wird es auch dem sorgfältigen Ethnographen ein nicht unerreichbares Ziel sein, den Antheil zu ermitteln, welcher bei Mischvölkern den Stammvätern der Nation zukommt. „Das Auge der alten Griechen" — wird vielleicht ein Späterer sprechen — „ist nordisch und vielleicht germanisch, während der Mund seine reizende Fülle von den Ufern des Nil erhielt, jedoch nicht ohne die bändigende Strenge des europäischen Gesetzes zu empfinden." Es dürfte sich dabei ergeben, daß die Prägekraft der Nationen eine verschiedene ist und daß die eine ihren Typus leicht verliert, die andere hingegen ihn unwandelbar festhält und verbreitet. Ebenso scheint es mir, daß ein großer Unterschied zwischen der Dauerbarkeit der einzelnen Körpertheile besteht, sodaß bei Mischungen bald der eine oder der andere Zug tonangebend durchschlägt. *)

*) Es versteht sich von selbst, und ich werde später noch darauf zurückkommen, daß auch geistige Einflüsse hier wirksam werden. So scheint ein siegreiches Volk mit seinem Typus bei Mischungen leichter durchzudringen als ein unterliegendes. Wenn der scharfbeobachtende Moritz Wagner auf seinen Reisen in Transkaukasien die Bemerkung machte, daß der russische Typus den kaukasischen häufig überwältige, so mag dies mit obiger Hypothese zusammenhängen; denn sonst hat der Slawe, überhaupt der

Wenn zwei gleichstarke nationale Elemente aufeinanderstoßen, so bleibt mitunter die Zusammenschmelzung völlig aus und die Kinder schließen sich schroff auseinandergehend bald der väterlichen, bald der mütterlichen Nationalität an; die Race zerfällt dann immer wieder wie Oel und Wasser in die alten Urbestandtheile. In andern Fällen hinwiederum (und diese bilden wol die Mehrzahl) entsteht eine organische Verbindung, welche zwischen den älterlichen Typen in Gestalt, Umriß und Farbe die Mitte hält.

Ueberblicken wir noch einmal in raschem Fluge den gegenwärtigen ethnologischen Zustand Deutschlands, so gewahren wir außer dem altgermanischen Element noch ferner ein Hereinragen des Romanenthums und des Slawenthums. Die echtesten Germanen Deutschlands sitzen an verschiedenen Punkten im großen Vaterlande zerstreut. Mit dem vollen Gepräge der Ursprünglichkeit tritt uns zuerst im Norden der Friese *) entgegen, und man braucht nur ein hannoversches Kürassierregiment an sich vorbeiziehen zu lassen, um sowol als Racenfanatiker wie als Patriot ein wahres Vergnügen zu genießen. Nicht minder findet sich noch der schöne Schlag mit weißer Haut, mit blauen Augen und gelben Haaren in der Umgegend von Magdeburg, in manchen Gebirgsgegenden zu beiden Seiten des Rhein, hier und da in Mainfranken, besonders an der Saale, auch in Thüringen und selbst bis tief nach Nordböhmen hinein. Wer in München ein Octoberfest oder in Tirol ein Kaiserschießen mitgefeiert hat, der weiß es, welche große Anzahl schöner deutscher Typen bei solchen Gelegenheiten aus fernen Bergen und Thälern zusammenzuströmen pflegt. In der Jachenau, im Oetzthal, in einzelnen Landstrichen Oberöstreichs und Kärntens begegnen wir noch häufig genug gewaltigen Gestalten mit kühnen männlich-schönen Nibelungengesichtern. So ziehen sich noch die altgermanischen Fäden durch unser großes Vaterland.

Das romanische Element, von Westen und von Süden eingedrungen, hat seine Hauptsitze in den Flußthälern des Rhein und der Donau. Wer aus dem Sauerlande nach Köln eilt oder wer das Weilthal in Nassau rasch verläßt und sich ohne Umschauen nach Mainz begibt, der kann sich, was den Typus der Menschen betrifft, aus Deutschland nach Italien versetzt glauben: dieselben lebhaften Augen, das schwarze Haar, der dunklere Teint und dieselben hübschen jungen Leute und dieselben häßlichen Altenweibergesichter. Gar mancher der jovialen Rheinländer, wie sie Henry Ritter so trefflich zu zeichnen verstand, trägt, ohne es zu wissen, die Römerzüge, etwas verschoben und verschliffen, im weingrü-

---

schmiegsamste der Menschen, stets den dunkeln Typen der Romanen, Albanesen, Griechen und Tataren das Feld geräumt.

*) Vgl. Clement, „Die nordgermanische Welt“.

nen Angesicht. Die Tiroler sind nach Steub's neuern Forschungen geradezu Halbitaliener und von den Salzburgern würde ich Dasselbe behaupten, wenn ich mich nicht erinnerte, daß seit geraumer Zeit die schöne Reitschule mit gleichfalls dunkeln ungarischen Husaren besetzt wäre. Auch in Baiern, in Steiermark und in vielen andern Thälern der Ostalpen scheinen sich Römer oder romanisirte Urbewohner noch längere Zeit hindurch erhalten zu haben.

Was das Slawenthum betrifft, so haben die lettisch-slawischen Stämme, die vor 700 Jahren bekanntlich bis zur Elbe hin wohnten, noch im Nordosten ihre Spuren zurückgelassen; in Mittel- und in Süddeutschland ist dies Element, einzelne weiter vorgeschobene Sprenglinge abgerechnet, noch in Mainfranken, um Nürnberg und bis nach München aufwärts wohl erkennbar, während es im übrigen Süden durch stärkere Völkertypen fast vollständig überdeckt wurde. Wie vielfach aber außerdem Romanen und Slawen als Hörige über ganz Deutschland zerstreut waren, ist schon in frühern Aufsätzen darzulegen versucht worden.

Indessen wenn wir auch diese drei Hauptwurzeln, aus welchen das ganze europäische Völkerleben sich zusammensetzt, mit einiger Sicherheit in unserm Deutschland erfassen können, so bleiben dennoch manche räthselhafte Typen übrig. Besonders ist dies im Süden Deutschlands der Fall, wo stets die Völkerwogen, die Donau aufwärts brandend oder nach Italien drängend, versprengte Ueberreste sitzen ließen. Mag es auch gelingen, in einzelnen Donaugegenden Avaren und weiter aufwärts in der bairischen Hochebene Finnen *) mit rothgelben Bärten (vielleicht von Ostgothen, Herulern und Rugiern hierhergeführt) nachzuweisen, so finden sich doch in der Schweiz, in Schwaben und im ganzen Alpengebiet noch die Spuren von Völkerschaften, denen man bisjetzt immerhin den Namen der Kelten oder Rhätier geben mag, deren eigentliche Abstammung uns aber nichtsdestoweniger vollständig dunkel bleibt. Aber die Zeit wird kommen, wo auch sie den Namen ihres uralten Vaters erfahren werden.

So haben wir denn die Elemente zu ermitteln und in ihrer ursprünglichen Prägung annähernd wiederherzustellen versucht, aus deren Verschmelzung der heutige deutsche Menschenschlag entstanden ist. Aber wäre dies auch vollständiger geschehen, als es mir möglich war, so ist damit doch nur die eine Seite der Aufgabe des Ethnographen erfüllt: auch von innen heraus und durch geistige Einwirkungen verändert sich das Körperliche einer Nation. Wenn ein Volk seine Religion wechselt, wenn es politische Umwälzungen erlebt oder von den Aufregungen des Kriegs zur

*) Spuren von Finnen fand Grimm in der skandinavischen Sprache wie in Niederdeutschland. Braune Haare, zahlreich bei einem Volksstamme, könnten an finnische Einwirkung erinnern?

friedlichen Beschäftigung übergeht, so treten ohne Zweifel gewisse Modificationen auch in der äußern Erscheinung des Volks ein. Wie die Pflanze zwar vor allem den Gesetzen ihrer Gattung und der Abstammung folgt, wie aber doch auch ihre Entfaltung von Boden, von Sonnenschein und Regen abhängt — ebenso, ja der höhern menschlichen Freiheit entsprechend in noch bedeutenderm Maße, äußern auch politische und subjective Verhältnisse ihren Einfluß darauf, ob der Mensch seinen ursprünglichen Stammkeim erniedrige, oder entwickele und erhöhe. Dies ist eine Thatsache: aber so sehr ich sie anerkenne, umsomehr glaube ich diejenigen Meinungen einschränken zu sollen, welche dem Klima, dem Wohnort und der veränderten Nahrungsweise die ganze Leiblichkeit des Menschen zuschreiben. Um die Verdunkelung unserer Haare und Augen zu erklären, spricht man vom Genusse des Weins*) und des Kaffees; aber dann müßten unsere bordeauxtrinkenden Hanseaten längst ihre oft so blonden Haare eingebüßt haben und die unglücklichen Weber des Riesengebirgs müßten bei ihrem dreimaligen Tageskaffee zu wahren Mohren geworden sein. Ebenso schreibt man dem Kaffee und den „heißen Getränken" das Kleinerwerden der Generation zu; aber man vergißt, daß gerade warme Suppen und Muße eine urdeutsche Speise sind und was den Kaffee betrifft, so verwechselt man die Wirkung mit der Ursache: nicht weil sie Kaffee trinken, werden die untern Stände schwächlicher, sondern sie verkümmern in Deutschland, weil sie zu arm sind, und sie greifen auch nur deshalb zum Kaffee und der Kartoffel, weil sie auf keine andere Weise ihr elendes Dasein fristen können. Wenn man einen riesenhaften Norweger oder einen stolzaufgeschossenen Zillerthaler sieht, so preist man die Bewohner der Berge als Erzeugungsstätten der menschlichen Schönheit und Größe; aber man bedenkt nicht, daß jener den zwerghaften Lappen zum Nachbarn hat und daß der Zillerthaler um Kopfeslänge über die Bewohner des Fassathals emporragt, welche letztere doch in ihrer Dolomitenwelt noch ganz andere Berge besitzen als die Nordtiroler. Selbst auf das Thier, welches doch weit stärker im Banne der Natur steht, hat im großen Ganzen seine landschaftliche Umgebung einen höchstens modificirenden Einfluß. Wir sehen die gewaltige Schweizerkuh im Alpengebirge der Race in den Marschen ähneln, während die allgäuer Thiere uns durch ihre zierliche Schlankheit auffallen, bis dann weiter nach Osten hin die zillerthaler und die mürzthaler Rinder wieder zum schweren Schlage gehören. Und der Mensch sollte ein

*) Dem Wein mag diese Wirkung häufig beigelegt worden sein, weil zum Weinbergbau anfangs Römer oder Gallier und später im innern Deutschland auch wol Rheinländer angesiedelt wurden, deren dunkler Typus sich allmälig der Nachbarschaft mittheilte.

Rohr sein, welches dem Windstrich sich beugt oder ein Gefäß, welches sich färbt je nach der hineingegossenen Flüssigkeit? Ich glaube, wir sollten aus den conventionellen Traditionen diese Vorurtheile entfernen, welche mit der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise der Gegenwart durchaus unverträglich sind. Durch Hunger freilich kann man einen Roland tödten und durch Armuth, wenn sie mehre Generationen hindurch dauert, kann eine Race heruntergebracht werden; aber über ethnographische Erscheinungen, die zu ihrer Entwickelung Jahrhunderte oder Jahrtausende brauchten, sich durch wenig relevante Bemerkungen hinweghelfen zu wollen, heißt die Sache doch gar zu oberflächlich auffassen.

So sehr wir uns aus manchen Gründen sträuben mögen, so gewiß ist es doch, daß die Race in allen diesen Dingen das erstentscheidende Princip ist. Wir sehen nicht ein, wie, auch körperlich, ohne Vermischung aus einem Mongolen oder Neger ein Germane werden könnte; und wenn man uns sagt, daß Beide dennoch gleiche Abstammung haben, nun so müssen wir wenigstens für die Zeit ihrer getrennten Entwickelung, bis sie sich soweit voneinander entfernen konnten, einen unbestimmbar großen Zeitraum annehmen. Auch die menschlichen Körper folgen ewigen unwandelbaren Naturgesetzen.

Innerhalb der hauptsächlichen Linien und Farben des Körpers jedoch, welche durch die Abstammung bestimmt werden, hat die menschliche Freiheit einen gewissen Spielraum erhalten und insofern ist Schiller's Satz richtig, „daß sich der Geist den Körper schaffe". Es besteht hierbei wie bei so Vielem im Menschenleben eine stete Wechselwirkung zwischen Materiellem und Immateriellem: der Kriegsgeist der Germanen sprach sich im Körper aus und der Körper hinwiederum trieb stets zu erneuter kriegerischer Thätigkeit. Immer aber bezieht sich die geistige Einwirkung nicht sowol auf die eigentlichen Stammzeichen als auf den Ausdruck, sie wird jedoch um so erfolgreicher, je ununterbrochener sie durch mehre Generationen hindurch fortdauert.

Niemals und nimmer hätten aus den alten Germanen die in der Mehrzahl häßlichen Leute, wie wir sie auf den mittelalterlichen Bildern oder heute noch in den meisten deutschen Dörfern erblicken, entstehen können, wenn wir nicht die früher besprochene Verschmelzung zwischen Adel und Hörigen für wahr halten; nachdem aber diese einmal geschehen war, hatte der Geist des Jahrhunderts, die Masse der umlaufenden Ideen, die Beschäftigung, das Maß der politischen und communalen Freiheit und damit eng zusammenhängend das Maß des Wohlstandes einen bedeutenden Einfluß auf den Habitus der Bevölkerung. Insofern gibt es selbst eine Geschichte des Typus, die, in Verbindung mit den großen durch Vermischung mit andern Racen herbeigeführten Umprägungen, in ihren feinern Zügen die Geschichte der Nation widerspiegelt.

Wollten wir es versuchen, die Entwickelung des Menschenschlags in gewisse Abtheilungen zu bringen, so ließen sich vielleicht vier Perioden unterscheiden. Die erste Periode wird im größten Theile Deutschlands durch das vollständig unorganische Nebeneinanderbestehen germanischen Adels und eines in der Mehrzahl ungermanischen Standes von Hörigen bezeichnet. Als dann die Aristokratie zahlreich in die romanischen Länder flutete und als das Christenthum (in der ersten Zeit seines Auftretens in Deutschland) die alten Unterschiede der Stände zu lockern begann, — damals waren viele freie Männer in Deutschland und die Verschmelzung der Bevölkerungselemente nahm ihren Anfang. In der dritten Periode, die schon mit den Ottonen beginnt, scheint ein Rückfall in die durchgängige Unterjochung des Bauernstandes sich anzubahnen, eine Reaction, die um so ungerechtfertigter dasteht, als die Trennung der Stände keine natürlich-ethnologische, sondern eine künstlich-politische ist; weltliche und geistliche Aristokraten wenden das altgermanische Feudalsystem gegen die eigene Nation an und nur in den Städten bilden sich feste Krystallisationspunkte einer neuen Zeit. Als die Bauern im **16.** Jahrhundert das Joch abschütteln wollen, beginnt mit dem Mislingen dieses Versuchs das deutsche Elend. Die Unterdrückung wird nach Zerreißung des alten immerhin mehr patriarchalischen Verhältnisses verschärft und nimmt den Charakter einer unbarmherzigen Legitimität an. Das Aufkommen großer Handelsmächte im Norden zerstörte die Hansa und die Invasion der Türken, den Osten lähmend, zerrüttend und für uns verschließend, untergrub im Süden unsern alten Wohlstand und was davon noch übrig war, verschlangen die Religionskriege fast vollständig, welche damit endeten, Deutschland zu zerreißen und seine politische Ohnmacht zu constituiren. Daß diese unglückseligste aller Zeitperioden auch dem deutschen Menschenschlag ihre tiefen Spuren eingedrückt hat, wird Demjenigen nicht zweifelhaft sein, welcher gewohnt ist, den Menschen als ein sociales Wesen aufzufassen. Der Bauernstand gedrückt, die Städter, vor ihren verschütteten Wohlstandsquellen stehend, in ein kleinliches Klatschleben zurückgeworfen, die alten Corporationen überall zertrümmert, der Adel dem Hofdienst nachjagend und die Fürsten im despotischen Frankreich ihr erstrebtes Ideal erblickend — wo bestand da noch eine Möglichkeit, daß sich größere Volksmassen zu leiblicher Frische und Schöne entfaltet hätten? Und selbst die treugemeinte Begeisterung für religiöse Ideen, ausgebeutet zu eigensüchtigen Bestrebungen und oft benutzt zur Zersplitterung der Stämme, und selbst unsere glänzende Literaturperiode nicht selten dahinwirkend, das Volk zu isoliren und die Gebildeten mit einem zwar idealen, aber selbstgenügsamen und dem wirklichen Leben entfremdeten Rausche zu erfüllen — führt dies nicht Alles zu einer vollständigen nationalen und individuellen Desorga-

nisation, für welche unser vielgepriesenes Weltbürgerthum nur ein schwacher Trost ist? Doch werfen wir einen Schleier über diese trübe Zeit, die nur allzu lang gewährt hat und die wir jetzt erst mit zitterndem Fuße von uns stoßen, und wenden wir uns lieber der Betrachtung der Elemente zu, welche zu einem schönern Wiederaufbau des deutschen Menschenschlags führen können und werden.

Der Ethnograph, der bei Einzelerscheinungen nur verweilt, um sie in ihrer Beziehung zum Ganzen zu betrachten, muß vor allem sein Augenmerk auf die ökonomischen Verhältnisse richten, weil die zur Erwerbung des Lebensunterhalts erfoderliche Thätigkeit in erster Linie über die Richtung und Entwickelung der Massen entscheidet. Da kann man denn in einem großen Zuge sagen, daß wir im Begriffe sind, aus einer ackerbauenden eine industrielle Nation zu werden. Zahlreiche Bergwerke werden aufgeschlossen, Hütten gebaut und Fabriken errichtet, und wahrlich nicht die schlechtesten Kräfte der deutschen Nation haben sich diesem Felde zugewendet. Sollen wir dies beklagen? Sollen wir, wie noch Manche thun, die letzte Zerrüttung des Menschenschlags vom Fabrikwesen erwarten? Gewiß nicht. Die Industrie ist für uns eine ebenso nothwendige Form der nationalen Arbeit wie der Ackerbau, und je kraftvoller wir uns auf sie werfen, um so schneller werden wir die Gefahren des Uebergangs und der Entwickelung überwinden. Gerade weil die Bevölkerung an vielen Orten bereits so dicht war, daß der bloße Ackerbau längst als Nahrungsquelle für sie ungenügend geworden, gerade deshalb ist ein großer Theil der deutschen Landbewohner entkräftet und verkümmert. Indem nun aber die Industrie bedeutende Werthmassen erzeugt und auf den Weltmarkt wirft, gibt sie dem Landbau Capitalien, zieht die Reichthümer des Auslandes herbei, gewährt durch die Concurrenz der Fabrikanten allmälig dem Arbeiter einen immer höhern Lohn und wirkt überhaupt auf das ganze verdorrte Volksleben wie ein stets gefülltes Reservoir, welches seine befruchtende und erleichternde Wirkung bis in die entferntesten Kanäle des nationalen Körpers ausgießt. Nicht die Race und nicht der Ideenreichthum könnte unser Volk schön und gesund erhalten, wenn die Vorenthaltung des dem Nordländer und zumal dem Germanen so nothwendigen Fleischgenusses in der bisherigen Weise für die Majorität der Nation fortdauerte: nur ein möglichst energisches Eingehen auf die Entwickelung der Industrie kann hier helfen. Auch müssen wir in zweiter Linie die Erfahrung feststellen, daß die bei weitem meisten industriellen Arbeiten dem Körper nur durch zu frühzeitige oder durch übertriebene Anwendung nachtheilig werden; im Gegentheil, wie der Industrielle eine dem Denken und der Kunstfertigkeit mehr Spielraum gewährende, von zufälligen Einwirkungen der Natur mehr unabhängige und namentlich eine socialere Thätigkeit ausübt, ebenso

zeigt er auch in seiner äußern Erscheinung im Allgemeinen einen intelligentern, festern und energischern Charakter als der ländliche Arbeiter. Bergwerke, Hütten und Eisenwerke erziehen im Allgemeinen eine besonders kräftige Bevölkerung. Und wenn wir in den Fabriken auf arme unglückliche Persönlichkeiten stoßen, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie es nicht durch die Industrie geworden sind, sondern daß sie ohne die Industrie in einer noch viel hülflosern und verkommenern Lage sich befinden würden.

Aber rascher noch als den Fabrikarbeitern selber kommt die Industrie der benachbarten ackerbauenden Bevölkerung zugute. Es geschieht dies auf doppeltem Wege, indem einerseits der lästige Ueberschuß der Bevölkerung vom Lande in die Fabriken strömt, während andererseits die Producte des Ackerbaus bei den Industriellen willige und vermögliche Abnehmer finden. Dadurch vermehren sich unter den Ackerbauern die Bedingungen einer freundlichen Existenz, und dann erst wieder kann sich bei uns der alte catonische Satz bewähren, daß keine andere Beschäftigung tüchtigere Menschen erzeugt als der Ackerbau der guten Mutter Erde.

Die Industrie hat bisjetzt fast nur erst Zeit gefunden, ihre anstößigen und bedenklichen Seiten zu entwickeln; aber dem gesunden Verstande kann es nicht entgehen, daß das Maschinenwesen, indem es mit geringerm Aufwande große Resultate erzielt, der Natur leichter ihre Producte abringt und den Menschen eine unweit freiere Stellung gewährt. Dadurch wird Zeit und Gelegenheit zu einer harmonischern Ausbildung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten allen Ständen gegeben werden. Je größere geistige Anstrengungen die Gegenwart fodert, umsoweniger sollten körperliche Uebungen vernachlässigt werden. Wie man die Bemerkung gemacht hat, daß der preußische Militärdienst verschönernd auf die Generation einwirkte, so braucht man auch nur die Turnergilden von Hanau oder Mainz zu besuchen, um mit Freude zu bemerken, welche bedeutende Resultate sich auf diesem Wege erreichen lassen. Auch das Schützenwesen ist in dieser Beziehung wichtig, und die Gebildeten sollten es nicht länger unter ihrer Würde halten, nach englischer Sitte durch Wettrennen, Wettrudern und durch unsere anregenden alten deutschen Spiele ihre Leiber frisch und reisig zu bewahren. Welche deutsche Stadt wird den Ruhm besitzen, die erste Bahn für Schlagball oder Cricket eröffnet zu haben?

Seit etwa 400 Jahren beschäftigte sich ein guter Theil der gelehrten deutschen mit der hellenischen Welt: aber vor lauter Optativen und irregulären Verben sind wir bis in die neueste Zeit nicht zum freien Verständniß und Genuß des griechischen Geistes gekommen, und indem wir mit einer fast stumm-entsetzten Bewunderung vor der classischen Schönheit standen, dachten wir nicht daran, bei uns die Bedingungen zu

schaffen, aus welchen das holde Hellas erblüht ist. Abgesehen von einer glücklichen und, so scheint es, ziemlich bunten Racenmischung ist es aber offenbar die harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte, die sich im griechischen Typus ausspricht. Die Griechen waren nicht blos ein „Volk von Denkern" — eine thörichte Schmeichelei, die uns von ausländischen Schriftstellern zu Füßen gelegt ward —, sondern sie wußten auch zu genießen und, was mehr ist, auch am rechten Orte zu handeln. Weit entfernt von einer Prüderie, die nie im Stande ist, die menschliche Natur zu ändern, wol aber sie auf zerrüttende und heuchlerische Wege zu lenken, nicht zufrieden damit, Ideale zu besingen und zu erschwärmen — gaben sie vielmehr allen Kräften einen maßvollen Spielraum, veredelten durch Gemeingeist, Kunst und Oeffentlichkeit die Neigungen und Leidenschaften und sorgten dafür, daß im schönen Leib eine schöne und thatfrohe Seele wohne. Darin waren die in andern Richtungen oft überschätzten Griechen wahrhaft groß und einzig, und dies ist der Punkt, wo wir ihnen nicht blos ohnmächtiges Anstaunen, sondern wirkliche Nachahmung widmen sollten.

Im engsten Zusammenhang mit dieser Harmonie aller Eigenschaften stand denn auch der Kunstsinn der Griechen ebenso wol wie ihre körperliche Schönheit. Ihre ganze Erziehung war gleichsam eine *bildende Kunst*, welche ja nichts Anderes ist als die Unterwerfung der *Materie unter* die höchste uns gerade erreichbare Regel. Durch ihre angeborenen Talente zur Kunst geleitet, verbreitete sich hinwiederum die Kunst als verklärendes Element über ihr ganzes Dasein, und selbst ihr Typus scheint sich an den Idealen mehr und mehr emporgerankt zu haben, die von den schöpferischsten Geistern unter den Augen ihrer bewundernden Mitbürger gebildet wurden. Diesen veredelnden Einfluß der Kunst finden wir an allen Orten und zu allen Zeiten wieder. Während die Beschäftigung mit großen Gedanken dem Gelehrten und die muthvoll gewagte That dem Krieger in einzelnen hervortretenden Zügen ein bedeutungsvolles Gepräge verleiht, ist es hingegen die Kunst, welche, Empfindung, Gedanken und Ausführung vereinigend, ihre treuen Jünger zu harmonischer Schönheit emporführt und sie selber der Geschenke theilhaftig macht, die sie Andern bieten. Von Dante, Rafael und Leonardo bis zu van Dyck, Goethe und Thorwaldsen — welche Reihe von herrlichen Köpfen! Und auch heute noch braucht man nur etwa München oder Düsseldorf zu besuchen, um überrascht zu sein über die große Zahl anziehender Typen, die unter den Künstlern angetroffen werden. Zwar ist die Kunst nicht im Stande, die Racenzüge zu verwischen, ebenso wenig als sie es vermag, eine kleine Gestalt zu erhöhen oder das Pigment der Wangen, Augen oder Haare zu verändern; aber sie mildert in einer oft seltsamen Weise die Schroffheiten des Angesichts, legt zarte Uebergänge hinein,

vereinigt die zerfahrenden Theile zu einer Idee und wenn die ursprüngliche Anlage allzu ungünstig und der Widerstand des Leibes allzu spröde ist, so feiert sie dennoch ihre Triumphe, indem sie ihren Jünger durch den Glanz des Humors vergeistigt und über sich selber und über die Sinnlichkeit in freiem Fluge hinaushebt. Ich habe diesen Proceß schon öfter beobachtet. Ich kenne einen jungen Mann, welcher mit derben und wenig sagenden Gesichtszügen die Universität bezog; mit Eifer aber dem Studium und der Ausübung der Kunst sich ergebend, läuterte sich fortwährend der Ausdruck seines Gesichts und er bedarf jetzt nur noch eines Aufenthalts im festprägenden Süden, um für einen sehr schönen Mann gelten zu können. Wer hat nicht ähnliche Bemerkungen gemacht? Schon Zimmermaler, Tapezirer und Lackirer gewinnen ein flotteres Aeußere, als es den andern Handwerkern eigen zu sein pflegt, und je mehr der Handarbeiter zum Künstler wird, je mehr überhaupt die Kunst aufhört, blos eine Liebhaberei einzelner begünstigter Lebenskreise zu sein, je mehr sie in das tägliche Leben und in das erwerbende Wirken eindringt, umsomehr Aussichten haben wir, Mitglieder einer schönen Nation zu sein. Das Beste freilich wird hier, wie vielleicht überhaupt bei allen unsern gegenwärtigen Bestrebungen, durch die Entfaltung unserer Industrie geschehen müssen.

Es ist der Fluch der letzten beiden Jahrhunderte der deutschen Vergangenheit, daß sie den Menschen als isolirtes, sich völlig selbst bestimmendes und sich selber genügendes Wesen auffaßte. Nichts ist unwahrer als diese Meinung. Wie das Blatt am Zweige, so hängen wir Alle am großen Baume der Nationalität: und wenn man uns Deutschen mit Recht sagt, daß wir keinen nationalen Charakter haben, so ist eben die Entbehrung der nationalen Züge unser Nationalcharakter. Wir wuchsen aus unserm Stamme, unserer Familie und aus der ganzen Vergangenheit hervor, wir stehen unter dem unbezwinglichen Banne unserer Zeit, unserer Nation und unserer Umgebung: lassen wir also die Hoffnung dahinfahren, auf eigenen Pfaden zu subjectiver Einzelgröße zu gelangen und wirken wir hingegen liebevoll und ernst im Ganzen und für das Ganze. Wir haben am Wohlergehen unsers Nächsten ein directestes Interesse: je schöner, reicher, besser er ist, umsomehr Aussicht haben wir und unsere Nachkommen, vollwichtige Menschen zu sein und zu werden.

Die körperliche Rüstigkeit und Schönheit ist kein Werk des launischen Zufalls, sie ist das Resultat unserer ganzen Vergangenheit und Gegenwart, sie folgt aus der ursprünglichen Ausstattung unsers Stammes, der Vermischung mit andern Völkern, sowie aus dem materiellen, socialen und politischen Zustande unserer nationalen Gegenwart. Liegt die Vergangenheit abgeschlossen und unzugänglich hinter uns, nun so wirken wir in der Gegenwart und bauen wir für die Zukunft! Wir dürfen uns

nicht verhehlen, daß in unserm Deutschland noch Vieles fehlt und nicht so ist, wie unsere heißen Wünsche es ersehnen, und zwar nicht nur bei den bestehenden Gewalten (gegen die wir uns nach französischem Beispiel oft vielleicht zu ausschließlich zu wenden pflegen), sondern bei uns selber und in uns. Hier ist noch ein freies Feld für patriotische Thätigkeit, deren Wirkung auch dem speciellen Gegenstand unserer Betrachtung zugute kommen wird. Schon erfreut uns im Vaterland eine körperlich und geistig vernünftiger gepflegte und darum lieblicher aufblühende Kinderwelt. Schon erheben sich kraftvolle Stimmen, welche bei der Erziehung statt des Zwangs oder gar der rohen Ruthe auf die Wiederbelebung des altgermanischen Princips der Ehre dringen. Immer unhaltbarer wird das alte Bildungssystem, dessen Schwerpunkt in den Aeußerlichkeiten zwar großer, aber dennoch überschätzter und nicht an die machtvolle Geisterbewegung der Gegenwart hinanreichender Zeitperioden liegt. Schon ist man weniger darauf bedacht, die Jugend mit vorgefaßten Meinungen zu erfüllen, Meinungen, die bei dem spätern Hinaustreten in die Welt leider doch nur selten Stand halten, die wir dann aber niemals ohne Einbußen von uns legen. Ueberall im Reiche der Wissenschaft treffen wir eine Bewegung, welche, weit entfernt von willkürlicher und subjectiver Vereinzelung, ihre breiten Wurzeln in den Boden des Realen und Volksthümlichen schlägt und welche die Culturelemente *alter* fremder Nationen zwar nicht völlig ausstößt, aber *geistig bewältigt* und nur als gesichtete Werksteine betrachtet zum großen Neubau, dessen Fundamente in den Stürmen der Gegenwart gelegt werden.

Geistig wie körperlich stehen wir im Beginne einer neuen Zeitrechnung. Sie wird Gefahren bringen, aber sie wird auch die Heilkräfte wecken, welche im heutigen Völkerleben zahlreicher aufgehäuft sind als jemals in einer frühern Geschichtsepoche. Liegt es auch in der Natur der Sache, daß die oben angedeutete Bewegung der Geister zunächst ihre negativen Seiten hervorkehrt, so ist es hinwiederum bedeutungsvoll und trostreich, daß der Ruf nach Arbeit und die Anerkennung ihres Werthes mächtig durch die Welt geht. Arbeit heischt der hungernde Proletarier und Arbeit ist des blasirten Reichen tiefinnerlicher Sehnsuchtswunsch, und der Nationalökonom erkennt eine Hauptursache des Pauperismus in dem Umstand, daß sich die gebildeten Classen ihrer Aufgabe entzogen haben, welche darin besteht, an der Arbeit des Volks leitend und befruchtend theilzunehmen. Die Arbeit also wird das Gegengewicht und das Schutzmittel sein, wenn jemals der Fall eintreten sollte, daß tief eingebürgerte, aber mit dem wieder emporstrebenden Nationalcharakter nicht völlig vereinbare Ideen und Anschauungen sich lockern. Ein *Volk*, das aus freien Arbeitern besteht, geht, soweit unsere Blicke tragen, nicht mehr zugrunde. Arbeit ist nicht nur eine Nothwendigkeit für unsere Le-

bensfristung, sondern statt ein Fluch zu sein ist sie vielmehr die Bedingung unsers Glücks und unsers geistigen und körperlichen Wohlbefindens, und der Gebildete, der sein Wissen dem praktischen Leben widmet, leistet nicht nur sich selber den größten Dienst, sondern indem er die rauhe Thätigkeit der niedern Classen durch seine Führung wirksamer macht, schafft er auch in diesen Kreisen die Möglichkeit einer menschlich-schönen Entwickelung.

Fassen wir nun diese unsere Erfahrungen und Vermuthungen, die der Zukunft einige Anhaltspunkte zu bieten bestrebt sind, in ein Gesammtbild, so zeigt sich uns, abgesehen von der Race, die körperliche Gesundheit und Schönheit als das mögliche Resultat des ganzen materiellen, geistigen und moralischen Zustandes einer Nation. Je mehr sich ein freundlicher Wohlstand über alle Stände erstreckt, je weniger die Lüge, die Feigheit, Neid und Schadenfreude (nach unserer Nationalanschauung die häßlichsten der Laster) ihr Gift verbreiten, je mehr dagegen Nächstenhülfe, Gemeinsinn, Freimuth, unbedingte Wahrheitsliebe unser sociales und politisches Leben durchdringen, je klarer und höher endlich unsere Anschauungen und Ideen sind, — umsomehr Bedingungen besitzen wir, unsern Menschenschlag dem Ideal entgegenzuführen.

Gleichzeitig aber (und hiermit kehren wir von dem psychologisch-ästhetischen wieder mehr auf den geschichtlichen Boden zurück) mit allen diesen Einflüssen sind auch die Racenmischungen fortwährend thätig, den Menschenschlag zu verändern und umzuprägen. Und dies geschieht, wie alles Moderne, mit einer Schnelligkeit, zu der frühere Jahrhunderte kein mögliches Beispiel liefern. Die Eisenbahnen vor allem, welche gleichsam wieder ein veredeltes Nomadenleben in unsere Gewalt stellen, arbeiten fortwährend daran, nicht nur unsere Stämme, sondern auch die Nationen selber zu verschleifen. Indem die Menschen für ihre verschiedenen Kräfte mit Leichtigkeit an entfernten Orten den am meisten entsprechenden Spielraum aufsuchen, wird in kurzem Europa zu einem ähnlichen Schmelztiegel der Völker werden, wie es jenseit des Oceans Amerika schon längst gewesen ist. Ob wir Deutsche es noch angesichts dieser Thatsache zu einem specifisch-nationalen Typus bringen werden oder ob wir bestimmt sind, in einem allgemein-menschlichen Typus der Zukunft aufzugehen, darüber werden Ereignisse entscheiden, die sich jetzt kaum überblicken lassen. Constatiren wir nur den ethnographischen Hauptsatz, daß die blonde Race von der dunkelhaarigen mehr und mehr überwachsen wird. Zwar überwiegen noch die hellen Menschen in Norddeutschland und Skandinavien, vielleicht auch in England und Nordamerika, sie finden ferner Anhaltspunkte bei den Finnen und Nordslawen und haben ihre Sprenglinge einerseits durch Frankreich nach Spanien hin vorgeschoben und andererseits sie unter den Türken, am Kaukasus,

66 *

ja in Kleinasien und vielleicht am Hindukusch selber aus der Urzeit bewahrt; auch ist es nicht gering anzuschlagen, daß gerade die ökonomisch-entwickeltsten und also expansionskräftigsten Völker zu dieser Race gehören. Aber dennoch wird, und wenn auch in Jahrtausenden, der Tag kommen, wo man den letzten Mann mit dem germanischen Stammzeichen als Urenkel der Sonnensöhne bemerken wird. Die Geschichte kennt Arier, die im Typus semitisirt wurden, aber das Gegentheil hat sie noch nirgends nachgewiesen. Schon ist die Zahl der echten deutschen Racentypen gering geworden, schon haben sich die goldenen Haare in graue, fahle, braune und schwarze verwandelt, schon sind unsere Augen aus der alten Bläue in das Graue, Grüne oder Dunkle übergegangen, schon sind unter allen germanischen Völkern die fremden Farben weit verbreitet. Wie Spanien seine Araber empfing, so greift Frankreich nach dem Orient, Rußland veredelt seine Geschlechter durch Tataren und Georgier und Deutschland verbrüdert sich mit den Magyaren, bietet den Juden eine, wie wir hoffen, bald völlig ungestörte Freistatt und bereitet sich vor, an der großartigen Entwickelung Antheil zu nehmen, welcher früher oder später das Mittelmeer entgegengeht. Auf hundert Wegen werden die Dunkeln vordringen. Welches also wird der europäische Typus der Zukunft sein?

Soll ich einen Versuch machen zur Beantwortung dieser Frage, so muß ich auf die Parallele zurückkommen, die schon oben zwischen Menschenschlag und Sprache angezogen ward. Wie aus der Verbindung zweier Stämme eine Mischsprache und eine Mittelrace zu entstehen pflegt, und wie die großen Erlebnisse der Nation eine der Lautverschiebung ganz ähnliche Veränderung des Ausdrucks und der Haltung des Menschenschlags verursacht haben müssen, — ebenso mag auch der Welttypus von denjenigen Völkern bestimmt werden, welche die meiste Aussicht haben, ihre Sprache zur Weltsprache zu erheben. Auf diesem Gebiete nun hat der Meister den Ausspruch gethan, daß die englische Sprache ausersehen scheine, „an allen Enden der Welt zu walten“, und da nun diese Sprache, fortwährend in den Begriffsschatz der römischen Sprache zurückgreifend, sich mehr und mehr dem Romanischen zuneigt, so ist es eine vielleicht beklagenswerthe, aber kaum zu umgehende Vermuthung, daß in der zukünftigen Mischsprache der Welt die romanischen Sprachelemente über die germanischen den Sieg davontragen werden. Rascher noch wird dieser Erfolg auf dem ethnographischen Gebiete erfolgen, umsomehr, da die Romanen den Uebergang zu den semitischen Typen bilden. Die schwarzhaarige Race ist festgeprägter, dauerhafter und darum bei Mischungen fast regelmäßig den Ausschlag gebend: wie in der Natur die zarte weiße Farbe, wenn sie einmal getrübt ist, nie mehr in die frühere Reinheit zurückkehrt, sondern bei fortdauerndem Gebrauche beständig zur

Verdunkelung voranschreitet, so scheint es auch bei denjenigen Racenzeichen zu ergehen, welche einer Veränderung überhaupt unterworfen sind. Die weiße blutdurchströmte Haut und die hellen Haare und Augen werden verschwinden und insofern wird der Romane siegen. Aber dieser Sieg ist nur ein äußerlicher, er bezieht sich nur auf den Schein und die Farbe, während selbst am Körper der höhere Wuchs und vielleicht die Prägung der Stirn ein Antheil sein werden, welchen der Germane bei der zukünftigen Weltrace durchsetzt. Aber noch viel äußerlicher ist dieser Sieg der Romanen, wenn wir bedenken, daß er sich doch nur auf die Erscheinungsform des menschlichen Daseins erstreckt. Wie die Deutschen, die sich in den Römerländern als Sieger niederließen, zwar in die südliche Sprache und die südliche Gestalt übergingen, wie sie aber ihre Rechte, ihre Sitte und ihr Wesen treu bewahrten, ja den Besiegten aufdrückten, ebenso mag es bei der zukünftigen Weltentwickelung sich zutragen. Wie einst mit den germanischen Helden die unstillbare Lust an Kampf und Gefahr, das Bedürfniß der persönlichen Freiheit, das Princip der Ehre und der ganze Rittergeist in die romanischen Länder einzog, so wird in der modernen Zeit einerseits der angelsächsische Stamm vorzüglich berufen sein, den Geist des Handels, der Industrie, kurz das Princip der freien Arbeit und der gegenseitigen Dienstleistung unter den Nationen zu verbreiten und dadurch ein dauerndes Zusammenleben der Menschen zu begründen, andererseits aber scheint die erhabene Mission der Deutschen darin zu bestehen, im politischen Völkerleben überall die unparteiische Wage zu halten, das sociale Leben durch die Kunst zu verklären und als die echten Arier der Wissenschaft die Culturelemente aller Nationen vermittelnd und beherrschend, die Gründer einer neuen Weltanschauung zu werden. Romanische Form, aber germanischer Geist — das ist der Wahlspruch der Zukunft.

Zwei Gedichte.

Von

Albert Traeger.

1. Glühende Asche.

Dein Lächeln war mein einzig Glück,
Mein einzig Leiden dein Erblassen,
Ein Blick von dir hielt mich zurück,
Ließ ohne Schmerz mich Alles lassen.
Vorbei, vorbei sind jene Zeiten,
Und nur zuweilen still und mild,
Wie Schwäne durch die Fluten gleiten,
Zieht durch die Seele mir ihr Bild.

Den trunk'nen Blick auf dich gewandt,
Zu deinen Füßen sitz' ich wieder,
Und leise legt sich deine Hand
Auf meine Locken spielend nieder:
Kein Wünschen kennen wir, kein Streben,
Es hemmt bei uns die Zeit den Lauf,
In weiter Ferne wogt das Leben,
Und sein Geräusch weckt uns nicht auf.

Ein Traum ist's nur und schnell verweht
Die flücht'ge Täuschung seiner Bilder,
Doch, wie ein tröstendes Gebet,
Stimmt er die Seele weicher, milder.
Das Leben ließ mein Herz erkalten,
Nur in der Asche glimmt die Glut,
Wo still in seinen tiefsten Falten
Dein heilig Bild begraben ruht.

2. Zweifel.

An deinem Finger, dem weißen, schlanken,
Blitzt golden ein schmaler Streif,
All' meine Blicke, meine Gedanken
Bannet der kleine Reif.

Stehst du so stolz, in Sicherheit prangend,
Weil dich ein Talisman schmückt?
Schweifst ins Weite dein Blick so verlangend,
Weil die Fessel dich drückt?

Literatur und Kunst.

Heilkunde.

Es gibt in unserer modernen Gesellschaft Vieles, wovon die Gesellschaft selbst nicht gern spricht und was sich doch durch kein Schweigen wegleugnen oder in Vergessenheit bringen läßt. Dazu gehören auch die unglücklichen Kretinen. Dieselben sind freilich nicht salonfähig und die Mehrzahl unserer Gebildeten, die für einen Quasimodo oder eine ähnliche poetische Schöpfung schwärmt, wendet sich scheu davon ab, wenn ihr Blick auf einen der Elenden fällt, die den Dichtern dabei als Original gedient haben. Und doch ist mit dem Abwenden und Schaudern nichts gethan, vielmehr kommt es auch hier darauf an, das Uebel zunächst gründlich ins Auge zu fassen und sich klar zu machen über den Grad seiner Ausdehnung, um auf Mittel zur Abwehr und Heilung denken zu können. Einen höchst schätzenswerthen, auch für den Laien vielfach anregenden und belehrenden Beitrag dazu liefert eine Schrift, die soeben unter dem Titel: „Der endemische Kretinismus als Gegenstand der öffentlichen Fürsorge. Denkschrift an Se. Excellenz den Herrn Minister des Innern Dr. Frhr. von Bach. Von Dr. Franz Köstl", in Wien erschienen ist. Wie abhängig der Mensch von der Erdscholle ist, an welcher er klebt, das weiß und fühlt Jeder von uns; aber selten wird diese Einsicht stärker befestigt als durch ein aufmerksames und vorurtheilsfreies Studium des Kretinismus. Häufig gemachte Erfahrungen beweisen, daß auch die Kinder der gesündesten und intelligentesten Familie in Gefahr sind, diesem großen Uebel zur Beute zu werden, wenn dieselben aus einer gesunden Gegend in den Kretinendistrict einziehen. Hier haben wir das auffallendste Beispiel von dem Einfluß des Klimas auf Körper und Geist. Die glücklichen Heilversuche mit jungen Kretinen auf dem schweizerischen Abendberge sind auf jene wissenschaftliche Erkenntniß basirt und haben bereits die Aufmerksamkeit der meisten europäischen Regierungen erregt. Es ist gewiß dem östreichischen Minister des Innern höchlich zu danken, daß er durch einen sachkundigen Gelehrten die praktischen Resultate, die seit Gründung der Anstalt des Abendberges in dieser Frage der Humanität gemacht wurden, in einer eigenen Denkschrift zusammenstellen ließ, um richtige Ansichten zu verbreiten und die Theilnahme der Menschenfreunde für diese hülflosen Wesen zu erregen. Da die Denkschrift nachweist, wie tief diese schreckliche Krankheit in die öffentliche Wohlfahrt eingreift, so ist die Kenntniß ihrer Resultate für Jedermann belehrend und der allgemeinsten Theilnahme werth. Mit Recht sagt die Denkschrift: An dieser Frage nicht theilnehmen, hieße das Wesen, den Zweck der Gesellschaft, des Staats verkennen, gleichgültig sein, wenn die Bevölkerung sich vermindert, ganze Familien absterben; wenn die Zahl der Arbeitskräfte, der die Steuern Entrichtenden, zum Militär Tauglichen, durch Intelligenz das Wohl der Gesellschaft Befördernden, überhaupt der dem Staate nützlichen Bürger verlorengehen, wenn der Wohlstand der Familien und Gemeinden abnimmt, wenn die persönliche Sicherheit und das Eigenthum der häufigen Brandstiftung wegen, welche Blödsinnige verursachen, gefährdet ist, wenn die Bürger in körperlichem Siechthume, geistiger Stumpfheit und sittlicher Ent-

artung dahinleben, die Gesetze nicht begreifen und in den Tagen der Gefahr keinerlei Opfer fähig sind. Der Kretinismus, sagt ferner die Denkschrift, ist eine bald mehr bald minder ausgeprägte Entartung des Menschen nach Leib und Seele, welche je nach dem Grade und ihrer Ausbreitung über einzelne Individuen und Familien oder einen großen Theil der Gesammtbevölkerung ganzer Länder mehr oder minder bedeutend den Gattungscharakter des Menschen benimmt und ganz ausrottet; die davon Befallenen zum unvernünftigen Thiere, ja unter das mit Instinct versehene Thier herabwürdigt und an dem Bewußtwerden ihrer Bestimmung hindert, sowie daher ihre üble Wirkung bald mehr oder minder tief und nachhaltig auf die Gesellschaft und den Staat, denen der Kretin nicht nur nicht nützlich, sondern verschiedenartig zur Last und schädlich ist, ausdehnt. Auf dieser Stufe der Entartung angekommen, ist die Krankheit unheilbar. Die Heilversuche haben es nur mit dem werdenden Uebel in frühester Kindheit zu thun, wo sich in der Regel geistige Keime bemerklich machen, welche der Entwickelung fähig sind. Verminderung der Bevölkerung ist die erste Folge des endemischen Kretinismus, indem bei den höhern Graden des Uebels die Fortpflanzung physisch unmöglich wird und dasselbe die Quellen der Zeugung vernichtet, wo man es nicht ahnt und die Basis zu einem lebensschwachen Geschlechte abgibt, welches mit dem Aussterben ganzer Familien endigt. Fassen wir diesen Umstand genauer ins Auge, so gibt uns die Denkschrift folgende Schilderung: „In Gegenden, in denen die Ursachen des Kretinismus in großer Anzahl vorhanden sind und ihre feindliche Kraft besonders geschärft ist, bleibt wol Niemand von deren Einflusse gänzlich verschont. Umsonst sieht man sich hier um nach einer schönen Körpergestalt, nach einem blühenden Antlitz, nach einem seelenvollen Auge, nach einer verständigen heitern Miene, nach Ebenmaß, Harmonie, überhaupt nach Allem, was den Menschen zu dem Menschen zieht, was ihm Achtung und Bewunderung einflößt, das Herz erfreut, den Schönheitssinn erquickt, zum Lobe und Preise der Allmacht stimmt, was eine höhere Abkunft offenbart und Zeugniß gibt, daß der Mensch sich derselben und des Zweckes seines Daseins klar bewußt, auf dem Wege der geistig sittlichen Veredelung sich ganz selbst, sich ganz frei bestimmt, daß er aber auch des Daseins würdig sich erfreut. Mit wenigen Ausnahmen gewähren die Bewohner fraglicher Gegenden insgesammt einen ganz eigenthümlichen Anblick, den eines ungesunden kachektischen Aussehens, eines freudlosen, gleichgültigen, welken Gesichtsausdrucks, eines matten, geistlosen, blöden Blicks, eines verkümmerten Wachsthums, eines kurzen gedrungenen, in die Breite gehenden, verflachten, schlaffen, unschönen, unharmonischen Ganzen. Fern von einer hohen Gestalt, ist diese klein, unförmlich plump, mit außerordentlicher Knochenbildung, großem Schädel, kropfigem oder wenigstens dickem aufgeblähtem Halse, hervorspringenden Jochbeinen, unverhältnißmäßig großen Armen und Beinen, platten und anderweitig unwohl gestalteten Füßen. Eine weitere Folge ist die Verminderung der Arbeitskräfte solcher Gegenden, indem selbst die sogenannte gesunde Bevölkerung kaum halb soviel leisten kann als wirklich normal organisirte Menschen. Dazu noch die amtlich erhobenen Thatsachen, daß in Kärnten z. B. aus andern Gegenden eingewanderte, gesunde Leute auf gewissen Höhen, welche man Tostenhuben nennt, noch im Alter von 40—50 Jahren kretinisiren, d. h. geistesschwach werden, Kröpfe

und Smerzen in den Gliedern bekommen, welchen Steifheit folgt, sodaß sie die Bewirthschaftung der Höfe nicht mehr selbst besorgen können. Eine Familie, die sich selbst kaum ernähren kann, kann zu den allgemeinen öffentlichen Abgaben nichts beitragen. Was vermag die Gemeinde, welche aus verarmten Gliedern, die sie dadurch noch ernähren soll, besteht? Eine muskel- und geistesschwache, entartete, kranke, an Arbeitskräften Mangel leidende Familie, Gemeinde, welche ihre schweißbetrieften, kargen Bodenfrüchte dem allgemeinen Wohle, dem Kriegsdienste ihre einzigen letzten Glieder weiht, weiht sich selbst, aber auch die Nachkommenschaft dem Grabe. Wie weit diese traurigen Verhältnisse in das sociale Leben eingreifen, beweist unter Anderm das an der Donau gelegene große Dorf Pechlarn, wo unter 5000 Seelen nicht Ein waffenfähiger Mann gefunden wird. Rechnen wir dazu noch die von Blödsinnigen herrührenden so häufigen Brandstiftungen, die vielfachen mit Exaltation verbundenen Geistesstörungen von Halbkretinen und das mannichfaltige Unheil und Zerstörungen, welche Individuen der Art, die im verwahrlosten Zustande aufwachsen, anrichten, und endlich den nicht zu übersehenden moralischen Eindruck dieser entarteten Wesen auf die relativ gesunde Bevölkerung, namentlich auf die kindlichen, furchtsamen Gemüther, auf die Frauen und zarte Naturen, so haben wir Grund genug, um die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde und namentlich der Staaten auf diese wichtige Frage der Humanität und ihre praktische Erledigung zu lenken."

Man muß sich füglich wundern, wie ein so großes Uebel, welches über die meisten europäischen Länder mehr oder weniger verbreitet ist, solange fortwuchern konnte, ohne nur einen Versuch zur Abhülfe zu veranlassen. Ohne Zweifel trugen die Vorurtheile des Volks und die unrichtigen Ansichten der Gelehrten bisher die größte Schuld. Behauptete doch noch Balliarger im Jahre 1850 in der pariser Akademie der Medicin, daß der Kretin eine Monstrosität sei und mithin seinem Wesen nach unverbesserlich, während in Deutschland Damerow die schon früher von Ramond de Carbonière ausgesprochene Ansicht verfocht, daß der Kretinismus ein den niedern Menschenstämmen analoges Naturphänomen sei und mithin der Kretin dem Papusneger, Hottentott &c. entspräche. Schon in dieser Hinsicht haben die Heilversuche auf dem Abendberge einen hohen wissenschaftlichen Werth, indem sie lehren, daß dieser Zustand eine Krankheit, welche immer mit Störungen der Ernährung beginnt, mithin von der vegetativen Sphäre ausgeht, dann das Cerebro-Spinalsystem in Mitleidenschaft zieht und die verschiedenen Grade des Blödsinns bedingt. Auch haben diese Heilversuche eine neue Bahn gebrochen, indem sie mehre europäische Regierungen veranlaßten, statistisch-ätiologische Untersuchungen anstellen zu lassen, an welche sich nun auch die östreichische Monarchie anreihen wird. Nach der Denkschrift stehen die auf dem Abendberge erhaltenen Resultate als höchst gelungen da und werden für alle Zeiten zum Segen gereichen. Je jünger die Kretinen zur Aufnahme kommen, um so günstiger ist der Erfolg. Diejenigen, welche auch nur einige Worte articuliren können, lernen sich durch die Sprache ausdrücken, lesen und schreiben. Zur Erlernung von mechanischen Verrichtungen, landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten sind auch die noch tiefer Stehenden zu verwenden. Am günstigsten ist das Resultat bei Kindern, welche nach der Geburt sich gesund entwickeln und erst gegen die Periode des ersten Zahnens, etwas früher oder später,

erkranken und nach und nach zu Kretinen werden; sie erhalten auf dem Abendberge vollkommene Gesundheit. Nur der höchste Grad des Kretinismus, die Idioten, die man bisher fälschlich als Kretinen bezeichnete, sind blos körperlicher Besserung fähig. Da sie jedoch zuhause immer mehr versinken und den abschreckenden Typus annehmen, welcher das vollendete Uebel charakterisirt, so ist selbst dieses geringe Resultat oder auch nur eine Absonderung und humane Verpflegung noch immer eine große Wohlthat. Gegründet auf die Thatsache, daß die Kretinen öfters einzelne hervorragende Talente und isolirte Geistesvermögen besitzen, wie bewunderungswürdiges Gedächtniß, Erstaunen erregende Begabung zum Kopfrechnen, ungewöhnlich lebendiges religiöses Gefühl, musikalische und Malertalente ꝛc., welche sich in ausgezeichneter Weise cultiviren lassen, kann man mit Bestimmtheit der Hoffnung Raum geben, daß mit der Zeit einzelne in ihrer Art ausgezeichnete Persönlichkeiten aus den Kretinenanstalten hervorgehen werden, wie auch schon jetzt die Beispiele des Katzenmalers Mind, Dr. Odet und Anderer beweisen.

Nicht hoch genug kann in der Behandlung des Kretinismus die Bergluft als erste und unerlaßlichste Heilpotenz angeschlagen werden; Anstalten der Art in Städten sind ein vollkommen verfehltes Unternehmen. Mit überraschender Schnelligkeit sieht man den wohlthätigen und stärkenden Einfluß der stark elektrischen und reinen Bergluft auf die kranken, schwachen, abgemagerten Kinder, unter deren Einfluß die Blutbildung und Ernährung gesteigert, die Körperwärme vermehrt und die Thätigkeit des Nervensystems erregt und daher dem Grund des Uebels diametral entgegengewirkt wird, dessen Wesen in Störungen der Ernährung und einem dadurch bedingten Zurückbleiben einzelner Gehirntheile in ihrer Entwickelung, chronischem Oedem des Gehirns und den bekannten skrophulösen und Knochenleiden besteht. Das Institut auf dem Abendberge, sagt die Denkschrift, ist der erste Thatversuch, um diese zerstörende Geißel unsers Geschlechts bändigen zu lernen. Dort oben ist das Wort und der Wunsch der Denker und Menschenfreunde zur That geworden. Ausgerüstet mit eigenen und fremden Beobachtungen hat Dr. Guggenbühl, tief erschüttert von dem Elende seiner Mitmenschen, welches er auf Reisen schon in früher Jugend kennenlernte, den Blick nach oben gerichtet, nach den freien sonnigen Höhen der Berge, wo von altersher die Menschen Stärkung des Leibes und der Seele fanden, nachdem bereits Saussure beobachtete, daß der Kretinismus in einer gewissen Meereshöhe verschwunden sei. Durch die Vorsehung bestimmt, das Kreuz der Erlösung für die Elendesten zu errichten und hoch über der Erde den entthronten Menschen wiedereinzusetzen in sein angestammtes Reich, hat er, ein junger hoffnungsvoller Arzt, allen Lebensgenuß und seine eigenen Hülfsmittel hingeopfert, um die alte Schuld der Menschheit abzutragen. Der Abendberg hat eine überaus herrliche Lage, mitten im Kranze der Hochalpen, umgeben von zwei Seen und den reizenden Thälern des Berner Oberlandes. Das Gut, worauf die Anstalt gegründet ist, ist Eigenthum des Stifters und hat einen beträchtlichen Umfang an Pflanz- und Wiesenland, worauf Viehzucht und Landwirthschaft getrieben wird, zu deren praktischer Erlernung die jungen Kretinen angehalten werden. Schon sind manche so weit gebracht, daß sie ein Handwerk erlernen und sich im Leben nützlich machen können. Der Segen, der vom Abendberge ausgeht, dehnt sich auch in mannichfachen Nachbildungen bereits über mehre euro-

päische und amerikanische Länder aus und veranlaßt die Fürsorge mehrer Regierungen, in den respectiven Staaten statistisch-ätiologische Forschungen anzustellen, um die Zahl dieser Unglücklichen und die Ursachen dieser schweren Krankheiten immer genauer zu erforschen, zu welchem Behufe der Stifter des Abendberges selbst von Zeit zu Zeit verschiedene Reisen macht. Rſg.

Correspondenz.

Aus dem Bremischen.

November 1856.

lkd. Sind Sie tapfer genug, die berüchtigten Wege der Marschen nicht zu scheuen, so lade ich Sie ein, mich auf einem neuen Ausflug in jenes wunliche Stück Erde zu begleiten, das ich Ihnen bereits vor einigen Monaten schilderte. Und wirklich sind die Wege nicht so schlimm, wie man ihnen nachsagt, wenigstens für den Augenblick nicht; der October hat seine Sache gut gemacht — wenig Krammetsvögel und Schnepfen, aber dafür auch wenig Nebel und Regen, der Wagen kann passiren und so rollen wir bequem hinein zwischen den Feldern, die hier schon wieder das junge Weizengrün, dort das dunklere Rappsblatt färbt, während andere, neu aufgebrochene, durch ihre großen blankglänzenden Schollen den Namen der „fetten" Marsch rechtfertigen. Die Weiden sehen Sie nun leer, der heranziehende Martinstag hat das Vieh von den kalten Nächten, die es im Freien zubringen mußte, erlöst, es ist eingerückt in die Ställe, nach denen es seit Anfang October allabendlich verlangend brüllte, oder es ist fortgetrieben nach den nahen und fernen Herbstmärkten, um „weidefett" jenes schöne saftige Rindfleisch zu liefern, das man im Binnenlande vergeblich sucht. Das Meiste davon wandert nach Hamburg, wo es unter Anderm das berühmte hamburger Rauchfleisch gibt. Auch übers Meer pilgern die Ochsen in Scharen, die roastbeefverlangenden Söhne Albions zu befriedigen, deren Appetit neben ihrer heimatlichen fleischreichen Durhamrace auch das Vieh der Marschen nicht verschmäht. Die Milchkühe gehen in zahlreichen Heerden meistens nach Berlin; die fette Marschmilch, fürchte ich, wird da mit dem Spreewasser vertrauter als ihr gut ist. Auch mächtige Scharen von Gänsen begegnen uns, die aus ihren heimatlichen „Schalln", den weiten grasreichen Außendeich- oder Inselflächen (Schalln, Schalm, Scharm heißt ein weites Wiesen- oder Weideland), dem sichern Tode entgegengetrieben werden.

Aber siehe da, schon sind wir auf dem Hofe. Es ist ein Hausmann, ein Hofbesitzer mit vollem Stimmrecht in den Kirchspiels- oder Landesversammlungen, dessen Gastlichkeit wir in Anspruch nehmen, also keine geringe Persönlichkeit. Schon der Hof gewährt einen stattlichen Anblick; weit breitet er sich aus hinter der Einfahrt, die über den Graben führt — oder gehen wir hier den langen, grabengesäumten Obsthof entlang, direct auf das große Thor in der Giebelseite des bekannten niedersächsischen Bauerhauses, auf deren Spitze hoch oben das jetzt verlassene Storchnest steht. Es ist die Hauptthür, die auf die Viehdiele führt; rechts und links sehen die Häupter

der Thiere auf die fleißigen Drescher, die Wohnung der Menschen folgt erst auf der Hinterseite des Hauses. Früher vermochte der Herr von dem Vorplatze aus das gesammte Haus zu übersehen; jetzt ist die Viehdiele in den Marschen meistens ganz von den Wohnräumen abgeschlossen und nur eine Thür verbindet beide. Der Bauer hat ja ohnehin nicht mehr Gelaß genug in dem einen Gebäude, neben dem Wirthschaftshofe stehen noch stattliche Scheunen und Ställe, „Kropscheunen", vom Jungvieh „krop" benannt: sodaß der ganze Hof zuweilen ein von drei Seiten geschlossenes Viereck bildet.

Das ist die Residenz des wohlhabenden Hausmanns, hier ist sein unbeschränktes Reich, in dem er allein gebietet, wo ihm jede Einmischung verhaßt ist, und in der Erinnerung alter vollständiger Unabhängigkeit, die nur durch das gleiche Recht seiner „Landes"genossen beschränkt wurde, setzt er Alles daran, diese Selbstbestimmung zu erhalten. Wissen Sie aber, was ihm „Land" heißt? Lediglich der zu einer größern Einheit verbundene Marschdistrict; das „Land" Wursten dem Wurster, Hadeln dem Hadeler, dem Kehdinger Kehdingen; an das ganze Bremische, an das Königreich Hannover denkt dabei Niemand — und noch weniger natürlich an Deutschland.

Den Vollstrecker dieses seines souveränen Willens und seiner Befehle hat der Hausmann am Großknecht. Jeden Abend holt derselbe die Anordnungen für den folgenden Tag vom Herrn; er vertheilt danach die Arbeit an die Knechte, die ihm dafür haften, wie er dem Bauer. Es müssen sehr dringende Fälle sein, wo dieser sich herablassen soll, die geringern Knechte unmittelbar an die Arbeit heranzuziehen oder ihnen etwas zu verweisen; das ist ein für allemal des Großknechts Sache, der somit eine wichtige Person im Getriebe des Hofes ist; dem Großknecht gehorchen Knecht und Magd, Niemand langt zur Speise, bevor er zugreift. Auch sein Einkommen entspricht diesem Einfluß; dasselbe ist oft drei mal so hoch wie der Lohn der gewöhnlichen Knechte, den ich Ihnen schon früher auf 33 Thlr. im Durchschnitt angab, zuweilen sogar noch höher. Aber auch die Knechte haben wieder ihre Untergebenen an den „Jungen"; diese bilden die unterste Sprosse auf der Leiter bäuerlicher Rangordnung; sie müssen die Pferde lenken, wenn der Knecht pflügt, müssen ihm überhaupt zur Hand gehen, besonders beim Vieh, bis sie selbst endlich zum Knecht hinaufrücken und ihrerseits den „Jungen" hudeln, der an ihre Stelle tritt.

Ist das nicht die schönste gesellschaftliche Gliederung, die man sich nur wünschen kann? Aristokratie, Mittelstand, Proletariat, Alles auf Einem Hofe? Aber gerade der Aristokrat des Hofes, der „Hausmann" liebt es, den „Demokraten" zu spielen; von allgemeiner Gleichheit zu sprechen, ist ihm eine Lieblingsunterhaltung, ja mancher möchte gern für „roth" angesehen werden. Aber das ist nicht die moderne Demokratie, auf welche unsere Gendarmen fahnden: das ist die Demokratie der alten Griechen, die eine Masse dienender Leute voraussetzte, Metöken und Sklaven, und die eben deshalb nach unsern Begriffen nichts ist als die ausgeprägteste Aristokratie von 20,000 Gleichen, ruhend auf dem Substrate einer halben Million Beherrschter. Die Gleichheit in seinem Gemeinwesen, die er von altersher gewohnt ist, in dem nur der Hausmann über den Hausmann als erwählter „Hauptmann", „Swaren" (Geschworener im Alten Lande) oder „Schöffe" (in Hadeln) Recht sprach und die Kirchspiele durch ihre Versammlungen sich verwalteten, diese Gleich-

heit, die wegen der gemeinsamen Wehr gegen See und Strom sogar die Rittergüter in den Marschen von den Deichlasten nicht exempt werden ließ, — sie hat den Gleichheitssinn in einer solchen Weise ausgeprägt, daß der Marschbauer die Verletzung desselben — aber nur wenn sie von obenher kommt — aufs bitterste empfindet. Seit ihm daher in seine Selbständigkeit, die allerdings in vielen Dingen, wie in den Gerichten, fast zu bloßen Formen oder auch zu argen Misbräuchen herabgesunken war, größere Eingriffe gemacht sind, seit die Büreaukratie mehr in die „Länder" sich einmischt, wobei denn allerdings zuweilen vom Grünen Tisch her Maßregeln erlassen werden, die von Allem zeugen, nur nicht von Kenntniß der Marschen, hat sich der freie, schon an sich die Ungebundenheit liebende Bauer in einen entschiedenen Oppositionsmann verwandelt, zumal da er von Urahnenzeit her gewohnt ist, sich zum Widerstand gerüstet zu halten. Für die Beamten ist unter diesen Umständen schlecht umgehen mit dem Bauer. Schon der überwiegende Reichthum des Letztern, den er dem Beamten gegenüber geflissentlich zur Schau trägt, und der große Aufwand, den er macht, wird für diesen eine Last und mitunter sogar eine Gefahr; dies Letztere besonders am Spieltisch, wo der Bauer, wie ich Ihnen schon neulich schilderte, im Gegentheil etwas darein setzt, recht ins Volle zu greifen. In manchen Gegenden gefällt der Geldtrotz sich sogar darin, sich den Gehorsam erst durch theure Proceßkosten gleichsam abzwingen zu lassen; „will doch sêen, wer't am längsten ûthölt", ist ein Spruch, der nicht allein bei Privatstreitigkeiten, sondern hier und da selbst im Verhältniß zur Obrigkeit vernommen wird. Dieser Demokrat unserer Marschen opponirt, weil er Jemand über sich fühlt, zuweilen schon aus bloßer Oppositionslust; er opponirt aber sicher, wenn er sieht, daß Derjenige, der den Anspruch erhebt, ihm nicht gewachsen ist oder aber wenn er sich selbst in seinem Rechte gekränkt fühlt. Dann ist er aber auch fest, ja zäh bis zum Aeußersten, namentlich im Widerstande gegen die Ritterschaft sowie gegen Eingriffe in die communale Selbständigkeit, wenigstens wenn diese Eingriffe sich auch auf die Marschen erstrecken sollen. Auf diese Art ist es gekommen, daß, seit es eine allgemeine hannoversche Ständeversammlung gibt, die Deputirten der Marschen — wie freilich im Ganzen des Bremischen überhaupt — stets zur Opposition zählten. Dabei bewirkte das gemeinsame Interesse der Marschen, die Kleinheit der Districte, das communale Leben, welches die Leute mehr zusammenführte, zugleich eine große Einmüthigkeit der Beschlüsse; selten hat ein Marschdeputirter gegen die übrigen gestimmt, that er es aber, so mußten es ganz außerordentliche Fälle sein und auch dann noch konnte er sicher darauf zählen, daß der „Abfall" ihm zu Hause tüchtig eingetränkt wurde. Will man dies Gleichheitsstreben etwas Demokratisches nennen, ganz wohl, so ist es wenigstens das Einzige, was dem Marschbauern innewohnt; das Uebrige an ihm, was etwa an Massenherrschaft und dergleichen erinnern könnte, ist ein bloßer äußerlicher Anstrich, eine abstracte Theorie, geschöpft zum größten Theil aus einer sehr flüchtigen Lectüre einzelner Broschüren, zuweilen aber auch aus wissenschaftlichen Werken, deren es auf diesen Höfen, wo der Bauer in der Winterruhe einsam über seinem Grolle brütet, mehr gibt als man denken sollte. Sind solche Leute von Einfluß in ihrem Kirchspiele, so verbreiten sie dann die auf diese Art gewonnenen Ideen mit dem gewohnten Nachdruck, wodurch die Unzu-

friedenheit dann allerdings zuweilen ein sehr rasches Wachsthum gewinnt. Immer jedoch ist dieselbe rein negativ, sie hat und weiß nichts Positives, was sie schaffen will und würde selbst in die größte Verlegenheit gerathen, wenn sie mit ihrem Regiren einmal durchdränge. Nebenbei bemerkt, beschränkt diese Lust am Regiren sich nicht blos auf die Politik, vielmehr macht sie sich ganz ebenso auch auf religiösem Gebiete geltend, theils bei den Predigerwahlen, theils in häufigen Streitigkeiten mit den vorhandenen Geistlichen. Doch ziehe ich es aus leicht begreiflichen Gründen vor, dies Thema lieber unberührt zu lassen.

So geschlossen gegen außen, so scheinbar einmüthig zeigt sich die Marsch auf den ersten Blick. Sehen wir sie uns aber genauer an, betrachten wir namentlich die Stellung, welche diese „Demokratie" gegen die Kleinen Leute einnimmt, ja beschauen wir uns das Getriebe der Hausleute selbst — welch ein ganz anderes Bild tritt uns da vor Augen! Zunächst ist gegenüber dem Knecht und den „lütten Lüen", den Kleinen, von Gleichheit keine Rede mehr; hier ist der Punkt, wo der verkappte Aristokrat aus dem Nivellirer heraustritt. Gleichheit für Alle, aber Herrschaft des Bauern auf seinem Hofe über das Gesinde, über das geringere Volk in der Gemeinde: das ist seine politische Richtschnur, das auch die Grenze seiner Freisinnigkeit; ein wirklicher „Demokrat", der die Grundsätze der Gleichheit auch unter die Kleinen bringen, der auch die Letztern vollberechtigt in der Gemeine machen wollte, würde bald genug die schweren Fäuste seiner angeblichen Parteigenossen zu empfinden haben. Und nun erst untereinander, welcher Hader, welche Familiencoterien, welche Cliquen und Intriguen! Kein Diplomat kann verschmitzter sein als die Parteileidenschaft dieser scheinbar so schlichten Leute; hier ist jede List erlaubt, jede Waffe gerechtfertigt, den Privatfeind zu treffen oder einen lästigen Nebenbuhler zu beseitigen. Es ist kaum glaublich, welche Feindschaften hier genährt werden und wie lange, mit welcher Glut und aus welchen nichtigen Ursachen; viele stammen vom Spieltisch her, andere aus Processen, die meisten aus geheimen, aber eben deshalb nur um so gehässigern Ursachen. Die „fetten Marschen" mögen das Ideal des Landwirths und namentlich des Viehzüchters sein; das Ideal des Menschenfreundes sind sie ganz gewiß nicht.

Notizen.

Die münchener Dichter sind außerordentlich fleißig, besonders die Lyriker. Von Emanuel Geibel sind „Neue Gedichte" (Stuttgart, Cotta) erschienen; ebenso von Hermann Lingg (ebendaselbst). Friedrich Bodenstedt hat eine neue beträchtlich vermehrte Ausgabe seiner „Gedichte" in zwei Bänden unter der Presse; der erste Band unter dem Titel „Aus der Heimat und Fremde" (Berlin, Decker), meist bisher Ungedrucktes enthaltend, ist bereits erschienen. Auch Melchior Meyr hat einen Band „Gedichte" (Berlin, Springer) herausgegeben. Von Paul Heyse wurde die seit längerm er-

wartete „Braut von Cypern“ (Stuttgart, Cotta) soeben versandt und auch der verdiente Geschichtschreiber des spanischen Theaters und Uebersetzer des Firdusi, Friedrich von Schack, bekanntlich seit einiger Zeit ebenfalls dem münchener Dichterkreise angehörig, hat eine neue Sammlung von Nach- und Umbildungen indischer Sagenstoffe erscheinen lassen: „Stimmen vom Ganges“ (Berlin, Hertz). Von Franz Trautmann, über den wir erst kürzlich einige biographische Notizen mittheilten, liegt ebenfalls ein neues Werk vor; dasselbe ist in seiner bekannten Manier gehalten und führt den Titel „Münchener Stadtbüchlein“ (München, Fleischmann).

In einer unserer letzten Nummern brachten wir eine Correspondenz aus Brüssel, in welcher auf die Vorträge aufmerksam gemacht wurde, welche Karl Grün an der dortigen Freien Universität über deutsche Literatur und namentlich über Goethe's „Faust“ hält. Aus einer französischen Provinzialzeitung, die uns soeben von einem Freunde unsers Blattes zugesandt wird, ersehen wir, daß noch ein anderer deutscher Flüchtling, dessen Namen in der Bewegungszeit ebenfalls häufig genannt ward, besonders in und um Leipzig, Hermann Semmig, sich in ähnlicher Weise um die deutsche Literatur und deren Ausbreitung in der Fremde verdient macht: der „Courrier de Nantes“, eins der gediegensten Provinzialblätter, welches die gegenwärtige französische Presse noch aufzuweisen hat, brachte kürzlich aus der Feder des genannten Gelehrten eine Reihe von Artikeln über das bekannte Fragment des „Faust“ von Lessing. Der Verfasser hat dasselbe benutzt, eine gründliche und wohlgeordnete Uebersicht über Bedeutung, Entstehung und Ausbreitung der Faustsage im Allgemeinen sowie über ihre verschiedenen Bearbeitungen bei uns Deutschen daran zu knüpfen. Die Arbeit, in elegantem Französisch geschrieben, verbindet französische Anmuth mit deutscher Gediegenheit und wird gewiß nicht wenig dazu beitragen, die Kenntniß der deutschen Literatur und damit auch die Neigung zu ihr in Gegenden zu verbreiten, die bisher wol kaum noch davon berührt waren. Bei dieser Gelegenheit darf es denn wol auch verrathen werden, daß die zahlreichen, allgemein mit dem größten Interesse gelesenen Artikel, welche das „Deutsche Museum“ seit seiner Gründung unter dem Namen Ernst Naumann gebracht hat, Niemand anders als Hermann Semmig zum Verfasser haben. Er selbst wünschte damals diese Pseudonymität; jetzt indeß, wo der deutsche Flüchtling an den fernen unwirthbaren Ufern der Bretagne so tapfer kämpft für die Ehre deutscher Bildung und deutscher Kunst, glauben wir keine Indiscretion zu begehen, wenn wir einen Schleier lüften, der ohnedies von den nähern Bekannten des Verfassers gewiß schon längst durchschaut wurde. Auch die interessanten „Skizzen aus der Bretagne“, welche vor einiger Zeit unter der Chiffre H. S. im „Ausland“ standen, dürften aus derselben Quelle stammen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.